König Friedrich der Grosse

Reinhold Koser

Digitized by Google

22.

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

From the Library of
SIDNEY B. FAY, '96
The Gift of his children

Digitized by Google

Digitized by Google

König Friedrich der Große

Zweiter Band

Digitized by Google

S. B. Fay

König Friedrich der Große

Von

Reinhold Koser

Zweiter Band

Erste und zweite Auflage

Stuttgart und Berlin 1903
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Digitized by Google

Ger 4275.222.2 (2)

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 2 1972

Alle Rechte vorbehalten

67 X 374

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Sechstes Buch.

Drei Offensivfeldzüge, 1756—1758.

Seite

Erster Abschnitt. Verlauf und Wirkungen des Feldzuges von 1756 . . . . . 11—53

Vorbereitungen, Besetzung von Sachsen 11—26. Lobositz und Pirna 26—37. Ausbau der Koalition gegen Preußen 37—53.

Zweiter Abschnitt. Prag und Kolin . . . . . 54—98

Vorbemerkung 54—55. Verhandlungen mit England und Hannover 56—62. Feldzugsplan 62—76. Prag 76—86. Kolin 86—98.

Dritter Abschnitt. Von Kolin nach Leuthen . . . . . 99—148

Feldzug gegen die Oesterreicher in Böhmen und der Lausitz 99—114. Feldzug gegen die Franzosen, Schlacht bei Roßbach 114—136. Breslau und Leuthen 136—148.

Vierter Abschnitt. Das Jahr 1758 . . . . . 149—196

Die Gegner nach Leuthen 149—158. Bis zum Abzug von Olmütz 159 bis 175. Rückzug durch Böhmen, Schlacht bei Zorndorf 175—186. Schlacht bei Hochkirch, Ausgang des Feldzugs 186—196.

Siebentes Buch.

Vier Defensivfeldzüge, 1759—1762.

Erster Abschnitt. Feldzug von 1759 . . . . . 199—238

Vorbereitungen und Stimmungen 199—213. Der Feldzug bis Kunersdorf 213—225. Defensive nach Kunersdorf, Kapitulation von Maxen 225—238.

Zweiter Abschnitt. Friedensverhandlungen. Feldzug von 1760 . . . . . 239—279

Friedensverhandlungen und neue Kriegsvorbereitungen 239—251. Bis zur Schlacht bei Liegnitz 251—265. Torgau 265—279.

Dritter Abschnitt. Das Jahr 1761 . . . . . 280—300

Vorbereitungen 280—284. Verlauf des Feldzugs 284—294. Ergebnisse 294 bis 300.

Vierter Abschnitt. Siebenter Feldzug und Friedensschlüsse . . . . . 301—336

Umschwung der politischen Lage, Friede mit Rußland und mit Schweden 301—313. Verlauf des Feldzugs 313—323. Friede von Hubertusburg 323—331. Schlußbemerkungen 331—336.

Digitized by Google

Achtes Buch.

Wiederaufnahme der Friedensarbeit und neue Gebietserweiterung.

Seite

Erster Abschnitt. Das Retablissement . . . . . 339—382
Vorbemerkung 339—340. Heimkehr aus dem Felde 340—344. Retablissement des eigenen Hauses 344—352. Retablissement des Staates 352—382.

Zweiter Abschnitt. Verwaltungsreformen und Schutz der nationalen Erwerbsthätigkeit . . . . . 383—423
Verwaltungsreformen 383—395. Gewerbepolitik 395—406. Handelspolitik 406—416. Agrarisches Schutzsystem 416—423.

Dritter Abschnitt. Bündnis mit Rußland und erste Teilung Polens . . . . 424—474
Bündnis mit Rußland und polnische Königswahl von 1764 424—439. Beginn des polnischen Bürgerkrieges und des russisch-türkischen Krieges 439—451. Preußens Mittelstellung zwischen Rußland und Oesterreich 452—463. Die erste Teilung Polens 463—474.

Vierter Abschnitt. Westpreußen . . . . . 475—496
Besitzergreifung 475—477. Abtretung durch den polnischen Reichstag 477 bis 481. Einrichtung der neuen Verwaltung 481—496.

Fünfter Abschnitt. Staatshaushalt und Heerwesen . . . . . 497—514
Staatshaushalt 497—501. Heeresstärke 501—502. Zustand des Heeres 502 bis 512. Strategie 512—514.

Neuntes Buch.

Letzter Krieg und letzter Friede.

Erster Abschnitt. Bairischer Erbfolgekrieg . . . . . 517—539
Uebersicht der auswärtigen Politik seit 1772 517—522. Vorgeschichte des Krieges 522—530. Militärischer Verlauf 530—535. Friede von Teschen 535—539.

Zweiter Abschnitt. Justizpflege und Kirchenpolitik. Landrecht und Staatsform 540—561
Justizpflege 540—547. Kirchenpolitik 547—556. Landrecht und Staatsform 556—561.

Dritter Abschnitt. Der alte König und die neue Bildung . . . . . 562—601
Verhältnis zu der älteren und der jüngeren französischen Bildung 562—580. Abwendung von der spekulativen zur Moralphilosophie 580—587. Pädagogische Bestrebungen 587—597. Verhältnis zu der deutschen Litteratur 597 bis 601.

Vierter Abschnitt. Der deutsche Fürstenbund von 1785 . . . . . 602—621
Abwandlungen der europäischen Politik seit 1779 602—612. Entstehung des Fürstenbundes 612—618. Seine Bedeutung 618—621.

Fünfter Abschnitt. Ausgang und Ergebnisse . . . . . 622—666
Historischer Rechenschaftsbericht 622—630. Jahreseinteilung, Berührungen mit der Außenwelt 630—639. Stilleben in Potsdam 639—652. Letzte Krankheit und Tod 652—656. Nachklänge und Nachwirkungen 656—666.

Anmerkungen . . . . . 667—694

Digitized by Google

Sechstes Buch.

Drei Offensivfeldzüge, 1756—1758.

Digitized by Google

Der siebenjährige Krieg hat die Großmachtstellung Preußens nicht geschaffen, aber wider alle Anfechtungen und Zweifel erhärtet und zur Anerkennung gebracht. Noch nach dem zweiten schlesischen Kriege nannte ein französischer Staatsmann den König von Preußen einen Filigrankönig, dessen Macht nicht ernsthaft zu nehmen sei. Nach dem dritten Krieg schrieb 1773 der Graf von Broglie in einer für Ludwig XV. bestimmten Denkschrift über die Gesamtlage der europäischen Politik, König Friedrich dürfe heute als der Fürst betrachtet werden, der des höchsten Grades von Macht sich erfreue.

Für die neuere Geschichte Deutschlands bedeutet der siebenjährige Krieg die Ablegung einer ersten nationalen Kraftprobe. In dem zähen Ringen der norddeutschen Stämme, Preußen und Hannoveraner, Braunschweiger und Hessen, offenbarte sich, welche Fülle autochthoner Widerstandskraft in dem seit Jahrhunderten zerrissenen Lande sich wieder angesammelt hatte. Trotz der schmachvollen Flucht der Reichsarmee blieb der Tag von Roßbach ein deutscher Ehrentag: von dem preußischen Ruhm fiel nach dem Worte des Freiherrn von Stein ein Abglanz sogar auf die Besiegten. Auf die Dauer konnte die Nation mit diesem Abglanz sich nicht begnügen wollen; in dem Augenblick, da Deutschland sich entschloß, der preußischen Führung zu folgen, sind die alten deutschen Ehren wieder allen Deutschen nach gleichem Maß zu teil geworden.

Das europäische Staatensystem hat mit dem siebenjährigen Kriege die Grundlagen gewonnen, die ihm seither, nur für kurze Zeit durch den Wogenprall der napoleonischen Sturmflut erschüttert, geblieben sind. Der Kreis einer Anzahl großer Mächte, derselben, die in jenem Weltkriege um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Kräfte gemessen hatten, hat sich in der jüngsten großen Kriegsperiode zwar erweitert durch den Eintritt einer sechsten Macht, aber nicht gelöst oder verwandelt, und das neue Deutsche Reich ist in der alten Staatengemeinschaft nur der Erbe der bereits anerkannten europäischen Vorrechte und Ansprüche Preußens geworden.

Uns wird bei aller Bedeutung für die Geschichte Preußens, Deutschlands, Europas dieser Krieg vor allem ein persönliches Interesse haben.

Der König von Preußen war ohne Frage schon vor dem Jahre 1756 derjenige Mann in Europa, mit dem die Welt sich am meisten beschäftigte, in

Digitized by Google

Beifall und Mißgunst, in Haß und Liebe. Der Mann des Jahrhunderts wurde er doch erst, als Europa sich zusammenthat, um, wie d'Alembert sagte, ihn zu bekämpfen und ihn zu bewundern, und als in den Straßen einer deutschen Reichsstadt Verwandte sich nicht begegnen konnten, ohne daß es Händel setzte, wie in Romeo und Julia, für oder wider Friedrich und Maria Theresia. Den Namen des Großen, den die helle Begeisterung seiner dankbaren Unterthanen schon nach den ersten Siegen freigebig ihm erteilte, würde das Ausland, die Nachwelt ohne den siebenjährigen Krieg schwerlich anerkannt haben: „grand homme manqué" hieß der König von Preußen 1746 den Franzosen.

Bis zum siebenjährigen Kriege ist Friedrich ein Werdender gewesen. Jetzt ward er fertig; zugleich aber, wie er selbst geklagt hat, zum Greise.

Wenn er jetzt die Rechnung seines bisherigen Lebens zog und auf seine ersten Anfänge zurückblickte, so konnte er das bittere Wort nicht unterdrücken, daß er seine Jugend dem Vater habe opfern müssen. Eindrücke — so hat er ein andermal gesagt —, die man in solchem Alter empfängt, verwischen sich nicht so leicht; sie haben nachgewirkt, diese ersten Jugendeindrücke, mehr als auf einen flüchtigen Blick scheinen möchte. Zu früh hatte sich sein Herz zugeschlossen, zusammengekrampft, als daß Mißtrauen und Bitterkeit sich je ganz wieder hätten bannen lassen.

Die idyllischen Rheinsberger Tage waren gefolgt, die glücklichste Zeit seines Lebens, als die sie in der Erinnerung stets ihm erschien; mit dem frischen und vielfältigen Reiz ernster, anhaltender Studien, heiteren Lebensgenusses, behaglicher Häuslichkeit und geistig angeregten Verkehrs; aber auch mit dem nagenden Unmut über die gedrückte Lage des Staates, dessen Erbe der Einsiedler vom Remusberge zu werden bestimmt war, und mit der geheimen Ungeduld, einen großen Namen „in den Zeitungen und dereinst in der Geschichte" zu erlangen.

Schnell genug hatte dann ihm und seinem Staate Fortuna Ehren und Ruhm die Fülle in den Schoß geworfen. Volles Genüge aber und innerste Befriedigung hatte er auch jetzt nicht gefunden. Und wenn es ihm gelungen war, die Natur des „Zwitterwesens zwischen Kurfürstentum und Königreich" zu entscheiden, so war doch in seiner Brust der Zwiespalt noch nicht geschlichtet, sein eigenes Wesen noch immer nicht völlig geklärt. Wollte der Philosoph von Sanssouci in seinen poetischen Episteln, wie wir es hörten, die Tugenden des Herzens hoch über allen Glanz des Geistes und Witzes stellen, so meinte ein Valory, daran erkenne er seinen König von Preußen, der sich selbst etwas einzureden suche. Friedrich entwarf in diesen Selbstbetrachtungen das Bild, dem er ähnlich zu sein wünschte, das Bild des in sich ausgeglichenen, über Leidenschaften und Schwächen und Vorurteilen erhabenen Weltweisen. Aber weit entfernt von olympischer Ruhe blieb er doch der echte und rechte Sterbliche, ein Stimmungsmensch, bald im Zorn auffahrend, bald „wie ein zerstreuter Gelehrter" in Träumerei versunken, und bei aller Selbstbeherrschung, die er zu üben meinte, geschah es doch immer von neuem, daß er wie dem Witze und der Zunge, so der Empfindung und den Thränen freien Lauf ließ: „stets im Widerspruch mit sich selbst", sagten die Mißgünstigen. Bis zu welchem Grade unbewußt

und unfrei er unter der Herrschaft seiner Stimmungen stand, beobachten wir, wenn ihm bei anderen ein allzu heftig auftretender seelischer Schmerz als unecht erscheinen will, während gerade er selbst bei Verlusten derer, die ihm teuer waren, sich dem ersten Eindruck des Schmerzes jedesmal fast widerstandslos überläßt.

Auch der Staatsmann ist von diesem Gewoge der Stimmungen nicht unberührt geblieben. In überraschender Weise zeigt Friedrichs Politik bisweilen eine Mischung von zurückhaltender Berechnung und vorbrechender Lebhaftigkeit, von ausgeprägtem Argwohn und jener fast eigensinnigen Zuversichtlichkeit, die ihn zu dem Versuch verleitet, Unvereinbares zusammenzufassen und bei einem Abschluß mit England die Beziehungen zu Englands Todfeind festzuhalten. Wie oft hat er nicht seinen Offizieren und seinen Diplomaten und vor allem sich selbst die Weisheit des normannischen Sprichwortes „Défie-toi! De qui? de tout le monde“ eingeprägt. Er erklärt, daß das erste Gelübde, welches dem Politiker abgefordert wird, dem Gott des Geheimnisses gebührt; er will sein Hemd zerreißen, wenn es seine Gedanken erraten könnte, und sagt gern, wer in seine Geheimnisse eindringen wolle, der müsse ihn selber bestechen. Und doch weiß er, daß sein Geheimnis nicht völlig bei ihm sicher ist, daß seine Lebhaftigkeit im Gespräch ihn hinreißt, daß der erste Eindruck ihn überwältigt, daß er sich vor dem ersten Augenblick, der stürmisch bei ihm ist, in acht nehmen muß. Er macht es sich deshalb zur Regel, die er freilich oft übertritt, die fremden Diplomaten möglichst von sich fern zu halten; einer von ihnen, der Franzose Tyrconnell, der sich die Ergründung dieses Charakters in nicht eben wohlwollender Weise angelegen sein läßt, findet, daß es nicht schwer sei, ihm sein Geheimnis zu entlocken; daß er überaus mißtrauisch sei, aber doch leichtsinnig und unüberlegt und seiner angeborenen Art nach vorlaut. Derselbe Gesandte hat geglaubt, ihn den furchtsamsten und unentschlossensten Menschen nennen und den innerlichen Mut ihm absprechen zu sollen; Friedrich ist ihm ein Schwarzseher, der sich vor eingebildeten Gefahren erschrecklich fürchtet. So spricht der ähnlich voreingenommene Engländer Hyndford in den Anfängen der Regierung von des jungen Königs Ueberhebung im Glück und seiner Verzagtheit beim geringsten Unfall, und nicht minder absprechend haben später des Königs eigene Brüder samt dem Anhang ihrer Nachbeter geurteilt. Aber auch der treu ergebene Kabinetsrat ist hie und da geneigt gewesen, aus dem Wechsel der Eindrücke und aus der Ungeduld den Wechsel der Entschlüsse und der politischen Aufstellung herzuleiten.

Der siebenjährige Krieg hat dann keinen Zweifel darüber gelassen, was in einer zunächst verwirrenden Mischung der Charakterzüge, in dieser Zusammensetzung aus allen Gegensätzen, wie Tyrconnell den König von Preußen nannte, die starken, beherrschenden Elemente waren. Jetzt erst offenbarte sich Friedrichs eigentümlichste Stärke, seine unvergleichliche Größe. Der den meisten als unbeständig und manchen als unentschlossen galt, bewies jetzt, daß Entschlossenheit und Standhaftigkeit gerade die hervorragendsten seiner Eigenschaften waren. Nicht daß Friedrich jedesmal den richtigen Entschluß gefaßt hätte; mehr als einmal hat er in entscheidenden Augenblicken durchaus fehlgegriffen. Nie aber hat ihm versagt die Fähigkeit und Kraft zum Entschluß,

und, was mehr ist, nie die von einem Moltke an ihm bewunderte Fähigkeit, den Entschluß bei sich selbst zu finden, „alles von sich selbst zu nehmen". Nicht daß er seinen Entschluß nun jedesmal auch festgehalten hätte; was ihm den Ruf der Unbeständigkeit eingetragen hatte, war eben jener rasche Wechsel seiner Politik gewesen; aber in geringeren Dingen oft an ihm vermißt, hat seine Beharrlichkeit jenseits einer gewissen Grenze, auf die härteste Probe gestellt, sich um so unerschütterlicher erwiesen. Beide, Entschlossenheit und Standhaftigeit, wuchsen ihm mit den Gefahren. Die höchste Probe des Feldherrn, das Heer nach der Niederlage zum Siege zu führen, Friedrich hat sie sechs Jahre hindurch immer von neuem abgelegt. „Er ist vornehmlich groß gewesen in den entscheidendsten Augenblicken, und das ist die schönste Lobrede, die man auf seinen Charakter halten kann" — so, bei scharfer Kritik der einzelnen Schritte, das Gesamturteil Napoleons über Friedrich.

An solchem Lob aus solchem Munde wird der größte Held sich genügen lassen dürfen, ob immer Friedrich dem Großen der Uebereifer der Modernsten Eigenschaften und Entwürfe leihen zu müssen geglaubt hat, durch die er noch größer, gewaltiger, dämonischer dastehen soll. Dämonische Naturen in seinem Sinne des Begriffes, als Gefäße ungeheurer, den Lauf der geschichtlichen Entwickelung durchkreuzender Thatkraft und rastlosen Schaffensdranges, hat Goethe sowohl Friedrich den Großen wie Napoleon genannt; aber ein geistvoller Beurteiler hat den Unterschied zwischen beiden gerade darin sehen wollen, daß Friedrich sich von seinem Dämon, anders als Napoleon, nicht wie von einem Sturmwind regieren ließ. Allerdings, gar mancher war während des langen Krieges geneigt, ihm eine Steigerung der Willensstärke in das Eigensinnige vorzuwerfen und einen neuen Karl in ihm zu sehen, der nur noch den Eingebungen seiner Laune folge. Der Gedanke an Karl XII. lag nahe. Aber deshalb und weil er eine verwandte Ader in sich fühlte, hat Friedrich selber um so entschiedener das Tafeltuch zwischen ihnen beiden entzweigeschnitten und den Schwedenkönig sich allezeit als warnendes Beispiel vorgehalten, „den außerordentlichen Menschen, den König, welcher der Aventiuren des alten Rittertums würdig war, den landstreichenden Helden, bei dem alle Tugenden durch Uebertreibung in Laster ausarteten". An dieses Königs Uebermut in Glück und Sieg erinnert er sich und andere 1745 in der eroberten sächsischen Hauptstadt, entschlossen, der Welt viel Mäßigung zu zeigen, um sie von der mit ihm, dem preußischen Heereskönig, verknüpften Vorstellung ausschweifenden Ehrgeizes zurückzubringen. Ueber Karls Talente und Charakter verfaßt er jetzt, während des siebenjährigen Krieges, „zu seiner eigenen Belehrung" eine Abhandlung: Friedrich verurteilt Karls brennenden Durst nach Rache, seine unermeßliche Begierde nach Ruhm, die beide ihm den Sinn unversöhnlich gemacht haben, so daß er, da der Friede nicht bloß mit Ehren, sondern auch vorteilhaft geschlossen werden konnte, den Frieden verwarf, weil Krieg führen und den Gegner entthronen ihm als eines und dasselbe erschien.

Ohne dunkle Kehrseite aber blieb auch Friedrichs Heldentum nicht. Wir waren so daran gewöhnt, beständig die Kanonen zu hören, daß wir zuletzt die sechspfündigen Kugeln kaum beachteten — so durfte König Friedrich nachmals

vom siebenjährigen Kriege erzählen. Wer gegen die Eindrücke der unmittelbaren Gefahr so ganz sich abstumpfte, und wem jahraus jahrein und Tag für Tag in immer neuer Gestalt die Sorge sich ums Lager stellte, wie hätte dem nicht auch der Sinn sich verhärten, starre Rinde und dreifach Erz um die Brust sich legen sollen. Noch schneidender und abstoßender wirkten jetzt die Schroffheiten seines Wesens, sonder Hülle brach die Gewaltsamkeit hervor, die in der Tiefe dieser starken Seele lag. Schon verglich man ihn dem Manne, von dem geschrieben steht: „Er wird ein wilder Mensch sein, seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand gegen ihn.“ Wider jedermann, nicht bloß wider die Feinde. Immer mehr bemächtigte sich seiner die stolze Menschenverachtung, das tragische Erbteil der großen Staatsmänner. In frischer, die höchsten Kränze vorweg fordernder Anmaßlichkeit hatte einst der junge Fürst sich ganz auf sich selber gestellt; wie viel weniger ließ der in steter Uebung selbständigen Entschlusses und selbständigen Handelns Ergraute, seines Könnens jetzt ganz Sichere, noch Rat oder Einrede gelten! Er sei despotisch in allem, auch als Dichter, Redner, Geschichtsschreiber, Philosoph, urteilte in den späteren Jahren ganz zutreffend des Königs Tischgenosse Lucchesini; gerade aber der große Dichter wußte in der Wahlverwandtschaft des Genies Wesen und Recht dieser despotischen Ader zu würdigen und gab auf die Frage: „Warum ich Royaliste bin?“ die Auskunft:

Das ist sehr simpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel.
Mußt aber alles selber thun,
Konnt' niemand fragen;
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm niemand was sagen.

Wer es mit dem Könige nicht verderben wollte, der mußte, so meinte man, durchblicken lassen, daß er des Gebieters Ueberlegenheit fühle. Da knirschten nun gerade die kräftigsten Naturen in seiner Umgebung, und die, welche dem Thron am nächsten standen, wie die Brüder, und schalten auf ihn in seinem eigenen Lager kaum minder erbittert, als die offenen Feinde in den gegnerischen Hauptquartieren und Kabineten, und wagten doch nicht, wider den Stachel zu löken. Und wie wäre das eine Entscheidende, darin Preußen der Menge seiner Widersacher überlegen blieb, wie wäre die äußerste Anspannung aller Kräfte und die Zusammenfassung aller Einzelwillen in dem Willen des Einen, zu erreichen gewesen, ohne diese „Furcht vor dem gebieterischen Willen des Königs“, von der Clausewitz einmal spricht. Denken wir diese Furcht hinweg — möchte dann nach den Niederlagen von Kolin und Breslau die Auflösung des Heeres und des Staates hinter den heillosen Erscheinungen der Tage von Jena und Auerstädt zurückgeblieben sein?

So gewandelt geht der Held aus dieser furchtbaren Prüfung hervor, nicht mehr hell und freudig, nicht warm und mild, sondern trüb, kalt und hart wie ein sonnenloser Wintertag. Das glücklichste aller Glückskinder, wie der junge König lachenden Mundes sich selbst genannt hatte, ist der alte Fritz geworden,

grämlich, verhärmt, verhärtet, so wie in dem Antlitz die weiche Rundung der Züge den allbekannten strengen und spitzen Linien gewichen ist.

Aber wie die Stimme ihren alten einschmeichelnden Klang, „weich selbst beim Fluchen", behalten hat, so glimmt doch noch im Grunde des Herzens ein Funke warmer, weicher Empfindung. Noch immer wird das Auge leicht ihm feucht. Er selbst schilt auf diese Empfindsamkeit, auf diese Nachgiebigkeit gegen äußere Eindrücke, da sie ihm die Schwere des Daseins, die Aufregungen des Augenblicks nur um so peinvoller macht. Er gibt seiner Seele „Stockschläge", er denkt, daß Philosophie und Erfahrung seine natürliche Lebhaftigkeit gebändigt haben sollen, und muß sich endlich doch sagen, daß ein mit so heißen Leidenschaften Geborener die ersehnte „Unempfindlichkeit des Stoikers" nicht erreichen kann. Und wäre er noch eine Natur gewesen, die an der That und am Einsatz aller Kräfte, am Wetten und Wagen, am heldenhaften Ringen mit dem feindseligen Geschick innerliche und ausschließliche Freude, leidenschaftliches Genügen, Seligkeit empfunden hätte. Aber immer wieder kommt die Sehnsucht nach dem Stillleben, nach der Einsamkeit des Studierzimmers zum Durchbruch, die sentimentale Sehnsucht des achtzehnten Jahrhunderts, die das beste Teil in beschaulicher Bestellung des Gärtleins sieht. Der Mann, an dem die anderen die „mehr als menschliche" Festigkeit bewundern, seufzt: „Der Geist der großen Männer ist nicht der meine", und bezeichnet sich als den, dem Wagnisse und Glücksspiel verhaßt sind. Als Martyrium, als Fegefeuer beklagt er sein Heldentum; „ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks" ist der Lorbeerkranz auch ihm gewesen. Er ist allmählich der Katastrophen so gewohnt, daß er die kommenden Ereignisse „nur noch fürchtet"; er bebt, wenn er einen Brief erbricht, und erschrickt, wenn die Thüre sich öffnet.

Vordem hatte er in Karl XII. den einzigen pathetischen Typus des Jahrhunderts gesehen; jetzt sagt er von sich selbst, daß er allen Erfordernissen eines tragischen Bühnencharakters genüge. Alles kommt zusammen: jener Verzicht auf die kleinen Bequemlichkeiten und Genüsse seines anspruchslosen Haushaltes und auf die Anregungen und den heiteren Zauber der Tafelrunde von Sanssouci; der Gram, des Landes Wohlfahrt zerstört, die Saaten des Friedens zertreten zu sehen; bald schon die Unfähigkeit zur rechten Freude an den Erfolgen, wenn sie einmal nicht ausbleiben, an dem Ruhm und an dem Werkzeug des Ruhms, dem Heere, das da verwildert und sich zerrüttet; die Voraussicht endlich, trotz allen Ringens endlich unterliegen zu müssen, diese „peinlichen Grübeleien des Wassersüchtigen", „der Tag für Tag die Fortschritte seiner Krankheit feststellt, die Kälte als Todesboten schon in den Gliedern spürt, und den Augenblick voraus berechnet, da auch das Herz absterben wird". Und indem ihm so „das Ende des Stückes" allezeit vor Augen steht, gelobt er sich, daß mit dem „Schlusse des fünften Aktes", mit dem letzten Widerstand gegen das unabwendbare Verhängnis auch für ihn selbst die Zeit vorbei sein soll. Diese Todesgedanken begleiten ihn den ganzen Krieg hindurch: schon 1757 gesteht einer der Tadler im eigenen Lager, daß es nicht leicht einen Unglücklicheren geben kann, als den, dessen Einbildungskraft immer mit Todesgedanken beschäftigt ist und der mit einem Fuß bereits im Grabe steht.

Hat Friedrich, wenn er sich einen tragischen Charakter nannte, auch das Moment der eigenen Verschuldung damit anerkennen wollen? Gewiß hat er den Sturm, der sein Leben erfüllt hat, selbst entfacht. Er hat einen Gegner auf Tod und Leben herausgefordert, und dann, da er es noch gekonnt hätte, ihn nicht zu Boden gestreckt; denn wohl dürfte es in seinem ersten Kriege bei ihm gestanden haben, die Hand, die nachmals ihm so schwere Wunden geschlagen hat, ganz und für immer zu entwaffnen. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, weder bei seinen Lebzeiten noch in der Folgezeit, die all sein Thun seit der Eroberung von Schlesien aus der Unruhe eines bösen Gewissens haben herleiten wollen. Friedrich hat als großer Realpolitiker die Grenzen des politisch Erlaubten weit gesteckt und hat dem einst öffentlich von ihm verurteilten Machiavell später eine förmliche Ehrenerklärung gegeben; aber es unterscheiden sich ihm doch beim Rückblick auf seine eigenen Handlungen solche, die ihm durchaus unbedenklich und gleichsam selbstverständlich erscheinen, und andere, die er entschuldigen zu müssen glaubt. Schon der alte Garve hat treffend bemerkt, daß Friedrich, so oft und so angelegentlich er seinen ersten Frieden, den Sondervertrag von Breslau, den Abfall von dem Bündnis mit Frankreich, zu rechtfertigen gesucht hat, doch nie ein Wort der Entschuldigung für seinen ersten Krieg, für die Eroberung von Schlesien übrig gehabt habe, und daß ihm vollends im siebenjährigen Kriege nie, selbst in den größten Bedrängnissen nicht, der geringste Zweifel an der Gerechtigkeit seines Thuns aufgestiegen sei. Es ist nicht anders: in dem Besitz von Schlesien, dem noli me tangere seines politischen Daseins, hat er sich durch Gewissensbedenken ebensowenig beirren lassen, wie durch das Dräuen und Anstürmen des verbündeten Europas, und mehr noch als schon sein zweiter Krieg hat ihm dieser dritte immer als ein ihm aufgezwungener Verteidigungskampf gegolten. Es wäre denn, daß man aus all den unvergleichlichen Briefen, die vielmehr als Selbstgespräche denn als Mitteilungen anzusehen sind, entweder bewußte Heuchelei, oder den Versuch das Gewissen zu betäuben, oder vollendeten Selbstbetrug herauslesen wollte — da wo wir den todmüden Kämpfer bewundern, der in Trübsal und Bangen und den schwersten Anfechtungen sich immer wieder aufrichtet an dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, und an dem Vorsatz, seine Pflicht weiter zu thun, oder, wie Carlyle einfach und schön gesagt hat, „an der Hoffnung auf sein eigenes bestes Bemühen bis zum Tode".

Dieser Glaube an sich selbst und an seine Sache war ihm um so lebendiger, je mehr er sich der entscheidenden Bedeutung dieses Krieges als eines großen Wendepunktes in den Geschicken Preußens, Deutschlands, Europas bewußt war. „Das Größte, was dem Menschen begegnen kann," sagt Ranke von der britischen Elisabeth, „ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen: dann erweitert sich das persönliche Dasein zu einem welthistorischen Moment." Wohl philosophierte Friedrich, daß in der Unermeßlichkeit des Weltalls und in der Flucht der Zeiten dieser Kampf nur ein Froschmäusekrieg sei; aber für diese kleine Erde sieht er von der Ueberwältigung Preußens Folgen genug voraus: wilden Hader zwischen den Siegern, Umwälzung auf Umwälzung im europäischen Staatensystem, dazu schwere Gefahren

für die Zukunft der deutschen Geisteskultur, da der Sieg seiner Feinde der Unduldsamkeit freie Bahn schaffen wird zur Verfolgung aller derer, welche die Leuchten ihrer Vernunft nicht auslöschen wollen. Wohl bleiben die Bilder der nationalen Zukunft und der einstigen Kaiserherrlichkeit seines Hauses seinem Blick verschlossen; aber den großen Gestalten der deutschen Vergangenheit reicht er über die Jahrhunderte hin die Hand und sieht in seinem Kampfe die Fortsetzung des schmalkaldischen und des dreißigjährigen Krieges wider den „Despotismus der Ferdinande". Wohl meint er in einer Stunde dumpfer Entsagung, der Staat habe vor ihm bestanden und werde nach ihm bestehen — wie denn der Begriff Brandenburg nicht durch die wendische oder germanische Bevölkerung, nicht durch die askanische oder zollerische Landesherrschaft bestimmt wird. Aber das Brandenburg, das Preußen, das er aufgerichtet hat, zu dessen Größe er „mehr als irgend ein anderer seines Hauses" beigetragen zu haben früh sich rühmen durfte, das steht und fällt mit dem guten oder bösen Ausgang dieses Krieges, das steht und fällt mit seinem Schöpfer. Von diesem Preußen gilt ihm: es sei wie es ist oder es höre auf zu sein; weil für diesen Staat das Leben ebensowenig der Güter höchstes ist, wie für diesen König, der die Schande nicht überleben will, und der allen Mahnungen, sich den feindlichen Geschossen nicht auszusetzen, das Wort entgegenhält: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe; wohl aber, daß ich meine Pflicht thue und für das Vaterland kämpfe, um es zu retten, wenn es noch zu retten ist."

Wenn irgend jemand, so hätte Friedrich das Recht gehabt, von der Notwendigkeit seiner Erhaltung, von seiner Unentbehrlichkeit zu reden. Daß er unter den Lebenden blieb, war notwendig für seinen Staat, notwendig auch für seinen Nachruhm. Hätte eine Kugel ihn dahingerafft, wie den Helden des nordischen Krieges, er würde in der Geschichte, trotz alles von ihm erhobenen Einspruches, eben nur als der preußische Karl XII. fortleben. Friedrich hat ein andermal gesagt: „An der Stelle, wo ich stehe, muß man handeln, als sollte man niemals sterben." Ein Widerspruch liegt zwischen den beiden Worten nicht; sie enthalten die beiden Seiten seiner Auffassung von dem persönlichen Verhältnis des Fürsten zum Staate. Hier spricht der Herrscher, der gleichsam unpersönlich ganz aus dem Ich des Staates heraus denkt und handelt und dem unsterblichen Staat sich selbst gleichsetzen darf; dort ist es der erste Diener des Staates, der da in Demut bekennt, daß vor der Majestät des Staates jedes Menschenleben gleich wenig gilt, ob nun der König oder der geringste Kriegsknecht fällt. Für den ganzen Krieg jener sieben Jahre ist dieses „Es ist nicht nötig, daß ich lebe" gleichsam das Motto, eine schlichte und treue Spiegelung des Helden in seinem königlichen Pflichtgefühl, seiner philosophischen Ergebung, seiner soldatischen Tapferkeit.

Erster Abschnitt.

Verlauf und Wirkungen des Feldzugs von 1756.

Das in mehr als einer Schlacht besiegte preußische Heer hat am Ausgang des siebenjährigen Krieges als unbezwingbar gegolten; nicht so das bisher immer siegreiche beim Beginn des großen Kampfes.

Noch hatte sich die österreichische Macht mit der preußischen nie gemessen, ohne daß sie zugleich andere Gegner zu bestehen gehabt hätte: Baiern und Sachsen, Neapolitaner und Spanier, und vor allem die Franzosen. Jetzt, da Frankreich seine Hand von Preußen abgezogen hatte, gab ein französischer Minister der allgemeinen Ansicht seiner Landsleute dahin Ausdruck, daß der König von Preußen sich selbst sagen müsse, die Kaiserin-Königin werde an Macht ihm immer überlegen und allemal besser im stande sein, den Krieg auf die Dauer auszuhalten, als er, dessen Macht doch noch lange nicht so befestigt sei, wie die des Hauses Oesterreich. So meinte auch Graf Kaunitz zuversichtlich, habe Oesterreich von anderer Seite nichts zu besorgen, dann würden die eigenen Streitkräfte wohl noch zureichend sein, Preußen über den Haufen zu werfen: von diesem Satz ging im Juni 1755 sein erster Ratschlag zum Angriffskriege aus — wenn Kaunitz auch von Stund an rastlos darauf hinarbeitete, zu desto jäherem Verderben des Gegners Bündnis an Bündnis und Heer an Heer zu hängen.

König Friedrich selbst hat seinen Hauptgegner so wenig unterschätzt, daß er Zeit seines Lebens die österreichische Kriegsmacht als der preußischen ebenbürtig betrachtet hat. „Wenn wir ebensoviel Verbündete als Feinde haben" — hörten wir ihn einige Jahre vor dem neuen Zusammenstoß über die Aussichten eines Krieges mit Oesterreich sagen,[1]) „werden wir uns mit Ehren herausziehen, dank der Vortrefflichkeit unserer Disziplin und dank dem Vorteil, den die Schnelligkeit vor der Langsamkeit voraus hat." Und wenn er es an sich als ein Gebot der gesunden Vernunft bezeichnet, bei einem Krieg Eroberungen ins Auge zu fassen, so setzt er doch sofort hinzu: „Aber da in allen unseren Kriegen Europa

[1]) Bd. I, 558.

sich in zwei große Gruppen teilt, so ergibt sich ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte und bewirkt, daß man nach allen Erfolgen beim allgemeinen Frieden um nichts vorwärts gekommen ist." In dem politischen Testament von 1752 dient ihm der Hinweis auf dieses Gleichgewicht der großen europäischen Parteien als eine Warnung gegen den Eintritt in einen Angriffskrieg.

Er hatte die Erfahrung von 1744 nicht umsonst gemacht. Um das von der einen Partei gewonnene Uebergewicht wieder aufzuheben, hatte er damals sein schweres Schwert in die Schale der anderen geworfen: in der Hoffnung, von Frankreich unterstützt und von Rußland, wo nicht unterstützt, so doch nicht gehindert zu werden, hatte er die österreichische Macht niederzukämpfen und in Böhmen dem Wittelsbacher einen großen Siegespreis und sich selbst einen kleinen zu erringen gedacht. Es war ihm nicht geglückt, und seine Nutzanwendung war in jenem Testament, daß er seinem Staate das Wagnis eines neuen Eroberungskrieges gegen Oesterreich nur unter einer europäischen Konjunktur geraten haben wollte, die den Gegner möglichst isolieren würde.

Statt vereinsamt zu sein, nahm Oesterreich mit dem 1. Mai 1756 eine Föderativstellung in Europa ein, die ihren Schöpfer, den Grafen Kaunitz, mit berechtigtem Stolz und freudigsten Hoffnungen erfüllte. Zu den beiden Mächten, auf die bei Beginn des vorigen Krieges Preußen mittelbar oder unmittelbar seine Rechnung gestellt hatte, unterhielt jetzt vielmehr Oesterreich Beziehungen, die ihm verbürgten, in den Kampf für die Wiedereroberung Schlesiens von der einen wie von der anderen unterstützt zu werden.

Nicht von allen dreien, zunächst und unmittelbar nur von den beiden Kaiserhöfen, glaubte der König von Preußen sich bedroht. Nicht daß er die Russen im offenen Feld gefürchtet hätte; da verachtete er sie über Gebühr. Aber trotzdem hatte er vor zehn Jahren das russische Reich als den gefährlichsten unter allen Nachbarn bezeichnet und seinen Nachfolgern empfohlen, die Freundschaft „dieser Barbaren" zu pflegen, die da im stande seien, mit der unermeßlichen Zahl ihrer leichten Truppen Preußen von oben bis unten zu Grunde zu richten und denen man doch nicht Gleiches mit Gleichem vergelten könne. Rußlands sicher, hatte er 1744 bei Beginn des Krieges seine von den Kernlanden abgetrennte Ostprovinz ruhig von Verteidigern entblößen und alles, was er an Truppen besaß, zusammenziehen können. Von Rußland und Oesterreich gleichzeitig bedroht, mußte er seine Macht zerteilen und konnte dann doch das Grenzland nur unzureichend gegen einen russischen Einbruch decken; ja er mußte noch dazu von vornherein in Aussicht nehmen, die Provinz zu räumen, wenn etwa die Russen durch Polen nach der Neumark zogen, da man ihm sonst, wie er sich ausdrückte, „hier die Kehle abschneiden würde". Und weiter: sehr bald mußte sich der König von Preußen mit dem Gedanken vertraut machen, bei der beschränkten Zahl seiner Truppen auch Oberschlesien von Verteidigern zu entblößen, „es sei denn, daß der wilde Bär stille sitzet." Im Mißverhältnis zu dem wirklichen Maß seiner damaligen Stärke war Rußland bei dem unversöhnlichen Gegensatz der beiden deutschen Höfe die ausschlaggebende Macht geworden, schon vor dem Kriege politisch, weil von seiner Haltung die Entschließung der Kaiserin-Königin und damit die Entscheidung über Krieg und Frieden abhing, und jetzt auch

militärisch, weil durch die Dazwischenkunft der russischen Truppen das annähernde Gleichgewicht, das nach Friedrichs Auffassung zwischen der preußischen und der österreichischen Streitmacht bestand, zu Preußens Ungunsten beseitigt wurde.

Und wo waren die Bundesgenossen, deren Friedrich in dem Kriege gegen eine Koalition, um sich mit Ehren herauszuziehen, nicht entbehren zu können glaubte? Er hatte 1756 nur einen Verbündeten, England. Einen Verbündeten, von dem ein französischer Minister mit Recht sagte, daß dieser neue Alliierte gar nicht in der Lage sei, den König von Preußen mit gewaffneter Hand zu unterstützen.

Denn in der That, traurig genug war damals die Lage dieses stolzen Englands, das im Mai nach langem Zaudern endlich den Krieg an Frankreich erklärt hatte und nun in den nächsten Wochen Verlust auf Verlust erlitt, im Mittelmeer Minorka sich entreißen ließ und die Franzosen auf Korsika landen sah, in Amerika die Waffenplätze am Ontariosee und in Indien Kalkutta einbüßte, vor dem Erbfeind schon hinter dem Kanal sich nicht mehr sicher glaubte und angsterfüllt die deutschen Mietstruppen, Hannoveraner und Hessen, zur Verteidigung seiner Küsten herbeirief. Aber selbst wenn England aus dem augenblicklichen Bedrängnis sich herauswand, das eine wußte der König von Preußen genau, daß unmittelbare Hülfe in einem Kampfe gegen Oesterreich von dieser Seite nie zu erwarten war. So versteht es sich, wenn das politische Testament den Satz aufstellt: gewinnen und Eroberungen machen könne Preußen in einem Kriege mit Oesterreich nur an der Seite Frankreich, nicht im Bunde mit England. Unterstützung mit den Waffen war von England doch nur in dem einen Falle zu erwarten, dessen Eintritt Friedrich noch keineswegs als wahrscheinlich betrachtete, daß Frankreich mit einem selbständigen Heere in den deutschen Krieg eingriff. Und selbst in diesem Falle stand es dahin, ob die hessischen und hannoverschen Truppen aus England zurückkehrten; es war Gefahr vorhanden, daß dann Frankreich, indem es die Neutralität Hannovers anerkannte, den Engländern das unmittelbare Interesse an einer Unterstützung Preußens fortnahm.

So ganz fehlten die föderativen Voraussetzungen, von deren Erfüllung das politische Testament wenige Jahre zuvor einen Angriffskrieg, einen Eroberungskrieg abhängig gemacht hatte.

Der preußische Staat sah sich dem Bunde der beiden Kaiserhöfe gegenüber allein auf die eigenen Hülfsmittel angewiesen. „Die bewaffnete Macht," bekennt der König 1752 in eben jenem politischen Testament, „ist respektabel, aber nicht zahlreich genug, um allen Feinden, die uns umringen, zu widerstehen." Indes meinte er damals noch, die weitere Verstärkung des Heeres, das er von 77 000 Mann auf 135 600 (die Troßknechte und Landsoldaten beidemal nicht eingerechnet) gebracht hatte, der Nachwelt überlassen zu dürfen. 1755 beschloß er für fünf Garnisonregimenter die Errichtung dritter und vierter Bataillone, gedachte aber diese Vermehrung um zehn Bataillone auf ganze drei Jahre, von Trinitatis 1755 bis 1758, gemächlich zu verteilen und beschränkte sich in dem ersten Rechnungsjahre sogar auf nur zwei Bataillone, 1390 Mann. Bis dann Mitte Juni 1756 der Umschwung der politischen Lage es geraten erscheinen ließ, die noch fehlenden

acht Bataillone auf einmal und schon bis zum nächsten 1. August aufzustellen und dazu, über den Voranschlag hinaus, für den 1. September die Errichtung noch von vieren in Aussicht zu nehmen.[1]) Das Wesseler Garnisonbataillon wurde zu Beginn des Etatsjahrs 1756/57 unter Hinzulegung eines zweiten Bataillons in ein Feldregiment verwandelt, die Artillerie hat von 1752 bis 1756 eine Verstärkung um 200 Mann erhalten.

Eine Vermehrung innerhalb der bestehenden Cadres war für den größten Teil der Infanterie schon am 25. Februar 1755 angeordnet worden, indem die Zahl der sogenannten Ueberkompletten durch stärkere Heranziehung der wehrpflichtigen Landeskinder verdoppelt, von 10 auf 20 bei der Compagnie gebracht werden sollte. Entsprechende Weisungen ergingen gleichzeitig für die Dragoner- und Kürassierregimenter. Auf die Husaren und die neu errichteten Garnisonbataillone war die Maßregel nicht ausgedehnt worden. Zu Beginn des Krieges betrug die Gesamtsumme der Ueberkompletten rund 17000 Mann, gegen 8—9000 nach dem Fuße von 1752 und gegen die 13570 Ueberkompletten, die bei Eröffnung des Feldzuges von 1744 in den Listen geführt wurden. Aber die jetzt zu der Truppe stoßenden neuen Ueberkompletten hatten zunächst weder Uniform noch Gewehr noch Patronen; die von der Kavallerie rückten zum größten Teil unberitten ins Feld; für die Dragoner der ostpreußischen Regimenter fanden sich nicht einmal die abgelegten Degen vor, mit denen der König sie in der Eile auszurüsten gedachte; denn das Militärdepartement hatte alle alten Degen, Pistolen und Karabiner nach Berlin abgefordert. Sollen gleichwohl diese unfertigen neuen oder doppelten Ueberkompletten als Streiter mitgezählt werden, so würde die Gesamthöhe der seit 1752 eingetretenen Vermehrung sich bis Anfang September 1756 auf 18000 und einige Hundert Mann belaufen. Mit etwa 154000 Mann war das Heer immer nur um rund 10000 stärker als beim Beginn des letzten Krieges.

Wie die neuen Truppenkörper erst im letzten Augenblicke gebildet wurden und wie die neu ausgehobenen Mannschaften nicht einmal sämtlich bewaffnet werden konnten, so zeigte sich an der diesmaligen Rüstung überall, daß der Krieg nicht wie 1744 seit geraumer Zeit vorbedacht und vorbereitet, sondern einem plötzlichen und späten Entschluß entsprungen war. Die Uebungen der Regimenter waren 1744 sämtlich in den Juli gelegt worden, das heißt so, daß der vorherbestimmte Zeitpunkt des Losbruchs alle Beurlaubten bei der Fahne fand. Dagegen hatten in diesem Jahre die Regimenter der einzelnen Provinzen wie gewöhnlich zu verschiedenen Zeitpunkten, in den gleichen Tagen wie im Vorjahre, ihre Uebungen begonnen, und die pommerschen und märkischen (von fünf Reiterregimentern abgesehen), die magdeburgischen und westfälischen hatten im Juni nach der Uebung ihre Beurlaubten wie gewöhnlich wieder entlassen; nur die ostpreußischen Truppen behielten die Beurlaubten bei der Fahne und die elf ihnen zum Rückhalt nach Hinterpommern verlegten Bataillone zogen sie von neuem ein, auf jene beunruhigenden Nachrichten, die gerade im Juni aus Rußland kamen. Für die schlesischen Regimenter, die herkömmlich erst im Juli

[1]) Vgl. Bd. I, 596, wo Z. 2 statt vier zu lesen ist: zwei.

ihre Beurlaubten zur Uebung einzogen, fiel das Ende der Uebungszeit wie 1744 mit dem Anfang des Krieges zusammen.

Der Ankauf der Pferde und die Zurüstung des Trosses war 1744 für alle Regimenter schon Anfang März, fünf Monate vor dem Ausmarsch, angeordnet worden; 1756 erst Ende Juni und nur zum kleineren Teil; die Hauptsache, der Pferdeankauf im Lande, erst im August; auf dem ausländischen Markt in Hannover, Mecklenburg, Holstein hatten die österreichischen Händler das Beste vorweg gekauft.

Noch andere Maßnahmen waren allzulange hinausgezögert. Den Ausbau der schlesischen Festungen fand der Beginn des Krieges unvollendet; nur Glogau war im wesentlichen fertig. Für Kosel, Neisse, Brieg waren die noch erforderlichen Summen in den Etat des Rechnungsjahres 1756/57 eingestellt und im Frühjahr 1756 in der Weise angewiesen worden, daß die Pallisaden bis Ende des Kalenderjahres beschafft, die Kasernenbauten bis Ende des Etatsjahres, also bis Ende Mai 1757, ausgeführt sein sollten. Glatz hatte überhaupt erst im Rechnungsjahr 1757/58 an die Reihe zu kommen, und als der Kommandant drängte, den Bau der Kasematten sofort in Angriff zu nehmen, hatte ihm der König am 11. März 1756 fast unwillig erwidert, es bleibe dabei, daß in diesem Jahre in Glatz nichts zu geschehen habe. So ganz hatte ihn der Vertrag mit England in Friedenssicherheit gewiegt. Als nun im Juni die Kriegswolken aufstiegen und den unfertigen Grenzplätzen wenigstens ihr Pallisadengürtel schnell angelegt werden sollte, ergab sich, daß in Glatz an der erforderlichen Zahl von 20000 nicht weniger als 18000, daß in Neisse 48000 Pallisaden fehlten, daß sie auch in Breslau und Brieg nur unvollständig, in Kosel nur für zwei Außenwerke vorhanden waren. Die Kommandanten wehklagten; aus Neisse kam ein endloses Verzeichnis der noch fehlenden Verteidigungsgegenstände: Flinten- und Kanonenkugeln, Bomben und Granaten, Pulver und Pechkränze und an die sieben Millionen Patronenhülsen.

Erhebliche Schwierigkeiten endlich bot die Füllung der Magazine. Der letzte Sommer hatte eine Mißernte gebracht, Getreide war knapp und noch knapper Rauhfutter. Zwar befahl der König am 19. Juni dem Oberpräsidenten der schlesischen Kammern, daß die Magazine der Provinz bis zum Herbst ergänzt sein sollten und daß für das schlesische Heer Fourage auf dritthalb Monate beschafft werden müsse; aber als Marschall Schwerin im September ins Feld rückte, schuf ihm der allgemeine Mangel an Heu und Stroh die größte Verlegenheit.

Wenn der König im Juli dem englischen Gesandten erklärte, daß er trotz der Verstärkung des Heeres doch nicht über 120000 Mann ins Feld stellen könne, so ist diese Zahl beim Beginn des Krieges in der That nur unerheblich überschritten worden; doch blieben von den Feldbataillonen eines in Schlesien und sechs am Rhein zurück.

Das Hauptheer, das am 29. August in drei Kolonnen, unter Führung des Königs und zweier braunschweigischer Prinzen, August Wilhelm von Bevern und Ferdinand, die sächsischen Grenzen überschritt, 70 Bataillone und 101 Schwadronen stark, nahm der König auf rund 65000 Mann an, das schlesische Heer, unter dem Feldmarschall Schwerin, auf fast 30000; eine spätere Berechnung

der einzelnen Truppenteile hat, ohne Einfluß auf die Hauptsumme, für das erste Heer 67 050, für das zweite 27 100 Mann ergeben. Ein drittes Heer, dem Oberbefehl des Feldmarschalls Lehwaldt anvertraut und wieder auf rund 30 000 Mann angeschlagen, sollte sich zusammensetzen aus 14 Feldbataillonen und 4 auf Feldetat gebrachten Garnisonbataillonen, sowie 50 Schwadronen, in Preußen und jenem bereits Ende Juni nach Pommern entsandten Reservecorps von 11 Bataillonen und 10 Schwadronen unter dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt.

Da die russischen Rüstungen seit dem Juni unterbrochen waren, ein Angriff von dieser Seite also für das laufende Jahr kaum noch zu erwarten war, so blieben Lehwaldts Truppen auf die beiden Provinzen verteilt; ja König Friedrich hat dem englischen Gesandten am 19. August die Zusage gegeben, bei unmittelbarer Gefahr eines französischen Angriffs auf Hannover die etwa 10 000 Mann aus Pommern dem König von England, allerdings nur bis Ende Februar, zur Verfügung stellen zu wollen.

Die Offensive war dem Hauptheer vorbehalten. Als Ziel seines Vordringens für den diesjährigen Feldzug hat Friedrich sowohl dem englischen Gesandten wie dem Prinzen von Preußen, dem er durch den Generallieutenant Winterfeldt seinen Feldzugsplan darlegen ließ, Melnik bezeichnet, wo die Elbe die Moldau aufnimmt und schiffbar wird. Soweit wollte er die Vorposten aussenden, die Hauptstellung aber und später die Winterquartiere hinter der Eger nehmen; für die Zufuhr sollte die Elbe Gewähr leisten. Von den Gegnern nahm er an, daß sie, zum Angriff noch nicht fertig, sich begnügen würden, eine starke Besatzung nach Prag zu werfen, auch ihr Hauptheer dorthin zu ziehen. Setzte man doch überhaupt eine strategische Methode bei ihnen voraus, wonach sie die Schlachten vermeiden und es vielmehr darauf anlegen würden, wie Winterfeldt es ausdrückte, „uns durch Detours und den langsamen Krieg abzumatten". Traf diese Annahme zu und ging man obendrein über Melnik hinaus dem Feind nicht entgegen, so konnte es leicht geschehen, daß der Feldzug ganz ohne Schlacht verlief. Bataillen zu liefern, sei jetzt noch nicht an der Zeit, schreibt Friedrich kurz vor dem Ausmarsch, am 26. August, an Schwerin, und 14 Tage darauf vertröstet er den Marschall auf das nächste Jahr: da würden die guten Stöße geführt werden. Schwerin äußerte sein Bedenken: er vermöge nicht abzusehen, wie der König sich für den Winter sicher in Böhmen festsetzen wolle, wenn man nicht vorher auf einem oder dem anderen Fleck zu einem entscheidenden Stoß gekommen sei; Friedrich aber bat ihn unbesorgt zu sein, denn er werde nach Böhmen hineinkommen und so weit vordringen, wie er es sich vorgenommen habe, und, wenn es ans Schlagen gehe, den Oesterreichern ein Drittel ihrer Kanonen abnehmen.

Rein defensiv war die Aufgabe, die Schwerin selbst zugewiesen erhielt. Er sollte Schlesien decken, Niederschlesien vor allem, gegen einen Angriff von Böhmen her, aber auch Oberschlesien, gegen Truppen oder irreguläre Haufen, die aus Mähren und Ungarn kommen mochten. Doch war ihm freigestellt, nach Lage der Umstände seine Defensive in ein offensives Gewand zu kleiden und in Feindesland einzudringen.

Keine Frage, daß der diesmalige Feldzugsplan, an dem Maßstab der eigenen strategischen Anschauungen des Königs gemessen, sehr bescheiden war; denn Friedrich hatte noch im Vorjahre geäußert, daß man an einen Feldzugsplan für die Eröffnung eines Krieges höhere Anforderungen stellen könne, als an die von allzuviel Zwischenfällen abhängigen späteren Entwürfe, und er hatte im Hinweis auf die Armut seines Staates und die eigentümlichen Vorzüge seiner ganz auf die Schlacht zugerichteten Truppen den Befehlshabern preußischer Heere zur Pflicht gemacht,[1]) schnelle Entscheidungen herbeizuführen.

Doch der anscheinende Widerspruch löst sich leicht. Der Feldzug von 1756 ist auf Böhmen berechnet. Böhmen aber gilt dem König von Preußen, wie wir wissen, seit der Erfahrung von 1744 als das verwunschene Land, in welchem eine große Entscheidung sich nicht erzwingen läßt; als das Land, in welchem man nicht einmal im Winterquartier sich behaupten kann, es sei denn daß ein verbündetes Heer in unmittelbarer Nähe, in Böhmen selbst, die Flanke deckt. Das verbündete Heer, das im Winter von 1741 auf 1742 zur Stelle gewesen war, das 1744 seine Mitwirkung wenigstens zugesagt hatte, fehlte diesmal ganz. Und noch in anderer Beziehung war die militärische Lage anders als 1744, ungünstiger. Damals war Böhmen, so gut wie Schlesien im Dezember 1740, fast ganz von Verteidigern entblößt, ungehindert hatten die Preußen Prag belagern und einnehmen können. Statt jenseits des Rheins, wie damals, stand jetzt das österreichische Heer diesseits der Donau, zwar noch nicht völlig versammelt, aber marschfertig und kampfbereit, besser gerüstet denn je.

Nicht das also kann auffallen, daß König Friedrich hier in Böhmen sich nicht an große Dinge wagte. Nur so darf die Frage gestellt werden, weshalb er den Krieg nicht nach Mähren trug; denn in Mähren mußten seiner strategischen Theorie nach die Würfel eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich fallen. Die Annahme ist erlaubt, daß er 1749, als er den Krieg mit den beiden Kaiserhöfen erwartete, in der That nach Mähren gegangen sein würde. Auch damals war als Einleitung des Kampfes die Entwaffnung der Sachsen gedacht. Aber während jetzt das durch Sachsen vorrückende und das schlesische Heer getrennt blieben und beide auf die Beobachtung des Feindes beschränkt sein sollten, würde der König damals, mit Zurücklassung von 20 Bataillonen in Sachsen, alles übrige, sowohl die aus Schlesien wie die aus Sachsen kommenden Regimenter, zu einem großen Heere unter seinem eigenen Oberbefehl zusammengefaßt haben, also offenbar für eine nachdrückliche Offensive, deren Schauplatz seiner Auffassung nach eben nur Mähren sein konnte. Aber 1749 hätte er den Krieg früh im Jahre, im Mai, begonnen; wie denn alle Pläne für einen Feldzug in Mähren, die er theoretisch oder auf den praktischen Fall entworfen hat, regelmäßig reich gemessene Frist, die ganze gute Jahreszeit, für ihre Ausführung voraussetzen. Jetzt war der Entschluß zum Kriege ihm abgenötigt worden für einen sehr späten Zeitpunkt; schon ging der Sommer zur Neige. So konnte Mähren überhaupt nicht mehr in Betracht kommen, sondern nur noch der Kriegsschauplatz,

[1]) Bd. I, 553.

der entscheidende Erfolge zwar zu versagen schien, aber den großen Vorteil bot, daß die Operationsbasis in der starken Zentralstellung des Angreifers lag, in Sachsen.

Sachsen bot für die Kriegsführung alle Vorteile, die an Böhmen vermißt wurden. Einen schiffbaren Fluß, der die militärische Behauptung des Landes in derselben Weise erleichterte, wie die Oder die Operationen in Schlesien; hinter dem allmählich abfallenden Grenzwall der Berge Hügelland und Ebenen, in denen ein großes Heer volle Bewegungsfreiheit fand; gute Heerstraßen, die kürzesten Verbindungslinien zwischen der preußischen Hauptstadt und den schlesischen Grenzfestungen. Eine zwischen Brandenburg und Schlesien breit hineingeschobene, geschlossene Bastion, die im Besitz eines Gegners die preußischen Lande schwer bedrohte, überwältigt aber sie trefflich deckte und dann für Verteidigung und Ausfall sich gleichmäßig eignete. Erst nach Einnahme dieser Stellung konnte der König von Preußen überhaupt daran denken, seine Truppen, was er ehedem als unthunlich bezeichnet hatte, zum Winter in Böhmen bleiben zu lassen. Sachsen war im größten Stil eine jener beherrschenden, entscheidenden Stellungen, deren Ueberrumpelung gleich zu Beginn des Krieges ein guter Feldzugsplan in Betracht ziehen sollte — so hatte Friedrich es in der Theorie verlangt, und wenigstens in dieser Beziehung genügte sein Feldzugsplan von 1756 den eigenen strategischen Anforderungen. Elf Jahre zuvor hatte er sich diesen Gewinn durch zwei Siege mit vielem Blut erkauft. Er hatte Sachsen damals zurückgegeben, trotz der Gunst seiner militärischen und politischen Lage. Jetzt wo die Oesterreicher zur Wiederaufnahme des nach dem Tage von Kesselsdorf unterbrochenen Kampfes sich anschickten, war es Friedrichs erste Handlung, die Dinge einfach in den militärischen Stand der Weihnachtstage von 1745 zurückzuversetzen. Damals hatten die österreichischen Bundesgenossen dem landflüchtigen König-Kurfürsten Frieden und Heimkehr durch einen schweren Entschluß erwirkt, indem sie endlich die Waffen niederlegten. Wie damals erbot sich auch jetzt Friedrich, Sachsen wieder zu räumen, sofern nur Oesterreich ihm den Frieden gönnte. Er rechnete darauf, und nicht ohne Grund, daß es die Oesterreicher ebenso überraschen wie in ihren Entwürfen stören würde, Sachsen von neuem in preußischer Umklammerung, ihre eigene Eroberungsaufgabe aber verdoppelt, auf Schlesien und Sachsen verteilt zu sehen. Die 1745 erzielte politische Wirkung der Ueberwältigung Sachsens blieb diesmal aus und verkehrte sich in ihr Gegenteil, die militärische war um so entscheidender und nachhaltiger.

Daß er einen künftigen Krieg mit der Besetzung Sachsens zu eröffnen habe, stand dem Könige von Preußen seit lange fest. Der schwere militärische Fehler des vorigen Krieges durfte nicht wiederholt werden. Er hatte 1744 nach dem Durchmarsch durch das Kurfürstentum das sächsische Heer in seinem Rücken gelassen; alsbald war das Heer ihm nach Böhmen nachgerückt, auf seine Verbindungslinien gefallen und demnächst in Schlesien eingedrungen. Er hatte die Sachsen bei Hohenfriedberg geschlagen und doch die völkerrechtliche Fiktion weiter gelten lassen, nach der die Sachsen nicht kriegführende Partei, sondern nur Auxiliarmacht zu sein behaupteten. Erst dann hatte er ihr Gebiet betreten, ihr Heer geschlagen, ihre Hauptstadt erobert, als ihr mit den Oesterreichern vereinbarter

Kriegsplan seine eigene Residenz, in ihrer gefährdeten Lage hart an der sächsischen Grenze, der unmittelbaren Gefahr einer Ueberrumpelung aussetzte.

Als jetzt am 1. September 1756 auf dem Schlosse zu Pretzsch, seinem zweiten Hauptquartier auf sächsischem Boden, ein sächsischer Abgesandter ihn an die beständige Freundschaft und Vergessenheit des Geschehenen erinnerte, die sich beide Könige im Dresdener Friedensschlusse angelobt, antwortete er mit der schneidenden Frage: „Und seitdem?" Unter dem Eindruck jener Unterredung, die er in den Dresdener Weihnachtstagen von 1745 mit dem sächsischen Minister Hennicke gehabt hatte,[1]) ist er noch geraume Zeit der Meinung gewesen, daß sich ein politisches Einvernehmen mit dem Nachbarstaate, dem bisherigen Gegner, anbahnen werde. Er hatte beim Friedensschluß nicht auf der Entfernung Brühls bestanden, um, wie er nachher die Unterlassung vor sich selbst entschuldigte, den König August durch eine so gehässige und vielleicht doch nicht zweckdienliche Bedingung nicht abzustoßen. Er hatte den neuen Subsidienvertrag zwischen Sachsen und Frankreich im Frühjahr 1746 mit Freuden begrüßt und ließ sich angelegen sein, für die Wiedervermählung des Dauphins die Wahl auf die sächsische Prinzessin Maria Josepha zu lenken. Aber noch ehe das erste Friedensjahr zu Ende gegangen war, beklagte er sich brieflich bei eben dem Minister, den er sich zum Werkzeug der Aussöhnung ausersehen hatte: „Vor ein Jahr umb diese Zeit war der Herr Hennicke höflicher wie anjetzo, es ist zu beklagen, daß Sie eine so kurze Memorie haben." Und als die Verhandlung wegen eines Bündnisses, die der preußische Gesandte vielleicht allzu eilfertig und allzu gerade heraus eingeleitet hatte, sich immer mehr in die Länge schleppte, gewahrte er sehr wohl, daß Brühl, sein geschworener Feind, nur den äußeren Schein wahren wolle, und daß alle Mühe verloren sei, so lange dieser unsichere Gesellschafter dabei bleibe. Schon am 6. Mai 1747 hat Friedrich gegen seinen Vertreter in Dresden die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Sachsen seine heimlichsten, aber auch seine erbittertsten Feinde seien; daß wenn es einst zwischen Preußen und Rußland zum Bruch kommen sollte, Sachsen die größte Schuld tragen werde, dafür dann aber auch „die Scherben bezahlen" müsse, — Worte, die man in Dresden, bei verstohlener Durchmusterung des Schriftwechsels der preußischen Gesandtschaft, aus der Ziffersprache richtig herausbuchstabierte. Man war gewarnt.

Eben diese Kunst, alle Mühe eines erfindungsreichen Chiffrierbureaus zu Schanden zu machen, verschaffte, wie wir wissen, auch dem Könige von Preußen seine Kunde von den Geheimnissen der Gegner. Jahr aus Jahr ein sammelte er die Beweise dafür, wie genau sich die sächsische Diplomatie in Rußland an die Instruktion hielt „die russische Eifersucht auf die preußische Macht zu nähren und jedem preußenfeindlichen Beginnen Beifall zu zollen". Er wußte, daß Sachsen dem gegen Preußen gerichteten Bündnis der beiden Kaiserhöfe von 1746 nicht beigetreten war. Aber er wußte auch, daß Sachsen zu dem Beitritt sich wiederholt bereit erklärt hatte, falls ihm sein Anteil an der Beute alsbald vertragsmäßig zugesichert würde. Und dann war Friedrich eines Tages auf das epigrammatische Wort gestoßen, das sich nicht wieder vergaß: Sachsen, so hatte

[1]) Bd. I, 292.

der russische Großkanzler zu dem sächsischen Gesandten Funcke gesagt, brauche gegen den mächtigen Nachbarn nicht alsbald auf dem Plan zu erscheinen, sondern erst „wenn der Ritter im Sattel wanken werde". Griff der Ritter mit der Annahme fehl, daß die den Sachsen zugedachte Aufgabe, hinterrücks den Gnadenstoß zu führen, gerade die Rolle war, die Brühl sich ersehnte?

Das eine ist dem Könige von Preußen nicht einmal bekannt geworden, daß bei der Verhandlung zwischen Oesterreich und Frankreich der Beitritt Sachsens zu der Koalition gegen Preußen als durchaus sicher galt, wobei den Sachsen französische Geldhülfe und auf Kosten Preußens so reichlicher Landgewinn zugedacht wurde, daß dieser Verbündete dadurch geneigt werden sollte, einen Teil seines eigenen Gebietes, die Lausitz, an Oesterreich zu überlassen.

Dagegen waren noch in letzter Stunde Berichte des Grafen Flemming aus Wien nach Potsdam gelangt, die einen hohen Grad von Vertraulichkeit zwischen dem österreichischen Staatskanzler und dem sächsischen Gesandten voraussetzen ließen und den reichlich vorhandenen Argwohn noch vermehren mußten. Es war der Fluch ihrer Vielgeschäftigkeit, daß die Brühlsche Politik auch da sich verdächtig machte, wo sie sich auf ein wenig beneidenswertes Harren und Horchen beschränkt sah. Denn thatsächlich stand die sächsische Diplomatie seit einiger Zeit bei allen wichtigeren Verhandlungen der Gegner Preußens, selbst da, wo Sachsens Interesse unmittelbar hineingezogen wurde, vor der Thür.

Man wußte in Wien, daß das Geheimnis in Dresden schlecht bewahrt war; der Kaiser selbst hatte 1754 dem Grafen Flemming gesagt, daß alles, was Flemming aus Wien, alles was die sächsischen Vertreter in Petersburg und London nach Hause berichteten, sofort und ganz genau durch den preußischen Gesandten Maltzahn nach Berlin gelangt. So wurden die Sachsen 1756 weder zu Versailles noch zu Moskau in die von Kaunitz betriebenen Verhandlungen eingeweiht. Ehedem, vor und gleich nach dem Dresdener Frieden und während des Aachener Kongresses, waren es gerade sächsische Diplomaten gewesen, die sich um eine Aussöhnung zwischen Oesterreich und Frankreich, um ein Verständnis der beiden zum Schaden Preußens, bemüht hatten; jetzt ward dem sächsischen Gesandten in Paris von dem Versailler Vertrage erst einen vollen Monat nach dem Abschluß Mitteilung gemacht. Die neue europäische Parteibildung vollzog sich ohne Sachsens Zuthun und in gewissem Grade zu Sachsens Ungunsten. Während der letzten Jahre des österreichischen Erbfolgekrieges hatte der Dresdener Hof von Frankreich, ohne ein Hülfscorps stellen zu müssen, Subsidien erhalten — eine Art Tribut der Großmacht an den Kleinstaat, um ihn zu bestimmen, seine Truppen nicht den Gegnern Frankreichs zu verkaufen. Und von 1751 bis 1755 hatten wiederum die Engländer, ohne Gegenleistung, nur um Sachsen der Umgarnung Frankreichs zu entwinden, einen starken Beitrag zu den Kosten des sächsischen Heeres geleistet. Jetzt weigerten die einen wie die anderen jede Spende, die Franzosen, die sich von ihrem alten kontinentalen Gegner Oesterreich so eifrig umworben sahen, die Engländer, für die nach dem Ausgleich mit Preußen das Verhältnis zu Sachsen den Wert verlor. So war denn auch angesichts des Westminstervertrages der erste Gedanke des sächsischen Geschäftsträgers in London, daß jetzt England es nicht nötig haben werde, seinen bis-

herigen Verbündeten noch Subsidien zu gewähren, und der König von Preußen hatte völlig Recht, wenn er im Februar 1756, einer Bemerkung seines Gesandten in Dresden beistimmend, meinte, daß er durch einen kleinen Federstrich Sachsen „aneantiert" habe. Sachsen sah sich politisch zur Null gemacht und finanziell an den Rand des Staatsbankerotts gedrängt.

Graf Brühl freilich in seiner Leichtfertigkeit wußte der kläglichen Lage eine gute Seite abzugewinnen. Er getröstete sich zunächst der Hoffnung, daß der Westminstervertrag die Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich notwendig lockern werde, und schürte an seinem Teil das Feuer. Sodann, als die preußischen Rüstungen begannen, glaubte er sich und Sachsen beglückwünschen zu dürfen, daß man sich nach keiner Seite hin in engere Verbindungen eingelassen habe. Sein System blieb, wie er noch am 1. August, alle Warnungen abweisend, zuversichtlich erklärte: uns für den Augenblick einzig und allein an unsere harmlosen Verteidigungsbündnisse mit den beiden kaiserlichen Höfen zu halten — „bis daß die Dinge sich mehr entwickeln", was in Brühls Munde wohl dasselbe bedeutete wie jenes zu Friedrichs Kenntnis gelangte geflügelte Wort: „bis daß der Ritter im Sattel wankt". In der That eine armselige Weisheit! Wenn Brühl vor der Welt, wie er es als seine Taktik bezeichnete, den Verdacht der Parteinahme zu vermeiden bemüht war, so bedachte er nicht, daß jede Zeile der in Potsdam wohlbekannten Depeschen ihn leidenschaftlicher Parteilichkeit, seines bitteren Hasses gegen Preußen überführte.

Minder leichtherzig als der Minister, der an diesem 1. August die Lage Sachsens als eine glückliche zu bezeichnen wagte, zeigten sich die sächsischen Generale. Graf Rutowski sagte voraus, daß der König von Preußen in einem Kriege gegen Oesterreich das sächsische Heer nicht ein zweites Mal, wie 1744, in seinem Rücken lassen werde. Er beantragte schon am 8. Juni, auf die Nachricht von dem Abschluß des Versailler Bündnisses, die Regimenter mobil zu machen und die Hauptstadt in Verteidigungszustand zu setzen; er beantragte am 2. Juli, auf die weitere Nachricht von dem Beginn preußischer Rüstungen, alle Vorbereitungen zu treffen, um auf den ersten Befehl das gesamte Fußvolk bei Dresden und die Reiterei hinter der Mulde vereinigen zu können, die Reiterei mit der Aufgabe, die Infanterie gegen ein Belagerungsheer zu unterstützen oder ihr den Uebertritt nach Böhmen zu erleichtern, wofür man dann die Mitwirkung eines zwischen Leitmeritz und Schandau aufzustellenden österreichischen Corps in Anspruch nehmen müsse. König August hieß den Plan gut, und der Gesandte in Wien erhielt den Auftrag, dringend um Rat und Hülfe und um Entsendung eines Heeres an die böhmisch-sächsische Grenze zu bitten. Späterhin, als an dem Bruch zwischen Preußen und Oesterreich kaum noch gezweifelt werden konnte, beleuchtete Rutowski in einer Denkschrift vom 19. August auch die politische Seite und empfahl mit Nachdruck, auf keine Verhandlung wegen Auflösung oder Entwaffnung des Heeres sich einzulassen, sondern Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Würde doch, so erklärte er in echt soldatischem Geist, durch den aufs Aeußerste getriebenen Widerstand Niemand aufgeopfert, als die, welche ihre Schuldigkeit ohnehin dazu verbinde. Aller Wahrscheinlichkeit nach sei nicht der Sieg, sondern die Erniedrigung des Königs von Preußen zu erwarten: was

könne Sachsen von den Siegern sich nachher Gutes versprechen, wenn es jetzt ohne Schwertstreich den Preußen sich ergebe und unter das Joch beuge, statt sich selbst und den Freunden zu helfen?

Rutowskis Fürsorge errettete die sächsischen Regimenter vor dem Geschick, überfallen und einzeln aufgehoben zu werden. Als die Preußen am 29. August über die Grenze kamen, eilten die sächsischen Truppen bereits auf allen Straßen dem Pirnaer Lager zu; den Plan, die Hauptstadt zu verteidigen, hatte man aufgegeben. Am 2. September war das Heer versammelt. An diesem Tage ward beschlossen, daß der König mit den Truppen aufbrechen und sie durch Böhmen und Mähren nach Polen führen würde. Am 4. früh sitzt der König mit zweien seiner Prinzen bereits im Reisewagen, da tritt General Rochow an den Wagenschlag und meldet, preußische Husaren seien längs der Elbe gesehen worden. Man fragt den Befehlshaber der Geleittruppe, ob er dafür einstehen kann, daß keine verlorene Kugel den König treffen wird — die Abfahrt wird verschoben, dann aufgegeben, der König und das Heer bleiben im Lande.

Rutowskis Denkschrift vom 19. August nahm an, daß der König von Preußen sich nicht begnügen werde mit der Neutralität und mit der Auflösung und Entwaffnung der Truppen, sondern daß er das sächsische Heer dem seinen einzuverleiben trachte.

Eben dies war in der That die Absicht von vornherein: so hat sie Friedrich im Augenblicke des Ausmarsches dem Prinzen von Preußen anvertraut. Eigenhändig hatte er bereits eine förmliche Kriegserklärung aufgesetzt: die Ankündigung, daß ihm beim Eintritt in den unvermeidlichen Krieg mit Oesterreich, angesichts der Feindseligkeit Sachsens, für dessen Umtriebe er die Beweise in den Händen habe, nichts übrig bleibe, als die sächsischen Truppen zu entwaffnen und außer stand zu setzen, ihm im Verlauf dieses Krieges zu schaden; eine Anzahl Auszüge aus den insgeheim durchmusterten sächsischen Akten fanden sich mit Namen und Daten eingeschaltet. Nachher aber ließ er nicht dieses „Manifest" — schon der Titel bedeutete im Sprachgebrauch der Zeit eine Kriegserklärung — drucken, sondern eine viel farblosere und viel kürzere „Deklaration", die den Einmarsch in Sachsen mit dem Hinweis auf die Erfahrungen von 1744, auf die Regeln der Klugheit und die Pflichten gegen die eigene Sicherheit begründete und mit dem Satze schloß, Seine Majestät erwarte mit Verlangen den glücklichen Augenblick, da es ihr beim Wegfall der gegenwärtigen zwingenden Erwägungen gestattet sein werde, Seiner polnischen Majestät Dero Kurlande als ein geheiligtes Depot zurückzugeben.

Es war eine Abänderung der politischen Taktik, nicht ein Verzicht auf den militärischen Plan. Dieselben Gründe aber — sie werden sich gleich ergeben —, die den König von Preußen bestimmten, den offenen Fehdebrief einstweilen noch zurückzuhalten, bedingten nun für die alsbald beginnenden Verhandlungen vorerst ein hinhaltendes Verfahren, von dem die Sachsen mit Recht klagten: „Was er von uns verlangt, darüber spricht er sich in keiner Weise aus." Doch enthielt schon am 1. September Friedrichs erste Antwort auf einen um Aufklärung bittenden Brief Augusts III. einen unverblümten Ausfall gegen den Mann, dessen Ratschlägen sich sein Fürst in einer für ihn selbst so beklagenswerten Weise all-

zusehr anvertraue, dessen schlechte Absichten nur zu bekannt und dessen schwarze Komplotte urkundlich zu beweisen seien. Friedrichs zweiter Brief, vom 5. September, nannte gar den Fürsten, an den er gerichtet war, einen Verführten und kündete an, daß die leicht zu beweisenden Anklagen gegen den Minister noch heute bewiesen werden würden, wenn nicht gewisse Bedenken dem noch entgegenstünden.

Die Bedenken sollten bald fortfallen. Am 9. September rückten vier preußische Bataillone in Dresden ein, tags darauf ließen General Wylich und Major Wangenheim, trotz des Einspruchs und des beinahe körperlichen Widerstands der Königin Maria Josepha, die Thür der Kabinetskanzlei öffnen; drei Säcke voll sorgsam ausgewählter Schriftstücke wanderten nach Berlin. Die Erbrechung und Plünderung eines Archivs, ein Vorgang, der nach offener Ansage der Feindseligkeiten nichts Auffallendes und nichts Rechtswidriges gehabt haben würde, war hier, wo diese Ansage unterblieben war, noch mehr als alles bereits Vorangegangene geeignet, das preußische Vorgehen im grellsten Lichte zugleich der Gewaltthätigkeit und der Hinterlist erscheinen zu lassen. Aber die Gründe, den offenen Bruch, die laute Anklage noch hinauszuschieben, waren zu schwer ins Gewicht gefallen. Einem Minister wie dem Grafen Brühl, meinte Friedrich, würde es nicht darauf angekommen sein, einer vernichtenden Anklage gegenüber die Zeugnisse seiner Politik, so lange er sie noch in seinem Gewahrsam hatte, beiseite zu schaffen, zu vernichten, für Mit- und Nachwelt stumm zu machen. Jetzt endlich, im Besitz der Beweisstücke für die Echtheit der Abschriften und Auszüge, auf deren Inhalt er seine Anschuldigungen gegen die Gegner und die Rechtfertigung seines Krieges gründete, konnte Friedrich die Maske fallen lassen. Am 14. September überreichte in seinem Auftrag Winterfeldt dem König von Polen eine Ueberarbeitung eben der Anklageschrift, die ursprünglich zur Veröffentlichung als Manifest bestimmt gewesen war.

Auch nach einer anderen Seite erhielt die Lage jetzt volle Klarheit und schneidende Schärfe. Am 11. September traf aus Wien auf das preußische Ultimatum, Friedrichs dritte Anfrage,[1]) die Antwort ein. Sie bezeichnete die beim Einrücken der Preußen in Sachsen veröffentlichte Deklaration als ein Manifest gegen die Kaiserin-Königin: nach einem so ausgeprägten Angriff könne von keiner Antwort mehr die Rede sein, als von der Widerlegung, welche auf dieses Manifest zu seiner Zeit vielleicht erfolgen würde. Die neuliche Antwort enthalte alles, was mit der Würde der Kaiserin vereinbar gewesen sei, und der Vorschlag, den bestehenden und auf feierliche Verträge gegründeten Frieden in einen Waffenstillstand zu verwandeln — so hämisch deutete man jene Forderung des Königs von Preußen, für dieses und das nächste Jahr den ihm bekannt gewordenen Angriffsplänen gegen ihn durch förmliche Versicherung zu entsagen — sei natürlicherweise zu einer Erklärung nicht geeignet. Derart abgewiesen veröffentlichte Friedrich nunmehr unverzüglich die bereits gedruckte, von ihm selbst entworfene „Darlegung der Ursachen, welche Seine Majestät den König von Preußen bewogen haben, den Anschlägen des Hofes zu Wien zuvorzukommen".

[1]) Bd. I, 603.

Enthüllungen über die Verschwörung gegen Preußen unter scharfer Hervorhebung des Unterschiedes zwischen dem wahren und dem äußerlichen Angreifer: „Unter Angriff versteht man jeden Akt, der dem Sinn eines Friedensvertrages diametral entgegengesetzt ist. Eine Offensiv-Liga, das Aufreizen und Drängen zum Kriege gegen eine andere Macht, Pläne zur Ueberziehung der Staaten eines anderen Fürsten, ein plötzlicher Einbruch: alle diese verschiedenen Dinge sind ebensoviel Angriffe, obgleich nur der plötzliche Einbruch den Fall der offenen Feindseligkeiten darstellt. Wer diesen Angriffen zuvorkommt, kann offene Feindseligkeiten begehen, aber er ist nicht der Angreifer."

Am 13. September überschritt die Vorhut des preußischen Heeres unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig bei Peterswalde die österreichische Grenze; einige Tage darauf rückte aus der Grafschaft Glatz auch das schlesische Heer in Böhmen ein. Auch jetzt noch geschah ein Versuch zur Verständigung. In zwei Briefen ersuchte Graf Schwerin den österreichischen General, dem er sich gegenüber sah, um eine Zusammenkunft: vielleicht werde es gelingen, zu ehrenvollen Vorschlägen für die Aussöhnung der beiden Höfe zu gelangen. Auf Befehl der Kaiserin-Königin mußte Fürst Piccolomini die Begegnung ablehnen.

Binnen kurzem gedachte der König mit dem Hauptheer dem Braunschweiger nach Böhmen zu folgen; in der Frist, deren er für die Zurüstung seiner Magazine bedurfte, hoffte er auch mit dem Lager von Pirna fertig zu werden. „Vier Tage kann ich noch warten," äußerte er am 12. September; „will es alsdann nicht brechen, so muß man sehen, wie man so hereinkömmt."

Unerwarteterweise hatten die Sachsen von neuem zu verhandeln begonnen. Seine Minister rieten dem König von Polen einstimmig, sich nach Ablehnung der Neutralität aller weiteren Vorschläge zu enthalten und bis auf den letzten Mann zu verteidigen; seine Generale, denen die verheißene österreichische Hülfe noch allzuweit im Felde zu stehen schien, stimmten ihn um. Also bot er am 12. September den Preußen als Sicherheitsplätze für die Dauer des Krieges Pirna, Wittenberg und Torgau, dazu Geiseln für die Neutralität des Heeres.

Nun aber fiel das entscheidende Wort: „Euer Schicksal muß an das meine geknüpft sein." So schrieb es Friedrich am 13. dem belagerten Fürsten, und tags darauf überbrachte Winterfeldt, zugleich mit der Anklageakte gegen Brühl, mündlich die Forderung, daß der König von Polen an Preußen die sächsischen Truppen und zu ihrem Unterhalt die „Interimsadministration" der sächsischen Lande überlassen solle. Drei Viertelstunden verhandelte Winterfeldt mit dem Monarchen unter vier Augen; er scheint den Eindruck mitgenommen zu haben, daß seine Sache, obgleich König August noch nein sagte, mit nichten aussichtslos sei. Wenigstens schrieb Friedrich unmittelbar nach Winterfeldts Rückkehr, am 14. abends, an den Herzog Ferdinand, daß die Leute vom Berge kapitulierten, daß sie bald alle Preußen sein würden: er hofft schon morgen — in einer Nachschrift wenigstens übermorgen — mit ihnen am Ziele zu sein.

Tags darauf kam der durch Winterfeldt angemeldete sächsische Unterhändler, General Arnim. Sein Beglaubigungsschreiben wiederholte das Nein von gestern und das frühere Angebot. Friedrich beharrte bei seinem Begehren. Sachsen, sagte er zu dem General, „muß mein Los teilen und dieselbe Gefahr teilen wie

meine Staaten. Bin ich glücklich, so wird der König von Polen nicht nur für alles reichlich entschädigt werden, sondern ich werde auch an seine Interessen wie an meine eigenen denken . . . Man hat gut leugnen und sich entschuldigen. Ich weiß alles, was seit 1749 in einem fort bis zum Juli dieses Jahres gegen mich verhandelt worden ist und habe hinreichende Beweise in den Händen, ich kann also die sächsischen Truppen nicht hinter mir lassen, ohne einen sehr schweren Fehler zu begehen . . . Ich muß die Truppen haben, sonst ist keine Sicherheit. Ich spiele ein großes Spiel, die Waffen sind den Wechselfällen des Tages ausgesetzt: ich brauchte nur eine beträchtliche Schlappe zu erleiden, und eure Truppen würden mir im Rücken sitzen . . . Es gibt kein anderes Mittel, die Armee muß mit mir marschieren und mir den Eid leisten." Als Arnim bemerkte, dafür würde es in der ganzen Geschichte kein Beispiel aufzuweisen geben, erwiderte der König mit schlecht verhaltenem Hohn: „Es gibt deren, und wenn es auch keine gäbe: ich weiß nicht, ob Sie es wissen, daß ich mir etwas darauf zu gute thue, originell zu sein."

Es gingen an den drei nächsten Tagen noch einige Botschaften hin und her, aber Friedrich hatte im vollen Ernst beim Abschied zu Arnim gesagt, sein letztes Wort sei gesprochen und daran sei nichts zu ändern, auch wenn man ihm einen Erzengel schicke. Am 16. hatte er die Hoffnung auf eine Kapitulation noch nicht ganz aufgegeben; am 17. äußerte er, wenn sein Gegner sich nicht heute seinem Wunsche gemäß erkläre, so wolle er ihn morgen anfassen und hoffe bis zum 20. das mit Gewalt zu erlangen, was willig nicht gewährt werde.

Somit brach er am 18. die Verhandlung ab, verweigerte auch die Pässe für des Königs Abreise nach Polen. Aber der Sturm auf das Lager unterblieb.

Der Husarengeneral Warnery hat später erzählt, Winterfeldt habe den Angriffsplan bereit gehabt und die Erstürmung als ausführbar angesehen, aber der König habe nicht gewollt, weil er die Sachsen bereits als die Seinen betrachtet habe, die er ganz ebensogut schonen müsse; doch sei ihm auch der Ausgang nicht so ganz sicher erschienen. Wir werden sagen, daß Friedrich mit dem schließlichen Verzicht auf den Angriff der überwiegenden Mehrheit seiner Umgebung nachgab. Man hatte die Stellung, die jedenfalls die Eingeschlossenen selber als völlig gedeckt betrachteten, in den letzten Tagen wiederholt rekognosziert; schon am 12. September meinte der König, sie werde sich nur sehr schwer angreifen lassen, während in den Kreisen seiner Brüder an diesem Tage bereits die Losung ausgegeben wurde, man sehe immer mehr, daß das Lager unangreifbar sei: schwerlich habe es jemals eine bessere Stellung gegeben. Zu weiteren Terrainstudien hatten die zwölf Offiziere bequemste Gelegenheit, die mit Winterfeldt am 14. zum König von Polen ritten. Am 16. in der Frühe hielt der König, nur von den Prinzen und Winterfeldt begleitet, von einer Anhöhe aus Umschau. Man könnte mit ebenso leichter Mühe den Himmel stürmen, erzählten nachher die Prinzen; nur dann und wann sei Raum, um sechs Mann in Front aufzustellen. Winterfeldt wird das Gegenspiel gehalten haben. Der König wollte sich von der Unmöglichkeit heute noch nicht überzeugen: „Der ganze Entwurf ist gemacht", schreibt er tags darauf, „und ich hoffe ihn mit weit geringerem Verlust als man denken mag auszuführen." Aber am 18. hat er nach erneuten

Erkundungen die Auffaſſung ſeiner Brüder ſich angeeignet und wiederholt in einem Brief an Schwerin ihren Haupteinwand: das geräumigſte Angriffsfeld geſtatte eine Front von ſechs Mann; „nachdem ich und meine Generale die Beſchaffenheit des ſächſiſchen Lagers aus nächſter Nähe geprüft haben, haben wir alle gefunden, daß es moraliſch unmöglich iſt, dies verfluchte Lager anzugreifen, ohne einige Tauſend braver Leute zu opfern, und noch dazu mit einem höchſt unſicheren Erfolg."

Und nun ſchien der Zeitverluſt nicht eben groß; wohl unbequem, aber nicht danach angethan, den ganzen Feldzugsplan zu ſtören oder gar umzuſtoßen. Der König verließ ſich darauf, daß der Hunger das übrige thun werde, und zwar ſchnell. Allerdings hatte er ſich in allen ſeinen bisherigen Friſtſchätzungen ſehr geirrt: am letzten Auguſt hatte er dem Pirnaer Lager nur acht Tage Lebensdauer geben wollen; nach deren Ablauf wieder höchſtens acht Tage. So beſchwichtigte er auch jetzt, nach dem Abbruch der Verhandlungen, ſeine Ungeduld und ſeine Bedenken mit ſanguiniſchen Vorausſetzungen und mußte faſt von Tag zu Tag den Anſatz zu ſeinen Ungunſten ändern: am 19. September ſpricht er von höchſtens acht Tagen, in einem zweiten Brief vom ſelben Datum ſchon von acht bis zehn; am 23. glaubt er höchſtens bis zum 26. ſich gedulden zu müſſen, am 24. geſteht er ſich, daß es noch acht Tage währen kann; am 26. hofft er auf den 1. Oktober, am 27. auf den erſten oder zweiten — auch dann aber ſchien es immer noch Zeit zu ſein, den Feldzugsplan „auf den Buchſtaben" durchzuführen.

Da kam eine unerwartete Störung. Den Sturm auf das Lager hatte man vermieden, eine Feldſchlacht wurde notwendig.

Als Kaunitz es im März bei der Zarin anregte, noch in dieſem Jahre den Angriffskrieg gegen Preußen zu beginnen, hatte man in Wien zugleich darauf Bedacht nehmen müſſen, zu ſolchem Unterfangen vor allem ſelber ganz bereit und fertig zu ſein. Vorerſt ergingen, im April und Anfang Mai, Befehle an die Regimenter zu beſchleunigter Werbung und zu Pferdeankäufen; für die Feſtungen, auch die Hauptſtadt Wien, wurden Palliſaden beſchafft, an den Werken von Olmütz mußte ſeit dem April mit erhöhtem Nachdruck gearbeitet werden, nicht allgemach und nur durch Strafgefangene, wie es der Kommandant, falls kein Krieg zu befürchten ſei, für ausreichend halten wollte. Und da von den Küraſſieren und Dragonern weitaus der größte Teil, 19 Regimenter, in Ungarn lag, gegen nur vier in den deutſchen Erblanden, ſo begann man ſeit dem April Schritt für Schritt auch mit Maßnahmen zur Zuſammenlegung und Heranziehung dieſer Reiterei.

Mitte Mai berechnete der Kabinetsſekretär der Kaiſerin, Ignaz v. Koch, der bewährte Kenner der Heeresverwaltung, als ſchlagfertig 77000 Mann, die allenfalls noch mit 10000 Irregulären verſtärkt werden könnten. Mehr nicht, rund 80000, hatte Kaunitz vor zwei Monaten den Ruſſen als Teilnehmer an dem gemeinſamen Kriegszuge angeſagt. Trotzdem hatte Koch jetzt Bedenken, den Krieg „annoch heuer" zu beginnen. Er bekannte es als ſeinen geheimen Wunſch, „die Operation ſelbſten" bis zum nächſten Frühling ausgeſetzt zu ſehen, und

gab anheim, sich für diesen Sommer mit der Verlegung weiterer Streitkräfte, zumal an Reiterei, nach Böhmen zu begnügen, sie zum 1. August in Uebungslagern zu vereinigen und alles Uebrige den Winter hindurch in Muße vorzubereiten. Unverkennbar hat dieser Ratschlag zuerst und hauptsächlich den Anstoß gegeben zu der Vertagung des Angriffs und zu der entsprechenden Mitteilung an den russischen Verbündeten vom 22. Mai. [1])

Die weiteren militärischen Vorkehrungen hielten sich nun zunächst im Rahmen der Kochschen Vorschläge. Für die Bildung der Sammellager, die nicht verborgen bleiben konnte, boten die Nachrichten, die Anfang Juli aus Preußen kamen, einen erwünschten Vorwand. Zwar jener Garnisonswechsel einiger märkischer und pommerscher Regimenter in der zweiten Hälfte des Juni [2]) richtete seine Spitze zu augenscheinlich gegen Rußland, als daß er sich als eine Gefährdung der österreichischen Grenze auslegen ließ; wohl aber ward von der angeblichen Zusammenziehung eines preußischen Reiterlagers bei Schweidnitz, die am 1. Juli irrtümlich aus Troppau nach Wien gemeldet wurde, ausgiebiger Gebrauch vor der Oeffentlichkeit gemacht. Am 6. Juli ward dem Hofkriegsrat, der die bisherigen Kriegsvorbereitungen geleitet hatte, eine Rüstungskommission an die Seite gestellt; am 8. hielt sie ihre erste Sitzung ab und nahm die Mitteilungen über das bereits Geleistete entgegen. Der Infanterie in den deutschen Erblanden ging am Sollbestande nur noch wenig Mannschaft ab; für das Fehlende schien teils durch die bereits abgeschlossene ausländische Werbung, teils durch die ausgeschriebene Rekrutenlieferung der Stände so reichlich gesorgt, daß man in Aussicht nehmen konnte, bei jedem Regiment 25 Ueberkomplette einzustellen und doch noch der Kavallerie einen Ueberschuß von 1300 Mann zuzuweisen. Bei den Kürassier- und Dragonerregimentern war für die Ergänzung des Sollbestandes von 800 und die Ueberführung auf den Kriegsfuß von 1000 Pferden das Erforderliche angeordnet und zum Teil auch ausgeführt, nachdem die Husarenregimenter schon Ende März und Anfang April auf 600 Pferde komplettiert worden waren. Der im Juni angeordnete Pferdeankauf im Ausland, in Norddeutschland, hatte guten Fortgang genommen. Endlich war am 5. Juli der für die Lager bestimmten, entfernter liegenden Kavallerie der Marschbereitschaftsbefehl zugegangen. Es folgte jetzt am 11. Juli die gleiche Weisung für sieben längs der mährischen Grenze stationierte Reiterregimenter, am 16. der Marschbefehl für die Truppen in Böhmen und Mähren.

So war die Mobilmachung im vollen Gange, und Kaunitz war mit ihrem weiteren Verlauf sehr zufrieden: es würden, schreibt er am 27. August, nicht viel Beispiele zu finden sein, daß von seiten des durchlauchtigsten Erzhauses mit mehr Eilfertigkeit zu Werk gegangen und die ganze Maschine in Bewegung gesetzt worden. Die preußischen Kriegsrüstungen waren ihm nicht unerwartet gekommen. Er hatte alsbald vorausgesehen, daß die militärischen Veranstaltungen in Rußland den König zu der „desperaten Entschließung" treiben würden, „mit dem größten Teil seiner Macht unsere Erblande zu überfallen und dadurch der

[1]) Bd. I, 592.

[2]) Vgl. Bd. I, 595.

ihm drohenden Gefahr zuvorzukommen". So war es ihm auch jetzt, im Juli, keinem Zweifel unterworfen, daß „der Marsch der russischen Truppen und die Furcht" die Ursache der preußischen Bewegung sei; ja noch am 22. August urteilte er, daß König Friedrich, sobald er sich wegen Rußland beruhigt sähe, zu einem Einfall in das österreichische Gebiet nicht schreiten würde, und daß deshalb ein übrigens ganz unwahrscheinlicher Uebertritt Rußlands zur englisch-preußischen Partei zwar die großen Offensivpläne Oesterreichs auf einmal „vereiteln und unterbrechen", Oesterreich aber auch der Gefahr eines preußischen Angriffs überheben werde. Am liebsten hätte Kaunitz zunächst wohl gesehen, daß Preußen gerüstet blieb, aber noch nicht losschlug; dann gewann man Zeit, die eigenen Rüstungen zu vervollständigen, während Preußen sich noch vor dem Kampfe finanziell schwächte oder, wie Kaunitz es ausdrückte, am langsamen Feuer verzehrte — eben das, wovor Winterfeldt den König am meisten warnte. Als nun aber Preußen durch seine Anfragen in Wien so schnell die Entscheidung herausrief, da war Kaunitz keinen Augenblick im Zweifel gewesen, wie sie zu lauten habe, und seine Gebieterin bemerkte sehr zutreffend, daß die Antwort, die man dem preußischen Gesandten erteilte, „die Folge all unser Resolutionen" sei.

Gewiß war an der Rüstung noch vieles unfertig, oder wie Kaunitz sagte, „nicht vollkommen"; gewiß würde man im nächsten Frühjahr, zu der Frist, die man sich eigentlich gesetzt hatte, ganz anders schlagfertig und vor allem mit ganz anderen Massen auf den Plan getreten sein; gewiß störte es alle Berechnungen, daß die Sachsen nicht nach Böhmen kamen, nicht das kaiserliche Heer um 20000 Streiter verstärkten. Aber Kaunitz teilte nicht die Meinung jener Kleinmütigen, die auf die dritte preußische Anfrage den Degen schnell wieder einstecken wollten. War er in allem Anfang davon ausgegangen, daß an sich die österreichische Streitmacht der preußischen immer gewachsen sei, so mußte das Heer es wagen, für einige Zeit auch einer Ueberzahl die Stirn zu bieten. In den letzten Tagen des August hatte Feldmarschall Browne im Lager von Kolin 32000 Mann beisammen, der Feldzeugmeister Fürst Piccolomini bei Olmütz 22000. Und die Zahl wuchs täglich. Daß in Böhmen ein Heer nicht so leicht gezwungen werden konnte, die Schlacht anzunehmen, hatte der Feldzug von 1744 bewiesen. Marschall Belle-Isle, voll Eifer für die gemeinsame Sache, riet den österreichischen Feldherren in einem eigenhändigen Schreiben, jedem Hauptschlage, jeder Schlacht auszuweichen. Aber Browne gedachte seine Aufgabe keineswegs auf die Sicherung des eigenen Heeres zu beschränken. Er erbot sich schon am 10. September, den eingeschlossenen Sachsen die rettende Hand zu reichen, und der Hof hieß seinen mutigen Entschluß gut; ja er ermächtigte den Feldherrn ausdrücklich, zum Heile der Sachsen, wenn es sein mußte, sogar eine Schlacht zu wagen.

Am 14. September verließ Browne das Lager von Kolin, am 19. bezog er eine Stellung bei Budin am rechten Egerufer. Der Plan war, durch Scheinvorstöße über das Gebirge, bis nach Aussig, den Gegner zu täuschen, inzwischen aber allmählich und unvermerkt an die 18000 Mann auf das rechte Elbufer zu werfen und dann eilends nach Schandau marschieren zu lassen, um dort die am Lilienstein über den Fluß zu setzenden Sachsen aufzunehmen.

Den Preußen fehlte es an Kundschaft vom Feinde. Das über die böhmische Grenze ausgesandte Beobachtungscorps, jetzt der Führung des Feldmarschalls Keith übergeben, war bis zum 24. auf mehr als 30000 Mann verstärkt und lagerte vor Aussig mit dem Hauptquartier in Johnsdorf. An demselben 24. erreichte den König im Lager von Sedlitz das Gerücht, daß Browne den Sachsen zu Hülfe eile. Tags darauf hieß es, er stehe noch bei Kolin. Keith versicherte das Gleiche; nur eine Vorhut unter dem Grafen Wied-Runckel sei bis Lobositz gelangt. Keith schlug vor, über das Mittelgebirge zu gehen und vor der Eger, wo die Ebene die Entfaltung der zahlreichen Reiterei erlaubte, dem Feind den Weg zu verlegen. Da sich für die Verpflegung Rat schaffen ließ, so trat der König nach einigem Bedenken dem Vorschlage näher, beschloß aber zugleich, um sicher zu gehen, die Truppen persönlich in das neue Lager einzustellen. Am 27. nachmittags verließ er die Cernierungslinie vor Pirna, zum 1. Oktober glaubte er wieder zur Stelle sein zu können.

Daß die österreichische Hauptmacht wirklich im Anzuge sei, erfuhr er bei der Ankunft in Johnsdorf am 28., und tags darauf in Türnitz, nach einem Marsch mit der Vorhut an die Biela, daß Browne den Uebergang über die Eger vorbereite. Das ganze Heer erhielt für den 30. Marschbefehl.

Die Erwartung, „morgen die Herren Oesterreicher von Angesicht zu Angesicht zu sehen", erfüllte sich. Browne führte seinen Flußübergang am 30. September bei Tagesanbruch aus, legte sein Hauptquartier und die Vortruppen nach Lobositz und nahm in Voraussicht eines Zusammenstoßes seine Hauptstellung, die Heerstraße nach Budin festhaltend, hinter dem Modlbache, den rechten Flügel bei Proßnik an die Elbe, den linken, mit dem Dorfe Sullowitz vor der Front, an die Teiche von Tschischkowitz gelehnt. In dieser Stellung erblickte der König das österreichische Heer, als er am Nachmittag mit dem Vortrab von der Höhe des Kletscherpasses in das Thal hinabstieg. Er gewahrte zugleich, daß die den engen Ausgang der Paßstraße sperrenden Höhen des Homolka und des Lobosch noch unbesetzt waren, und machte sich den Fehler des Feindes zu Nutzen, indem er noch in der Dunkelheit einen Teil der Truppen über das ursprüngliche Ziel des Marsches hinaus, in die Defileen vorschob, um sich den Aufstieg zu den beherrschenden Höhen für morgen zu sichern.

Mitternacht war herangekommen, als die letzten Truppenteile nach ihrem beschwerlichen Gebirgsmarsch antraten. Die Zelte wurden nicht aufgeschlagen, man zündete große Feuer an und aß und fütterte wie man konnte. Auch der König wärmte sich am Wachtfeuer, auf einer Trommel sitzend. Der Prinz von Preußen trat heran und meldete die Ankunft seiner Kolonne. „Ich habe sie in der Tasche," meinte der König; der Bruder wandte ein, daß die Lage nicht unbedenklich sei. Der König suchte ihn und sich zu beruhigen: „Wir haben die Höhen, und was soll ich denn thun? wir können nicht mehr zurück." In der That, kein anderer Ausweg: hielt Browne stand, so mußte man ihn angreifen; ein Zurückgehen über das Gebirge, den Feind im Nacken, konnte verhängnisvoll werden, ein Stillestehen und Abwarten verbot der Fouragemangel.

Der Ort, bei dem das Hauptquartier lagerte, war Welmina: Friedrich nahm es zum guten Zeichen, dem Namen seiner Lieblingsschwester — Wilhelmine

— hier zu begegnen. Auch ein Meteor, das die Nacht durchhellte, ward als Glücksbote gedeutet. Der König ruhte in seinem Wagen, um ihn herum auf bloßer Erde die Prinzen, Generale und Adjutanten. In der zweiten Morgenstunde begann ein Schießen, der König sprang aus dem Wagen und vernahm, daß es ein Morgengruß von den Panduren sei; er meinte, er könne sich auf die guten Sauerländer, das am Lobosch postierte Regiment Quadt, verlassen. Andere Meldungen besagten, der Feind scheine abzuziehen.

Noch vor Tagesanbruch, um ½6 Uhr, ritt der König mit dem Marschall Keith, dem Thronfolger und den beiden braunschweigischen Prinzen auf Kundschaft aus und zeigte ihnen die Stellung, in der er aufmarschieren wollte; die Aussicht war frei, die Ebene ganz leer, die Panduren in den Weinbergen still. Der König ließ vor allem jetzt die Abhänge der Berge durch die Vortruppen besetzen. Das Hauptheer marschierte in zwei Kolonnen an, schob sich bei Radositz durch die Gebirgspforte hindurch und entfaltete sich dann in Schlachtordnung — eine Wellenlinie, die sich vom Homolkaberg herunter durch die Thalenge und wieder herauf quer über den Südabhang des Lobosch zog. Bei der Länge dieser Front blieben von den verfügbaren 24 Bataillonen von vornherein nur einige wenige für das zweite Treffen übrig. Die Reiterei stellte sich hinter den Infanterielinien auf. Der König hielt auf dem Homolka zwischen dem ersten und dem zweiten Treffen.

Nach 7 Uhr entspann sich ein lebhaftes Feuergefecht zwischen den Bataillonen auf dem Lobosch und den zwischen den Weinbergsmauern hockenden Panduren. Etwa gleichzeitig hub von hüben und drüben der Geschützkampf an. Ein dichter Nebel, der während des Aufmarsches aufgestiegen war, hemmte die Aussicht; die Stadt Lobositz sah man wie durch einen Flor, die Hauptstellung des Feindes entzog sich dem Blicke ganz. Lange blieb zweifelhaft, ob man ein Heer, ob nur eine Nachhut, die Panduren in den Weinbergen und die Reiterhaufen vorn in der Ebene, vor sich hatte. Der König vermutete das letzte. Um Gewißheit zu schaffen, befahl er endlich dem General Kyau, — die Reiterei war inzwischen vor die Infanterielinie gezogen worden — auf diese Kavallerie Jagd zu machen; das Geschützfeuer hatte jetzt an drei Stunden gewährt.

Da werden in Sullowitz und dem ummauerten Tiergarten die Bärenmützen österreichischer Grenadiere erkannt: soll sich der Reiterangriff ihrem Flankenfeuer aussetzen? Kyau wagt den Einwand zu erheben, und erhält „in der Phraseologie, die dem König so gänge ist, wenn er etwas für eine unzeitige Vorstellung hält", eine unwirsche Antwort. Mit sechzehn Schwadronen sprengt nun der General los. Es sind auserlesene, berühmte, stolze Regimenter, die Garde du Corps, die Gendarmen, die Kürassiere des Prinzen von Preußen, im zweiten Treffen die Baireuther Dragoner. Der König folgte ihnen mit unverwandtem Blick, das Fernglas in der Hand; er hebt sich in den Steigbügeln — als die Kürassiere in die feindliche Linie vorstoßen und sie im ersten Augenblick umbrechen, setzt er sich wieder im Sattel zurecht und sagt: „Jetzt sind sie weg." Aber das Bild ändert sich; die Baireuther haben keinen guten Tag, sie bleiben zurück, man sagt ihnen nach, daß der Anblick der Grenadiere in Sullowitz sie stutzig gemacht hat, genug, sie kommen zu spät, und die Kürassiere sind bereits

überflügelt. Wohl verschaffen ihnen die Dragoner noch wieder Luft; weiterem Vordringen aber setzen das Flankenfeuer der Infanterie und die Geschütze der Batterien ein Ziel. Mit zwei Standarten als Siegeszeichen und einer Anzahl Gefangener reiten die Angreifer zurück.

Dem allen hat die Hauptmasse der preußischen Reiter vom Sattel aus zuschauen müssen. Eingedenk des alten Ruhms und des oft gehörten Gebots, sich nie zuvorkommen zu lassen, von Ungeduld verzehrt nach stundenlangem Halten, erfüllt von dem Verlangen, Gefahr und Ehre des ersten Waffenganges mit den schon losgelassenen Kameraden zu teilen und das begonnene Spiel durch verdoppelten Einsatz zu entscheiden, stürmen jetzt die vordersten drauf los, ohne Befehl; Gewicht hängt sich an Gewicht, von den frischen Geschwadern wollen die eben erschöpft aus dem Kampf zurückgekehrten sich nicht beschämen lassen, wohl 11 000 Rosse – an die sechzig Schwadronen — schnauben durch das Blachfeld. „Mein Gott, was macht die Kavallerie da!" hört man den König rufen. Wer vermag sie zurückzuhalten, wer sich ihnen entgegenzustemmen? Wieder wird die feindliche Linie über den Haufen geworfen, noch weiter als vorhin greift der Angriff aus, nicht bloß über den zehn Fuß breiten Graben zwischen Sullowitz und Lobositz, auch über die tief eingeschnittene, hohlwegartige Landstraße, die von Lobositz nach Sirsowitz führt. Aber die Reihen haben sich gelichtet, die Ordnung ist gelockert; da naht mit acht neuen Schwadronen Fürst Löwenstein und wirft sich zwischen die Fliehenden und die Verfolger, ein erbittertes Handgemenge beginnt, bis der Widerstand der Preußen der frischen Kraft der Gegner erliegt. Viel ungeordneter als nach dem ersten Angriff, nahezu in Auflösung, mit Zurücklassung zahlreicher Verwundeter, die Schwadronen wirr durcheinander gewürfelt, langen die Geschlagenen an dem Platz, von dem sie ausgeritten, wieder an. Nichts bleibt übrig, als diese ganze Reiterei hinter die Infanterielinie zurückzunehmen.

Der König hatte nach seinem feststehenden Grundsatz, nur mit einem Flügel zu schlagen, die Rechte zum Angriff bestimmt und der an den Lobosch gelehnten Linken unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern wiederholt eingeschärft, aus ihrer Stellung nicht vorzugehen. Nach dem Mißerfolg der beiden Reitergefechte, und nachdem längst kein Zweifel über die Gegenwart des ganzen feindlichen Heeres blieb, trat nun für die Infanterie die unerwartete Wendung ein, daß sie, wie Friedrich sich ausdrückt, „den Stand der Frage gewendet" sah und, statt zum Angriff zu kommen, selbst angegriffen wurde. Ja, es hatte das Aussehen, als ob die preußischen Flügel gleichzeitig beide gepackt werden sollten. Von Sullowitz her ertönte der dumpfe Klang der österreichischen Holztrommeln; wirklich kamen einige Bataillone über den Bach. Durch die Batterien auf dem Homolkaberge wurde die Bewegung schnell abgewiesen, immer aber wurde durch den Angriff oder „Scheinangriff" — als solchen faßte man ihn im preußischen Heere später auf — das erreicht, daß die Preußen nicht wagen durften, diesen ihren rechten Flügel durch Abgaben an die jetzt ernstlich bedrängte Linke zu schwächen. Noch weniger aber war angesichts der Gefährdung des anderen Flügels jetzt an den ursprünglich beabsichtigten Angriff auf Sullowitz zu denken; ganz davon abgesehen, daß diesem Angriff die Seitendeckung durch Reiterei ge-

fehlt haben würde. Vielmehr hatte der Feldherr nach dem ersten Gebot seiner Schlachtentaktik dem in der Frühe zum Mauerbrecher ausersehenen Flügel jetzt einfach und streng die Rolle des Zuschauers zuzuweisen; er that sich nach der Entscheidung etwas darauf zu gute, seine Rechte beständig fest gehalten zu haben, und betrachtete es geradezu als die entscheidende Vorkehrung, daß er die Höhe rechts wohl gesichert und souteniert habe.

Die Lage auf dem linken Flügel war bedenklich geworden in dem Augenblicke, wo die dortigen Bataillone, durch stundenlanges Geplänkel mit den hinter ihren Weinbergsmauern versteckten Kroaten ermüdet und zum Teil bereits ohne Pulver und Blei, sich von größeren Massen regulärer Infanterie — Oberst Lascy führte sie aus dem Grund an der Elbe den Abhang schräg herauf — angegriffen sahen. Deutlich erkannte man vom Homolkaberg den Vorstoß der Oesterreicher und konnte doch den bedrängten Kameraden nur Munition, aber keine Ablösung oder Verstärkung schicken. Es begann, wie einer der Zeugen erzählt, „ein Feuer von einer unglaublichen Lebhaftigkeit, das ohne alle Pause fast eine Stunde fortdauerte". Wurde die preußische Flügelspitze eingestoßen und von dem Berge heruntergeworfen, dann ward, so befürchteten die Zuschauer, aus „der preußischen Linie ganz wahrscheinlich ein Knäuel, den keine Taktik fähig war, wieder zu entwickeln und vom Untergang zu retten". Der König selbst sprach nachher von „Umständen, da einem der Kopf leicht umgehen kann", glaubte aber von sich sagen zu dürfen, daß er kaltes Blut bewahrt und keinen Schritt gethan habe, ohne alles zu bedenken. Aber wir hören, daß er eine Zeit lang ernsten Besorgnissen sich hingegeben, ja sogar (der Prinz von Preußen hat es behauptet) von der Unvermeidlichkeit des Rückzugs gesprochen und bereits seinen Standort auf dem Homolka verlassen habe. Wie denn der Herzog von Bevern nach Jahren von einem schriftlichen Befehl erzählt hat, laut dessen er mit den Bataillonen vom linken Flügel „bei der vorseienden Retraite" die Arrieregarde zu machen hatte. Immer ist der Rückzug, dessen Deckung Bevern zugefallen sein würde, nicht eingeleitet worden; der Offizier, der den Befehl überbringen sollte, langte nach Beverns eigener Angabe am Loboschberg erst an, als die Lage sich schon völlig verändert hatte und Bevern dort nicht mehr anzutreffen war.

Denn in ihrer Not war den wackeren Verteidigern des Berges ein rettender Gedanke gekommen. Als Kraut und Lot aufs letzte gingen und die Bedränger auf 500 Schritt heran waren, ward das Gewehr gefällt: Beverns eigenes Regiment und das Grenadierbataillon Billerbeck gaben das Beispiel. Mit lautem Geschrei, in vollem Lauf und aus allen Kräften, stürzten sie sich auf den Feind, „mit dem Bajonett ihm in die Rippen, mit dem Kolben hinterher". Der Prinz stieg vom Pferde und schloß sich dem wilden Laufen an. Unaufhaltsam ging es weiter, ohne viel Bedacht auf Reih und Glied, von Mauer zu Mauer durch die Weinberge und dann in die Ebene, auf Lobositz zu: „Die Fläche wurde blau," erzählt einer der Offiziere vom jenseitigen Flügel, „denn das unüberwindliche Fußvolk erfüllte dieselbe gleich einem reißenden Strom, der sich vom Gebirge herabstürzt." Der Befehl von heute morgen, die Linke zurückzuhalten, hatte längst, da die Rechte nicht ins Gefecht gekommen war, keine Bedeutung

mehr; auch erhielt jetzt der den Truppen und ihrem Prinzen durch die eigene Tapferkeit eingegebene Entschluß sofort eine vollständige Gutheißung, da von drüben Feldmarschall Keith im Galopp herbeiflog, um die weitere Leitung des Angriffes zu übernehmen. Der König blieb derweil darauf bedacht, die Rechte, die schon mit klingendem Spiel sich in Bewegung setzte, auf ihrem Berge festzuhalten: die beiden Flügel hatten die ursprünglich ihnen zugedachten Rollen völlig vertauscht.

Um die Angriffstruppen gegen eine Umfassung zu sichern, wurde jetzt die Linie so weit nach links geschoben, daß sie die Elbe erreichte. Damit aber riß die Verbindung nach rechts ab, und die sechs Bataillone auf dem Homolka standen für sich allein. Um die Lücke in der Mitte zu stopfen, mußten drei Kürassierregimenter in die Infanterielinie einrücken: „ein neues und vielleicht unerlaubtes Manöver", wie Friedrich bekennt. Neu geordnet setzte dann der linke Flügel seinen Angriff fort. Browne, dem zwei Pferde unter dem Leib getötet wurden, vermochte den Kampf vor Lobositz nicht mehr zum Stehen zu bringen; Oberst Lascy, noch auf dem Loboschberg verwundet, war unersetzlich, die Infanteriegenerale thaten, wie Browne bitter klagte, nichts als unbeweglich an der Spitze ihrer Truppen zu halten, um sich töten zu lassen. Nach einem kurzen, aber hartnäckigen Gefecht zwischen den Häusern des in Flammen aufgehenden Städtleins wurden die geschlagenen Truppenteile hinter dem Modlbache von dem noch unversehrten linken Flügel aufgenommen, den Browne nun mit großem Geschick eine trotzige, achtunggebietende Bewegung ausführen ließ. Den Geschützdonner löste ein starkes Gewitter ab.

„So endete das Treffen, man möchte sagen, noch ehe es anfing," urteilte man später auf preußischer Seite. Die Hauptstellung der Oesterreicher war ungebrochen, ja unberührt. Ob Browne sie halten oder räumen würde, ob morgen der Kampf von neuem begann — das wurde im Hauptquartier zu Kinitz, wo der König nach der Schlacht einen Imbiß nahm, lebhaft erörtert. Abends ward Lärm geschlagen, bei strömendem Regen standen die Truppen eine Stunde lang unterm Gewehr. Erst während der Nacht kam die Meldung, daß der Feind abziehe. Browne hatte keine Veranlassung, es auf den unsicheren Ausgang einer neuen Schlacht ankommen zu lassen, da er für die Ausführung seines Planes auch so Rat wußte.

Die Preußen beglückwünschten sich, eine große Gefahr überstanden zu haben. Eine Kraftleistung, gewaltiger als Soor, dünkte dem König der Sieg von Lobositz, und er bezeugte den Truppen: „Seit ich die Ehre habe, sie zu befehligen, habe ich nie gleiche Wunder der Tapferkeit geschaut." Die Gegner schienen ihm viel überlegter und anschlägiger als vordem: nicht mehr die alten Oesterreicher. So nachdrücklich hatten sich diese neuen Oesterreicher gewehrt, daß man die aufgebauschten Stärkeangaben der Ueberläufer gut und gern glaubte: in die für die Oeffentlichkeit bestimmten Berichte durften auf des Königs Befehl die Zahlen nicht aufgenommen werden, wohl weil Friedrich seine numerische Schwäche der Welt nicht offenbaren wollte; in vertraulichen Briefen aber bezifferte er den Feind auf 60000 Mann. Umgekehrt wollte Browne 40000 Preußen bestanden haben. Thatsächlich hatten die beiden Heere sich in ungefähr

gleicher Stärke gegenüber gestanden: etwas über 28000 Preußen 31000 Oesterreichern. Auch die Verluste scheinen etwa gleich groß gewesen zu sein: hüben wie drüben nicht ganz 2900 an Toten, Verwundeten und Vermißten.

„Eine Schlacht, die uns keinen reellen Nutzen, wohl aber einen großen Verlust an braven Leuten gebracht hat" — so hieß es schon nach wenigen Tagen im preußischen Lager. Der König, der etwas später nicht viel anders geurteilt hat, erhoffte zunächst noch von seinem Siege eine unmittelbare Rückwirkung auf die militärische Lage vor Pirna: „Nun muß der Matz kapitulieren, ich denke, daß ich die Sachsen in Lobositz werde gekriegt haben." Er glaubte, die Oesterreicher ganz in die Defensive zurückgeworfen zu haben. Aber selbst unter der irrigen Voraussetzung, daß sie nur auf die Deckung der Egerlinie bedacht seien, schien ihm die eigene Lage mit 24 Bataillonen, von denen 14 gelitten hatten, so unsicher, daß er das Heer in Böhmen nicht zu verlassen wagte. Und am 8. Oktober hielt er es für erforderlich, bei dem in Sachsen zurückgebliebenen Corps eine Anleihe von vier Bataillonen zu machen. Aber als diese „Kollekte" schon unterwegs war, kam Gegenbefehl. Die Sachsen hatten in der Nacht auf den 9. über die Elbe zu gehen versucht: die Sache kam „ins Kochen". Noch glaubte Friedrich durch seine Plänkeleien Browne zu beschäftigen und festzuhalten, bis er dann am 12. zu seinem Schrecken erfuhr, daß ein österreichisches Corps rechts der Elbe auf vollem Marsche sei. „Ich kann nicht begreifen, wo die Leute herkommen," schrieb er nach Sedlitz an Winterfeldt, „ich gestehe, daß mir das Herze recht benauet ist." Mit 15 Dragonerschwadronen saß er zum Gewaltritt auf, um zur Entscheidung noch zurecht zu kommen: „Ich wollte um viel, wir wären um vier Tage älter."

Der taktische Mißerfolg von Lobositz hatte die Kaiserlichen strategisch nicht in Nachteil gesetzt. „Solchem nach bleibt es bei der auf den 11. dieses konzertierten Unternehmung," schrieb Browne am zweiten Tage nach der Schlacht dem Grafen Brühl. Am 11. zur vorherbestimmten Stunde hatte der österreichische General mit 8000 Mann Lichtenhayn, eine kleine Meile oberhalb Schandau, erreicht. Aber die Sachsen hatten in der Nacht auf den 10. ihren Brückenschlag am Lilienstein nicht ausführen können, da die zum Auffahren der Pontons gemieteten Ruderknechte vor dem Feuer einer preußischen Batterie ins Wasser geflüchtet und davongeschwommen waren. Erst am 11. begann die Verankerung der nun zu Lande herbeigeschafften Schiffsgefäße, in der Nacht zum 13. wurde die Brücke überschritten, nicht vor Nachmittag erreichte die Masse des Fußvolks die enge Bergplatte der Liliensteiner Ebenheit, unter strömendem Regen, ohne Gepäck, ohne Geschütze, weil die ausgehungerten Pferde sie auf den grundlosen Wegen nicht vorwärts brachten, mit durchnäßten Patronen; als Nahrung mußten Krautstrünke und Kürbisranken dienen oder gekochter Puder mit Schießpulver gewürzt.

Wohl hatte man sich den Verbündeten auf vier Wegstunden genähert, aber ehe man ihnen die Hand reichen konnte, mußten beide Teile einen Gegner über den Haufen werfen. Sowohl bei Porschdorf und am Lilienstein wie bei Ratmannsdorf und Schandau wurden die preußischen Verhaue und Redouten fast von Stunde zu Stunde stärker belegt. Browne hatte am 11. nur 5 Bataillone und

4 Schwadronen, 4000 Mann, sich gegenüber, aber er wollte nicht anders als zugleich mit den Sachsen angreifen: am 13. boten bereits 10 Bataillone und 7 Schwadronen ihm die Stirn, den Sachsen am 13. früh 5 Bataillone, abends 8 Bataillone und 2 Schwadronen. In das verlassene Lager waren die Preußen alsbald nachgedrängt und feuerten von dort auf die Nachhut, und wenn sie jetzt noch ihre auf dem linken Elbufer aufgefahrene Batterie spielen ließen, waren die auf der Ebenheit zusammengepreßten Flüchtlinge geradezu der Vernichtung preisgegeben. Browne erklärte am 13. abends, bei dem stetigen Anwachsen der feindlichen Macht nur noch bis zum nächsten Morgen verweilen zu können. Zweimal, am 13. abends und am 14. früh, traten die sächsischen Generale zum Kriegsrat zusammen; alle waren darin einig, daß jeder Kampf nutzlos, der Durchbruch unmöglich sei. Aber der König, der auf dem Königstein zurückgeblieben war, forderte den Angriff, von Brühl beraten. Die Generale bewiesen ihm, daß nur eine Kapitulation ihn selbst vor dem Schicksal der Kriegsgefangenschaft retten werde, denn der Königstein könne einer Belagerung nicht trotzen. So erklärte er endlich am Nachmittag des 14., das Schicksal des Heeres dem Kriegsrat überlassen zu wollen.

Unten in Struppen, wo so lange das sächsische Hauptquartier gewesen war, traf eben in diesem Augenblick der König von Preußen ein. „Alles war zu Ende," schrieb er an Keith, „ich habe nur noch die letzten Seufzer der sächsischen Artillerie gehört." Die Kapitulation, die dem unglücklichen Heere am 15. Oktober gewährt wurde, bedeutete im Grunde eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade: durch Randbemerkungen des Königs von Preußen zu den von Rutowski und Winterfeldt entworfenen Artikeln wurden die Geschicke der Sachsen entschieden, und die Bedingung, daß die Unteroffiziere und Gemeinen nicht genötigt werden sollten, preußische Kriegsdienste zu nehmen, wies Friedrich ausdrücklich und schroff zurück: „Darein hat niemand sich zu mischen, man wird keinen General zwingen, wider seinen Willen zu dienen, das genügt."

Damit waren die Leiber in seine Gewalt gegeben, die Seelen sollte ihr Eid ihm überantworten. Dem aus den Tagen des Landsknechtstums übernommenen Brauch, Kriegsgefangene für das Heer des Siegers anzuwerben, einem Brauch, dem Friedrich in kleinerem Maßstabe schon wiederholt gefolgt war, sollte jetzt ein ganzes Heer sich unterwerfen, ein fast ausschließlich aus sächsischen Landeskindern zusammengesetztes Heer, das bis auf diese Stunde dem angestammten Kriegsherrn hingebende Treue bewahrt und während der langen Pirnaer Leidenszeit nicht mehr als hundert Mann durch Desertion verloren hatte. Es war der dunkelste Fleck an dem preußischen Heerwesen, wie Friedrich Wilhelm I. es ausgebildet hatte, daß der erzwungene Eid gleichsam zu einer feststehenden Einrichtung geworden war. Bei diesem Anlaß fand das im Einzelfalle unzähligemal befolgte System eine verhängnisvolle Massenanwendung. König Friedrich hat sich später, nach seinen doch unvermeidlichen schlechten Erfahrungen mit diesen Sachsen, nur den einen Vorwurf gemacht, daß er die Gefangenen, statt sie unter seine alten Truppen zu verteilen (das geschah nur mit den sächsischen Reitern), in ihren alten Regimentsverbänden, wenn auch unter preußischen Offizieren, bei einander gelassen habe. Dem Prinzen Moritz von

Dessau ist nachgesagt worden, er habe dem Könige eingeredet, daß die protestantischen Sachsen ihm, dem glaubensverwandten Fürsten, lieber dienen würden, als ihrem katholischen Landesherrn: so sei gegen Winterfeldts ausdrücklichen Rat von der Auflösung der Regimenter abgesehen worden.

Im Lager von Loboſitz, am 7. Oktober, äußert Friedrich die Befürchtung, wenn es in Pirna noch acht Tage andauere, werde es ihm unmöglich sein, über Winter in Böhmen zu bleiben: „Die Sachsen verderben mir die ganze Campagne.“ Am 14., bei der Ankunft in Struppen, in der ersten Freude über die Vereitelung des sächsischen Durchbruches, hatte er noch einmal alle Hoffnung, sich „mit großer Ueberlegenheit“ in Böhmen behaupten zu können. Aber bereits am 16. kündete er Schwerin an, daß mit der Kapitulation der Sachsen der Feldzug zu Ende sein sollte: keiner von ihnen beiden vermöge sich in Böhmen zu halten, man habe nicht sichere und solide Anstalten treffen können, da man zu spät eingerückt sei.

Warnery hat in seiner Kritik der Feldzüge dieses Krieges die Räumung Böhmens gemißbilligt und will sie dem Könige widerraten haben; er meint, daß auf dem rechten Elbufer das Heer noch ausreichenden Unterhalt gefunden haben würde, durch die Iser in der Front gedeckt, die Rechte an Melnik angelehnt, die Linke in Fühlung mit dem Schwerinschen Corps, das im Königgrätzer Kreise hätte bleiben müssen; von dieser Stellung aus würde man auch jenseits der Elbe den Abschnitt zwischen der Eger und der Grenze leicht gedeckt haben. Nun hat Friedrich der Deckung durch einen Fluß, nach der Erfahrung von Selmitz im Jahre 1744,[1]) stets einen sehr geringen Wert beigemessen: so oft man sich hinter einen Fluß stelle, um ihn zu verteidigen, werde man der betrogene Teil sein. Erinnern wir uns ferner, daß die böhmischen Winterquartiere des Feldzugsplanes für 1756 mit der Theorie der „Generalprinzipien vom Kriege“ von 1748 ohnehin nicht übereinstimmten. Der königliche Feldherr ist zu dieser seiner alten Theorie durchaus zurückgekehrt in einer nach seinem letzten Kriege entstandenen Denkschrift, wo er in eingehender Darlegung es als fast unmöglich bezeichnet, Böhmen über Winter zu behaupten ohne den Besitz von Prag oder ohne eine ganz entscheidende Schlacht, durch die dem Gegner aller Mut genommen sei, sich wieder sehen zu lassen. So meinte er auch jetzt, um ruhige Winterquartiere in Böhmen zu haben, müsse man zuerst das Heer des Marschall Browne noch einmal geschlagen haben, „was Vorbereitungen erfordert, die uns bis zum 20. November in die schon zu rauhe und für die Truppen ungesunde Jahreszeit hinziehen würden“.

Immerhin, ein von vornherein in bescheidenen Grenzen gehaltener Feldzugsplan hatte sich noch eine starke Einschränkung gefallen lassen müssen, und zwar, wie Friedrich eingestand, durch diesen unerwartet zähen Widerstand der Sachsen. Am Schlusse eines in der strategischen Offensive begonnenen Feldzuges, nach einem unfruchtbaren Siege und nach der vollständigen Räumung des kaum besetzten österreichischen Gebietes, waren jetzt für die Monate der Winter-

[1]) Bd. I, 236.

ruhe Schwerin und anfänglich auch der König nicht ohne Sorge um die Sicherheit der eigenen Grenzen.

Schwerin war seinem nach dem nördlichen Böhmen abgezogenen Gegner Piccolomini über Nachod bis nach Königgrätz nachgedrängt; nicht ganz im Sinne des Königs, der vielmehr einen Vormarsch über Landeck, oder später eine Abschwenkung nach Hohenmauth gewünscht hätte, um den Feind nach Olmütz abzuziehen. In den letzten Tagen des Oktober rückten die beiden nach Böhmen vorgeschobenen Corps wieder in die Grafschaft Glatz und nach Sachsen ein; Mitte November, schon war fußhoher Schnee gefallen, wurden die Winterquartiere bezogen, eine lange Kette von Oberschlesien bis nach Plauen im Voigtlande. Am 14. ritt der König an der Spitze seines ersten Bataillons Garde in Dresden ein.

Der Feldzug war beendet. Hat der preußische Aufmarsch die kriegslustigen Gegner zu Umkehr und glimpflichem Vergleich bringen sollen, so war der Zweck verfehlt. Vielleicht, daß eine große, ganze Niederlage des österreichischen Heeres der Kaiserin-Königin und den ihr befreundeten Höfen den Sinn gewandt haben würde: so aber wurde der preußische Rückzug aus Böhmen als Eingeständnis der militärischen Schwäche ausgelegt, als beschämender Mißerfolg hingestellt, wohl gar als die Wirkung des Tages von Lobositz, des unechten preußischen Sieges. Wie nach dem Feldzuge von 1744 verbreitete das Gerücht Schreckensdinge über die Verluste des preußischen Heeres. Friedrich spottete über die Zeitungen, nach denen die Preußen bereits vertilgt sein müßten. „Ihr werdet diesen Winter hören, daß ich verloren bin," schrieb er nach Baireuth; „man wird den Preußen die Leichenrede halten und die Grabschrift setzen, aber im Frühjahr werden sie auferstehen." Aber er konnte sich nicht darüber täuschen, daß man seine Macht als nicht so gar fürchterlich anzusehen begann.

Beim Ausrücken in das Feld hatte er seinen Ministern drei politische Aufgaben vornehmlich an das Herz gelegt: in Polen die Parteien zu beobachten und auf dem Reichstag dieses Herbstes Beschlüsse zu Gunsten des sächsischen Königs zu hintertreiben; bei der Republik der vereinigten Niederlande auf den Beitritt zu dem preußisch-englischen Bündnis hinzuwirken, wie ihn das gemeinsame protestantische Interesse gegenüber dem Bunde der beiden katholischen Vormächte, Oesterreichs und Frankreichs, erheische; in Versailles endlich den Boden gegen den österreichischen und sächsischen Einfluß zu verteidigen, um Frankreich von der Unterstützung der Gegner Preußens trotz allem noch zurückzuhalten.

Sehr bald ergab sich, daß von der lärmenden Versammlung zu Grodno etwas Ernstliches nicht zu befürchten war, ohne daß der preußische Gesandte zu dem äußersten Mittel, der Sprengung des Reichstags, zu greifen brauchte. Aber ebenso unfruchtbar im Haag die Beratungen der Generalstaaten. Nicht einmal zu der eine Zeit lang geplanten Vermehrung des Heeres kam es, die Friedrich hier ebenso befürwortete, wie er sie in Grodno bekämpfte. Er schalt auf diese entarteten und ihrer großen Vergangenheit vergessenden Holländer, die durch nichts ihrem Phlegma zu entreißen seien; aber er schalt auch auf die Engländer, die

nach seinem Plan die dritten im Bunde sein sollten, und nun die allgemeine Entrüstung gegen sich herausforderten, indem sie durch ihre Kaper die neutrale holländische Flagge allen Schädigungen und Drangsalen aussetzten. Als die Schlacht bei Lobositz geschlagen war, hat Friedrich einen Versuch gemacht, die Republik als Friedensvermittlerin zu gewinnen; er beauftragte zu diesem Behuf seinen Gesandten am 6. Oktober mit der Erklärung, daß er keine Landabtretungen begehre, weder von Oesterreich noch von Sachsen, sondern nur Bürgschaften für einen dauerhaften Frieden.

Die gleiche Erklärung sandte er wenige Tage darauf nach Paris. „Keinen Zoll breit sächsischen Landes," läßt er den Franzosen beteuern. Noch ermaß er nicht, wie stark das französische Interesse durch das belgische Tauschgeschäft an dem österreichischen Plan zur Wiedereroberung Schlesiens beteiligt war, wie weit sich Frankreich auf die Verschwörung gegen ihn bereits eingelassen hatte. Wenn er auch in seinen für die Engländer bestimmten Denkschriften immer schon von dem Triumvirat spricht, das die Freiheit Europas bedrohe, so glaubte er sich selbst und Preußen einstweilen nur durch den Zwiebund der Kaiserhöfe gefährdet. Aber was er über die feindseligen Absichten dieser beiden in Erfahrung gebracht hatte, war ihm bereits bis zu dem Grade gefährlich erschienen, daß er unverzüglich zur Notwehr geschritten war und seine militärische Stellung um das starke Bollwerk, das ihm Sachsen bot, verstärkt hatte — auf die Gefahr hin, dadurch das anscheinend noch neutrale Frankreich in das gegnerische Lager zu drängen, aber doch mehr in der Hoffnung, daß die Franzosen nach der ersten Erregung, deren auffliegende Hitze er hinreichend kannte, sich eines Besseren besinnen und abseits bleiben würden. Viel schien gewonnen, wenn sie diesen Herbst nicht mehr marschierten; dann ließ sich, meinte Friedrich, über Winter viel Gutes erreichen und vielleicht ein allgemeiner Friedensschluß anbahnen. Persönliche Erfahrung lehrte ihn, daß sie nicht geneigt waren, sich für einen Verbündeten gerade zu überanstrengen. Vielleicht, daß ihnen eine Ausrede den neuen Freunden gegenüber ganz willkommen war: daß der Fall des Vertrages vom 1. Mai, die Verpflichtung, dem Wiener Hofe 24000 Mann zu stellen, nicht vorliege, weil Preußen nicht in Wahrheit der Angreifer sei; auf diesen Satz liefen Friedrichs immer von neuem wiederholte Vorstellungen sämtlich hinaus. Für sein Verhalten gegen Sachsen konnte er sich zudem auf das eigene Beispiel Frankreichs berufen. Hatte sich nicht Ludwig XIV. im spanischen Erbfolgekriege den Zugang zu den habsburgischen Erblanden durch die Ueberrumpelung Piemonts geöffnet, und das zu einer Zeit, da der Herzog von Savoyen der Schwiegervater des Dauphins war? Und jetzt sollte es dem König von Preußen verboten sein, des Dauphins Schwiegervater zu entwaffnen? Große Herren hätten keine Verwandte, ließ er den französischen Ministern sagen, und wenn man seinen Feinden zuvorkommen müsse, könne die Genealogie nicht konsultiert werden.

Aber schon die Haltung des Marquis Valory in Berlin war bezeichnend für den völligen Sinneswandel der Franzosen. Der dicke, cholerische Herr war in den elf Jahren seiner ersten Gesandtschaft eine der populärsten Figuren am preußischen Hofe geworden. Jedermann nahm das Wiedererscheinen des „lieben

Papa" in dem kritiſchen Frühjahr von 1756 zum guten Zeichen; der König hatte ihn als alten Freund mit einer Umarmung begrüßt; er hatte die Gutmütigkeit und Anhänglichkeit des Mannes jederzeit überſchätzt. Valory erkannte ſehr bald, daß er, der Favoritminiſter von ehedem, unter den veränderten Umſtänden ganz und gar nicht an ſeinem Platze ſei. Er klagte über die unbehagliche ſtumme Rolle, die er jetzt ſpielen müſſe; er war billig genug, die Weſtminiſterkonvention nach ihren wahren Beweggründen zu würdigen, den Krieg aber betrachtete er als eine Uebereilung und glaubte feſt, daß die Hinterliſt oder wohl gar das Gold der Engländer den König verleitet habe. Im übrigen hütete er ſich wohl, in ſeinen Berichten nach Verſailles zum guten zu reden, vielmehr beurteilte er die Haltung Preußens, vor allem auch die Vorgänge in Sachſen, auf das ſchärfſte. Er wußte, wie daheim der Wind wehte; war doch auch ſein Gönner und politiſches Orakel Belle-Isle, ehedem unter ſeinen Landsleuten der gewichtigſte Anwalt der preußiſchen Sache, vorbehaltlos zur öſterreichiſchen Partei übergegangen.

Allerdings iſt nun in Frankreich das öſterreichiſche Bündnis, ein Menſchenalter ſpäter dem Hofe geradezu als Verbrechen angerechnet, ſchon im Augenblick ſeiner Entſtehung nicht ohne lebhaften Widerſpruch geblieben. Das Werk der Marquiſe von Pompadour und des unter ihrem Schutze aufſtrebenden Abbé Bernis galt den Diplomaten der hiſtoriſchen Schule als Abfall von den bewährten Ueberlieferungen der ruhmvollſten Epoche franzöſiſcher Geſchichte. Noch immer ſei Frankreich im Bunde mit dem Hauſe Oeſterreich zu Schaden gekommen: ſo unter der Mediceerin, ehe Heinrich IV. den alten Kampf wieder aufnahm; ſo nach Heinrichs Tode, bis es Richelieu gelungen ſei, das von den Habsburgern gewonnene Uebergewicht mit den äußerſten Anſtrengungen, mit Kriegen, Siegen und Intriguen, mit viel Geld und viel Glück zu zerſtören. Jetzt laſſe man mit geſchloſſenen Augen Oeſterreich in Italien und in Deutſchland um ſich greifen, gebe die deutſchen Proteſtanten und die deutſche Libertät preis, verzichte auf die Verbindung mit Baiern, Württemberg und Sachſen, um ſie und andere an Oeſterreich auszuliefern und Oeſterreich unterzuordnen, treibe Preußen in die Arme Englands und überlaſſe dem Einfluß Rußlands die alten Verbündeten im Norden und Oſten, Dänemark, Schweden, Polen und die Türkei. So klagte d'Argenſon, der ehemalige Miniſter des Auswärtigen, und ſein derzeitiger Nachfolger Rouillé lehnte die Glückwünſche zu dem Vertrag von Verſailles mit der völlig zutreffenden Begründung ab, daß der Vertrag das Werk des Königs ſei. Ein loyaler Hofmann, wie der Herzog von Luynes, gewahrte mit Befremden, daß es dem König von Preußen für ſeinen Angriffskrieg an Verteidigern in Frankreich nicht fehlte; nicht bloß ſeine Abſage an die Kaiſerin-Königin, auch ſein Verhalten gegen Sachſen wurde entſchuldigt. Seine Enthüllungen über die Umtriebe des Grafen Brühl blieben nicht ohne Beachtung, und der Eindruck, den die Thränen der Dauphine gemacht hatten, ging durch die unglückliche Haltung ihres königlichen Vaters verloren: Gegner und Freunde Preußens, alle am Hofe, der König nicht ausgenommen, fanden ſich zuſammen in der Entrüſtung über die unkönigliche Mattherzigkeit, in der König Auguſt, ſtatt in der Stunde der Gefahr bei ſeinen Truppen zu bleiben

und mit ihnen den von ihm selbst anbefohlenen Durchbruch das Schwert in der Hand zu erzwingen, sich auf dem Königstein geborgen hatte. Es ist bezeichnend, daß nicht die Vergewaltigung Sachsens, sondern eine Beschwerde des Grafen Broglie, der in seiner Eigenschaft als Gesandter den Einlaß in das sächsische Lager hatte ertrotzen wollen, den äußeren Anlaß gab, Valory aus Berlin abzuberufen und dem preußischen Gesandten Knyphausen den Hof zu untersagen.

Den äußeren Anlaß — es geschah nur, was Frau vom Pompadour im Mai dem Grafen Starhemberg verheißen hatte,[1]) daß man bei so schönem Beginnen nicht auf halbem Wege stehen bleiben werde. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß Frankreich ohne die Schilderhebung Preußens die weiter gehenden Entwürfe Maria Theresias von sich gewiesen haben würde. Die entscheidenden Zugeständnisse waren bereits vorher gemacht. Oesterreich hatte zu viel zu bieten. Nicht eine Weiberlaune, sondern die Abwägung großer politischer Interessen gab den Ausschlag. Gewiß hat die Marquise von Pompadour an der Umwälzung des europäischen Allianzsystems hervorragenden Anteil gehabt, durch ihre taktischen Ratschläge an den österreichischen Botschafter, durch Bekämpfung entgegenwirkender Einflüsse, durch ihre persönliche Stellung zu Ludwig XV. Sie war, durch jüngere Schönheiten abgelöst, dem Könige nicht mehr das, was sie ihm früher gewesen, aber sie war, wie Starhemberg es bezeichnete, „die Freundin, die Beraterin, oder richtiger gesagt der Premierminister des Königs"; d'Argenson nannte sie des Königs Trösterin. Der kannte aus seiner amtlichen Erfahrung diesen Fürsten, welcher keine Sentiments, sondern nur Sensationen habe, und wollte das Geheimnis und die Stärke der allmächtigen Frauenherrschaft darin sehen, daß die Marquise die Geschäfte mit einer Zartheit, einer Ruhe, einem Reiz zu behandeln wisse, die der König an einem Manne, und wäre er sein vertrautester Freund, vergeblich suchen würde. Sie besaß die Kunst, sich den Stimmungen anzuschmiegen, unausgesprochene Absichten zu erraten, für die noch ungeklärten Anschauungen die Formel vorwegzufinden. So hatte sie mit richtigem Instinkt erkannt, wie tief im Innern der König dem bisherigen politischen System entfremdet war. „Der König seufzte seit lange," heißt es in der von Ludwig unterzeichneten Instruktion vom 19. Oktober 1756 für den nach Wien bestimmten militärischen Bevollmächtigten, „daß die Vorurteile der Politik sich der Aufrichtung eines Systems entgegenstellten, das seinem Herzen genugthat, und das ihm geeigneter erschien als irgend ein anderes, die wahre Religion und den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten." Der König von Preußen, seit lange ihm ein Gegenstand der Abneigung und des Aergernisses, hieß ihm jetzt eine Gottesgeißel und der Rasendste der Rasenden.

Es wäre schwer zu sagen, wer in diesem Falle mehr gewann, ob die Marquise durch ihr Eintreten für das österreichische System, ob das neue System durch die Unterstützung der Marquise; die Sache, die sie ergriff, war stark schon an sich. Hatte das alte System den nationalen Ruhm seiner großen Begründer und die folgerichtige Geschlossenheit für sich, so fehlte es auch der neuen Politik nicht an großem Wurf und einleuchtender Klarheit. „Der König hat das poli-

[1]) Bd. I, 589.

tische System Europas umgewandelt, aber er hat nicht das System Frankreichs verändert," lautete die offizielle Formel. Die am meisten durchschlagende Erwägung ist doch die gewesen: im Bunde mit Preußen hatte Frankreich für sich nichts erreicht, nur für die Vergrößerung seines Verbündeten, eines unsicheren Verbündeten, gearbeitet; das Bündnis mit Oesterreich versprach einen großen Gewinn. Einen Gewinn, den man in so vielen Kriegen mit dem Hause Habsburg vergeblich erstrebt hatte, und der jetzt, von der Erbin der spanischen und deutschen Habsburger freiwillig angeboten, mit geringstem Einsatz, so dachte man, davonzutragen war: damit eröffnete sich die weitere Aussicht, mit der Hauptmasse der französischen Streitmacht auf den zweiten der historischen Gegner, den vornehmsten Feind fallen zu können, auf England, das jetzt von Oesterreich und anscheinend auch vom Kriegsglück verlassene.

Vor einem Jahr, im ersten Entwurf seines großen Planes, hatte Kaunitz von den Franzosen nichts weiter verlangt als Lossagung vom Bündnisse mit Preußen, Zustimmung zur Rückkehr Schlesiens in österreichischen Besitz, Geldspenden für den Krieg der beiden Kaiserhöfe gegen Preußen: keine Waffenhülfe. „Ohne Krieg" sollte Frankreich einen so bedeutenden Gewinn wie die Einräumung des halben Belgiens an den Schwiegersohn des allerchristlichsten Königs davontragen. Als nach dem Abschluß des preußisch-englischen Neutralitätsvertrages Frankreich diesen Plan guthieß, steckte man Ende März 1756 in Wien, durch das Ergebnis ermutigt, das Ziel bereits höher. Man nahm in Aussicht, außer der Geldhülfe noch die Entsendung eines französischen Beobachtungsheeres nach Westfalen, zur Warnung der Hannoveraner und sonstiger protestantischer Anhänger Preußens, zu fordern und dafür neben der territorialen Ausstattung für den Infanten Philipp noch die Verschreibung von Luxemburg anzubieten. Als zwei Monate später nach dem Abschluß des Verteidigungsbündnisses von Versailles der französische Unterhändler von selbst die Abtretung der gesamten österreichischen Niederlande anregte, durfte die Kaiserin-Königin die eigenen Ansprüche abermals erhöhen. Kein Zweifel bleibe übrig, so ward es am 19. Mai im Kronrate ausgesprochen, daß der zweite Vertrag, das Offensivbündnis mit Frankreich, zu seiner Richtigkeit kommen würde. Also forderte man: Zustimmung Frankreichs zu einer „weiteren Schwächung", d. h. zu einer Zurückführung Preußens auf den Besitzstand des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts; Zahlung von zwölf oder im äußersten Falle von acht Millionen Gulden jährlicher Subsidien; Deckung der Unterhaltskosten für ein aus reichsfürstlichen Truppen, Sachsen, Württembergern, Pfälzern, zu bildendes Heer; unmittelbare Beteiligung eines französischen Corps an dem Kampfe gegen Preußen oder wenigstens die Entsendung jenes Beobachtungsheeres nach Westfalen.

Am 9. Juni sind die entsprechenden Weisungen an den Botschafter nach Paris abgegangen; als geschickter Unterhändler hielt Starhemberg mit dem letzten Worte seines Hofes lange zurück, um das als unerläßlich Bezeichnete um so sicherer und vollständiger zu erreichen. Am 20. August konnte er frohlockend berichten, daß er endlich auf dem Punkte sei, wohin man diesen Hof seit lange habe bringen wollen. Frankreich willigte jetzt stillschweigend in die weitere Schwächung oder, wie man in Versailles sagte, in die totale Destruktion

Preußens und verhieß die Aufstellung des Beobachtungsheeres, nicht acht, sondern die zwölf Millionen als festen Jahresbeitrag, und weitere Subsidien für die reichsfürstlichen Kontingente; und bei dem allem bestand Frankreich nicht einmal auf der anfangs geforderten unmittelbaren Erwerbung der gesamten österreichischen Niederlande, sondern wollte sich mit ihrer Ueberlassung an den Infanten begnügen. „In der That, viel vergnüglichere Nachrichten, als man vermutet hatte!" bekannte Kaunitz. Den endgültigen Abschluß der Verhandlung sah er als nahe bevorstehend an, da kein einziger Punkt mehr auf unausgleichbare Meinungsverschiedenheit zu stoßen schien.

Da hat nun gerade der Ausbruch des Krieges mit Preußen noch eine unvorhergesehene Schwierigkeit geschaffen. Wurde anerkannt, daß Oesterreich der angegriffene Teil war, so war Frankreich durch den Vertrag vom 1. Mai zur Stellung von 24 000 Mann, zu der unmittelbaren Beteiligung am Kriege verbunden, die man in Versailles, nicht zum wenigsten in Erinnerung an die deutschen Feldzüge des letzten Krieges, eben vermeiden wollte. Ohne Zweifel hatte die österreichische Diplomatie vorausgesehen, daß es so kommen würde, da sie sich die Geschicklichkeit zutraute, die Rolle des Angreifers unter allen Umständen Preußen zuzuschieben: hundert Gründe statt eines habe man zum Bruch, hatte Starhemberg schon im Mai zu Bernis gesagt. Nachmals, als der ungeahnte Ausgang dieses Krieges die schärfste Kritik der von ihm vertretenen Politik geliefert hatte, da hat Bernis gegen die Oesterreicher den Vorwurf erhoben, daß sie, um Frankreich in einen den französischen Interessen fremden Kampf zu verwickeln, durch ihre schroffe Haltung Preußen zum Bruch getrieben hätten. Zur Zeit war der langvermißte große Staatsmann, den Kaunitz in dem Abbé Bernis für Frankreich kommen sah, weit davon entfernt, sich zu solcher Auffassung zu bekennen. Und hatte man denn die Wahl? Man mußte den Casus foederis als gegeben anerkennen, unter allen Umständen, um Belgiens willen. Starhemberg sah ganz klar, wenn er sagte, die Befürchtung der Franzosen sei, daß die Kaiserin Schlesien gewinnen könne ohne Frankreichs Unterstützung und ehe sie ihre Unterschrift für die Abtretung der Niederlande gegeben habe. Die Franzosen, nicht die Oesterreicher, waren es jetzt, die auf den Abschluß des neuen Vertrages hindrängten. Wenn nun aber Kaunitz besorgt hatte, daß Frankreich mit Hinweis auf die ihm jetzt obliegende Truppenstellung von all dem anderen, was im August bereits zugesagt worden war, dieses oder jenes zurücknehmen werde, so war man umgekehrt in Versailles viel mehr geneigt, die sonstigen Leistungen zu erhöhen, wofern nur die Auslieferung der „24 000 Geiseln" sich umgehen ließ.

Zunächst ward unter dem Vorwand der vorgeschrittenen Jahreszeit der schon angeordnete Ausmarsch aufgeschoben. Dann bot man statt der 24 000, die unterwegs schon, auf dem Marsche bis Mähren, zur Hälfte draufgehen würden, ein dreimal so starkes Heer für eine Diversion zwischen Niederrhein und Elbe an. Monatelang ward mit dem nach Wien gesandten Marschall d'Estrées hin und her verhandelt. Schon wollten die Franzosen sich dazu verstehen, die 24 000 Mann zwar nicht in Böhmen, aber in Thüringen bei Erfurt zu einem österreichischen Corps stoßen zu lassen; da besann man sich in Wien end-

lich eines anderen, und fand es vorteilhafter, 100000 und mehr Franzosen, ein großes selbständiges Heer, über den Niederrhein kommen zu sehen, als 24000 widerwillige und vielleicht sehr anspruchsvolle und unfügsame Gäste im eigenen Lager aufzunehmen. Man ließ sich den Vorschlag gefallen, den d'Estrées am 18. Februar übergab, daß 52000 Mann Ende April die Laufgräben vor Wesel eröffnen, weitere 53000 Mann Mitte Mai bei Düsseldorf sich versammeln würden. Der Vormarsch an die Weser sollte von dem Ergebnis einer mit Hannover eingeleiteten Neutralitätsverhandlung abhängig bleiben, und die Belagerung von Magdeburg wurde von vornherein an die Bedingung geknüpft, daß die Oesterreicher zuvor Herren des ganzen Elbstromes sein und aus Prag Geschütz und Munition liefern müßten.

Daraus ergab sich, was die österreichischen Feldherren an ihrem Teile zu thun hatten. Sie hatten geschwankt, ob sie in Schlesien oder in der Lausitz und Sachsen zum Hauptangriff schreiten sollten. Nunmehr, am 28. Februar, zwei Tage vor des Grafen d'Estrées Abreise, traten Prinz Karl von Lothringen, Kaunitz, Neipperg und Browne in der Hofburg zu einer letzten Beratung mit ihm zusammen und eröffneten ihm, daß die Entscheidung der Kaiserin für den Einmarsch nach Sachsen gefallen sei, nicht zuletzt um den Franzosen die Unternehmung gegen Magdeburg zu erleichtern. Von der Verlegung des Kriegsschauplatzes in das Herz der preußischen Monarchie versprach sich Maria Theresia den sichersten und schnellsten Erfolg: es sei „menschlicherweise nicht wohl anders zu urteilen, als daß der König von Preußen sich unmöglich auf allen Seiten retten und der auf ihn andringenden überlegenen Macht langen Widerstand leisten könne."

Nach diesen Vorverhandlungen ist dann am Jahrestage des ersten Vertrages, am 1. Mai 1757, das zweite Versailler Bündnis unterzeichnet worden, vorteilhafter für Oesterreich nach Starhembergs Urteil, als man sich jemals hatte versprechen können.

Ludwig XV. verpflichtete sich, statt der 24000 Franzosen 6000 Württemberger und 4000 Baiern auf seine Kosten zum Heere der Kaiserin-Königin zu stellen, außerdem aber mit 105000 Mann französischer oder in französischen Sold genommener Truppen in den Krieg einzugreifen, sowie vom 1. März 1757 ab jährlich zwölf Millionen Gulden Hülfsgelder nach Wien zu zahlen. Auf die vor einem Jahr geforderte unmittelbare Erwerbung Belgiens war Frankreich auch jetzt nicht zurückgekommen; man begnügte sich mit der Anwartschaft auf die Herrschaften Chimay und Beaumont, auf die Städte Mons, Ypern, Furnes und auf die beiden einzigen Seehäfen an der belgischen Küste, Nieuport und Ostende, mit der Maßgabe, daß das Besitzrecht in dem Augenblick an die Krone Frankreich übergehen sollte, in welchem alle Bestimmungen des Vertrages völlig ausgeführt und durch den Friedensschluß mit Preußen gesichert sein würden. Eben dann sollte dem Schwiegersohn des französischen Königs der Rest der österreichischen Niederlande samt dem zu schleifenden Luxemburg, des Infanten italienische Herrschaft aber, Parma, Piacenza und Guastalla, dem Erzhause eingeräumt werden. Noch sagten sich beide Mächte gegenseitig ihre guten Dienste zu, um die Verwandlung Modenas in eine österreichische Tertiogenitur und den

Uebergang von Minorca in französischen Besitz zu bewirken. In Deutschland wurde der Kaiserin-Königin außer Schlesien und Glatz das Fürstentum Krossen mit einer passenden Abrundung zugesichert — gemeint war ein Teil der Lausitz, wofern der Kurfürst von Sachsen im Austausch dafür das Fürstentum Halberstadt zu dem für ihn bestimmten Herzogtum Magdeburg hinzunehmen wollte. Außer Schlesien und Krossen, Magdeburg und Halberstadt sollte der König von Preußen, zu Gunsten der Krone Schweden und des wittelsbachischen Hauses, sowie gegebenen Falls der vereinigten Niederlande, noch die Erwerbungen aus den Friedensschlüssen von 1713 und 1720, seinen Anteil an Vorpommern und das Oberquartier von Geldern, samt allem, was er aus der Erbschaft der alten Herzoge von Kleve besaß, verlieren, und zwar sollte eine Landabtretung dieses Umfanges zum „allermindesten" ihm abgerungen werden. Nicht eher wollten die beiden Mächte die Waffen niederlegen, nicht eher Frankreich seine Subsidienzahlungen einstellen.

Eine weitere Absicht verheimlichte der Wiener Hof seinem neuen Verbündeten. Auch das Land, auf welches das preußische Königtum gegründet war, und damit die Königswürde selbst, sollte dem verhaßten Gegner genommen und Ostpreußen in die Hände der Polen überantwortet werden, die dafür Kurland und Semgallen an die Russen abtreten würden. Daran knüpfte sich für Maria Theresia anfänglich noch der Wunsch, ihren zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, als polnischen Lehensmann zum Herzog von Preußen eingesetzt zu sehen. Aber ihrem Botschafter Esterhazy erschien die Sache allzu „häklig", als daß er auch nur von fern und wie von sich aus sie zu berühren gewagt hätte; zumal da die Staatsmänner der Zarin nach der ihnen geläufigen Taktik vorläufig große Selbstbescheidung zur Schau trugen und den Botschafter den Eindruck gewinnen ließen, als sei Rußland auf eine Vergrößerung „nicht eben versessen". Esterhazy bekam sogar zu hören, „daß man den Bären erst haben müsse, um die Haut teilen zu können". Auch Subsidien begehrte man nicht: so groß sei hier der Kriegseifer, daß von einer Geldforderung bisher noch gar nicht die Rede gewesen sei, berichtete Esterhazy Ende September. Nicht um Geld, sondern um die Niederwerfung des Königs von Preußen sei es ihrer Gebieterin zu thun, eröffneten ihm der Großkanzler und der Vizekanzler in einer vertraulichen Besprechung. Von neuem [1]) ward dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß man sich von dem König, statt ihn nach dem ursprünglichen Plan schon in diesem Sommer anzugreifen, habe zuvorkommen lassen. So ist denn auch Kaunitz im Ernst nie wegen der Haltung der Russen besorgt gewesen, auch während der Sommermonate nicht, ob er gleich den Franzosen gegenüber, um sie zu desto schnellerem Entschlusse zu bringen, warnend Rußlands Uebergang in das englische Lager als möglich hingestellt hat.

Zwar Bestushew, ehedem Oesterreichs rührigster Freund, jetzt für Esterhazy der „Erzbösewicht", fuhr in aller Vorsicht fort, der Kriegspartei entgegenzuarbeiten. Er hatte im Juni den Antrag des Wiener Hofes auf Vertagung des großen Unternehmens geschickt benutzt, um seiner Herrin Zweifel an dem Ernst

[1]) Vgl. Bd. I, 592.

der österreichischen Kriegsabsichten beizubringen; er mußte sich erkenntlich zeigen für das Gold Englands und hätte gern auch bei Preußen sich klingenden Lohn verdient: als ihm Hanbury Williams über die ihm von König Friedrich zugedachte Erkenntlichkeit — 100000 Thaler waren ausgesetzt — einen hinreichend deutlichen Wink gab, reichte Bestushew dem Engländer die Hand und erklärte, von nun an des Königs Freund sein und das Vergangene vergessen zu wollen. Aber er war aufrichtig genug, hinzuzufügen, er sehe nicht, wie er dem König zur Zeit nützen könne, man müsse die Ereignisse und die erste gute Gelegenheit abwarten.

In der That waren sowohl der gesinnungslose Bestushew, wie das Thronfolgerpaar, dessen Vertrauensmann zu sein Williams sich rühmte, weit davon entfernt, um Englands oder gar um Preußens willen irgend etwas auf das Spiel zu setzen. Daß der Marsch der Truppen für diesen Herbst unterblieb, war nicht Bestushews Veranstaltung, sondern auch hier, wie in Frankreich, die Wirkung militärischer Erwägungen. Fürs künftige aber erzielte Esterhazy einen Erfolg, der alle Erwartungen seines Hofes noch übertraf. In dem Vertrage vom 2. Februar 1757 verpflichteten sich die beiden Kaiserinnen für die ganze Dauer des Krieges, je 80000 Mann regulärer Truppen, zum geringsten, gegen den König von Preußen ins Feld zu stellen; dazu wollte Rußland 15 bis 20 Schlachtschiffe und mindestens 40 Galeeren aussenden. Dem Heer wie der Flotte wurde durch das Kriegskollegium die Ueberwältigung von Ostpreußen, die Einnahme der festen Plätze Memel, Pillau und vor allem Königsberg als nächste und ausschließliche Aufgabe gestellt, während die Oesterreicher empfohlen hatten, einen Teil des russischen Heeres zu ihrer unmittelbaren Unterstützung abzuzweigen. Die in dem Vertrag von 1746 durch den Wiener Hof übernommene Verpflichtung zur einmaligen und erst nach der Wiedererwerbung von Schlesien und Glatz fälligen Zahlung von zwei Millionen Gulden wurde in eine jährliche Zahlung von einer Million Rubel, wieder für die ganze Dauer des Krieges, verwandelt: drei Millionen zu bewilligen, war Esterhazy ermächtigt worden. Die von der Kaiserin-Königin bereits ausgestellte Erklärung, die dem russischen Reich die Erwerbung von Kurland und Semgallen und der Republik Polen die Entschädigung durch Ostpreußen verbürgte, wurde von der Zarin im letzten Augenblik nicht eingefordert, und zwar um den dritten im Bunde, Frankreich, nicht mißtrauisch zu machen.

Somit schöpfte jetzt auch Rußland mittelbar aus der goldenen Flut, die sich von Versailles nach Wien ergoß; geradenwegs aus der Hand der Franzosen Geld zu nehmen, hätte dem russischen Hochmut widerstrebt. Das Vertragsverhältnis, das die Zarin zu Frankreich einging, beschränkte sich auf den Beitritt zu dem ersten Versailler Abkommen, dem Verteidigungsvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich. Die Unterzeichnung erfolgte am 11. Januar 1757 mit der auf die Beschwichtigung der Pforte berechneten Klausel, daß Rußland so wenig gegen England und die italienischen Staaten, wie Frankreich gegen die Türkei und Persien zur Bundeshülfe verpflichtet sein sollte.

Eigentümliche Folgen hatte diese Annäherung zwischen Rußland und Frankreich für die Parteien und die Politik Schwedens. Seit Menschengedenken hatten

sich in Stockholm der russische und der französische Einfluß gekreuzt; von den beiden großen Adelsparteien empfingen die Mützen aus Rußland Losung und Löhnung, die Hüte aus Frankreich. Jetzt gewannen die Bestrebungen beider Teile eine gemeinsame Richtung in der Feindseligkeit gegen Preußen. Die Führer der Hüte hatten längst aufgehört, dem Verbündeten vom 29. Mai 1747,[1]) dem in den Nöten des Jahres 1749 erprobten Freund, und der preußischen Prinzessin, die der schwedischen Krone einen einheimischen Erben geschenkt hatte, ihre Huldigungen darzubringen. Der Adelsherrschaft in tiefster Seele gram, hatte sich die stolze, leidenschaftliche Fürstin nach der Thronbesteigung ihres Gemahls mit den alten Anhängern schnell völlig überworfen, und die der Mehrheit im Senat und im Reichstag unbedingt sichere Freiheitspartei, denn so nannten die Hüte sich jetzt, übertrug ihr Mißtrauen von der Schwester auf den Bruder und gab ihrem Uebelwollen gegen Preußen schon 1755 bei geringfügigem Anlaß gereizten Ausdruck, als König Friedrich den nach Konstantinopel entsandten Kundschafter, ohne vorherige Abrede mit dem Ministerium in Stockholm, unmittelbar an den schwedischen Gesandten empfohlen hatte.

Dabei war Friedrich an den ehrgeizigen Entwürfen Ulrikens durchaus unbeteiligt; oft genug hat er sie davor gewarnt, ein gefährliches Spiel gegen den übermächtigen Adel zu wagen. Die Entfremdung zwischen Bruder und Schwester war darüber so weit gediehen, daß Ulrike insgeheim sich um die Unterstützung der abgesagten Feindin Preußens, der Zarin, bemühte, worauf Friedrich, es war im Mai 1755, seinen Vertreter, dem er vorher völlige Unparteilichkeit zur Pflicht gemacht hatte, den Befehl erteilte, in Zukunft die Freiheitspartei gegen den Hof zu unterstützen. Aller Abmahnungen ungeachtet entschied sich Ulrike, durch die immer unerträglichere Anmaßung der Freiheitsmänner zum äußersten getrieben, für einen Staatsstreich. Aus den Reihen der dem Hofe ergebenen Reichstagsminderheit waren nur einige wenige Heißsporne in das Geheimnis eingeweiht. Zur Ausführung des Anschlags aber fehlte in der verhängnisvollen Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1756 der letzte Entschluß. Der Mitwisserschaft überführt, endeten Graf Brahe und Graf Horn, die Vertrauten der Königin, am 26. Juli vor der Riddarholmskirche auf dem Schafott; einstimmig hatte der Reichstag, die verschüchterte Hofpartei nicht anders als die rachbegierige Majorität, das Bluturteil erkannt. König und Königin erhielten von den Ständen eine demütigende Verwarnung; erst war davon gesprochen worden, die verhaßte Fürstin in ihre preußische Heimat zurück zu schicken. Ihr königlicher Bruder ward als ihr Mitschuldiger verlästert, dem sie schon vor vier Jahren das schwedische Pommern habe in die Hände spielen wollen.

Um so geringer jetzt die Widerstandskraft der im Herzen kriegsscheuen Reichsräte gegen das Drängen der Fremden, die den Beitritt Schwedens zu dem europäischen Bündnis gegen Preußen forderten. Während der Kanzleipräsident Höpken bis aufs letzte den preußischen Gesandten mit beschwichtigenden Worten hinhielt, kam am 21. März 1757 der Vertrag mit Oesterreich und Frankreich zum Abschluß, durch den Schweden mit Frankreich für die Wiederherstellung des

[1]) Bd. I, 469.

Friedens im Römischen Reich einzutreten versprach und, falls Preußen das schwedische Gebiet in Pommern vergewaltigte, den 1720 verlorenen Teil von Pommern zugesagt erhielt. Von da war nur noch ein Schritt bis zu dem einstimmig gefaßten Senatsbeschluß, der die unmittelbare Teilnahme von 20000 Schweden an dem Kriege entschied. Frankreich bewilligte neue Subsidien. Höpken sagte ganz zutreffend: Schweden mußte stets sowohl auf Frankreich wie auf Rußland Rücksicht nehmen, auf Frankreich wegen der von dort zu erhoffenden Wohlthaten, auf Rußland, um nicht gemißhandelt zu werden: wie konnte Schweden jetzt, wo die beiden Gewaltigen zusammenhielten, sich ihrem Willen entziehen?

So geschah das Wunder: der Staat Richelieus und der Staat Gustav Adolfs, die beiden Mächte, die einst dem Hause Oesterreich den westfälischen Frieden abgetrotzt hatten, sie sandten, von der Erbin der Ferdinande als Bürgen dieses Friedens aufgerufen, ihre Heere über den Rhein und über das Meer. Die Heranziehung Schwedens bezeichnete man in Versailles als die beste aller politischen Operationen dieses Winters, weil dadurch eine Spaltung zwischen den katholischen und protestantischen Ständen im Reich verhindert, dem Könige von Frankreich aber Gelegenheit geboten sei, zum erstenmal und mit dem größten Eclat seine Rolle als Hüter des Landfriedens in Deutschland zu spielen.

Auch in Wien wurde dem Beitritt der alten Vormacht des Protestantismus, wegen der erwarteten moralischen Wirkung auf Schwedens Glaubensgenossen im Reich, der höchste Wert beigemessen. Wie die schwedischen Adelsgeschlechter zwischen Frankreich und Rußland, so hatten sich die deutschen Reichsstände seit langem, und schärfer wieder während des Krieges um die habsburgische Erbschaft, zwischen Frankreich und Oesterreich parteit, ohne daß dabei das Bekenntnis maßgebend war; denn wenn ein Teil der katholischen Fürsten aus dynastischem Gegensatz sich von Oesterreich zurückhielt, so hatten sich ihm dafür nach dem Beispiel Englands genug Protestanten angeschlossen.[1]) Jetzt, nach der Aussöhnung zwischen Oesterreich und Frankreich, der Entfremdung zwischen Oesterreich und England, verschmolz zwar die österreichische Gefolgschaft und die bisherige Opposition zu einer geschlossenen kaiserlichen Partei, so jedoch, daß aus beiden Lagern ein Teil der bisherigen Anhänger abschwenkte: während die katholischen Stände jetzt ausnahmslos dieser großen Majoritätspartei angehörten, stellten sich innerhalb des Corpus Evangelicorum sowohl die bisherigen Parteigänger Frankreichs wie die Oesterreichs ihrer Mehrzahl nach auf die Seite Englands und Preußens. Die Höfe von Kassel, Bückeburg, Gotha und Wolfenbüttel nahmen englische Subsidien an.

König Friedrich hatte nach dem Abschluß der Westminsterkonvention an die Möglichkeit geglaubt, den mächtigsten der geistlichen Fürsten, den Kurfürsten Clemens August von Köln, durch englisches Gold von Frankreich abzuziehen; die Nebenlande dieses wittelsbachischen Erzbischofs, das Herzogtum Westfalen, die Stifter Münster, Osnabrück, Paderborn und Hildesheim hätten das Kurfürstentum Hannover trefflich gedeckt. Aber Clemens August beglich seinen Etikettenstreit mit dem Versailler Hofe, und so gewann der preußisch-englische Anhang

[1]) Bd. I, 190. 191.

im Reich das Aussehen einer ausschließlich protestantischen Gemeinschaft; gab man sich noch, was Preußen jetzt eifrig betrieb, eine wenn auch nur lose Organisation, so war der schmalkaldische Bund oder die Union von Ahausen wieder aufgelebt. Mehr als ein aufregender Vorgang hatte neuerdings die konfessionellen Gegensätze wieder schärfer hervortreten lassen, vor allem der schon 1749 erfolgte, aber noch fünf Jahre hindurch aller Welt verheimlichte Glaubenswechsel des Erbprinzen von Hessen-Kassel: der schmerzlich überraschte, entrüstete Vater, Landgraf Wilhelm, ließ den Sohn eine Verschreibung zur Sicherstellung des protestantischen Bekenntnisses der Unterthanen ausstellen, England und Preußen, Dänemark und Schweden, die Republik der Niederlande und das Corpus Evangelicorum übernahmen eine Bürgschaft, in Wien aber und in Versailles wurde die Urkunde als erzwungen und unverbindlich bezeichnet. Noch ehe der Krieg begann, wurden die Anklagen vernommen, von hier, daß der Wiener Hof im Bunde mit Frankreich die Evangelischen im Reich vergewaltigen wolle, von dort, daß der König von Preußen mit Hülfe der „protestantischen Unionsideen" nach der Oberhoheit über das evangelische Deutschland strebe.

Erst zu Beginn des neuen Jahres maßen auf dem Rathaus zu Regensburg die neuen Parteien zum erstenmal ihre Stärke. Seit dem September ließ der Kaiser Mandat auf Mandat in das Reich gehen: Hofdekrete an die Reichsversammlung, Dehortatoria an den König, Avocatoria an des Königs Offiziere und Kriegsleute insgemein mit dem strengen Befehl, die zur Empörung führenden Fahnen zu verlassen; Monitoria, Excitatoria und Inhibitoria an die Reichskreise zu Verhinderung der preußischen Werbungen. In ebensoviel Entgegnungen bemühten sich das Kabinettsministerium zu Berlin und der allzeit schlagfertige Komitialgesandte von Plotho, die Anklage wegen Landfriedensbruches zu entkräften und die kaiserlichen Avokatorien als verfassungswidrig hinzustellen. Zwei Anträge standen in der Reichtagssitzung vom 10. Januar 1757 einander gegenüber. Die österreichische Gesandtschaft befürwortete, die Kontingente der Reichskreise gemäß dem Reichsschlusse von 1681 auf dreifache Stärke zu setzen und zu thätiger Hülfe ausrücken zu lassen, wann und sobald Ihre Kaiserliche Majestät es veranlassen würden. Dagegen rief Kurbrandenburg seine Mitstände um Friedensvermittlung und um Bürgschaft für den ruhigen Besitz seiner Staaten an, mit der Erklärung, der König suche keine Eroberungen und versichere nochmals hiermit feierlichst, „daß die Restitution aller sächsischen Lande, sobald es mit Sicherheit und ohne Gefahr Ihrer eigenen Lande möglich sei und zu einem sicheren und dauernden Frieden gelangt werden könne, unverweilt geschehen solle". Die Vertreter der beiden großen Mächte sowie der kursächsische Gesandte entfernten sich vor der Umfrage. Im Kurfürstenkollegium blieb Hannover mit seiner Abstimmung allein. Im Fürstenrat vereinigten sich von 86 abgegebenen Stimmen 26 ausschließlich protestantische auf den preußischen Antrag; für die Reichsexekution nach dem österreichischen Vorschlage stimmten in der Majorität von 60 Stimmen aus der Zahl der protestantischen Stände: Mecklenburg-Schwerin, Pfalz-Zweibrücken, Hessen-Darmstadt, Holstein-Gottorp, Anhalt, dessen Fürstenhaus nachher die Abstimmung seines Vertreters verleugnete, Schwarzburg und der eigene Schwager des Königs von Preußen, der Markgraf von Ansbach.

Für den Vertreter von Schwedisch-Pommern war eine Weisung damals noch nicht eingetroffen. Nach Zustimmung des Städtekollegiums zu dem Mehrheitsbeschluß der Kurfürsten und Fürsten wurde das Reichsgutachten betreffend den gewaltsamen kurbrandenburgischen Einfall in die kursächsischen und kurböhmischen Lande am 17. Januar an den Kaiser erstattet und am 29. durch ein kaiserliches Ratifikationsedikt als ein für sämtliche Stände verbindlicher Reichsschluß verkündet: also auch die Minderheit sollte sich der Mitwirkung bei der Reichsexekution nicht entziehen dürfen.

„Ich spotte des Reichstags und all seiner Beschlüsse," schreibt König Friedrich nach der entscheidenden Abstimmung. Er übte seinen Witz an den tüdesken Myrmidonen und an diesem Kaiser, der als der Bankier seines Hofes den Titel König von Jerusalem und dem uralten Brauch der jüdischen Nation alle Ehre mache. Viel Nutzen verhieß er dem Wiener Hofe von diesen Bemühungen beim Reiche nicht. Auch wegen der Schweden blieb er ganz ruhig und meinte, er habe von jener Seite nichts zu fürchten und nichts zu hoffen, da die Zustände dieses Landes ihm jede Bethätigung für oder wider unmöglich machten.

Wohl aber mußte er sich jetzt entschließen, Frankreich in die Zahl seiner erklärten Widersacher einzurechnen. Die mündlichen Berichte seines Anfang Dezember aus Paris zurückkehrenden Gesandten eröffneten ihm den vollen Einblick in die bittere Feindseligkeit des französischen Hofes. Der englische Gesandte glaubte zu bemerken, daß seine Unruhe nach diesen Unterredungen mit Knyphausen sich stark gesteigert habe, und die Freunde Frankreichs in seiner Umgebung behaupteten, daß der Krieg ihm verleidet sei, seitdem Knyphausen aus Paris habe abreisen müssen. Sein Stolz war tief verletzt. Als der Herzog von Zweibrücken sich durch den Landgrafen von Hessen-Kassel erbot, bei einem beabsichtigten Besuch in Versailles sich der preußischen Sache anzunehmen, ließ Friedrich antworten, da die Sachen einmal so weit gekommen wären, so sei an Verhandlung nicht mehr zu denken; der Degen müsse jetzt das Uebrige entscheiden. Ja, nach Damiens' verbrecherischen Anschlag auf das Leben Ludwigs XV. verschmähte er es, dem aus Mörderhand erretteten, wie der wohlmeinende Eichel riet, einen Glückwunsch aussprechen zu lassen, da er meinte, daß ihm in Versailles das als Schwäche gedeutet werden könnte. Immer geneigt, den persönlichen Einflüssen einen Hauptanteil an den großen Ereignissen beizumessen, betrachtete er jetzt als die allein maßgebende und deshalb allein beachtenswerte Größe in ganz Frankreich die Marquise von Pompadour. Nur dann glaubte er noch eine Wendung zum Guten erhoffen zu dürfen, wenn diese Frau entweder umgestimmt oder gestürzt wurde. Das eine wie das andere schien für einen Augenblick in den Bereich der Möglichkeit zu treten. Aber die geistlichen Gewissensräte, die 1744 zu Metz dem mit dem Tode ringenden Könige die Verbannung einer Chateauroux abgezwungen hatten,[1]) sie blieben nach Damiens' Mordanschlage an Ludwigs Krankenlager gegen eine Pompadour machtlos. Und der französische Offizier, der kurz vorher in Regensburg und in Baireuth bei Plotho und der Markgräfin

[1]) Bd. I, 232.

die Ueberlassung des Fürstentums Neuenburg an die Marquise als Bestechungsmittel empfohlen hatte, starb in Baireuth, noch ehe irgend ein Anhaltspunkt dafür gewonnen war, wie weit sein Anbringen und er selber ernsthaft genommen werden dürften.

Volles und scharfes Licht über die Lage in Rußland verbreitete in den Weihnachtstagen ein Bericht von Hanbury Williams. Allzulange hatte der Mann „mit viel Geist und wenig Urteil“ [1]) in seiner Vertrauensseligkeit und Selbstgefälligkeit sich und seinen Hof über die großen und stetigen Erfolge der österreichischen und der französischen Politik in Petersburg betrogen, und Sir Andrews Mitchell wiederum hatte dem König von Preußen aus den schönfärberischen Berichten nur so viel mitgeteilt, als ihm mit dem englischen Interesse vereinbar schien. Das Wichtigste und was ihm zu wissen vor allem not gewesen war, wie die für seine Entschlüsse maßgebend gewordenen Nachrichten über die geheimen Verhandlungen und verdächtigen Truppenbewegungen, hatte der König von Preußen im Juli nicht aus dieser trüben Quelle, sondern aus jenen um so zutreffenderen holländischen Berichten [2]) entnommen. Einige Wochen darauf hatten Williams' Versicherungen wieder die irrige Vorstellung geweckt, daß „Englands Aktien am Peterburger Hofe stiegen“: vielleicht ist jene dritte Anfrage [3]) an die Kaiserin-Königin durch die Annahme mitveranlaßt worden, daß Anzeichen für einen Umschwung in Rußland den Wiener Hof noch in letzter Stunde zum Einlenken bestimmen könnten. So hat denn Friedrich auch in Rußland, wie in Frankreich und in Holland, die Uebernahme einer Friedensvermittlung betreiben lassen; nach Lage der Dinge blieb der durch Williams gestellte Antrag unbeantwortet.

Jetzt endlich also gestand Williams offen ein, was sich nicht länger verheimlichen oder verkennen ließ: daß der russische Hof ganz in den Händen der Häuser Habsburg und Bourbon sei, daß das sogenannte neue System in dem täglich mächtigeren Günstling Schuwalow seine feste Stütze habe, daß nun alle Aussicht auf Herstellung des alten Systems schwinde. Als Mitchell die schlimme Post ihm mitteilte, erwiderte Friedrich mit großer Ruhe: „Ich habe das, was jetzt eingetreten ist, lange erwartet“. Seine letzte Hoffnung klammerte sich nun, sieben Jahre hindurch, an einen Thronwechsel. „Jetzunder fängt es an wüster auszusehen wie noch niemalen“, schreibt er unter dem frischen Eindruck der Nachricht aus Rußland am ersten Weihnachtstage an Winterfeldt, fügt aber hinzu: „die Kaiserin ist gefährlich krank, und stirbt der Drache, so stirbt der Gift mit ihm“. Nur daß die Nachrichten über den Gesundheitszustand Elisabeths vorläufig ebenso unzuverlässig waren, wie die meisten Mitteilungen englischen Ursprungs.

Mit kurzen Unterbrechungen weilte Friedrich den ganzen Winter hindurch in Dresden. Im Brühlschen Palast dünkte er sich den Fürsten des Arioſt gleich: vor seinen Augen ein verzaubertes Schloß, die Fee Caraboſſa und einen Zwerg

[1]) Bd. I, 594.
[2]) Bd. I, 596, 598.
[3]) Bd. I, 603 und oben S. 23.

— die Königin von Polen und den Kurprinzen — und einen gallischen Herenmeister: den Grafen Broglie, dem er demnächst die gemessene Aufforderung zugehen ließ, dem König August nach Warschau zu folgen. Er besuchte fleißig die Gemäldesammlung und erfreute sich an Hasses Konzerten und an den Oratorien und Motetten, die in der jüngst fertig gestellten katholischen Hofkirche der Cäcilientag und andere Feste brachten. Wiederholt wohnte er in der Frauenkirche und der Kreuzkirche dem evangelischen Gottesdienste bei; die das erste Mal von ihm gehörte Predigt über den Text aus dem Evangelium vom Zinsgroschen: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist" erschien „auf ausdrückliches Verlangen Seiner Majestät des Königs" im Druck. Sonst ward er außerhalb seines Palastes wenig gesehen und lud sich auch kein Gäste; einige wenige Bevorzugte, wie Prinz Ferdinand von Braunschweig und Oberst Balby, waren ihm Abendgesellschafter und Tischgenossen in seiner „klösterlichen" Eingezogenheit. „Mein Hirn ist so angefüllt von dem, was mir nächstes Jahr zu thun obliegt," seufzt er bald nach seiner Ankunft in Dresden, „daß ich zu nichts tauge, in welcher Sauce man mich auch anrichten mag." Er vergleicht sich dem Hirsch, auf den die Meute losgelassen ist, „eine Meute von Königen und Fürsten"; oder dem Orpheus, dessen Schicksal vier Mänaden ihm bereiten wollen, die beiden Kaiserinnen, die Pompadour und jene Fee Carabossa. Auch historische Parallelen bieten sich ihm, Karl XII. im Anfang seiner Regierung, als drei Nachbarmächte sich zu seinem Sturz verschworen hatten, oder die Republik Venedig in der Epoche der Liga von Cambray, oder Maria Theresia beim Abscheiden ihres Vaters. „Aber," so schreibt er an Marschall Schwerin, „der Wiener Hof war 1742 sehr viel schlimmer daran und hat sich doch gut herausgezogen; was mich betrifft, der ich einen Schwerin habe und die ausgezeichnetsten Truppen von Europa, ich verzweifle an nichts, aber Wohlverhalten ist not, bald Lebhaftigkeit und bald Vorsicht, und bei allen Anlässen eine Unerschrockenheit, die jede Probe aushält. Flößt diese Gesinnung den Truppen ein, und wir würden die Hölle bändigen".

„In dem Antlitz des Feldherrn liest die ganze Armee," sagt Friedrich in seiner großen militärischen Lehrschrift, „also muß der General wie ein Schauspieler sein, der sein Gesicht allemal in die von der Rolle erforderten Falten legt. Kommt eine schlechte Nachricht, so gibt man sich den Anschein sie zu verachten, Zahl und Größe der eigenen Hülfsmittel preist man gefließentlich an, vor anderen setzt man den Feind herunter und respektiert ihn bei sich selbst." Nach dieser Vorschrift gibt er sich wie gegen seine Offiziere auch gegen seine Familie. „Fürchtet nichts für uns!" so beruhigt er die schwergeprüfte Schwester in Stockholm; „wenn es dem Himmel gefällt, wird unser Haus sich behaupten wie die alten Eichen, die dem Wetter und Blitzstrahl trotzen. Meine Feinde stellen mich auf eine harte Probe, aber meine Kraftanstrengungen sind ihrem bösen Willen proportioniert." Und der Baireuther Schwester gibt er wohl zu, daß man nächstes Jahr mehr zu thun haben wird als bisher; aber gleichviel: „Mit Hülfe des höchsten Wesens, wenn es sich in die Erbärmlichkeiten dieser Welt einzumischen geruht, werden wir uns aus der Klemme ziehen." In dieser ungläubigen Gläubigkeit gefällt er sich: „Da die Dinge einmal zum äußersten

gekommen sind," schreibt er nach Baireuth ein andermal, „so muß man hoffen, falls die Vorsehung sich in die menschlichen Erbärmlichkeiten einzumischen geruht, daß sie nicht dulden wird, daß der Stolz, die Ueberhebung und die Bosheit meiner Feinde es über die Gerechtigkeit meiner Sache davontragen".

Der alte Eichel aber schrieb in seinem frommen Gottvertrauen an den gleichgesinnten Podewils: „Die Perspektive, so des Königs Majestät vor sich haben, ist wohl nicht die allerangenehmste; ich hoffe aber, die göttliche Providence werde vor Dieselbe und Dero gerechte Sache wachen, und seit dem, was bei Gelegenheit der Bataille bei Lobositz geschehen und welches man billig einer miraculeusen Protektion des Himmels zuzuschreiben hat, bin ich fast persuadieret, daß die göttliche Vorsicht noch was Besonders mit des Königs Majestät intendiere und Dero Sache protegiere."

Auch Friedrich beruft sich in seiner Weise auf eine Vorahnung. Un certo non so che sagt ihm, so versichert er der Markgräfin, „daß alles auf das beste gehen wird, und daß ich vielleicht eher, als Sie denken, die Ehre und das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen und zu hören und mich Ihnen zu Füßen zu legen". „Man wird in diesem Frühling sehen, was Preußen ist, und daß wir durch unsere Kraft und zumal durch unsere Disziplin zu Rande kommen werden mit der Zahl der Oesterreicher, dem Ungestüm der Franzosen, der Wildheit der Russen, mit dem großen Haufen der Ungarn und mit allem, was man uns entgegenstellen wird."

Der zuversichtlichste von allen, die dem König nahe standen, war wohl Winterfeldt. Ihm durfte Friedrich auch die Kehrseite des Blattes zeigen: „Es ist also mit unseren Umständen kein Kinderspiel, sondern es gehet auf Kopf und Kragen . . . Indessen ist meine Resolution auf alle Fälle genommen und werde ich mir bis auf den letzten Mann wehren." Von der verzehrenden inneren Unruhe aber, die so leicht sich seiner bemächtigte und dann den Vertrautesten sich nicht verbarg, blieb er noch verschont. „Seine Majestät," schrieb Winterfeldt nach einem Besuch des Königs bei dem schlesischen Heere in Haynau, Anfang Februar, an den Kabinettsrat, „habe ich gottlob so munter, vergnügt und ruhig gefunden, als nicht in langer Zeit."

Vor der Fahrt nach Schlesien hatte der König für wenige Tage auch seine Hauptstadt besucht — das letzte Mal auf mehr als sechs Jahre. Welche Gedanken ihn beschäftigten, ergibt schon ein Brief an die Markgräfin vom 30. November: „Ich habe ein Vorgefühl, ich werde weder getötet noch verwundet werden; ich gestehe indes, daß ich, wenn die Dinge schlecht ablaufen sollten, hundertmal eher den Tod wählen würde statt der Lage, die mich dann erwartete; sie kennen meine Feinde, Sie ermessen, was ich an Demütigungen würde herunterwürgen müssen." Was hier nur angedeutet wird, erläutert die geheime Instruktion, die er am 10. Januar zu Berlin in die Hände des zweiten Kabinettsministers, seines Jugendgefährten Finckenstein legte, das Vermächtnis eines den bürgerlichen Tod ins Auge Fassenden, der im gegebenen Augenblicke lebend nicht mehr zu den Lebenden gezählt werden will — die ergreifende Urkunde, die nach hundert Jahren, als sie bekannt wurde, einen preußischen Prinzen, den Erben der Krone und künftigen Begründer des Kaisertums, zu

heller Begeisterung hinriß als der Ausdruck der Gesinnungen, „welche Regenten groß und unvergänglich in der Geschichte darstellen".

„In der kritischen Lage, in der sich unsere Angelegenheiten befinden," so beginnt die eigenhändig niedergeschriebene Urkunde, „muß ich Ihnen meine Befehle geben, auf daß Sie in jedem der Unglücksfälle, die in der Möglichkeit der Ereignisse liegen, zu den Entscheidungen, die getroffen werden müssen, ermächtigt sind." Drei Fälle zunächst unterscheidet der König: daß das Heer in Sachsen völlig geschlagen wird, daß die Franzosen sich siegreich in Hannover festsetzen und von dort aus die Altmark bedrohen, daß die Russen in die Neumark vordringen. „Nach einer Niederlage im westlichen Sachsen müssen das königliche Haus, die Behörden, der Staatsschatz nach Küstrin flüchten, nach einer Niederlage in der Lausitz aber oder beim Erscheinen der Russen nach Magdeburg. Die letzte Zufluchtsstätte, die indes nur in der äußersten Not aufgesucht werden darf, ist Stettin. Der Silberschmuck der königlichen Gemächer, das goldene Tafelgeschirr haben in der Stunde der Not ohne Verzug in die Münze zu wandern."

Der König fährt fort: „Geschähe es, daß ich getötet würde, so müssen die Dinge in ihrem Zuge bleiben ohne die geringste Veränderung und ohne daß man den Uebergang in andere Hände gewahr wird, und in diesem Falle müssen Eide und Huldigungen beschleunigt werden, so hier, wie in Preußen und vor allem in Schlesien. Wenn ich das Verhängnis hätte, daß ich vom Feinde gefangen würde, so verbiete ich, daß man die geringste Rücksicht auf meine Person nimmt oder dem, was ich aus meiner Haft schreiben könnte, die geringste Beachtung beimißt. Geschähe mir solches Unglück, so will ich für den Staat mich opfern, und man muß dann meinem Bruder gehorchen, der ebenso wie meine sämtlichen Minister und Generale mit dem Kopfe mir dafür verantwortlich sein werden, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbieten, sondern den Krieg fortsetzen und seine Vorteile verfolgen wird, ganz als wäre ich nie auf der Welt gewesen."

Angesichts der gesteigerten Gefahr schritt er in den Tagen dieses Berliner Aufenthalts zu einer neuen, bisher nicht vorgesehenen Verstärkung seiner Kriegsrüstung, zu einer Vermehrung seines Heeres um fast 20 000 Mann über die Zahl hinaus, das er noch kurz zuvor als das äußerste Maß seiner militärischen Leistungsfähigkeit bezeichnet hatte.

Zweiter Abschnitt.

Prag und Kolin.

Beim Einzug in die Winterquartiere berechnete der König die „förmliche Friedenszeit", die er jetzt vor sich habe, auf volle sechs Monate, bis zum Juni. Vor Januar oder Februar hat er von vornherein, bei der Unklarheit der politischen Lage, an die Aufstellung eines Feldzugsplanes nicht denken wollen. Nur so viel stand ihm fest, daß seine Kriegsführung eine wesentlich andere sein sollte, als im Vorjahre. „Noch haben wir nichts gethan," bekennt er; der ganze erste Feldzug gilt ihm nur als die Aufstellung der Schachfiguren, erst im zweiten wird die Partie beginnen. „Die Kleinigkeiten, die dies Jahr geschehen sind, sie sind nur das Vorspiel für das nächste Jahr, und wir haben noch nichts gethan, wenn wir nicht Cäsar am Tage von Pharsalus nachahmen." Was Pharsalus für Rom, was Leuktra für die Griechen, Denain für die im spanischen Erbfolgekrieg fast überwältigten Franzosen, die Türkenniederlage vor Wien für die Oesterreicher war — das soll ihm der nächste Feldzug werden. Wie aber dachte er sich seine Pharsalusschlacht?

Im Antimachiavell hat der Kronprinz Friedrich Fabius und Hannibal einander gegenübergestellt als die Vertreter zweier strategischer Methoden: der Ermattungsstrategie und der Strategie des Schlagens. „Fabius ermattete den Hannibal durch seine Langschweifigkeiten; dieser Römer verkannte nicht, daß der Karthager des Geldes und der Rekruten ermangelte, und daß es, ohne zu schlagen, genügte, dieses Heer ruhig wegschmelzen zu sehen, um es sozusagen an Abzehrung sterben zu lassen. Hannibals Politik dagegen war, zu schlagen; seine Macht war nur eine auf zufälligen Umständen beruhende Stärke, aus der schleunigst jeder erreichbare Vorteil gezogen werden mußte, um ihr durch die Schreckenswirkungen glänzender Heldenthaten und die Hilfsquellen eroberter Gebiete Bestand zu geben." Aus Friedrichs großem militärischen Brevier von 1748 wissen wir bereits, daß er für die Kriege seines eigenen Staates, die da kurz und lebhaft sein müßten, die Ermattungsstrategie als unzweckmäßig betrachtete, ebenso aber die „Pointen", jene strategischen Vorstöße, die das Heer allzuweit

in Feindesland hineinführen.[1]) Nachmals wiederum hat er drei Arten der Kriegsführung unterschieden: die Offensive bei entschiedener Ueberlegenheit, die sich die höchsten Ziele setzen muß, die 1741 in dem Koalitionskriege gegen Oesterreich das französische Heer geradeswegs auf Wien hätte führen müssen und in einem künftigen Koalitionskrieg gegen Frankreich den Marsch nach Paris erheischt, an Stelle von sieben Feldzügen im Stile des spanischen Erbfolgekriegs mit je einer Schlacht und je einer Belagerung; die Defensive, die doch nie in reines Abwehren und Abwarten ausarten darf; die Offensive bei gleich verteilten Kräften, für die es gilt, die Entwürfe den Kräften anpassen und nichts auf gut Glück unternehmen, wenn zur Ausführung die Mittel nicht zureichen.

Nach Friedrichs Auffassung, wie wir sie kennen gelernt haben und wie sie sich stets gleich geblieben ist, war ein Einzelkrieg zwischen Preußen und Oesterreich allemal solch ein „Kampf mit gleich verteilten Kräften". So wenig er es sich zutraute, diesen Gegner, der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts einen dreizehnjährigen und einen siebenjährigen Krieg geführt hatte, ermatten zu können, so wenig bot sich die Aussicht, ihn vernichtend niederzukämpfen; aber er durfte hoffen, den Gegner zu entmutigen, in großen Schlachten durch glänzende Siege, wie es ihm durch Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf schon einmal gelungen war, eben diesen Gegner zu entmutigen, von der Aussichtslosigkeit eines mit Leidenschaft ergriffenen Eroberungsplanes zu überzeugen. Niederkämpfen, tödlich treffen konnte man die Oesterreicher nur — das hat Friedrich am Anfang seiner Feldherrnlaufbahn ebenso bestimmt erklärt wie am Schluß — wenn man sie in ihrer Hauptstadt Wien aufsuchte. Wien aber hat er immer nur, so 1741 und 1744, wie 1775 und 1779, unter der Voraussetzung einer wirksamen Unterstützung durch Bundesgenossen in den Bereich seiner strategischen Entwürfe gezogen. Erst in diesem Zusammenhange ermessen wir ganz, weshalb das politische Testament von 1752 für einen Angriffs- und Eroberungskrieg gegen den Wiener Hof, der den Oesterreichern Böhmen kosten und den Preußen im Tausch gegen Böhmen Sachsen einbringen sollte, erst in der Geburtsstunde einer neuen großen Koalition gegen das Erzhaus die Zeit gekommen sieht.

Damit war nicht ausgeschlossen, wie hier noch einmal gesagt werden mag, daß Friedrich, nachdem ihm das Schwert in die Hand gezwungen war, bei durchschlagenden Erfolgen eine Kriegsentschädigung an Land und Leuten forderte und, wieder wie in seinem ersten Kriege, seine Ansprüche „nach dem Barometer seines Glücks" regelte, statt wie 1745 nach jedem neuen Siege immer von neuem den gleichen uneigennützigen Frieden zu bieten. Gewiß würde Maria Theresia sich lieber unter den Trümmern von Wien haben begraben lassen, ehe sie in den Verlust von Böhmen gewilligt hätte. Weit leichter mochte geschehen, daß sie und der Kaiser, nach schweren Katastrophen der österreichischen Heere, um des Friedens willen mit ansahen, daß geistliches Gebiet der toten Hand entzogen wurde, sei es unmittelbar zu Preußens Gunsten, sei es zur Entschädigung des Kurfürsten von Sachsen für Abtretungen an Preußen — etwa in der Weise, wie der Wiener Hof selber im Fortgange dieses Krieges sächsische Landschaften,

[1]) Bd. I, 522 ff.

die Lausitzen, gegen erobertes preußisches Gebiet einzutauschen beabsichtigte. Aber daß Friedrich nicht Abenteurer genug war, sich auf so unsichere Rechnung hin in einen Krieg zu stürzen, und noch dazu in einen Krieg um Sein und Nichtsein, das zeigt schlagend sein Verhalten gegen Rußland. Wir sahen, daß er es nicht für unmöglich hielt, unter dem Eindruck einer großen Niederlage zugleich der russischen und der österreichischen Waffen das preußische Staatsgebiet mit Rußlands Zustimmung auf Kosten der Republik Polen zu vergrößern. Hat er nun, weil ein Sieg über die Russen ihm Vorteile bringen konnte, deshalb diesen Russen den Krieg angesagt? Er hat im Gegenteil bis zum letzten Augenblicke alles daran gesetzt, sie von ihren ihm nur zu gut bekannten Angriffsabsichten zurückzubringen. Er hat ferner in sehr bezeichnender Weise für den Fall, daß nur die Russen, noch nicht aber die Oesterreicher geschlagen sein würden, seinen General bestimmt angewiesen, den Geschlagenen „pur und platt" einen Frieden unter einfacher Verpflichtung zur Neutralität anzubieten — so ganz war ihm die Gebietserweiterung etwas Nebensächliches, das im Siege je nach den Umständen mitgenommen oder entbehrt werden mochte, nicht aber Beweggrund und Zweck des Krieges.

An sich mußte der Gedanke an neue Landerwerbungen dem König von Preußen in dem jetzt gekommenen Wendepunkt der Ereignisse sehr nahe liegen, wo einmal der offene Bruch mit Frankreich ihn weiterer Rücksicht nach dieser Seite hin überhob, und wo anderseits dem König von England, um seine Standhaftigkeit zu stärken, Landzuwachs für sein hannöverisches Kurland in lockende Aussicht gestellt werden mußte.

Denn das war die politische Signatur der ersten Monate des neuen Jahres, die nun auch die Feststellung des Feldzugsplanes wesentlich erschwerte, daß der König von Preußen ernstlich in Gefahr kam, zu dem alten Bundesgenossen Frankreich auch den neuen zu verlieren, um des willen er es mit dem alten verdorben hatte. Die Regentschaft Georgs II. zu Hannover, das Kollegium der acht kurfürstlichen Geheimräte, stand noch unter dem Banne einer Gesinnung, die, durch die nachbarliche Eifersucht auf die schnell emporgewachsene preußische Macht eingegeben und durch den alten verwandtschaftlichen Hader der beiden Fürstenhäuser genährt, sich während dieses Winters in einem Wort des Geheimrats von dem Bussche Ausdruck gab: Ein guter Hannoveraner könne ebensowenig unter preußischer wie unter französischer Zuchtrute zu stehen wünschen. Diese Männer, an ihrer Spitze der alte, erfahrene und bedachtsame Kammerpräsident von Münchhausen, der Mann der politischen Kombinationen und Klügeleien, hatten sich die Westminster-Konvention gefallen lassen, da sie die Gefahr eines französischen Angriffs abzuwenden schien. Indem diese Wirkung ausblieb, verlor die Abkunft in ihren Augen jeden Wert, und insofern sie dem Welfenfürsten beim Vorrücken der Franzosen die Verpflichtung auferlegte, zur Verteidigung des deutschen Bodens mit Preußen zusammenzustehen, galt sie ihnen als eine Last und ein Schaden für Hannover. Allemal war nach der ihnen geläufigen feinen Unterscheidung der unbequeme Vertrag durch den König von England und nicht durch den Kurfürsten von Hannover abgeschlossen worden: das ihnen anvertraute hannöverische Interesse schien zu erheischen, ohne Rücksicht auf den Westminster-Vertrag einfach

dem Kurfürstentum den Frieden zu erhalten. Der kurfürstliche Gesandte in Wien erhielt nach der preußischen Waffenerhebung den Befehl, den Kaiser für Hannover um des Reiches Schutz gegen einen drohenden französischen Angriff anzugehen; seine Auftraggeber waren sehr bekümmert, als jener von dem Kaiser mit nichtssagenden Redensarten und von Kaunitz „in lakonischer und suffisanter Manier" abgewiesen wurde, sie atmeten erleichtert auf, als der Wiener Hof am 4. Januar unerwarteterweise sich erbot, die Franzosen zur Anerkennung der Neutralität zu bestimmen.

Die Oesterreicher hatten mehr als einen Grund für dieses Entgegenkommen. Sie wünschten, um die Stellung des Kaisers im Reiche nicht zu schädigen, kein deutsches Land außer Preußen in ihren Krieg verwickelt zu sehen; sie mußten, um dem Kampf alles zu nehmen, was nach einem Religionskrieg aussehen konnte, vornehmlich die Verbindung der beiden hervorragendsten protestantischen Reichsstände zu lösen suchen; sie hatten militärisch ein Interesse daran, alle Streitkräfte der Koalition, statt sie durch einen Angriff auf Hannover zu zersplittern, sofort gegen Preußen einzusetzen. Anders der Standpunkt der Franzosen: sie sahen immer in England den vornehmsten Feind und betrachteten das Kurland des britischen Königs als den empfindlichsten Punkt in der Stellung des Hauptgegners und für sich als eine ebenso leichte wie reiche Beute. Und dann bot ihnen das überwältigte Niedersachsen eine weit bequemere Operationsbasis für den Kampf gegen Preußen, als Schwaben, Franken und das Voigtland in der von den Oesterreichern empfohlenen Aufmarsch- und Angriffsrichtung. Ein eigener Zufall, daß jetzt wieder ihr neuer Bundesgenosse, wie vorher der alte, dem sie das so schlimm verdacht hatten, die schützende Hand über dieses Hannover halten wollte. Wenn die Franzosen gleichwohl sich endlich grundsätzlich bereit erklärten, die Neutralität zuzugestehen, so beanspruchten sie doch für ihre Truppen freien Durchzug durch das hannöverische Gebiet. Sie von dieser heiklen Forderung noch zurückzubringen, sollte die Aufgabe des kaiserlichen Gesandten in Versailles sein; da ward der zwischen Hannover und Wien auf das sorglichste in die Wege gelenkten Verhandlung unerwartet von London aus eine andere Wendung gegeben.

Nicht anders als die Hannoveraner hatten sich die englischen Staatsmänner von dem Westminster-Vertrag nicht Krieg, sondern Frieden versprochen; sie hatten eben deshalb die in Deutschland jetzt anscheinend entbehrlichen hannöverischen und hessischen Mietstruppen über den Kanal kommen lassen. Nach der Meinung des Herzogs von Newcastle sollte der Vertrag keine Verleugnung, sondern die volle Wiederherstellung des gepriesenen alten Systems der Zeiten Wilhelms III. sein: die Wiedereinfügung Preußens in dieses System, die Zusammenfassung aller Kontinentalmächte zu einem großen Bunde gegen Frankreich, das dann, auf dem Festland isoliert und umstellt, zur See ohnmächtig, sich widerstandslos unter das Gesetz Englands zu beugen haben würde. Der kluge Münchhausen freilich betrachtete das bei den Gegensätzen zwischen den zusammenzukoppelnden Mächten von vornherein für unmöglich, und bald genug sahen die Epigonen Wilhelms und Marlboroughs das alte System in voller Auflösung, die beiden deutschen Mächte ärger verfeindet denn je und Englands historische

Verbündete auf der Seite desselben Frankreichs, in dessen Uebermacht man seit einem Jahrhundert eine Gefahr für das europäische Gleichgewicht zu sehen gewohnt war und das eben jetzt im Mittelmeer wie jenseits des Weltmeeres unerwartete Proben seiner alten Kraft ablegte. So wenig aber wußten die Newcastle und Holderneſſe, von König Georg zu schweigen, die Tragweite der großen politischen Umwälzung abzuschätzen, daß sie, weit davon entfernt, sich mit Preußen, ihrem neuen und bereits einzigen Verbündeten, solidarisch zu fühlen oder gar, wie es in Versailles als ausgemacht galt, den preußischen König zum Angriff gegen Oesterreich angestachelt zu haben, ihm selbst und seiner Unternehmung vielmehr mit entschiedenem Unbehagen und Mißtrauen zuschauten.

In ruhigeren Zeiten gleichsam durch Erbgang an die Stelle seines Bruders Pelham getreten, offenbarte Newcastle in den Stürmen dieser neuen Kriegszeit doch allzu sehr seine Unzulänglichkeit; dieses „Gemisch aus fast allen menschlichen Schwächen ohne Beisatz von Verbrechen oder Lastern", wie Chesterfield den Herzog nannte, war aus dem Ministerium, dem er dreiunddreißig Jahre ununterbrochen als Mitglied, aber nur zwei Jahre als Obmann angehört hatte, im November 1756 ausgeschieden. Und nun endlich war die Stunde gekommen für den Mann, der durch die Eifersucht der aristokratischen Parteihäupter und die Ungnade des Königs bisher zurückgedrängt worden war. So stark war in diesem Augenblick der inneren Gärung und äußeren Gefahr die Volkstümlichkeit William Pitts, daß der gefürchtete Redner nicht bloß Newcastle zu Falle zu bringen vermochte, sondern es auch verschmähen durfte, neben Fox, den der König im Amt zu behalten und jetzt an die Spitze der Regierung zu stellen wünschte, die zweite Rolle zu übernehmen. Also ging auch Fox, und Pitt sprach das stolze Wort: „Ich bin sicher, daß ich das Land retten kann, und daß ein anderer es nicht retten kann." Mit Wehmut, so gestand Münchhausen, sahen die Geheimräte in Hannover Newcastle scheiden; aber sie trösteten sich mit dem Gedanken, daß noch nicht aller Tage Abend sei; sie wußten, daß Newcastles persönlicher Anhang in dem auf seinen Namen gewählten und durch die landesüblichen Bestehungskünste unterwühlten Hause der Gemeinen weit größer war, als die Gefolgschaft des homo novus, den das Land dem Unterhause als Führer aufzwingen wollte. Pitt hatte in dem Wappenschild des Herzogs von Devonshire zwar eine vornehme Ausschmückung für sein Kabinett gewonnen, aber er besaß, wie gespottet wurde, nicht genug Vettern, um ein Ministerium vollzählig zu machen. Und noch dazu: dem Könige blieb er unleidlich. Von Newcastles baldiger Rückkehr auf die politische Bühne erwartete Münchhausen das Heil. Er war schmerzlich enttäuscht, als selbst dieser bewährte Freund Oesterreichs, so lange der festeste Träger des alten Systems, ihm entsagend schrieb, alle Verhältnisse hätten sich geändert und auch er halte es für das beste, sich eng an Preußen anzuschließen und möglichst rasch ein starkes Heer in Westfalen zusammenzuziehen, auf daß sich nicht etwa der König von Preußen, aus Furcht, von England preisgegeben zu werden, mit Frankreich versöhne; dann seien der König von England und sein Kurfürstentum ganz verloren. Noch tiefer aber bekümmerte es die hannöverischen Räte, daß ihr König-Kurfürst selber dem Gedanken der Neutralität sich mehr und mehr abwendete. Es entging ihnen nicht,

daß neben dem Drängen seiner englischen Minister und ihrer kräftigen Verheißungen für den Schutz Hannovers noch ein anderer Antrieb ihn geneigt machte, es in Deutschland auf den Kampf ankommen zu lassen: ein Brief des Königs von Preußen, am 25. Dezember unter dem Eindruck der schlechten Nachrichten aus Rußland geschrieben, wies ihm als Kampfpreis, wenn das Glück gut war, die Erwerbung des Bistums Paderborn und den dauernden Besitz von Osnabrück, wo nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens der Krummstab zwischen der geistlichen und der weltlichen Hand, zwischen einem gewählten und geweihten Bischof und einem Laienfürsten vom Welfenstamme, hin und her wandern sollte.

In der ersten freudigen Erregung über diesen Vorschlag hatte Georg II. sich das Zukunftsbild noch glänzender ausgemalt, indem er zu Osnabrück und Paderborn, wenn einmal säkularisiert werden sollte, im Geist auch schon Hildesheim und das Eichsfeld schlug; ja, er hatte den Gedanken hingeworfen, dem Wiener Hofe zum Torte den Sohn Kaiser Karls VII., Maximilian Joseph von Baiern, zum römischen Könige zu wählen. Allerdings ließ er, gut beraten und klug berechnend, in der Antwort an Friedrich II. von seiner Freude über das Angebot, geschweige denn von seinem Verlangen nach mehr, nichts durchblicken; aber wenn noch etwas fehlte, ihn auf diese Seite zu ziehen, so war es die plumbe Deutlichkeit, mit der Graf Colloredo, der kaiserliche Gesandte in London, die Gewährung der Neutralität an jene von den Franzosen vorbehaltene Bedingung des freien Durchmarsches knüpfte. Empfindlich verletzt über die ihm zugemutete Erniedrigung, legte König Georg die Akten der Verhandlung mit dem Wiener Hofe dem preußischen Verbündeten vor und ließ sich gefallen, daß Pitt der Botschaft an das Parlament, durch die 200 000 Pfund für die Verteidigung von Hannover gefordert wurden, eine Schärfe des Tones gab, welche die hannöverischen Räte bezeichnenderweise kaum minder peinlich berührte als die Kaiserin-Königin. Pitt selbst vertrat am 18. Februar den Antrag vor dem Unterhause in glänzender Rede. Niemand hatte vordem schärfer als er die Vermengung der britischen und der hannöverischen Interessen verurteilt; noch die Westminster-Konvention hatte er unter diesem Gesichtspunkt angegriffen. Heute aber legte er dar, daß es sich hier um die Sache Englands, um die Sache Europas handle, dessen Freiheit durch die Verbindung der Höfe von Wien und Versailles und die Verblendung des von ihnen aufgehetzten Zarenreiches schwer bedroht sei. Durch Englands Gut und Blut sei Oesterreich einst vom Untergang errettet worden, um jetzt seine Undankbarkeit zu erhärten und argen Anschlägen gegen Englands Verbündeten nachzugehen. Der preußische Geschäftsträger hielt nach dieser Rede das neue System für sicher befestigt und die britische Nation für überzeugt von der Notwendigkeit, mit Preußen vorwärts zu gehen. Und gewiß hatte sich Pitt keines Abfalls von seinen früheren Grundsätzen schuldig gemacht. Es war wohlverstandene englische Politik, die er vertrat und deren einfachen und durchschlagenden Grundgedanken er von nun an immer von neuem seinen Landsleuten einzuprägen bemüht war. Preußen in Deutschland gegen die Uebermacht seiner Feinde sich selbst überlassen, das hieß den Franzosen kurzsichtig es möglich machen, in einem letzten Akte des Krieges ihre ganze Kraft in den Einzelkampf

gegen England zu werfen; Preußens militärische Aufstellung in ihrer rechten Flanke durch ein starkes Außenwerk decken, an dem sich der französische Angriff erschöpfen mochte, hieß England für die eigentlich englischen, die maritimen und kolonialen Aufgaben seiner Kriegsführung freie Bahn schaffen. Amerika und Indien wollten in Deutschland erobert werden.

Mitten in diesen Kampf zwischen dem englischen Wollen und dem hannöverischen Nichtwollen sah sich nun der militärische Bevollmächtigte König Friedrichs, der jüngere Graf Schmettau, hineingestellt. Von einer ersten Reise nach Hannover kehrte er Anfang Januar ganz ohne Ergebnis zurück. Als er einen Monat später, auf eine Anregung aus London, von neuem in Hannover erschien, war er den Geheimräten um so unwillkommener, als ihn aus Preußen Sir Andrews Mitchell begleitete; denn neben seiner Aufgabe, einen Subsidienvertrag zwischen den beiden welfischen Linien ins reine zu bringen, versäumte der Engländer nicht, auf „die Schliche der Hannoveraner" ein wachsames Auge zu haben. Da indes deren Verhaltungsmaßregeln aus der Londoner deutschen Kanzlei sich keineswegs durch Bündigkeit auszeichneten, vielmehr nach Münchhausens Klage ägyptischen Hieroglyphen glichen, so meinten sie, vielleicht doch ihres Königs innerste Herzensmeinung zu treffen, wenn sie dem preußischen Bevollmächtigten mit möglichster Zurückhaltung begegneten. Sie klammerten sich an die Hoffnung, daß die Verbündeten von Versailles schließlich stillschweigend die Neutralität des Kurfürstentums gelten lassen und die Berührung der hannöverischen Grenzen vermeiden würden, wenn nur die kurfürstlichen Truppen völlig regungslos blieben und in keiner Weise Ombrage gaben. Deshalb weigerten sie sich auch gegen Schmettau, die sechs preußischen Bataillone aus Wesel ohne ausdrücklichen Befehl Georgs II. bei sich aufzunehmen, und deshalb wünschten sie den Oberbefehl dem Aeltesten ihres eigenen Offiziercorps, dem Generallieutenant Zastrow, zuzuwenden, um so der Freiheit ihrer politischen Entschließungen und militärischen Maßnahmen völlig sicher zu bleiben.

Schmettau, durch hannöverische Offiziere vor den hannöverischen Ministern gewarnt, durchschaute das Spiel, und mit ihm König Friedrich, der da meinte: „Unsere Herren Nachbarn von der rechten Flanke haben angefangen etwas wankelmütig zu werden und gehen mit ihren Präparatorien so langsam zu Werke, daß sie einen Prätext haben, zur Neutralität gezwungen zu werden." So befriedigt er sich über die Mitteilung der Neutralitätsverhandlungen, über die Botschaft an das Parlament und Pitts große Rede ausgesprochen hatte, so erregt redete er jetzt — es war am 11. März — auf den in Dresden wiedereingetroffenen Mitchell ein: „Es ist hart, von eben den Leuten verraten zu werden, die ich gerettet und von denen ich die Waffen Frankreichs auf mich selbst abgelenkt habe; sicherlich muß der König von ihnen hintergangen sein; ich verlasse mich auf die Ehrlichkeit der englischen Nation, aber nie kann ich zu den Hannoveranern Vertrauen haben; wenn der König den Befehl über sein Heer einem Hannoveraner gibt, so weiß ich, daß sie nie etwas thun werden; ich kann nicht und will nicht von ihnen abhängen, Zastrow hat weder Fähigkeit noch Erfahrung und ist zum höchsten ein mittelmäßiger Untergeneral." Nun hatte früher Georg II. wiederholt den Prinzen Ferdinand von Braunschweig aus dem

preußischen Dienst für den Oberbefehl zu gewinnen gewünscht, Friedrich dagegen dessen Bruder Ludwig, den vormals österreichischen, jetzt holländischen Feldmarschall, als den geeignetsten Führer empfohlen, und als Prinz Ludwig ablehnte, den Herzog von Cumberland. Auf diesen Lieblingssohn Georgs II., den Sieger von Culloden, kam er jetzt zurück; er meinte zu Mitchell, jeder andere würde von den Hannoveranern düpiert werden, und schrieb an Georg, nur ein Prinz werde sich an der Spitze eines aus Truppen der verschiedensten Fürsten zusammengesetzten Heeres die erforderliche Geltung verschaffen können, ein Unterthan, außer Lord Marlborough, habe das nie vermocht. Der alte Herr fühlte sich durch das seinem Sprößling entgegengetragene Vertrauen nicht wenig geschmeichelt, Cumberland wurde ernannt, Friedrich war beruhigt und begrüßte seinen britischen Vetter als den Feldherrn, der Deutschland von den fremden Eindringlingen zu befreien berufen sei.

Friedrich wußte nicht, daß die von ihm betriebene Ernennung eine schwere Niederlage des englischen Ministeriums bedeutete. Cumberland war Pitts erklärter Gegner. Lord Holdernesse, der aus dem alten Kabinett in das neue übergetretene Anhänger Newcastles, fand kein Arg dabei, dem preußischen Geschäftsträger zu eröffnen, daß der Prinz bei seinem Abgang auf das Festland seinen königlichen Vater nicht in den Händen der dem König verhaßten und noch dazu unbrauchbaren Minister — Pitts Kränklichkeit mußte als Vorwand dienen — zurücklassen werde. In der That, Anfang April wurden Pitt und die ihm ergebenen Mitglieder der Regierung ihrer Aemter entlassen, ohne daß Ersatz für sie da war: ein volles Vierteljahr hindurch scheiterten alle Versuche zur Neubildung des Kabinetts. So wenig ermaß Friedrich damals, was Pitt ihm noch sein sollte, daß er die Hoffnung aussprach, England werde jetzt endlich thätigere und ernsthaftere Männer finden, als die Newcastle und Pitt.

Seines verhängnisvollen Sieges froh, traf Cumberland am 16. April in Hannover ein. Mit ihm brachte jetzt Schmettau seine Verhandlung zum Abschluß. Der preußische Feldzugsplan für den westdeutschen Kriegsschauplatz hatte sein Ziel immer weiter zurückstecken müssen. Anfänglich, im November, hatte sich Friedrich für eine Verteidigungsstellung am Rhein mit einem festen Lager bei Dinslaken oder Angerort, unter Umständen, bei einer Beteiligung der Holländer am Kriege, sogar für den Rheinübergang ausgesprochen. Im Dezember empfahl er ein Lager hinter der Lippe, rechts an Wesel gelehnt, und kündete an, daß er die Festung räumen müsse, falls man sich nicht entschließe, seiner abgesprengten Garnison dort bei guter Zeit die Hand zu reichen. Da nichts geschah, betrachtete er im Februar Wesel bereits als verloren und riet nun den Hannoveranern, ihre Spitzen wenigstens bis Lippstadt vorzuschieben. Auf Lippstadt oder auf eine Stellung an der Ruhr wies Schmettau jetzt auch den Herzog von Cumberland hin, während Münchhausen den Vorstoß über die Weser aus politischen wie militärischen Gründen für hochbedenklich hielt.

Von den 47000 Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Bückeburgern, Gothaern, die Cumberlands Heer bilden sollten, konnten vorerst nur 16 Bataillone und ebensoviel Schwadronen ausrücken, während sich die Franzosen in der Stärke von 100000 Mann zwischen Maas und Rhein zum Vormarsch auf-

stellten. Um das Mißverhältnis der Zahl auszugleichen, hatte König Friedrich seit dem vorigen Herbst wiederholt die Entsendung britischer Regimenter nach Deutschland angeregt und noch jüngst wenigstens Reiter aus England für Cumberlands Heer gefordert. Er wußte noch nicht, daß nach einem whiggistischen Glaubenssatze englisches Blut zur Verteidigung der deutschen Kurlande des Königs von Großbritannien nicht vergossen werden durfte. Nur das wurde ihm von neuem zugesagt, wie schon im vergangenen Juli, daß im Falle eines russischen Angriffs auf Preußen eine englische Kriegsflotte in der Ostsee erscheinen würde; aber leider erschütterte mehr als ein Anzeichen den Glauben an die Ausführung des Versprechens.

Anderseits hielten die Hannoveraner in ihrem Bestreben, sich aus der Verbindung mit Preußen herauszuwinden, den naheliegenden Einwand nicht zurück, daß der preußische König für die Abwehr der Franzosen wohl mit seinem Rat, aber nicht mit der That bei der Hand sei. Schmettau konnte sich ihren Klagen nicht ganz verschließen und richtete während seiner zweiten Gesandtschaft an den Kabinettsrat, den sichersten Kenner sowohl der Sachlage wie der Stimmungen, die Vertrauensfrage, ob es völlig ausgeschlossen sei, 10000 Preußen nach dem Westen zu entsenden. Aber der König hatte von vornherein auf das bestimmteste erklärt, er müsse Rußlands versichert sein, bevor er auch nur einen einzigen Mann von seinem Heere missen könne; er wolle, wenn Rußland nichts gegen ihn unternehmen würde, sicher ein Truppencorps zu dem westdeutschen Heer stoßen lassen, sonst aber könne ihm billigerweise nicht zugemutet werden, auch noch am Rhein zu kämpfen. Demgemäß räumte er auch, wie er gedroht hatte, beim ersten Erscheinen der Franzosen seine von den Verbündeten ihrem Schicksal überlassene Rheinfestung, nachdem sein Gedanke, Wesel holländischen Truppen zur Verwahrung anzuvertrauen, sich als unausführbar herausgestellt hatte. Die durch die Preisgabe der Festung gerettete Besatzung, jene sechs Bataillone, steuerte er zu dem in der Bildung begriffenen Weser-Heere bei; die Mehrforderung, mit welcher Schmettau bestürmt wurde, lehnte er endgültig ab.

Dann aber eröffnete er den Verbündeten auf einmal eine Aussicht, die sie nach allem Vorangegangenen um so freudiger überraschen mußte und die den Herzog von Cumberland vielleicht erst entschieden hat, sich über die Weser zu wagen. Alles hänge davon ab, ließ er dem Herzoge zum Willkommen sagen, ob man sich sechs Wochen in Westfalen halten könne, bis zur Ankunft eines preußischen Corps. Noch bestimmter bezeichnete er dem König von England in einem Briefe vom 10. April Mitte Mai als den Zeitpunkt, bis zu dem er mit den Oesterreichern in Böhmen so weit fertig zu sein gedenke, um gegen Russen und Franzosen zu detachieren und seine Bundesgenossen unterstützen zu können.

Der Feldzugsplan, für den er sich soeben entschieden hatte und der ihm diese Zuversicht gab, den Hannoveranern schneller als sie und er gedacht, Hülfe

[1]) Vgl. oben S. 16.

bringen zu können, führte, aus langen Erwägungen hervorgegangen, über anfängliche Vorsätze weit hinaus.

Auf den Feldzug von 1757 und die großen Dinge, die alsdann geschehen würden, hatte der König den Marschall Schwerin im vorjährigen Herbste vertröstet. Und zu dem englischen Gesandten sagte er in den Weihnachtstagen: „Von dem Erfolg der nächsten Campagne hängt alles ab; ist der günstig, so wird der Krieg nicht lang sein, und in dieser Meinung spare ich keine Kosten, um mich stark zu machen und meinen Feinden die Stirn bieten zu können."

Seit dem Beginn des Krieges hatte sich das Heer zunächst durch die Einverleibung der zehn sächsischen Infanterieregimenter vermehrt. Um deren Lücken auszufüllen und sie auf preußischen Fuß zu bringen, war den sächsischen Kreisen im November die Stellung von 9070 Rekruten auferlegt worden. Die Sollstärke betrug jetzt 21900 Mann. Garnisonbataillone waren seit dem August noch zehn zusammengetreten. Für das lose Gefecht gegen die Kroaten wurden im Auslande vier Freibataillone, eine bald bewährte Versuchstruppe, angeworben. Am meisten ins Gewicht fiel eine neue Erhöhung des Mannschaftsbestandes bei den Feldregimentern. Nachdem sie schon im Dezember für die Kürassiere und Dragoner angeordnet war, entschloß sich der König Anfang Januar, die Infanterie um mehr als 19000 Mann, d. h. jede Compagnie mit 30 Kantonisten zu verstärken: jene Maßregel,[1] die mehr als alles andere ersehen läßt, wie furchtbar ernst ihm die Lage erschien. Denn bei Beginn des letzten Krieges hatte er den Regimentern vielmehr verboten, auch nur einen Rekruten aus ihren Kantons zu entnehmen:[2] jetzt ward, noch ehe das Heer namhaften Verlust gehabt hatte, mit übervollem Maß aus dieser sonst so streng gehüteten Quelle geschöpft. Auch die Husarenregimenter, bei der Augmentation von 1755 leer ausgegangen, wurden jetzt zweimal nacheinander an Mannschaftszahl heraufgesetzt. Insgesamt glaubte der König das Heer derart auf 210000 Mann bringen zu können. Ganz ist diese Zahl nicht erreicht worden. Die bisher sächsischen Regimenter lichteten sich durch Massendesertion; eines von ihnen entwich in offener Meuterei mit Wehr und Waffen über die polnische Grenze zu dem alten Kriegsherrn. Vor dem Feind vollends war auf diese widerwilligen Truppen niemals zu rechnen. So blieben für den Kampf im offenen Feld nur etwa 150000 Mann.

In der Verteilung der Streitkräfte trat gegen das Vorjahr die Veränderung ein, daß das Corps in Pommern, ursprünglich nach Ostpreußen zur Verstärkung des Feldmarschalls Lehwaldt bestimmt, während des Winters nach der Lausitz gezogen wurde, wo die preußische Postenkette von den österreichischen Vortruppen während des Winters fort und fort belästigt wurde; der Ueberfall von Hirschfeld am 20. Februar bewies, wie dem Gegner die Zuversicht wuchs. Sah sich jetzt Lehwaldt allein auf seine während des Winters bis zu 30000 Mann verstärkten ostpreußischen Regimenter angewiesen, so waren in Sachsen und Schlesien rund 117000 Mann Feldtruppen vereinigt: 76000 Mann als Hauptheer unter dem König, 41000 Mann unter Schwerin. Die Oesterreicher

[1] Vgl. oben S. 53.

[2] Bd. I, 542.

in Böhmen und Mähren schätzte man annähernd richtig auf 130—140 000 Mann; genau zählten sie Ende März 133 000 Mann.

Um an der entscheidenden Stelle möglichst stark zu sein und gleich zu Beginn des Feldzugs eine Kraftprobe ablegen zu können, hatte der König die 10 000 Mann aus Pommern herangezogen. Das Stärkeverhältnis zwischen ihm und dem zunächst allein schlagfertigen Gegner war jetzt nicht ungünstig. Aber diesem Gegner entgegenzugehen, ihn in Böhmen aufzusuchen, hatte er, als er die Pommern kommen ließ, doch nicht beabsichtigt.

Wenn Friedrich die durchschlagende Entscheidung in einem Kriege mit Oesterreich nur von einem Angriff auf Mähren erwartete, so waren Schwerin und Winterfeldt, mit denen er den ganzen Winter hindurch in regem Meinungs- und Nachrichtenaustausch stand, in diesem Grundgedanken durchaus mit ihm einverstanden. „Ehe sich der Krieg, und so wie Eure Majestät es allezeit gesagt, nicht gegen Mähren spielt, gibt es keinen rechten Ausschlag der Sache," schrieb ihm Winterfeldt; und ebenso Schwerin: „Es ist gar sehr wahr, daß, wofern wir nicht den Krieg nach Mähren und Oesterreich tragen, niemals ein vorteilhafter, solider und guter Friede zu erhoffen ist." Mähren blieb also das gelobte Land der preußischen Strategie; aber in einem Kriege gegen drei oder mehr Mächte schien es vorerst zu gewagt, sich von der starken, geschlossenen Mittelstellung, die man in Sachsen, der Lausitz und Niederschlesien einnahm, nach irgend einer Seite hin weit zu entfernen. Der Zug nach Mähren, die Offensive überhaupt, wurde deshalb erst als ein späterer Akt des neuen Feldzuges gedacht. Eröffnen sollte das Stück nach des Königs anfänglicher Meinung ein Vorspiel, für das er den Oesterreichern die strategische Vorhand zu lassen beabsichtigte. In der gedeckten Zentralstellung an der Elbe, hinter den Bergen, die ihn von Böhmen trennten, konnte er bei dem Vorteil der inneren Operationslinie dem Gegner, ob er nun vor der Front, ob er rechts oder links in der Flanke sich zeigte, allemal leicht mit überlegener Streitmacht entgegentreten; hier also wollte er ihn erwarten. So schien es die politische und so die militärische Lage zu erfordern; so auch hatte er zu Beginn des Feldzugs von 1745 den österreichischen Stoß gegen Schlesien aufgefangen und in der strategischen Defensive mit taktischer Offensive den glänzendsten seiner bisherigen Siege erfochten.

Wieder wie damals soll ihm eine Schlacht alsbald für den ganzen Feldzug die Ueberlegenheit verschaffen. Eine entscheidende Schlacht. Kein unnützes Blutvergießen, eine Schlacht mit nachdrücklicher Verfolgung, anders als die Lobositzer Schlacht, mit der er nachträglich so unzufrieden ist: „Jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden." Man wird das feindliche Heer, wenn es irgend möglich ist, vernichten, „abimieren". Der zeitgenössische Geschichtsschreiber des siebenjährigen Krieges, Tempelhof hat seinen König als einen Feldherrn bezeichnen zu dürfen geglaubt, der nicht bloß Schlachten schlägt, um einmal das Tedeum laudamus anstimmen zu lassen, sondern allemal eine totale Niederlage des Feindes zur Absicht hat, und Warnery hat geradezu gesagt, Friedrichs Bemühen sei stets darauf gegangen, das feindliche Heer gänzlich zu vernichten. Hier hören wir von Friedrich selbst, daß er sich dieses Ideal der Schlacht in der That vor die Augen stellt.

Ist der Erfolg durchschlagend, dann wird die moralische und politische Wirkung der Schlacht hinter der militärischen nicht zurückbleiben. Eine glückliche Bataille vor Mitte Mai, so meint der König in einem Briefe aus dem Februar, und die Russen werden vielleicht gar nicht marschieren. Er weiß von den Franzosen: „Die Leute sind mir so böse, sie möchten mir zerreißen," aber er denkt: „wann erst die Oesterreicher tüchtig auf die Ohren werden gekriegt haben, so werden sich die stolzen Wellen legen." Er weiß von den Schweden, daß sie „nicht die besten Gesinnungen der Welt" für ihn hegen: „aber bevor sie Truppen versammeln, werde ich meine Feinde geschlagen haben, und die anderen werden nicht das Herz haben, sich zu rühren."

Ist in der strategischen Defensive eine erste große taktische Entscheidung gegen ein österreichisches Heer herbeigeführt, so werden als weitere Aufgaben folgen: Abrechnung mit den sonstigen Streitkräften der Oesterreicher und, wenn sie kommen, mit ihren Verbündeten, und endlich, als „Ziel- und Endzweck von alledem", die Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Mähren, wo der Krieg, wie Friedrich hofft, „mit Gottes Hülfe bei Olmütz sich endigen soll".

Wo der erste Schlag fällt, das erklärt er in einem Brief an Schwerin, ist einerlei: vorausgesetzt, daß der Feind an einem Ort kräftig geschlagen wird, so kommt auf den Ort selbst wenig an. Den Feldzugsplan im einzelnen festzustellen, war auch Ende Januar bei den Besprechungen in Haynau[1]) noch nicht möglich. Die Nachrichten änderten sich „von Tage zu Tage". Was wußte man Sicheres über die Absichten der Oesterreicher, über die Heere, die sie aufstellen wollten, und die Stätten ihrer Versammlung, über ihre Magazine? Ob sie nach Schlesien oder nach Sachsen oder vielleicht auch ins Halberstädtische einfallen würden? Ob die Franzosen nach Franken und Böhmen oder nur vom Niederrhein aus vorgehen, ob die Russen sich nach Ostpreußen oder nach Schlesien und Mähren wenden würden?

Doch neigte der König der ganz zutreffenden Meinung zu, daß die Oesterreicher es auf Sachsen abgesehen hätten, wo keine Festungen wie in Schlesien ihnen das Vordringen erschwerten, wo ihnen nach einem Siege alles auf einen Schlag zufallen konnte. Auch in Haynau vertrat er Schwerin und Winterfeldt gegenüber diese Meinung, und alle weiteren Nachrichten bestärkten ihn darin. Am 10. März kündete er Schwerin an, daß er ihn gegebenen Falls zu sich nach Sachsen nehmen und in Schlesien unter einem anderen General gerade nur so viel Streitkräfte zurücklassen werde, als zur Verteidigung erforderlich seien.

Einige Tage darauf, am 16. März, glaubte er endlich den Plan der Verbündeten in den Umrissen zu erkennen: 80000 Franzosen, noch verstärkt durch Oesterreicher und Reichstruppen, werden über den Rhein kommen, 50000 um Wesel zu belagern, 30000 um auf Magdeburg zu marschieren; die Oesterreicher werden den Zeitpunkt abwarten und wahrnehmen, wo ein Teil der preußischen Hauptmacht diesen Truppen entgegenziehen muß; alsbald wird Browne im Vertrauen auf seine Uebermacht gegen Sachsen vorbrechen. Da gedenkt nun

[1]) Vgl. oben S. 52.

Friedrich 30000 Mann gegen die Franzosen auszusenden, 60000 gegen Browne in Sachsen zu behalten, mit 35000 die Lausitz, mit 15000 Schlesien zu decken.

Gerade in diesen Tagen erhielt er die willkommene Gewißheit, daß der König von England die Neutralität für Hannover verwarf und ein Heer gegen die Franzosen zusammenzog. Deren Marsch nach Magdeburg stand somit noch in weiter Ferne. Dagegen verlautete jetzt, daß sich ein französisches Heer im Elsaß versammle, um über Mainz an den oberen Main zu ziehen. Die beiden neuen Umstände berücksichtigt am 20. März ein zweiter, bereits auf Einzelheiten eingehender Entwurf, in welchem König Friedrich vier verschiedene Fälle setzt.

Hält Browne sich in Böhmen defensiv und kommen von Mainz über Schweinfurt 30000 Franzosen, verstärkt durch Reichstruppen, so will er den Franzosen 40000 Mann, darunter 87 Schwadronen, entgegenschicken, die übrigen Truppen aber abwartende Stellungen einnehmen lassen: bei Zwickau 25000 Mann, bei Dresden 35000, in der Oberlausitz und den benachbarten Strichen von Schlesien 35000, bei Schweidnitz und in den schlesischen Festungen 15000.

Stößt zu den vom Main anrückenden Franzosen ein österreichischer Trupp aus Böhmen, so muß das ihnen entgegenrückende Heer durch Nachschub aus Sachsen um 10000 Mann verstärkt werden.

Kommen die Franzosen nicht zum Vorschein und dringt Browne in Sachsen ein, so bleibt es bei dem alten Plan, ihn dort möglichst entscheidend zu schlagen.

Beschränken sich dagegen beim Ausbleiben französischer Hülfe die Oesterreicher auf einen Defensivkrieg in Böhmen, so muß man sie in diesem vierten Fall freilich dort aufsuchen und vor allem Browne aus seiner festen Stellung, aus dem Winkel zwischen Elbe und Eger, verdrängen. Das kann geschehen, so führt die Denkschrift aus, entweder durch Bewegungen in seiner linken Flanke, vielleicht schon durch eine bloße Demonstration gegen Eger, jedenfalls aber durch Belagerung und Eroberung dieses Waffenplatzes, oder durch eine Bedrohung der österreichischen Stellung im Rücken, wenn 40000 Mann aus Schlesien, 40000 aus der Lausitz einbrechen und sich bei Jungbunzlau vereinigen.

Der König sandte diese „Suppositions verschiedener Projekte" an Schwerin, mit dem Ersuchen, sich ganz offenherzig und ganz natürlich darüber zu äußern. Für den allgemeineren Entwurf vom 16. März hatte er gleich an diesem Tage sowohl von Schwerin wie von Winterfeldt ein Gutachten eingefordert. So begann zwischen dem großen Hauptquartier zu Dresden und den Führern des schlesischen Heeres in Neiße und Landshut ein denkwürdiger Schriftwechsel, da die Generale ihre entschieden abweichende Meinung mit Freimut und Lebhaftigkeit zur Geltung brachten.

Die beiden Männer hat Prinz Heinrich in einer eben damals entworfenen Charakteristik Winterfeldts einander gegenübergestellt als den vortrefflichen und den mittelmäßigen General und zugleich als den von dem obersten Kriegsherrn mißtrauisch zurückgesetzten Ehrenmann und den über alles Verdienst bevorzugten Höfling.

Heinrich wollte Winterfeldt Mut und guten militärischen Blick und einige Erfolge gegen die österreichischen leichten Truppen nicht absprechen, fand es aber anmaßend, daß dieses kleine Licht Feldzugspläne ausdenken wolle. Des Prinzen

Meinung, ungünstig über Winterfeldts Talent und noch ungünstiger über seinen Charakter, vielen ganz aus dem Herzen gesprochen und von vielen eifrig nachgesprochen, von anderen urteilslos angenommen, hat die historische Auffassung auf lange hinaus bestimmt. Daß Winterfeldt seine zahlreichen Gegner im Offiziercorps hatte, lag bis zu gewissem Grade schon in der Art seiner dienstlichen Stellung. Es konnte nicht anders sein, als daß der Mann Gegenstand mißtrauischer Scheu wurde, der seit langen Jahren beständig in des Monarchen Umgebung, dessen Ohr mehr als irgend ein anderer Offizier zu besitzen schien und nach der gemeinen Rede zumal auf Fragen der dienstlichen Beförderung bedeutenden Einfluß ausübte. Kein Husarenoffizier, so hieß es, könne ohne Winterfeldts Gunst sein Glück machen. Aber nicht bloß die aufstrebende Jugend fühlte sich abhängig, auch ein Zieten war der Meinung, daß von dieser Seite ihm Steine in seinen Weg geworfen wurden, und selbst der Erbe der Krone hielt es für klug, wie uns ein Brief aus dem Jahre 1750 zeigt, dem Günstling des Königs seine Interessen zu empfehlen. So viele ihm gram waren, niemand wünschte ihn sich zum Feinde zu machen. „Man behauptet, daß Er es ist, der in die Armee ein gewisses gegenseitiges Mißtrauen und eine Kriecherei hineingebracht hat, die früher unbekannt waren," so berichtet ohne zu widersprechen der ziemlich unparteiische Warnery; aber gegen den Vorwurf, daß Winterfeldt dem König liebedienerisch nach dem Munde geredet habe, hat ihn derselbe Warnery entschieden in Schutz genommen: „Er sprach frei heraus zu dem Könige und war ein sehr guter Staatsbürger." Und Winterfeldt selbst hat den Ruhm für sich in Anspruch genommen: „vor Eurer Majestät niemals etwas auf dem Herzen zurückbehalten zu haben".

Daß er ehrgeizig sei — die Tadler sprachen von seinem maßlosen Ehrgeize — hat Winterfeldt nicht leugnen wollen: denn niemand könne ohne Ambition seinem Könige rechtschaffen dienen. Aber wie weit war sein Ehrgeiz entfernt von kleinlicher Eitelkeit: als eine ihm hinterrücks gewidmete Schrift in der Zueignung seine Kriegsthaten pries, da beklagte er sich, daß die Zensur diese „windige" Vorrede nicht unterdrückt habe, und meinte, das von seinem Lobredner Vorgebrachte gleiche dem, was sein Reitknecht zu erzählen pflege, um sich auf der Bierbank breit zu machen und zu beweisen, in welchen Gefahren er auch dabei gewesen sei: „Ich verlange die Fama niemals zum Trompeter meiner Aktionen, sondern nur allezeit meinen eigenen Busen zum Richter zu haben." Bei solch hochherziger Gleichgültigkeit gegen den Nachruhm konnte es geschehen, daß als lange nach seinem Tode endlich zur Verteidigung seines Leumunds ein Verwandter das Wort ergriff, im Besitz der Familie ganze zwei Briefe von Winterfeldt aufgefunden wurden. Nur so konnten gerade seine vornehmsten Verdienste völlig im stillen bleiben, konnte seine Bedeutung als Stratege länger als ein Jahrhundert allgemein verkannt werden.

Zum Entgelt haben seine mit der Feder überaus rührigen Gegner ganz andere Dinge auf seine Rechnung gesetzt, mit Berufung nicht gerade auf den tapferen Reitknecht, aber auf einen doch ganz uneingeweihten Sekretär. Zutreffend ist, daß Winterfeldt sich im Juli 1756 unter einer bestimmten Voraussetzung für das Losschlagen, das Prävenire, ausgesprochen hat: jene Leute aber

wußten viel mehr. Ihnen galt als ausgemacht, daß Winterfeldt der eigentliche Urheber, der „Feuerbrand" des neuen Krieges gewesen, daß er den im Herzen friedliebenden König erst aus der vorteilhaften Verbindung mit Frankreich gerissen und dann in den Kampf hineingetrieben habe, und das aus brennender Begier nach neuem kriegerischen Ruhm, aus persönlicher Gereiztheit gegen die Kaiserin von Rußland und aus Haß gegen die Franzosen, die ihm deshalb vornehmlich ein Greuel gewesen seien, weil seine Unkenntnis ihrer Sprache ihn schon oft in peinliche Lage gebracht habe — Dinge, von denen alles in allem gerade nur die Unkenntnis des Französischen als Thatsache bestehen bleibt. Denn allerdings, der Schulkenntnisse und der modischen Bildung oder Zustutzung entbehrte dieser Mann; als seinen eigentlichen Lehrer hat er nicht den Predigtamtskandidaten, der im uckermärkischen Herrenhause zu Schmarsow den Knaben unterrichten sollte, sondern einen alten Sergeanten betrachtet. Auch sein Geschmack scheint nicht allzu anspruchsvoll gewesen zu sein. Bielfeld, der Mann der feinen Formen, war bei einem Besuch in dem Potsdam Friedrich Wilhelms I. baß erstaunt, den Kapitän Winterfeldt mit seinen Kameraden ein Tanzvergnügen ohne Damen veranstalten zu sehen, und Prinz Heinrich spottete über Winterfeldts Behagen an einer Geselligkeit im Stil der Zeiten Heinrichs des Vogelstellers. Bekannt als Freund eines scharfen Trunkes, büßte er doch nach Warnerys Zeugnis nichts an Arbeitskraft und an Frische ein. Und wenn der Prinz alles, was der gesprächige Mann vorbrachte, trivial fand und seine Witze schal, so wird schwerlich der Leser Winterfeldtscher Briefe das verächtliche Urteil unterschreiben; sie erfreuen überall durch Natürlichkeit, individuelle Farbe, glücklichen Ausdruck, kräftigen Humor.

Seine Munterkeit und Anstelligkeit, in Verbindung mit einem ansprechenden, kecken Gesicht und stattlicher Gestalt, hatten dem jungen Anfänger alsbald das Wohlgefallen Friedrich Wilhelms I. und auch des Kronprinzen Friedrich erworben, dem er zuerst im Rheinfeldzug von 1734 näher getreten ist. Friedrich hat 1740 den Lieutenant zum Major und wieder im nächsten Jahre den Major zum Obersten und Generaladjutanten befördert; er hat vor dem Feinde in seinem Günstling den Offizier von seltenem Kaliber und seltener Befähigung erprobt, als welchen Winterfeldt einer seiner Vorgesetzten gerühmt hat; er hat ihn zu Friedenszeiten in Vertrauensaufträgen verschiedenster Art verwandt. Aber Winterfeldt war ihm noch mehr, als ein überaus geschicktes Werkzeug. „Er war mein Freund," hat der alte König nach langen Jahren zu dem Lieutenant Rüchel gesagt, „er war ein guter Mensch, ein Seelenmensch." Winterfeldt empfand es in mißmutigen Stunden als eine Beeinträchtigung, daß er jahraus, jahrein in Potsdam stille sitzen müsse, während bereits zwanzig seiner Hintermänner vor ihm ein Regiment erhalten hatten. Der König aber beschwichtigte solche Klage, bis er ihm eines der Berliner Musterregimenter verlieh, mit der Versicherung, daß Winterfeldt ihm zu gut sei, um einfach Oberstendienste zu thun und in der Provinz „dem Schlendrian zu folgen"; er sei zu größeren Dingen bestimmt.

Wie hätte es einem kommandierenden General bequem sein sollen, dieses militärische andere Ich des Königs sich im Felde als Helfer oder gar Aufpasser

an die Seite gestellt zu sehen? Da spricht es für Winterfeldt und für Schwerin gleichmäßig, daß ihr Verhältnis während der gemeinsamen Wirksamkeit an der Spitze des schlesischen Heeres stets ungetrübt geblieben ist, daß zwischen dem Feldmarschall und dem Generallieutenant in allen wichtigen Fragen der Heeresführung volle Uebereinstimmung bestanden hat. So hatte Schwerin auch die zunächst nur ihm selbst zur Begutachtung vorgelegte Denkschrift des Königs frei von jeder Eifersucht ohne weiteres Winterfeldt mitgeteilt und rechtfertigte vor dem Gebieter diese Ueberantwortung des Geheimnisses an einen dritten mit dem Hinweis sowohl auf die Verschwiegenheit wie auf das Sachverständnis seines Untergebenen.

Schwerin, jetzt zweiundsiebzigjährig, war im Unterschied von Winterfeldt der gebildete Offizier, des Französischen, Italienischen, Lateinischen mächtig, der Weltmann und Lebemann, der auch bei den Offizieren seines Regiments auf äußeren Glanz und deshalb auf Glücksgüter Wert legte. Sein verbindliches Wesen, die „gnädige Stellage", die er sich zu geben wußte, schuf ihm Beliebtheit über den Kreis des Heeres hinaus. Es war eine moralische Eroberung, wenn der Feldmarschall im August 1741 nach der Besetzung von Breslau beim Empfang der protestantischen Geistlichkeit nicht bloß ihren Sprecher, sondern, um niemand zurückzusetzen, jeden einzelnen Pastor mit einem Friedenskuß bedachte, also daß „sich dieser Aktus mit der größten Zärtlichkeit endete". So herrschte auch in seiner Garnison Frankfurt, im erfreulichen Gegensatz zu den steten Mißhelligkeiten, von denen man zu des alten Dessauers Zeiten aus der Musenstadt Halle hörte, zwischen dem Regiment und der Universität das beste Einvernehmen, und es ward dem Chef hoch angerechnet, daß er Professoren und Studenten in sein gastliches Haus zog. Seine Adjutanten hielt der Leutselige nach der Meinung mancher nicht kurz genug.

In dem Heere, das 1756 in den Krieg zog, gab ihm seine alte Kriegserfahrung überwiegendes Ansehen vor allen anderen Generalen. Er hatte auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekampfes und des nordischen Krieges seine Schule gemacht, hatte als holländischer Lieutenant bei Höchstädt unter den Augen Marlboroughs und Eugens und als mecklenburgischer Oberst bei Gadebusch an Stenbocks Seite gefochten; er rühmte sich der militärischen Unterweisung durch Karl XII., dessen türkisches Exil er einige Monate geteilt hatte. Dem Tage von Walsmühlen Anno 19, wo er mit seinen Mecklenburgern sich den Weg durch das hannöverische Exekutionscorps eröffnet hatte, dankte er seinen Ruf als verwegener und zugleich umsichtiger Truppenführer und demnächst die Aufnahme in den preußischen Dienst. Auf ihn schworen nun die zahlreichen Gegner des Dessauers, seines um acht Jahre älteren Waffengefährten von Höchstädt. Der „kleine Marlborough" hatte seine Partei im Heere, und bald wurde auch der Kronprinz ihr zugezählt.

Auf den Thron gelangt, nahm Friedrich den jüngsten Marschall, den erst er ernannt, auf seinem ersten Feldzug mit und ließ den ältesten daheim. Seit dem Sieg von Mollwitz war Schwerins Name in aller Munde, zugleich aber flüsterte man von dem Neide des Königs, wie vorher von der Eifersucht des Fürsten Leopold. Nach außen schien alles unverändert, doch schon nach dem

unbefriedigenden Ausgang des mährischen Winterfeldzuges machte Friedrich in einem beißenden Epigramm auf die schlechte Kopie eines elenden englischen Originals seiner üblen Laune Luft, und vollends nach den Reibungen im zweiten Kriege[1]) war der neue Marlborough in den Augen des zürnenden Gebieters für geraume Zeit der eigensinnige Thor, dessen Empfindlichkeit keine Schonung verdiene. Erst im Herbst 1747, nach einer offenen Aussprache, wich die königliche Ungnade von ihm. Schwerin ward jetzt wieder bei Hofe gesehen. Daß er nach seiner zweiten Heirat die Gattin dort nicht vorstellen durfte, kränkte ihn von neuem; aber die Verbindung hatte ihre anstößige Vorgeschichte, wie denn die galanten Sünden des wackeren Degens schon früher den Zorn Friedrich Wilhelms I. entfesselt hatten.

Inzwischen hatte sich die Schwerinsche Partei je länger je mehr daran gewöhnt, ihren Helden wie einst gegen den alten Dessauer so nach Leopolds Tode gegen den König selbst als den Größeren auszuspielen. Wenn jetzt im Feldlager Friedrich scherzend von den zwei netten Jungen sprach, mit denen die Königin von Ungarn zu thun habe, so meinte ein fürwitziger prinzlicher Adjutant, diese Zusammenstellung sei für Schwerin schmeichelhaft vom höfischen Standpunkt aus, vom militärischen aber mache es dem Könige keine Unehre, neben dem größten General Europas genannt zu werden.

Eine europäische Berühmtheit war Schwerin allerdings. 1745 hatte Ludwig XV. gewünscht, ihn an die Spitze eines seiner Heere zu stellen, und einige Jahre später dachte man ihm in Stockholm das Oberkommando über das schwedische Heer für den Fall eines russischen Krieges zu. Nicht der schlechteste Teil seines Feldherrnruhmes war die treffliche Mannszucht, die er zu halten verstand; von seinem Partner von 1756, dem Fürsten Piccolomini, wird das Wort überliefert, wer auf eine edelmütige Art Krieg führen lernen wolle, müsse unter einem Schwerin dienen, und er selbst hat es als seinen Erfahrungsgrundsatz bezeichnet, daß es nur von dem guten Willen der Generale und Offiziere abhänge, alle Plündereien zu vermeiden. In seiner erfolgreichen Fürsorge für die Verpflegung wurde er seinen Nachfolgern als Muster hingestellt. Sein Heer, so wurde ihm nachgerühmt, hatte nie Mangel an Lebensmitteln und hatte keine Desertion. Er kannte die Bedürfnisse des Soldaten, da er von der Pike an gedient hatte — König Friedrich hat an seinem Beispiel den pommerschen Edelleuten einleuchtend gemacht, wie weit sie es durch eigene Tüchtigkeit bringen könnten, denn der junge Schwerin sei von seinem Vater in die Fremde geschickt worden mit einem Thaler in der Tasche, einer Ohrfeige und dem Rat, sich das in Zukunft von niemand mehr gefallen zu lassen. Das warme Herz für die Truppe, persönliche Tapferkeit, deren Denkmäler zahlreiche Narben waren, eine körperliche Zähigkeit, die noch dem Greise die Strapazen des Feldzuges mit den Truppen zu teilen erlaubte, endlich auch sein Christentum, an dem dieses Weltkind fest hing und gleich dem gemeinen Mann inmitten der Fährnisse sich aufrichtete, alles das wirkte zusammen, um dem glänzenden Kavalier auch den Nimbus des volkstümlichen Helden zu leihen. Und so war es nicht bloß der

[1]) Bd. I, 163. 238.

Opfertod auf dem Schlachtfelde, es war ein vorlängst in einem ganzen Leben begründeter Ruf, was den Ueberlebenden ihren Schwerin als eine der leuchtendsten Gestalten der preußischen Kriegsgeschichte, als die Verkörperung der alten Tüchtigkeit dieses Heeres erscheinen ließ. „Die Armee wird nie vergessen, daß der Marschall Schwerin sie befehligt hat" — mit diesem Wort hat der König sechzehn Jahre nach des Helden Tode nur der Wertschätzung den klassischen Ausdruck gegeben, die unter den Veteranen des siebenjährigen Krieges wie unter dem jungen Nachwuchs die allgemeine war.

Einem Schwerin konnte es nicht gleich gelten, ob ein Feldzugsplan seiner Bethätigung als selbständiger Heerführer ein schmaleres oder weiteres Feld anwies, das Band der Unterordnung unter die allgemeine Heeresleitung straffer oder lockerer anzog. Gleich auf die erste Andeutung des Königs, daß er ihn vielleicht zu sich nach Sachsen nehmen müsse, hatte der Marschall am 13. März den Gegenvorschlag gemacht, durch einen Marsch über Trautenau nach Jungbunzlau den Feind von Sachsen abzulenken. Gegen die Truppenverteilung, die nun des Königs Entwurf vom 16. März in Aussicht stellte, machte er nochmals die Notwendigkeit geltend, das schlesische Heer vielmehr zu verstärken, als zu schwächen; von Schlesien her bedroht, werde der Feind auf Angriffsbewegungen um so eher verzichten.

Noch nachdrücklicher und mit einem positiven Gegenvorschlag erklärte sich von vornherein Winterfeldt gegen des Königs Entwurf. Er hatte schon bei den Besprechungen in Haynau sich mit dem Gedanken, die Oesterreicher in Sachsen zu erwarten, nicht zu befreunden vermocht und dem König damals bedeutet, er glaube nicht, daß man dem Feind dort werde beikommen können; man werde genötigt sein, ihm über Eger zu folgen, um ihn vielleicht erst in der Gegend von Prag „bei den Ohren zu kriegen". Jetzt, am 19. März, schreibt Winterfeldt: Wolle man dem Feldmarschall Browne Zeit lassen, mit 80—90 000 Mann stille zu sitzen und abzuwarten, wie der Anschlag der Franzosen ablaufen werde, dann bleibe allerdings nichts übrig, als die von dem Könige ins Auge gefaßten Maßnahmen. „Gott bewahre aber davor," platzt er dann ohne Umschweife heraus, „nicht in die Verlegenheit zu kommen, solche Mesures nehmen zu dürfen!" Denn wie solle man mit 15 000 Mann Schlesien decken, auf dessen Hülfsmittel man doch in diesem Krieg vornehmlich rechnen müsse. „Um aber diesem Uebel abzuhelfen," fährt er in seinem urwüchsigen Deutsch fort, „und des Feindes gefährlichen Desseins zuvorzukommen, sehe ich kein ander Mittel, als daß wir von hier, aus Schlesien, sobald als möglich das Spiel anfangen und dem Feinde auf die Magazine von Pardubitz und Königgrätz, welche seine stärkste seien, die er hat, zu fallen suchen ... Ew. Majestät, welche aber in Sachsen mit einer starken Armee ihm in der Nähe stehen, können ihm alsdann dadurch nicht allein seinen Anschlag auf der Lausnitz zernichten, sondern auch viel mehr von da offensive agieren lassen. Wo der Feind zu Aussig ein starkes Magazin hat, als welches allda sehr luftig angelegt ist, so könnte ihm solches vors erste auch genommen werden. Wenn der Feind bald und in der Zeit angegriffen wird, ehe er mit Arrangements fertig ist, so können wir anjetzo mit 30 000 Mann mehr gegen ihm ausrichten, als im Monat Juni mit 60 000 Mann. Der Feind muß Haare

lassen, ehe die Franzosen ihr Dessein ausführen und dem Magdeburgschen nahekommen können; alsdann aber, wann der Feind nur erstlich eine Schlappe bekommen, so dependiert es allezeit von Ew. Majestät, so viel als nötig gegen die Franzosen zu schicken ... Es würde dem Feinde, der gar nicht darauf rechnet, der unvermutetste Donnerschlag sein, so jemals geschehen, und dadurch alles in Schrecken und Konfusion geraten. Die jetzigen Umstände von Ew. Majestät sind allezeit einem Hasard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieste Partie prompt zu ergreifen, retten kann." Ein großer Gedanke, ein kühner Entwurf, an dem sich sein Urheber hell begeistert: Winterfeldt bittet den König „ganz sicher und ruhig" zu sein, „daß es, will's Gott, mit Gloire wird ausgeführt werden". Er setzt in der Reinschrift seines Berichtes noch die Bekräftigung darauf: „Ich bin davon so gewiß überzeuget, daß wann ich zehn Köpfe und Leben hätte, solche Ew. Majestät davor zum Unterpfande geben wollte." Sein Herz sei ihm zur Stunde zu voll, um sich über alles geordnet zu äußern; er bittet, ihm den Oberst Finck herzusenden, um alles weitere mündlich zu erörtern.

Eine zweite Denkschrift sandte Winterfeldt am 22. März ein. Sein Vorschlag erscheint jetzt in einem wesentlichen Punkt verändert. Der erste Entwurf wies mit Königgrätz und Pardubitz auf der einen, Aussig auf der anderen Seite den beiden preußischen Heeren auseinanderfallende Marschrichtungen; dieser Nachteil wird jetzt beseitigt, indem Winterfeldt das schlesische Heer auf das Magazin von Jungbunzlau marschieren lassen will, so daß es einem aus der Lausitz kommenden Corps die Hand reichen kann. Sei Bunzlau glücklich erreicht, so bleibe dem Marschall Schwerin immer die Möglichkeit, links abzuschwenken, bei Kolin über die Elbe zu gehen, die Magazine von Königgrätz und Pardubitz zu bedrohen und Kolowrat, den Befehlshaber des ehemals Piccolominischen Heeres vor eine schwere Wahl zu stellen: „Kolowrat muß alsdann raufen, welches wir wünschen, oder auch gegen Mähren zurücklaufen, welches ebensogut, denn wir bekommen doch seine großen Magazine und können ihm hernach mit Kommodität nachfolgen." Losbrechen wollte Winterfeldt zum 20. April.

Inzwischen hatte auch Schwerin in Neiße, nach Empfang der königlichen „Suppositions", der Sache näher nachgedacht. Auch er empfahl jetzt dem Gebieter, am 24. März, nicht minder entschieden als Winterfeldt, die Initiative. Das Heer in fünf Teile zersplittern, das gute Schlesien einem Häuflein von 15000 Mann zur Verteidigung überlassen, das heiße den Oesterreichern, deren ganzer Zweck bei diesem Kriege die Wiedereroberung Schlesiens sei, ihre Sache leicht machen. Von den vier von dem Könige angenommenen Fällen mag eintreten wer immer will, dem Marschall erscheint es unvereinbar mit dem Ruhm wie mit dem Interesse des Königs, sich nach den Absichten der Gegner zu richten; vielmehr wird es gelten, einen Plan zu entwerfen und auszuführen, der alle die schönen in Wien ausgeheckten Entwürfe verrückt. Schwerin fordert deshalb den König auf, mit beträchtlicher Streitmacht in Böhmen einzudringen, nicht nur in dem einen bestimmten, von Friedrich selbst bezeichneten Fall, sondern unter allen Umständen und von vornherein. Er ist der Meinung, daß der König dann bei Aussig abzuwarten haben wird, wie von der schlesischen Seite her die Dinge sich

entwickeln, daß er Eger nicht umgehen, sondern nur durch Entsendung bedrohen darf; für den ihm selbst zuzuweisenden Teil der Unternehmung übernimmt Schwerin aus dem hypothetischen Plan des Königs die Unterstützung durch das lausitzische Corps und den Vormarsch auch dieses Corps auf Bunzlau.

So begegneten sich Schwerin und Winterfeldt, noch ehe sie ihre Ansichten miteinander ausgetauscht hatten — denn erst am 23. März erschien zu diesem Behuf des Marschalls Adjutant Platen aus Neiße bei Winterfeldt in Landshut — sowohl in dem Grundgedanken der allgemeinen Offensive, wie in dem Ausblick auf Jungbunzlau und auf die dort zu bewirkende Vereinigung des schlesischen Heeres mit der lausitzischen Abteilung — Winterfeldt, noch ohne zu wissen, daß der Kriegsherr selber wenigstens bedingungsweise den allgemeinen Vorstoß breier und das Zusammenwirken zweier Heereskörper in Erwägung zog, Schwerin durch diesen von Friedrich hingeworfenen Gedanken in seiner alten Meinung bestärkt.

Der König erhielt Winterfeldts beide Gutachten zuerst. „Das Projekt ist admirabel," antwortete er auf den ersten Bericht umgehend, belehrte aber den Ratgeber, daß gegen Königgrätz, wie es ihm seine Erfahrungen aus dem Olmützer Lager von 1745 sagten, nichts auszurichten, daß der Entwurf deshalb besser und sicherer auf Bunzlau zu stellen sei — ganz wie Winterfeldt es sich alsbald selbst gesagt hatte. Friedrich kündete zugleich die Absendung eines Stabsoffiziers nach Schlesien an, der alle ersinnlichen Einwände machen, „lauter Difficultäten" mitbringen werde. Winterfeldts zweite Denkschrift beseitigte einen Teil dieser Einwände vorweg. Daß nunmehr der König im Herzen schon gewonnen war, läßt deutlich ein Brief an Schwerin vom 26. März ersehen: Winterfeldt habe einen Plan voll guter Gedanken: „Ich mache ihm indes alle Schwierigkeiten, als wenn ich ihm entgegen wäre, damit er genötigt wird, sie zu heben; alsdann werde ich einen endgültigen Entschluß fassen, ich mache mich aber schon im voraus für die Maßregeln bereit, die für die Ausführung an meinem Teil erforderlich sind." Nun kamen, noch am 26., auch Schwerins Vorschläge. Auch sie wurden warm anerkannt, als bewundernswert bezeichnet: „Sie haben die Dinge sehr gut ins Auge gefaßt, mein lieber Marschall; man sieht, daß Sie ein alter Routier sind, der das Handwerk aus dem Grunde versteht und den jungen Leuten gute Lehren geben kann." Aber noch sei reifliche Ueberlegung vonnöten.

Das vornehmste Bedenken bot die Jahreszeit. Will man den Krieg nach Böhmen oder Mähren tragen, so muß man warten, bis Grünfutter da ist, oder die Reiterei wird umkommen, so lautete Friedrichs Theorie in den „Generalprinzipien vom Kriege", und so hatte er an Winterfeldt noch im letzten Herbst geschrieben: „Vor Juni können wir nicht bei ihnen sein." Am 20. April sei eine Expedition möglich, erklärte er jetzt, aber noch nicht die Campagne. „Wir kommen gewiß hinein, wir müssen aber bedenken, wie wir nachher subsistieren." Er spricht von den Hungerschranken, die Browne zwischen sich und dem preußischen Heere aufgerichtet hat, denn die Grenzstriche Böhmens nach Sachsen zu seien völlig von Vorräten entleert. Und wie, wenn die Oesterreicher weiter im Lande ihre Magazine, aus denen die ungebetenen preußischen Gäste mitspeisen wollen, lieber verbrennen, als jenen in die Hände fallen lassen? „Die

Politik und die Kriegsraiſon wollen, daß ich ins Feld rücke, ehe die Feinde ihre Flöten geſtimmt haben; aber phyſiſche Unmöglichkeiten verhindern mich, etwas Großes zu leiſten."

Trotz allem konnte er ſich dem Reiz des friſchen Wagniſſes, dem Appell an die Kühnheit nicht entziehen. Noch ehe der Freiherr von der Goltz zurück war, den er aus ſeinem Kantonnementsquartier Lockwitz nach Schleſien ſchickte, erklärte er ſich überwunden und ſchrieb den beiden Generalen am 2. April, daß er ihrem Plan im ganzen und großen beiſtimme und daß es nur noch auf die Nebenumſtände ankomme. Eine Nachricht aus Frankreich war ganz danach angethan, ihm die Entſcheidung zu erleichtern: das Gerücht von einem Umſchwung zu friedfertiger Stimmung. Friedrich meinte: „In Frankreich kommt es ins Hapern."

Am 3. April war Goltz wieder zur Stelle und brachte ein Protokoll, das am 30. März zu Frankenſtein von Schwerin, Winterfeldt und ihm ſelbſt aufgeſetzt worden war, dazu einen Sonderbericht Winterfeldts. Die Schriftſtücke lauteten ſo zuverſichtlich wie möglich; ja Winterfeldt, der einen Augenblick gefürchtet hatte, den ganzen Plan an dem Widerſpruch des Königs ſcheitern zu ſehen, ſchickte jetzt ſeiner Widerlegung der Einwände die ſelbſtbewußte Verſicherung voraus, daß kein einziger Punkt ihm Schwierigkeiten bereitet habe. Schon früher hatte er auf das Hauptbedenken des Königs unbeirrt entgegnet, daß man für neun Tage Fourage und für achtzehn Tage Brot mitzunehmen im ſtande ſei, wenn man nur alle ſchwere Bagage zurücklaſſe. Sollte der Feind, ſetzte er jetzt hinzu, wirklich ein paar Magazine verbrennen, ſo würde man doch einige ſeiner Kornhäuſer unterwegs jedenfalls wegnehmen und ſich damit und mit dem mitgebrachten und nachgefahrenen Vorrat ſo lange durchhelfen können, „bis wir ihm ſelbſten auf der Haut ſitzen".

„Audaces fortuna iuvat!" riefen die Generale zum Schluß ihrer gemeinſamen Denkſchrift dem Herrn zu. Sie ſollten alsbald erfahren, daß er ſich an Kühnheit von ſeinen Dienern nicht beſchämen laſſen wollte. Indem er ſich noch am Tage der Ankunft von Goltz mit dem Einmarſch nach Böhmen — zum 15. April erbot ſich Schwerin auszurücken — „ganz und gar" einverſtanden erklärte, gab er dem Plan doch eine Erweiterung und eine Zuſpitzung, die dem Ganzen einen höheren ſtrategiſchen Charakter verlieh.

Ihr „großes Deſſein", von dem die Generale ſtolz ſprachen, war für das eine Heer darauf hinausgelaufen, die Verſammlung des Feindes gründlich zu ſtören und das große Magazin von Jungbunzlau fortzunehmen, für das andere, die Eingangspforten nach Böhmen aufzureißen; das zu erzielende Ergebnis war nur als Einleitung für ſpätere und ſpäter erſt feſtzuſtellende Unternehmungen gedacht, und noch immer behielt es das ſchleſiſche Hauptquartier ſich vor, von Bunzlau aus nach Kolin links abzuſchwenken, alſo ſich von dem Heere des Königs wieder weit zu entfernen. Was dieſer dagegen jetzt beſchloß und befahl, war die Zuſammenziehung aller Streitkräfte an den beiden Ufern der Elbe, nach einem Brückenſchlag bei Leitmeritz oder Lobositz, der zielbewußte Anlauf zu einer großen Entſcheidung. Schwerins Vorſtoß bis zur Elbe nach Melnik oder Leitmeritz, und auf der anderen Seite die Umgehung der öſterreichiſchen Haupt-

macht an der Eger, das betrachtet Friedrich als den „Prinzipalpunkt", den „Deciſivcoup", die „Force unſeres Planes". Hinter der Eger gedenkt er den „tödlichen Streich" gegen Browne zu führen; will ſich der umgangene Feind dort, auf nicht zubereitetem Boden, zur Schlacht nicht ſtellen, die er ja ſeiner ganzen Kriegsführung nach vermeidet,[1]) ſo muß er abziehen, verliert Magazin über Magazin, kann erſt bei Prag wieder Halt machen und wird ſich bei Prag doch endlich ſchlagen müſſen, wenn er nicht alle ſeine Vorräte verlieren und ſich ohne Widerſtand aus faſt ganz Böhmen verjagt ſehen will.

So umgeformt, zielt der Feldzugsplan auf eine Unternehmung ab, die, ſo ſagt Friedrich, wenn ſie in allem gelingt, eine große That iſt, und wenn ſie auch nur teilweiſe einſchlägt, noch etwas Beträchtliches bleibt. Ein coup d'éclat ſoll es werden von größter politiſcher und militäriſcher Wirkung. Ein großer Schlag, „der die Freunde ermutigt, die Feinde verblüfft, die Furchtſamen beruhigt und die Trägen zum Entſchluß bringt".

„Ich bin verſichert und beinahe phyſiſch und moraliſch überzeugt, daß Dinge geſchehen werden, an die kein Menſch denkt," ſo deutete Friedrich geheimnisvoll der Schweſter in Baireuth den eben gefaßten Entſchluß an. Ganz erfüllt von großen lockenden Bildern brauſte er heftig auf, als Schwerin auf den erweiterten Plan nicht gleich voll einging. Der Marſchall wünſchte für ſeine Bewegungen eine gewiſſe Selbſtändigkeit zu behalten, bis zu dem Grade, daß er bindende Vorſchriften für das Ziel ſeines Vormarſches nicht annehmen, ſondern es in ſein eigenes Ermeſſen geſtellt wiſſen wollte, ob er ſich nach der Vereinigung mit Bevern vorwärts nach Leitmeritz oder zur Seite nach Königgrätz zu wenden habe; er hielt es wegen der dortigen Flankenſtellung des Gegners für bedenklich, ſich allzuweit von der ſchleſiſchen Grenze zu entfernen. Friedrich antwortete ihm beſtimmt und ſtreng (14. April): „Mögen Sie den Feind ſchlagen oder nicht, ich befehle Ihnen, nachdem Sie ihn verfolgt, an die Elbe, nach Leitmeritz oder Melnik, zu gehen: das iſt der entſcheidende Zug, darin liegt die Stärke unſeres Plans, und Sie werden mir dafür verantwortlich ſein, wenn Sie meine Befehle nicht genau nach dem Buchſtaben ausführen. Wenn Sie das nicht bewirken, wenn Sie nicht an die Elbe gehen, iſt Ihre ganze Unternehmung eine verlorene Mühe ... Ich kümmere mich wenig um einen Einfall, den das Königgrätzer Heer nach Schleſien machen könnte; iſt Browne erſt geſchlagen, ſo wird es ſehr ſchnell zurückflüchten. An Ihrer Unternehmung alſo hängt das Wohl des Staates."

Thatſächlich hätte das ſchleſiſche Hauptquartier eigenmächtige Schritte doch nie gewagt, und Winterfeldt, dem der Feldmarſchall bei ſeiner Ankunft in Landshut den eben erhaltenen geharniſchten Befehl zeigte und den der König gleichfalls „mit ſeinem Kopfe" verantwortlich machte, konnte dem hitzigen Gebieter gelaſſen antworten, daß es nach Ausweis ſeiner letzten Berichte der Einſchärfung nicht bedurft hätte: „Haben Ew. Majeſtät alſo nur die Gnade, unſererſeits ganz ruhig zu ſein und verſichern Sich allergnädigſt, daß nichts ſoll verabſäumt werden."

---

[1]) Vgl. oben S. 16.

Friedrich war schnell beruhigt, und vielleicht hätte er den schroffen Ton gegen den alten Feldmarschall gar nicht angeschlagen, wenn ihn nicht kurz vorher noch ein anderes verdrossen und ernstlich beunruhigt hätte: ein Aufschub von drei Tagen, den Schwerin für seinen bei der Frankensteiner Beratung auf den 15. April angesetzten Ausmarsch gebrauchte. Friedrich fürchtete für das Geheimnis. Er hatte alles in allem schließlich elf Personen einweihen müssen, und redeten nicht die Vorbereitungen an sich selber eine verräterische Sprache? Und doch galt es eine Ueberrumpelung, womöglich die Aufhebung der feindlichen Quartiere. Jeder verlorene Augenblick, sagte Friedrich, versetze ihn „in periculo mortis“. Er beschwor Schwerin, sich nicht mit Nebensachen wie der Sorge um die in Schlesien zurückbleibenden sächsischen Bataillone aufzuhalten. „Mögen gleich 2000 Sachsen desertieren, was liegt daran, wenn der große Streich gelingt, von dem das Heil des Staates, das Geschick des Heeres und die Reputation von uns allen abhängt ... Ich wollte lieber alle sächsischen Regimenter kassieren, als den Marsch eine Stunde aufhalten.“ Ebenso befahl er dem Marschall, um Gottes willen während des Marsches an die Eintreibung von Kontributionen auch nicht einmal zu denken, denn erst müsse man suchen, „den Feind zu schlagen“.

Was Friedrich befürchtete, war bereits geschehen: fast in dem Augenblicke, da er sich endgültig für den großen konzentrischen Angriff entschied, war von Dresden aus sein Vorhaben verraten, mit allen Einzelheiten über die verschiedenen Marschkolonnen an Kaunitz nach Wien und an Browne nach Prag gemeldet worden; nur daß der Gewährsmann den Losbruch bereits für den 6. April ankündigte. Indem nun dieser Tag ruhig vorüberging, wurde Browne, minder vorsorglich als Kaunitz, nur in seiner vorgefaßten Meinung bestärkt, daß die ganze Nachricht ein von den Preußen ausgesprengtes, auf Irreführung berechnetes Gerücht sei und daß der König von Preußen vielmehr mit seiner Hauptmacht bei Dresden den Angriff abwarten werde, der in den österreichischen Feldzugsplan[1]) aufgenommen war. Noch lag die eigene Heeresmacht zerstreut: das Hauptcorps zwischen der Eger und Prag, ein zweites unter Serbelloni bei Königgrätz, zwei weitere unter Königsegg bei Gabel, Reichenberg und Nimes und unter Aremberg im Pilsener Kreise. Aber Browne hielt diese Aufstellung für so trefflich, daß jedes Vorgehen gegen sie nur zu der Preußen Verderben ausschlagen könne und deshalb geradezu zu wünschen sei. Es kümmerte ihn auch wenig, als bald darauf neue Nachrichten ihn vor dem 15. April, dem thatsächlich anfangs in Aussicht genommenen Tage, warnten, und er fand es in seiner Verblendung noch am 20. unglaublich, wie der König seine Truppen durch zwecklose Märsche und Gegenmärsche abmatte. Und so kam das Unheil gleichzeitig von allen Seiten und überall gleich unerwartet über ihn.

Am 18. April drangen die schlesischen Marschkolonnen über Trautenau, Eipel und Starkstadt in Böhmen ein, zwei Tage darauf rückte der Herzog von Bevern aus der Lausitz gegen Reichenberg vor, wieder nach zwei Tagen der König

[1]) Vgl. oben S. 43.

von der Elbe nach Nollendorf, und am 21. Fürſt Moritz über das Erzgebirge nach Komotau. Nun ſei der Wein wirklich eingeſchenkt und müſſe getrunken werden, frohlockte Friedrich. „Alles geht wundervoll, mein lieber Marſchall," ſchrieb er, im Begriff aufzubrechen, an Schwerin, „unſer Geheimnis iſt gut gewahrt und der Feind überraſcht; alles übrige wird ſich ſicherlich ergeben, wie wir als Kriegsleute es vorausgeſehen haben."

Schwerin hatte ſich vorgeſetzt, mit dem Feinde zu ſchlagen, wo er ihn finde; denn mit 30000 Preußen fürchte er 50000 Oeſterreicher nicht. Aber ſeine Gegner vom vorigen Herbſt wichen dem unerwarteten Vorſtoß überall aus; Serbelloni ſetzte ſich mit allen Truppen, die er an ſich ziehen konnte, annähernd 24000 Mann, hinter die bei Königgrätz auf dem linken Elbufer aufgeworfenen Linien und blieb dort unbeweglich. Leicht und glatt konnten ſich die getrennt einmarſchierten Abteilungen des ſchleſiſchen Heeres am vierten Tage, dem 22. April, bei Königinhof vereinigen.

Der Vormarſch Schwerins ſollte, ſo hatte man gedacht, den Grafen Königsegg und ſeine 26000 Mann beſtimmen, den Sperrpunkt bei Reichenberg beim Erſcheinen des Bevernſchen Heerhaufens zu räumen. Aber Königsegg erfuhr nichts von dem Feind, der ſeine Rückzugslinie bedrohte; er ſah nur den Feind vor ſeiner Front und ſchickte ſich an, dem Prinzen von Bevern durch Entſendungen den Rückzug zu verlegen und den Troß abzunehmen. So hielt ſich der Prinz wohl oder übel an den Rat, den ihm Schwerin erteilt: finde ſich auf dem Marſch Gelegenheit, mit ziemlicher Egalité ein feindliches Corps zu ſchlagen, ſo heiße es nur friſch daran und ihm mit Ernſt auf die Haut gegangen; das mache halbe Arbeit für die ſpätere Hauptentſcheidung. Mit nicht ganz 16000 Mann griff der Prinz am 21. April vor Reichenberg den um etwa 1000 Streiter ſtärkeren Feind auf der ſteil über der Neiße liegenden verſchanzten Fläche zwiſchen der Stadt und dem Jäſchkenberge an. Mit tadelloſer Genauigkeit ließ er die auf dem Paradefeld ſo oft geübten neuen Manöver ausführen; der vorteilhaft aufgeſtellte Feind wehrte ſich mehrere Stunden hartnäckig, aber als die Grenadiere von Kahlden den ſeine linke Flanke deckenden Verhau wegnahmen, war die Stellung nicht mehr zu halten.

Am jenſeitigen Abhang des Gebirges, bei Liebenau, bezog Königsegg ein feſtes Lager; nach Wiedervereinigung mit ſeinen Detachements, durch Schwadronen vom Heere Brownes verſtärkt, meinte er hier mit 27000 Mann dem Sieger von Reichenberg das weitere Vordringen wehren zu können. Da erhielt er am 25. die niederſchmetternde Kunde, daß in ſeiner rechten Flanke Turnau von dem Vortrab Schwerins beſetzt ſei. Eiliger Rückzug die Iſer abwärts war jetzt die einzige Rettung, und der Verluſt des Reichenberger Poſtens ward dem geſchlagenen Heere nachträglich noch zum Heil; denn hätte Königsegg ihn länger beibehalten, er wäre bei der gänzlichen Vernachläſſigung des Erkundungsdienſtes unvermeidlich von den beiden preußiſchen Feldherren umſtellt worden. So aber konnten ſie ihre Vereinigung erſt nach ſeinem Abzuge vollziehen, bei Münchengrätz, am 27. Das reiche Magazin zu Jungbunzlau war allemal den Oeſterreichern verloren; der greiſe Marſchall in Perſon ſetzte ſich an die Spitze zweier Dragonerregimenter und gewann den Gegnern den Vorſprung ab. Königsegg ging bei

Brandeis über die Elbe zurück; am 1. Mai lagerten die feindlichen Heere, das ausgewichene und das nachdrängende, einander gegenüber, nur durch den Fluß getrennt.

Die preußiſchen Generale waren alle die Tage in großer Sorge geweſen: ſeit dem 21. April hatten ſie keinerlei Nachricht aus dem Hauptquartier des Königs. Erſt am Abend des 30. brachte dem Feldmarſchall ein Huſarenoffizier die jede Erwartung übertreffende Botſchaft: daß der König die Eger überſchritten habe und jenſeits der Moldau faſt auf gleicher Höhe mit den Truppen Schwerins ſtehe.

Dort auf dem weſtböhmiſchen Schauplatz war die Ueberraſchung und Ratloſigkeit der öſterreichiſchen Heerführer vielleicht noch größer geweſen, als an der ſchleſiſchen und lauſitziſchen Grenze. Browne hatte bei dem Erſcheinen der Preußen ſeine zurückprallenden Vortruppen und alle längs der Eger kantonnierenden Regimenter in dem bewährten Lager bei Budin geſammelt; die Preußen ſollten, ſo nahm er ſich vor, hier nicht ſo leichtes Spiel finden als bei Reichenberg, und, wenn es noch anging, ſollten die Kolonnen des Königs und des Fürſten Moritz an der Vereinigung verhindert werden. Aber nicht nur, daß beide Heerkörper ſchon am 23. April Fühlung gewannen, es gelang den Preußen auch am 27. früh, ungeſtört über die Eger zu gehen und ſich juſt im entſcheidenden Augenblick zwiſchen das Lager von Budin und den in Gewaltmärſchen von Tepl herbeigeeilten Herzog von Aremberg zu ſchieben. Aremberg wich nun in zehnſtündigem Marſch über Schlan nach Prag aus, und Browne mußte auf das Drängen ſeiner Generale, die umgangen und abgeſchnitten zu werden fürchteten, gleichfalls in der Richtung auf Prag zurückgehen. Tief bekümmert zog er am 28. zu Turſko die völlig ermatteten Truppen Arembergs an ſich.

Zwei Tage darauf traf zu Tuchomierſchitz Prinz Karl von Lothringen bei dem Heere ein, deſſen Oberbefehl er nach dem Willen der Kaiſerin übernehmen ſollte und das nach dem haſtigen Rückzug entmutigt war wie nach einer verlorenen Schlacht. Vor der Front empfing ihn Browne, in der traurigſten Gemütsverfaſſung: er ſei ſehr unglücklich, er möchte tot ſein; dabei brach der alte Mann in Thränen aus. Im nächſten Augenblick rief er, der Feind rücke an, man müſſe ſchlechterdings über ihn herfallen. In dem Kriegsrat, den Prinz Karl dann verſammelte, forderte Browne das Gleiche; die anderen überſtimmten ihn, wie verſtört ſagte er, man ſolle ihm 4000 Mann geben, mit denen wolle er angreifen und ſterben. Der Kriegsrat beſchloß den weiteren Rückzug auf Prag, um nicht von der Verbindung mit den rückwärts gelegenen Magazinen und den beiden kleineren Heeren abgeſchnitten zu werden. Königsegg erhielt den Befehl, gegen Schwerin bei Brandeis die Elbe zu behaupten, Serbelloni ward, wie bereits vorher, angewieſen, dieſem Gegner, den man noch öſtlich der Iſer vermutete, in die Flanke zu marſchieren. Beide Befehle wurden bald zurückgezogen. Am 1. und 2. Mai ging das Hauptheer über die Moldau; bereits hatte die Lage ſich weiter entwickelt. Schwerin hatte die Iſer überſchritten, die Elbe erreicht, Serbelloni hatte ihn nicht mehr eingeholt, Königsegg fürchtete, von der Uebermacht erdrückt zu werden. Wieder trat, in der Frühe des 2., der Kriegsrat zuſammen, man beſchloß beide Corps auf das Hauptheer zurück-

zunehmen. Wieder erhob Browne Einspruch, er wollte die Elblinie behaupten. Er setzte nur so viel durch, daß Prinz Karl seine nachdrücklich vertretene Absicht, Serbelloni entgegenzugehen, aufgab und bei Prag verblieb, mit dem linken Flügel an den Wischerad angelehnt, die Sazawa im Rücken. Noch am 2. traf von der Elbe Königsegg ein, und Karl hatte jetzt 61 000 Streiter bei einander, dazu die 13 000 Mann der Besatzung von Prag.

Die Preußen wollten am 1. Mai auf dem Vormarsch nach Tuchomierschitz ihren Augen nicht trauen, als sie die schwierigsten Engen unbesetzt fanden; Marschall Keith sagte zu seinen Begleitern, Brownes Verhalten beginne ihm unverständlich zu werden. Doch hoffte der König, der mit sämtlichen Grenadierbataillonen dem Heere um einen Marsch vorauseilte, den Feind noch am linken Ufer zur Schlacht stellen zu können. Am 3. dachte er ihn anzugreifen; auf die Nachricht, daß Schwerin die Elbe erreicht, hatte er den Marschall am 29. April ersucht, ihm womöglich 25 Schwadronen und sechs bis sieben Bataillone über Melnik zuzusenden, seinerseits aber dem Heere Brownes, falls es jenseits der Moldau über Kundratitz nach der Sazawa zurückgehen sollte, den Rückzug abzuschneiden. Am Ausweichen über die Beraun, woran der Feind nach gewissen Anzeichen zu denken schien, glaubte Friedrich ihn verhindern zu können; wich er über Prag aus, so war wenigstens seiner Nachhut eine unsanfte Begrüßung zugedacht. Aber selbst dazu war es zu spät, als Friedrich am 2. mit den drei vordersten Bataillone den Weißen Berg erreichte, die historische Wahlstatt, die er sich für seine Pharsalusschlacht gewünscht hatte; ehe das Heer nachkam, hatten auch die letzten Oesterreicher das linke Ufer geräumt. Jetzt mußte er Pharsalus drüben suchen, zwischen Moldau und Elbe. Und dort konnte die Schlacht, wenn der Gegner sie annahm, noch entscheidender werden; denn statt dem einen Heere konnte man sie gleich zweien anbieten. Friedrich schrieb an Schwerin, er solle alles, was er vom Feind vor sich habe, nach Prag auf Browne hin jagen; er selbst werde mit 25 Bataillonen und 35 Schwadronen über die Moldau kommen, und durch den gemeinsamen Angriff auf die vereinigten Kräfte des Hauses Oesterreich könne man sich schmeicheln, sie auf einmal niederzuschmettern: „Alsdann, mein teurer Freund, werden wir auf Sammet gebettet sein, und Sie werden linkswärts gehen und ich rechtswärts, Sie verstehen mich."

Also nicht mit seinem ganzen Heere meldete sich der König bei Schwerin an. Er war keineswegs von der Afterweisheit einiger seiner Epigonen besessen, daß die Stärke einem General oft zur Last sein könne. Er bezeichnet es in den „Generalprinzipien vom Krieg" als alte Regel, die er lediglich zu wiederholen habe: Wenn ihr eine Schlacht liefern wollt, so rafft so viel Truppen zusammen, als ihr könnt; man würde sie nie nützlicher verwenden können. Er setzt hinzu: „Detachiert nie, wenn ihr offensiv vorgeht;" er schließt: „Diejenigen Detachements sind die gefährlichsten und verdammenswertesten, welche das Heer um ein Drittel oder die Hälfte schwächen." Hier bei Prag hat er in der That ein Drittel der Gesamtstreitmacht unter Keith auf dem linken Flußufer zurückgelassen, ohne in seiner Geschichtsdarstellung, seinen Schlachtberichten, seinen Briefen irgend einen Grund dafür anzugeben. Er läßt theoretisch in seinen Lehrschriften als triftigen Grund für Entsendungen gelten die Sicherung der Zufuhren und Ver-

bindungen; er erwähnt dort ferner, daß manche Generale vor dem Angriff detachieren, um den Feind während des Kampfes im Rücken zu fassen, was indes gefährlich und dem Zufall unterworfen sei, da das detachierte Corps sich verirren, zu früh oder zu spät ankommen könne. Er hat in einem späteren Fall, wo er wieder seinem Gegner über einen Fluß zur Schlacht entgegenging, wieder ein Detachement auf dem anderen Ufer zurückgelassen, teils um — Friedrichs eigener Angabe nach — dem geschlagenen Feind den Rückzug über das Wasser zu verlegen, teils um die Verbindungen des übergesetzten Heeres zu decken.

Eine ähnliche Doppelaufgabe hat offenbar Keith bei Prag gehabt. Von zwei Berichterstattern, die mit dabei waren, betrachtet der eine — Westphalen, der Begleiter des Prinzen Ferdinand von Braunschweig — es als etwas Selbstverständliches, daß ein Heeresteil „der Kommunikation wegen" drüben bleiben mußte, während der andere, der Herzog von Bevern, Keiths Aufgabe darin sieht, „Prag von der kleinen Seite eingeschlossen zu halten". Des Königs Hauptsorge in diesen Tagen war, daß der Feind ihm auswich: wie durfte er ihm das linke Moldau-Ufer und die große Heerstraße nach Königssaal wieder freigeben? Blieb eine Abteilung des Heeres auf diesem Ufer zurück, so erfüllte sie dort die Sperraufgabe, die der König, wie erwähnt, am 29. April dem Marschall Schwerin, der damaligen Scenerie entsprechend, für das rechte Ufer zugewiesen hatte. Dann stand dem Feind nur noch die eine Rückzugslinie nach Tabor offen, wo ihn, wenn er ohne Kampf abzog, das nachdrängende Hauptheer empfindlich belästigen konnte, und wo man nach einer Schlacht die Fliehenden vielleicht aufrieb, wenn vom jenseitigen Ufer übergesetzte Truppen sich im rechten Augenblicke ihm in den Weg legten: in der That haben zwei Generale vom Keithschen Corps, Kyau und Fürst Moritz von Dessau, am Schlachttag einen dahin zielenden Auftrag erhalten.

Mit mindestens 30000 Mann und in der beherrschenden Stellung auf dem Weißen Berge blieb Keith unter allen Umständen auch für sich allein dem österreichischen Heere gewachsen; nicht diese 30000, sondern die etwa 20000, die er selber mitnahm, bezeichnete der König als „Detachement". Nachdem das schlesische Heer am 4. Mai bei Brandeis über die Elbe gegangen war, ließ er am 5. bei Selitz, eine Stunde unterhalb Prag, eine Brücke über die Moldau schlagen und führte vor Abend seinen Uebergang aus. Er fand Schwerin noch nicht zur Stelle, brauchte aber bei der Beschaffenheit des Geländes nicht zu befürchten, in seiner augenblicklichen Vereinzelung von dem Feinde angefallen zu werden.

Unter den Augen der österreichischen Vorposten auf den Höhen von Prosik vereinigten sich in der Frühe des 6. Mai, zwischen 6 und 7 Uhr, die beiden preußischen Heere an der Straße von Brandeis nach Prag. Sobald der König Schwerin und Winterfeldt „nur den ersten guten Morgen gesagt", ritt er mit den beiden Generalen und einigen Adjutanten auf die inzwischen, nach kurzem Kugelwechsel, von den Panduren geräumten Höhen. „Der König," erzählt uns Winterfeldt, „war gleich determiniert, den Feind anzugreifen, wie auch der Feldmarschall Schwerin nebst meiner Wenigkeit, nur kam es darauf an, erst ein Loch auszufinden, um demselben anzukommen."

Das Heer, das sie sich gegenüber sahen, lehnte seine Linke an den Ziskaberg und nahm mit diesem Flügel in zwei Treffen und einem Reservecorps

die parallel laufenden Höhen ein, die sich vom Ziskaberg nach Nordost ziehen; die Front deckte das tiefeingeschnittene, an der Sohle sumpfige Thal des kleinen Baches, der beim Dorfe Lieben in die hier weit nach Osten ausholende Moldau fällt. Zwischen den Teichen von Hlauputin und Kej nötigt ein schmaler Berggrat das Wässerlein zu einer langen schleifenartigen Krümmung; diese Höhe, im Verein mit der tiefen Schlucht am Westabhang des Taborberges, trennte zwar den linken Flügel vom rechten, bildete aber, mit einer Batterie gekrönt, für beide eine starke vorspringende Brustwehr. Jenseits stand die Rechte, hakenförmig nach Osten ausgebogen, auf den mäßig ansteigenden Abdachungen des Taborberges und erhielt im Vordergrunde ihre Deckung durch das Gewirr von Teichen, Sümpfen, Wiesen, Gräben, das oberhalb von Kej damals die Niederung des Baches ausfüllte.

Der Herzog von Lothringen hatte im Augenblicke seines Aufbruches zum Heer aus den Händen seines Bruders, des Kaisers Franz, ein strategisches Vademecum erhalten, eine Denkschrift, die einige Wahrnehmungen aus den früheren Feldzügen zu Lehren und Warnungen zusammenfaßte. Das bevorzugte Manöver des Königs von Preußen, bemerkte der Kaiser sehr richtig, bestehe darin, daß er mit einem unverhältnismäßig verstärkten Flügel den Gegner zu erdrücken suche, mit dem anderen sich auf Abwehr beschränke. Da man jetzt diesen Kunstgriff kenne, werde es möglich sein, die List dem Listigen zum Verderben ausschlagen zu lassen, wenn man nur, noch ehe er seinen Angriff ausführen könne, rechtzeitig und rasch den schwächeren Flügel anfasse und überwältige. Ein theoretisch trefflicher Rat, der nur schnelleren Entschluß und frischeren Mut bei den österreichischen Feldherren voraussetzte, als thatsächlich vorhanden war; sie haben bei Prag wie später sich glücklich geschätzt, wenn sie, statt vorzugehen, den bedrohten Flügel des eigenen Heeres noch im letzten Augenblick zu verstärken vermochten.

Ohne Frage war es für den König von Preußen auch heute von vornherein ausgemacht, sich nur mit einem Flügel einzulassen; dann war das Nächstliegende, mit der durch die längere Nachtruhe erfrischten Abteilung des Königs die österreichische Linke, die man unmittelbar vor sich hatte, anzugreifen. Aber die Besichtigung des Geländes ergab, daß die Stellung des Gegners nur auf der Rechten eine Blöße bot; das schlesische Heer erhielt Befehl, treffenweise in der Richtung auf Unter-Potschernitz links abzumarschieren, um von dort aus die Umgehung zu versuchen; der rechte Flügel marschierte im Angesicht der vorgeschobenen Batterie von Hlauputin und der Teiche von Kej auf.

Browne erkannte den Zweck des preußischen Marsches und entschloß sich, den bedrohten rechten Flügel so weit auszurecken, daß er, die Front nach Osten, den ganzen Raum zwischen den Teichen von Kej und Unter-Mucholup ausfüllte; die Reiterei kam südlich, das Fußvolk auf der Hügelkette nördlich der niedrigen Kuppe des Homoly zu stehen, auf der schnell Positionsgeschütz aufgefahren wurde. Der am Ziskaberg verbleibende linke Flügel mußte dem rechten, um die verlängerte Linie auszufüllen, seine Kerntruppen, die Grenadiercompagnien, und einige Reiterregimenter abtreten; in andere Lücken rückten Bataillone und Schwadronen aus der Reserve ein. Etwa um zehn Uhr hatte sich der so

zusammengesetzte rechte Flügel auf seinem neuen Standort in aller Eile zurechtgefunden, und alsbald trafen ihn die ersten Stöße.

Die Reiterei des preußischen Angriffsflügels, vierzig Schwadronen, führte heute, zum ersten- und zum letztenmal solches Auftrags gewürdigt, der Erbprinz von Schönaich-Carolath. Sie hatte glücklich, ohne vom Feind gestört zu werden, den Damm bei Sterbohol überschritten, konnte aber wegen des Teiches von Unter-Mucholup zu ihrer Linken nur in schmaler Front anreiten. Schönaich wurde bedenklich. Dreimal sandte ihm Schwerin den Befehl zum Angriff und ritt endlich selbst zu der Reiterei, um sie „in Trab zu bringen". Das erste Treffen der Oesterreicher wurde geworfen, das zweite hielt stand, und Hadiks Husaren gewannen den Angreifern die Flanke ab. Einem zweiten Anlauf war das Glück gegen die Ueberzahl ebensowenig hold. Erst das Eingreifen der Reserve unter Zieten entriß dem Gegner seine Vorteile; die geschlagenen Regimenter flatterten auseinander, an ein Anhalten war nicht mehr zu denken.

Bis es dahin kam, mochten ganze Stunden verstrichen sein. Wie die Reiterei hatte der alte Feldmarschall in jugendlicher Kampfesungeduld auch das Fußvolk an den Feind getrieben, sobald nur einige Bataillone sich gerichtet hatten und obgleich das zweite Treffen noch weit zurück war; denn beim Anrücken durch den sumpfigen Wiesengrund, über Dämme und Stege oder bis unter die Arme im Wasser, verloren die Leute „Rang und Glied und, was das Schlimmste war, viel Zeit". Mehr als ein Bataillonsgeschütz blieb im Schlamme stecken. Des Königs Bedenken gegen die Eile des Angriffs beschwichtigte der Marschall mit dem zuversichtlichen Worte: „Frische Eier, gute Eier". Nicht minder eilig als Schwerin hatte es Winterfeldt, der die vorausgehende Grenadierbrigade führte; es war ihm gelungen, das Vorwerk Sterbohol zu erreichen, an dem die österreichische Infanterie seiner Meinung nach die Stütze für ihre rechte Flanke suchen mußte, und er glaubte jetzt, durch raschen Vorstoß den Feind in einem Augenblick umfassen und umwerfen zu können. Mit starken Schritten, ohne ihre Kanonen abzuwarten, ohne zu schießen, rückten die Grenadiere vor, zu ihrer Rechten die Regimenter Schwerin und Fouqué, vor dem Schwerinschen Regimente Winterfeldt zu Pferde. Unter dem Kartätschenfeuer des Feindes näherte man sich ihm auf 200 Schritt; schon gewahrte Winterfeldt, daß dessen Flügel Kehrt machte, als er, durch einen Schuß am Halse verwundet, bewußtlos aus dem Sattel sank. Und nun zeigte sich, daß der moralischen Standhaftigkeit der Truppe mit dem Verbot des Feuerns zu viel zugemutet war: die eben noch mit langen Schritten Vorstürmenden hielten inne, schlugen an, wichen zurück. Als Oberst Wobersnow, des Königs Generaladjutant, angeritten kam, sah er nach rechts und links, soweit sein Auge reichte, die ganze Linie in großer Unordnung; die meisten hatten den Rücken gewandt. Doch entging ihm nicht, daß der Feind sich in ähnlich schlechter Verfassung befinde. Als dann dem am Boden liegenden Winterfeldt die Sinne wiederkehrten, erblickte er die österreichischen Grenadiere noch unschlüssig, regungslos; es gelang ihm, mit Aufbietung seiner letzten Kraft unbehelligt den zurückgewichenen „konfusen Klumpen" der Seinen wiederzuerreichen, zum Aushalten aber konnte er durch Bitten und Drohungen niemand mehr bewegen. In diesem Augenblick kam Schwerin angesprengt. Er führte

sein Regiment seit 34 Jahren; er hatte das junge Regiment, das König Friedrich Wilhelm ihm anvertraut, in Frankfurt erzogen und geschult und zu einer Mustertruppe ausgebildet, unter seinen Augen hatte das Regiment bei Mollwitz die Feuertaufe erhalten, es hatte bei Chotusitz und Hohenfriedberg sich neuen Ruhm erstritten, er liebte es „mit wahrhafter Zärtlichkeit", und jetzt sah er es fliehen. Ein Stabskapitän hatte eine Fahne ergriffen, um die Weichenden zum Stehen zu bringen; der Feldmarschall nahm sie ihm aus dem Arm, hieß die Mannschaft mit kräftigem Zuruf ihm folgen und trug ihr das Feldzeichen voran. Einen Augenblick später lag er in seinem Blute, von fünf Kartätschenkugeln zum Tode getroffen, von der Fahne bedeckt. Es war ihm zu teil geworden, was er sich oft gewünscht, in einer für die preußischen Waffen siegreichen Schlacht von einer Kanonenkugel hingerissen zu werden; noch jüngst hatte er die Gefallenen von Lobositz um ihren Soldatentod beneidet und in ihrem glorreichen Ende einen Ansporn zur Nacheiferung sehen wollen.

Doch hat das Beispiel ohnegleichen, der Heldentod des greisen Feldherrn, die Schlacht noch nicht alsbald gewandt. Die Regimenter Fouqué und Kurssel wurden fast aufgerieben, das Regiment Fouqué verlor seine Fahnen, sein Kommandeur, Oberst von der Goltz, ward viermal verwundet und durch die fünfte Kugel getötet, Fouqué selbst und General Hautcharmoy und zahlreiche Stabsoffiziere wurden verwundet. Drüben ward dem Marschall Browne, als er die Seinen zum Verfolgen anfeuerte, das Bein zerschmettert. Seine Mahnung war nicht umsonst gewesen, die österreichischen Grenadiere rückten jetzt entschlossen vor und gewannen jetzt ihrerseits Sterbohol, bis die inzwischen aufgefahrenen preußischen Batterien ihnen Halt geboten. Unterstützung aus dem zweiten Treffen blieb den Tapferen aus.

Dagegen vollendeten bei den Preußen die Bataillone des Hintertreffens endlich ihren Aufmarsch; sie konnten das erste aufnehmen und, wo es sein mußte, ablösen. Auch sie sahen ihre Standhaftigkeit noch auf eine harte Probe gestellt: die noch nie im Feuer gewesenen Füsiliere von Jung-Braunschweig entwickelten sich nach dem Anmarsch über einen langen, schmalen Damm im schnellsten Laufschritt eben erst zur Linie, als der Feind schon auf sie anstürmte; noch atemlos begannen sie unter seinem Gewehr- und Kartätschenfeuer zurückzugehen, aber der beherzte Zuspruch ihres Prinzen Franz stellte Ordnung und Angriff wieder her. Vom rechten Flügel führte der ältere Bruder, Prinz Ferdinand von Braunschweig, auf des Königs Geheiß die Regimenter Kannacker und Markgraf Karl herbei; sie kamen just zur rechten Zeit, um bei einem entscheidenden Vorgang nachzuhelfen.

Die österreichische Infanterie hatte sich bei dem Vordringen der Grenadiere nach Sterbohol im ganzen nach rechts geschoben und damit nach der Mitte zu ihr Gefüge gelockert. General Treskow erspähte diese Blöße und führte mit seiner Brigade, schlesischen Bataillonen, den Stoß durch die Schlachtlinie. Mit den Regimentern Jung-Braunschweig und Markgraf Karl drängten der König und die beiden braunschweigischen Prinzen nach. Wäre jetzt die Reiterei auf dem Platze gewesen, statt in ihrer Siegesfreude abzusitzen und sich an der Plünderung des erbeuteten Lagers zu erholen, so hätte der rechte Flügel der Oester-

reicher, von der Mitte abgeschnitten und in der Flanke ganz ohne Deckung, dem Verderben nicht entrinnen können. So aber vermochten sich diese Abgeschnittenen, zwei Regimenter und die Grenadiercompagnien, nur von vereinzelten Reitertrupps belästigt, zu retten, teils in die Festung, teils über Rusle nach der Sazawa.

Immer war durch die Durchstoßung der Mitte jetzt dasselbe erreicht worden, was die anfänglich beabsichtigte Umfassung der Flanke hatte bewirken sollen, und nach dem Grundgedanken der schiefen Schlachtordnung würde nunmehr das Zentrum und der linke Flügel der Oesterreicher von selbst zum Rückzug genötigt gewesen sein. Nun aber hatte bereits seit geraumer Zeit der Thatendrang eines Brigadeführers auch auf der preußischen Rechten, die der Natur der Sache nach zurückgehalten werden sollte, den Kampf, eine zweite Schlacht, entfesselt. Die Wahrnehmung, daß der Bergkopf von Hlauputin, die schirmende Bastion vor dem Scheitelpunkt der österreichischen Hakenstellung, nur von wenigen Bataillonen besetzt war, brachte den Generalmajor Manstein auf den Gedanken, die Batterien dort wegnehmen zu lassen. Das Gewehr auf der Schulter begannen drei Grenadierbataillone zu stürmen. Furchtbar lichtete das Feuer ihre Reihen; über das mit Toten und Verwundeten besäte Gestein führte Prinz Heinrich fünf frische Bataillone zur Aushülfe nach. Endlich hatten die Grenadiere die Redoute überwältigt. Der Prinz wollte, in richtigem Verständnis, des Kampfs damit genug sein lassen, und schickte seinen Adjutanten zu den Grenadieren: „allein alle Befehle halfen nichts, ihre Kampfeslust riß sie immer weiter fort, sie thaten Wunder der Tapferkeit." Wieder mußten die anderen wohl oder übel ihnen folgen, jetzt bergab nach Hordlorez. Auf den Schultern der Musketiere vom Regiment Itzenplitz ließ sich der Prinz durch den schlammigen Wassergraben vor dem Dorfe tragen. Am Taborberge kam der Kampf von neuem zum Stehen. Derweil war zur Linken dieses Vorstoßes der Herzog von Bevern mit seiner Division zwischen den Teichen emporgestiegen und in der Richtung auf Maleschitz losgegangen, um alsbald auf den heftigen Widerstand seines Gegners von Reichenberg, des Feldzeugmeisters Königsegg, zu stoßen. Hier war es, daß das Regiment Winterfeldt beim Angriff auf eine Batterie sechs Siebentel seines Bestandes, an 1200 Mann, einbüßte, bis die Grenadiere von Wrede den Braven zuriefen: „Kameraden, laßt uns heran, ihr habt Ehre genug"; auch sie verloren dann die halbe Mannschaft.

Entschieden wurden die blutigen Gefechte auf diesem Flügel doch erst in dem Augenblicke, als Prinz Ferdinand von Braunschweig, auf der Linken entbehrlich geworden, den Rücken des Gegners zu bedrohen begann. So nahm Königsegg seinen Flügel zurück und versuchte, auf den Höhen hinter Maleschitz eine neue Schlachtordnung zu bilden. Aber auch die Preußen hatten ihre Linie schnell neu gerichtet, ihr zuversichtlicher Angriff brachte die österreichischen Bataillone in harte Not und nur der Opfermut der vom Ziskaberg herangesprengten Kürassiere rettete die Fliehenden vor gänzlicher Vernichtung; so plötzlich prallten diese Reiter hervor, daß der König selber einen Augenblick ernstlich gefährdet war.

Noch hielten am Ziskaberg, ohne ins Gefecht gekommen zu sein, 17 Bataillone und 17 Grenadiercompagnien, samt 20 Schwadronen. Ihre Stellung

war bei der Auflösung des übrigen Heeres nicht mehr haltbar, aber im Zurückgehen bildeten sie bei Wolschan, 2000 Schritt vor dem Neuthor von Prag, eine neue Linie, um die auf die Stadt zutreibenden Trümmer des geschlagenen Heeres aufzunehmen. Vergebens, die schwellende Flut riß auch die frischen Truppen mit sich fort; nur einige wenige Regimenter hielten stand und ließen die Flüchtenden Zeit gewinnen, sich in die Thore der Festung zu retten.

Der Herzog von Lothringen war zu Anfang der Schlacht, als er das Reitergefecht am Mucholuper Teich sich ungünstig wenden sah, zu den weichenden Schwadronen geritten, sie neu zu ordnen; in der Erregung des Augenblicks hatte ihn ein Brustkrampf gepackt; in sein Quartier nach Rusle geschafft, wäre der Bewußtlose fast die Beute des nachsetzenden Feindes geworden. Erst auf dem Wischehrad gewann er die Sinne wieder. Im Begriff, auf das Schlachtfeld zurückzueilen, stieß er bereits auf den endlosen Schwarm der Fliehenden; durch das Kornthor in die Stadt zurückgedrängt, bei einem anderen Thor beinahe zertreten, versuchte er noch, auf der Kleinseite durch das Aujezder Thor nach Königssaal auszubrechen; hier aber sperrten den Weg die Truppen Keiths.

Für die Schiffsbrücke, die Moritz von Dessau bei Klein-Kuchel über die Moldau legen sollte, waren die Pontons ausgeblieben, da die Schleppwagen in den engen Wegen sich festgefahren hatten. Der Versuch, zu Roß durch den Fluß zu setzen, erwies sich für die kühnen Reiter als aussichtslos; Oberstlieutenant Seydlitz geriet so tief in den Triebsand, daß er ihm schon in die Pistolenhalfter eindrang und seine Leute den Verwegenen, um ihn noch zu retten, vom Pferde reißen mußten. Nachher wollten die zahlreichen Gegner des dessauischen Prinzen diesem die Verantwortung dafür aufbürden, daß drüben der abgesprengte Flügel des geschlagenen Heeres sich unverfolgt vom Schlachtfelde habe retten können. In Wirklichkeit ist das Entrinnen dieser Flüchtlinge ohne allzugroße Bedeutung für die weiteren Kriegsereignisse gewesen. Denn von den 13000, die aus der Prager Schlacht nach Beneschau entkamen, sind nicht viel mehr als 5000 zu dem Heere des Marschalls Daun gestoßen, während die übrigen in Nieder-Oesterreich erst ihre Feldausrüstung neu beschafften. Seine Spione gaben dem König von Preußen die Zahl der noch Dienstfähigen sogar nur auf 3000 an, und so erklärt es sich hinreichend, daß er des verunglückten Brückenschlages und der unterbliebenen Verfolgung später mit keinem Worte gedachte, vielmehr den Prinzen Moritz wenige Tage nach der Schlacht zum General der Infanterie beförderte; bei dem Gang, den die Schlacht genommen hatte, war es ungleich wichtiger geworden, daß die Geschlagenen am Austreten auf das linke Moldau-Ufer gehindert wurden.

Friedrich war nach der Entscheidung mit dem Regiment Jung-Braunschweig quer durch das österreichische Lager, dessen Zelte noch aufgespannt standen, bis unmittelbar an den Fluß vorgerückt und hielt dort einige Zeit, zur gerechten Sorge seiner Begleiter, inmitten der vom Wischehrad um ihn einschlagenden Geschosse. Die Sonne stand noch hoch am Himmel — dreizehn Minuten vor Vier wurden, wie ein pünktlicher Mitkämpfer sich merkte, von den preußischen Geschützen auf dem linken Ufer die letzten Schüsse abgegeben. Eine Uebersicht aber über den Verlauf der Schlacht, die Erfolge, die Verluste hatte bei der Aus-

dehnung des Schlachtfeldes noch niemand. Gegen 5 Uhr begegnete der König dem Prinzen Heinrich, sie stiegen ab, auf grünem Rasen sah man die Brüder am Wege bei einander sitzen. Die Siegesfreude trübten die Trauerkunden, die von allen Seiten herangetragen wurden. „Das ganze preußische Heer," bezeugte in warmer Teilnahme der britische Gesandte an diesem Abend, „ist in Thränen über den Verlust des Marschalls Schwerin, eines der größten Offiziere, den dies oder vielleicht irgend ein Land hervorgebracht, und eines der besten Menschen; der König ist tief ergriffen durch diesen Verlust." „Unstreitig den größten General unseres Jahrhunderts", nannte Friedrich den Gefallenen in seinem Siegesbericht. Wie Schwerin waren General Amstel und drei Obersten, unter ihnen Prinz Wilhelm von Beck, der Sohn des alten Holsteiners, auf dem Felde der Ehren gefallen; drei andere Generale erlagen im Lazarett ihren Wunden. Der Gesamtverlust ergab sich als weit höher, als man im ersten Augenblick angenommen hatte; statt der am Schlachttage selbst geschätzten 5000 Toten und Verwundeten verzeichnete eine Liste vom 8. Mai 3099 Tote, 8208 Verwundete, 1657 Vermißte, und die Zählung war noch unvollständig: der König hat später den Gesamtverlust auf 18000 angegeben und den 6. Mai als den Tag beklagt, der die Säulen der preußischen Infanterie dahinschwinden ließ.

Abends nach 8 Uhr erschien ein Adjutant des Königs, Oberst von Krockow, vor der Festung, um die Eingeschlossenen zur Uebergabe aufzufordern. Er ward vor den Herzog Karl und den verwundeten Browne geführt und mit dem Bescheid entlassen, man hoffe durch gute Verteidigung sich die Achtung des Königs von Preußen zu verdienen. Hatten an diesem Tage auf der Walstatt 61000 Oesterreicher, in der Festung 13000 gestanden, so waren nach der Schlacht alles in allem nicht mehr 50000 Mann dienstfähig bei einander geblieben. Der Abgang verteilte sich auf die nach der Sazawa Geflüchteten und 13324 Tote, Verwundete, Gefangene.

„Nach den Verlusten, die wir gehabt haben," schrieb der König am Tage nach der Schlacht an den Marschall Keith, „bleibt uns als einzige Tröstung, die Leute, die in Prag sind, zu Gefangenen zu machen. . . . Und dann, glaube ich, wird der Krieg beendigt sein."

Solch ein Blutvergießen war in den Kriegen der Neuzeit noch nicht erhört worden. „Das ist so eine jämmerliche und erbärmliche Bataille gewesen, die kein Mensch denken kann, auch kein Mensch wieder erleben wird," so berichtete den Seinen schaudernd einer der Kämpen, ein schlichter preußischer Musketier: 186000 Preußen hätten 295000 Oesterreicher besiegt und 200 Kanonen und 250 Standarten und Fahnen erbeutet! Und wie die Soldaten im Lager, so erzählte sich in deutschen Landen das Volk Wunderdinge von der Prager Schlacht. Sie blieb mit dem Grauen, das sie umgab, vor allen anderen die eigentlich volkstümliche Schlacht dieses Krieges, an die Volkslied und Ballade und Bühnenspiel anknüpfen konnten, weil jedes Kind von ihr wußte.

Nach Wien war der Kunde von der Niederlage die Panik der zahllosen Flüchtlinge vorausgeeilt, die beim Nahen der Preußen aus Prag oder sonst aus

ihren Heimstätten entwichen waren, um sich und ihre Habe nach Brünn, ja nach Wien zu retten. Die Kaiserin beging ihren Geburtstag am 13. Mai in tiefster Zurückgezogenheit, die Bevölkerung der treuen Hauptstadt trauerte mit ihr. Gegen Kaunitz, als den Urheber des unheilvollen Krieges, und gegen den Hofkriegsratspräsidenten Neipperg, als den Heerverderber, wurden erbitterte Anklagen laut. Alle Minister und Hofkriegsräte arbeiteten Kaunitz entgegen, behauptete Graf Broglie, der auf der Durchreise nach seinem Warschauer Gesandtschaftsposten in Wien Zeuge all dieser Auftritte der Trübsal und Verwirrung wurde. Er bekannte, nicht absehen zu können, wie die Ueberlegenheit, die dem Könige von Preußen seine Geschicklichkeit und seine Erfolge gegeben hätten, noch ausgeglichen werden sollte; er entwarf in seinen Berichten nach Versailles die lebhaftesten Schilderungen von der Unfähigkeit der höheren wie der niederen Offiziere und den Gebrechen der ganzen Heeresverfassung.

Scharf getadelt wurde die österreichische Heeresleitung auch in Versailles, zumal durch Belleisle, der den Schauplatz der jüngsten verhängnisvollen Ereignisse aus eigener Anschauung genau kannte.[1]) Aber der Eine, dessen Wille an diesem Hofe alles entschied, König Ludwig selbst, war fest entschlossen, der Kaiserin in ihrer Not um so kräftiger zu helfen. Er befahl, ein neues starkes Heer zusammentreten und von Straßburg eilends durch Oberdeutschland vorrücken zu lassen.

Dort war die Haltung der Anhänger Oesterreichs und Frankreichs völlig erschüttert. Oberstlieutenant Mayr, mit einem Streifcorps von 1500 Mann und mit ganzen fünf Kanonen durch die Oberpfalz bis Nürnberg und Schwabach vorgedrungen, setzte die vorderen Reichskreise in hellen Schrecken. Der Kurfürst von Bayern sandte den Freiherrn von Montgelas in das Hauptquartier des Siegers von Prag und gelobte Neutralität. Die kurpfälzischen Truppen, zur Vereinigung mit den Franzosen aufgebrochen, erhielten unterwegs Gegenbefehl. Die württembergischen Regimenter, durch die Bürgerschaft von Stuttgart aufgereizt, meuterten, von 3200 blieben nur 400 bei der Fahne. Der Rat von Nürnberg erbot sich, 80000 Gulden zu zahlen, wenn der Stadt erlaubt sein sollte, ihrer Huldigungs- und Lehenspflicht gemäß ihr Kontingent zum Reichsheer zu stellen; der König von Preußen nahm die Abfindungssumme nicht an und verlangte Neutralität, in der Stadt aber liefen Pasquille um, gegen die Kaiserin, die an unschuldigem Lutheranerblut ihre Bosheit auslassen wolle, und gegen den untreuen Rat, der für solche Sache die nürnbergischen Soldaten wie Vieh zur Schlachtbank schicke: aber die Bürger würden das Rathaus stürmen und die Herren an den großen Perücken schütteln.

Für den Abschluß des lange geplanten, aber durch die Abneigung des hannöverischen Ministeriums bisher aufgehaltenen Sonderbundes protestantischer Reichsstände schien jetzt die Stunde gekommen. König Georg, voll Zuversicht für den Sieg der gemeinsamen Sache, erklärte sich mit dem preußischen Bundesentwurf einverstanden, allerdings unter Streichung eines auf die im Reiche schwebenden Religionsstreitigkeiten bezüglichen Artikels, und genehmigte nicht

[1]) Bd. I, 193. 194.

minder den Antrag Münchhausens, dem Berliner Hofe jetzt auch namens des Kurfürstentums einen Vertrag anzubieten und dabei für Hannover die Erwerbung des kurmainzischen Eichsfeldes und der Stifter Hildesheim, Osnabrück und Paderborn zu beanspruchen. Um desto sicherer zu gehen, mußte der Herzog von Cumberland das Bistum Paderborn unverzüglich besetzen. Im völligen Umschwung der Stimmung meinte der Herzog preußischer Hülfe gegen die Franzosen kaum mehr zu bedürfen. Selbst den alten behutsamen Zastrow hatte die Prager Schlacht so unternehmend gemacht, daß er jetzt frisch auf die Franzosen dreinschlagen wollte. In London erwartete man von der Siegesbotschaft aus Böhmen günstige Wirkung für die noch immer nicht gelungene Neubildung des Kabinetts. „Unsere Bewunderung für den Heldenmut des Königs von Preußen ist auf dem höchsten Gipfel," schrieb Lord Holderneſſe an Mitchell, „Weiber und Kinder singen sein Lob, auf den Straßen kommt es zu den ausschweifendsten Freudenbezeugungen". Selbst ein Horace Walpole, der bisher seine Abneigung gegen diesen Fürsten nie verhehlt hatte, stimmte in den Jubel ein: „Was ist unser Preuße für ein König! Doppelt und dreifach übertrifft die Wirklichkeit unsere ersten Nachrichten!"

Die Lage schien glänzend, aber sie war ernster und unsicherer, als es der König von Preußen für den jetzt gekommenen Zeitpunkt vordem angenommen hatte. Sein böhmischer Feldzug hatte bis Mitte Mai entschieden und so weit beendet sein sollen, daß nur noch die leichte Aufgabe blieb, den geschlagenen Feind völlig aus Böhmen herauszudrängen: die dem schlesischen Heer zugedachte Aufgabe. Das andere Heer hatte sofort rechts abschwenken sollen, um im Reich die Franzosen und die deutschen Gegner Preußens zu Paaren zu treiben. Statt dessen begann jetzt mit der Einschließung von Prag und der Abwehr des Heeres unter Marschall Daun ein neuer Abschnitt dieser böhmischen Heerfahrt, für den der Einsatz der gesamten Streitmacht nicht minder nötig war, als für den ersten Akt, und dessen Ende noch gar nicht abzusehen war. Die anfängliche Hoffnung, daß zwischen dem 20. und 24. Mai alles sicherlich zu Ende sein werde, erwies sich schnell als trügerisch; schon am 14. Mai wurde bekannt, daß die Belagerten auf zwei Monate mit Vorräten versehen waren. Länger aber als bis zur zweiten Woche des Juni glaubte der König mit der Entsendung gegen die Franzosen nicht warten zu dürfen, damit nicht die Hannoveraner sich trotz allem unter österreichischer Vermittelung neutral erklärten.

Die kritischen Geister im preußischen Lager gaben ihre Stimmen dahin ab, daß die Belagerung unmöglich gut ablaufen könne. Friedrich selbst ist von vornherein nicht ohne Bedenken gewesen: „Prag blockieren, Daun fernhalten und den Franzosen die Stirne bieten, sind drei Dinge, die wir nicht auf eins thun können," äußerte er acht Tage nach der Schlacht am 14. Mai; ziehe sich die Sache über drei Wochen hin, so werde man die Blockade aufheben müssen, um dann zuzusehen, ob die Leute herauskommen würden oder nicht. Doch meinte er Tags darauf, er habe ein wenig zu schwarz gesehen; er blieb nun entschlossen, die Festung und das Heer auf eine oder die andere Art zur Uebergabe zu zwingen. Wäre Prag mit 10- oder 12000 Mann besetzt gewesen, so hätte eine regelrechte Belagerung keine Schwierigkeit gehabt; unter den Augen von

50000 Verteidigern aber ließen sich keine Laufgräben eröffnen; wenigstens biete die Geschichte, sagte Friedrich, kein Beispiel dafür. Immer dachte er, wenn erst sein schweres Geschütz zur Stelle war, durch ein Bombardement von acht Tagen „die schon wackelnden Hirnkästen vollends umzustoßen". Aber als sein „Höllenzeug" in der Nacht auf den Pfingstmontag, am 30. Mai, endlich die „zermalmende Musik" begann, blieb die erwartete Wirkung der Beschießung aus.

Die Soldaten vor Prag erzählten sich, wenn sie die Festung hätten, würde es nach Wien gehen. Für den König aber wäre der Marsch an die Donau, ohne Wegnahme der vorliegenden mährischen Festungen und ohne umfassende Vorbereitung für die Sicherheit der Verpflegung und der Verbindungen, eine jener „Pointen" geblieben, die seine Kriegstheorie als Hauptfehler verurteilte. Er gedachte vielmehr, obgleich er die Zahl des noch im Felde stehenden österreichischen Heeres sehr unterschätzte, nach dem Fall von Prag an dem ursprünglichen Plane festzuhalten, und mit dem einen Teil des Heeres den Feind nach Mähren zurückzudrängen, mit einem anderen in das Reich einzurücken und die Franzosen abzuwehren. Mit solcher Kriegsführung war nichts von neuem auf das Spiel gesetzt: man blieb, wie er unmittelbar vor der Schlacht an Schwerin geschrieben hatte, „auf Sammet gebettet", der Rest war „nur noch ein Spiel". Auch gegen die Russen ließ sich dann detachieren; Friedrich dachte daran, ein Streifcorps quer durch Polen ihnen in den Rücken zu senden. Am liebsten hätte er, wie er dem englischen Gesandten sagte, die Oesterreicher dahin gebracht, ihr Bündnis mit Frankreich zu lösen und ihre Truppen gegen die Franzosen marschieren zu lassen: dazu aber, sagte er sich doch gleich, würde sich der österreichische Stolz nie verstehen.

Während die preußischen Soldaten in Gedanken nach Wien marschierten, verkürzten sich die jungen Offiziere die Tage des Stilllebens und der Erwartung mit Konjekturalpolitik und Voranschlägen für den künftigen Frieden: sie entschieden sich dafür, Sachsen zu Preußen zu schlagen und den König August mit Böhmen zu entschädigen. Weil nun das eine nicht erreichbar war ohne das Andere, der Gebietstausch nicht ohne den Einzug in Wien,[1]) so hatte der Adjutant des Prinzen Heinrich nach der militärischen Gesamtlage recht, in seinem Tagebuch solche Zukunftspläne als Ausgeburten der Phantasie einiger Enthusiasten zu registrieren; wie denn die Prinzen selbst, bei aller Unzufriedenheit mit der Politik ihres königlichen Bruders, Eroberungsabsichten bei diesem Kriege nicht voraussetzten.

Was man in Wien nach dem Verlust der Schlacht zunächst am meisten befürchtete, war, daß der König von Preußen, statt Prag eingeschlossen zu halten, jetzt über das letzte Feldheer der Kaiserin-Königin herfallen könnte.

Das Heer des Marschall Daun war von dem preußischen Könige und seinen Generalen bei den Erörterungen über den Feldzugsplan nicht vergessen worden. Schwerin hatte ja nach dem Vormarsch an die Iser auf dieses Heer sich zunächst werfen wollen; der König hatte ihm befohlen, es links liegen zu lassen und an die Moldau zu marschieren. Am Tage von Prag befanden sich

[1]) Vgl. oben S. 55.

Dauns Vortruppen, 9000 Mann unter Graf Puebla, zwei Meilen vom Schlachtfeld zu Auwal; ihr Erscheinen im Rücken der Preußen würde deren Angriff empfindlich gestört haben. Aber die Nähe des preußischen Heeres scheint die österreichischen Generale völlig gelähmt zu haben; auch Daun, als er Tags nach der Schlacht zu Puebla stieß, fand nicht den Entschluß zu weiterem Vorrücken, obgleich von der Niederlage des Hauptheeres noch nicht die geringste Kunde gekommen war; denn erst am Abend des 7. brachte zunächst Graf Kaunitz, den die Kaiserin zum Heere gesandt hatte, ein ihm unterwegs zugeflogenes Gerücht mit, dann gab ein Offizier des geschlagenen Heeres die niederschmetternde Bestätigung.

Noch zwei Tage hindurch standen die Oesterreicher, über 30000 Mann, unangefochten, ja unbemerkt, bei Böhmisch-Brod. Erst am 9. Mai sandte der Sieger von Prag 50 Schwadronen unter Zieten zur Aufklärung aus, bei deren Erscheinen Daun am 10. den Rückzug antrat, während an demselben Tage der Herzog von Bevern mit 15 Bataillonen dem Husarencorps nachrückte. Er sollte angreifen, aber nur wenn der Feind nicht freiwillig wich. Auf Schwächung oder Aufreibung des Daunschen Heeres hatte es der König nicht abgesehen; er hielt in diesem Falle die Schlacht für entbehrlich, das Manöver für ausreichend, einem Gegner gegenüber, dessen Truppenzahl er um mehr als die Hälfte unterschätzte, der aber gerade unter dieser Voraussetzung ihm als ein sicheres Schlachtopfer hätte erscheinen sollen. Der Befehl, wenigstens unter Umständen anzugreifen, wurde allmählich ganz zurückgenommen. Als Bevern sich wegen der Schwäche seines Häufleins Sorge machte, eröffnete ihm der König am 25. Mai, daß es nicht in seiner Absicht liege, es dort jetzt zu einer Schlacht kommen zu lassen Die Aufgabe, Daun von Prag fernzuhalten, erschien ihm lösbar auch ohne Schlacht. Vor einem Angriff durch den Feind, meinte er, sei Bevern allemal sicher; denn zum Schlagen gehörten in einer „so terribel coupierten" Gegend immer zwei. Zudem meldeten die Kundschafter, daß Daun aus Wien Befehl habe, nichts auf das Spiel zu setzen.

Der König empfahl also seinem General immer von neuem, den Gegner durch Demonstrationen und Umgehungsmärsche, durch Bedrohung seiner Rückzugslinie, seiner Verbindungen, methodisch „wegzubugsieren" und dem Zurückweichenden ein Magazin nach dem andern, so wie er selbst es vor vier Wochen mit Browne gemacht hatte, zu entreißen. Zur weiteren Einschüchterung mochten die zahlreichen Husaren den Schwarm der Irregulären „recht brav an die Ohren packen". Bevern, inzwischen auf 90 Schwadronen und 20 Bataillone verstärkt, zeigte sich in dieser Art der Kriegsführung nicht ungewandt. Er verdrängte den Feind aus dem Lager von Kolin, die Husaren erbeuteten drei Magazine, und bei Kuttenberg wurde am 5. Juni Nadasdy mit seinen Ungarn, die ihren Ruf aus den früheren Kriegen schon mehr als einmal nicht ganz bewährt hatten, in die Flucht geschlagen, abermals unter Verlust der aufgespeicherten Vorräte. Wie denn die Preußen nachmals sich rühmten, daß sie in diesen Wochen jeden Bissen Brot sich hätten erkämpfen müssen. Der König spendete dem Herzog von Bevern für seine „ebenso gut entworfenen wie gut ausgeführten Dispositionen" reichliches Lob. Wie schon nach dem Siege von Reichenberg schrieb er aufmunternd,

der Herzog werde jetzt größeres Selbstvertrauen haben: „Nun sehen Sie, daß ich Sie besser kenne, als Sie sich selber, Sie seind zu modest.“

Eben jetzt aber überzeugte er sich endlich, daß Daun stärker sei, als er in der Hartnäckigkeit seines Zweifels hatte glauben wollen. Prag wiederum, das stellte sich immer mehr heraus, war vor dem Juli nicht auszuhungern. Also spricht Friedrich am 5. Juni zum erstenmal den Gedanken aus, daß er doch vielleicht vorher noch mit Daun schlagen muß. „Daun verstärkt sich, man muß ihm zuvorkommen,“ sagte er Tags darauf schon bestimmter, „zusammenraffen, was abkömmlich ist, ihn angreifen und so weit als möglich verfolgen.“ Mindestens bis Iglau, um auch das dortige Magazin zu gewinnen. Aber noch meinte er, vor der „Austreibung dieses Leopold Daun“ die Ankunft der 10 Bataillone und 20 Schwadronen, die zum 20. aus Schlesien zur Stelle sein sollten, abwarten zu müssen; es wäre denn, daß Daun inzwischen eine Blöße böte. Ob Bevern entschlossen genug war, solch einen günstigen Augenblick schnell zu ergreifen, schien doch wieder zweifelhaft, da jener nach dem Erfolg von Kuttenberg versäumt hatte, die erste „Bredouille“ des Feindes auszunützen und bis Czaslau nachzudrängen. Friedrich beauftragte deshalb am 10. Juni einen seiner Flügeladjutanten, den Obersten Finck, dem fürstlichen General mit seiner „Autorität und guten Resolution“ nachzuhelfen, „damit wir den Daun auf die Seite schaffen“: „Ich kann die Leute nicht in meiner Nachbarschaft dulden ... Also wann nur gute Gelegenheit ist, so muß man sie ergreifen ... attackieret sie brav mit unsre schwere Kanonen, mit Kartätschen beschossen und sodann ihnen die Flanke gewonnen.“

Neue Meldungen Beverns überzeugten ihn, daß er am besten persönlich eingreifen werde und das abgezweigte Corps allerdings noch durch Truppen aus der Belagerungslinie verstärken müsse. Am 12. meldete er sich für den 15. mit 8 Bataillonen und 16 Schwadronen an: „Hier hilft nichts vor, Daun muß nach Mähren herein, er mag stark oder schwach seind, sonsten kriegen wir Prag nicht, können wir die übrigen Feinde, die ankommen, nicht resistieren, und ist die ganze Campagne, so gut wie sie ist angefangen worden, verloren.“

Ein Erkundungsritt Zietens klärte in der Nacht zum 13. die Lage völlig auf. Es war kein Zweifel mehr, Daun wollte nach Prag und seinen Gegner Bevern derweil durch Nadasdy beschäftigen. Der Herzog ging deshalb am 13. von Kuttenberg auf Kolin zurück und zog am 14. in südwestlicher Richtung weiter. Fast wären an diesem Tage er und der König aneinander vorbeimarschiert; am Abend vereinigten sie sich zwischen Kaurzim und Malotitz. Sofort sandte der König an Moritz von Dessau Befehl, mit noch weiteren 6 Bataillonen und 10 Schwadronen herbeizueilen: „Es kommt hier auf wenige Tage, zugleich aber auch auf wenige Stunden an.“ Am 16. war der Nachschub zur Stelle, bewährte und in diesem Kriege noch nicht im Feuer gewesene Regimenter.

Der Vormarsch des so lange unthätigen Daun war auf gemessenen Befehl aus Wien erfolgt. König Friedrich war ganz zutreffend unterrichtet, wenn er bisher meinte, Daun dürfe nicht schlagen. Unter dem ersten Eindruck der Prager Niederlage hatte ein Handschreiben der Kaiserin dem Marschall als Hauptaufgabe vorgezeichnet, die rückwärts liegenden Erblande gegen feindlichen Einbruch zu

decken, und wieder war eine am 21. Mai an ihn gerichtete Aufforderung, Prag baldigst zu entsetzen, schon nach drei Tagen dahin erläutert worden, daß es nicht sowohl auf den Entsatz des eingeschlossenen, als auf die Erhaltung des im Felde stehenden Heeres ankomme. Dann aber schrieb die Gebieterin am 7. Juni: Prag könne sich nur bis zum 20. halten, Daun solle eine Schlacht wagen, sie gebe ihm ihr kaiserliches Wort, daß sie einen unglücklichen Ausgang dem Feldherrn nimmermehr zur Last legen werde.

Am 12. aus dem Lager bei Goltsch-Jenikau hinter Czaslau aufgebrochen, bezog Daun nach drei kleinen Tagesmärschen und einem Rasttage am 16. abends im Angesicht des preußischen Heeres ein wohlgedecktes Lager zwischen Swojschitz und Krychnow, mit dem Vorsatz, entweder den Angriff in dieser Stellung abzuwarten oder bei günstiger Gelegenheit selbst anzugreifen. An die augenblickliche Stellung der Preußen glaubte er indes sich nicht wagen zu dürfen.

Seinerseits hielt der König von Preußen das österreichische Lager wenigstens in der Front für unberührbar und marschierte deshalb am Nachmittag des 17. Juni in der Richtung auf Planian links ab, um dem Gegner die rechte Flanke abzugewinnen, nachdem er sich durch seine Husaren vergewissert hatte, daß nicht etwa ein österreichisches Corps nach Prag unterwegs war.

Durch den Marsch der Preußen beunruhigt, schob Daun in der Nacht auf den 18. sein Heer weiter nach rechts, so daß die Linke auf die Höhe von Boschitz, die Rechte auf den Kamhajeker Berg zu stehen kam.

Der Bergrücken läuft östlich gegen Kolin, Radowesnitz und die Elbe in eine Hochfläche aus; nach Norden fällt er, oben steiler, dann allmählich, zu dem Kaiserweg ab, der Heerstraße, die von Prag über Planian nach Kolin führt und sich zwischen den Wirtshäusern Neustadt und zur goldenen Sonne in einer feuchten Niederung stark einsenkt. Längs des Kaiserwegs, zwischen ihm und der Höhe — die Entfernung beträgt etwa 9000 Fuß —, folgen sich in der Richtung auf Kolin die Ortschaften Brzezan, Chotzenitz, Bristwi, Kamhajek und Kutlirz, oberhalb von Kamhajek liegt auf einem Vorsprung des Kammes das Kirchdorf Kretschorz. Im Westen des Höhenzuges fließen in tiefeingeschnittenen Thalbetten zwei Bäche durch Teiche und Wiesengrund nach Planian zu. Sie deckten vortrefflich die linke Flanke der österreichischen Stellung.

Nach Sonnenaufgang setzte das preußische Heer den gestern begonnenen Marsch fort. Der Vortrab drängte auf der Kaiserstraße die leichten Truppen des Feindes zurück. Jenseits Planian bei dem ersten Wirtshaus ward ein mehrstündiger Halt gemacht, um die durch die Wegengen aufgehaltenen Enden der Kolonnen abzuwarten. Aus den Fenstern des zweiten Stockwerks bot die Herberge einen Ueberblick über die österreichische Stellung. Der König versammelte oben seine Generale und gab ihnen die Disposition für den Angriff. Der Feind hatte den Vorteil des Geländes, den Vorteil der Zahl; seine 54 000, darunter ein Drittel Reiter, sollten von 16 000 Mann Fußvolk und 14 000 Reitern, 32 Bataillonen und 116 Schwadronen bestanden und überwältigt werden. Es galt sparsam zu verfahren, nur mit einem Flügel, wie immer, ja nur an einem Punkt anzugreifen. Von ihrem an Kretschorz und ein Eichengehölz angelehnten äußersten rechten Flügel her sollte Dauns Infanterielinie aufgerollt und wo-

möglich in die Sümpfe zu ihrer Linken geworfen, vom Rückzuge abgeschnitten werden. Die Avantgarde, das Grenadiercorps des Generals Hülsen, sollte den Angriff auf Kretschorz und die hinter dem Dorf aufgefahrenen Batterien eröffnen, das Husarencorps unter Zieten sollte den Angreifern die Flanke decken, der linke Flügel sie unterstützen und deshalb hinter, nicht neben der Avantgarde aufmarschieren; der rechte Flügel sollte außer Kampf bleiben und an der Kaiserstraße, längs deren er bis zu dem zweiten Wirtshaus zu marschieren hatte, unbedingt zurückgehalten werden.

Gegen halb zwei Uhr begann der Angriff, schon hatten die Oesterreicher geglaubt, heute unbehelligt zu bleiben. Hülsens Bataillone nahmen den Kirchhof von Kretschorz, das Dorf, die Batterie; nicht ohne schwere Verluste. In bewunderungswürdiger Ordnung — jeder Grenadier verdiene Lorbeeren, meinten die Husaren, die das Schauspiel unmittelbar vor Augen hatten — erreichten sie die Höhe und schauten nun vor sich ein unerwartetes Bild: eine lange Infanterielinie in zwei Treffen, die im stumpfen Winkel ausspringende schützende Flanke der österreichischen Schlachtordnung, angelehnt an den Eichwald und mit der Hauptstellung durch eine große, eingeschanzte Batterie fest verankert. Denn Marschall Daun, der von seinen Höhen alle Bewegungen des Gegners gemächlich verfolgen konnte, hatte Zeit gehabt, seine Stellung entsprechend zu verändern. Er war vorsichtig und klug genug, nicht jenen Rat des Kaisers zu befolgen, daß man noch vor dem Angriff des preußischen Offensivflügels rasch auf den schwächeren Flügel losschlagen solle; aber er verstand den drohenden Stoß zu parieren, indem er noch rechtzeitig von seinem linken Flügel die Division Wied auf den am meisten gefährdeten Punkt der Aufstellung herüberzog. Auf der preußischen Seite dagegen hatte man die Ausdehnung des Geländes unterschätzt und nicht geglaubt, daß der Gegner hier seine Flanke so gut zu sichern vermöge. Der König hat es sich nachher zum Vorwurf gemacht, daß er sich nicht persönlich auf seine äußerste Linke begeben habe, um sich durch Augenschein von der Oertlichkeit zu überzeugen.

Während also die Front des Gegners viel breiter auslud, als man angenommen hatte, blieb andererseits die ihm verheißene unmittelbare Unterstützung dem General Hülsen aus.

Das Heer hatte während des Kampfes um das Dorf, noch in Zugkolonnen, auf seinem Marsche eingehalten, wie es scheint vor der kesselartigen Bodensenkung am Wirtshaus zur goldenen Sonne; das Dorf Bristwi lag noch links im Vordergrund. Aus dieser Stellung heraus sind dann, als Kretschorz genommen war, die Marschlinien, statt sich bis an das eroberte Dorf weiterzuschieben und dadurch mit dem Vortreffen Fühlung herzustellen, bereits auf dem Felde zwischen Chotzenitz und Bristwi in die Front eingeschwenkt — eine Uebereilung, für die der König, offenbar mit Recht, den Prinzen Moritz verantwortlich gemacht hat, so verschieden auch in der Folge die Erzählungen von dem erregten Wortwechsel gelautet haben, zu dem es hier gekommen sein soll. Um den Abstand, der zwischen den Vortruppen und dem zu früh aufmarschierten Heere blieb, möglichst zu verkürzen, ließ der König die Schlachtlinie sich im Angesicht der bereits bedenklich nahen österreichischen Stellung halb-

links ziehen: da führte ein zweiter Verstoß gegen die Disposition noch schwerere Mißstände herbei.

In Chotzenitz und in den Kornfeldern hatten sich Kroaten eingenistet und belästigten mit ihrem Feuer den Aufmarsch des linken preußischen Flügels in der Flanke. Eine mißverstandene Aeußerung eines königlichen Flügeladjutanten veranlaßte den Generalmajor Manstein nicht bloß, wie er es sollte, mit einem Bataillon die Plänkler zu Paaren zu treiben, sondern weiter stracks auf die starke feindliche Hauptstellung loszugehen, wo nun die weiter rechts stehenden Bataillone, eines nach dem anderen, wohl oder übel zur Hülfe eilen mußten. So trat dem strengen Verbot zum Trotz allmählich ein großer Teil der Infanterie vom rechten Flügel in den Kampf ein. In der Mitte aber riß durch diesen unglücklichen Vorstoß auf Chotzenitz die Schlachtordnung völlig auseinander: der linke Flügel verlor den Zusammenhang mit dem Zentrum zu einer Zeit, wo er den Anschluß an die Avantgarde noch nicht gewonnen hatte. Das in dieser Not angeordnete Vortreten der Bataillone des zweiten Treffens in die Vorderlinie füllte die Risse der Schlachtordnung nicht aus, beraubte dagegen den linken Flügel für den Verlauf des Kampfes seiner einzigen Infanteriereserve. Und auch so waren es im ganzen nur neun Bataillone, die hier, zwischen dem Angriff auf Chotzenitz rechts und dem Gefecht am Eichwald links, jetzt ihre Schlacht für sich eröffneten; auch sie zu früh, denn noch immer waren sie nicht bei Hülsens Grenadieren angelangt. Aber einmal im Bereich des feindlichen Stückfeuers, ließ sich die aufgeregte Truppe vom Angriff jetzt nicht länger zurückhalten. Statt daß dem Schlachtplan gemäß sämtliche ins Feuer tretende Abteilungen sich in der einen Aufgabe, die feindliche Flanke zu umfassen, gegenseitig unterstützt hätten, war es unversehens auf der ganzen Linie zu einem Frontalangriff gekommen, wobei alle Gunst, welche Stellung und Ueberzahl ihnen boten, den Angegriffenen gewahrt blieb.

Nur das Vortreffen war bis an die Eichen herangelangt, die auch dem linken Flügel als Richtpunkt und weiter als Anlehnung bezeichnet worden waren. Auf sich allein angewiesen, jener starken Flanke des Feindes gegenüber, überdies darauf bedacht, nicht ganz von dem Hauptheer abzukommen — er hatte deshalb eine Reserve nach Bristwi gelegt — warf Hülsen von seinen zehn Bataillonen nur zwei in das Gehölz hinein. Es gelang ihnen, die Kroaten zu vertreiben, es gelang ihnen nicht, sich unter den Eichen zu behaupten.

Und doch war der kleine Wald von der größten Bedeutung. Vor diesem verhängnisvollen Eichbusch scheuten den ganzen langen Nachmittag die Rosse und die Reiter, jedesmal wenn es gegolten hätte, das bedrängte Fußvolk herauszuhauen. So schon als Zieten, während des Angriffs der Grenadiere auf den Kirchhof, mit 50 Schwadronen von Kutlirz aus sich auf die Ungarn und Grenzer stürzte: zum Zusammenstoß kam es nicht, man wechselte nur Schüsse, aber als die Preußen beim Nachsetzen an den nicht gerade schwierigen Einschnitt von Radowesnitz kamen und nun aus dem Eichbusch in ihrer Rechten Flankenfeuer erhielten, schwenkten sie ab und kehrten an die Kaiserstraße zurück. Damit blieb Nadasdy im stande, einem überlegenen Gegner das Gesetz zu geben, ihn immer von neuem auf sich zu ziehen und von einer Unterstützung des Infanterieangriffs

abzulenken, und es konnte nach der Schlacht im preußischen Heere sogar die Meinung aufkommen, dieser Rückzug Nadasdys sei eitel Verstellung gewesen. Kaum war das Wäldchen von den Kroaten wieder besetzt, so wiederholte sich das Spiel: herausforderndes Anreiten der mittlerweile noch verstärkten Magyaren, nachdrücklicher Vorstoß Zietens, Flucht, Verfolgung und abermalige Umkehr der wieder mit Flankenfeuer begrüßten Verfolger. Nicht besser als den Husaren glückte es später den Kürassierregimentern des linken Flügels unter Führung des alten Penavaire: zweimal ritten sie von Bristwi aus gegen die auf der Westseite des Eichbusches aufgerückte reguläre Kavallerie zum Angriff an, und zweimal wurden sie, ohne eingehauen zu haben, durch das Flankenfeuer der Kroaten zurückgetrieben.

Eine Zeit lang schien es, als ob aller unvorhergesehenen Zwischenfälle, aller Fehler ungeachtet, der Heldenmut der Infanterie sich das Schlachtenglück auch heute, wie stets bisher, willfährig machen würde. Allmählich waren die Vortruppen und der linke Flügel, von links und rechts in der Richtung auf des Feindes große Batterie vorstoßend, sich doch nahe gekommen; wiederholt zurückgeworfen, bezwang ihr konzentrischer Angriff endlich das gewaltige Bollwerk. Und nun brachen einige Bataillone mit gefälltem Bajonett in die erste, schon auch in die zweite Linie des zähen Feindes. Von dem Zietenschen Corps hatte der König 15 Schwadronen abgefordert, die Kürassierregimenter Prinz von Preußen und Rochow und die Normann-Dragoner; Oberst Seydlitz führte sie herbei, dem heute zum erstenmal eine Brigade anvertraut war. Den unvergleichlichen Führer an der Spitze fluteten die schwarzen Dragoner in die durch die Bajonette geöffnete Gasse nach, den Riß breit auszerrend, zersprengten im zweiten Treffen das ungarische Regiment Haller, dessen Musketiere in der Bedrängnis mit dem Säbel in der Faust sich vergebens der ungestümen Gäste zu erwehren suchten, erbeuteten fünf Fahnen und an 10 Kanonen und nahmen endlich noch den ihnen entgegensprengenden sächsischen Karabinieren eine Standarte ab. Die durch die feindliche Linie durchgestoßenen Bataillone standen an Entschlossenheit den Dragonern nicht nach; zum Halbcarré zusammengetreten, wiesen ihrer drei ebensoviel Reiterregimenter siegreich ab.

Es war der kritische Augenblick der Schlacht, nachmittags zwischen vier und fünf, die Schicksalsstunde des ganzen Krieges. Feldmarschall-Lieutenant Graf Wied ließ die Reiter in das eigene Fußvolk einhauen, um die Fliehenden zur Umkehr zu zwingen. Die links von der Stätte des argen Dammbruchs haltenden österreichischen Bataillone, in der Front durch immer erneute Angriffe bedrängt, in der Flanke entblößt, im Rücken von der Flucht ganzer Regimenter umbraust, wurden auf die härteste Probe gestellt. Schon machten bei einzelnen Compagnien, während die beiden vorderen Glieder noch gegen den anrückenden Feind feuerten, das dritte und vierte Glied rechtsum, um den Kameraden den Rücken zu decken und im nächsten Augenblick vielleicht zu fliehen.

Zeuge der Aufregung und Verwirrung war ein Offizier des verbündeten französischen Heeres, General Champeaux; er hat zwei Tage nach der Schlacht in einem Brief nach Hause versichert, daß der Rückzug beschlossen und bereits eingeleitet war: Marschall Daun habe den Kopf verloren, und nur dank der

Geistesgegenwart einiger Unterführer und dank der Gefügigkeit, mit der Daun sie habe handeln lassen, sei das Schicksal noch gewendet worden.

Erst vor wenigen Wochen waren die in österreichischen Sold genommenen sächsischen Reiterregimenter beim Heere eingetroffen — sie würden keine Eisenfresser sein, hatte König Friedrich wegwerfend gemeint, als er von ihrer Ankunft hörte. War der alte Ruf der sächsischen Tapferkeit erschüttert, die Chevauxlegers brachten ihre Waffen jetzt glänzend zu neuen Ehren. Auch die sächsischen Generale wußten nicht anders, als daß der Rückzug schon anbefohlen sei; aber auf eigene Faust brach Oberstlieutenant von Benkendorf hinter dem Eichbusch vor, nur mit zwei Schwadronen; mit dem Rufe „Das für Striegau" stürzt sich die kleine Schar auf einen Haufen preußischer Kürassiere, des 4. Juni 1745 grimmig eingedenk; dem herzhaften Beispiel folgen die anderen sächsischen Schwadronen und von den Kaiserlichen zuerst die Dragoner des Fürsten Ligne; Gewicht hängt sich an Gewicht, bis es zuletzt an die 56 Schwadronen sind. Solchem Ansturm erliegen die schon zum Tode erschöpften, beim Vordringen weit auseinander gekommenen preußischen Bataillone und die nach ihrem Siegesritt atemlosen Schwadronen der Brigade Seydlitz. Noch einmal wagten die Kürassiere des Prinzen von Preußen unter Führung des Prinzen Moritz einen Angriff auf die feindliche Infanterie; aber durch Kartätschen zurückgewiesen, reiten sie im Weichen das eigene Fußvolk, das Regiment Bevern, über den Haufen, und kaum ist dieser Sturm über sie hinweggebraust, so werden die tapferen Musketiere von der feindlichen Reiterei umzingelt und fast ganz aufgerieben. Nicht viel besser war das Schicksal der Regimenter Prinz Heinrich und Münchow. In dieser Zertrümmerung ganzer Regimenter hat der König den entscheidenden Wendepunkt der Schlacht gesehen. Vier frische Bataillone, so meinte er, und sie wäre gewonnen gewesen. Aber bei dem Fehlen jeglicher Reserve ließ sich die Lücke nicht mehr stopfen.

Nach der Vernichtung ihrer tapferen Vorkämpfer kam die ganze Infanterie des linken Flügels und des Vortreffens ins Weichen. Doch schlossen sich hinter dem bereits aufgegebenen Kretschorz, an der Stelle, von welcher der erste Angriff ausgegangen war, die Grenadiere noch einmal zum letzten verzweifelten Versuch zusammen, zum siebenten Angriff nach der Zählung der Oesterreicher. Der Heldenmut dieser vom ersten Anbeginn im Feuer stehenden Grenadierbataillone hatte an diesem Nachmittag sich selbst übertroffen. Sie hatten in den eroberten Redouten bereits frische Steine aufgeschraubt; „aber mitten in der süßen Hoffnung, auch hier unbesiegt zu bleiben," heißt es in dem schlichten Bericht des Treuenbriezener Bataillons, „kam der Befehl an, daß sich die Grenadiere zurückziehen sollten." Mit zwei Blessuren sammelte der Kapitän von Carlowitz die Trümmer des Bataillons: „wo uns aber nicht der geringste Anstoß vorfiel, welches eine Hauptanzeige ist, daß der Feind so gut wie wir den Platz des Gefechtes verlassen haben mußte." Die Grenadiere hatten sich völlig verschossen, des Weges kommende Husaren halfen den Abziehenden mit Kavalleriemunition aus. So setzten sie sich zuletzt auf der Höhe des Hügels nördlich vom Kaiserwege fest, der seit jenem Tage der Friedrichsberg heißt, und harrten dort still aus, bis es dunkel ward.

Etwa gleichzeitig mit der Niederlage des linken Flügels und der Avantgarde wurde auch im Zentrum der Widerstand der Preußen gebrochen; von 3000 Streitern, die in den verderblichen Kampf bei Chotzenitz nacheinander eingegriffen hatten, führte Manstein, selbst verwundet, nur etwa 1200 unverwundet aus dem brennenden Dorf zurück.

Der König hatte, als sein Fußvolk zu wanken begann und die Brigade Seydlitz von der Uebermacht erdrückt wurde, wieder und wieder an den Kaiserweg zu Penavaires Schwadronen geschickt. Sie kamen nicht. Nun sprengt er selber zu den Säumigen: „Aber, meine Herren Generals, wollen Sie nicht attackieren? Sehen Sie nicht, wie der Feind in unsere Infanterie einhaut? In Teufels Namen attackieren Sie doch! Allons, ganze Kavallerie, Marsch Marsch!" Sie reiten los, der König voran, aber bei Bristwi kommen Kanonenkugeln geflogen und die nach den beiden mißglückten Angriffen von vorhin kopfscheue Schar ist nicht mehr zusammenzuhalten, sie flüchtet über den Kaiserweg zurück. Um die ruhmvollen Fahnen des ersten Bataillons Anhalt, der Leibtruppe des alten Dessauers, sammelt der König in der allgemeinen Auflösung etwa 40 Mann, er läßt das Spiel rühren, sprengt voran, hofft, sein Beispiel wird die Flucht noch wenden. Aber das Häuflein hinter ihm lichtet sich, als die Kugeln einschlagen; er schaut nur vor sich und gewahrt nicht, daß nur noch seine Adjutanten ihm folgen. Bis Major Grant ihm zuruft: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?" Da hemmt der König sein Pferd, betrachtet noch einmal durch sein Glas die feindliche Stellung, und reitet dann langsam nach dem rechten Flügel, um dem Herzog von Bevern die Befehle für den Rückzug zu erteilen.

Bis zur letzten Stunde hatte Bevern, wie der Schlachtplan es verlangte, seinen Flügel zurückzuhalten gesucht, und wenn er es auch zulassen mußte, daß die dem Angriff auf Chotzenitz am nächsten stehenden Regimenter Manteuffel und Prinz Moritz den Kampf mitmachten, so blieben doch wenigstens das Regiment Kalckstein auf der äußersten Rechten und die Bataillone des zweiten Treffens außer Gefecht, auch als das immer näher kommende Feuer schon ganze Glieder fortriß und das zweite Bataillon Kalckstein fast seiner sämtlichen Offiziere und Unteroffiziere beraubte. Wie nun aber der Herzog von dem Halteplatz der Reiter, wo er die Befehle des Königs entgegengenommen hatte, zurückkehrte, fand er auch diese letzten Bataillone, mit denen er den Rückzug zu decken gedacht, in erbittertem Kampf verwickelt. Das erste Bataillon Garde unter Führung des wackeren Majors Tauenzien wies vier Bataillone und zwei Kavallerieregimenter ab, aber einer der Potsdamer Hünen nach dem andern brach zusammen, das Bataillon verlor 24 Offiziere und 475 Mann. Dem Regiment des Prinzen Moritz blieben nur zwei Offiziere unverwundet. Mit den acht Bataillonen, die sich hier opferten, teilten sich in die Ehren des letzten Widerstandes, von dem General Meinecke entschlossen geführt, die neumärkischen Dragoner als einzige Kavallerietruppe dieses Flügels, denn seine beiden Kürassierregimenter hatte Bevern fortgeschickt, um das Defilé von Planian für das abziehende Heer offen zu halten; nicht weniger als achtmal warfen sich die tapferen Dragoner in das Kampfgewühl. Nach einem letzten fruchtlosen Vorstoß aus Brzezan stellten die Oesterreicher noch vor Sonnenuntergang auch auf diesem Flügel das Gefecht ein.

Dieſe unerſchrockene Haltung der preußiſchen Rechten, weiter der Nachdruck, mit dem eben jetzt bei ſinkender Sonne auf der entgegengeſetzten Seite des Schlachtfeldes Zieten ſeinen Partner Nadasdy noch ein drittes Mal zurückwarf, endlich die Erſchöpfung und die Verluſte der eigenen Truppen — man zählte nach der Schlacht 1002 Tote, 4176 Verwundete und 1640 Vermißte — beſtimmten den Sieger von Kolin, jegliche Verfolgung zu unterlaſſen und ſich mit der Siegesbeute von 45 Geſchützen, 22 Fahnen, 4480 verwundeten und unverwundeten Gefangenen zu begnügen. Unbehelligt, in geordneten Kolonnen, folgten mit Einbruch der Nacht die zuſammengeſchmolzenen Bataillone Beverns dem geſchlagenen, geflüchteten linken Flügel nach Planian. Es ergab ſich, daß die Infanterie volle zwei Drittel ihres Beſtandes, über 12000 Mann, eingebüßt hatte; die Reiterregimenter hatten auf 16000 Mann nur einen Abgang von 1450.

Die Reiterei des linken Flügels blieb bis tief in die Dunkelheit in unmittelbarer Nähe des regungsloſen öſterreichiſchen Heeres und las die Splitter des Hülſenſchen Grenadiercorps auf. Die Huſaren, die bis zur Elbe hin ſcharmutziert hatten, wollten zuerſt nicht daran glauben, daß die Schlacht verloren ſei. Doch hielt mehr die Ratloſigkeit als Keckheit oder Trotz die müde Schar hier angeſichts des Ueberwinders auf freiem Felde zurück. Zieten war während ſeines dritten Waffenganges verwundet vom Schlachtfeld fortgeſchafft worden; der 67jährige Penavaire war nach allen körperlichen Anſtrengungen und allen erſchütternden Eindrücken des heutigen Tages faſſungslos, von den Brigadegeneralen war Krosigk gefallen, Normann erklärte, ohne Befehl des Königs nicht vom Platze weichen zu können, Krockow, nach dem Dienſtalter der Erſte, ſcheute, als er das hörte, die Verantwortung. Die Lage war für alle völlig neu; noch nie waren die Preußen geſchlagen worden. Aus mehr als einem Munde hörte man: das iſt unſer Pultawa. Endlich ritten ſie langſam davon; die Kaiſerſtraße und die blutige Walſtatt, wollte man nicht dem Feinde auflaufen, mußten links liegen bleiben; die Schreie der Verwundeten bezeichneten in der Finſternis das Feld der Schrecken, dem man ſich nicht nahen durfte.

Der König hatte gleich nach der Auflöſung des linken Flügels das Schlachtfeld verlaſſen, um zu ſeinem zweiten Heere zu eilen. Nutzte Daun ſeinen Sieg nachdrücklich aus, ſo konnten die öſterreichiſchen Reiter die Erſten ſein, welche die Kunde von Kolin an die Moldau trugen. Die gerade Straße war nach dieſem Ausgang bereits unſicher, doch mochte Major Grant verſuchen, ob er noch durchkam mit ſeiner Botſchaft an die Generale vor Prag: daß die Schlacht verloren ſei, daß ſie alles vorbereiten ſollten, um beim erſten Befehl die Belagerung aufheben zu können. Der König ſchlug den Umweg über Nimburg ein, im Galopp, mit ihm die Gardes du Corps und ein Trupp Huſaren. Bei Nimburg ging er über die Elbe, durchritt die Iſer auf einer Furt und ſetzte bei Brandeis zum zweitenmal über die Elbe.

„Sie wiſſen wohl nicht, daß jedes Menſchen Glück ſeine Rückſchläge haben muß?“ ſagte er auf dem nächtlichen Ritt zu dem jungen Grafen Friedrich von Anhalt; „ich glaube, daß ich jetzt die meinen haben werde.“

Dritter Abſchnitt.

Von Kolin nach Leuthen.

Sehnſüchtig und von Stunde zu Stunde erregter harrten am 18. Juni in den preußiſchen Linien vor Prag Offiziere und Soldaten der Nachrichten von dem zur Schlacht ausgezogenen Heere. Feindliche Streifpartien hemmten die Verbindung. Ausgeſchickte Huſaren brachten gegen Abend die Meldung, daß die Heere aneinander ſeien, daß der Feind von Stellung zu Stellung zurückgeworfen werde. Helle Freude verbreitete ſich im Heere.

Mitternacht war vorüber, als ſich Major Grant mit ſeinem Auftrag vom Könige am Ziskaberg bei dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig melden ließ, der auf dem rechten Moldauufer den Oberbefehl führte. Tief erſchüttert eilten beide zum Quartier des Prinzen Heinrich. „Ihr Götter!“ rief der Prinz, indem er vom Lager emporfuhr, bewahrte aber volle Ruhe und Faſſung. Er ritt auf das andere Ufer und beſprach ſich mit Winterfeldt. Am Morgen traten die Führer zu Branik an der Schiffsbrücke zur Beratung zuſammen: die drei Brüder des Königs, Ferdinand von Braunſchweig, Marſchall Keith, die Generale Schmettau, Winterfeldt, Goltz, Retzow und Prinz Schönaich. Schon konnte ihnen Prinz Heinrich ſeine Dispoſition für den vom Könige angeordneten Aufbruch vorleſen. Die Nachricht von der verlorenen Schlacht hielten die Generale ſtreng geheim, nur Gerüchte liefen durch das Heer; die Truppen aber blieben ungläubig, denn ihr König galt ihnen als unüberwindlich. Bis er am Nachmittag ſelber durch das Lager dahergeritten kam, auf dem Pferde, das ihn jetzt ſeit 36 Stunden trug, nur von einem Pagen begleitet. Obgleich er ſich vor Ermüdung kaum im Sattel halten konnte, zwang er ſich doch zu einer guten Haltung; aber ſein ſonſt ſo helles Auge war zu Boden geſenkt und ſchien wie von dichtem Nebel bedeckt. Vor dem Pfarrhauſe zu Michle, ſeinem alten Quartier, erwarteten ihn die beiden jüngſten Brüder, er trat in das Haus, dann ward Prinz Heinrich hereingerufen. Der König, noch ohne ſein Gepäck, lag auf einem Strohſack, erſchöpft an Leib und Seele, nicht mehr unter dem Zwang der mühſam geübten Selbſtbeherrſchung, tief bewegt und weich. Er küßte den Bruder,

gestand ihm seine Niedergeschlagenheit und sagte wiederholt, daß er sterben möchte. Mit der Fürsorge für den Abmarsch beauftragte er den Prinzen und genehmigte den Entwurf, den dieser ihm vorwies; sich selbst bezeichnete er als jetzt zu allem unfähig, schlechthin der Ruhe bedürftig: früh um 3 Uhr mußte er mit den Truppen marschieren.

Die militärische Begabung des Prinzen Heinrich trat in dieser schweren Probe immer glänzender zu Tage. Schon nach der Prager Schlacht hatte der König gesagt: „Ich würde ihn noch mehr loben, wenn es nicht mein Bruder wäre." Dem Prinzen aber war es in seinem heißen Schmerz über das Verderben, dem er Heer und Staat ausgeliefert glaubte, eine Art ingrimmigen Trostes, daß der Mißerfolg seines königlichen Bruders seinem eigenen Verdienst als Folie dienen mußte. Der englische Gesandte gewann den Eindruck, daß Heinrich den König hasse, und wie richtig Mitchell sah, beweisen des Prinzen eigenhändige Aufzeichnungen noch unwiderleglicher, als das gehässige, von fortlaufenden Anklagen gegen Friedrich strotzende Tagebuch seines Adjutanten, des jungen Grafen Henckel. Längst war in des Prinzen Kreise vorausgesagt worden, daß die Belagerung der böhmischen Hauptstadt nicht glücken könne. Jetzt hatten die Besserwisser recht behalten. Der neue Cäsar hatte bei Prag Alesia nicht erneuert. „Seine Majestät," spottete Henckel, „thaten alles mögliche, um bei Prag, wie im Jahre 1744,[1]) Ihren Ruhm abermals zu verlieren und um Prag ein für allemal zu den Säulen des Herkules seiner ferneren Unternehmungen zu stempeln, und das nach der glorreichsten Schlacht, die jemals geschlagen wurde." Der Prinz selbst aber sandte der Prinzessin Amalie ein schadenfrohes Brieflein, das seinem Schreiber zu Unehren den Oesterreichern in die Hände fiel: „Phaeton ist gestürzt, und wir wissen nicht, was aus uns werden wird. Der 18. wird für Brandenburg auf ewig unheilvoll sein. Phaeton hat für seine Person Sorge getragen und sich zurückgezogen, bevor der Verlust der Schlacht völlig entschieden war." Die leidenschaftlichen Anklagen wegen des Angriffs verteilten sich auf den König selbst und Moritz von Dessau. Der hätte, in diesem Krieg noch an keinem Treffen beteiligt, aus niedriger Eifersucht auf den Herzog von Bevern, den Helden von Lobositz, Reichenberg und Prag, stürmisch zur Schlacht gedrängt, die Ungeduld und Lebhaftigkeit des Königs gemißbraucht und seiner Eigenliebe unwürdig geschmeichelt; Friedrich selbst aber hätte in dieser Eigenliebe ohnegleichen, in dem verderblichen Ehrgeiz, den schon so oft besiegten Feind noch einmal zu besiegen, sein Heer nicht zur Schlacht, sondern zur Schlachtbank geführt und die Kunst entdeckt, in sechs Wochen das Werk von 30 Jahren, dies schöne und unvergleichliche Heer, die sicherste Stütze von Preußens Größe, zu zerstören.

Ohne zu häßlichen Schmähungen sich hinreißen zu lassen, versichert doch auch der vertraute Berater des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, niemand im Heere habe gezweifelt, daß der König an der Spitze des von ihm verstärkten Beobachtungscorps völlig im stande gewesen sei, den ängstlichen, zaudernden Daun beliebig lange und beliebig weit von Prag zurückzuhalten, auch ohne ihm ein

[1]) Bd. I, 236.

Treffen zu liefern. Auch später ist oft ähnlich geurteilt worden. Die eingehende historische Untersuchung, die nach 50 Jahren ein österreichischer Offizier der Koliner Schlacht widmete, ist zu dem Ergebnis gelangt, daß es für den König von Preußen darauf angekommen wäre, zwischen Prag und dem österreichischen Heere eine gute Stellung zu wählen, an der Daun nicht vorbeigehen konnte, und dann den Angriff des Gegners abzuwarten; schon das nach Friedrichs Urteil nicht hinreichend gedeckte Lager bei Kaurzim sei in Dauns Augen unangreifbar gewesen.

Friedrich hat wiederholt Veranlassung genommen, seinen Entschluß zur Schlacht eingehend zu begründen. Er macht geltend, daß er nicht bloß die Wege nach Prag zu sperren, sondern auch die Magazine in Brandeis und Nimburg zu decken hatte, und daß die aus der Zernierungslinie entnommenen Regimenter, sollte die Blockade nicht gefährdet werden, dort nur auf kurze Zeit gemißt werden konnten. Dagegen führt der Herzog von Bevern, indem er den König gegen die Tadler in Schutz nimmt, lediglich die Rücksicht auf den Kriegsschauplatz in Niedersachsen als Rechtfertigungsgrund an. Auch Friedrich hat diese mehr politische Rücksicht stark betont; in einem Schreiben an Podewils und Finckenstein hat er die Minister für die unglückliche Wendung mittelbar verantwortlich gemacht: sie, „unter uns gesagt", hätten dazu beigetragen, daß er ein wenig zu überstürzt Daun die Schlacht geliefert habe; denn sie hätten ihn so sehr gedrängt, nach Hannover und Hessen zu detachieren. Er glaubte Gefahr zu laufen, wenn seine Hülfe zu lange auf sich warten ließ, die westdeutschen Verbündeten erliegen oder abfallen zu sehen; er malte sich auf der andern Seite die großen und glänzenden politischen Wirkungen aus, die ein neuer Sieg nach sich ziehen würde: seine volle Ueberlegenheit über die Oesterreicher, den tiefen Eindruck auf die Reichsstände, auf die Franzosen, Russen und Schweden. Freilich, das alles wäre ihm auch zugefallen, wenn er Daun in vorsichtig abgewarteter Defensivschlacht besiegte, oder wenn Prag ohne eine zweite Schlacht überging. Aber wie hätte die Aussicht, so großes mit einem Schlage, an einem Tage, zu erreichen, nicht ihren mächtigen Reiz auf einen Feldherrn ausüben sollen, der auf die Defensivschlacht seine Truppen taktisch und moralisch nicht eingeschult hatte und der in Terrainschwierigkeiten schon seit Soor und Kesselsdorf ein Hindernis des Sieges nicht mehr sehen wollte? So blieb das Entscheidende, daß Friedrich, wie Westphalen es ausdrückte, „nur noch des Sieges gewohnt, die Schlacht zugleich als den sicherern und kürzeren Weg anzusehen geneigt war". Der König auf der einen Seite und seine Kritiker auf der andern befanden sich hier in jenem großen, durchgehenden Gegensatz der strategischen Anschauung, der während dieses Krieges noch so oft hervortreten sollte, indem der eine bei den eigentümlichen Vorzügen seines Heeres die Schlacht als das allemal am nächsten liegende Mittel der Entscheidung ansah, während sie von den anderen vielmehr als eine Verlegenheitsauskunft betrachtet wurde.

Hatten politische Beweggründe bei dem Entschluß zur Schlacht mitgewirkt, so waren nun die Folgen der Niederlage auf dem Gebiete der Politik zunächst fast empfindlicher als auf dem militärischen. Denn hier war eine unmittelbare Gefährdung mit dem Tage von Kolin noch nicht eingetreten. Die Aussicht auf die Einnahme von Prag und die Waffenstreckung eines ganzen Heeres war verscherzt;

sonst aber schien in dem Augenblicke, wo die bisher gegen die belagerte Festung eingesetzte Streitmacht wieder zur freien Verfügung stand, die Ueberlegenheit im Felde den Preußen zurückgegeben zu sein. Hat doch jener Westphalen sogar die Frage erörtert, ob man nicht trotz der Niederlage die Einschließung hätte fortsetzen können.

Die Aufhebung der Belagerung, die Fortführung der Positionsgeschütze und des Trosses, der Abmarsch der Truppen ging ohne erhebliche Störung vor sich. Nur auf der Kleinseite hatte Keith bei seinem Rückzuge moldauabwärts gegen den lebhaft nachdrängenden Feind einen Verlust von etwa 1000 Mann an Toten, Verwundeten und Ueberläufern zu verzeichnen. Drüben dagegen erreichten die preußischen Kolonnen völlig unbehelligt die Elbe bei Brandeis und die Verbindung mit dem auf Nimburg zurückgegangenen geschlagenen Heere unter Prinz Moritz. „Ich bin heute," so kündete der König am 20. Juni abends dem Dessauer seine Ankunft in Brandeis an, „ohngeachtet des großen Unglücks des 18. mit klingendem Spiel und der größten Fiertät um 3 Uhr von Prag aufgebrochen ... Bei unserm Unglück muß unsere gute Contenance die Sache soviel möglich reparieren ... Das Herz ist mir zerrissen, allein ich bin nicht niedergeschlagen, und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen." „Nichts drängt uns hier," schreibt er zwei Tage später an Keith. Ein guter Tag, eine gute Viertelstunde, so hofft er, kann uns die Oberhand über unsere Feinde wieder verschaffen. Noch denkt er, daß das hier vereinigte Heer die Elblinie halten soll, um frühestens zum Winter nach Schlesien zurückzugehen, falls nicht bis dahin ein guter Erfolg einen vollen Umschlag herbeigeführt hat.

Er hatte geglaubt, die Sieger von Kolin schon zwischen Prag und der Elbe auf seinem Wege zu finden. Aber Daun hatte tags nach der Schlacht sein altes Lager bei Krychnow von neuem bezogen und nicht einmal den preußischen Fuhrpark wegnehmen lassen, der bis früh um zehn Uhr, die Wagen im wirren Knäuel festgefahren, unter dem Schutze nur eines Bataillons noch hinter Planian stand. Erst am 22. begann der Marschall seinen Marsch in der Richtung auf Prag, am 24. verließen die Belagerten die Festung, am 26. vereinigten sich beide Heere, eine Streitmacht von fast 100 000 Mann, zwei Meilen östlich von Prag bei Kolodej. Den Oberbefehl über das ganze große Heer übernahm nicht der Sieger von Kolin, sondern der Besiegte von Prag. Die Freude im Heer und in allen österreichischen Landen war groß und gerecht. Der Glaube an Friedrichs Unbesiegbarkeit war dahin. Die Kaiserin-Königin stiftete kriegerischem Verdienste zu Ehren den Maria-Theresia-Orden und verlieh das erste Großkreuz dem ersten Ueberwinder ihres gewaltigen Gegners; sie nannte noch nach Jahren dankbar den 18. Juni den Geburtstag der Monarchie. In der befreiten böhmischen Hauptstadt aber frohlockte ein frommer Sänger:

Das ist ein Werk nicht unsrer Mächten,
Der Höchste hilft uns selber fechten,
Gott und Johann von Nepomut
Trieb von der Stadt den Feind zuruck,
Die Vorbitt unsrer Lands-Patronen
Beschützte Oesterreichs heilige Cronen.

Der König von Preußen war der Meinung, daß die Bewegungen der vereinigten Oesterreicher dem Heere Keiths gälten. Die Fühlung mit Keith über Melnik war verloren, da die Pontons auf dem Wege dorthin von Panduren weggenommen waren. So mußte die Verbindung über Leitmeritz hergestellt werden. Mit 18 Bataillonen und 74 Schwadronen meldete sich Friedrich am 23. Juni bei dem anderen Heere an. Für den Fall, daß es ihm glücken sollte, den Feind zu schlagen und vor sich her zu treiben, hinterließ er dem Prinzen Moritz den Befehl, sofort über die Elbe zu gehen und die Magazine von Deutschbrod und Iglau zu überfallen, also die Aufgabe zu lösen, der Bevern vor Kolin nicht gewachsen gewesen war.

Hochgespannte Entwürfe, die schnell aufgegeben werden mußten. Keith hatte die treffliche Stellung bei Budin, in der ihn der König zu finden hoffte, bereits geräumt, in der Furcht, umgangen zu werden. Moritz gab Lissa und die Elblinie auf, ging nach Jungbunzlau zurück und sprach sogar, was ihm eine nachdrückliche Rüge zuzog, von der Notwendigkeit eines weiteren Rückzuges nach Zittau. Das feindliche Heer aber, mit dem Friedrich auf dem linken Elbufer zu schlagen gedacht hatte, ward nicht sichtbar.

Der König nahm nun an, daß die Gegner sich erst würden erholen wollen, womit er auch für die Herstellung des eigenen Heeres zwei bis drei Wochen oder gar die ganze Zeit bis Mitte August gewonnen zu haben glaubte. Aber alle Pläne für die Kriegsführung in Böhmen konnte, wenn sie sich bestätigte, die Nachricht vereiteln, die er noch auf dem Marsche nach Leitmeritz erhielt: es hieß, daß die Franzosen ohne Widerstand über die Weser gegangen seien und durch das Braunschweigische vordrängen. In diesem Falle, meinte er, werde des Verbleibens in Böhmen nicht mehr lange sein: „Wo die Franzosen gegen Magdeburg kommen, so ist es vorbei.“ Das Gerücht stellte sich als falsch heraus, und der König hoffte nun, daß der neue Feind jenseits der Weser bleiben würde, bis die Reichstruppen oder die Schweden auf dem Plan erschienen; die einen wie die anderen aber erwartete er nicht vor der Mitte des August. Damit ergab sich der Zeitpunkt, bis zu dem es galt, das nördliche Böhmen zu halten.

Seit dem 27. Juni war das Hauptquartier zu Leitmeritz im bischöflichen Schlosse. „Meine Zuflucht in meinem Schmerz,“ schrieb Friedrich an den getreuen Marquis d'Argens, „sind die tägliche Arbeit, zu der ich verpflichtet bin, und die unaufhörlichen Zerstreuungen, die mir die Menge meiner Feinde bereitet.“ Da erschütterte ein neuer Schlag seine mühsam wiedergewonnene Fassung. Am 28. Juni starb in ihrem Schlosse Monbijou siebzigjährig die Königin-Mutter Sophie Dorothea. Auf des Grafen Podewils schonende Anordnung legte der Kabinettsrat dem Könige zunächst die noch rot gesiegelten Familienbriefe vor, in der Voraussetzung, daß sie nur der Krankheit Erwähnung thäten; darunter aber befand sich auch das Schreiben der regierenden Königin, das schon den tödlichen Ausgang meldete, so daß der König am Abend des 1. Juli ganz unvorbereitet den Verlust erfuhr. „Alle Unglücksschläge treffen mich auf einmal,“ schreibt er im ersten Schmerz an die Prinzessin Amalie, „o meine teure Mutter! O guter Gott, ich soll nicht mehr den Trost haben, dich wiederzusehen. O Gott, o Gott, welch Verhängnis für mich.“ Was war diese Mutter ihm gewesen! Sie

hatte mit ihm gelitten, hatte all das bittere Herzeleid seiner schweren Jugend mit ihm durchgekostet. Sie hatte an ihn geglaubt, da der harte Vater ihn als verloren aufgab und ausstieß, und wer hätte nachher seiner Kraft und Tüchtigkeit, seines hell aufstrahlenden Ruhmes, seines Heldentums sich stolzer und inniger freuen können als die treue Mutter? Der Gattin innerlich entfremdet, von den Geschwistern erst mit scheuer Ehrerbietung, später mit tiefer Entfremdung betrachtet, selbst mit der Lieblingsschwester Jahre hindurch entzweit, war er der Mutter stets gleichermaßen ein lieber Sohn gewesen, der gute Sohn, der in zarten Aufmerksamkeiten und sinnigen Ueberraschungen sich erschöpfte, um der für Glanz und Schimmer so empfänglichen Fürstin das zu ersetzen, was sie in freudloser Ehe lange hatte entbehren müssen. Ihr hatte alljährlich das glänzendste Fest des Hofes gegolten, ihr sandte der sieggekrönte Feldherr die ersten eiligen Botschaften von seinen Schlachtfeldern. Nur Eines hatte ihren Lebensabend zu trüben vermocht, die erneute Sorge um das Leben des geliebten Sohnes, der herbe Schmerz der Trennungsstunden im vergangenen Herbst und zuletzt am 12. Januar:

Als ich beim Abschied dich mit meinen Thränen netzte,
Verriet es mir das Herz, dies Scheiden war das letzte.
Noch hofft' ich: Atropos wird mein Gebet belohnen,
Zum Opfer mich ersehn und meine Mutter schonen.
Doch nein, der harte Tod flieht mich und meine Pein
Und hüllt dein teures Haupt in bleiche Schrecken ein.

— so Friedrichs rührende Totenklage. Eine Art Trost ist ihm der trübselige Ausblick: „Vielleicht hat der Himmel unsere gute Mutter abberufen, damit sie das Unglück unseres Hauses nicht mehr schauen sollte." Den Tag nach dem Eingang der Trauerkunde blieb der König dem Heere unsichtbar. Am dritten Juli berichtete Eichel an Podewils in treuherziger Teilnahme: „Die Betrübnis Seiner Königlichen Majestät ist ehegestern und gestern sehr groß und heftig gewesen, hat sich doch aber dadurch heute in etwas gemindert, da des Königs Majestät in Erwägung genommen, was Dieselbe in gegenwärtigen critiquen Umständen Sich, Dero Staat und Armee und Dero höchstgetreuen Unterthanen schuldig sind, wodurch dann, und durch die deshalb notwendig zu machende Dispositiones, der Chagrin etwas unterbrochen worden, ob es gleich an sehr betrübten Moments und Intervalles nicht fehlet."

Am Abend dieses Tages ließ der König den britischen Gesandten rufen und behielt ihn mehrere Stunden bei sich. Mitchell hörte mit tiefster Bewegung, wie er sich in seinem Schmerze gehen ließ und seinem kindlichen Gefühl wärmsten Ausdruck gab. Es tröste ihn, daß er dazu beigetragen habe, der Mutter den Schluß ihres Lebens ruhig und angenehm zu machen. Er erging sich in Jugenderinnerungen; er erzählte dem Gesandten, wie sehr er den Mangel einer geeigneten Erziehung empfinde; er ersparte seinem Vater diesen Vorwurf nicht, gedachte aber sein mit großer Pietät und Schicklichkeit. Er gestand den ganzen Leichtsinn seiner jungen Jahre ein, durch den er den väterlichen Zorn verdient habe, obgleich der König von seiner Leidenschaftlichkeit sich zu weit habe hinreißen

lassen. Zuletzt kam er wieder auf seinen Verlust zurück und auf alles, was er der Mutter danke; die Eintracht, die in seiner Familie herrsche, sei den Geschwistern anerzogen.

Täuschte ihn die weiche Stimmung dieses Augenblicks darüber hinweg, daß die Eintracht in dem königlichen Hause längst leerer Schein geworden war, so sollte schon die nächste Zukunft unausgesprochene Gegensätze schroff zum Durchbruch bringen.

Gleich nach seiner Ankunft in Leitmeritz hatte Friedrich den Thronfolger nach Jungbunzlau zu dem zweiten Heere entsandt, um den dessauischen Prinzen im Oberbefehl abzulösen. Der Prinz von Preußen hat nachmals behauptet, sich um diese Stellung nicht beworben zu haben; der König dagegen hat es sich zum Vorwurf gemacht, den Fürsprechern des Prinzen, denen er oft genug reinen Wein eingeschenkt, endlich doch nachgegeben zu haben. Erinnern wir uns, daß er 1749 seinem Bruder für den Kriegsfall den Oberbefehl gegen die Russen, mit Schwerin als Berater, zugedacht hatte![1]) Wenn nun 1756 nicht nur Schwerin, sondern auch Keith selbständige Heere anvertraut erhielten, so machte der Thronfolger gegen seine Umgebung kein Hehl daraus, daß es ihn beleidigte, gleichsam auf die Stellung eines Volontärs angewiesen zu sein und höchstens auf kleine Streifzüge ausgesandt zu werden. Seine Mißstimmung wuchs von Tage zu Tage. Längst voll Bitterkeit gegen einen Bruder, der schon daheim als König und Familienhaupt seine Herzenswünsche gekreuzt hatte,[2]) bekrittelte er jetzt die Heeresleitung und Friedrichs persönliche Haltung,[3]) nicht anders, als er die Politik verdammte, die zu diesem Kriege geführt hatte; selbst den Franzosen gegenüber hielt er mit seinem Verdammungsurteil nicht zurück, die sich dann noch nach einem Menschenalter, als der Sohn dieses Prinzen den preußischen Thron bestieg, erwartungsvoll an die französischen Sympathien des Vaters erinnert haben. Prinz Wilhelm bezeichnete sich als das unglückliche Opfer des Systemwechsels, denn keiner habe mehr zu verlieren als er; schon sah er sich, wie er seinen Vertrauten klagte, nicht als mächtigen und gefürchteten König von Preußen, sondern als kleinen Kurfürsten von Brandenburg; er erklärte, daß er nach einem schimpflichen Frieden die Krone nicht annehmen, sondern alle Rechte seinem Sohne übertragen werde.

Schwerin war Weltmann genug gewesen, dem Prinzen sagen zu lassen, daß er gern unter ihm als Zweiter dienen würde. Nun war der Marschall gefallen. Als nach dem Abzug von Prag die Gesamtstreitmacht in Böhmen wieder in zwei ungefähr gleich starke Heere zerlegt wurde, war bei allen Bedenken, die der König hatte, die Wahl des Bruders nicht wohl zu umgehen, um so weniger, als des Prinzen Vordermänner in der Rangliste, Feldmarschall Keith und Markgraf Karl von Schwedt, bei weitem nicht Ansehen und Ansprüche eines Schwerin besaßen.

Das Heer an der Elbe bei Leitmeritz zählte jetzt 50 Bataillone und 83 Schwadronen, das des Prinzen an der Iser 52 schwache Bataillone und

[1]) Bd. I, 471.
[2]) Bd. I, 484.
[3]) Vgl. oben S. 32.

80 Schwadronen; die 32 Bataillone, die bei Kolin im Feuer geweſen waren, hatten auf 14 eingeteilt werden müſſen. Von den 110000, die Ende April in Böhmen eingedrungen waren, blieben kaum noch 70000 verfügbar. Seine eigene Aufgabe ſah der König in der Deckung der ſächſiſch-böhmiſchen Päſſe gegen die Oeſterreicher und in der Abwehr der Franzoſen und der Reichstruppen. Dem Prinzen lag ob die Verteidigung der Lauſitz und Schleſiens. Böhmen ſollte er, wenn irgend möglich, nicht vor dem 15. Auguſt räumen, und den Weg nach Schleſien eintretenden Falls durch die Lauſitz nehmen. Außerdem wurde ihm vorgeſchrieben, daß er in ſeiner rechten Flanke den Feind an einem Vorſtoß durch das Mittelgebirge in der Richtung auf Tetſchen verhindern und daß er, wenn die geſamte öſterreichiſche Macht ſich gegen das Heer des Königs nach Leitmeritz wandte, ſich dorthin nachziehen ſollte.

Gleich bei der Ankunft des Prinzen in Jungbunzlau ſtellte ſich die Unmöglichkeit heraus, die dortige Stellung zu behaupten. Er ging auf Neuſchloß und am 6. Juli weiter auf Leipa zurück. Des Königs unwirſche Bemerkung, daß das Heer auf dieſe Art ſich unverſehens bald mitten in Sachſen befinden werde, vermehrte noch das Gefühl der Unſicherheit, in welchem der Prinz ſeine ſchwierige und komplizierte Aufgabe übernommen hatte. Auf immer wiederholte Anfragen konnte ihm der König doch nur antworten, er möge nach den Umſtänden handeln, da ſich Vorſchriften für Märſche und Stellungen nicht aus der Entfernung geben ließen. In das Lager bei Leipa eingerückt, wollte ſich der Prinz anheiſchig machen, von hier aus alle Anſchläge des Feindes auf das Magazin in Zittau zu verhindern und im Augenblick der Gefahr leicht den nur zwei Meilen entfernten Verbindungspunkt Gabel zu decken; wenige Tage darauf aber fehlte es ihm an Entſchloſſenheit, der in Gabel angegriffenen Beſatzung zu Hülfe zu ziehen; die vier Bataillone mußten ſich nach zweitägigem heldenmütigen Widerſtand ergeben, während der Prinz in einem ratloſen Bericht an den König es offen ließ, ob er die Bedrängten noch werde entſetzen können, oder ob er Zittau nun auf Nebenwegen aufzuſuchen habe oder gar ſich zu dem andern Heer nach Leitmeritz werde retten müſſen. Den König verſetzte der Bericht in die größte Erregung. „Ich will rein von der Leber weg ſprechen," ſagte er zu dem Prinzen Heinrich, „ich habe meinen Bruder lieb, aber zum Kommandieren iſt er nicht geſchaffen." Er mußte darauf gefaßt ſein, von heute auf morgen dieſen Feldherrn mit ſeinem ganzen Heere bei ſich ankommen zu ſehen. Dann war Zittau verloren, die Lauſitz, die Wege nach Schleſien und nach Berlin ſtanden offen.

So ſchlimm kam es nicht. Der Prinz raffte ſich zu dem Entſchluſſe auf, ſein Heer auf dem Umwege über Rumburg nach Zittau zu führen. Er beging nun aber den neuen ſchweren Fehler, daß er nicht die kürzeſte Straße, den neu angelegten Weg über Georgenthal, einſchlug, ſondern nach links über Kamnitz ausbog, um möglichſt weitab vom Feinde zu marſchieren. Auf den engen, beſchwerlichen Gebirgswegen brauchte er für einen Marſch von fünf Meilen fünf Tage, verlor Tauſende durch Deſertion, mußte faſt den ganzen Fuhrpark, Munitionswagen, Proviantkarren, Brückengefäße und Feldöfen unterwegs verbrennen und konnte doch vor Zittau nicht mehr verhindern, daß der Feind am

23. Juli von der beherrschenden Stellung des Eckartsberges aus die blühende Stadt und das große Magazin, Vorräte für 40000 Mann auf drei Wochen, durch seine Brandkugeln in Asche legte. Mit ihren 80000 hätten Karl von Lothringen und Daun das auf 18000 Mann zusammengeschmolzene, tief entmutigte, durch sechstägigen Marsch erschöpfte preußische Heer angreifen müssen und vernichten können. Sie blieben unbeweglich. „Noch hat der Feind Respekt vor uns," sagte Winterfeldt. In dumpfer Resignation hielt der Prinz zwei Tage lang seine Stellung bei Herwigsdorf im Angesicht der Uebermacht. Am 26. Juli trat er den Rückzug nach Bautzen an, schon in Gefahr, auch von dort abgeschnitten zu werden. Die Straßen nach Schlesien standen jetzt den Oesterreichern offen.

Es war bekannt, daß der Prinz dem Grafen Schmettau sein Vertrauen zuwandte. Schmettau galt als sein „militärisches Wörterbuch"; diesen Gehülfen hatte er sich bei Uebernahme des Oberbefehls ausdrücklich ausgebeten. So hat denn der König für die mattherzige Art der Heeresleitung alsbald Schmettau verantwortlich gemacht, während dieser sich darauf berief, daß der Prinz nichts gethan habe, ohne Winterfeldt zu Rate zu ziehen. Warnery, der auf dem verderblichen Rückzug die Nachhut führte, tadelt Schmettau, ohne Winterfeldt freizusprechen; denn der sei seit seiner Verwundung in der Prager Schlacht nicht mehr der alte gewesen, er habe die Dinge mit angesehen und Geistesgegenwart und Entschluß vermissen lassen. Die Anhänger des Prinzen haben Winterfeldt zum Vorwurf gemacht, daß er am Abend des 14. Juli, ermüdet von einem Streifzug nach Tetschen zurückgekehrt, sich geweigert habe, zu der Versammlung zu kommen, in der wegen des Entsatzes von Gabel beraten werden sollte: aber war der Prinz deshalb berechtigt, Kriegsrat und Beschlußfassung, wo jede Minute kostbar war, auf den andern Morgen zu verschieben? Er hat sich beklagt, vier so uneinige Generallieutenants zu Untergebenen gehabt zu haben, wie Winterfeldt, Schmettau, Fouqué und Goltz, die aus Eifersucht und Eitelkeit alles verkehrt und verdreht hätten. Nun hatte der Hader der Generale schon 1756 dem Feldmarschall Keith das Leben schwer gemacht. Damals hatten die Verehrer des Prinzen gemeint, daß er durch seine Gegenwart „imponieren" und die Einigkeit wieder herstellen würde. Jetzt sollten vielmehr die Recht behalten, welche ihm schon vor Jahren Unabhängigkeit, Selbstvertrauen, Entschlossenheit abgesprochen hatten.[1]) Ohne diese unentbehrlichsten Eigenschaften blieb der Prinz ein schlechter Feldherr, trotz seines guten militärischen Blickes — denn Warnery hat ihm das Zeugnis gegeben, daß er die Sache zehnmal besser verstand, als alle die, welche er um Rat anging, und daß alles gut gegangen sein würde, wäre er seinen ersten Eingebungen gefolgt. Winterfeldt, wie immer sein eigenes Verhalten gewesen sein mag, traf den Kernpunkt, wenn er endlich, nach dem Aufbruch von Zittau, dem Könige schrieb: „Bei alle dem Kriegsrathalten kommt nichts heraus, sondern es muß einer allein mit Resolution kommandieren;" seine Pflicht erfordere, darum zu bitten, daß der König eine Aenderung bei diesem Heer vornehme oder selber komme.

---

[1]) Bd. I, 485.

Der König hatte diese Mahnung nicht abgewartet. Schon auf die Nachricht von dem Verlust von Gabel entschloß er sich zum Marsche nach der Lausitz. Er sandte einen Brief an den Bruder voraus, der an Härte und Hohn alles übertraf, was er je einem General gesagt hatte: „Sie wissen nicht, was Sie wollen, noch was Sie thun. Sie werden stets nur ein erbärmlicher General sein. Kommandieren Sie einen Harem, wohlan; aber so lange ich lebe, werde ich Ihnen nicht das Kommando über zehn Mann anvertrauen. Wenn ich tot sein werde, so mögen Sie alle Dummheiten machen, die Sie wollen; aber so lange ich lebe, sollen Sie den Staat dadurch nicht mehr schädigen." Am 22. Juli brach er mit einem Teil seines Heeres von Leitmeritz auf: „wenn ich mich nicht beeile," spottete er, „werde ich meinen Bruder nicht mehr treffen; ich glaube, sie werden bis Berlin laufen." Keith folgte mit einer zweiten Abteilung zunächst bis Pirna, um auf den ersten Befehl nach Bautzen nachrücken zu können. Die Obhut von Pirna und Dresden übernahm Prinz Moritz mit 14 Bataillonen und 10 Schwadronen.

Am 29. vormittags erreichte der König mit den Gensdarmen und Gardes du Corps das Lager von Bautzen. „Da sah man die Prinzen und die Generale zittern," erzählt Warnery; „sie hätten sicher vorgezogen, eine Bresche zu stürmen, als jetzt vor den König zu treten." Als der Thronfolger mit den Prinzen von Bevern und Württemberg und der Generalität sich ihm nahte, wandte Friedrich sein Pferd und machte sich eine gute Viertelstunde lang mit den Fourierschützen zu schaffen, die für sein Corps das Lager abstecken sollten. Als endlich der Prinz seine Meldung anbringen konnte, zog der König kaum den Hut und entgegnete kein Wort. Nachher beschied er den Leiter des Verpflegungswesens, General Goltz, zu sich und ließ durch ihn den Generalen sagen, sie alle verdienten die Köpfe zu verlieren. Schmettau erhielt bei der Parole den Befehl, das Lager zu verlassen und nach Dresden zu gehen. Tags darauf bat der Prinz um Enthebung vom Oberbefehl, wegen seiner durch Strapazen und mehr noch durch Verdruß geschwächten Gesundheit, und weil der gestrige Empfang und die vorangegangenen Briefe ihm genugsam gezeigt hätten, daß er nach des Königs Meinung Ehre und Reputation verloren habe. Friedrich antwortete nur immer verletzender: „Sie haben durch Ihre schlechte Aufführung meine Angelegenheiten in eine verzweifelte Lage gebracht; wer mich zu Grunde richtet, sind nicht meine Feinde, sondern Ihre schlechten Maßnahmen. Meine Generale sind unentschuldbar, entweder weil sie Ihnen schlecht geraten oder weil sie Ihre schlechten Entschließungen zugelassen haben. Ihre Ohren sind nur an die Sprache der Schmeichler gewöhnt, Dann hat Ihnen nicht geschmeichelt und Sie sehen die Folgen ... Das Unglück, das ich voraussehe, ist verursacht worden zum Teil durch Ihre Schuld. Sie und Ihre Kinder werden den Schaden mehr empfinden als ich."

Der Prinz ging nach Dresden. Seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen ward ihm mit der schneidenden Frage untersagt, ob er den Feiglingen im Heere ein Beispiel geben oder sich demnächst mit den Frauen zur Flucht in eine Festung veranlaßt sehen wolle. Entschuldigungsversuche trugen ihm nur immer neue Vorwürfe ein: „Mangel an Entschluß und Mangel an Haltung, sowohl im Privatleben wie an der Spitze des Heeres," dahin faßte der König seine Anklage

zusammen. Die Erbitterung des unglücklichen Prinzen war grenzenlos. Der englische Gesandte war entsetzt, wie leidenschaftlich und unvorsichtig er sprach. Im Verein mit dem Markgrafen Karl von Schwedt und dem allgemeinen Vertrauensmann Eichel ließ Mitchell nichts unversucht, um ihn zu bewegen, daß er schweige und seiner Umgebung Schweigen auferlege. Vergebens; nur so viel ward erreicht, daß der Prinz auf die Veröffentlichung einer Verteidigungsschrift und seines Briefwechsels mit dem Könige verzichtete; so blieb in dem Augenblick der höchsten Gefahr dem Staate und dem Königshause ein öffentliches Aergernis erspart. Auch die Schwester in Stockholm, die selbst vom Schicksal so schwer heimgesuchte Königin Ulrike, redete zum Guten. Sie versicherte dem Lieblingsbruder, daß das auch in Schweden vielbesprochene Zerwürfnis nicht zu seinen Ungunsten beurteilt werde, aber sie mahnte auch, daß es niemals eine Schande sei, seinem Herrn, seinem Könige nachzugeben: „Er ist lebhaft, schnell und die Kümmernisse, die er gehabt hat, haben diese Erregbarkeit gesteigert, Sie wissen, daß das unser Familienfehler ist."

Die Brüder blieben unversöhnt. Ein gebrochener Mann, siechte August Wilhelm von Stund an zusehends und schnell dahin. Friedrichs persönliches Verhalten richtet sich dadurch, daß er als Bruder dem Bruder eine Behandlung widerfahren ließ, wie er selbst sie nicht einmal von dem Vater hatte hinnehmen wollen; denn wenn er sich auch nicht zu den Gewaltausbrüchen Friedrich Wilhelms hinreißen ließ, so wirkte doch sein ätzender Hohn und seine eisige Unbarmherzigkeit kaum minder verletzend. Den Vertrauten des Prinzen galt es als ausgemacht, daß der König froh gewesen sei, jemand gefunden zu haben, dem er die Schuld für alles Unglück habe zuschieben können. So hat der Prinz von Preußen in dem Andenken vieler als das Opfer ungerechter Laune fortgelebt. Aber seine Apologie mit ihren willkürlich ausgewählten Beweisstücken vermag ihn doch nicht zu entlasten. Sein Haupttrumpf, daß der König ihm verboten habe, von Böhmisch-Leipa noch weiter zurückzugehen, wird dadurch entkräftet, daß er selbst die Stellung bei Leipa gerade unter dem Gesichtspunkt gewählt hatte, Gabel und die kürzeste Verbindung mit Zittau von dort aus allemal decken zu können, und daß er dann doch abgeschnitten wurde. Andere haben den König getadelt, daß er an der am meisten gefährdeten Stelle nicht selber den Befehl übernommen habe. Aber als Friedrich Ende Juni zu dem Hauptheere zurückging, schien die Uebermacht des Feindes vielmehr dorthin fallen zu wollen; auch war die Verteidigung Sachsens, mit der Nötigung zu doppelter Frontbildung zugleich gegen die Oesterreicher und die Franzosen, an sich die schwerere Aufgabe. Vom Uebel war, daß Friedrich den Bruder nicht auf den Rat eines bestimmten Generals vorzugsweise oder ausschließlich angewiesen hat; sein Kommando sollte eben mehr sein als dekorativer Schein, aber damit war der Selbständigkeit des noch Unerprobten zu viel zugemutet.

Mag die Schroffheit in der Form noch so beklagenswert erscheinen, in der Sache hat Friedrich nur recht und königlich gehandelt, wenn er, im Gegensatz zu der Schwäche so vieler anderer Herrscher, einen Anspruch hoher Geburt auf die Heeresführung nicht gelten ließ. Er war nicht zu Gunsten seines Fleisches und Blutes voreingenommen, aber auch nicht zu Ungunsten. Denn wenn er jetzt den

einen Bruder, bei offenkundiger Unzulänglichkeit, schnell wieder unter die Masse zurückschob, so hat er nachmals den andern, der echtes Verdienst bewährte, willig und dankbar als den hervorragendsten aller seiner Truppenführer anerkannt. Schon jetzt stellte er dem Prinzen Heinrich das Zeugnis aus, daß überall, wo er sich befinde, die Dinge gut gingen. In die Sorgen, Entwürfe und Entschlüsse der letzten schweren Wochen hatte er diesen Bruder, mit geflissentlicher Hervorhebung seines Vertrauens, fort und fort eingeweiht.

Friedrich war entschlossen, nach der Vereinigung seiner beiden Heere „den letzten Mann dranzusetzen, um die Sache womöglich wieder in Ordnung zu bringen". Nach Kolin hatte er den Vorsatz ausgesprochen, seine Schlachtfelder in Zukunft mit Vorsicht auszuwählen, da jeder Fehler kapital werden könne. Jetzt sagte er, daß ihm nichts übrig bleiben werde, als gegen seine Grundsätze zu handeln: zu schlagen um jeden Preis. Zunächst aber bedingte ein Vormarsch gegen den Feind umfassende und zeitraubende Vorkehrungen für die Verpflegung. General Retzow, der Intendant, mußte diesmal, so verlangte es der König, sich selbst übertreffen. Von den schlesischen Magazinen abgeschnitten, der großen Vorräte von Zittau beraubt, konnte das Heer nur über Dresden seine Zufuhren beziehen. Während der Vorbereitungspause liefen von neuem schlimme Botschaften ein, diesmal aus dem Lager des einzigen Verbündeten.

Nach dreimonatlichem Stillstand der Regierungsmaschine[1]) hatten sich die hadernden Häupter der herrschenden Partei in den letzten Tagen des Juni für die Neubildung des Kabinetts miteinander verständigt. Pitt ließ sich herbei, unter dem unfähigen Newcastle als erstem Lord des Schatzes zusammen mit Lord Holderneſſe die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, und borgte sich, nach seinem bezeichnenden Ausdruck, für seine Politik die Majorität Newcastles im Unterhause. Aber was der König von Preußen von dem neuen Ministerium erwartete, geschah nicht. Man sandte keine Truppen nach Hannover zur Bekämpfung der Franzosen und keine Schiffe in die Ostsee zur Einschüchterung der Russen und Schweden, denn das Eine verbot sich durch die whiggistische Parteitradition und das Andere durch ein einfaches Rechenexempel: „Wir müssen den Krieg als Kaufleute führen," sagte Holderneſſe, — als Kaufleute, die jede Störung ihrer Handelsbeziehungen zu Rußland sorgfältig zu vermeiden hatten. Man ließ also Flotte und Landungstruppen vielmehr nach Frankreich an die Mündung der Charente fahren, um schließlich angesichts der Küste des völlig überraschten Feindes vor der Kühnheit des trefflich vorbereiteten Anschlages auf Rochefort zurückzuschrecken. Dem König von Preußen bot man statt der Kriegsschiffe und der Truppen Geld, Subsidien, so viel als man vom Parlament mit Anstand werde verlangen können. Mitchell überbrachte ihm dies Anerbieten am 27. Juli auf dem Marsche nach Bautzen. Friedrich erwiderte sehr verbindlich, daß er seine Antwort erteilen wolle, wenn in der Lausitz die Entscheidung gefallen sei; werde er geschlagen, dann bedürfe es einer Antwort allemal nicht, dann vermöge auch England ihn nicht zu retten. Daß der König unter Hinweis auf die früheren Versprechungen das jetzige, für den Augenblick ganz wertlose

[1]) Vgl. oben S. 61. 88.

Anerbieten bitter als moutarde après dîner bezeichnete, vermerkte Mitchell nur in seinem Tagebuche, nicht in seinem Berichte nach London. Seinem dortigen Geschäftsträger hatte Friedrich tags zuvor geschrieben: „Sie versichern mir immer, daß England entschlossen sei, in allem mit mir voranzugehen, während seit anderthalb Jahren England 8000 Schritt hinter mir zurückgeblieben ist."

Eben in diesem Augenblicke erfüllte sich das vorausgesehene Geschick des Heeres in Westdeutschland. Die Fehler der englischen Politik rächten sich an der Kriegsführung in Hannover. Der Herzog von Cumberland hatte, als die feindlichen Massen ihm näher kamen, seinen hochgemuten Vormarsch nach Paderborn [1]) schnell bereut. Mitte Juni ging er bei Nehme über die Weser zurück. Noch zögerte Graf d'Etrées, unschlüssig wie immer, nachzudrängen; er begnügte sich zunächst, von der oberen Ems aus zur Rechten und zur Linken Heerscharen nach Ostfriesland und nach Hessen auszusenden. Erst nach einem vollen Monat führte er bei Corvey seinen Weserübergang aus. Cumberland schmeichelte sich mit der Hoffnung, in einer starken Verteidigungsstellung die Nachteile, die ein Unglückstag für die Sache der Verbündeten von Westminster mit sich gebracht hatte, an einem einzigen Glückstage wieder ausgleichen zu können. Am 26. Juli nahm er bei Hastenbeck, unweit von Hameln, die Schlacht an. Den 74000 Franzosen hatte er nur 36000 Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen und Bückeburger entgegenzustellen. Trotzdem gab d'Etrées nach fünfstündigem Gefecht die Schlacht schon verloren, da die beherrschende Stellung auf der Ohmsburg ihm wieder entrissen wurde und ganze Brigaden bereits flohen. Inzwischen aber hatte Cumberland übereilt seinen Abmarsch eingeleitet, und d'Etrées bemerkte es noch rechtzeitig, um seinen eigenen Rückzugsbefehl zu widerrufen und sich auf dem vom Gegner geräumten Schlachtfelde als Sieger festzusetzen. Erst in seinen Nachwirkungen wurde der Tag von Hastenbeck für den ganzen Feldzug in Niederdeutschland entscheidend.

König Friedrich schrieb dem englischen Gesandten auf die Nachricht von der verlorenen Schlacht, damit seien seine Voraussagungen eingetroffen: „Die Engländer wollen weder zur See ihre Sache kräftig durchführen, noch den Kontinentalkrieg; ich bleibe als der letzte Kämpe unseres Bundes zum Schlagen bereit, und müßte auf den Trümmern meines Vaterlandes gekämpft werden."

Die Oesterreicher hielten sich noch immer bei Zittau in dem am 24. Juli bezogenen Lager zwischen dem Eckartsberge und Klein-Schönau und nahmen ihre vorgeschobenen Posten, bis auf die Besatzung von Görlitz, nach und nach auf das Hauptheer zurück. „Es ist nicht schwer," schreibt Friedrich am 10. August an Keith, „den kurzen und einfachen Schluß zu machen: der König von Preußen hat viele Feinde, er vereinigt seine ganze Streitmacht in der Lausitz, also er will seine Kräfte noch gegen die unsern versuchen, bevor er sich gegen seine andern Feinde wendet. Leopold Daun hat, ohne große Anstrengung und ohne ein großer Dialektiker zu sein, sehr wohl diese kleine Anzahl von Ideen in seinem schweren Schädel zu kombinieren vermocht, und ich denke, daß er sich unverzüglich daran machen wird, seine Kanonen aufzustellen, die wir ihn, wie ich hoffe, noch einige

[1]) Vgl. oben S. 88.

Male umzustellen nötigen werden ... Prinz Karl ißt, trinkt, lacht und lügt; die Großsprecher da unten teilen sich in unsere Haut, und man ist in Wien nur noch wegen des Gefängnisses in Verlegenheit, in das man mich zu stecken haben wird. O wie süß soll es sein, diese anmaßliche und hochmütige Brut tüchtig auszuklopfen." Gelinge es, den Feind zu schlagen und in das Gebirge zurückzuwerfen, so solle seine Niederlage eine vollständige werden und sein Geschütz und der Troß ihm verloren sein. Am 14. August — die Zwischenzeit war dem König im Lager von Weißenberg wie eine Ewigkeit erschienen — war das preußische Heer endlich mit Brot auf neun Tage[1]) versehen, am 15. marschierte man bis Bernstadt, der zweite Tagesmarsch führte die Avantgarde um die rechte Flanke des Feindes herum, die durch den langgestreckten, vielfach durchschnittenen Grund von Wittgendorf gedeckt wurde. Ueber das Thal hin und her begrüßten sich die Parteien mit einer lebhaften Kanonade. Ganz vorn bei den Husaren-Vedetten hielt der König, eine Karte in der Hand, neben ihm Winterfeldt. Aber da die Masse des Heeres hinter der Vorhut eine Meile zurückgeblieben war und erst um 6 Uhr abends auf der Höhe von Dittelsdorf sichtbar wurde, nutzte es den Preußen nichts, ihre Gegner überrascht zu haben; der Versuch einiger Bataillone, sich in Wittgendorf festzusetzen, mißlang.

Der König schlug sein Quartier in Dittelsdorf auf, unter einem Baume nahm er sein Nachtmahl ein und sagte zu den um seinen Tisch herumstehenden Offizieren, daß er morgen diese ..... schlagen werde. Aber die Stimmung der Seinen war sehr gedrückt. Das Heer zählte kaum mehr als 40000 Mann, der Feind war mindestens doppelt so stark. Prinz Heinrich besprach sich mit einigen Generalen und machte sich dann bei seinem königlichen Bruder zu ihrem Wortführer. In des Prinzen Kreise war, im Gegensatz zu der Auffassung des Königs, seit Wochen die Meinung herrschend, daß der Gewinn einer Schlacht dem Heere höchstens für einige Tage Luft machen würde: und nun sollte hier auf einem Kampfplatz geschlagen werden, wo der Sieg überhaupt unmöglich schien. Der König nahm die Vorstellungen seines Bruders nach einigen erregten Einwendungen glimpflich auf und versprach, nur das zu thun, wovon sich Erfolg erwarten lasse. Morgens um 3 Uhr ritt er mit sämtlichen Generallieutenants zum Rekognoszieren aus. Der Feind hatte über Nacht in seiner Stellung alle erforderlichen Aenderungen vorgenommen, den Posten von Wittgendorf noch verstärkt, und auch den andern, jetzt an die Neiße gelehnten Flügel trefflich gesichert. Jenseits des Flusses stand ein Reservecorps; wenigstens dieses hoffte der König schlagen zu können, wenn schon von dem Angriff auf die Hauptstellung abgesehen werden mußte. So ging Winterfeldt, während die beiden Heere unter strömendem Regen sich in Schlachtordnung gegenüberstanden, bei Hirschfeld mit einer Abteilung über die Neiße, sah sich drüben aber durch die Batterien des Feindes und die sumpfige Niederung des Kipperbaches am Vordringen verhindert.

Am 20. August trat das preußische Heer den Rückzug auf Ostritz an. „Dann will sich nicht mit mir schlagen, so will ich ein Epigramm auf ihn machen," hörte man den König sagen. Gewiß durfte der Herzog von Lothringen

[1]) Vgl. Bd. I, 555.

in seinem Bericht nach Wien das einen Entschluß nennen, der einem hochmütigen Geist habe hart fallen müssen. Aber wenn Friedrich mit dem Ausgang unzufrieden war, so war es Maria Theresia nicht minder, da wiederum, wie vor vier Wochen, ihre Generale hier bei Zittau nicht gewagt hatten, die erdrückende Ueberzahl in eine große Entscheidung einzusetzen, trotz aller Mahnungen des Kaisers, daß die Zertrümmerung des feindlichen Heeres der vornehmste Gesichtspunkt der Kriegsführung sein müsse.

Nur ein Ergebnis, allerdings ein wichtiges, hatte der Vorstoß der Preußen gehabt. Görlitz war zurückgewonnen, die Verbindung mit Schlesien wieder hergestellt. Sie aufrecht zu erhalten und dem feindlichen Heere, falls es den Krieg nach Schlesien trug, zu folgen, wurde die Hauptaufgabe des Herzogs von Bevern, dem der König am 25. August die größere Hälfte seines Heeres übergab, während er selber jetzt nicht länger zögern durfte, den Operationsplan endlich aufzunehmen, den er im Frühjahr um eines großen Zweckes willen nicht ohne Bedenken einstweilen zurückgelegt hatte.

In diesem Augenblicke standen außer den Oesterreichern gegen ihn im Felde: die Russen, in einer Sollstärke von 90 000 Mann unter Marschall Apraxin und General Fermor, der nach der Einnahme der Festung Memel am 18. August bei Insterburg zu dem Hauptheer stieß; die Schweden, nach dem Voranschlag 22 000 Mann, bei Greifswald noch in der Versammlung begriffen; die Reichsarmee, unter dem Herzog von Sachsen-Hildburghausen, am 23. August aus dem Sammellager bei Fürth nach Erfurt aufgebrochen, wo sie bei ihrem Eintreffen 33 000 Mann zählte; das Heer des Fürsten Rohan-Soubise, das am 16. August Eisenach erreichte, 20—24 000 Mann, zusammengesetzt aus den nach der Schlacht bei Prag im Elsaß aufgestellten Regimentern [1]) und aus Abzweigungen des französischen Hauptheeres, das nach dem Siege von Hastenbeck den Hannoveranern in das Herzogtum Bremen gefolgt war, aber bereits Streifpartieen nach dem Harze vorschob.

Der König von Preußen konnte sein kleines Heer am Pregel gegen die dreifache Uebermacht der Russen nicht verstärken; er konnte den Schweden ein Heer überhaupt nicht gegenüberstellen, sondern nur eilig zusammengeraffte Landmilizen, ausrangierte Veteranen unter verabschiedeten Offizieren, und dazu die nach der Koliner Schlacht in ihre pommerschen Werbebezirke heimgesandten Trümmer zweier Linienregimenter. Was sich gegen die Oesterreicher entbehren ließ, führte er nach Thüringen, um den Franzosen „eins zu versetzen“ und den Reichsvölkern „das consilium abeundi“ zu geben. Aber statt der 40 000 Mann, mit denen er im März den Franzosen aus seiner Zentralstellung entgegengehen wollte,[2]) konnte er jetzt wenig mehr als 20 000 mit auf den Weg nehmen, und statt der 95 000, die er damals zwischen Zwickau und der lausitzisch-schlesischen Grenze zurückgelassen haben würde, blieben dort nur 40 000. Schon prophezeite er: „Als General habe ich den Feldzug angefangen und als Parteigänger werde ich ihn enden“.

---

[1]) Vgl. oben S. 87.

[2]) Vgl. oben S. 66.

Am 29. August kam der König auf seinem Marsch durch Dresden. Der alte Eichel war hoch erfreut, seinen Gebieter, von dem er seit vier Wochen getrennt gewesen war, „sowohl von Kopf als Gemüte als auch von Gesundheit" so frisch und munter zu sehen, wie nur je mitten im Frieden zu Potsdam. Friedrich gab das zu und schob sein treffliches Befinden auf den guten Schlaf, auf den er jetzt rechnen könne, sobald er sich zur Ruhe begebe. In dem Lager von Dittelsdorf war ihm dieser feste Schlaf fast verhängnisvoll geworden: die Glut einer Kohlenpfanne hatte sein Gemach in Brand gesetzt, halberstickt war er aus dem Bett ins Freie getragen worden.

„Das seind schwere Zeiten, weiß Gott," schrieb er an den Herzog von Bevern zum Abschied in seinem gebrochenen Deutsch, „und solche beklummene Umstände, daß man ein grausam Gelücke gebraucht, um sich aus allem diesem durchzuwicklen."

Dem neuen Feind, gegen den er jetzt ins Feld zog, hatte er doch bereits eine Friedensbotschaft entgegengesandt.

„Man muß die Segel einziehen, wenn der Wind widrig bläst" — auch jetzt handelte er wieder nach dieser seiner alten Klugheitsregel. Stolz hatte er sich beinahe verschworen, um die Gunst der hochfahrenden Franzosen nicht länger buhlen zu wollen. Aber er war allzusehr Staatsmann, als daß er einer Laune, einem Eigensinn, nachgegeben hätte, und allzu sanguinisch, um nicht trotz aller Beweise von Frankreichs Uebelwollen gleichwohl von dieser Seite noch Gutes zu erwarten. Und so weit Einflüsse seiner Umgebung überhaupt für ihn bestimmend waren, machten sie sich durchaus zu Gunsten der Aussöhnung mit dem alten Verbündeten geltend. Wie hatten sich doch die Zeiten seit dem Anfange dieser Regierung gewandelt! Damals hatte auch in Berlin der Staat Ludwigs XIV. noch im Sinne der reichspatriotischen Ueberlieferung als der Erbfeind gegolten, und nur mit Widerstreben und tief innerlicher Abneigung waren die alten Berater der preußischen Politik dem veränderten Kurs gefolgt. Im vorigen Jahre dagegen war von dem jüngeren Geschlecht die Abwendung von Frankreich nicht minder beklagt und verurteilt worden, als 1741 von den Altväterischen das französische Bündnis. Und nunmehr schien der traurige Verlauf des Krieges alle schlimmsten Voraussagungen übervoll zu bestätigen.

Unter dem Eindruck der Kritik, welche die Dinge und die Menschen an seiner Abkehr von der alten Allianz übten, und in der Bitterkeit seines Herzens über die schlaffe, gleichgültige Unthätigkeit seiner neuen Verbündeten hat Friedrich vor dem Ausmarsch zu der im August geplanten Entscheidungsschlacht eine Denkschrift aufgesetzt, die für den Fall, daß ihn eine Kugel traf, zur Ehrenrettung seiner Politik veröffentlicht werden sollte. Den Kern dieser seiner „Apologie" bildet die Darlegung, er habe nicht voraussehen können, weder daß England alle Erwartungen unerfüllt lassen, noch daß Frankreich sich mit ganzer Macht gegen ihn erklären würde. Er hatte im Januar 1756 beim Abschluß der Westminster-Konvention nicht einmal angenommen, daß Frankreich deshalb sich von ihm abwenden würde; er hatte sechs Monate später, als er das Schwert

zog, zwar mit der Möglichkeit gerechnet, daß Frankreich den Wiener Hof mit gewaffneter Hand unterstützte, aber in der That, wie er es jetzt versicherte, sich dessen nicht versehen, daß Frankreich gleich 150000 Mann marschieren lassen würde.[1]) Das aber darf nun aus dieser Apologie nicht herausgelesen werden, daß Friedrich, wenn er im Sommer von 1756 solchen Masseneinbruch gallischen Kriegsvolks geahnt hätte, fein stille gesessen und die Entschließungen seiner Widersacher ergeben abgewartet haben würde. Vielleicht, daß er von dem Westminster-Vertrag abgesehen haben möchte, hätte er alle Folgen, alles was wider Erwartung ausblieb und alles was wider Erwartung geschah, im voraus ermessen können; in der Lage aber, wie sie bis zum August 1756 sich entwickelt hatte, würde er aller psychologischen Wahrscheinlichkeit nach durch jeden weiteren Einblick in die Tiefen der dräuenden Gefahr nur bestärkt worden sein in seinem alten Grundsatz, lieber zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen.

Gleich dem Prinzen von Preußen[2]) stand Prinz Heinrich mit seinen politischen Sympathien, und nicht bloß mit diesen, ganz auf französischer Seite. Von dem Könige befragt, erklärte er ihm schon in den ersten Tagen nach der Koliner Schlacht, daß er nur in einem Bündnis mit Frankreich das Heil sehe, daß man sich den Franzosen blindlings in die Arme werfen müsse, und zwar ohne Zögern. Darauf hatte Friedrich am 25. Juni, zumal da ihn an demselben Tage jenes vorzeitige Gerücht von dem Weserübergang der Franzosen[3]) stark beunruhigte, der Markgräfin von Baireuth geschrieben, sie möge durch den Ritter Folard, Frankreichs Vertreter bei einer Anzahl oberdeutscher Fürstenhöfe, der in den letzten Monaten wiederholt seine guten Dienste angeboten hatte, auf den Frieden hinzuwirken suchen und ihm sagen: man wolle sich gern dem französischen Schiedsspruche anvertrauen und hoffe, daß Frankreich noch einen Rest seiner Freundschaft für die alten Verbündeten bewahren werde.

Die Aussichten für eine Unterhandlung waren, auch abgesehen von dem Umschwung der militärischen Lage, nicht eben günstig. Gleichzeitig mit der Neubildung des britischen Kabinetts vollzog sich auch in Frankreich ein Ministerwechsel. An Stelle des immerhin den Anschauungen des alten Systems noch nicht ganz entfremdeten Rouillé wurde am 25. Juni der Vertraute der Pompadour, das vornehmste Werkzeug der Verträge von Versailles, Abbé Bernis, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Das Gebäude erhielt damit seinen Schlußstein. Gleichwohl mußte der Versuch gemacht werden, mit diesem Manne anzuknüpfen.

Friedrich hieß es deshalb mit Freuden gut, als die Markgräfin von Baireuth sich erbot, ihren Kammerherrn Mirabeau, einen Verwandten von Bernis, insgeheim nach Paris zu schicken. Dagegen lehnte er es am 15. Juli noch ab, dem Sendling eine Instruktion mitzugeben; alles habe im Namen der Markgräfin zu geschehen, man dürfe den Franzosen nichts vorschlagen, sondern müsse trachten, sie zum Reden zu bringen: „Meine Ansicht würde sein, wenn man das

[1]) Vgl. Bd. I, 580. 583. 586 und oben S. 37. 38. 40.
[2]) Vgl. oben S. 105.
[3]) Vgl. oben S. 103.

letzte Wort aus ihnen herausgezogen hat, alles dem König von England mitzuteilen, um zu sehen, ob es sich machen läßt, diesen Winter zu einem Vergleich zu gelangen."

Unmittelbar darauf erhielt er einen Brief des Reichsgrafen von Wied, der vor zweiundzwanzig Jahren in dem Kriege zwischen Frankreich und Kaiser Karl VI. als Friedensvermittler zu einer gewissen Berühmtheit gelangt war; sein Bruder diente als General im preußischen Heere. Ein französischer Oberst, angeblich ein Vertrauensmann von Belle-Isle, hatte sich in Neuwied eingefunden und dem Grafen die unveränderliche Ergebenheit Belle-Isles für den König von Preußen gerühmt und auf Verlangen es schriftlich wiederholt, daß der Marschall sich werde bereit finden lassen, wenn der König Vorschläge machen wolle. Auch jetzt lehnte Friedrich das ab; er begnügte sich, dem Grafen Wied zu antworten, daß er nie sich auf schimpfliche Friedensverhandlungen einlassen werde, daß erstens seine Verbündeten in Deutschland miteinbegriffen werden müßten, und daß zweitens man sich weiter äußern möge. Inzwischen aber siegten die Franzosen bei Hastenbeck, und nun entschloß sich Friedrich, einen Offizier aus seiner näheren Umgebung, den Obersten Balbi,[1]) nach Neuwied zu senden, und bevollmächtigte ihn zu einem vorläufigen Abkommen auf der Grundlage: keine Abtretungen, ein Waffenstillstand, um mit den Verbündeten Abrede nehmen zu können, Einschluß der Verbündeten, Erneuerung der früheren Allianz mit Frankreich. Am 14. August reiste Balbi von Dresden ab.

Zum Unglück wurde die Antwort des Grafen Wied auf das Schreiben des Königs von österreichischen Husaren aufgefangen. Friedrich kam, als er am 4. September das erfuhr, in peinliche Verlegenheit. Wie, wenn die Botschaft günstig gelautet hatte? Dann konnte ein Zusammenstoß mit dem französischen Heere, dem er jetzt entgegenzog, alles verderben. Er versprach sich von der Verhandlung um so mehr, als die Markgräfin ihm versicherte, Maria Theresia wolle keinen Finger breit von ihren Niederlanden an Frankreich abtreten. So ging er jetzt noch einen Schritt weiter und wandte sich trotz allem unmittelbar an die Franzosen, und doch nicht bloß, um durch die Verhandlung die Bewegungen ihrer Truppen aufzuhalten. Der Kammergerichtsrat v. Eickstedt, ein auf einer Rundreise an eine Anzahl deutscher Höfe jüngst erprobter Unterhändler, wurde am 6. September in das Hauptquartier des Herzogs von Richelieu abgefertigt; denn an diesen glänzendsten aller Grandseigneurs, das Schoßkind des Glücks, den Eroberer von Minorka, hatte der dem Hofe mißliebige d'Etrées trotz des frischen Lorbeers von Hastenbeck inzwischen den Oberbefehl abgeben müssen. In einem überaus schmeichelhaften Brief an den Herzog gab Friedrich der Ueberzeugung Ausdruck, daß der Neffe des großen Kardinals ebenso dazu geschaffen sei, Verträge zu unterzeichnen, wie Schlachten zu gewinnen, berief sich auf eine sechzehnjährige politische Verbindung, deren Spuren nicht ganz in den Gemütern vertilgt sein würden, und ersuchte um Mitteilung der auf diesen Friedensantrag bezüglichen Weisungen, die der Marschall entweder schon haben werde oder von seinem Hofe einholen möge.

---

[1]) Bd. I, 574.

An diesem 6. September hatte der König zudem eine neue Unglückskunde erhalten. Feldmarschall Lehwaldt, durch den Pregelübergang der Russen in seiner befestigten Stellung bei Wehlau umgangen, war ihnen mit raschem Entschluß auf das linke Ufer gefolgt, hatte am 30. August das vereinigte russische Heer bei Großjägersdorf angegriffen, war nach anfänglichen Erfolgen geschlagen worden und hatte sich unverfolgt hinter die Alle zurückgezogen. Der König hielt die Nachricht von der Niederlage vor dem Heere geheim, dem tapferen alten Feldmarschall antwortete er auf seine Meldung mit tröstenden Worten, indem er ihm vor allen Dingen anempfahl, sich die Sache nicht so sehr zu Herzen zu nehmen, sondern als ein Unglück zu betrachten, wie es im Kriege eben vorkomme. Eine abgeschlagene Attacke sei noch keine verlorene Bataille; damit solle er Offizieren und Soldaten neuen Mut machen. Vor Einem warnte er ernstlich: sich in Königsberg mit dem Heere einschließen zu lassen. Dann werde alles verloren sein, lieber solle man den Feind von neuem angreifen.

Ueber Pegau, Kösen, Braunsroda, wo der König am 12. September ein zweites Mal durch nächtliches Schadenfeuer aus dem Bette aufgestört wurde, führte ihn sein Vormarsch auf die große Frankfurter Landstraße. Vom Feinde ward außer österreichischen Husaren und Panduren nichts sichtbar: „Die französische und Reichsarmee ist für uns ein geistiges Wesen," spottete Friedrich; „viele Leute behaupten, sie gesehen zu haben, aber trifft man nicht auch Leute, die Erscheinungen gehabt haben wollen? Also würde ich an der Existenz dieses Heeres zweifeln, wenn anders ich Pferde hier zu Lande gefunden hätte; die aber gibt es nicht, ein Jemand muß sie fortgeführt haben, und dieser Jemand muß dieses unsichtbare Heer sein."

Seine Kriegsfahrt durch das thüringische Land glich einem Triumphzuge. Der Jubel des treuherzigen Volks aller Orten galt dem Protestantenkönig und dem Befreier von den Franzosen. Beim Durchzug durch das Weimarische verschmähte Friedrich das ihm von dem Herzog zugerüstete Quartier und die ihm entgegengesandten Spenden für Küche und Keller und begnügte sich mit einer dürftigen Unterkunft zu Neumark; ganz Weimar strömte heraus, um den König zu sehen. Als er durch die Straßen von Erfurt ritt, umdrängte ihn eine ungezählte Menge; wer konnte, küßte seine Hände, seinen Rock, sein Pferd.

Vor Gotha erschienen die Preußen am 15. September, zwei Stunden, nachdem die österreichischen und französischen Husaren abgezogen waren. Auf die ganz unerwartete Kunde, daß der Kriegsherr selber seine Vorhut führe, versammelten sich im Schloßhof der Herzog und die Herzogin, umgeben von ihren Kindern und ihrem Hofstaat; immer voller brausten die Freudenrufe heran, und nun sah man den König an der Spitze des Dragonerregiments Meinecke, von allem Volk begleitet. „Die Beschaffenheit seiner Kleider und seiner Wäsche bestätigte," erzählt ein Augenzeuge, „was der Ruf von ihm sagte, daß er im Felde sich im geringsten nicht mehr Bequemlichkeiten gestatte, als der letzte seiner Offiziere." Er begrüßte die Schloßherrschaft auf das Artigste und bat um einen Teller Suppe, da er seit vier Tagen nicht regelrecht gespeist habe. Man setzte sich an die für die Offiziere des Feindes gedeckte Tafel, das Volk durfte zuschauen. Die geistreiche Herzogin, die von ihrem ehemaligen Mißtrauen gegen

diesen König längst zurückgekommen war,[1]) schien jedes seiner Worte zu verschlingen. Derweil studierten die Tischgenossen seine Physiognomie: „Das Feuer des Helden, die Bedachtsamkeit des Heerführers, die Verschlagenheit des Staatsmannes, den Verstand des Weltweisen, den Geist des Dichters, den Ernst des Gehorsam heischenden Herren, die Artigkeit des Gesellschafters, den Witz des Spötters: das Alles fanden wir unserer Meinung nach in den Zügen dieses Gesichts, in welchem ein Paar der schönsten blauen Augen, voll Glanz und Lebendigkeit, eine gerade, scharf und wohl gebildete Nase, ein überaus freundlicher und beim Sprechen von lauter Geist umspielter Mund und selbst die zwei bedenklichen Linien auf der Stirn zwischen den Augen, zusammen das regelmäßigste und angenehmste Menschenantlitz ergaben, das man nur sehen kann." Nach zwei Stunden ward die Tafel aufgehoben, der König küßte der Herzogin die Hand und verließ die Stadt ohne Bedeckung, denn seine Reiter sollten von hier aus den Feind beobachten; er selbst ging zum Heere zurück und bettete sich für die Nacht auf dem Boden der Dorfschenke zu Gamstädt. Vier Tage später waren es die Feldherren der Verbündeten, Soubise und Hildburghausen, die sich mit ihrem Stab als Mittagsgäste auf dem Gothaer Schloß ansagten. Aber Seydlitz, den sie auf seinem vorgeschobenen Posten abzufangen gedachten, täuschte sie durch eine kecke Kriegslist so völlig über seine Zahl, daß die Generale ihr Mahl stehen ließen und mit 9000 Mann vor 1700 Dragonern und Husaren in ihr altes Lager bei Eisenach entwichen. Vom Balkon hatten die Damen des Hofes dem plötzlichen Scenenwechsel lachend zugeschaut. „Nichts Ruhmvolleres konnte meinen Truppen geschehen," schrieb Friedrich ritterlich an die Herzogin, „als unter Ihren Augen und für Ihre Verteidigung zu fechten."

Entschieden wurde durch solche Reiterstückchen nichts. „Meine Devise ist," schreibt Friedrich nach dem Gefecht von Gotha in abenteuerlichstem Latein: „Magnibus in Minibus et minibus in Maxsimus." In der Voraussicht, daß dieser Feind sich zur Schlacht nicht mehr stellen würde, hatte er schon nach der Besetzung von Erfurt seine kleine Schar in drei Teile zerlegt: Ferdinand von Braunschweig ward zur Deckung des Fürstentums Halberstadt entsandt; Moritz von Dessau an die Mulde nach Wurzen, um den Waffenplatz Torgau und die Kurmark gegen das bei Bautzen erschienene österreichische Corps des Freiherrn v. Marschall zu schirmen; der König selbst beabsichtigte, wenn der Feind sich wider Vermuten herauswagte, an der Elster bei Pegau ihn zu erwarten und dann den Dessauer wieder heranzuziehen.

Bereits hatten gegen einen der anderen Gegner die preußischen Waffen abermals eine Niederlage erlitten. Die Verbindung mit der Lausitz war unterbrochen, nur Gerüchte drangen durch. Am 14. September schreibt der König an Winterfeldt: „Hier gehet alles nach Wunsch, es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen, die mir in große Sorgen setzet. Ich weiß nicht, was ich davon glauben soll. Aus Dresden schreibt man mir, Er wäre tot, und aus Berlin, Er hätte einen Hieb über der Schulter. Aus diesem kann ich mir nicht vernehmen. Wende der Himmel alles zum Besten!" Wäh-

[1]) Bd. I, 205.

rend seine Umgebung bereits klar sah, hielt der König noch an einer letzten Hoffnung fest. Aber am 16. kam eine Meldung aus Berlin, die allzu bestimmt lautete, am 17. die unmittelbare Bestätigung durch einen Feldjäger mit Berichten des Herzogs von Bevern: den 7. war Winterfeldt mit einem vorgeschobenen Corps von 10000 Mann vor Görlitz beim Dorfe Moys von seinem alten Gegner Nadasdy, dem er einst den Sieg von Landeshut abgewonnen hatte,[1]) angegriffen worden; nach mehrstündigem heißen Gefecht und nach schwerer Verwundung ihres Führers hatten die Preußen weichen müssen, Tags darauf war Winterfeldt seiner Wunde erlegen. Der König erhielt die Nachricht, als er vom Lagerplatze bei Erfurt in sein Quartier zu Kerspleben zurückkam. Er vermochte seine Thränen nicht zurückzuhalten. „Nie werde ich wieder einen Winterfeldt finden," hörte man ihn sagen. Vor drei Wochen beim Abschied hatte er den Freund umarmt, und bewegt zu ihm gesagt, fast habe er vergessen, ihm seine Instruktion zu erteilen: „Nur diese weiß ich für Ihn: erhalte Er sich mir." Friedrich betrauerte in Winterfeldt denjenigen seiner Generale, der seinem Herzen am nächsten stand, vor allem aber im gegenwärtigen Augenblicke „den unentbehrlichsten Mann im Heer des Herzogs von Bevern", den Offizier, auf den er für die Verteidigung Schlesiens am meisten gerechnet hatte.

Nach dem Tage von Moys hatte Bevern sein Lager bei Görlitz verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Eine Schlacht schien unmittelbar bevorzustehen. Berlin war gegen eine Ueberrumpelung durch die Oesterreicher jetzt nicht mehr gedeckt, der Hof und die Behörden trafen ihre Vorbereitungen für eine Flucht. Auch von Norden her drohte der Hauptstadt bereits Gefahr. Am 13. September überschritten die Schweden die preußische Grenze und besetzten Anklam und die Fährschanze an der Peene. Zugleich drangen die Vortruppen des französischen Hauptheeres in das Halberstädtische ein. Und weiter: es bestätigte sich, daß Cumberland, bis unter die Werke von Stade zurückgedrängt, mit seinem Gegner Richelieu unter dänischer Vermittelung am 8. September einen Vergleich geschlossen hatte, durch den Richelieu volle Freiheit der Bewegung gegen die preußischen Lande erhielt: die Konvention von Kloster Zeven, die nur Glimpfes halber nicht als Kapitulation bezeichnet wurde. Cumberlands Heer löste sich auf, die Hessen und Braunschweiger wurden in ihre Heimat entlassen, die hannöverschen Truppen mußten teils in Stade und im Herzogtum Bremen, teils auf dänischem Gebiet Quartiere nehmen; Herren im Kurfürstentum Hannover blieben bis auf weiteres Abkommen die Franzosen.

Alle diese Nachrichten trafen den König von Preußen binnen wenigen Tagen Schlag auf Schlag. In die Stimmung des Augenblicks versetzt uns sein leidvoller Brief an die Markgräfin Wilhelmine vom 17. September, die lange „Generalbeichte", die er der Schwester ablegte. „Die Festigkeit besteht im Widerstand gegen das Unglück; aber nur Feiglinge entwürdigen sich unter dem Joche, schleppen geduldig ihre Ketten und ertragen ruhig die Unterdrückung. Niemals, meine teure Schwester, werde ich mich zu solchem Schimpf entschließen können ... Hätte ich nur meiner Neigung gefolgt, so hätte ich alsbald nach der

[1]) Bd. I, 256.

unglücklichen Schlacht, die ich verloren habe, mich davongemacht; aber ich habe gefühlt, daß das Schwäche sein würde, und daß es meine Pflicht sei, das Uebel wieder gutzumachen, das geschehen war. Meine Hingebung an den Staat ist wiedererwacht; ich habe mir gesagt: nicht im Glück ist es schwer, Verteidiger zu finden, sondern im Unglück. Ich habe einen Ehrenpunkt darein gesetzt, alle Störungen auszugleichen, und es ist mir noch neulich in der Lausitz gelungen, aber kaum bin ich hierher geeilt, um mich neuen Feinden entgegenzuwerfen, da wird Winterfeldt bei Görlitz geschlagen und getötet, da dringen die Franzosen in das Herz meiner Staaten ein, da blockieren die Schweden Stettin. Für mich gibt es nichts Gutes mehr zu thun; es sind der Feinde zu viel. Selbst wenn ich so glücklich wäre, zwei Heere zu schlagen, das dritte würde mich zermalmen."

Die Republikaner des Altertums, Brutus und Cato, sollen es den Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts an Hochsinn nicht zuvorthun. So gelobt es der Brief an die Markgräfin, so bekräftigt es wenige Tage darauf ein Scheidegruß an den Marquis d'Argens, die poetische Paraphrase jenes Briefes:

Fahr wohl, trugvoller Lorbeer, Heldenkrone,
Zu teuer ist der Ruhm der Weltgeschichte:
Ein flücht'ger Blick des Glücks wird dir zum Lohne,
Und vierzigjähr'ge Arbeit wird zu nichte,
Und hundert Gegnern dient dein Los zum Hohne!

Lorbeeren, Vergnügungen und schon auch die Pflichten, so lange heilig und jetzt unnütz, sollen ihn nicht mehr zurückhalten: die Lohe vom Scheiterhaufen der hochherzigen Heiden soll ihm den Pfad ins dunkle Todesland weisen:

Mich schreckt nicht das Phantom mit klapperndem Gebein;
Das freundliche Asyl sei mir der Sarg,
Das aus des Schiffbruchs Graus und Pein,
Roms größte Söhne rettend barg.

Tief erregt durch das schmerzenvolle Schwelgen in seinen dunkeln Phantasien ließ Friedrich eines Abends — es war am 22. September — noch in später Stunde seinen Vorleser, den Abbé de Prades, rufen: „Ich will Ihnen meine neuesten Verse zeigen, vielleicht die letzten, die ich in meinem Leben gemacht habe." Der Abbé las, bald entriß ihm der Verfasser das Gedicht, trug es mit Leidenschaft vor und netzte das Blatt mit seinen Thränen. Zu keiner Zeit hat Friedrich so viel Verse auf das Papier geworfen, wie in diesen schweren Sommer- und Herbstmonden von 1757. „Oft möcht' ich mich berauschen," klagt er, „um meinen Kummer zu ertränken, aber da ich nicht trinken mag, so zerstreut mich nichts als Versemachen, und so lange diese Ablenkung währt, spüre ich mein Unglück nicht. Das hat mir den Geschmack für die Poesie wiedergegeben, und so schlecht meine Verse sein mögen, sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst."

Am 24. September, seit langer Zeit ein erster Lichtblick: „So schön meine Epistel ist, so werde ich doch den darin ausgesprochenen Vorsatz jetzt nicht ausführen," sagt Friedrich zu de Prades. Lehwaldt hat gemeldet, daß die Russen

in Gewaltmärschen aus Preußen abziehen. Ein Gerücht sagt die Zarin tot. Zugleich kommt die sehnlich erwartete Antwort von Richelieu.

Der Herzog hatte den preußischen Emissär Eickstedt in Braunschweig empfangen und sofort einen Eilboten nach Versailles gesandt, zugleich freilich auf die doppelte große Schwierigkeit hingewiesen, die Kaiserin-Königin zu befriedigen und Sachsen zu entschädigen. In seinem Antwortschreiben auf Friedrichs Brief erklärte er artig, daß er, auf jedem Gebiete dem König weit unterlegen, immerhin besser fahren werde, wenn er, statt mit ihm schlagen zu müssen, mit ihm unterhandeln solle. Alles hing nun von der Antwort aus Versailles ab. Inzwischen ging der König den Franzosen einen weiteren Schritt entgegen, wenn er in seinem Erlaß an Eickstedt vom 24. September jetzt, nach dem Abfall der Hannoveraner, zum erstenmal das Wort Sonderfrieden fallen ließ.

Und abermals einen Schritt weiter ging er, als er Tags darauf auch aus Neuwied von seinem Kundschafter Balbi gute Nachrichten über einen anscheinenden Umschwung der Stimmung erhielt, wie ihn Barbutt de Marsac, der geheime Agent des Grafen Wied, am Versailler Hofe wahrgenommen haben wollte. Da hieß es, die Verhandlung würde schnell zum Ziele kommen, wenn der König von Preußen sich entschließen wollte, das Fürstentum Neufchatel mit Valengin der Marquise von Pompadour für ihre Lebenszeit abzutreten. Schon im vorigen Winter hatte ein angeblicher Vertrauensmann des französischen Hofes[1]) diese Abtretung angeregt und sich darauf berufen, daß bereits früher darüber verhandelt worden sei. Es soll das im Jahre 1754 gewesen sein; damals aber hätte König Friedrich, so erzählte man sich, den Gedanken mit Entrüstung von sich gewiesen. Wie dem auch sei, im vorigen Winter waren nicht irgendwelche Skrupel von seiner Seite, sondern nur der plötzliche Tod des Mittelsmannes dazwischen getreten. Um wie viel weniger hätte er jetzt, im Drange der härtesten Not, an dem von neuem vorgeschlagenen Auskunftsmittel Anstoß genommen. Er ermächtigte Balbi, seine Zustimmung zu erklären, wofern die Marquise dahin wirken würde, daß die Friedensbedingungen für Preußen vorteilhaft oder wenigstens nicht lästig ausfielen: die Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege sollte das letzte Wort sein.

Aber der „Hoffnungsschimmer" erlosch von heute auf morgen. „Ich hatte geglaubt, daß es uns in Frankreich würde glücken können," schreibt Friedrich bereits am 29. September, „aber nach andern Quellen, die ich habe, sehe ich nicht mehr Tag." Wenn Frankreich wirklich, was er bisher noch immer nicht geglaubt hatte, sich Flandern hatte abtreten lassen, und wenn man im Begriff war, den ältesten Erzherzog der Kaiserin-Königin mit einer Enkelin Ludwigs XV. zu verloben, wie durfte da die Auflösung der Koalition erwartet werden?

Der September, so hatte er beim Aufbruch aus der Lausitz erklärt, werde sein Schicksal für den Herbst und den Winter entscheiden. Jetzt war die Frist verronnen, das Glück war nicht zurückgekehrt, die Lage nur verschlimmert. Am 1. des neuen Monats sagt er sich: „Wir sind zu Grunde gerichtet, aber ich falle den Degen in der Faust."

---

[1]) Vgl. oben S. 49, 50.

Wie es schien, sollte bei der Unterhandlung nicht einmal so viel gewonnen werden, daß Richelieu mit seinem Heere stille gestanden wäre. Herzog Ferdinand hatte das Halberstädtische von den französischen Vortruppen schnell gesäubert; nun aber mußte er dem König melden, daß der Feind auf der ganzen Linie mit Macht gegen die Elbe vorrücke und durch die Altmark mit den Schweden Fühlung zu gewinnen suche. Friedrich glaubte nicht, daß es so spät im Jahre noch auf die Belagerung von Magdeburg abgesehen sei, aber er fürchtete, daß Franzosen und Schweden gemeinsam die Festung umstellen wollten. Und deshalb entschloß er sich jetzt, sein drittes Heer herbeizuziehen, seine östliche Außenprovinz, Preußen, wie schon vorher die westlichen, aufzugeben; mit schwerem Herzen, zumal im Hinblick auf die gerade jetzt dort eingetretene günstige Wendung, aber in der Ueberzeugung, daß sonst, wie er an Lehwaldt am 2. Oktober schrieb, „ich kaput und verloren sein würde". Zu Anfang Dezember gedachte er mit Lehwaldt vereint den Epigonen Turennes und Torstensons zu Leibe zu gehen.

Gleichzeitig mit Richelieu rückten auch Soubise und Hildburghausen aus Eisenach von neuem vor. Friedrich, schon am 27. September mit seinem kleinen vorgeschobenen Corps von Erfurt auf Weimar zurückgegangen, zog den Prinzen Moritz nach Naumburg heran. Er hoffte von neuem auf eine Schlacht, wenn anders der „Narr" Hildburghausen sich dazu verleiten ließ. Aber nur zu bald mußte er als ein „Fabius wider Willen" sich überzeugen, daß er die Leute „zu nichts kriegen" könne: „wenn Hildburghausen allein wäre, so ginge es gut; aber die Franzosen kantonieren hinter Gotha, und die kann er nicht mitkriegen, also kann ich nichts als kleine Bagatellen ausrichten."

„Wenn ich vorrücke," schreibt er am 6. Oktober ingrimmig, „so flieht der Feind; gehe ich zurück, so folgt er mir, aber immer außer Schußweite. Geh' ich von hier fort und suche etwa den stolzen Richelieu irgendwo bei Halberstadt auf, so wird der desgleichen thun, und hier diese Feinde, augenblicklich ruhig wie die Steinbilder, werden sich bald beseelen und mich irgendwo bei Magdeburg wieder festnageln. Wende ich mich nach der Lausitz, dann nehmen sie mir meine Magazine in Leipzig und Torgau und gehen geradeswegs nach Berlin. Kurz, ich bin in Verzweiflung . . . Die Experimente können nicht mehr lange währen, das muß binnen kurzem enden, auf eine oder die andere Weise."

In diesen Tagen kam ein Schreiben aus Délices, Voltaires schweizerischer Einsiedelei. Trotz allem, was zwischen ihnen vorgefallen war, unterhielt Friedrich seit dem vorigen Winter wieder einen Briefwechsel mit dem „Patriarchen des Geschmacks". Auch seine Todesgedanken hatte er ihm anvertraut: „Man muß für sein Vaterland kämpfen und für sein Vaterland fallen, wenn man es retten kann, und wenn man das nicht kann, ist es schimpflich, es zu überleben." Darauf entgegnete jetzt Voltaire: „Erschrecken Sie nicht, Sire, vor einem langen Brief, der einzigen Sache, die Sie erschrecken kann." Der lange Brief legte dar, daß Cato und Otho Friedrichs Vorbilder nicht sein dürften; daß der große Kurfürst darum nicht geringer geachtet worden sei, weil er einige seiner Eroberungen herausgegeben habe; daß auch nach Abtretungen dem König stets genug Land bleiben würde, um einen sehr hervorragenden Rang in Europa

zu behaupten. „Für mich wird es ein Troſt ſein," ſchloß Voltaire, „beim Scheiden aus dem Leben einen philoſophiſchen König auf Erden zu hinterlaſſen."

Friedrich kannte aus ſeinem Plutarch die berühmte Antwort Alexanders an Parmenion; ſie gab ihm die Anknüpfung für eine nicht minder berühmt gewordene Antwort:

Glaubt mir, wenn ich Voltaire wär',
Ein Menſchenkind, wie andre mehr,
Säh' ich, mit kargem Los zufrieden,
Vom flücht'gen Glück mich gern geſchieden,
Wollt' es verlachen, ganz wie er! . . .
Doch andrer Stand hat andre Pflicht . . .
Voltaire in ſeiner ſtillen Klauſe,
Im Land, wo alte Treue noch zu Hauſe,
Mag friedſam um den Ruhm des Weiſen werben,
Nach Platos Muſter und Gebot.
Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, ſterben!

Volles Verſtändnis fand dieſe antike Anſchauung bei der Markgräfin von Baireuth. Friedrichs erſte Hinweiſe auf den rettenden Port, den er im Reiche der Schatten noch finden könne, hatten ihr eine „Thränenflut" entlockt. Aber ſie rühmte ſich, dieſe Schwäche überwunden zu haben; ſie eröffnete dem Bruder ihren feſten Entſchluß, ſein Los zu teilen, ſeinen Fall und den Niedergang der Dynaſtie nicht zu überleben. Auch ſie verfocht gegen Voltaires Einwürfe ihre und des Königs heroiſche Denkart: „Ein Grab iſt unſer Richtpunkt; obgleich alles verloren ſcheint, bleiben uns doch Güter, die man uns nicht rauben ſoll, die Feſtigkeit und das warme Herz." Fürwahr, eine tapfere Frau, dieſe zarte Prinzeſſin mit dem leidenden Ausdruck in dem ſchmalen, unendlich anziehenden Antlitz, mit ſo viel Geiſt in dem großen Auge und der leiſen Spur von Spott um den feinen Mund. Krank, aufgeregt, empfindlich, zur Uebertreibung geneigt in der Liebe und im Haß, für alle rührenden und erhebenden Eindrücke ebenſo empfänglich, wie nachgiebig gegen feindſelige und häßliche Regungen, ward ſie jetzt von den leidenſchaftlichen Schwingungen, in denen Friedrichs innerſtes Weſen vibrierte, wie in Verzückung mit fortgeriſſen. Sie, die auf ihr ganzes Leben als auf ein ununterbrochenes Martyrium zurückſchaute, wußte, was Leiden war, und litt alle Qualen des Bruders ſeeliſch und beinahe körperlich mit. Wenn ſie für die einſt im Elternhauſe erlittenen Unbilden in den fratzenhaft verzerrten Schilderungen ihrer Memoiren mit krankhaftem Nachzittern ſich ſchadlos gehalten, wenn ſie jahrelang in dem bitteren Gefühl unverdienter Kränkung und verſchmähter Hingebung auch dieſem Bruder ſchmollend und ſchmälend ſich entfremdet hatte, ſo lebte und webte ſie jetzt nur in einem Gefühle: ſie ſchwelgte in dem Stolz auf den Bruder, dem ſie ſich ebenbürtig fühlte und der ihre zärtliche Schweſterliebe mit rührendem Danke vergalt. Wer könnte den Briefwechſel der beiden Geſchwiſter ohne Ergriffenheit leſen?

Die Schwester war dem gereiften Mann in der schwersten Prüfung seines Lebens wieder das geworden, was sie einst dem erbitterten und verstockten und doch so liebebedürftigen, halb leichtsinnigen und halb schwermütigen Knaben gewesen war. Wir glauben ihm die oft wiederholte Versicherung, daß er an dieser einzigen, unvergleichlichen Schwester sich stärke und aufrichte.

In anderer Weise war der Prinz Heinrich seit kurzem sein Vertrauter. In fast täglichem Verkehr war der jüngere Bruder seit dem Tage nach der Koliner Schlacht der Zeuge aller der Stürme gewesen, welche die endlose Drangsal in der Brust des Königs entfesselte. Kein stummer Zeuge: der Prinz hielt mit seinem selbständigen Urteil, seinem Widerspruch nicht leicht zurück; verschlossen hielt er nur seinen Groll, dem das harte Geschick des ihm in warmer Freundschaft verbundenen Prinzen Wilhelm neue Nahrung gegeben hatte. Heinrich war von gröberem und einheitlicherem Stoffe als Friedrich und Wilhelmine, ohne den Zusatz von Empfindsamkeit und Excentricität, ruhig, kühl, nüchtern, stets bedächtig und abwägend, allen unvermittelten Impulsen unzugänglich, allem verwegenen Ungestüm abhold: so als Mensch und so als General und Politiker. Für den herben politischen Idealismus, der alles an alles setzt und den Tod anständiger achtet als ein entehrtes Leben, hatte er so wenig Verständnis wie Voltaire und führte in diesen peinlichen Gesprächen, während derer der König, seinen Hut zerknitternd, wie ein Verzweifelter im Zimmer auf und ab stürmte, ungefähr dieselben Gegengründe ins Treffen, wie jener in seinen weltweisen Briefen. Am 12. Oktober speiste Friedrich zu Eckartsberga selbstviert mit dem Prinzen, Mitchell und Keith; er sprach „nicht vier Worte" über Tisch. Nach der Mahlzeit behielt er den Bruder allein zurück und klagte trostloser denn je: der Zustand, in dem er sich befinde, sei länger nicht zu ertragen und schlimmer als der Tod. Heinrich entgegnete, daß er keinen Grund sähe, die Sache auf das Aeußerste zu treiben. Der König würde nicht der erste Fürst sein, der sich gezwungen sähe, eine Provinz abzutreten. Gewiß sei seine Lage eine schreckliche, aber er brauche ja nur ein kleines Opfer zu bringen, um sich ihr zu entziehen, und die Standhaftigkeit im Unglück bestehe nicht darin, eine verlorene Partie halten zu wollen, sondern in der Anwendung der geeignetsten Mittel, um dem völligen Ruin vorzubeugen.

Der Markgräfin schrieb Friedrich selbigen Tages: „Weit entfernt, daß das Geschick sich erweichen ließe, alle Nachrichten, die ich erhalte, alle Briefe, die ich öffne, vermehren nur das Gewicht meines Unglücks. Kurz, meine liebe Schwester, es scheint eine ausgemachte Sache: das Schicksal oder ein Dämon haben den Sturz Preußens beschlossen, und alles hat dazu zusammenwirken müssen: widernatürliche Allianzen, Haß, dem man keinen Nährstoff geliefert hat, untergeordnete Ursachen und wirkliche Unglücksfälle. Ich gestehe, daß ich kaum zu schreiben vermag, mein Gemüt ist so gedrückt, die Dinge stehen mir so nahe vor Augen, daß meine Anstrengungen unvermögend sind, so starke und grausame Eindrücke abzuschwächen." Diesen Abend konnte man von der Straße den König in seinem Gemach zu ebener Erde beobachten, wie er mit Leidenschaftlichkeit Racines Mithridat deklamierte.

Zwei Nachrichten vor allem waren es, die ihn heute so tief niederdrückten.

In Schlesien war Bevern vor den Oesterreichern hinter die Oder zurückgewichen. Aus Frankreich vermittelte die Markgräfin Stimmungsberichte, wonach von dort nichts Gutes mehr zu erwarten war.

Die Antwort aus Versailles, wie sie dann Richelieu am 13. Oktober zu Halberstadt Eickstedt vorlas und wie Friedrich sie am 16. vernahm, lautete noch abweisender und hochmütiger, als er gefürchtet: daß der König von Frankreich ohne seine Verbündeten, die einzeln aufgeführt wurden, nicht in die Verhandlung eintreten werde und daß die erforderlichen Beratungen nicht mit einem General, sondern nur mit den Ministern des Königs von Frankreich und der Kaiserin-Königin gepflogen werden könnten. Das hieß mit anderen Worten, der König von Preußen sollte einen Bevollmächtigten nach Versailles schicken und um Frieden bitten, wie denn Richelieu es als seine persönliche Ansicht bezeichnete, daß Frankreich jetzt bestimmte Vorschläge erwarte. Er fügte hinzu, daß die Kaiserin-Königin nie Frieden schließen werde, ohne Schlesien wiederzuerhalten, und unterdrückte die spitze Bemerkung nicht, daß der König zu viel verschiedene Leute in dieser Sache angegangen habe, wie den Marschall Belle-Isle — der Richelieus politischer Gegner war — und andere.

Friedrichs Selbstgefühl war tief verletzt. Als ihm die Markgräfin in einem gleichzeitig eintreffenden Briefe von neuem dringend riet, einen beglaubigten Vertreter mit bestimmten Friedensanträgen nach Frankreich zu schicken, erwiderte er in der ersten Aufwallung, nicht Krone noch Thron würde er durch eine Niedrigkeit erkaufen und lieber hundertmal verderben, als dazu sich herablassen. Wie sehnte er sich danach, durch Thaten diese Franzosen für ihre „Ungezogenheit und Ueberhebung" zu strafen; anders, so nahm er sich vor, sollten sie seinen Namen nicht mehr nennen hören. Viel eher wollte er es noch einmal mit den Engländern versuchen, denen er in den letzten Monaten so oft ihre Unterlassungssünden vorgerechnet hatte. Noch an einem der letzten Marschtage hatte er dem britischen Gesandten, der an seiner Seite ritt, die bittere Wahrheit gesagt: jetzt schreie man in London über den Herzog von Cumberland und die Konvention von Kloster Zeven, aber England und die englischen Minister trügen selbst die Schuld, weil sie keine Truppen nach Hannover gesendet hätten. Eine Erklärung, durch die das britische Kabinett nochmals Subsidien anbot und dagegen den Verzicht auf einen Sonderfrieden forderte, sowie ein Schreiben Georgs II., das in gewundenen Ausdrücken die Konvention mißbilligte, aber nicht widerrief, waren beide bisher unbeantwortet geblieben, nicht weil er auf den Brief nichts zu sagen wußte, wie Friedrich gegen Mitchell ausweichend bemerkte, sondern weil er meinte, zwischen Frankreich und England wählen zu müssen und nicht mit beiden gleichzeitig verhandeln zu dürfen. Indem nun gleichzeitig mit der Absage aus Frankreich am 16. Oktober aus Hamburg durch den englischen Residenten die Nachricht einlief, daß dem schmählichen Abkommen Cumberlands in London die Ratifikation verweigert werde, hielt Friedrich die Entschließung nicht länger an sich. Er erklärte sich bereit, auf den englischen Antrag einzugehen, und forderte seinen königlichen Oheim nunmehr zu einem gemeinsamen Winterfeldzuge auf: Lehwaldts Heer und die Hannoveraner würden durch Ueberrumpelung der Quartiere Richelieus Niedersachsen ebenso vom Feinde säubern

können, wie Turenne im Winter auf 1675 das Elsaß ausgefegt hatte. Demnächst empfahl er noch, die an der französischen Küste nicht zur Ausschiffung gelangten englischen Truppen jetzt an der Elbmündung aufs Land zu werfen und den Franzosen in den Rücken marschieren zu lassen. Unerklärlich blieb freilich, daß König Georg und seine britischen Minister trotz aller Entrüstung über die Vorgänge in Hannover die hannöverischen Geheimräte nicht „im Zaum zu halten" verstanden. Noch immer verweilte einer von ihnen, der Großvogt Steinberg, in Wien als Gesandter.

Unter diesen Umständen und bei dem furchtbaren Ernst der militärischen Lage waren die wenigen Männer in der Umgebung des Königs von Preußen, die in politischen Fragen zu Rate gezogen wurden, wenig einverstanden mit seiner Absicht, den Faden der französischen Unterhandlung ganz abzureißen. So Prinz Heinrich, der auch diesmal mit Freimut warnte, so Eichel, der den Grafen Finckenstein für die Erreichung „des von allen so sehr erwünschten Zweckes" zum Helfer aufrief und als erfahrener Beobachter schon voraussah, daß die erste Hitze verfliegen würde. „Ich habe," vertraute er dem Minister an, „bei der bekannten Vivacité Verschiedenes zu combattieren gehabt, und da durch selbige ordinär wir mehrenteils auf Extrema gehen, bald zu viel, bald gar nichts hoffen, so hoffe ich, Ew. Excellenz werden nach Dero bekannten Einsicht alle gute Tempéraments darunter gebrauchen." Eichel täuschte sich nicht. Nach vier Tagen, am 20. Oktober, eröffnete ihm der König aus eigenem Antrieb, daß er seinen Gesandten am dänischen Hofe, Häseler, nach Paris zu schicken gedenke, unter dem Vorwand, daß dieser Diplomat dort für seine zerrüttete Gesundheit Heilung suchen sollte.

Dem englischen Gesandten blieb nicht verborgen, daß zwischen dem Könige von Preußen und den Franzosen etwas vorging. Aber er warf in seinen Berichten die Frage auf, ob der König getadelt werden könne, wenn er durch Unterwerfung unter Frankreich seine Rettung suche, oder ob nicht in Englands eigenem Interesse dies einer völligen Unterdrückung Preußens durch Oesterreich vorzuziehen sei. Mitchells Ansicht war, alle Hülfe aus England werde zu spät kommen: „Ich fürchte, die Franzosen und Oesterreicher werden bis Weihnachten nicht bloß im Besitze von Berlin, sondern des größten Teils der preußischen Erblande sein. In dieser äußerst gefahrvollen Lage, was kann England für den König von Preußen thun? Frankreich, und Frankreich allein, kann ihn retten, und gleichwohl, so ist nun sein Sinn und so stark ist seine Erbitterung, daß er entschlossen scheint, lieber jegliche Gefahr zu laufen, als sich von Frankreich retten zu lassen."

Immerhin betrachtete Friedrich seinen Feldzug gegen die Franzosen im damaligen Augenblicke als vorläufig beendet. Seine ganze Aufmerksamkeit galt jetzt wieder „unserm größten Feind", den Oesterreichern, die ihm soeben eine sehr unliebsame Ueberraschung bereitet hatten. Zuerst am 11. Oktober wurde er gewarnt vor einem Anschlag des in der Lausitz zurückgebliebenen österreichischen Corps auf Berlin. Anfangs knüpfte er an die Nachricht die Hoffnung, daß bei dieser Gelegenheit der österreichische Uebermut gebrochen werden solle, wenn Prinz Moritz, von Leipzig vorausgeeilt, den Feind „zwacken und aufhalten" konnte, bis

er selbst von der Saale her und Herzog Ferdinand von Magdeburg ihm in den Rücken kommen würden. Nun aber blieb das Corps des Freiherrn v. Marschall bei Bautzen stehen, nur ein fliegendes Corps von nicht mehr als 3400 Mann unter dem verwegenen Parteigänger Hadik erschien am Vormittag des 16. Oktober vor dem schlesischen Thore von Berlin, dem Prinzen Moritz um einen starken Tagesmarsch voraus. So schwach und minderwertig die Besatzung der Hauptstadt war, unter einem fähigeren und entschlosseneren Kommandanten als dem General Rochow hätten diese Landmilizen, Garnisontruppen und Rekruten das Eindringen des Feindes wohl verhindern können. Ueber die Köpeniker Vorstadt ist Hadik, während der Hof und die Minister nach Spandau flüchteten, allemal nicht hinausgelangt; er begnügte sich mit einer Brandschatzung von 215 000 Thalern und nahm sich in unbegreiflicher „Verblendung", wie der Minister Finckenstein meinte, nicht die Zeit, die Hülfsquellen der preußischen Landesverteidigung an ihrem Ursprung abzuschneiden, die Tuchmanufakturen, das Arsenal und das Gießhaus, die Gewehrfabriken und Pulvermagazine zu zerstören oder auszuplündern. Schon beim Morgengrauen des 17. verließ er Berlin, am Abend hielt Seydlitz mit seinem Kürassier-Regiment und den grünen Husaren unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in die befreite Stadt.

Durch acht Gewaltmärsche stark mitgenommen, konnten die preußischen Truppen den eilends abgezogenen Feind nicht mehr einholen. Und da er auch, östlich über Storkow und Lieberose ausbiegend, dem von Torgau bis an die schwarze Elster vorgerückten Könige nicht auflief, so entging Hadik dem ihm zugedachten Schicksal, mit seinen Truppen lebend oder tot abgefangen zu werden, und führte den „geraubten Plunder" bis auf einen von Seydlitz ihm wieder abgejagten Geldwagen glücklich von dannen. Um den Hof und die Behörden nicht einem neuen Handstreich auszusetzen — schon war im Norden der Mark der Schwede bis Prenzlau vorgedrungen — wies ihnen der König jetzt Magdeburg als Aufenthaltsort an. Das aus Sachsen herbeigeeilte Heer erwartete bereits eine andere Aufgabe als der Schutz der Hauptstadt.

Friedrichs Plan war, geradewegs auf Görlitz zu marschieren, wo die Oesterreicher ein Lazarett mit 4000 Kranken hatten, und dadurch den bei Bautzen auf dem Wege stehenden Freiherrn von Marschall zum Schlagen zu zwingen. War dessen Corps über den Haufen geworfen oder hatte es ohne Rücksicht auf das Görlitzer Lazarett freiwillig die Lausitz geräumt, so gedachte der König die Belagerung von Schweidnitz zu stören, zu der sich die Oesterreicher eben anschickten, und im Zusammenwirken mit dem Herzog von Bevern das österreichische Hauptheer aus Schlesien hinauszudrängen.

Da kam am 23. Oktober wider alles Vermuten die Nachricht, daß beide Corps des verbündeten Heeres, Soubise und Hildburghausen, im vollen Marsche seien. „Hier ändert sich sehr viel in einem Tag," schreibt der König, noch aus dem Lager von Grochwitz an der schwarzen Elster, dem Dessauer und befiehlt ihm, bei Torgau zu ihm zu stoßen. Mit aller Lebhaftigkeit ergreift er die Hoffnung, daß es nun doch noch mit diesem Feind zur Schlacht kommen wird. An Bevern schreibt er, das Ganze solle nur einen Aufschub von acht Tagen für den Zug nach Schlesien ausmachen. Am 28. waren seine drei seit Mitte Sep-

tember getrennten Corps[1]) bei Leipzig vereinigt. Prinz Moritz hatte von Berlin aus 23 Meilen in sechs Tagen zurückgelegt. „Gottlob, des Königs Armee ist von dem besten Mut und allem guten Willen," bezeugt Eichel, „so daß solche durchgängig nicht fräget, wie stark der Feind, sondern nur, wo er ist, um rechtschaffen und brav gegen denselben arbeiten zu können." Nach fast unausgesetztem Marschieren murrten die Leute, daß sie zunächst in Quartiere gelegt wurden. Sie wollten gegen den nahen Feind lieber heute als morgen losgelassen werden.

Das bisherige Verhalten der Franzosen war wohlerwogen und ganz folgerichtig. Der dem Fürsten Soubise vorgezeichnete Feldzugsplan hielt sich von vornherein in bescheidenen Grenzen. Genug, wenn ausreichende Magazine für den Winter und für den nächsten Feldzug angelegt und wenn bis zum Frühjahr die Vorbereitungen für die Belagerung von Magdeburg getroffen wurden. Die Winterquartiere sollte Soubise an der Saale beziehen und von dort aus die Verbindung mit dem Heere Richelieus unterhalten. Daß der König von Preußen sich nach Thüringen vorwagte, geschah den Franzosen wider alles Erwarten. Bernis hatte es dem Wiener Hof zur Ehrenpflicht zu machen gesucht, das preußische Heer durch zwiefache Uebermacht in Schach zu halten, und hatte durch den Botschafter Stainville vor dem nachteiligen moralischen Eindruck gewarnt, den ein preußischer Vorstoß mitten ins Reich hinterlassen müsse. Umgekehrt ließen die Oesterreicher durch Stainville dem französischen Feldherrn die Erwartung aussprechen, daß er bei seiner Ueberlegenheit an Zahl es sich nicht nehmen lassen würde, den König von Preußen zu schlagen. Aber der Feldherr und sein Hof dachten ganz anders. Sehr richtig urteilte Belle-Isle, daß die Verweigerung der Schlacht den Gegner in die peinlichste Verlegenheit setzen müsse, und so erhielt Soubise die gescheite Weisung: „Der König ist überzeugt, daß Sie zu viel auf Ihren Ruhm geben, um ohne Not sich dem zweifelhaften Ausgang einer Schlacht auszusetzen." Soubise zeigte für seine eigenartige Aufgabe viel Verständnis und traute sich das Geschick zu, seine passive Kriegsführung so wirkungsvoll zuzustutzen, daß doch auch die Gloire nicht zu kurz kommen sollte; er schreibt am 27. September, als Friedrich noch mitten in Thüringen stand: „Das wichtigste ist, wenn der König von Preußen sich von Erfurt zurückzieht, daß wir den Augenblick wahrnehmen, ihn zu verfolgen, damit wir sagen können, wir seien es gewesen, die ihn zum Rückzug gezwungen."

Nicht anders als Soubise verfuhr Richelieu; auch er war entschlossen, einen Waffengang mit den Preußen zu vermeiden, und arbeitete seit Anfang Oktober geradezu auf eine Art Waffenstillstand hin, um seiner Winterruhe in den besetzten welfischen Gebieten desto ungestörter sich freuen zu können.

Das Widerspiel hielt der Thatenscheu der Franzosen der Eifer des Befehlshabers der Reichstruppen.[2]) Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, österreichischer und des heiligen römischen Reichs Generalfeldmarschall, damals fünfundfünfzigjährig, war trotz seiner Mißerfolge vor zwanzig Jahren im

[1]) Vgl. oben S. 118.
[2]) Vgl. oben S. 122.

Türkenkriege durch die Gunst der Kaiserin-Königin nach langer Ruhezeit, „verrostet" wie er selbst sagte, wieder hervorgezogen worden, nicht zum mindesten seiner altfürstlichen Geburt halber, um dem Fürsten Soubise, der in dem verbündeten Heere sich mit der zweiten Stelle begnügen mußte, die Unterordnung zu erleichtern. Nur mit schwerem Herzen drängte der Oberbefehlshaber fort und fort zum Vormarsch, und nur auf immer erneute Befehle aus Wien. Er sei durch Kuriere, klagte er nachmals, „dergestalt zum Avancieren animieret," daß es wirklich den Anschein gehabt habe, als ob an seiner Herzhaftigkeit gezweifelt würde.

Die neueste Bewegung der Verbündeten war veranlaßt durch die Kunde von dem Aufbruch Hadiks nach Berlin und durch den in Wechselwirkung erfolgten Abzug der Preußen von der Saale. Soubise war der Reichsarmee zögernd gefolgt. Hildburghausens Absicht, sein sogenannter großer Plan zur Befreiung Sachsens, war, dem Corps des Barons Marschall, der auf Geheiß der Kaiserin aus der Lausitz herbeieilen sollte, an der Elbe die Hand zu reichen und, falls König Friedrich umkehrte und sich ihm entgegenwarf, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen.

Nun waren die Preußen unversehens da, und alsbald gingen die Meinungen ihrer Gegner wieder weit auseinander. Der deutsche General, zwischen Saale und Elster bei Teuchern gelagert, wollte das gesamte verbündete Heer bei Lützen für den Kampf zusammenziehen; sein französischer Sekundant zu Weißenfels weigerte sich, die Truppen seines Königs über die Saale zu nehmen und berief sich auf ein soeben aus Versailles eingetroffenes Verbot. So mußte auch Hildburghausen am 30. Oktober das rechte Ufer verlassen und den Winkel zwischen Saale und Unstrut unterhalb des Zusammenflusses aufsuchen. Wäre der König von Preußen einen Tag früher von Leipzig aufgebrochen, er hätte die schwache, elende Reichsarmee noch diesseits fassen und erdrücken können. Der Ruhetag, den er seinen durch so viel Gewaltmärsche ermüdeten Truppen gönnte, ließ ihn den Teilgewinn versäumen zu Gunsten eines baldigen ganzen und vollständigen Erfolges: heute Sieger über Hildburghausen, würde er den vorsichtigen Soubise schwerlich morgen oder jemals vor seine Klinge bekommen haben.

Bis die von den Verbündeten zerstörten Brücken bei Weißenfels, Merseburg, Halle wieder hergestellt waren, vergingen mehrere Tage. Erst am 3. November führten die Preußen an allen drei Punkten ihren Uebergang aus und vereinigten sich bis abends um 7 Uhr im Lager von Braunsdorf. Die Schiffsbrücke bei Weißenfels ließ der König, ein zweiter Ferdinand Cortez wie man im Heere sagte, abfahren, um dem Gegner die Möglichkeit zu nehmen, hier auszuweichen und wieder auf das rechte Saale-Ufer zu gehen.

Den Uebergang den Preußen zu verwehren oder zu erschweren, hatten die Gegner nicht versucht; es schien geratener, sich auf den Höhen bei Mücheln, die Front gegen Merseburg, eng zusammenzuschließen und dort den Angriff abzuwarten. Auch Soubise, vor kurzem durch 20 Bataillone und 18 Schwadronen aus dem Lager Richelieus verstärkt, glaubte jetzt ehrenhalber im Angesicht des kleinen preußischen Heeres nicht zurückgehen zu dürfen. Die Parteien lagerten nur eine Stunde voneinander entfernt.

Am 4. November morgens um 4 Uhr marschierten die preußischen Truppen links ab, um den Feind in seiner rechten Flanke zu umfassen. Es zeigte sich, daß er sein gestern Abend von dem Könige persönlich ausgekundschaftetes, unvorteilhaftes Lager über Nacht geschickt verändert hatte. Die neue Stellung, in der Rechten durch den Wald von Branderode, in der Linken bei Mücheln durch weichen Wiesengrund, in der Front durch einen tiefen Einschnitt gedeckt, bot der Reiterei kein Angriffsfeld und konnte auch von der Infanterie nur durch einen Frontalvorstoß bezwungen werden, zu dessen Durchführung die kleine Zahl der preußischen Bataillone nicht auszureichen schien. Der König ging deshalb gegen 9 Uhr morgens über Schortau zurück und bezog dem Feinde gegenüber ein neues Lager zwischen Roßbach und Bedra. Im Heer der Verbündeten verbreitete sich lärmender Jubel; bei allen Truppenteilen ward das Spiel gerührt, das Geschütz donnerte den Abziehenden nach, als gelte es Victoria zu schießen; man konnte, sagt Friedrich, der französischen Fanfaronnade nur das deutsche Phlegma entgegensetzen.

Lange konnte der heute so stolze Feind, von seinen Magazinen durch die Unstrut getrennt, hier in Kälte, Blöße und Hunger nicht ausharren. Die Reichstruppen waren schon seit mehreren Tagen ohne Brot und Fourage. Man mußte sich zurückziehen oder sich schlagen. In der gehobenen Stimmung des Augenblicks erhielt der Reichsfeldmarschall von dem französischen General für den kommenden Tag die Zustimmung zum Angriff. Und da das preußische Lager in der Front unzugänglich war, entschied man sich für einen Rechtsabmarsch in der Richtung auf Merseburg, durch den man den Preußen die linke Flanke abzugewinnen gedachte. Soubise entsandte einen Kurier nach Versailles, der unterwegs schon im voraus verkündete, am 5. November sei der König von Preußen sicherlich total geschlagen worden. Die in unmittelbarer Nähe zu Klein-Jena, Freiburg, Kösen befindlichen Truppenteile, ungefähr ein Drittel des ganzen Heeres, fast 21000 Mann von 64000, verschmähte man in dieser Siegeszuversicht heranzuziehen. Von den 43000 im Lager waren drei Viertel Franzosen.

Um 8 Uhr am nächsten Morgen ward Generalmarsch geschlagen, aber da Soubise heute wieder sehr schwankend war, kam Mittag heran, ehe die letzten Abteilungen sich in Marsch setzten. 8 Bataillone und 12 Schwadronen, unter dem Grafen St. Germain, und Loudon mit seinen Kroaten und Husaren, im ganzen 6—7000 Mann, blieben auf den Höhen von Schortau und Gröst zur Beobachtung des preußischen Lagers.

Sein Fernrohr vor dem Auge beobachtete König Friedrich seit der achten Morgenstunde vom Söller des Roßbacher Herrenhauses durch eine Oeffnung des Daches — er hatte die Ziegelsteine herausnehmen lassen — die Bewegungen seiner Feinde. Der Gutsverwalter gab Auskunft über die Oertlichkeiten, Patrouillen brachten widersprechende Nachrichten. Es blieb unsicher, ob die Verbündeten über die Unstrut abziehen oder ob sie nach der Merseburger Seite sich ins offene Feld wagen würden, was Friedrich wünschen mußte und doch für das Unwahrscheinlichere hielt. Eine falsche oder übereilte Bewegung von seiner Seite, sagte er sich, konnte alles, was sich vielleicht günstig vorbereitete, verderben. Endlich verließ er seinen Beobachtungsposten und setzte sich zu Tisch. Da brachte ihm

Kapitän Gaudi, es war 2 Uhr geworden, die noch ungläubig aufgenommene Meldung, daß der Feind wahrhaftig anmarschiere. Auf den Dachboden zurückgeeilt sah der König, wie die Marschkolonnen vor Pettstädt am Obschützer Wald nicht die Straße nach Naumburg einschlugen, sondern sich nach Lunstädt wendeten, wo der das preußische Lager in der Front deckende Morast sein Ende nahm.

Sofort ward der Aufbruch befohlen. Die Pferde waren schon gesattelt, binnen wenigen Minuten verschwanden, zum Staunen des Feindes, die Zelte „wie eine Theaterdekoration", nur einige Schwadronen Husaren und Mayrs Freibataillon blieben, um dem Marsch gegen diese Beobachter den Rücken zu decken, auf dem Lagerplatz zurück. Für den Kampf waren nur noch 26 Bataillone und 38 Schwadronen verfügbar, etwas über 20000 Mann. Um ½3 Uhr wurde abmarschiert, in der Richtung des Höhenrückens, der sich vom Lager nach dem Janushügel hinzog. Man hatte nur die halbe Sehne des großen Bogens zu durchmessen, in welchem die Gegner seit dem Morgen marschierten, und konnte sicher sein, die Oeffnung zwischen Lunstädt und den Anhöhen bei Reichertswerben, durch die sie zu debouchieren gedachten, vor ihnen zu erreichen. Den für den Angriff bestimmten linken Flügel führte Prinz Heinrich, den rechten der sich zurückhalten und hinter dem Leibebach Deckung suchen sollte, Ferdinand von Braunschweig; an Reiterei waren diesem Flügel nur die Feldwachen zugeteilt, die nun, um den Schein einer Deckung zu erwecken, ein Glied hoch in langer, dünner Linie aufgestellt werden mußten. Die gesamte übrige Kavallerie unter dem Befehl des jüngsten Generalmajors, des sechsunddreißigjährigen Seydlitz, setzte sich im Trab an die Spitze des Fußvolks; sie marschierte am Fuße des Bergrückens, durch die Höhe den Blicken des Feindes völlig entzogen. Jenseits plänkelten nur einige Husaren.

Noch setzte die Reiterei der Verbündeten in zwei langen Parallelkolonnen ahnungslos ihren Marsch fort, da sausen ihr vom Janushügel die Geschosse einer unversehens aufgefahrenen Batterie entgegen, und zugleich tauchen über der Höhe hinter Reichertswerben Mann und Roß auf, eine lange prächtige Front, 15 Schwadronen, Dragoner und die Leibkürassiere, in zwei Gliedern. Den Säbel in der Faust, mit verhängtem Zügel, „wie ein Blitz", jagen sie den Hang hinab. 5 Schwadronen grüne Husaren brechen in der linken Flanke des Anmarsches aus dem Hinterhalt hervor. Die enggeschlossenen Marschlinien, die eine 16, die andere 17 Schwadronen tief, sehen sich durch den stürmischen Anprall völlig überrascht, eingewickelt, umgestoßen. Nur die kaiserlichen Kürassierregimenter Pretlack und Trautmannsdorff und die württembergischen und ansbachischen Dragoner haben Zeit gehabt, in Schwadronen rechts und links auszuschwenken, und fallen nun unter persönlicher Führung des Reichsfeldmarschalls auf die Angreifer; Kopf an Kopf halten die Rosse gegeneinander, die Reiter hauen sich ins Angesicht, die Kaiserlichen brechen durch. Schon aber sind aus dem zweiten preußischen Treffen 18 Schwadronen Kürassiere zur Stelle, von Seydlitz selber geführt, die Zurückgewichenen schließen sich wieder an, „und so geht alles, Kürassier, Dragoner, Husar, wie die Furien in den Feind hinein". Die Reiter von der Reichsarmee sind bereits unsichtbar geworden. Wohl greift jetzt der Herzog von Broglie mit 10 Schwadronen Franzosen in den Kampf ein, wohl sprengt vom andern

Flügel der Raugraf mit 8 Schwadronen herbei — vergebens, alles muß den Kampfplatz räumen und die Infanterie ihrem Schicksal überlassen.

Sie war nicht überrumpelt worden, wie die Reiterei; denn die preußischen Bataillone, im Marsch zurückgeblieben, entwickelten sich erst, als der Reiterkampf bereits tobte. In dem Augenblicke, da das preußische erste Reitertreffen wich, erboten sich die französischen Offiziere gegen Hildburghausen, mit dem Bajonett auf das preußische Fußvolk loszugehen. Das erste Treffen rückt mit mehr Elan als Ordnung an, die Bataillone teils noch in Kolonne, teils schon zur Linie entwickelt, eine ungleichartige, ungelenke Schlachtreihe; dahinter stopft sich wider alle Vernunft die Reserve in den Zwischenraum zwischen den beiden Treffen ein, wo bereits die ganze Artillerie sich in stockender Enge festgefahren hat. Bei den Preußen vollzieht sich der Aufmarsch um so glatter, tadellos. In wohlgegliederter Staffel schieben sich die Bataillone des linken Flügels schräg auf den Feind zu. Zwei Grenadierbataillone, zum Schutz des Angriffsflügels als Haken vorgezogen, bringen sich durch eine Rechtsschwenkung in die Flanke des Feindes und nehmen ihn auf 50 Schritt unter ihr verheerendes Pelotonfeuer, eine Compagnie der Brigade Piemont wird fast ganz zu Boden gestreckt. Um die Haltung dieser Infanterie ist es geschehen.

Auch die anderen preußischen Bataillone versparen ihr Feuer bis auf nächste Nähe. Dem Regiment Alt-Braunschweig reitet der König vorauf, etwa 20 Schritt vor der Front. Ein breiter Graben kann die Vorwärtseilenden nicht beirren, die Behendesten erklimmen die Böschung und ziehen die Kameraden an den Armen nach; schnell wieder gerichtet stürmt die Linie weiter. „Vater, aus dem Wege, daß wir schießen können," rufen dann die Musketiere dem Könige zu. Die französische Infanterie, deren Feuer man bekommen hat, ist schon verschwunden. Nun läuft ein Hohlweg dem Regiment quer entgegen und nötigt es, sich zu spalten. In diesem Augenblicke kommt Kavallerie angesprengt, mit Heftigkeit befiehlt der König, die Lücke zu schließen; als das nicht angeht, ruft er den Burschen einfach zu, sie sollen ihnen tüchtig unter die Nase pfeffern. Eine wohlvorbereitete Salve treibt die Reiter in die Flucht, ihr Führer fällt.

Im ganzen sind von den Preußen nur 7 Bataillone zum Schuß gelangt, und das Feuergefecht der Infanterie währte nicht über eine Viertelstunde; zu rasch lösten sich bei dem Feinde alle Bande der Ordnung. Das Hintertreffen war zuerst geflohen, entweder weil es Seydlitz unter die Klinge zu kommen fürchtete, der jetzt Front gegen des Feindes Rücken bilden ließ, oder wirklich ganz ohne ersichtlichen Grund, wie nachher einer der französischen Generale behauptet hat. Als die zwischen die beiden Treffen vorgerückte Reserve und das allein ins Feuer gekommene erste Treffen dem schlechten Beispiel folgten, blieben auf dem eilends geräumten Plane nur die Kanonen stehen, alle Batterien des rechten Flügels und des Zentrums bis auf eine einzige, dazu fast sämtliche Bataillonsgeschütze. Wie hätte da die Reichsinfanterie, die sich links neben dem französischen zweiten Treffen formierte, stand halten sollen? Die fränkischen und turbairischen Bataillone warfen das Gewehr weg, als die Preußen noch weit entfernt waren; in besserer Ordnung traten nur das in kaiserlichem Sold

ſtehende blaue Regiment Würzburg und das darmſtädtiſche Bataillon unter ſeinem Prinzen Georg den Rückzug an.

Wo auf der allgemeinen Flucht noch Widerſtand geleiſtet wurde, ging er von einzelnen Trupps aus. „Alles vermengte ſich," ſagt ein franzöſiſcher Schlachtbericht, „und es war unmöglich, eine Ordnung wiederherzuſtellen oder Einhalt zu thun, obgleich Soubiſe und alle Generale und Offiziere thaten, was thunlich war. Die preußiſche Infanterie folgte der unſern, gab ihr Feuer ab, ſobald einige Truppen ſich zu ſammeln begannen, und ſchoß in ſtetem Marſch, ohne daß ein einziger Mann aus Reih und Glied kam. Die Artillerie — auch die Poſitionsgeſchütze folgten trotz ſeiner eiligen Flucht dem Feinde nach — zielte ununterbrochen auf uns." Hildburghauſen aber berichtete an den Kaiſer Franz: „Wenn man meinte, eine Eskadron oder ein Bataillon bei einander zu haben, durfte nur eine einzige Stückkugel dazwiſchen fahren, da lief alles wie Schafe davon; unſer größtes Glück war, Allergnädigſter Herr, daß es Nacht geworden iſt, ſonſten wäre, bei Gott, nichts davongekommen."

Auf den Höhen bei Freyburg zündeten die erſten Flüchtlinge Feuer an, als Wegzeichen für die in der Dunkelheit Nachfolgenden. Alles ſtrömte nun dorthin der Unſtrutbrücke zu. Die ganze Nacht hindurch wurden Truppen und Troß übergeführt.

Als die Flucht ſchon allgemein war, erſchienen von Schortau her 5 Reiterregimenter vom Corps des Grafen St. Germain und hielten eine Zeit lang hinter Pettſtädt, ohne angegriffen zu werden. Denn über das Schlachtfeld hinaus ſind die Geſchlagenen nicht verfolgt worden. Die preußiſche Reiterei, die ſich zum Nachſetzen anſchickte, ſtieß bei der ſchnell einfallenden Nacht in dem durchſchnittenen Gelände auf Hinderniſſe; bei dem Verſuch, einen Graben zu nehmen, hinter dem ſich eine dünne Infanterielinie zeigte, ward Seydlitz, wie vorher ſchon Prinz Heinrich, verwundet. Auf der Höhe von Obſchütz angelangt, ließ der König das Ganze Halt machen. Die Leute würden, wie uns ein Offizier verſichert, beim beſten Willen nicht weiter gekommen ſein, da ſie zwei ſtarke Stunden hindurch unausgeſetzt hatten traben müſſen. Unter freiem Himmel lagerte man ſich, die Kälte war ſchneidend, die Soldaten laſen die von den Flüchtlingen weggeworfenen Gewehre auf und ſchichteten die Schäfte für ihre Wachtfeuer zuſammen. Ringsum, wohl aus jedem Regiment heraus, ſtiegen die feierlichen Klänge ihrer Choräle zum nächtlichen Himmel empor. „Der hätte ein Unmenſch ſein müſſen", erzählt uns einer dieſer gottesfürchtigen Kriegsleute, „der da nicht hätte einſtimmen wollen." Tiefen Eindruck machte dabei auf die Zuſchauer die fromme Andacht des rauhen Prinzen Moritz.

Der König nahm ſein Nachtquartier an der Saale in Burgwerben; die Schloßherrin ließ er ihr Linnen hergeben, um den verwundeten Franzoſen Verbandzeug zu ſchaffen. Von hier fertigte er einen Adjutanten mit der Siegesbotſchaft an die Königin nach Magdeburg ab. Der Markgräfin aber ſchrieb er an dieſem Abend: „Nach ſo viel Unruhen, wohlan, dem Himmel ſei Dank, ein günſtiges Ereignis, und es ſoll geſagt ſein, daß 20000 Preußen 50000 Franzoſen und Deutſche geſchlagen haben. Jetzt werde ich mit Frieden in die Grube fahren, nachdem der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet iſt. Wir

können unglücklich sein, aber wir werden nicht entehrt sein. Sie, meine teure Schwester, meine gute, göttliche, zärtliche Schwester, da Sie an dem Geschick eines Sie anbetenden Bruders teilzunehmen geruhen, teilen Sie jetzt auch meine Freude."

Erst der nächste Tag offenbarte die ganze Größe des Erfolgs. Zunächst war kein Feind zu sehen, aber die Straßen waren wie besät mit Hüten und Kürassen und Reiterstiefeln, deren sich die Fliehenden entledigt hatten. Aus den Dörfern und Wäldern schleppte das Landvolk die Versprengten herbei und überlieferte sie gegen ein Kopfgeld den preußischen Soldaten. Bei Eckartsberga erblickte man endlich am Nachmittag den Feind, Reichstruppen, die eben ein Lager beziehen wollten. Sie waren an der Saale von 16 detachierten Bataillonen aufgenommen worden; jetzt genügte das Erscheinen einiger Husaren, um alle, die geschlagenen und die frischen Truppen, durch die Hohlwege Reißaus nehmen zu lassen, und zwar, wie Graf Holnstein, der Führer des bairischen Kontingents, klagte, „mit solcher Inquiétance, daß die hohe Generalität sich gezwungen sah, sich ebenfalls nach der Retirade umzusehen". Es war ein Laufen, „noch viel schneller und lustiger anzusehen, als das nach der Haupt- und Staatsaktion selbst". Nur eins der fränkischen Regimenter harrte in unbeschreiblicher Kälte und bei dem schärfsten Wind „mit zweitägigen nüchternen Mägen" bis in die Nacht aus. Im Lager bei Weimar blieb man am 7. ungestört, aber wieder ohne Stroh, Holz und Zelte. Rasttag wurde erst am 10. November bei Saalfeld gehalten. Am 15. überschritten die Trümmer der Reichsarmee bei Lichtenfels den Main.

Noch eiliger hatten es die Franzosen. Soubise hatte am Abend der Schlacht sich vermessen wollen, die Unstrut-Linie zu behaupten, nachher aber gönnte auch er sich erst am sechsten Tage Rast, in Nordhausen, wo Hülfe von Richelieu ihn erwartete. So waren die Heere, die am 5. aus gemeinsamem Lager zur Schlacht ausgerückt waren, am 10. um mehr als 15 Meilen voneinander getrennt.

Wie richtig vermutete einer von den Reichischen voll Selbstironie, daß es nun einen großen Präcedenzstreit zwischen Deutschen und Franzosen geben werde, „wer am ersten und geschwindesten weggelaufen sei". „Unsere Disposition war, wie ich meine, sehr gut", sagt Soubise in einem vertraulichen Brief, „aber der König von Preußen hat uns nicht die Zeit gelassen, sie auszuführen. Vor allen Dingen gilt es jetzt, soweit es angeht, die Ehre der Nation zu retten und das Unglück auf die Reichstruppen zu schieben." Vergebliches Bemühen! Hören wir Voltaire: er hatte jüngst gemeint, daß nur eine enorme österreichische oder französische Dummheit seinen alten Schüler noch retten könne, und hatte das süße Rachegefühl gekostet, „einen König trösten zu dürfen, der ihn mißhandelt habe." Roßbach war noch etwas mehr als eine „enorme Dummheit". „Jetzt hat er alles erreicht", schreibt Voltaire enttäuscht, „was er immer sich ersehnt hat: den Franzosen zu gefallen, sich lustig über sie zu machen, und sie zu schlagen ... Die Nachwelt wird immer staunen, daß ein Kurfürst von Brandenburg nach einer großen Niederlage gegen die Oesterreicher, nach dem völligen Ruin seiner Bundesgenossen, in Preußen durch 100000 siegreiche Russen verfolgt, von zwei

französischen Heeren bedrängt, die gleichzeitig auf ihn fallen können, es fertig bekommen hat, allen zu widerstehen, seine Eroberungen zu behaupten und eine der denkwürdigsten Schlachten dieses Jahrhunderts zu gewinnen. Ich verbürge mich dafür, daß er jetzt den Klageliedern Epigramme folgen lassen wird. Für die Franzosen im Ausland ist gegenwärtig keine gute Zeit. Man lacht uns ins Gesicht, als wären wir die Adjutanten des Herrn von Soubise gewesen." Eine treffende Kritik, schneidender als alle Chansons und Witzeleien der Pariser über diesen Soubise, der mit der Laterne erst das preußische Heer und dann sein eigenes sucht und einen Mieter für sein Haus verlangt, weil er wieder die Kriegsschule zu beziehen gedenkt.

Es war nicht anders: die bisher so stolzen und so gefürchteten Franzosen mußten jetzt mit der von ihnen selbst verachteten Reichsarmee, der Reißaus-Armee, die Bürde der Lächerlichkeit zu gleichen Teilen tragen. In aller Mund war das Spottverslein auf die ganze Gesellschaft:

Und kommt der große Friederich und klopft nur an die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen.

Bei den Reichstruppen mischte sich in das unabweisbare Gefühl der Beschämung unverhüllte Schadenfreude über die Demütigung der Franzosen, aber auch über die eigene Niederlage. Die fränkischen Kreisregimenter hatte Soubise schon vordem als „ganz preußisch gesinnt" bezeichnet — das war die Gesinnung der evangelischen Truppen insgemein. Und wenn noch etwas gefehlt hatte, die Stimmung des protestantischen Volks gegen die Franzosen aufzubringen, so waren es die kirchenschänderischen Ausschreitungen, die sich der französische Soldat in protestantischen Gebieten, auch den kursächsischen, die man befreien wollte, zu Schulden kommen ließ. Den preußischen Sympathien der unfreiwilligen Gegner Preußens gaben die Feldbriefe getreuen Ausdruck, die der Sekretär oder „lateinische Adjutant" des Prinzen Georg von Hessen, der witzige Elsässer Mollinger, nach Darmstadt sandte: „Ich wollte," schreibt er während der großen Retirade, „dem heiligen Römischen Reich unterthänigst ohnmaßgeblichst anraten, daß es sich ja so bald nicht wieder mit dem bösen Fritze in ein Handgemeng einlasse, da er uns so kräftiglich erwiesen hat, daß er das Kriegshandwerk gar viel besser als wir verstehe."

Dem heiligen Reiche zu um so größerem Torte, und um die Lacher vollends auf die Seite des Königs von Preußen zu bringen, ward grade jetzt reichskundig, daß am 14. Oktober zu Regensburg der brandenburgische Reichstagsgesandte mit dem gerichtlichen Schergen des Reichshoffiskals nicht minder summarisch zu Werke gegangen war, als sein Gebieter am 5. November mit den bewaffneten Vollstreckern der kaiserlichen Mandate. Denn als der Notarius Aprill ihm die kaiserliche Vorladung an den König von Preußen mit der gestrengen Schlußformel „Darnach weiß Er, Kurfürst, sich zu richten" hatte insinuieren wollen, war der hitzige Herr von Plotho, nach des Notari eigener Schilderung in der jetzt der Oeffentlichkeit übergegebenen Beschwerdeschrift, „in diese Formalia wider ihn ausgebrochen": „Was, du Flegel, insinuieren?", hatte dem Erschrockenen sothane Citation mit aller Gewalt vorwärts in den Rock gestoßen und geschoben,

ihn selbst zur Thür hinaus gedrücket und zween Bedienten zugerufen: „Werfet ihn über den Gang hinunter!“ Von nun an waren die beiden in deutschen Landen volkstümliche Gestalten, sowohl

der Rechtsanwalt Aprill,
Der zu Regensburg von der Treppe fiel,

wie sein Bedränger, „der kleine gedrungene Mann mit den schwarzen Feueraugen“, auf den sieben Jahre später, als er in Frankfurt zur Kaiserwahl erschien, aller Augen und vor allen die frohen Augen des jungen Wolfgang Goethe gerichtet waren.

König Friedrich stimmte in den Chor der Spötter, denen sein Roßbacher Sieg so dankbaren Stoff bot, mit grotesken Scheideliedern an die „parfumierten Helden“, die zerschmetterten „Écraseurs“ ein, denn Voltaire hatte richtig vorausgesehen, daß jetzt die Zeit der Epigramme wiederkehren werde. Ueber Weimar hinaus konnte der Sieger, durch unabweisbare Aufgaben gewichtigerer Art abgezogen, die „Scheidenden“ nicht verfolgen. Die Zahl der Gefangenen belief sich bis zum 12. November auf 6000, dazu 250 Offiziere; an Siegeszeichen zählte man 15 Standarten, 7 Fahnen, 2 Paar Pauken. An Kanonen waren 72 erbeutet, mehr als zwei Drittel der gegnerischen Artillerie. Nicht einmal der Trost blieb den Besiegten, ihren Ueberwindern ein Feldzeichen abgenommen zu haben; denn die erbeutete Standarte, von welcher der Wiener Schlachtbericht erzählte, stellte sich bei näherer Besichtigung als eine württembergische heraus: die österreichischen Husaren hatten sie in der allgemeinen Verwirrung den eigenen Bundesgenossen abgejagt und mußten sie nachher „mit vielen höflichen Entschuldigungen“ ihnen zurücksenden. Den Preußen hatte diese „bataille en douceur“ nur 156 Tote und 376 Verwundete gekostet.

Die weitere Verfolgung der Franzosen, die eigentliche Ausnutzung des glänzenden Sieges und des panischen Schreckens, mußte für den Winterfeldzug in Niedersachsen vorbehalten bleiben, den Friedrich dem König von England schon vor der Schlacht in Vorschlag gebracht hatte. Jetzt sei es Zeit für die Hannoveraner, erklärte er am 9. November zu Merseburg ihrem General Schulenburg, die Maske fallen zu lassen und mit fliegenden Fahnen vorzugehen, ein wohlapplizierter Tritt — — werde genügen, um von den Franzosen für den nächsten Sommer nichts mehr zu hören.

Ein Beobachtungscorps brauchte er jetzt an der Saale nicht mehr zurückzulassen. So ward die Abteilung des Feldmarschalls Keith für eine Diversion nach Böhmen frei, durch die das österreichische Corps in der Lausitz abgelenkt, an etwaigen neuen Anschlägen auf die preußische Hauptstadt verhindert werden sollte. Friedrich selbst trat am 12. November von Leipzig aus den so lange geplanten Marsch nach Schlesien an, mit 18 Bataillonen und 28 Schwadronen, nicht viel über 12000 Mann. Wohl war jetzt „das Eis gebrochen“, aber Roßbach war immer nur „ein erster Anfang vom Glück“ und verschaffte dem „irrenden Ritter“ gerade nur die Möglichkeit, neue Gefahren anderwärts aufzusuchen.

In Wien wie in Versailles hatte man von dem Prinzen Karl nach seinem Einmarsch in Schlesien erwartet, daß er der langen Unthätigkeit in der Lausitz

jetzt um so entscheidendere Schläge folgen lassen würde. Er zittere für Karls Ruhm, bedeutete der Kaiser seinem Bruder, wenn es dem kleinen preußischen Heer gelingen sollte, immer wieder zu entwischen. Schritt für Schritt zurückweichend, hatte Bevern doch verstanden, durch sein zeitweiliges, dem Könige anfänglich unerklärliches Austreten auf das rechte Oderufer [1]) Breslau vor dem Feinde zu erreichen und sich auf dem linken Ufer die starke Stellung zwischen der Stadt und dem Lohefluß zu sichern. Dort ihn anzugreifen, hielten die österreichischen Generale, seit dem 3. Oktober im Lager von Lissa, für bedenklich und schlugen der Kaiserin vielmehr die Belagerung von Schweidnitz vor. Maria Theresia willigte ein, unter der Bedingung, daß nach Schweidnitz „dieses häßliche Breslau" an die Reihe kommen würde. Nadasdy verließ das Hauptheer mit 30000 Mann und hielt seit dem 13. Oktober Schweidnitz eingeschlossen. Aller Welt zur Ueberraschung kapitulierte die starke Festung, 16 Tage nach Eröffnung der ersten Parallele, schon am 12. November.

König Friedrich erhielt die Nachricht von der Uebergabe am 19. noch in Sachsen, zu Großenhayn. Er tadelte aufs schärfste den Herzog von Bevern, daß er seinen Vorsatz, während der Belagerung das so erheblich verringerte österreichische Hauptheer anzugreifen, nicht ausgeführt habe. Auf die Annahme, daß Bevern das Versäumte inzwischen, bevor Nadasdy wieder da war, nachgeholt haben würde, gründete sich Friedrichs Plan: hatte sein General gesiegt, so wollte er selbst sich nach Hirschberg und Landeshut wenden und Bevern sollte ihm den geschlagenen Feind durch eine nachdrückliche Verfolgung entgegentreiben; war die Schlacht verloren, so wollte Friedrich nach Glogau gehen und seine geschlagenen Truppen dort aufnehmen. Als nun aber tags darauf die Meldung kam, daß Bevern, nachdem Schweidnitz einmal verloren, den dem Heere für den 14. schon erteilten Angriffsbefehl zurückgenommen hatte, änderte der König seinen Entschluß und kündete dem Herzog jetzt seinen Marsch nach Breslau an: „Ich werde dem Feind gerade auf die Flanke gehen, da Ew. Liebden ihn dann en front attaquieren müssen, so daß wir mit Gottes Hülfe ihn gerade nach der Oder bringen und jagen wollen."

Am 24. November, nach dem Uebergange über den Queiß, in dem Augenblick, da sein Fuß das schlesische Land wieder betritt, wird dem König die Nachricht zugetragen, daß Bevern die Oesterreicher vorgestern total geschlagen hat. Mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit bemächtigt sich seine Phantasie der willkommenen Neuigkeit und ihrer Tragweite. Dieser Glückswechsel seit einem Monat dünkt ihm schier unerhört. Nun soll der Krieg ein Ende haben; man wird dem geschlagenen Feinde den Rückzug abschneiden, ihn ganz und gar einschließen, ihn vielleicht zwingen, das Gewehr zu strecken, ihn vernichten. Keith erhält den Befehl, zu versuchen, ob er nun sich in Böhmen behaupten, möglicherweise Prag durch einen Handstreich nehmen kann.

Der ganze Tag verstreicht, auch die Nacht und der nächste Morgen, ohne daß eine Bestätigung von Bevern kommt. Der König beschwichtigt seine Ungeduld, indem er sich sagt, daß der Bote den Umweg rechts von der Oder ein-

[1]) Oben S. 125.

geschlagen haben wird. Endlich ist der Kurier da. Eine Schlacht hat am 22. November stattgefunden, aber Bevern hat sie verloren.

Der entschiedene Befehl der Kaiserin-Königin, nach dem Fall von Schweidnitz alsbald mit Breslau Ernst zu machen, hatte die Zaghaftigkeit der Generale überwunden. Zu spät bereute Bevern, nicht nach seinem ersten richtigen Gefühl den Feind während der Belagerung von Schweidnitz aufs Geradewohl bei Lissa angegriffen zu haben. Die preußische Stellung an der Lohe, obgleich stark befestigt, war viel zu ausgedehnt, um gegen den Angriff eines um das Doppelte überlegenen Heeres mit Erfolg verteidigt zu werden. Wohl hatte in der ungedeckten linken Flanke des Lagers, bei Kleinburg, Zieten seinen Partner von Kolin, Nadasdy, erfolgreich abgewiesen, in der Front aber waren nach langem hartnäckigen Kampf die vorgelagerten befestigten Dörfer bis zur Dunkelheit den Preußen entrissen. Beverns Absicht, durch nächtlichen Ueberfall die Sieger über die Lohe zurückzuwerfen, mußte aufgegeben werden, da der Feldherr die übermüdeten Truppen nicht mehr in der Hand hatte.

So schwer der Verlust der Schlacht von Breslau die preußische Sache traf, der König ward in seinem einmal gefaßten Entschluß keinen Augenblick erschüttert. Er befahl Bevern, die geschlagenen Truppen ihm jenseits der Oder nach Leubus entgegenzuschicken, selber aber Breslau bis aufs Aeußerste gegen eine Belagerung zu halten und einen Ausfall zu machen, wenn das vereinigte preußische Heer die Oesterreicher vor der Stadt angreifen werde. Auch jetzt noch hoffte er dem Feind die Schlacht mit verwandter Front aufzwingen, ihn von seiner Rückzugslinie nach Böhmen abdrängen, auf die Oder treiben zu können.

Völlig durchkreuzt wurden seine Entwürfe erst durch ein neues Ereignis, das ungleich verhängnisvoller war, als selbst der Verlust der Schlacht. Im Morgengrauen des 24. November war Bevern auf einem einsamen Erkundungsritt den Kroaten in die Hände gefallen und noch desselben Tages hatte der greise General Lestwitz, fassungslos in der allgemeinen Verwirrung, Breslau übergeben. Nun war der Feind durch nichts in seinen Bewegungen gehemmt und konnte sich ohne Besorgnis vor einem Ausfall in eben dem Lager hinter der Lohe verschanzen, das er am 22. in heißem Strauß sich geöffnet hatte, und das, von einer Ueberzahl gegen eine Minderheit verteidigt, als uneinnehmbar gelten durfte.

Und doch konnte nichts als eine Schlacht, eine große Schlacht, ein großer Sieg die preußische Sache noch retten. Friedrich war zu allem entschlossen, und mochten seine Gegner „auf dem Gipfel des Todtenberges" sich verschanzt haben. Jede neue Verschlimmerung seiner Lage ward für die Ausführung des von Anfang an Beschlossenen nur ein Grund mehr.

Am 28. November überschritt er zwei Meilen unterhalb des von den Oesterreichern besetzten Liegnitz die Katzbach und lagerte sich bei Parchwitz. Durch die seit der Mitte des Monats andauernde milde Witterung begünstigt, hatte er in dreizehn, nur durch drei Ruhetage unterbrochenen Märschen vierzig Meilen zurückgelegt. Die Truppen, unterwegs neu eingekleidet und in Kantonnementsquartieren durch die Hauswirte besser, als es sonst aus den Magazinen

geschah, verpflegt, waren guten Mutes und brannten darauf, jetzt auch den Oesterreichern ein Roßbach zu bereiten.

„Eure Excellenz," schreibt Eichel am 1. Dezember aus Parchwitz an Finckenstein, „werden sich den Zustand vorstellen, in welchem unser Herr nach so viel Unglücksschlägen sich befinden muß, die ihn hier in Schlesien binnen kurzem getroffen haben, infolge der enormen Fehler, um nicht mehr zu sagen, einiger seiner Generale. Indessen, Gott sei gelobt, ist er davon nicht niedergedrückt, sein Herz ist zerrissen, sein Kopf bleibt frisch und gut, er denkt augenblicklich nur daran, das Glück zu korrigieren und die Fehler der andern wieder gut zu machen." Wie oft war der alte Mann in vergangenen Tagen und wieder jüngst, als steter Gehülfe bei der Tagesarbeit, Zeuge erschütternder Seelenkämpfe, selbstquälerischen Grams und Zweifels gewesen; jetzt im härtesten Drange der Not, da die Bravsten den Kopf verloren, gewahrte Eichel bewundernd, wie sein König „gewiß und wahrhaftig eine Festigkeit zeige, die fast übernatürlich und, ohne Schmeichelei gesagt, eben nur ihm selbst ähnlich und eigen sei". In Friedrichs Briefen aus diesen Tagen begegnet kein Zweifel, keine Klage mehr. Hatte schon der Tag von Roßbach ihm das innere Gleichgewicht und das alte Selbstvertrauen wiedergegeben, so verschaffte ihm jetzt sein unerschütterlicher Vorsatz, sich diesmal durch keinerlei Bedenklichkeit vom Schlagen zurückhalten zu lassen, die tröstliche Sicherheit, aus seiner Bedrängnis in kürzester Frist so oder so erlöst zu werden. Eine letztwillige Verfügung, am 28. November aufgesetzt, sieht die beiden möglichen Fälle vor: ging die Schlacht verloren, so überlebte der König die Niederlage nicht, und für diesen Fall hatte er dem Erben einer verlorenen Sache, eines zusammenbrechenden Staates nichts mehr zu raten. Fiel er als Sieger, so sollte der Nachfolger trotz des Sieges unverzüglich einen Friedensunterhändler mit Vollmachten nach Frankreich senden.

Die härteste Probe blieb seiner Festigkeit allemal erspart, denn der volle Umfang der Gefahr verhüllte sich ihm. Wie vor Kolin unterschätzte er die Zahl des Gegners. Willig maß er dem Gerücht Glauben bei, welches die Verluste der Oesterreicher in der letzten Schlacht auf die Ziffer 24000 hinauftrieb; den eigenen Verlust wollte er, viel zu niedrig, nur auf 3—4000 Mann anschlagen. So schmeichelte er sich mit der Aussicht, nach der Vereinigung seiner beiden Heere einem höchstens 40000 Mann starken Gegner in ungefähr gleicher Zahl entgegenzutreten.

Am 1. Dezember traf auf dem Umwege über Glogau die Vorhut des schlesischen, jetzt von Zieten befehligten Heeres ein, tags darauf die Hauptmasse. Mit Ungeduld hatten die seither so unglücklich geführten Truppen diese Vereinigung herbeigesehnt; der gemeine Mann gab seiner Freude über die Gegenwart des Königs lauten Ausdruck. Friedrich hatte die an der schmachvollen Kapitulation von Breslau schuldigen und mitschuldigen Generale, Lestwitz, Katte, Kyau, bei ihrer Ankunft in Glogau verhaften lassen und kündete ihnen ein Kriegsgericht an; das Heer aber empfing er, wie wenn die Geschlagenen als Sieger kämen. Die Mannschaften wurden wegen ihres tapferen Verhaltens in der Schlacht belobt und erhielten reichliche Verpflegung; von den Führern wurden drei Generalmajors zu Generallieutenants befördert, darunter des Königs jüngster

Bruder Ferdinand, der an der Lohe die Fahne in der Hand dem Kugelregen entgegengestürmt war. Auf jede Art sollte der gesunkene Mut neu belebt werden. Denn das Aeußerste wollte der Feldherr von der Truppe verlangen. Es galt nicht bloß, ein geschlagenes Heer alsbald wieder an den Feind zu bringen; es galt, sich einer Stellung zu bemächtigen, deren Stärke jeder in diesem geschlagenen Heere aus eigener Anschauung kannte.

Vor Zittau hatte der König durch die Warnungen seiner Generale sich von dem beschlossenen Angriffe zurückhalten lassen.[1]) Diesmal sollte jeder Einwand vorweg abgeschnitten werden, niemand durfte in Ungewißheit darüber bleiben, daß der Kriegsherr entschlossen war, sein Heer bis auf den letzten Mann einzusetzen.

So ließ er denn am letzten Tage des Aufenthaltes zu Parchwitz die Generale und Stabsoffiziere zusammenrufen, um mit seiner „deutschen Rhetorik" auf sie einzuwirken. Durch jedes Band waren sie an ihn gekettet, seine Vasallen, seine Offiziere, seine Kampfes- und Leidensgenossen. Viele hatten seit Monaten ihn nicht gesehen. Wie er nun in ihren Kreis trat, in seiner verschlissenen Uniform, gealtert, abgemagert, das große Auge ernst auf die erwartungsvoll Versammelten gerichtet, und dann mit dem ganzen Wohlklang seiner weichen Stimme „in Kürze und mit Nachdruck" ihnen seine Notlage zu schildern begann, da war der Eindruck überwältigend. Jedem ist diese Stunde unvergeßlich geblieben, den Wortlaut der Rede hätte niemand festzuhalten vermocht. Er gedachte des Verlustes der Schlacht, des Verlustes von Schweidnitz und Breslau, aber auch des glänzenden Sieges über die Franzosen; er erinnerte einen jeden an eine ehrenvolle militärische Vergangenheit und sie alle an den Preußennamen und heischte dann von ihnen Blut und Leben für den Tag, da Preußens Geschicke sich entscheiden mußten. Dem aber, der die preußische Sache verloren gäbe und sich von ihm trennen wolle, sagte er hier auf der Stelle den Abschied zu, ohne daß den Mann ein Vorwurf treffen solle. Es war das doch mehr, als eine nur auf die oratorische Wirkung berechnete Form. Wie viele von diesen kreuzbraven Haudegen hatten nicht seit dem Unglückstage von Kolin sich in die Vorstellung hineingeredet, daß es aus dem Verderben kein Entrinnen mehr gäbe. Schon ging bei dem Feinde die Rede, daß der König von Preußen von seinen ersten Generalen und Verwandten verlassen werde; blieb doch der Prinz von Preußen dem Heere dauernd fern, und glaubte man doch im österreichischen Hauptquartier zunächst ganz fest, daß der Herzog von Bevern sich absichtlich habe gefangennehmen lassen. Vor allem aber: der Tapfersten einer, Moritz von Dessau, hatte vor kurzem, eingeschüchtert durch die Drohungen des Reichshofrats, seine Entlassung aus dem preußischen Kriegsdienst nachgesucht und soll noch hier in Parchwitz zu einigen Offizieren gesagt haben, daß die Lage verzweifelt sei und leider in wenigen Tagen noch verzweifelter werden würde. Jetzt mag sich sein Blick zu Boden gesenkt haben, wenn auf jene Aufforderung des Königs der biedere Major Billerbeck in die lautlose Stille mit dem Kraftwort hineinplatzte: „Das müßte ja ein infamer Hundsfott sein, jetzt wäre es Zeit".

---

[1]) Oben S. 112.

Den Truppen ward kundgegeben, daß Seine Majestät den Feind angreifen würden, wo Sie ihn fänden und zu Ihrer Armee das Zutrauen hätten, sie würde in eben der Absicht, wie Seine Majestät, dem Feind entgegenmarschieren, zu siegen oder zu sterben. Für jedes erbeutete Geschütz wurde ein Ehrenlohn von 100 Dukaten zugesichert. Da und dort redete der König beim Ritt durch das Lager selber die Leute an und freute sich ihrer treuherzigen Entgegnungen und des selbstbewußten Trostwortes, daß bei dem Feinde „keine Pommern" seien: „Du weißt ja wohl, was die können!"

„Ich hoffe noch alles wieder gutzumachen," schreibt der König an diesem 3. Dezember an Ferdinand von Braunschweig, „obgleich ich nicht leugnen kann, daß es mir sehr viel Mühe kosten wird, und daß ich hier die schwierigste und gewagteste Unternehmung vor mir habe, die ich trotzdem mit dem Beistand des lieben Gottes zu bewältigen hoffe." Es ist nicht das einzige Mal in diesen Parchwitzer Tagen, daß Friedrich der Hoffnung auf eine höhere Hülfe Ausdruck gibt.

Am nächsten Morgen ward das Lager aufgehoben, das Marschziel war Neumarkt. Die kleine Stadt war von Kroaten besetzt, abgesessene Husaren — denn die Infanterie war noch zurück — sprengten das Stadtthor und erbeuteten die Feldbäckerei des österreichischen Heeres mit Brotvorrat für 40000 Mann. Zugleich aber erhielt man die frohe Kunde, daß der Feind seine feste Stellung hinter der Lohe verlassen hatte und sogar schon über die Weistritz vorgegangen war — ein großes, ungehofftes Ereignis. „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen," sagte der König vergnügt, „nun will ich seinen Uebermut strafen."

Prinz Karl von Lothringen unterschätzte den Gegner nicht, der ihn in vier Schlachten geschlagen hatte. Nur durch geringen Zuzug war das jüngst besiegte Heer verstärkt, aber dem Einen unter den neuen Ankömmlingen ging lähmender Schrecken voraus wie dem zum Kampfe zurückkehrenden Achill. In die leichtfertigen Spöttereien über die Potsdamer Wachtparade, die in seinem Lager gehört wurden, stimmte der österreichische Feldherr so wenig ein, daß er noch soeben an seinen kaiserlichen Bruder geschrieben hatte: „Ich fürchte, wenn unsere Herren Verbündeten, wie ich es mir vorstelle, nichts thun, und wenn die ganze Heeresmacht auf uns fällt, so werden wir in starke Verlegenheit kommen." Aber er hatte aus Wien gemessenen Befehl nicht zwar eine Schlacht zu wagen, aber doch Liegnitz zu behaupten. Und so hatte er sich unter einstimmiger Billigung seines Kriegsrats entschlossen, den Preußen entgegenzugehen, ehe sich der König in seinen Stellungen allzustark befestigen konnte; denn damit wäre es um die Ruhe der österreichischen Winterquartiere in Schlesien geschehen gewesen.

So nahe, wie die beiden Heere bei einander standen, mußte der 5. Dezember die große Entscheidung bringen. Um 4 Uhr in der Frühe traten die Preußen an, flügelweise, zwei Kolonnen zu Fuß zwischen zwei Reiterkolonnen. Als es zu dämmern begann, setzte sich der Zug in Bewegung. In frommer Scheu stimmten diese mühseligen und beladenen Kriegsknechte ihre geistlichen Lieder an und stärkten sich den Mut für ihr blutiges Tagewerk an den schlichten Versen, die vor mehr als hundert Jahren hier in der Nähe ein schlesischer Pfarrherr wie für die feierliche Stimmung dieser Morgenstunde gedichtet hatte:

Gib, daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Wozu mich mein Beruf in meinem Stande führet;
Gib, daß ich's thue bald, zu der Zeit, da ich soll,
Und wann ichs thu', so gib, daß es gerate wohl.

Beim Dorfe Borna erkannte der Vortrab, 55 Schwadronen Husaren und Dragoner und 9 Bataillone, im Dezembernebel eine Reitermasse. Wie bei Lobositz konnte Zweifel entstehen, ob man das ganze feindliche Heer, ob nur eine Abteilung vor sich hatte.[1]) Bald ergab sich, daß es nur 5 Regimenter waren, österreichische Husaren und die 3 sächsischen Chevauxlegers-Regimenter, die bei Kolin die Entscheidung herbeigeführt hatten. An diesem Morgen war ihnen das Glück minder hold. Während sich die Kaiserlichen vor der Uebermacht noch rechtzeitig zurückzogen, wurden die Sachsen nach anfänglichem Erfolg so wuchtig in Front und Flanke gepackt, daß sie 3 Standarten, 550 Gefangene, darunter ihren schwerverwundeten Führer Nostiz, in den Händen der Sieger lassen mußten. Nur mit Mühe konnte der König seine Husaren zurückhalten, daß sie nicht mit verhängtem Zügel gerade auf das österreichische Heer losprengten. In Kanonenschußweite vom Feinde sammelten sie sich dann zwischen Heidau und Frobelwitz.

Von einem der Hügel bei Heidau, südlich der nach Lissa führenden Heerstraße, ließ sich der größere Teil der von Nord nach Süd auf eine volle deutsche Meile ausgedehnten österreichischen Stellung so überschauen, daß man „jeden Mann hätte zählen können". Nur der rechte, an das Dorf Nippern gelehnte Flügel war durch Wald und Hügel verdeckt. Das Zentrum stand auf den mit Batterien gekrönten Höhen hinter Frobelwitz und Leuthen, die mit Grenadieren belegten Dörfer hart vor der Front. Südlich von Leuthen ragte eine Kavallerielinie vor, in der Richtung auf das kleine Dorf Sagschütz. Von dort bog sich die Schlachtordnung wieder zurück bis zu dem Mittelteich von Gohlau und der sumpfigen Niederung, in der das Striegauer und das Schweidnitzer Wasser zusammenfließen, so daß die Erhöhungen bei Sagschütz den Scheitel eines Dreiecks und zugleich den am weitesten ausspringenden Punkt der ganzen Stellung bildeten. Hier befehligte Nadasdy eine gesonderte Abteilung, bei der sich auch die bairischen und württembergischen Hülfsvölker befanden.

An dieser Stelle beschloß König Friedrich seinen Angriff einsetzen zu lassen. Als mehrfach benutztes Manöverfeld war ihm die Gegend wohlbekannt. Es entging ihm nicht, daß nach Ueberwältigung der vorgelagerten Höhen bei Sagschütz der linke Flügel des Feindes, ohne Anlehnung im Rücken, allen Halt verlieren mußte. Ueberdies stieß der Angriff dort in die natürliche Rückzugslinie der Oesterreicher; von hier verdrängt, verloren sie die kürzeste Verbindung mit Schweidnitz und konnten die böhmische Grenze nur noch auf dem Umwege über Breslau erreichen.

Unverzüglich wurde die Marschrichtung des preußischen Heeres dem Angriffsplan entsprechend geändert. Waren bisher die vier Kolonnen, in denen die beiden Infanterie- und die beiden Kavallerieflügel daherzogen, gerade auf

[1]) Oben S. 30.

die feindliche Stellung anmarschiert, so galt es jetzt, möglichst schnell und möglichst unbemerkt, ihr parallel bis zu ihrer äußersten Linken heranzugleiten. Die Kolonnen brachen in der Mitte ab, die vier Vorderhälften setzten sich, mit einer Viertelschwenkung nach rechts, hintereinander, die vier Enden desgleichen, so daß nun die beiden neuen Marschsäulen, durch Reiterei eröffnet und geschlossen, je ein Treffen bildeten und durch einfaches Einschwenken der Züge sich binnen kürzester Zeit in Schlachtordnung entwickeln konnten, sobald die Spitzen die äußerste Linke des Feindes überragten.

Solchen treffenweise ausgeführten Parallelmarsch [1]) hatten die Oesterreicher bei Prag und bei Kolin vom erhöhten Standort aus hinreichend genau beobachtet, um ihre Stellung noch rechtzeitig ändern zu können. [2]) Auch heute wurden die Truppen hin- und hergeschoben; aber da die anfängliche Richtung des preußischen Marsches die Vorstellung geweckt hatte, daß der Angriff dem rechten Flügel gelte, so ward die verfügbare Reserve dem dort kommandierenden General Lucchesi zugeteilt. Nachher verhüllte den Marsch der Preußen der Höhenzug, der von Borna über Lobetinz nach Sagschütz streicht, die Heeresscheide, von der aus König Friedrich und seine Husaren beim Anmarsch Freund und Feind übersahen. Oesterreichische Plänkler wagten sich nicht mehr vor, nachdem soeben drei auserlesene Reiterregimenter zertrümmert worden waren, und schließlich konnte ja das Ausbrechen der Preußen hinter Borna als Rückzug aufgefaßt werden, wie man sie bei Zittau unverrichteter Sache hatte abziehen sehen. „Die guten Leute paschen ab," soll Daun gesagt haben, „lassen wir sie in Frieden ziehen."

Als dann die Preußen im Angesicht von Sagschütz mit unvergleichlicher Schnelligkeit und Genauigkeit aufmarschierten, war es zu weiteren Gegenvorkehrungen zu spät. Um allen Verstößen gegen die Grundidee seiner schiefen Schlachtordnung vorzubeugen, wie sie bei Prag unnütze Opfer und bei Kolin den Verlust der Schlacht verursacht, [3]) hatte der König angeordnet, daß die Bataillone des ersten Treffens nicht nebeneinander aufmarschieren sollten, sondern staffelförmig im Abstande von je 50 Schritt; auf diese Art kam das äußerste Bataillon der nicht zum Angriff bestimmten Linken auf eine Linie zu stehen, die der Richtlinie des vordersten Bataillons vom rechten Flügel in einem Abstand von nicht weniger als 1000 Schritt parallel lief, und es war nicht wohl möglich, daß es abermals unversehens zu einem Frontalangriff auf der ganzen Linie kam. Je 2 Bataillone deckten die Flanken zwischen den beiden Treffen. Die Reiterei ward teils auf die Flügel, teils als Reserve hinter das zweite Treffen gestellt. Von den 9 Bataillonen der Vorhut wurden 6 der Reiterei des Angriffsflügels zugeteilt, zur Abwehr feindlichen Flankenfeuers, wie es bei Kolin den Reiterangriff gestört hatte; mit den 3 andern sollte Oberst Wedell, unterstützt durch 10 aus Glogau herbeigeschaffte Zwölfpfünder, den ersten Angriff auf den Posten bei Sagschütz ausführen.

Ausnahmsweise waren es Musketiere, die diesmal dem Angriffe die Bahn

---

[1]) Bd. I, 547.
[2]) Oben S. 81. 93.
[3]) Oben S. 84. 94.

zu brechen hatten, Kerntruppen aus der Hauptstadt, das Regiment Meyerinck und das zweite Bataillon von Itzenplitz. Der König ritt an die äußerste Rechte zu der Fahne der Leibcompagnie von Meyerinck und bedeutete den Fahnenträger: „Junker von der Leibcompagnie, siehet Er wohl, auf den Verhack soll Er zumarschieren, Er muß aber nicht zu stark avancieren, damit die Armee folgen kann.“ Dann richtete er selbst die Front und rief der Truppe zu: „Burschen, sehet ihr dorten wohl die Weißröcke? Die sollt ihr aus ihrer Schanze wegjagen, ihr müßt nur stark auf sie anmarschieren und sie mit dem Bajonett daraus vertreiben, ich will euch alsdann mit 5 Grenadierbataillons und der ganzen Armee unterstützen. Hier heißt es siegen oder sterben, vor euch habt ihr den Feind und hinter euch die ganze Armee, daß ihr also auf keiner Seite, zurück oder vorwärts, anders als siegend Platz findet.“

Den Sagschützer Kiefernberg hielten Württemberger; hinter einem Verhau auf die Kniee geworfen empfingen sie die preußische Linie mit ihrem Feuer, bei der zweiten Salve war die Sturmtruppe bereits unter den feindlichen Kanonen, von denen einige durch die preußischen Bataillonsstücke sofort zum Schweigen gebracht waren. Unter gewaltigem Geschrei, mit gefälltem Bajonett, springen die Angreifer über den Verhack, für die Württemberger ist kein Bleibens mehr, den Weichenden wird so kräftig nachgefeuert, daß stellenweise 10—12 Mann tot übereinander lagen. Nun galt es die Batterie auf der Höhe jenseits von Sagschütz zu nehmen. Mit Hülfe des Flügelbataillons aus dem ersten Treffen vertrieben Wedells 3 Bataillone den Feind, Württemberger, Baiern, Oesterreicher, binnen einer Viertelstunde auch hier.

Inzwischen hatte auch das Gros der Avantgarde, 1 Musketier- und 5 Grenadierbataillone, seine erste Aufgabe schnell und glänzend gelöst. Sie hatten den Kaulbusch südöstlich von Sagschütz von 2 ungarischen Bataillonen gesäubert, die dort der Reiterei ebenso gefährlich werden konnten wie die Kroaten im Eichwäldchen von Kretschorz, und dann die hinter dem Busch hervorgesprengten Schwadronen, die in wildem Ungestüm die erste preußische Kavallerielinie geworfen hatten, durch wohlgezieltes Feuer zum Rückzug gezwungen. Jetzt kamen sie, von dem Prinzen Moritz herangeholt, gerade zurecht, um im Verein mit der Brigade Wedell Nadasdys Truppen über Gohlau hinaus von Stellung zu Stellung zu jagen. In dem freieren Gelände hinter Gohlau konnte nun auch die preußische Reiterei unter Zietens Führung zum Angriff übergehen; zunächst noch durch Gräben gehemmt, erzielte sie beim zweiten Vorstoß einen vollen Erfolg, die Gardes du Corps und Gendarmen bewährten ihren Ruhm von Roßbach und hieben die Modena-Dragoner zur Hälfte nieder, und als nun die Zieten-Husaren, an den Kürassieren vorbei, aus dem dritten Treffen vorstürmten, ward die Flucht des Nadasdyschen Corps allgemein; 2000 Gefangene fielen den Verfolgern in die Hände, ein Teil der Besiegten entrann in der Richtung auf Lissa, eine andere Woge flutete auf die Hauptstellung nach Leuthen zurück; einige beherzte Reitergeschwader zogen unter dem Feuer der preußischen Geschütze eine Kette, hinter der sich der Verwirrung steuern und neuer Rat schaffen ließ.

Die österreichische Schlachtlinie war durch den Verlust des ihrer linken Flanke vorgelagerten Dreiecks zwischen Leuthen, Sagschütz und Gohlau gleichsam

eingeknickt. Indem jetzt der rechte Flügel um so viel vorgezogen wurde, als der linke zurückgedrängt worden war, bildete sich, mit dem Dorfe Leuthen als Mittelpunkt, eine neue Front in der Richtung von Nordwest nach Südost, welche am Ostausgang des Dorfes die ursprüngliche Stellung beinahe senkrecht durchschnitt.

Auf Leuthen richtete sich jetzt der konzentrische Angriff des Vortreffens und des rechten Flügels der Preußen. Der König wählte seinen Standort an dem Gehölz von Radaxdorf, wo er einen Augenblick nicht bloß von den österreichischen Batterien, sondern auch aus seinen eigenen Geschützen Feuer erhielt. Das stattliche Dorf Leuthen mit seinen zahlreichen geschlossenen Gehöften und eingezäunten Gärten lag in seiner ganzen Länge vor der Front der Angreifer. Das zweite und dritte Bataillon Garde und die Grenadiergarde stießen gerade auf die Mitte des Ortes, wo der hochgelegene Friedhof der katholischen Kirche, dicht mit Kanonen besetzt, der Brennpunkt der Verteidigung wurde; in die feste Steinmauer mußte förmlich Bresche geschossen werden.

Etwa eine Stunde währte der Kampf, bis Leuthen in den Händen der Preußen war. Hinter dem Dorfe erwartete sie neuer Widerstand. Vom rechten Flügel her waren die Grenadiercompagnien des Reservecorps angelangt, auf der Höhe zwischen den Windmühlen die drei Hauptbatterien zusammengezogen. Die preußische Linie war während des Einzelgefechtes in den Straßen und Gehöften auseinandergekommen, die Bataillone des zweiten Treffens mußten in die Lücken eintreten, schon auch Bataillone aus dem zurückgehaltenen linken Flügel. Dieser selbst hatte sich in dem Maß, als der Kampf vorrückte, nach rechts dem Angriffsflügel nachgeschoben und war so doch auch in den Bereich der österreichischen Batterien gekommen: einige Abteilungen gingen in Unordnung zurück, ein Bataillon aus dem zweiten Treffen, durch den Adjutanten Retzow, den Sohn des diesen Flügel kommandierenden Generals, vorgeführt, zog durch sein Beispiel die Wankenden nach, und der ganze Flügel ging nun zum Angriff über.

Somit waren sämtliche preußische Bataillone in die Feuerlinie getreten — eine bedenkliche Wendung, die den Absichten des Feldherrn nicht minder widersprach, als die bei Prag und Kolin beklagten Abweichungen vom Schlachtplan, die aber hier durch die Achsenwendung des gegnerischen Heeres unvermeidlich geworden war. Noch wehrt sich die österreichische Infanterie hartnäckig: wird die Reiterei sie noch einmal heraushauen und auch die heutige Schlacht noch im letzten Augenblick wiederherstellen? Lucchesi erspäht sich die Blöße des schwachen linken Flügels der Angreifer und schickt sich an, mit seinen noch frischen Schwadronen sie dort in der Flanke zu fassen. Aber die preußische Kavallerie ist heute anders am Platze, als am 18. Juni. Bei Radaxdorf hält, dem Auge des Gegners durch eine Bodenerhebung entzogen, General Driesen, nicht ein jugendlicher Held wie Seydlitz, fast ein Sechziger, untersetzt und schweren Leibes, aber warmblütig und lebhaft, klar und entschlossen, schon im Frieden als Führer hoch angesehen [1]) und jüngst bei Breslau an der Spitze einer Brigade trefflich bewährt. Seine Patrouillen geben ihm von allem schnelle Kunde, wie eine ungeheure Sturz-

[1]) Bd. I, 535.

welle türmt sich die schwere Reitermasse über dem Hügelrand auf und braust den Hang hinunter, an die fünfzig Schwadronen; auch der wackere General Krockow mit seinen Breslauer Kürassieren ist dabei, den sie mit seiner Fußwunde aus der letzten Schlacht vom Fieberbett in den Sattel gehoben haben. Unfehlbar muß Lucchesi überflügelt werden, im Galopp schwenkt er in Schwadronen links ab, dem drohenden Geschick zu entweichen. Vergebens, seine Reiter werden eingeholt, in Front, Flanke und Rücken gepackt, der Führer fällt; was den Pallaschen der Preußen entrinnt, zerstiebt in alle Winde.

Die Zersprengung dieses Kavallerietreffens wird für die Infanterie das Signal zur Flucht. Durch die feindlichen Reiter im Rücken bedroht, werfen die Leute haufenweise das Gewehr weg; die preußische Infanterie bricht mit gefälltem Bajonett ein und schlägt den letzten „mit den Kolben an die Ohren". Ein paar Regimenter, die bei den Windmühlen noch standhalten, werden von den Baireuther Dragonern und den Leibkarabinieren überritten und in Masse gefangen gemacht.

Die Schlacht ist entschieden, auf der ganzen Linie. Schon bricht die Nacht herein. Der Versuch der österreichischen Generale, zwischen Frobelwitz und Lissa eine neue Linie zu bilden, mißlingt. Die Haufen der Gefangenen schwellen immer mehr an. Doch hat Nadasdy auf dem Schauplatz des ersten Schlachtabschnittes die Reiterei des Siegers verhindern können, flußabwärts nach Lissa durchzudringen und die Brücken über die Weistritz abzutragen. So gibt es für die Flüchtenden noch ein Entrinnen.

Das Heer der Sieger ordnete sich, so gut es in der Dunkelheit ging, zwischen den Dörfern Guckerwitz und Leuthen, und blieb unter dem Gewehr, die Stätten seiner blutigen Triumphe im Rücken, die Weistritz zur Rechten. Wieder wie am Abend von Roßbach ward das Schlachtfeld die Stätte eines Gottesdienstes. Von Trupp zu Trupp pflanzte sich die fromme Weise fort, bis zuletzt aus vieltausendfachem Kriegermund das deutsche Tedeum ertönte: „Nun danket alle Gott!"

Der König war mit den Seydlitz-Kürassieren und einigen Kanonen auf der Straße nach Lissa vorangeeilt; ein paar Grenadierbataillone folgten. Neben dem Pferde des Königs, am Steigriemen sich festhaltend, schritt der Kretschmer aus der Dorfschenke von Sahra und machte mit seiner Laterne in der dichten Finsternis den Führer. Von Zeit zu Zeit wurden Kanonenschüsse abgegeben, um die Fliehenden nicht zu Atem kommen zu lassen. Kurz vor Lissa ward man von einem größeren Haufen Nachzügler mit Feuer begrüßt, ebenso nachher im Städtchen aus den Fenstern. Aber der König ließ sofort am jenseitigen Ausgang bei der Weistritz-Brücke die Kanonen auffahren und sicherte sich so den Ort und für morgen den Flußübergang. Dann überraschte er — es war gegen 7 Uhr — auf dem Schloß des Freiherrn von Mudrach die abgeschnittenen österreichischen Offiziere mit seinem: „Bon soir, Messieurs! gewiß sind Sie mich hier nicht vermuten! Kann man hier auch noch mitunterkommen?" Das ganze Schloß war mit Verwundeten belegt, der König nahm ein dürftiges Nachtmahl ein und schlief auf einer Streu, wie die Nacht zuvor unter demselben Dach sein Gegner Karl.

„Gottlob, unſer Sieg iſt ſo komplett, wie wir erbitten und wünſchen können," ſchreibt hier aus Liſſa nachts um 12 Uhr der Generaladjutant Wobersnow an den in Glogau zurückgebliebenen Kabinettsrat; „der König iſt beſtändig im größeſten Feuer geweſen; es war nicht möglich, ihn zurückzuhalten, ob ich mich zwar alle erſinnliche Mühe gegeben."

Zur größten Ueberraſchung hörte man, daß man an die 80000 ſich gegenüber gehabt habe. Und wenn ſich auch alsbald herausſtellte, daß dieſe Angabe um faſt 10000 Mann zu hoch gegriffen war — die Oeſterreicher hatten vor der Schlacht gefliſſentlich ihre Zahl übertrieben —, ſo ſind die Beſiegten am Schlachttage doch immerhin doppelt ſo ſtark geweſen als die Sieger; denn mehr als 35000 Preußen werden am 5. Dezember nicht zur Stelle geweſen ſein.

Am Morgen nach der Schlacht ſetzte ſich das preußiſche Heer um 6 Uhr in Marſch, überſchritt die Weiſtritz und ſtieß gegen 10 Uhr an der Lohe auf den Feind, deſſen Geſchützfeuer den Verfolgern den Uebergang auf das blutgetränkte Schlachtfeld des 22. November nicht zu verwehren vermochte. Mit Staunen laſen ſie ſpäter in einem öſterreichiſchen Bulletin, daß ihr König es auf eine neue Schlacht nicht habe ankommen laſſen.

Während der König ſich zur Belagerung von Breslau anſchickte, ſetzte Zieten mit 55 Schwadronen und 11 Bataillonen dem geſchlagenen Heere nach; nicht ſo unabläſſig, wie ſein Gebieter es gewünſcht hätte, aber doch erfolgreich genug, denn bis Weihnachten hatte er, zuletzt von Glatz her durch Fouqué trefflich unterſtützt, den Feind über das Gebirge zurückgedrängt. Von den 35000, die nach Böhmen zurückkehrten, war die Hälfte krank. Demnächſt ſäuberte der Huſarenoberſt Werner auch Oberſchleſien.

Die Liſte der preußiſchen Trophäen, wie ſie, ohne die letzten Ergebniſſe der Verfolgung abzuwarten, veröffentlicht wurde, enthält 21500 Gefangene, 307 gefangene Offiziere, 131 Kanonen, 51 Fahnen und Standarten, 4000 Artillerie-, Bagage- und Proviantwagen. Den eigenen Verluſt gab der preußiſche Schlachtbericht auf 500 Tote und etwa 2300 Verwundete an; genauere Zählung ergab bedeutend höhere Ziffern: 1141 Tote und Vermißte, 5018 Verwundete, 85 Gefangene.

Am 20. Dezember kapitulierte Feldmarſchalllieutenant Sprecher von Bernegg mit der Feſtung Breslau und 17635 Mann. Liegnitz übergab Oberſt von Bülow gegen freien Abzug der Beſatzung. Die Belagerung von Schweidnitz blieb, da ſtarker Froſt eingetreten war, bis zum Frühjahr ausgeſetzt.

„Wenn jemals Preußen Anlaß gehabt hat, das Tedeum anzuſtimmen, ſo iſt es bei dieſer Gelegenheit," ſchreibt Friedrich am 19. an ſeine Miniſter Podewils und Finckenſtein; „ich hoffe, Sie werden mit meiner Heerfahrt zufrieden ſein; niemals habe ich ſo viele Hinderniſſe angetroffen wie bei dieſer Gelegenheit. Der Himmel ſei gelobt, daß es uns geglückt iſt." Weihnachtsruhe aber durfte er ſich nicht gönnen. Am 24. in der Frühe marſchierte er mit dem Belagerungscorps von Breslau ab, um im Gebirge nach dem Rechten zu ſehen und die Poſtierungskette zum Schutze der Winterquartiere zu bilden. So kam Neujahr heran, ehe Feldherr und Truppen ſich erholen konnten. „Das nenne ich eine Campagne, die gleich dreien gilt," ſagt Friedrich am 26. in Striegau;

„ich kann nicht mehr, meine Körperkräfte nutzen ſich ab, ich bin krank und habe jede Nacht viel von Koliken auszuſtehen.“ Schon bald nach der Schlacht waren ihm Schlaf und Appetit plötzlich untreu geworden. Aber er blieb guter Laune und trug Krankheit und Strapazen frohen Mutes; ſo verſichert er dem Prinzen Heinrich und bittet, ihm die beſte Schere zu ſchicken, um dem zurückgekehrten Glück die treuloſen Flügel abſchneiden zu können.

Seine kühnſten Erwartungen waren übertroffen. „Alles das geht viel weiter, als ich geglaubt hatte,“ ſchreibt er nach dem Fall von Breslau an Keith; „Sie können darauf zählen, daß dieſe Unternehmung dem Feinde mehr als 42000 Mann gekoſtet hat, und wenn das nicht zum Frieden führt, ſo werden keine Kriegserfolge ihn zu Wege bringen.“ Wenn ſich nun noch den Franzoſen zwiſchen Elbe und Weſer und den Schweden ein entſcheidender Schlag verſetzen ließ, wurde das Geſamtbild der Lage noch verheißungsvoller! Schon hatte Lehwaldt Schwediſch-Pommern bis auf Stralſund und dazu Mecklenburg in ſeiner Gewalt. Friedrich berief den Grafen Finckenſtein nach Breslau, um ihm ſeine Gedanken für den allgemeinen Friedensſchluß darzulegen. Inzwiſchen warb und rüſtete er raſtlos; die Lücken, welche „ſieben rangierte Feldſchlachten“ in ſein Heer geriſſen hatten, mußten ausgefüllt werden. Er ſagte ſich: „Es iſt große Ausſicht vorhanden, daß wir bei der Zerrüttung der Oeſterreicher im Frühjahr den Frieden haben werden, aber ſelbſt wenn man deſſen ſicher wäre, müßte man darum nicht mindere Anſtrengungen machen, um ſich in eine formidable Situation zu verſetzen, da das Argument der Gewalt das einzige iſt, was ſich gegen dieſe Hunde von Königen und Kaiſern anwenden läßt.“

Vierter Abſchnitt.

Das Jahr 1758.

„Heldin, den bezwingſt du nicht!
Gott kann Wunder thun!
Schenk ihm Freundesangeſicht,
Bitte Frieden nun!“

— ſo rief Gleims preußiſcher Grenadier „nach Wiedereroberung der Stadt Breslau“ der Kaiſerin-Königin zu. Leſſing erlaubte ſich in ſeiner Sammlung der Grenadierlieder das „bitte“ zu ändern in „biete“. So darnieder lag trotz Roßbach und Leuthen Oeſterreichs Sache nicht, daß Gleims Aufforderung an der Zeit geweſen wäre.

Zunächſt allerdings wirkten die Erfolge der preußiſchen Waffen betäubend, überwältigend, ſowohl auf die Heere und Höfe wie auf die öffentliche Meinung. Unter Zeichen und Wundern war das alte Jahr dahingegangen; ſo jäh hatte noch nie das wankelmütige Kriegsglück ſich gewandt. Wer hätte vor wenigen Monden die Sache des preußiſchen Königs nicht verloren gegeben! All ſein Ruhm in Krieg und Frieden ſei geborgt geweſen, ſo verhöhnten die Gegner den Beſiegten von Kolin; wie mit Voltaire ſeine Feder, ſo habe er mit Schwerin ſeinen Degen verloren. Auf der Hofbühne zu Wien verherrlichte Metaſtaſio den Koliner Sieg in einem allegoriſchen Feſtſpiel: Kyllene-Sachſen ſchaut im Traum, wie Atalante-Thereſia den kalydoniſchen Eber tödlich trifft, und ſo erheben ſich die beiden Jägerinnen, von zwei anderen, Euadne-Rußland und Tegea-Frankreich, geleitet, ſiegesſicher zum fröhlichen Jagen: andiamo, ruft Euadne:

a rapir la vittoria,
E a dar soggetto alla futura storia!

In Venedig, wo die Tereſiani und die Pruſſiani in Sonetten und Knüttelverſen ſich auf das leidenſchaftlichſte bekämpften, hatte ein Dichter aus dem Volke, der Gondoliere Bianchi, den Preußenkönig den gottloſen Amalekiter geſcholten, den der neue Joſua Daun zu Boden geſchmettert habe. Jetzt, nach

den Tagen von Roßbach und Leuthen, nachdem „die hochmütigen Perrückenmacher, die da siegen wollten", besiegt sind und nachdem ihr Bezwinger, „schneller als Perseus und als Bellerophon auf dem geflügelten Pegasus", wie ein Wetterstrahl durch den winterlichen Aether dahingefahren ist, um auch den zweiten Feind vernichtend zu treffen, jetzt heißt Friedrich demselben Poeten „der Heros des Jahrhunderts", dem zu seinem Ruhme nur das noch fehle, daß Gott sein Ketzerherz rühren und ihn zu einem Hauptmann des triumphierenden Kreuzes machen möge. „Horatius Cocles auf der Brücke, ein einziger Mann gegen ganz Etrurien", ist jetzt dieser König den enthusiastischen Venetianern geworden — der Löwe vom Kaukasus, der verwundet und ermattet, knirschend nach schrecklicher Rache, von dichten Scharen feindseliger Raubtiere umringt, plötzlich herbricht und ein großes Blutbad unter ihnen anrichtet.

Gleich jäh hatte in Frankreich die Stimmung umgesetzt. „Unseren Parisern," schreibt d'Alembert an Voltaire, „ist jetzt durch den König von Preußen der Kopf verdreht; fünf Monate ist es her, daß sie ihn in den Schmutz zogen, und das sind also die Leute, um deren Stimmen man wirbt." d'Alembert wunderte sich nicht, daß die Pamphletisten, die diesen König nach seinen Siegen nicht mehr ins Lächerliche zu ziehen wagten, jetzt über ihn und seine Encyklopädie herfielen. Voltaire antwortete: „Ich erkenne gar wohl meine teuren Landsleute an der Begeisterung, in der sie sich jetzt für den König von Preußen befinden, ihn, den sie vor fünf bis sechs Monaten als Mandrin — den ärgsten der Straßenräuber — betrachteten. Die Pariser bringen ihre Zeit damit hin, Statuen zu errichten und wieder zu zerbrechen, sie vergnügen sich mit Pfeifen und mit Händeklatschen, und mit weit weniger Geist als die Athener, haben sie deren Fehler alle und sind noch exzentrischer." Wie hatte Voltaire auf die Oesterreicher gehofft, daß sie Frankreich und vor allem ihn selbst und seine hysterische Nichte [1]) an diesem Salomo des Nordens, dem gewaltigen Philister, rächen würden: „Die Oesterreicher rächen und demütigen uns schrecklich," schreibt er zwischen Genugthuung und Scham nach der Schlacht bei Breslau; ganze sechs Stunden habe der Kampf gewährt: „wir Schlingel von Franzosen, wir sind flinker, unsere Affaire war in fünf Minuten abgemacht." Und nun war er trotz Daun und allen Oesterreichern wieder obenauf, Voltaires „héros-poète-philosophe-guerrier-malin-singulier-brillant-fier-modeste". Dem allgemeinen Gefühl staunender Bewunderung konnte doch auch dieser Unversöhnliche sich nicht entziehen. Der Verfasser des „Siècle de Louis XIV" wirft die Frage auf: „Was würde Ludwig XIV. sagen, hätte er gesehen, wie der Marquis de Brandebourg, besser als er selbst, drei Vierteilen Europas widerstanden hat!" Wohl sei es an dem, daß er kurzsichtige Augen und einen heißen Kopf habe; zugleich aber habe er das erste aller Talente für das Spiel, das er spiele, die Schnelligkeit: „Der Kern seines Heeres ist seit länger als vierzig Jahren geschult: nun ermeßt, wie diese gleichmäßigen, kraftvollen, kriegsgewohnten Maschinen kämpfen mögen, die ihren König alle Tage sehen, die von ihm gekannt werden, und die er, Hut in der Hand, ermahnt, ihre Pflicht zu thun." Immer wieder aber

[1]) Bd. I, 524.

kommt Voltaire auf Frankreichs nationale Schmach zurück: „Es giebt ein Lustspiel vom Könige von Preußen, betitelt ‚Der Modeaffe'; [1]) wir könnten es jetzt sehr gut aufführen, während er in Deutschland so schreckliche Tragödien in Scene setzt."

Wenn ganz Paris den Landesfeind in den Himmel hob, um die eigenen Generale und Minister desto lauter anklagen und verspotten zu können, wie hätte da einem Bernis bei seinem Ruhm als Champion des österreichischen Bündnisses und des deutschen Krieges nicht bange werden sollen. Als eben ernannter Minister des Auswärtigen hatte er sich bei Ludwig XV. mit der frohen Botschaft von Kolin eingeführt; „er kommt mit seiner Siegeskünder-Miene", hieß es seitdem eine Zeitlang bei Hofe, wenn Bernis sichtbar wurde. Als die Niederlagen kamen und verkündet werden wollten, war es um das Ansehen und um das Selbstvertrauen des großen Staatsmannes von gestern geschehen. Bernis trug schwer an dem Gefühl seiner Verantwortlichkeit. Zwar gegen den Grafen Starhemberg äußerte er sich auf die erste Nachricht von Leuthen noch ziemlich gefaßt: „Begehen wir keine großen Fehler mehr, und ich zweifle nicht an dem glücklichen Ausgang des Krieges," und so glaubte Starhemberg nach Wien berichten zu dürfen, daß man über die Standhaftigkeit des Hofes von Versailles außer Sorge sein möge. An den Botschafter Stainville in Wien aber schrieb Bernis schon nach der Schlacht bei Roßbach sehr skeptisch über das Bündnis: „Die Vorteile, die sich für uns ergeben können, sind ungewiß, unsere Unkosten sind reell. Wir setzen unsere eigenen Besitzungen ein, um die unserer Verbündeten zu verteidigen."

Einen Monat später, als die ganze Größe der österreichischen Niederlage sich offenbart hatte, fährt Bernis in einem vertraulichen Briefe an den Botschafter mit seinen peinlichen Betrachtungen fort: Der Wiener Hof habe in zehn bis zwölf Tagen drei Viertel seiner Soldaten und Offiziere verloren, auf Rußland sei kein Verlaß — wer bleibe da auf der Bühne noch übrig? Die Kaiserin ohne Heer, und das zwischen den Preußen und Hannoveranern eingeklemmte Heer Frankreichs ohne Vorräte, ohne General, ohne Mannszucht. Die französische Flotte werde die Verluste des Landkriegs nicht ausgleichen. Der Traum des Vorjahres sei schön gewesen, aber es sei gefährlich, ihn fortzusetzen. Der König von Frankreich werde alles thun, seine Verbündeten zu unterstützen; er aber, der Minister, werde dem Könige nie dazu raten, seine Krone auf das Spiel zu setzen: „Ein Krieg gegen den König von Preußen, der ohne Widerrede der größte Kapitän unseres Jahrhunderts, das thatkräftigste und unternehmendste Genie ist, der mit der Begabung für den Krieg die Grundsätze einer ausgezeichneten Verwaltung, einer scharfen Zucht und einer nie einzuschläfernden Wachsamkeit verbindet, der die besten Truppen von Europa hat und dazu die sicherste und fertigste Methode, sie zu ergänzen und auszubilden, — ein derartiger Krieg verdient fürwahr eine Leitung durch gute Generale und einen aus den erleuchtetsten und erfahrensten Kriegsleuten zusammengesetzten Beirat. Weder der Wiener Hof noch Frankreich haben einen General, den man dem König von

[1]) Bd. I, 509.

Preußen entgegenstellen könnte." Bernis erklärte somit, an seinem Teil für den Frieden stimmen zu müssen.

In jeder neuen Depesche erging er sich in Anklagen gegen die eigene Kriegsführung, in Lobeserhebungen für den großen Gegner. Der weiseste Entschluß werde sein, schreibt er am 14. Januar auf die Nachricht von dem Verlust von Breslau schärfer als je, einen Plan für immer in den Akten zu vergraben, der im September nicht zu fehlen gewesen sei, wenn nicht Unwissenheit, blindes Selbstvertrauen oder böser Wille die begründeten Hoffnungen auf Erfolg hätten scheitern lassen. Und fünf Tage später: „Es ist gewiß, daß der König um nichts in der Welt sein Bündnis mit dem Wiener Hof preisgeben wird; aber ist es nicht ein verblendeter Mut, welcher der Kaiserin den Wunsch eingibt, im nächsten Feldzug noch einmal einen Versuch zur Besiegung ihres Gegners zu machen? Was hat sie dieses Jahr mehr zu hoffen, als im vorigen? Die nämlichen Menschen leiten die Dinge. Der König von Preußen wird immer der gleiche sein, und die Minister und die Generale, die ihm gegenüberstehen, werden ihm immer unterlegen sein ... Der Winter verstreicht, noch ist nichts vereinbart, und derweil wühlt unser Feind ganz Europa auf, setzt es in Erstaunen durch seine Erfolge, in Schwankungen durch seine Verhandlungen, in Schrecken durch seine Drohungen. Die größten Mächte der Welt sind beständig drauf und daran, ihre Heere angegriffen und beunruhigt zu sehen."

So tief niedergeschlagen war Bernis, daß er schon von einem Friedensschluß sprach, der Sachsen „in der Unterdrückung" gelassen haben würde, da niemand da zu sein schien, der dem Sieger über Oesterreich und Frankreich das Land wieder entreißen könnte. Die Stimmung des französischen Hofes für Sachsen war von vornherein matt und geteilt gewesen;[1]) für König Ludwig stand es seit lange fest, daß ein Kurfürst von Sachsen nicht wieder die polnische Wahlkrone erhalten dürfte, und Bernis persönlich war voll Mißtrauen und Widerwillen gegen Brühls „kleinliche Intriguen und Tracasserien" und gab in diesem Augenblick sogar dem Argwohn Raum, daß Brühl, Arm in Arm mit Bestushew, auf die preußische Seite übergehen wolle.

Mußte weitergekämpft werden, so war es die Absicht des Grafen Bernis, die eigenen militärischen Leistungen wesentlich einzuschränken. Er ließ dem Wiener Hofe von den deutschen Truppen des französischen Heeres 30 000 Mann anbieten, die, verstärkt durch österreichische Reiter und Irreguläre, sowie durch 14 000 Baiern, Württemberger und andere deutsche Hülfstruppen Frankreichs, im Verein mit den Schweden die Mark Brandenburg anzugreifen haben würden. 10 000 aus dem preußischen Heere entwichene Sachsen und 6000 Pfälzer wollte Frankreich auf seine Kosten zur Reichsarmee stoßen lassen. Die französischen Nationaltruppen dagegen sollten, zwischen Rhein und Weser als Beobachtungsheer aufgestellt, auf die Aufgabe beschränkt bleiben, die Hannoveraner in Schach zu halten. Wenn so die Franzosen nicht mehr tiefer in das Reich hineinkämen, so würde Deutschland, meinte Bernis, sich nicht mehr über die Ausschreitungen der französischen Truppen beklagen und die protestantische Bevölkerung nicht

[1]) Vgl. oben S. 39. 40.

mehr über den ihrer Religion, ihren Kirchen, ihren Geistlichen angethanen Unglimpf.

In Wien vertrat den französischen Hof seit dem vorigen Sommer [1]) der Lothringer Graf Stephan Franz von Stainville. Vom Kaiser Franz als alter Unterthan warm begrüßt, seinem neuen Gebieter ein gewichtiger Bürge für die Ergebenheit des lothringischen Adels, Vertrauensmann der Marquise Pompadour, seitdem er sie gegen seine eigene Verwandte, die ihr beim Könige gefährliche Gräfin Choiseul, unterstützt hatte, geschworener Feind des Königs von Preußen, durfte der noch junge Diplomat — er zählte jetzt 38 Jahre — als die rechte Verkörperung des Trutzbündnisses zwischen den nach jahrhundertelangem Zwist ausgesöhnten Höfen gelten. Die friedliche Sprache des ihm vorgesetzten Ministers, als dessen lachenden Erben er sich vielleicht schon betrachtete, bereitete ihm aufrichtigen Schmerz, um so mehr, als er nur zu gut wußte, daß der Kriegseifer auch der Kaiserin-Königin ohnehin stark abgekühlt war. Beim Neujahrsempfang hatte Maria Theresia ihm tief bewegt gesagt, sie sehe wohl, daß die Vorsehung sie dazu bestimmt habe, ihr unglückseliges Geschick in Geduld zu tragen. Sie wolle sich ihrem Verhängnis in Ergebung unterwerfen, nur besorge sie, daß auch ihre Bundesgenossen darunter zu leiden haben würden, und am meisten bedaure sie, daß ihr Unglück sich auch auf den König von Frankreich erstrecke; für ihr Teil habe sie schon ihren Entschluß gefaßt und sei bereit, wenn es sein sollte, sich zum Besten der gemeinen Sache zu opfern.

Hätte Stainville seinem Hofe getreuen Bericht abgestattet, aller Wahrscheinlichkeit nach würde man in Versailles die Kaiserin beim Worte genommen haben. Aber Kaunitz, dem sich der Botschafter anvertraute, beeilte sich, die erregten Aeußerungen seiner Herrin abzuschwächen, und warnte jenen, seinen Hof in unnötige Zweifel zu versetzen. Als dann Stainville wohl oder übel dem Wiener Hofe von dem Inhalt der kleinmütigen Zuschriften von Bernis Kenntnis gab, hatte Maria Theresia, von Kaunitz ermutigt, ihre alte Festigkeit bereits wiedergewonnen. Leidenschaftlich erklärte sie dem Botschafter am 28. Januar, die ganze Nacht habe sie kein Auge geschlossen; nicht das Verlangen nach Schlesien reize sie zur Fortsetzung des Krieges, lediglich für die Ruhe Europas und ihre eigene habe sie gestrebt, die Macht des Ungeheuers zu verringern, das sie unterdrückte; sie stelle es Gott anheim, sie an dem König von Preußen zu rächen, da die Menschen nichts gegen diesen Fürsten vermöchten. Nicht minder nachdrücklich sprach Kaunitz. Jenen Vorschlag, den großen Plan zu den Akten zu legen, fertigte er, der sonst stets Kühle, voll Zorn mit der hochfahrenden Erklärung ab, sein Hof sei nicht gewohnt, einen Vertrag zu schließen und ihn dann fallen zu lassen. Ein Rückzug des französischen Heeres an den Rhein gelte einem Sonderfrieden mit Preußen gleich. Man bestand auf der Entsendung des vertragsmäßigen Hülfscorps nach Böhmen und auf der Zahlung der rückständigen Subsidien.

Noch ehe solche Antwort erteilt wurde, hatte der französische Hof bereits eingelenkt. Der 4. Februar war für die Hofburg ein Freudentag: gleichzeitig kam

[1]) Vgl. oben S. 128.

ein Handschreiben Ludwigs XV. an die Kaiserin mit der Zusage von 24 000 Mann für den böhmischen Kriegsschauplatz, und ein Brief der Pompadour an Kaunitz mit der Beteuerung unveränderten Eifers für das Gelingen „des schönsten Planes der Welt". Hatte die unternehmende Frau doch schon gleich nach der Schlacht von Leuthen ihren Vorsatz kundgegeben, diesen Attila des Nordens zu Staub zu zermalmen: dann werde sie ebenso zufrieden sein, wie gegenwärtig mißgelaunt. Gegen den Strom beabsichtigte Bernis nicht zu schwimmen. Er hatte sich weise den Rücken gedeckt, indem er Stainville eingeschärft hatte, die Kaiserin zwar auf die Gefahren der Lage hinzuweisen, aber nicht unmittelbar zum Frieden zu ermahnen. Auch er schrieb also jetzt an Kaunitz und versicherte, daß Frankreich nur das wolle, wofür sich sein Verbündeter nach ernster und unbefangener Prüfung der Umstände entscheiden werde. Man glaubte ihm nicht ganz, wenn er ein anderes Mal erklärte, er habe eigentlich nur die Standhaftigkeit des Kaiserhofes auf die Probe stellen wollen. Vollen Beifall fand es in Wien, daß jetzt Richelieu von dem französischen Hauptheer — es mochte noch an 80 000 Mann zählen — entfernt und durch einen Prinzen des königlichen Hauses ersetzt wurde, den Grafen Clermont, den Enkel des großen Condé, den streitbaren Abt von St. Germain-des-Près, der mit Nachlaß vom Papst die Waffen tragen durfte. Weniger versprach die Wahl von Soubise zum Befehlshaber der nach Böhmen bestimmten Abteilung. Aber den Mann von Roßbach hielt gegen die Mißgunst der Pariser das Vertrauen des Hofes; es ward ihm nachgerühmt, daß er Mannszucht zu halten verstehe, deren Bande sich unter Richelieu, dem père de la maraude, nur allzusehr gelockert hatten.

Am 14. Februar erschien Clermont im Hauptquartier zu Hannover; vier Tage später begann der große Kehraus, der dem Besuch der Franzosen in Niederdeutschland vorläufig ein Ende machte.

Das verbündete Heer war im Herzogtum Bremen bei einander geblieben, da der Vertrag vom Kloster Zeven weder von König Georg noch von König Ludwig ratifiziert worden war. Statt des Herzogs von Cumberland hatte am 23. November auf Georgs Antrag ein preußischer General zu Stade den Oberbefehl übernommen, Prinz Ferdinand von Braunschweig, der seine braunschweigischen Landsleute gegen den ausdrücklichen Befehl des Herzogs Karl, seines Bruders, beim Heere zurückbehielt, dann noch vor Jahresschluß die Franzosen bis zur Aller zurückdrängte und die Festung Harburg zur Uebergabe zwang. Verstärkt durch 15 preußische Schwadronen von dem Lehwaldtschen Heere und unterstützt durch einen Vorstoß von 8000 Preußen unter dem Prinzen Heinrich ins Braunschweigische, fiel jetzt Ferdinand mit 26 000–27 000 Mann nach kurzer Winterruhe den Franzosen in ihre Quartiere und entriß ihnen Schlag auf Schlag Verden, Hoya, Bremen, Nienburg und Minden. Das hannoversche Land war vom Feinde befreit und das weithin verteilte französische Heer so entmutigt, daß man im eiligsten Rückzug auch Hessen, Westfalen und Ostfriesland räumte. In den letzten Tagen des März und den ersten des April, genau ein Jahr nachdem die ersten Franzosen gekommen waren, gingen die Flüchtlinge in drei Haufen, zwischen Köln und Düsseldorf, bei Wesel und bei Emmerich, über den Rhein zurück.

„Man muß es gestehen, wir haben nur noch den Hauch von einer Armee,"

hatte Clermont schon an der Weser geklagt. Marschall Belle-Isle, außer sich vor Verdruß und Schmerz, sah das Demütigendste darin, daß der König von Preußen von der Zerrüttung und den Nöten des Heeres bis auf die kleinsten Einzelheiten unterrichtet sei. „Das feiste kupferrote Antlitz des Abbé Bernis" ward immer ernster. In einem Erlaß an Stainville vom 7. April berief er sich darauf, daß mit Frankreichs Gelde bisher mehr als 400 000 Mann zu Gunsten der Häuser Oesterreich und Sachsen bewaffnet worden seien; er gab die Zusicherung, daß sogar 30 000 Mann nach Böhmen gehen würden, und verhieß, daß bis zum Juli ein Heer von 60 000 Franzosen und 26 000 Deutschen zum Schutze Westfalens und des Mains versammelt sein solle; aber er fuhr dann warnend fort, daß dies Frankreichs letzte Anstrengungen seien, und daß er, falls nicht unerwartete Glücksfälle einträten, auf Frankreichs weitere Beteiligung am Kriege nach dem nächsten Feldzuge keine Aussicht eröffnen könne: „Wir dürfen heute den Krieg nicht mehr für unsere Vergrößerung führen, weil wir dieses Ziel nur durch einen langen Krieg erreichen könnten, den wir nicht auszuhalten vermögen. Der bevorstehende Feldzug muß also dem alleinigen Gesichtspunkte dienen, einen Frieden auf vernünftige Bedingungen zu erhalten. Unsere politische Lage wird stets höchst achtungsgebietend sein, wenn alle Teilnehmer an dem Bunde eng miteinander geeint bleiben, und der König von Preußen wird es nicht darauf ankommen lassen, gegen so viel Mächte, denen ihre Fehler in Zukunft eine Lehre für geschickteres Verhalten sein werden, den Krieg zu erneuern . . . Graf Kaunitz wird nichtsdestoweniger der große Staatsmann bleiben, der Urheber des Plans, daß eine halbe Million Streiter und der Bund der größten Mächte Europas dem Könige von Preußen das Gesetz vorzuschreiben hätten. Die Politik hat sich keinen Fehler vorzuwerfen, lediglich die Kriegsführung hat alles verdorben, weil hüben und drüben niemand Krieg zu führen verstanden hat, als der König von Preußen, gegen den man ihn führte. Wenn aber in einem Uebermaß von Hartnäckigkeit Graf Kaunitz sich darauf verrennen sollte, den Krieg fortzusetzen ohne die erforderlichen Mittel und ohne Aussicht, das der Kaiserin Fehlende von ihren Bundesgenossen ersetzt zu erhalten, dann wird er der Abscheu der Oesterreicher und des ganzen Deutschlands werden und sein in Europa gewonnenes Ansehen und seinen Ruf als weiser und erleuchteter Mann verlieren."

Wie Bernis einen Frieden „unter vernünftigen Bedingungen" verstand, erläuterte Stainville dem Grafen Kaunitz. Preußen würde Sachsen und Mecklenburg den Landesherren zurückgeben und Schlesien behalten. Wolle man abwarten, bis dieser König neue Schlachten gewinne, so werde man ihn zum Herrn Deutschlands und zum Despoten Europas machen. Und deshalb müsse alsbald eine Verhandlung angebahnt werden, wozu der König von Frankreich, da er an dem Kriege gegen Preußen nur als Auxiliarmacht teilnehme, ohne sich etwas zu vergeben, die ersten Schritte thun könne.

Das unaufhörliche Schwanken des leitenden französischen Staatsmannes gab dem kaiserlichen Botschafter zu der Bemerkung Anlaß, nach seinen Berichten werde man in Wien glauben, er sei am Wechselfieber erkrankt, da er heute die Verheißung und morgen den Widerruf zu melden habe. Maria Theresia glaubte anfänglich gar, sie sei verraten und der Rückzug der Franzosen über den Rhein

sei ein mit Preußen abgekartetes Spiel zur Einleitung des Sonderfriedens. Ludwig XV. sei ein guter Fürst, er habe sicher weder Kaiser Karl VII. noch den stuartischen Prätendenten im Stich lassen wollen, und dennoch seien alle beide das Opfer der Politik geworden. Somit werde man operieren müssen, als wenn die Franzosen nicht auf der Welt wären, und die einzige Hülfe bei Rußland zu suchen haben. Kaunitz beeilte sich zum Guten zu reden; er sah bei diesem Mißtrauen gegen Frankreich schon sein ganzes politisches System erschüttert. Die Franzosen, versicherte er der Herrin, besäßen bei allem Wankelmute doch das, was man ehrenhafte Grundsätze in der Politik nenne: sei man nicht dem eigensinnigen, herrischen, selbstsüchtigen England gegenüber stets der Betrogene und Aufgeopferte gewesen? Kaunitz traf damit eine wunde Stelle. Die Abneigung gegen den zu Preußen übergegangenen Verbündeten von ehedem war bei Maria Theresia zu entschieden. Sie gewann es über sich, dem Grafen Stainville zu erklären, daß sie einem billigen Frieden keineswegs entgegen sei, und es dem Ermessen des Königs von Frankreich anheimstellen wolle, ob der Friede ratsam und möglich scheine. So ganz wiederum wollte ihr kluger und kühler Minister auf Frankreichs Herzenswünsche nicht eingehen. Und da der Verbündete noch einen Feldzug ja bereits zugestand, so fand Kaunitz endlich eine Formel, die dem einen wie dem anderen Standpunkt gerecht wurde. Die Kaiserin nahm in einer Ende April abgegebenen Erklärung die Zusage der Truppensendung nach Böhmen dankend an und willigte in eine Herabsetzung der vertragsmäßigen Jahresgelder von zwölf auf sechs Millionen Gulden; sie verwahrte sich indessen gegen das französische Anerbieten zur Anknüpfung einer Verhandlung mit Preußen und wies zugleich auf die Ehrenpflicht der Verbündeten hin, für eine Entschädigung der Sachsen zu sorgen. Von Abreden für die weitere Zukunft, für die Ausgestaltung des gegenwärtigen politischen Systems nach dem Friedensschluß oder gar für eine spätere Wiederaufnahme der Entwürfe zur Niederwerfung Preußens, wollte Maria Theresia nichts hören; dem französischen Botschafter, der sie mit dieser Perspektive trösten wollte, antwortete sie scherzend, seit 17 Jahren mit dem Kriege bekannt, habe sie ihn satt und wolle ihre Augen in Frieden schließen, selbst wenn sie die Rolle der Republik Venedig spielen müßte.

Daß Maria Theresia damals von den Russen weit mehr für sich erhoffte, als von den Franzosen, geschah unter dem Eindruck politischer und militärischer Vorgänge, die dem Wiener Hofe gleich erfreulich waren.

Als im vergangenen Herbst das russische Heer kurz nach dem Siege von Großjägersdorf das eingenommene preußische Land bis auf Memel eilends wieder räumte,[1]) hatte man in Wien steif und fest an Verrat geglaubt. Apraxin und Bestushew sollten in Voraussicht eines baldigen Thronwechsels sich ganz an den preußisch gesinnten jungen Hof angeschlossen haben und obendrein mit englischem und preußischem Geld bestochen sein. Der Verdacht war unbegründet. Der schwere, beunruhigende Ohnmachtsanfall, der mit dem Rückzug aus Preußen in ursächliche Verbindung gebracht wurde, traf die Zarin erst, als der entscheidende Kriegsrat im Lager bei Allenburg bereits abgehalten war. Und in diesem

[1]) Vgl. oben S. 120. 121.

Kriegsrat ist der Rückzug von allen Anwesenden einstimmig beschlossen worden aus rein militärischen Erwägungen: weil man ohne eine neue Schlacht nicht vorwärts konnte, weil der Ausgang einer solchen sehr unsicher schien, weil die eigenen Reihen von Tag zu Tag zusammenschmolzen, weil Verpflegung nur noch auf zehn Tage vorhanden und weil der Pferdebestand völlig zerrüttet war. Das Kriegskollegium in Petersburg hat, widerspruchsvoll genug, die Beweggründe des Rückzugs als gerechtfertigt anerkannt, zugleich aber mit Rücksicht auf die den Bundesgenossen erteilten Zusagen erneuten Vormarsch verlangt, den dann der Kriegsrat mit Entschiedenheit als unthunlich bezeichnete. Graf Fermor, demnächst zum Nachfolger Apraxins bestellt, ist vor der Zarin mit Freimut für seinen Vorgesetzten und für die militärische Notwendigkeit des Rückzuges eingetreten. Aber das Mißtrauen der Oesterreicher verlangte ein Opfer; Apraxin, obgleich Schützling der mächtigen Schuwalows, kam vor ein Kriegsgericht.

Bestushew seinerseits, von den Schuwalows, dem Vicekanzler, den Vertretern der verbündeten Höfe immer stärker befehdet, mit seinen Annäherungsversuchen abgewiesen, hielt zwar in dieser seiner politischen Vereinzelung die alte Fühlung mit England unter der erforderlichen Vorsicht fest, war aber um jeden Preis entschlossen, sein Amt als Großkanzler zu retten. Er drängte deshalb den Feldherrn zur Wiederaufnahme der Offensive und sagte sich von dem alten Freunde, als die herrschende Partei Apraxin fallen ließ, ohne weiteres los. So lag auch seiner Verbindung mit der Großfürstin Katharina in keiner Weise eine gemeinsame Hinneigung für Preußen zu Grunde. Nur gegen England zeigten beide sich erkenntlich, beide für empfangene Wohlthaten, und beide nur so weit, als es ohne sich bloßzustellen geschehen konnte. Von Vorliebe für Preußen war nur bei dem Großfürsten-Thronfolger die Rede, dessen persönliches Verhältnis zu der Gemahlin damals bereits scharf gespannt war: während Peter die Großfürstin am liebsten verstoßen hätte, um sich mit Elisabeth Woronzow vermählen zu können, betrieb Katharina mit Bestushew insgeheim den Plan, beim Tode der Zarin die Krone statt an den Gatten an den Sohn, den dreijährigen Paul Petrowitsch, fallen zu lassen. Nicht eine Mitschuld des Kanzlers an dem Rückzug Apraxins, wohl aber dieser Anschlag gegen Peters Erbrecht kam jetzt zu Tage, der Großfürst rief die Hülfe der Kaiserin an, und so wurde Bestushews Sturz, den Russen, Oesterreicher und Franzosen bisher vergeblich erstrebt hatten, herbeigeführt durch den einzigen Mann, der an diesem Hofe preußisch gesinnt war. Am 25. Februar 1758 ward der alte Ränkeschmied verhaftet, demnächst seiner Aemter entsetzt und zum Tode verurteilt, aber zur Verbannung auf eines seiner Güter begnadigt. Sein Nebenbuhler Woronzow ward sein Nachfolger.

„Bestushew war ein Schurke, aber fähig," sagte Maria Theresia; „wer wird ihn ersetzen können?" Indeß freute sie sich der in Rußland eingetretenen Wendung um so mehr, als ihr ganz unverhofft, noch mitten im Winter, auch die russische Kriegsführung einen sehnlichen Wunsch erfüllte. In den ersten Tagen des Jahres rückten von Memel aus 34 000 Mann wieder in das seit dem Oktober von Verteidigern entblößte Ostpreußen vor, am 22. Januar konnte Fermor der Zarin die Schlüssel von Königsberg übersenden. Ohne Schwertstreich war, wie

Kaunitz sagte, „eine ganze Campagne gewonnen". Er empfahl nun dem russischen Kabinett dringend, ein Heer von 80000 Mann über die Weichsel zu schicken und zwischen Warthe und Netze in ein festes Lager zu werfen, um von dort aus Brandenburg und Schlesien gleichmäßig bedrohen zu können. Entschloß sich Rußland zu solchem Vorstoß gegen das Herz der preußischen Monarchie, so wollte der Wiener Hof auf die schon zugesagte Entsendung eines Corps von 30000 Mann zum österreichischen Hauptheer verzichten.

Die Berater der Zarin nahmen Verzicht und Vorschlag bereitwillig an, und Fermor erhielt noch den besonderen Auftrag, nach der Ankunft an der Netze die in Pommern weilenden preußischen Truppen, Rußlands vorjährige Gegner, zu beobachten und von der Hauptmacht abzuschneiden. Schon stand fest, daß man dabei auf die Mitwirkung der Schweden rechnen durfte. Es war den preußischen Generalen nicht geglückt, so gründlich mit ihnen aufzuräumen, wie ihnen der Braunschweiger mit den Franzosen das Beispiel gab. Zu dem von dem König anbefohlenen Uebergang über das Eis nach Rügen hatten weder Lehwaldt noch Dohna den Entschluß gefunden. So behaupteten sich die Schweden auf der Insel und in Stralsund, und die bei solchem Geldgeschäft persönlich interessierten Senatoren in Stockholm gewannen den Mut, den Subsidienvertrag mit Frankreich zu erneuern. Schweden verhieß, statt 20000 Mann wie im Vorjahre, 30000 gegen den König von Preußen ins Feld zu schicken.

Bis zum Erscheinen der Moskowiter an der neumärkischen Grenze hoffte Maria Theresia, trotz der furchtbaren Verluste ihres Heeres, sich im Verteidigungskriege allemal behaupten zu können. Mitte März wies die Standliste des Heeres in Böhmen bereits wieder 63000 Köpfe an dienstfähiger Mannschaft auf. Ebenso den Vorstellungen ihrer Verbündeten wie der Stimmung im eigenen Heere, am Hofe und im ganzen Lande, gab die Kaiserin nach, wenn sie jetzt endlich sich entschloß, einen Wechsel im Oberbefehl eintreten zu lassen. Nachdem Kaiser Franz in zwei dringenden Vorstellungen seinen Bruder, den in sechs Hauptschlachten besiegten Feldherrn, vergebens zu freiwilligem Rücktritt zu bestimmen versucht hatte, blieb der Kaiserin nichts übrig, als dem Schwager mit eigener Hand, durch ein von Kaunitz in schonendste Form gekleidetes Schreiben, die Notwendigkeit darzulegen, ihn „der ungerechten Gehässigkeit des Publikums" zu entziehen. Zum Trost ward Karl als Sieger von Breslau mit dem Großkreuze des Maria-Theresia-Ordens geschmückt. Nicht ohne Bedenken setzte die Kaiserin an die Stelle des abtretenden Feldherrn jetzt den Marschall Daun, denn auch zu dem Helden von Kolin hatte sie nach dem Leuthener Unglückstage kein volles Vertrauen mehr. Hat sie doch einen Augenblick zu Kaunitzens Entsetzen daran gedacht, sich in Versailles den dort ausgemusterten Marschall d'Estrees, den Sieger von Hastenbeck, für die Führung ihres Heeres zu erbitten.

Am 12. März übernahm Daun im Hauptquartier zu Königgrätz den Oberbefehl. Es war ihm an das Herz gelegt, zugleich das Heer vor einer neuen Katastrophe zu bewahren und die Festung Schweidnitz zu entsetzen, wenn anders diese Doppelaufgabe angesichts eines Gegners wie des Königs von Preußen sich lösen ließ.

König Friedrich ist über den Entschluß seiner großen Gegnerin, den Kampf fortzusetzen, nicht lange in Zweifel geblieben.

Unter den Obersten der in seine Hand gefallenen Breslauer Besatzung befand sich Fürst August Lobkowitz; er wurde von dem Könige mit den Kapitulationspunkten in das Hauptquartier des Prinzen Karl und von diesem alsbald weiter nach Wien gesandt. Dort machte er der Kaiserin eine Eröffnung über die Geneigtheit des Königs zum Frieden. Bald darauf brachten die Zeitungen die aus Wien stammende Mitteilung, daß sich der kaiserliche Hof von den durch Lobkowitz geschehenen Vorschlägen keinen guten Erfolg habe versprechen können, daß die Kaiserin für sich die nötige Befriedigung und Sicherheit, für den König von Polen und andere Reichsstände eine Schadloshaltung fordern müsse, und daß sie ohne Zuziehung ihrer Verbündeten in keine Verhandlung eintreten werde.

Friedrich selbst wußte schon am 6. Januar, vielleicht durch Lobkowitz unmittelbar unterrichtet, daß die Oesterreicher „um jeden Preis" noch einen Feldzug machen wollten. Und ganz entsprechend der Kundgebung des Wiener Hofes auf das Anbringen von Lobkowitz lautete eine Mitteilung, die dem Könige nach langer Pause Ende Februar aus Frankreich kam. Friedrich hatte nach der Schlacht von Roßbach sich gegen die erneuten Mahnungen der Markgräfin von Baireuth, unverzüglich eine Verhandlung mit Frankreich einzuleiten, ablehnend verhalten. Genug wenn man, wie er einmal sagt, ab und zu etwas über die Anschauungen der Franzosen hörte und sich für den Fall eines großen Unglücks eine Hinterthür offen hielt. Zu solchem Behufe hatte einer der gefangenen französischen Generale, Graf Mailly, Urlaub zu einer Reise in die Heimat erhalten und aus dem Munde des Prinzen Heinrich die Versicherung mit auf den Weg genommen, daß der Prinz wie sein königlicher Bruder aufrichtig die Versöhnung mit Frankreich wünschten. Darauf hatte nun König Ludwig dem General eröffnet, daß er, getreu seinen Bundesgenossen, jede Verhandlung, die ihnen Anstoß geben könne, vermeiden müsse, aber im Verein mit ihnen einem Friedensschluß auf den Grundlagen der Billigkeit und der Sicherung des Landfriedens im Reiche nie entgegen sein werde. Diese unbestimmte und geschraubte Antwort, sagte sich Friedrich mit Recht, schließt allen Verhandlungen die Thür. Noch empfindlicher als die Erklärung der Franzosen, von denen er etwas anderes kaum noch erwartet hatte und die er seit dem 5. November als Gegner verachtete, war ihm das Wiederauftreten der Russen auf der kriegerischen Bühne.

Somit blieb alles für ihn beim Alten: „Obgleich ich keine Lust habe, auf dem Seile zu tanzen, diese Halunken von Königen und Kaisern zwingen mich dazu, und es bleibt mir kein anderer Trost, als nach ein paar Kapriolen ihnen mit der Balancierstange eins auf die Nase zu geben." In immer neuen Tonarten wandelt er in seinen Briefen dieses Thema ab. „Wenn alle Welt die Dinge mit so philosophischem Auge betrachtete, wie wir beide" schreibt er seinem Statthalter in Neuschatel, dem alten Freunde George Keith, so würde der Friede längst hergestellt sein; aber wir haben mit denen zu thun, die Gott verflucht hat, da sie von Ehrgeiz verzehrt werden; deswegen gebe ich sie zu allen Teufeln."

Den gern mit klassischen Citaten prunkenden Algarotti erinnert er an die Gattin des Königs Latinus, der die Göttin der Zwietracht das Herz gegen Aeneas mit giftigem Haß erfüllt hat: „Sie sehen, daß es nicht genügt, sich zu schlagen, und daß es schwerer ist, mit bösen Frauen fertig zu werden, als mit streitbaren Männern. . . hätte ich die Wahl, ich würde vorziehen im Parterre zu sitzen, als auf der Bühne aufzutreten." Es war ein schwacher Trost, wenn Algarotti erwiderte: „Eure Majestät spielt zu gut, um nicht Acteur zu sein."

Das Gerücht sagte ihn krank. „Ich bin nicht krank!" lautete sein Dementi, „weder an Leib, noch an Geist, aber ich ruhe mich aus in meinem Zimmer." Er verglich sich einem Manne, der lange Zeit auf hoher See gewesen sei und sich freue, während einiger Zeit im Hafen und am Ufer weilen zu können. Die kurze Pause dieser Breslauer Winterquartiere sollte ihm dazu dienen, „in lieber Gesellschaft das wiederabzustreifen, womit der schreckliche Feldzug die Sitten verroht haben mochte". So lud er sich seine Schwester Amalie und seine zwei Nichten von der Schwedter Linie, die Gemahlinnen seines Bruders Ferdinand und des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, nach Breslau ein, dazu den Marquis d'Argens; auch Finckenstein, der englische Gesandte Mitchell und der ehemalige Vertreter am französischen Hofe Knyphausen leisteten Gesellschaft. Mitchell, nach der Schlacht bei Roßbach in Leipzig zurückgeblieben, wurde noch am Abend seiner Ankunft in Breslau, am 8. Januar, von Friedrich zu Tisch gezogen und fand ihn „zufrieden und glücklich, aber nicht aufgebläht nach den großen und fast unglaublichen Erfolgen seiner Waffen; er erzählte von dem 5. Dezember und dessen Folgen mit der Bescheidenheit eines Helden, dessen Hochsinnigkeit weder durch das Lächeln noch durch das Stirnrunzeln des Glücks berührt wird". Man trug sich mit einem Wort aus seinem Munde: „Ich habe nur etwas kaltes Blut und viel Glück gehabt." Und indem er dem Prinzen Heinrich einen Riß des Schlachtfeldes von Leuthen übersandte, verhieß er ihm, daß das seine letzte Erwähnung der Schlacht sein solle, sonst werde er in den Ruf kommen, ebenso närrisch wie Cicero zu sein, der unaufhörlich von seinem Konsulat gesprochen habe. Auf des Bruders Glückwunsch zu seinem Geburtstage entgegnete er, wenn das beginnende Jahr so grausam sein sollte, wie das verflossene, so wünsche er, daß es das letzte seines Lebens sein möge. Doch war er in der Stimmung, anders als vor einem Jahre, sich laute Feier gefallen zu lassen; wie einst in den freudigen Tagen nach seinem ersten Einzug in die schlesische Hauptstadt [1]) lud er Behörden und Bürgerschaft, alt und jung, zu Tanz und Maskerade.

Und doch zürnte der König einem Teile seiner schlesischen Unterthanen. Den Festen gingen Strafgerichte zur Seite. Jetzt würden die Verräter, die voreilig sich selbst verraten hätten, lange Gesichter machen, meinte der Minister Schlabrendorff, als er nach der Schlacht von Leuthen sich zur Rückkehr nach Breslau anschickte. Die Beamten, die sich der Kaiserin-Königin, die meisten nur dem Zwange gehorchend, durch Handschlag verpflichtet hatten, wurden teils zu Festungshaft, teils zu Geldbußen verurteilt; einige schwerer bloßgestellte

[1]) Bd. I, 64.

traf Amtsentsetzung. Die alten Generale, die nach der Schlacht an der Lohe ihrer Pflicht gefehlt hatten, wurden kriegsrechtlich zu Festungshaft verurteilt,[1]) Lestwitz für die Uebergabe von Breslau auch zur Kassation. Vereinzelte protestantische Geistliche, die am 27. November bei dem von den Oesterreichern angeordneten Sieges- und Dankfest in ihren Predigten Anstoß gegeben hatten, wurden dafür nicht zur Verantwortung gezogen; wohl aber sprach der König die Absicht aus, gegen den katholischen Klerus, der schon zu Friedenszeiten ihm verdächtig gewesen war, „ganz summarische Prozesse zu machen und Exempel zu statuieren". Vorab zürnte er dem Fürstbischof.

Schaffgotsch hatte während der ersten Monate dieses Krieges sich durchaus tadelfrei gehalten, nach Kolin aber scheint er, mit so vielen anderen, die preußische Sache als verloren betrachtet zu haben. Schlabrendorff gab ihn als verdächtig an, und der König erteilte ihm eine ernste Verwarnung wegen seiner Unbesonnenheit. Daß er nach dem Einzug der Kaiserlichen in Breslau nach dem österreichischen Schlesien auf sein Schloß Johannesberg verwiesen wurde, konnte ihm auf preußischer Seite nach Lage der Dinge nicht verargt werden; aber als er dann zu den Kapuzinern nach Nikolsburg entwich und die Absicht aussprach, für die Dauer des Krieges nach Rom zu gehen, sah der Sieger von Leuthen die Verräterei des von ihm mit Wohlthaten überhäuften Kirchenfürsten als erwiesen an und erklärte das Bistum für erledigt. Die Häupter der Breslauer Klostergeistlichkeit, zeitweilig in Haft genommen, kamen mit einem Verweis davon; die Jesuiten blieben bis auf weiteres aus der Stadt verbannt. Die anderer Orten eingeleiteten Verfahren gegen katholische Geistliche wurden dank der ruhigen Unbefangenheit der Untersuchungsrichter gleichfalls bald niedergeschlagen. Nur in einem vereinzelten Falle wurde ein Strafgericht vollzogen, ohne daß doch ein zwingender Schuldbeweis erbracht war: der Kaplan Faulhaber zu Glatz wurde am 30. Dezember 1757 auf das unsichere Zeugnis eines dingfest gemachten Deserteurs wegen Begünstigung einer Fahnenflucht durch den Strang hingerichtet, wie es scheint auf den dringenden Antrag des Kommandanten Fouqué, der aus seinem grimmen Hugenottenhaß gegen alles, was katholisch hieß, kein Hehl machte.

An die im Frieden von 1742 erteilte Zusage, den kirchlichen Besitzstand aufrechtzuerhalten, glaubte sich der König jetzt nicht mehr gebunden; die Verpflichtung der Evangelischen in Schlesien zur Zahlung der Stolgebühren an den katholischen Ortspfarrer[2]) wurde aufgehoben, nicht aber zugleich die allerdings in viel selteneren Fällen vorhandene entsprechende Verpflichtung katholischer Ortseingesessener gegen einen protestantischen Geistlichen.

Indes traten diese Dinge nur ganz vorübergehend in den Gesichtskreis des Königs; nach dem Ausrücken in das Feld durfte ihn der Oberpräsident mit kirchenpolitischen Berichten überhaupt nicht mehr belästigen, und schon vorher drängten die militärischen, finanziellen, politischen Vorbereitungen für den neuen Kampf alle anderen Regierungssorgen zurück.

---

[1]) Oben S. 139.

[2]) Bd. I, 411.

„Man sagt, daß wir einigen Ruhm haben," schreibt Friedrich am 28. Dezember 1757; „falls dem so ist, sind wir nichtsdestoweniger nur Bettelhelden." Selbst näher Stehende haben gemeint, daß er in diesem Kriege um Geld nie in Verlegenheit gewesen sei: daß er aus seiner gefüllten Schatzkammer nach Gefallen hätte schöpfen dürfen, sie aber geschont und sich lieber mit zweifelhaften Künsten geholfen hätte. Nichts war irriger. Der seit dem letzten Kriege gesparte Schatz war noch vor Ausgang des zweiten Feldzuges völlig erschöpft. Friedrich hatte früher gemeint, mit einem Vorrat von 20 Millionen vier Campagnen hindurch auskommen zu können. Nun hatte er, da er das Schwert von neuem zog, überhaupt nicht ganz 13½ Million im Schatze [1]) und davon war, trotz der aus Sachsen gewonnenen Hülfsmittel, am Schlusse des Jahres 1756 kaum die Hälfte, 6½ Million, noch verfügbar, und nach einem weiteren Vierteljahr, bei Beginn des zweiten Feldzuges, nur noch 570,000 Thaler. Der regelmäßige Zufluß des Schatzes versiegte, da die Ueberschüsse der Staatsverwaltung, so viel deren sich noch ergaben, alsbald, ohne durch den Schatz hindurch zu gehen, den Feldkriegskassen zugeführt wurden. Aus einer außerordentlichen Einnahmequelle, einer bei den Ständen der einzelnen Provinzen geheischten Anleihe, floß dem Schatz bis Ende 1757 nach und nach eine Summe von etwas über 3½ Million zu, die aber zu dem genannten Zeitpunkte soweit bereits ausgegeben war, daß sich im Schatze bar nur noch 1263181 Thaler befanden.

Die unter besondere Verwaltung gestellten Geldleistungen des Kurfürstentums Sachsen endlich waren hinter dem Voranschlage zurückgeblieben. Der König von Preußen hatte aus dem occupierten Lande jährlich 5 Millionen bar ziehen wollen, statt der 6 Millionen, auf welche die Jahreseinnahme des sächsischen Staates in Friedenszeiten berechnet wurde. Indes betrug die ganze Bareinnahme des preußischen Oberkriegsdirektoriums zu Torgau in den vier Monaten bis Ende 1756 gerade nur eine Million und bis Ende 1757 nur weitere 3100000 Thaler. Dazu kamen allerdings noch ansehnliche außerordentliche Erhebungen im Gesamtbetrag von 1271808 Thalern, darunter eine zur vorläufigen Deckung der ausstehenden Reste bestimmte Zwangsanleihe von einer halben Million bei der Stadt Leipzig und eine Kriegskontribution der Hauptstadt Dresden von 40000 Thalern, und die Naturallieferungen berechnete man auf 1900000 Thaler. Seinen Bestand bezifferte der Präsident der Torgauer Behörde, der rastlose und doch möglichst auf Schonung des unglücklichen Landes bedachte Etatsminister Friedrich Wilhelm v. Borcke, beim Jahresabschluß auf 455907 Thaler.

Demnach trat der König in das neue Jahr mit einem Vorrat von noch nicht ganz 1¾ Millionen. 2 Millionen gedachte er an Kontribution aus dem jetzt von dem Feldmarschall Lehwaldt eingenommenen Mecklenburg zu ziehen und für das schlesische Heer zu verwenden; was in Schwedisch-Pommern einkam, sollte Lehwaldt für das dortige Heer behalten. In Sachsen wurden Ende Januar 4 Millionen ausgeschrieben, die binnen eben so vielen Monaten aufgebracht sein sollten. Vielleicht ward die knappe Frist in der Erwägung gestellt, daß schon ein kurzer Frühlingsfeldzug den Frieden bringen und dann auch die Räumung Sachsens

[1]) Bd. I, 386. 387.

notwendig machen würde. So hatte der König schon nach der Schlacht von Leuthen, als er den Frieden unmittelbar vor der Thür glaubte, auf scharfe Eintreibung der Rückstände gedrängt und dem Marschall Keith empfohlen, gelegentlich bei militärischer Exekution seine „russische Politesse" zu zeigen.

Allemal ließ sich das Unmögliche nicht durchsetzen. Gegen den Ausgang der gesetzten Frist, im April 1758, wurde den Sachsen ein Nachlaß in der Weise gewährt, daß an Steuern 1700000 Thaler, aus den Einkünften der Kammerverwaltung eine Million, von der Ritterschaft ein aus dem Vorjahre rückständiges Donativ von einer halben Million, von der Stadt Dresden 235000 Thaler (einschließlich jener bereits gezahlten 40000) im Laufe des Jahres an das Oberkriegsdirektorium abzuführen waren, während auf Fouragelieferungen 286000, auf Armaturgelder 70000 Thaler angerechnet wurden.

Auf solcher Grundlage blieb der König finanziell zunächst noch selbständig, ein Umstand, der nun auf den Gang seiner Verhandlungen mit dem britischen Verbündeten nicht ohne Einfluß blieb.

Nach Leuthen war der englische Gesandte darauf gefaßt gewesen, daß der König von Preußen, bei seiner ausgesprochenen Abneigung gegen die Rolle eines Almosenempfängers, die im Augenblicke der höchsten Not widerwillig in Anspruch genommenen Subsidien jetzt im Glücke wieder zurückweisen werde. Unerwarteterweise blieb Friedrich bei der Stange und sprach sogar den Wunsch aus, das Geld auf einmal und zwar sofort, zum Jahreswechsel, zu erheben. Zugleich aber drängte er von neuem auf die Entsendung englischer Kriegsschiffe in die Ostsee und englischer Truppen nach Westdeutschland. Als nun statt dessen am 23. Januar Mitchell im Auftrage seiner Regierung vielmehr ein preußisches Hülfscorps für den westdeutschen Krieg forderte, das als Gegenleistung für die Subsidienzahlung zu betrachten sein würde, genügte dieses Ansinnen, um den König auf seinen ursprünglichen Standpunkt zurückzuführen. Noch am 22. hatte er sich zur Entgegennahme der Subsidien bereit und mit ihrer Verteilung auf zwei Termine einverstanden erklärt, am 23. antwortete er auf Mitchells Antrag stolz und nicht ohne Schärfe: da er bisher, den ganzen Krieg hindurch, von England keine Unterstützung gehabt habe, weder zu Wasser noch zu Lande noch auf diplomatischem Wege, so habe er geglaubt, das angebotene Geld als Schadloshaltung für einen Teil der seit dem Abschluß der Westminsterkonvention erlittenen Verluste betrachten zu dürfen; jetzt aber begehre man für dieses Geld eine militärische Leistung von ihm, die er angesichts der Ueberzahl seiner Feinde nicht zu verbürgen in der Lage sei, und so müsse er ohne Umschweif erklären, die Subsidien nicht annehmen zu können. Voll Schrecken eilte der Gesandte zu dem erzürnten Fürsten und suchte zu begütigen; er erreichte so viel, daß der König seiner Ablehnung am 25. Januar in einem Erlaß an den Geschäftsträger in London eine glimpflichere Form, eine andere Begründung gab: es sei sein Wunsch, den Verbündeten so lange als irgend möglich nicht zur Last zu fallen. Auch mit Finckenstein und Eichel besprach sich Mitchell in seiner Not. Nach deren Meinung war der Unmut des Königs über beides, die Forderung wie die Weigerung der Engländer, gesteigert worden durch die eben eingetroffene Nachricht von dem russischen Einbruch in Ostpreußen, der ihm den klaren Beweis lieferte so-

wohl für die schädlichen Folgen des englischen Widerstrebens gegen eine Flottendemonstration, wie für die bare Unmöglichkeit, ein Corps an die Weser und den Rhein zu schicken.

Vor allem aber hatte Friedrich noch immer[1] kein rechtes Vertrauen zu der Persönlichkeit und zu der Staatskunst Pitts; hatte ihm doch sein Londoner Vertreter noch vor wenigen Monaten diesen Mann als einen in Parteileidenschaft befangenen und bei glänzender Beredsamkeit ziemlich einflußlosen Nörgler hingestellt. Wenn jetzt die Berichte des Geschäftsträgers ganz anders lauteten und die hinreißende Begeisterung rühmten, mit der Pitt vor dem Parlament von dem König von Preußen, seinen wunderbaren Erfolgen und seinen unvergleichlichen Verdiensten um die gemeine Sache gesprochen hatte, so entgegnete Friedrich kühl, daß es nicht auf Komplimente, sondern auf Realitäten ankomme. Er besorgte, daß sein Vertreter sich blenden und berücken ließ. „Ihre Berichte," schrieb er ihm ungnädig, „sind wie von einem Sekretär des Herrn Pitt und nicht wie von einem Gesandten des Königs von Preußen."

So schienen Louis Michell und Andrews Mitchell ihren Auftraggebern das Mißlingen der Verhandlung entgelten zu sollen; denn auch Pitt und Holdernesse klagten über die Ungeschicklichkeit ihres Unterhändlers und nahmen bereits seine Ablösung in Aussicht. Pitt war durch die abweisende Haltung des preußischen Verbündeten auf das peinlichste überrascht; der eben erst ein wenig aufgehellte politische Himmel schien sich von neuem zu verfinstern. Noch vor kurzem war in London die Gesamtlage als so ernst angesehen worden, daß Pitt, um das Bündnis Spaniens für den Kampf gegen Frankreich zu gewinnen, die Abtretung von Gibraltar angeboten hatte. In Amerika war Fort William Henry, das letzte britische Bollwerk am Lorenzstrom, gefallen, und die Angriffsbewegungen gegen die Insel Kap Breton waren ebenso mißglückt, wie in Europa die Unternehmung gegen Rochefort.[2] Zwar in Indien war Kalkutta zurückerobert, Chandernagore den Franzosen entrissen und die Schlacht bei Plassey gewonnen; aber die Zuversicht der Nation hob doch nicht der eigene Sieg, nicht dieser Tag von Plassey, der in seiner welthistorischen Bedeutung damals noch nicht gewürdigte eigentliche Geburtstag der britischen Herrschaft in Indien; der frohe und volle Umschwung der Stimmung ward vielmehr lediglich den preußischen Waffenthaten, den Tagen von Roßbach und Leuthen, gedankt. Die Begeisterung des englischen Volkes für den preußischen Heldenkönig hatte ihren Höhepunkt erreicht. Mit Einstimmigkeit — ein unerhörter Vorgang — bewilligte das Unterhaus dem Ministerium die neuen Geldforderungen für den Krieg. Und nun zeigte Englands streitbarster Bundesgenosse, der vergötterte Heros, so offenbares Mißtrauen; wann war es den Söhnen Albions je geschehen, daß einer ihrer Verbündeten eine halbe Million Pfund einfach ausgeschlagen hatte! Mit bitterem Spott schrieb Feldmarschall Keith an seinen schottischen Landsmann Mitchell: „Es scheint, daß der Engländer, nachdem er an Friedrichs Geburtstage ein Dutzend Flaschen Ale auf seine Gesundheit getrunken, alle Dienste geleistet zu

[1] Vgl. oben S. 61.
[2] Oben S. 110.

haben glaubt, die solch ein Verbündeter beanspruchen kann. Sie lieben mehr, mit ihrem Geld zu zahlen als mit ihrem Leben!"

Wenn der König von Preußen bei seiner Ablehnung verharre, erklärte Pitt dem preußischen Geschäftsträger, so sei das ganze System des gegenwärtigen Ministeriums aus den Fugen gebracht; denn die Vorlage wegen der Subsidien für das hannöverische Heer lasse sich im Parlament nur vertreten, wenn sie als eine Folge und als ein Anhängsel des Vertrages mit Preußen erscheine. Wenn aber die Geldspenden nach Hannover in Wegfall kämen, was bleibe dem König Georg als Kurfürsten anderes übrig, als sich um jeden Preis aus der Klemme zu ziehen? Der alternde Welfenfürst war seit dem Angriff der Franzosen auf sein Stammland in einem Zustande schmerzlichster Aufregung. „Ich komme nie aus dem königlichen Kabinett, ohne daß mein Herz in Thränen schwimmt," bekannte noch vor der Hastenbecker Schlacht der jüngere Münchhausen, der Chef der Londoner deutschen Kanzlei. König Georg hat nach dem Abschluß der Konvention vom Kloster Zeeven den nach London zurückgekehrten Cumberland vor dem ganzen Hofe gedemütigt, ja beschimpft, und er selbst war es doch gewesen, der in der Verzweiflung über die Niederlagen von Kolin und Hastenbeck diesen seinen Sohn und zugleich den hannöverischen Gesandten in Wien mit weitester Vollmacht für einen Vergleich ausgestattet hatte.

Erläuternd fügte Michell den Vorstellungen Pitts hinzu, daß das Ministerium sich gegen die Majorität und den sehr maßgebenden Prinzen von Wales gebunden habe, keine Nationaltruppen nach Hannover zu schicken; daß Pitts ganze Stellung, weit mehr als die von Newcastle oder Holderneſſe, auf dieser Voraussetzung beruhe; daß bei entgegengesetzter Haltung das Kabinett unvermeidlich zu Falle kommen müsse, ohne die geringste Wahrscheinlichkeit, andere Minister sich für die Truppensendung ins Zeug legen zu sehen; vielmehr sei alle Gefahr vorhanden, daß England wie im Vorjahre in einen verderblichen Zustand der Unthätigkeit und Spaltung versinke.

Der Hinweis auf solche Möglichkeit blieb nicht ohne Eindruck. An Michell allerdings schrieb König Friedrich am 18. Februar noch, daß seine Auseinandersetzungen keineswegs überzeugend seien, und daß er seine Bemühungen, die englischen Minister von ihren Vorurteilen zurückzubringen, fortzusetzen habe. Aber ein gleichzeitiges Schreiben an Ferdinand von Braunschweig zeigt, daß Friedrich mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen begann. Indem er an der Hand der Berichte Michells dem Prinzen die Aussichtslosigkeit des Antrages auf englische Nationaltruppen darlegte, machte er den Vorschlag, Ferdinand solle sein Heer nicht blos ergänzen, sondern noch um 10000 Mann vermehren und die erforderlichen Geldmittel von England erbitten; das werde genügen, um dem Feinde während des nächsten Feldzugs gewachsen zu bleiben. An diesem Auskunftsmittel hielt er nun fest und ließ es durch einen Erlaß vom 3. März, unter ausdrücklichem Verzicht auf die englischen Truppen, in London unmittelbar beantragen, nachdem inzwischen Ferdinand seinen Siegeszug begonnen, der Hof von Versailles dagegen durch jene Eröffnung an den Grafen Mailly jeden Gedanken an Verständigung abgeschnitten hatte. Zugleich erklärte sich Friedrich jetzt wieder bereit, die Subsidien zu nehmen, und forderte nur noch Kriegsschiffe

für die Ostsee, nicht eine „formidable" Flotte, aber doch ein „Promenaden"-Geschwader, des moralischen Eindruckes halber. Für den äußersten Fall aber erklärte er, wieder drei Wochen später, am 26. März — noch ehe er Michells Bericht über die Aufnahme seines Vorschlages hatte — daß er auf die Schiffe ganz verzichten wolle. Außerdem war inzwischen, dem britischen Verlangen entsprechend, jene preußische Reiterschar zu dem hannöverischen Heere gestoßen, und Prinz Heinrich hatte seine Diversion nach Hildesheim gemacht. Auch darin zeigte sich Friedrich den Engländern willfährig, daß er jetzt einen Gesandten von Rang und Geburt, den Freiherrn von Knyphausen, seinen ehemaligen Vertreter in Frankreich, bei Georg II. beglaubigte.

Knyphausen und Michell haben dann am 11. April zu London mit den englischen Ministern die Konvention unterzeichnet, durch welche die Krone England die Zahlung von jährlich 670000 Pfund Sterling und der König von Preußen die Verpflichtung übernahm, diese Summe zum Besten der gemeinsamen Sache für Vermehrung und Erhaltung seiner Streitkräfte zu verwenden; beide Teile, und zwar Georg II. sowohl als König wie als Kurfürst, gelobten, keinen einseitigen Frieden oder Waffenstillstand zu schließen, und in einer Zusatzerklärung verhieß der König von England im Sinne der von Preußen gestellten Bedingung, 50000 Mann in Deutschland auf britische Kosten und weitere 5000 Mann auf hannöverische zu unterhalten. Die Bewilligung der entsprechenden Summen durch das Unterhaus erfolgte wiederum so gut wie einstimmig.

Insoweit aber blieb der König von Preußen auch jetzt noch zurückhaltend, als er Anstand nahm, das englische Geld sofort zu erheben. Seine Beweggründe deutete er Knyphausen in einem Erlaß vom 21. Mai mit den Worten an: er wolle nicht geniert sein in Bezug auf die Vorteile, welche günstige Ereignisse ihm verschaffen könnten.

Der Gesandte glaubte den Gedankengang seines Gebieters zu erraten. Offenbar wollte Friedrich freie Hand behalten, jederzeit mit dem Wiener Hofe Frieden zu schließen, und besorgte wohl auch, daß er nach Empfang dieser englischen Subsidien, die als Ausgleich für seine Kriegskosten gedacht waren, mit minderem Fug und Recht eine Entschädigung an Land und Leuten beanspruchen könnte. Er war nicht ohne Sorge wegen eines Ueberrestes der alten Vorliebe der Engländer für Oesterreich und auch nicht ohne Zweifel wegen der Stellung, die Pitt zu einer derartigen Forderung einnehmen möchte, denn auch jetzt noch galt ihm der Staatssekretär als sehr erregt und stark eigensinnig, als von einer Art Koller besessen. Nach beiden Richtungen glaubte Knyphausen die Zweifel zerstreuen zu können: er versicherte dem Könige in einem Bericht vom 27. Juni „positiv", der Grundsatz, auf dem Englands Verbindung mit Preußen beruhe, sei sie als Gegengewicht auf dem Kontinent gegen die Macht der Höfe von Versailles und Wien zu benutzen, folglich werde man sich einer Vergrößerung Preußens nicht nur nicht widersetzen, sondern betrachte sie als wesentlich und notwendig zur Befestigung des neubegründeten Systems. Zweitens aber werde England, wofern sich König Friedrich zu einem förmlichen Allianzvertrag verstehen wolle, ihm anheimstellen, nach freiem Ermessen auch ohne englische Beteiligung jeden beliebigen Vertrag mit dem Wiener Hofe zu schließen, immer vorausgesetzt, daß

in dem weiteren Kampfe gegen die Franzoſen Oeſterreich neutral bleibe, Preußen dagegen zum Entgelt für die Fortzahlung der engliſchen Subſidien mit einem Hülfscorps auf dem Plan erſcheine.

In dieſer Beziehung hatte Friedrich ſeinen Bundesgenoſſen unter behutſamen Vorbehalten ſchon einen glänzenden Ausblick eröffnet. Im April war ihr bisheriger Geſandter bei den Generalſtaaten im ſchleſiſchen Hauptquartier erſchienen, Sir Joſeph Yorke, ein warmer Anhänger der preußiſchen Sache;[1]) zur Ablöſung von Mitchell[2]) beſtimmt, wurde er doch nach einigen Wochen wieder abberufen, da der König jenen bei ſich zu behalten wünſchte. Gleich in einer ſeiner erſten Unterhaltungen mit Yorke betonte er die Notwendigkeit, das neue politiſche Syſtem auf die Dauer zu begründen, und erklärte, wenn er ſo glücklich ſein ſollte, die Königin von Ungarn zu einem Sonderfrieden zu nötigen, ſo ſei er durchaus willens und begierig, ſeine Waffen gegen Frankreich zu kehren. Oft habe er über die wirkſamſte Art der Kriegsführung gegen die Franzoſen nachgedacht. Man dürfe nicht den Stier bei den Hörnern faſſen und ihre Feſtungskette überwältigen wollen, denn da werde man auf dem halben Wege zum Ziel ſchon zu Grunde gerichtet; aber von Luxemburg her könne es nicht ſchwierig ſein, die Feſtungen zur Seite laſſend, in Frankreich einzudringen. Er werde ſich glücklich preiſen, wenn er noch einmal die Kriegsfackel nach Paris tragen und dieſen Herren „Procédés" lehren könnte. Das war ein Lieblingsgedanke von Pitt, auf den er immer wieder zu ſprechen kam, den König von Preußen wie am Tage von Roßbach in Perſon gegen dieſen Feind kämpfen zu ſehen. Friedrich hoffte, daß ſolches Zukunftsbild die Engländer doch vielleicht noch beſtimmen werde, ihre Nationaltruppen auf das Feſtland zu ſchicken. Immer aber erklärte er, daß an die Ausführung ſo großer Dinge nicht zu denken ſei, ehe er die Ellbogen frei habe. Vorerſt habe er anderwärts allzu viel zu thun, die Oeſterreicher ſeien der erſte Feind und der zweite die Ruſſen. „Vielleicht," ſagte er zu Yorke, „kann ich gegen den Herbſt mehr thun, aber bis dahin kann ich nicht das Geringſte verſprechen."

Wenn ſomit das Verhältnis zu England ſich durchaus befriedigend geſtaltete, ſo brauchte auch von hannöveriſcher Seite ein grundſätzlicher Widerſpruch gegen preußiſchen Landerwerb nicht erwartet zu werden. Nahm doch das kurfürſtliche Geheimratskollegium auf eine Anregung aus Berlin die nach der Koliner Schlacht zurückgelegten territorialen Entwürfe[3]) jetzt im April 1758 begierig wieder auf und gab zu erkennen, daß man Hildesheim und Osnabrück noch lieber nehmen würde als das Eichsfeld. Die preußiſchen Kabinettsminiſter Podewils und Finckenſtein bezeichneten das als einen „angenehmen Traum" der Hannoveraner; der König aber entgegnete ihnen, im Begriff ins Feld zu rücken, am 23. April: wenn unſere Waffen erfolgreich ſind, ſo könnten die Träume und Chimären von heute ſehr wohl in Zukunft Wirklichkeit werden.

Er hatte ſchon im Januar, als ſich die Unvermeidlichkeit eines weiteren

---

[1]) Bd. I, 598.

[2]) Oben S. 165.

[3]) Oben S. 59. 88.

Feldzuges herausstellte, dem Grafen Finckenstein seine Absicht eröffnet, bei gutem Glück sich durch Landerwerb schadlos zu halten. Damals rechnete er noch darauf, Rußland werde keine neue Diversion machen, Frankreich ganz lahm gelegt und Schweden zum Frieden genötigt sein; dann werde Maria Theresia allein stehen und vielleicht sogar, wenn etwa die Türken sich rührten, zwischen zwei Feuer kommen. Von diesen Annahmen war die erste schon nach wenigen Tagen hinfällig geworden, und wie die Russen schickten sich ja auch die Schweden zur Fortsetzung des Kampfes an. Aber wenigstens auf einer der Nebenbühnen war noch vor der Wiedereröffnung des Hauptkriegsschauplatzes eine so entscheidende Wendung eingetreten, daß Friedrich im April sagen durfte, der Franzosen, deren Nähe ihm im vorangegangenen Jahre Fesseln angelegt habe, sei er auf mindestens sechs Monate entledigt.

In diesem Punkte war seine militärische Lage ohne Zweifel günstiger als 1757. Damals hatte er sich lange besonnen, ehe er bei der Menge seiner Feinde gegen die Oesterreicher strategisch die Offensive ergriff; heute war ihm diese Offensive keinen Augenblick zweifelhaft. Damals hatte er, um sich nicht zu weit von seiner Zentralstellung zu entfernen, die Angriffsbewegung nur gegen Böhmen kehren zu dürfen geglaubt, das doch seiner auf bösen Erfahrungen aufgebauten militärischen Theorie als eine unvorteilhafte Arena galt, und eben deshalb hatte er damals von der Offensive zunächst ganz absehen wollen. Heute schien ihn nichts zu hindern, die Operationsbasis von der sächsischen Zentralstellung loszulösen und nach Oberschlesien zu legen, um von dort aus seine Waffen dahin zu tragen, wo nach seiner alten Auffassung[1]) am ehesten entscheidende Erfolge gegen die österreichische Macht sich erwarten ließen: nach Mähren.

Der Grundgedanke seines Feldzugsplanes war wie im Vorjahre, einen großen Schlag gegen den vornehmsten Feind zu führen, so lange die Hauptmasse der preußischen Streitkräfte beisammen war, um nachher, wenn andre Gegner sichtbar würden, nach Gefallen gegen sie detachieren zu können. Die Ausführung dachte er sich in der Weise, daß er nach der Wiedereinnahme von Schweidnitz mit dem schlesischen Heere auf Olmütz losgehen, die Festung zur Uebergabe zwingen und weiter die Oesterreicher durch starke Entsendungen nach Ungarn, wo Verbindungen mit der alten Insurrektionspartei angeknüpft werden sollten, auch aus dem Posten von Brünn herausbringen und überhaupt nötigen wollte, alle ihre Streitkräfte an der Donau zusammenzuziehen. Alsdann sollte Prinz Heinrich aus Sachsen an der Spitze eines zweiten Heeres, so lange auf eine abwartende Stellung und die Beschäftigung der Reichsarmee angewiesen, in das von Verteidigern entblößte Böhmen einbrechen und durch die Wegnahme von Prag dem Gegner den „Keulenschlag" versetzen, von dem er sich nicht würde erholen können. Inzwischen sollte Graf Dohna, der Nachfolger des alten Lehwaldt im Oberbefehl über das ehemals ostpreußische Heer, den Schweden, obgleich die zur Besetzung von Rügen geeignete Jahreszeit ungenützt verstrichen war, doch noch eins „anzuhängen" versuchen und weiter den Russen das Vordringen nach Pommern und in die Neumark verwehren. Sollten die Russen nach Schlesien gehen

[1]) Oben S. 17. 64; Bd. I, 556.

wollen, so glaubte der König, da ihre Ankunft dort vor Ende Juli nicht zu erwarten war, nach der Einnahme von Olmütz wohl im stande zu sein, einen Teil des Hauptheeres gegen sie auszuschicken; wo er dann für den Fall einer gewonnenen Schlacht sich wie im Vorjahre [1]) mit dem Gedanken trug, nach einem Weichselübergang in der Gegend von Warschau ihnen am Unterlauf des Stroms zwischen Thorn und Elbing den Rückzug zu verlegen.

Von einem Marsch und Angriff auf Wien spricht Friedrich in diesen seinen Entwürfen nirgends. Und wenn er mit größter Bestimmtheit der Meinung Ausdruck gab, daß der Krieg in diesem Jahre auf eine oder die andre Art zu Ende gehen werde, so läßt schon dieser Umstand allein voraussetzen, daß er 1758 die Einnahme der feindlichen Hauptstadt nicht in den Bereich seiner strategischen Kombinationen ziehen wollte; denn wir wissen aus einer nach diesem Kriege entstandenen Aufzeichnung, daß er für eine in Mähren beginnende Unternehmung, die mit dem Angriff auf Wien zu enden haben würde, nicht einen, sondern zwei Feldzüge in Anschlag brachte. Maria Theresia hat damals gesagt, habe sie nicht mehr 100000 Mann, so blieben ihr noch 50000 oder 25000, und verliere sie Böhmen, so blieben ihr noch Ungarn und Oesterreich: so lange sie noch Waffen in der Hand habe, werde sie auch den Mut nicht verlieren. Wie heldenhaft seine große Gegnerin dachte, wußte Friedrich nach ihrem Verhalten in der Not des Herbstes von 1741 und hat es ihr nachgerühmt. Wollte er schnell Frieden haben, so durfte er sie mit seinen Bedingungen nicht auf das Aeußerste treiben.[2]) Im übrigen blieb das Mehr oder Minder seiner Forderungen vorbehalten. Er vermöge nicht vorauszusagen, schrieb er am 21. Mai in jenem Erlaß an Knyphausen, wie weit seine Ansprüche gehen würden, und alles müsse von den Ereignissen dieses Feldzugs abhängen. Daß des Königs alter Gedanke an Säkularisationen,[3]) wie sie schon einmal in der deutschen Geschichte nach einem großen Bürgerkriege dem Frieden die Thore geöffnet hatten, nicht vergessen war, läßt eine Aeußerung der preußischen Kabinettsminister ersehen: indem sie ihrem Gebieter über jene Absichten der Hannoveraner auf geistliches Land berichteten, machten sie geltend, daß das an preußisches Gebiet angrenzende Bistum Hildesheim für Preußen ebenso begehrenswert sei, wie für Hannover.

Derweil war der Kampf an den Sudeten, von dessen Verlauf alle politischen Entwürfe abhingen, bereits in vollem Gang.

Die Wiederergänzung des preußischen Heeres war über Erwarten gut von Statten gegangen. Während der König nach dem Einrücken in die Winterquartiere noch nicht zu sagen vermochte, ob sich mehr als 84000 Mann in Schlesien würden aufstellen lassen, stand ihm Anfang März fest, daß er ungefähr ebenso stark wie im Vorjahre ins Feld rücken würde. Doch fehlten dem schlesischen Heere an der Sollstärke von 96000 Ende April noch an 12000 Kranke und Genesende. Die beiden Heere in Sachsen und in Pommern zählten

---

[1]) Oben S. 89.

[2]) Vgl. oben S. 55. 89.

[3]) Vgl. Bd. I, 196.

jedes etwa 22 000 Mann; dazu kamen die Garnisontruppen und die fünfzehn nach Westfalen abgegebenen Schwadronen. Das Rekrutenmaterial hatten teils die Kantons, teils Zwangsaushebungen in Sachsen, Anhalt, Mecklenburg, Schwedisch-Pommern und selbst in den pfälzischen und kurkölnischen Gebieten geliefert; viele Deserteure hatte wie gewöhnlich ein Generalpardon zurückgelockt; auch Ueberläufer aus den fremden Heeren und ein Teil der Kriegsgefangenen halfen die Lücken füllen. Aber auch Freiwillige kamen haufenweise, durch den heller denn je strahlenden Ruhm der preußischen Waffen angezogen. Auf dem Werbeplatz des neu errichteten Bellingschen Husarenbataillons zu Leipzig war der Zulauf ungeheuer, denn die Husaren vor allem — ihre Regimenter wurden jetzt auf 1 300 Pferde gebracht — hatten sich weit und breit berühmt gemacht: in Jena verschworen sich die Burschen der großen Mosellaner Landsmannschaft, in des Königs von Preußen letzter Not seine Husaren zu werden, um ihm alles Land bis zur Mosel erobern zu helfen. Diese Bellingschen Husaren und zwei Freiregimenter, das eine fast ganz aus Franzosen gebildet, waren die einzigen Neuformationen dieses Jahres; dagegen blieben von den 1756 errichteten zehn sächsischen Regimentern nur drei noch bestehen.

Auf vorschriftsmäßige oder nur gleichförmige Einkleidung der Neulinge durfte kein Gewicht gelegt werden. Wo es an Montierungsstücken fehlte, befahl der König „sich durchzuhelfen und die Mode vom dreißigjährigen Kriege zu erneuern". Das neue Husarenbataillon rückte im April aus Leipzig in zwei Kolonnen aus, die eine mit Sätteln und voller Montur, die andere ohne Uniform, in „Trauermänteln", mit Schabracken auf den bloßen Pferden. So fehlte überall noch viel, aber da sich bei dem Feinde noch größere Unfertigkeit voraussetzen ließ, meinte der König losgehen zu dürfen.

Zunächst also galt es, den Oesterreichern den Stützpunkt zu entreißen, von dem aus sie sich in Schlesien auszubreiten gedachten. Um die Belagerung von Schweidnitz einzuleiten, begab sich Friedrich am 15. März, drei Tage nach der Ankunft Dauns zu Olmütz, von Breslau in das Gebirge nach Kloster Grüssau, einem Hauptquartier „wie in Lappland"; noch war man durch „Eisbarrieren" vom Feinde getrennt. Am 30. wurden vor Schweidnitz die Laufgräben eröffnet; seine Artilleristen thaten dem Könige nicht genug; er schalt ihre Obersten „Erzignoranten" und „Erzdröhmer". Um abzukürzen, ließ er in der Nacht auf den 16. April das Galgenfort mit stürmender Hand nehmen; darauf ergab sich die Festung noch selbigen Tages, 3200 Mann und 250 Offiziere wurden kriegsgefangen.

Am 19. April verließ der König Grüssau, um auf einem Umweg über Glatz nach Neiße zu gehen, wo das Heer sich versammelte. Er hatte das Gerücht ausstreuen lassen, daß der Feldzugsplan des Vorjahres wieder aufgenommen sei; die Absicht war, Daun, der inzwischen sein Hauptquartier nach Skalitz verlegt hatte, zum Verbleiben in Böhmen zu veranlassen, um vor ihm bei Olmütz zu sein. Denn davon schien alles abzuhängen: „in fünf Tagen werde ich Ihnen sagen können, ob ich glücklich oder unglücklich sein werde", sagte Friedrich am 23. in Münsterberg zu einem seiner Begleiter. Am 27. brach er von Neiße auf und war am 29. in Troppau, mit einem Vorsprung von neun

Tagen, wie er ausrechnete, vor dem getäuschten Daun. Feldmarschall Keith führte die zweite Kolonne über Jägerndorf. Bei Giebau und bei Sternberg traten die Preußen am 3. Mai in die mährische Ebene ein, am 4. stand der König mit der Vorhut bei Littau auf der Straße von Olmütz nach Böhmen, Daun war von der Festung abgeschnitten.

Während Keith mit einem Teil des Heeres die Belagerung begann, wählte der König zu ihrer Deckung eine Stellung südwestlich von Olmütz bei Proßnitz, wo eine zweite Straße aus Böhmen mit der von Brünn kommenden zusammenlief. Er freute sich, mit seinen Truppen aus den für die Russen bestimmten Töpfen essen zu dürfen.

Seine Stimmung während der nächsten Wochen, in den elenden Dorfquartieren von Schmirsitz und Klein-Latein, war hoffnungsvoll und glücklich. In seiner Umgebung befand sich seit kurzem der junge Schweizer, den er vor drei Jahren während jenes Ausfluges nach Holland auf so abenteuerliche Weise kennen gelernt hatte.[1]) Henri de Catt war im März 1758 als Vorleser in seine Dienste getreten, nachdem der Abbé de Prades,[2]) der Zeuge der Zweifelsqualen des Herbstes von 1757, nach der Schlacht bei Roßbach wegen eines verräterischen Einverständnisses mit den Franzosen auf die Festung Magdeburg geschickt worden war. Die Kriegstagebücher des neuen Vorlesers mit ihren knappen abgerissenen, ohne jede schielende Rücksicht aufgezeichneten Vermerken, sind unverdächtige Zeugnisse des Zaubers, mit welchem die Persönlichkeit des Königs in ihrer Größe und zugleich in ihrer Liebenswürdigkeit den jugendlichen Sinn des Begleiters gefangen nahm. „Je mehr ich diesen Fürsten sehe, um so mehr Gründe finde ich, ihn zu lieben und zu verehren", schreibt Catt während des Marsches nach Mähren, und als Friedrich ihm in Schmirsitz eines Tages vom Tode spricht und von der kurzen Lebensdauer, die er bei zunehmender Anfälligkeit sich nur noch beschieden glaubt, wird das weiche Herz des Zuhörers so traurig gestimmt, daß er für alle weiteren Aeußerungen die Aufmerksamkeit verliert. Vorwiegend aber waren damals die Eindrücke, die er aus dem Quartier des Königs hier vor Olmütz beim Nachhausegehen mitnahm, hell und freundlich. Friedrich hatte sein Gefallen an dem gewandten und unterrichteten und dabei bescheidenen und taktvollen Gesellschafter; denn nicht sowohl zum Vorlesen, als zur Unterhaltung ließ er ihn gegen Abend auf eine oder mehrere Stunden zu sich kommen, wo dann über die verschiedensten Dinge, die französische Litteratur, die schriftstellerischen Arbeiten des Königs, Persönlichkeiten, Erlebnisse, aber auch über die militärischen Ereignisse des Tages geplaudert wurde; oder Friedrich trällerte Arien aus den in Berlin aufgeführten Opern und weihte seinen Vorleser in die Grundbegriffe der Tanzkunst ein, um dann belustigt auszurufen: „Welch Schauspiel für Daun und den Prinzen Karl, sähen sie ihren Besieger von Lissa hier in einer Bauernstube Entrechats machen und Herrn Catt graziöse Bewegungen beibringen."

Seine glückliche Laune wurde noch gesteigert durch erfreuliche Nachrichten

[1]) Bd. I, 574.

[2]) Oben S. 120; Bd. I, 526.

von den anderen Heeren. Prinz Heinrich hielt die jetzt von dem Prinzen von Zweibrücken geführten Reichstruppen durch empfindliche „Nasenstüber" so in Schach, daß sie sich aus der Nordwestecke von Böhmen nicht hervortrauten, und ließ durch ein fliegendes Corps unter Driesen, dem Helden von Leuthen, die Gebiete von Bamberg und Würzburg brandschatzen. Prinz Ferdinand folgte in der Nacht vom 1. auf den 2. Juni bei Tollhuys unterhalb von Emmerich den Franzosen über den Rhein, im Sinne der ihm erteilten drastischen Mahnung, sie auf dem ihren Verfolgern zugewandten Körperteile mit den Initialen des Westfälischen Friedens zu zieren. Einem neuen Manifest, das sie als Garanten dieses Friedens dem Vernehmen nach zu veröffentlichen gedachten, durfte Friedrich jetzt mit Ruhe entgegensehen: „Sie reden dieselbe Sprache, wie unter Ludwig XIV., aber sie haben keine Turennes und keine Condés."

In diesen ersten Junitagen war seine Zuversichtlichkeit auf ihrem Höhepunkte. Die Franzosen, so versichert er dem Prinzen Heinrich, werden kriegsmüde und die Oesterreicher flügellahm, und die Russen schöpfen Mißtrauen. „Aus guten Gründen" ersucht er den Bruder, in Sachsen das Gerücht auszusprengen, man dürfe sich darauf verlassen, daß Preußen den Frieden nicht annehmen werde, ohne eine eklatante Genugthuung für den ihm aufgenötigten Krieg, und sollte dieser Krieg noch vier Jahre währen. Auch Pitt ließ er, zu seines alten Kabinettsrats leisem Schrecken, auffordern, solch hohen Ton anzuschlagen. Eine nähere Erläuterung gab er beim Abschied dem Briten Yorke, der am 10. Juni aus dem preußischen Feldlager auf seinen Haager Gesandtschaftsposten zurückkehrte: „Wir müssen alle Anträge als an uns gemeinsam gerichtet behandeln; wir müssen keine Begierde nach Frieden verraten, aber auch die uns gemachten Anträge nicht hochfahrend zurückweisen." Dabei betonte er die Notwendigkeit, nur einen Frieden, der Dauer verspräche, zu schließen: „Meine Lage und meine Umstände erlauben mir nicht, Tag für Tag ins Feld zu ziehen und einen Waffenstillstand statt eines Friedens zu schließen. Mein Verlust an Leuten und an Einkünften ist zu schwer für ein solches System, und eben deshalb mache ich alle Anstrengungen, um den Krieg abzukürzen, indem ich unseren Feinden Abbruch zu thun suche, soviel ich nur kann. Die Kaiserin ist mit Frankreichs Betragen nicht zufrieden und besonders nicht mit dem von dieser Macht in Wien gestellten Anerbieten, die Friedensvermittelung zu übernehmen. Das ist für die Kaiserin keine angenehme Aussicht — der König zeigte sich hierin sehr zutreffend unterrichtet — und wird sie möglicherweise einem Sonderfrieden geneigt machen, auf den ich gern eingehen werde. Ich habe kein Verlangen, mit dieser Fürstin in Zwist zu leben, vorausgesetzt, daß sie kein zu großes Uebergewicht erlangt; auf dem Fuße der Gleichheit will ich von Stund an ihr Freund sein."

In eben diesen Tagen regten sich ihm nun doch die ersten Bedenken wegen des Ausgangs seiner großen Unternehmung. Alle militärischen Aufgaben, welche Zeit erforderten und die Heere festhielten, hatten in diesem Feldzuge grundsätzlich vermieden werden sollen: hatte man sich hier vor Olmütz gleichwohl auf solche Aufgabe versessen? Wie vor Pirna und wie vor Prag sah Friedrich den Termin für das Ende von dem anfänglich angenommenen 15. Juni in immer

weitere Ferne entweichen. In der Nacht zum 28. Mai waren die Laufgräben eröffnet worden, in viel zu großem Abstand von der Festung. Hatte der König vor Schweidnitz auf seine Artilleristen gescholten, so galt sein Tadel hier den Ingenieuren, die sich so verrechnen konnten. Wenn Coehoorn und Vauban auferstehen könnten, so würden sie, spottete er, ihren ungeschickten Epigonen Mützen mit Eselsohren verehren statt der Mauerkronen. „Wir verlieren Menschen, wir verpuffen unser Pulver auf Spatzen, wir verzehren alle Fourage, und der beträchtlichste Verlust von allen ist der Zeitverlust, und schließlich wird der Feind sich in gewaltigen Stand setzen infolge unserer unverzeihlichen Langsamkeit."

König Friedrich hat oft gesagt, daß man als Feldherr das thun müsse, was dem Feind am unerwünschtesten sein werde. In Wien fürchtete man Anfang Mai 1758 nichts mehr, als daß die Preußen entweder grabenwegs an die Donau marschieren oder das Heer des Marschalls Daun in einer Schlacht zu Paaren treiben könnten. Schon ließ das durch Flüchtlinge aus Mähren verbreitete Gerücht das Corps des Feldmarschall-Lieutenants de Ville geschlagen sein; die Zusammenziehung von Truppen bei Schwechat zur Verteidigung des Donauüberganges, ja die Verlegung des Hofes nach Graz wurden in Vorschlag gebracht. Daß Mähren von Truppen entblößt sei, wurde scharf getadelt, und die abgetretenen Feldherren, der Prinz von Hildburghausen und der Lothringer, die Männer von Roßbach und von Leuthen, fühlten sich jetzt berufen, über die Unzulänglichkeit der getroffenen Vorkehrungen, die Fehlgriffe der Heeresleitung zu Gericht zu sitzen. Maria Theresia glaubte ihnen nicht unrecht geben zu können. Sie gestand, vor den Zuständen im Inneren mehr in Sorge zu sein, als „vor dem Preußen selbsten" — „wiewohlen", so setzte sie hinzu, „ihme gar nicht verachte". Sie entzog sich den Blicken ihres Hofes, versteckte, wie ihr Ausdruck ist, sich täglich mehr, damit niemand ihre tiefe Niedergeschlagenheit gewahre. Schwere Zweifel peinigten sie; nur zweien schüttete sie ihr Herz aus, ihrem alten Kabinettssekretär Koch und dem bei ihr trotz allem noch hochangesehenen Hildburghausen: ihr Innerliches, schrieb sie ihm, konfundiere sie, „weillen an alle selbsten Schuld bin, mithin auch vor Gott und in mein Gewissen nicht ruhig sein kann".

Man atmete auf, als die Nachricht kam, daß die Preußen sich vor Olmütz festlegten. Kaunitz trug die größte Zuversicht zur Schau; der französische Gesandte schrieb nach Hause, der Staatskanzler sehe das Verderben des Königs von Preußen als gewiß an. Daun erhielt den Befehl, zum Entsatz von Olmütz im erforderlichen Augenblicke eine Schlacht zu wagen, und zwar unter dem Gesichtspunkt, daß er nach dem Falle der Festung doch jedenfalls werde schlagen müssen, weil dann selbst eine Niederlage nicht nachteiliger wirken könne, als ein Rückzug ohne Widerstand bis an die Donau.

Friedrich sagte sehr richtig bei Beginn dieses Feldzuges, daß seine Stärke in der schlechten Verfassung des Feindes beruhe, daß aber dieser Zustand sich ändern werde. Er hatte drum auch anfänglich auf eine Schlacht gerechnet: mit dem Marsch nach Olmütz überholt, so hatte er am 25. März kombiniert, werde Daun sich hoffentlich zum Kampf veranlaßt sehen und hoffentlich alsdann geschlagen werden. Bald aber entschied er sich für eine andere Methode. In

der vor Olmütz gewählten Stellung glaubte er es völlig in seiner Hand zu haben, eine Schlacht anzunehmen oder nicht, und rechnete nun darauf, die Festung zu nehmen auch ohne eine Schlacht. Offenbar dachte er an Kolin; das Schicksal der Belagerung sollte nicht wieder von dem unsicheren Ausgange des eisernen Würfelspiels abhängig gemacht werden. Falls Daun, wie jetzt vor zwölf Monaten, wieder Befehl erhielt, alles an alles zu setzen, so wollte Friedrich ihm nicht wie damals den Gefallen thun, ihn in befestigter Stellung aufzusuchen. Daun selbst mochte einmal angreifen. Und zwar sollte ihm die Möglichkeit dazu nur bei Proßnitz geboten werden, wo das Gelände eine ausgiebige Verfolgung des abgeschlagenen Angreifers erlaubte und wo man im stande war, binnen drei Stunden die Truppen aus ihren Stellungen zur Schlachtordnung zusammenzuziehen.

Entschlossen, nur im Augenblicke der höchsten Not zum Angriff überzugehen, hielt sich Daun nach seiner Ankunft in Mähren einstweilen regungslos in der festen Stellung zu Gewitsch, vier bis fünf Meilen nordwestlich von Proßnitz. Um so thätiger waren seine „großen Canaillen", wie Friedrich die überall ausschwärmenden Corps der Irregulären betitelte, und die „kleinen Canaillen in Duodez", die den preußischen Patrouillen in den Wäldern und Schluchten, wahren „Mördergruben", auflauerten. Seit Anfang Juni wurden die Preußen auch in ihren Quartieren belästigt. „Wir sind an keiner Stelle stark," warnte der König seine Generale, „aber die Betriebsamkeit ist eine große Stärke für die Schwachen." Für den 18., den Jahrestag von Kolin, glaubt er mehr als sonst auf der Hut sein zu müssen, „weil Daun sich einbilden wird, daß der Tag ihm favorabel ist". Aber schon in der Nacht auf den 17. wurde ihm eine böse Begrüßung zu teil durch einen Ueberfall auf die Quartiere der Baireuther Dragoner am linken Marchufer, die an 400 Reiter und Pferde und ihre Pauken einbüßten.

Ein Glück, daß noch die Russen nichts von sich hören ließen. So konnten acht in Schlesien zurückgebliebene Bataillone mit 1700 Reitern nachgezogen werden, denen ein großer Trupp Rekruten, Ausgeheilte und vertauschte Kriegsgefangene, sowie an 3000 Mehlfuhren, Munitionswagen, Marketenderkarren, auch 46 Wagen mit Geld, sich anschlossen. Eine frühere Zufuhr war Anfang Juni unbehelligt vor Olmütz angelangt; auch dieser zweite Nachschub war am 28. durch Zieten mit 3 Bataillonen und 20 Schwadronen bei Giebau aufgenommen worden und Zieten hatte einen Angriff Laudons in hitzigem Gefecht glücklich abgewiesen. Aber am 30. wurden die Preußen, etwa 12—13000 Mann, von dem inzwischen auf 15000 Mann verstärkten Feinde bei Domstadtl geschlagen und nach Troppau abgedrängt; von dem Wagenzug erreichte das Lager vor Olmütz nur ein kleiner Teil, darunter der Geldtransport.

Der König hat niemandem wegen des Unglücks einen Vorwurf gemacht. Er erinnerte sich des alten Sprichworts: „convoi attaqué, convoi battu." Am 1. Juli hatte er volle Gewißheit. Fünf eigenhändige Briefe an Keith von diesem einen Tage geben ebensoviel lebendige Augenblicksbilder. Er war unverzüglich entschlossen, die Belagerung, für die es jetzt an Schießbedarf fehlte, aufzugeben und aus Mähren abzuziehen: nicht nach Schlesien — denn schon

machte Daun eine Bewegung in der Richtung auf Prerau, um die Straße nach Troppau zu sperren — sondern nach Böhmen.

Allen Offizieren ließ er bei Festungsstrafe und Kassation gebieten, niemand solle Entmutigung merken oder sich verlauten lassen, daß alles verloren sei; jedermanns Pflicht sei, gute Miene zu machen und den Mannschaften Mut zuzusprechen.

Die Wirkung des großen Fehlschlages von Olmütz war mit einem Worte, nach Friedrichs eigenem Geständnis: „Ich habe die Ueberlegenheit verloren, die ich im vorigen Herbst und Winter über die Oesterreicher gewonnen hatte."

Wenn er auf dem Marsche nach Böhmen den englischen Gesandten sah, klagte er immer von neuem, daß die Aussicht auf Frieden jetzt in die Ferne gerückt sei. Doch neigte er bald wieder der Meinung zu, wenn man diesen Feldzug noch durchhalte, so werde im Winter der Feind, ermüdet und erschöpft, als der erste die Hand zum Vergleich bieten. Seinen Ministern schrieb er: „Wir müssen Geduld haben und die Monate August, September, Oktober, November, Dezember abwarten."

Ohne eine Schlacht verloren zu haben, aber nach abermaligem Scheitern einer großen Belagerung, mußte er sich auf einen Sommer- und Herbstfeldzug „ungefähr wie im Vorjahre" gefaßt machen: „Vergegenwärtigen Sie Sich unsere Lage in Erfurt," [1]) schrieb er an Ferdinand von Braunschweig; „ich habe fünf Heere gegen mich, und zwar von allen Seiten" — die Oesterreicher unter Daun in Böhmen und unter de Ville in dem jetzt nur durch die Festungen gedeckten Oberschlesien; die vereinigten kaiserlichen und Reichstruppen in Sachsen, die Schweden und die Russen.

Wenigstens nötigte er vorerst noch den unmittelbar ihm gegenüberstehenden Feind, sich ganz nach den Bewegungen der Preußen zu richten. Ihr Abmarsch nach Böhmen, unter kühner Preisgabe der bisherigen Operationslinie, kam diesem Feinde ebenso unerwartet wie unerwünscht; man war auf dem eingeschlagenen Wege dem österreichischen Heere um zwei Tagesmärsche voraus, und konnte den gewaltigen Troß, das Belagerungsgeschütz, an 2000 Kranke und Verwundete, einen Fuhrpark von mehr als 4000 Wagen, ohne ernste Störung abführen. Außerdem blieb der Kriegsschauplatz auf österreichischem Boden, man zehrte aus den vom Feinde aufgehäuften Vorräten.

Am 11. Juli war Königgrätz erreicht, die österreichische Besatzung wurde schnell verjagt. Die hemmende Wagenburg konnte jetzt nach Glatz zurückgeschickt werden. Ihre Abfahrt auf der Nachoder Straße zu decken, stellte sich der König mit einem Beobachtungstrupp bei Opotschno auf; das Hauptheer lagerte am Zusammenfluß der Elbe und des Adlers.

Hier bei Königgrätz erhielt Friedrich zwei wichtige Nachrichten. Von dem Herzog Ferdinand eine Siegespost: die nach ihrer großen Retirade allmählich wieder zu Atem gekommenen Franzosen unter Clermont, aus Versailles zur

---

[1]) Oben S. 117—122.

Offensive gedrängt, waren am 23. Juni bei Krefeld geschlagen und auf Neuß und Köln zurückgeworfen worden. Um so unwillkommenere Kunde kam von der Oder: ein russischer Heerhaufen hatte die pommerschen und neumärkischen Grenzen, ein anderer bei Guhrau das schlesische Gebiet heimgesucht, und nun zogen die Russen ihre ganze Streitmacht bei Posen zusammen. Wohin sie sich wenden würden, blieb ungewiß.

Noch glaubte der König, sie dem Grafen Dohna überlassen zu dürfen, der Mitte Juni die Kantonnementsquartiere vor Stralsund geräumt und sich an die Oder nach Schwedt gezogen hatte. Friedrich begnügte sich damit, ihm zur Verstärkung neun Bataillone aus Schlesien zu schicken, die während des mährischen Feldzuges dort bei Landeshut die Gebirgspässe beobachtet hatten, dazu zwei Regimenter Kürassiere aus Sachsen. Zugleich erhielt Dohna den Befehl, den Feinden, falls sie nach Frankfurt oder Krossen kämen, „auf den Hals zu gehen" und dabei sich und seinen Offizieren die Vorstellung aus dem Kopfe zu schlagen, „als ob die Russen in einem inattaquablen Lager stünden".

Die Wahl inattaquabler Stellungen war das Geheimnis und die Stärke nicht der russischen, wohl aber der österreichischen Lagerkunst. Gerade jetzt sollte Friedrich das von neuem erfahren. Dann war von Olmütz anfangs mit vorsichtiger Langsamkeit gefolgt. Erst am 17. Juli ging er bei Pardubitz über die Elbe und schob demnächst sein Grenadiercorps auf die Höhe von Chlum vor. „Nun kommt es darauf an," sagte Friedrich, „wie man die Sache am besten anstellet, den Feind zur Bataille zu bringen"; er berief sich auf die letzten Worte des alten Schwerin: „Frische Eier, gute Eier."[1]) Das Gelände war hier minder schwierig, als sonst in Böhmen. Der Gewinn der Schlacht konnte, abgesehen von dem moralischen Eindruck auf die im Anmarsch begriffenen Russen, dem ganzen Feldzuge eine neue Wendung geben, vielleicht sogar dem Prinzen Heinrich für die früher ihm als Aufgabe gestellte Unternehmung gegen Prag doch noch freie Bahn schaffen; der Verlust der Schlacht schien keinen weiteren Nachteil mit sich zu bringen, als den jetzt ohnehin gebotenen Rückzug nach Schlesien. Am 23. Juli marschierte der König mit seiner Abteilung von Opotschno zu dem Hauptcorps an die Elbe nach Liberschitz. Alle Vorbereitungen zum Flußübergange waren getroffen. Die Heere standen einander so nahe, daß man deutlich die Compagniegassen im österreichischen Lager unterscheiden konnte. Aber Daun ließ Schanzen über Schanzen aufwerfen, der Angriff schien unthunlich. So fand auch der Tag von Zittau[2]) in der Geschichte dieses Feldzuges sein Seitenstück.

Am 25. Juli traten die Preußen ihren Marsch nach Schlesien zunächst nach Skalitz, von da auf getrennten Straßen über Politz und über Starkstadt an. „Eine schreckliche Prüfungszeit für unsere arme Familie und alles, was preußisch heißt," schreibt Friedrich während dieses Rückzuges an den Prinzen Heinrich; „wenn das andauert, muß man sich mit einem Herzen von Stahl wappnen, um zu widerstehen. Aber trotz allem, was in mir vorgeht, mach' ich gute Miene

[1]) Oben S. 82.
[2]) Oben S. 112.

zum böſen Spiel und verſuche, ſoviel an mir iſt, Leute, denen man als Heerführer Hoffnung und edles Selbſtvertrauen einflößen muß, nicht zu entmutigen." Am 9. Auguſt war das Heer zwiſchen Grüſſau und Landeshut wieder vereinigt.

Nicht Daun hatte den König von Preußen, wie vor vierzehn Jahren Feldmarſchall Traun mit ſeiner überlegenen Strategie,[1]) zur Räumung von Böhmen genötigt; Friedrich ging lediglich, wie er an den Oberpräſidenten Schlabrendorff ſchrieb: „weil ſie mir ſoviel wegen der Ruſſen in die Ohren ſchreien." Drei oder vier Schlachten bis Ende Auguſt, von Heinrich, von Ferdinand und von ihm ſelber gewonnen, das war es, was er ſich jetzt wünſchte.

Noch aus Böhmen hatte er dem Grafen Dohna ſein Kommen angemeldet. Am 10. Auguſt übertrug er im Grüſſauer Kloſter dem Markgrafen Karl — Feldmarſchall Keith ſuchte in Breslau Heilung für ſeine angegriffene Geſundheit — den Oberbefehl über das zurückbleibende Heer von 51 Bataillonen und 75 Schwadronen, mit ſchriftlichen Verhaltungsmaßregeln für die verſchiedenen Möglichkeiten, ſei es, daß der Markgraf hier bei Landeshut angegriffen wurde, ſei es, daß Daun durch die Lauſitz entweder an die Elbe oder an die Oder vordrang: in dem einen Falle ſollte Karl ihm an die Queis, in dem anderen nach Bunzlau nachrücken. Am Abend des 10. Auguſt begab ſich der König nach Landeshut; in der Nacht trat er mit 14 Bataillonen und 38 Schwadronen den Marſch an.

In der Annahme, daß das Ziel der ruſſiſchen Bewegungen die Lauſitz und ihr Zweck die Vereinigung mit den Oeſterreichern ſei, beabſichtigte der König, zwiſchen Grüneberg und Züllichau über die Oder zu gehen und auf jenem Ufer entweder ſich mit Fermor zu ſchlagen oder ihm, wenn er über die Warthe zurückwich, das große Poſener Magazin und damit die Möglichkeit zu weiterem Vorgehen zu nehmen. Da erhielt er am 16. hinter Grüneberg, zu Deutſch-Wartenberg, die Nachricht, daß Fermor ſich nach Küſtrin gewandt hatte. Durch eine Beſchießung, bei der faſt jede Kugel zündete, waren die Stadt, das Zeughaus, die Magazine in Aſche gelegt, die Feſtungswerke hatten keinen Schaden gelitten, der Verluſt des Platzes war nicht zu befürchten. Was den König beunruhigte, war, daß die Ruſſen in Uebermacht dort über den Fluß kamen und das Dohna'ſche Corps erdrückten. Für den Fall einer Niederlage wurde Dohna beauftragt, ſich bei Frankfurt, wenn es irgend ging, bis zur Ankunft des Entſatzes zu halten. Stromabwärts ſetzte jetzt der König ſeinen Eilmarſch fort. Aber die Ruſſen blieben auf dem andern Ufer, Fermor bei Küſtrin, ein abgezweigtes Corps unter Rumjanzow bei Schwedt. Am 21. in der Frühe ritt der König mit einer Schwadron Zieten-Huſaren in Dohnas Lager bei Gorgaſt ein, tags darauf vollzog ſich die Vereinigung der beiden Heerkörper. „Ihre Leute," ſoll der König zu Dohna geſagt haben, „haben ſich außerordentlich geputzt; die ich mitbringe, ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen." Binnen zwölf Tagen, in zehn Märſchen, hatten dieſe Braven 33 Meilen zurückgelegt, bei erdrückender Hitze, und die letzten Tage durch den tiefen Sand; aber die Stimmung der Truppen war vortrefflich geblieben.

[1]) Bd I, 235. 236.

Noch am Abend des 22., von zehn Uhr ab, ward weitermarschiert bis zu der Stelle, wo gegenüber von Güstebiese das neu ausgegrabene Flußbett sich von der alten Oder trennt. „Meine Devise ist siegen oder sterben," hatte Friedrich noch aus Schlesien an Dohna geschrieben, zur Nachachtung für die Offiziere alle; „und wer nicht ebenso denkt, soll nicht über die Oder gehen, sondern sich zu allen Teufeln scheren." Am Morgen, während die Brücke geschlagen wurde, ließ sich der König mit der Infanterie der Vorhut und einer Schwadron Zietenhusaren in großen Kähnen übersetzen. Ein Umritt ergab, daß kein Kosak zu sehen war. Als der König auf einer Anhöhe halten blieb, um dem Uebergang zuzuschauen, drängten sich die Bauern mit Weib und Kind in hellen Haufen schier ungestüm heran, denn jeder hätte dem „Vater und Befreier" den Rockzipfel küssen mögen.

Die Preußen lagerten sich zwischen Klossow und Zellin. Der Uebergang war inmitten zweier russischen Heere völlig ungehindert von statten gegangen. Der König beglückwünschte sich, die großen Detachements von dem Hauptheere abgeschnitten zu haben, und nahm an, daß er Fermor erst bei Landsberg, fünf bis sechs Meilen von Küstrin, zum Stehen bringen werde.

Der russische Feldherr hätte durch einen Marsch nach Landsberg die Möglichkeit gewonnen, sich mit der Division Rumjanzow zu vereinigen; aber es scheint, daß er fürchtete, während des Marsches von den mit „unerhörter" Geschwindigkeit vorrückenden Preußen zur Schlacht gestellt zu werden. Die Aufregung im russischen Lager war groß. Fermor hatte zum mindesten sich anheischig gemacht, den Gegner nicht ohne empfindliche Verluste über den Fluß kommen zu lassen; er hatte bis zuletzt den Uebergang nur entweder bei Küstrin oder bei Schwedt erwartet. Er selbst und seine Stellung im Heere wurden immer unsicherer, nach diesem unleugbaren Rechenfehler und unter dem lähmenden Druck der unmittelbaren Nähe des großen Schlachtenhelden. Viel Vorsicht und wenig Entschluß waren die Eigenschaften, die diesen russischen Feldherrn kennzeichneten. Er schielte nur immer nach Petersburg und fühlte sich erst wohl, wenn er sich blind den von dort erteilten deckenden Vorschriften unterwerfen konnte. Vom Hofe erwartete er sein Heil; dem Heere war er, der Deutsche, der noch unbewährte General, der fünf Vordermännern, darunter vier Nationalrussen, vorgezogen war, mißliebig, ja als Führer gegen den deutschen Gegner verdächtig: keine Krähe hackt der anderen die Augen aus, sagten die Soldaten sehr anzüglich.

Fermor hielt es für das geratenste, nach Aufhebung der Belagerung unverzüglich eine möglichst gedeckte Stellung aufzusuchen. Früh am 24. August marschierte er in dem Eck zwischen Oder, Warthe und Mietzel durch den Küstriner Forst und wählte ein Lager zwischen Quartschen und Zicher, mit der Front nach der sumpfigen Niederung der Mietzel — nicht die ihm von dem österreichischen Militärbevollmächtigten empfohlene Stellung an der Straße nach Landsberg, auf den mehr südlich nach der Warthe zu gelegenen Höhen von Groß-Kammin; nur den Troß schickte er dorthin voraus. Offenbar wollte er den Uebergang über die Mietzel, das einzige Terrainhindernis zwischen den beiden Heeren, den Preußen nicht freigeben. Die Brücken über den kleinen Fluß wurden abgeworfen. Nach-

mittags stieß das aus Landsberg herbeigerufene Beobachtungscorps unter Browne zu der Hauptmacht.

Das Russenheer lagerte in einem langen, unregelmäßigen Karree, mit den Kochkesseln, der Feldkanzlei und der Kriegskasse in der Mitte. In dieser Stellung erblickten es die Preußen am Abend des 24. August, als sie, nachmittags aus dem Lager von Zellin aufgebrochen, äußerst ermüdet an die Mietzel kamen. Der König stieg in der Dammmühle ab, eine starke Meile oberhalb von Quartschen, am Rande des Waldes von Massin. Hier versammelte er seine Generale und eröffnete ihnen seine Absicht, morgen nach seinem Marsch durch den Wald die russische Stellung in ihrer rechten Flanke zu umgehen. Auch der britische Gesandte fand sich ein und bat, der Schlacht beiwohnen zu dürfen, und Friedrich scherzte: „Sie könnten getötet werden, und das würde Herrn Pitt Vergnügen machen;[1]) aber wer soll dann die Siegesbotschaft melden?" Mitchell antwortete: „Der Sieg wird für sich selbst sprechen, und es bleiben genug brave Leute, die entzückt sein werden, statt meiner um Euere Majestät sein zu dürfen." Der König schien ihm seiner Sache völlig sicher, „in high spirits". Zu seinem Vorleser Catt, der ihn erst um elf Uhr verließ, sagte Friedrich: „Finden Sie mich nicht ruhig? Ein schrecklicher Tag, solch ein Schlachttag. Ich habe meine Anstalten so getroffen, daß ich nicht viel Leute verlieren werde, und daß der Feind fortgejagt werden wird; aber vielleicht werden Sie es sehen: ein Nichts wird alles verändern und wird dem Führer in Rechnung stellen, was sein Fehler nicht ist."

Ueber Nacht wurden Brücken geschlagen, noch vor Tagesanbruch begann man den Marsch durch den Wald, treffenweise, die Infanterie von der Mühle aus in zwei Kolonnen, die Kavallerie, dreiviertel Meilen flußaufwärts auf der Kerstenbrücke übergesetzt, in einer Kolonne. Beim Austritt aus dem Walde bei Batzlow wurde die Avantgarde als vierte Kolonne dem ersten Infanterietreffen vorgelegt und so der Marsch, parallel der umgangenen Stellung des Feindes, in der Richtung auf Zorndorf noch fortgesetzt.

Die wellige Fläche, auf der jetzt die beiden Heere sich gegenüberstanden, eine große Lichtung zwischen der Massiner Heide und dem Küstriner Wald, fällt von den Höhen bei Groß- und Klein-Kammin, Wilkersdorf und Zorndorf nach Süden zur Warthe, nach Nordwesten allmählicher gegen Zicher, Darrmietzel und Quartschen und zu dem Wald- und Sumpfgebiet der Mietzel ab. Sie wird in vier Querstreifen zerschnitten durch drei in das Mietzelbruch ablaufende Wasserrinnen, 15 bis 20 Fuß tiefe Senkungen mit sumpfiger Sohle und teilweise sehr steilen Rändern. Der östlichste, der gegabelte Doppelgrund, westlich des langgestreckten Dorfes Zicher, wird nach Darrmietzel zu fortgesetzt durch das breite, damals mit dichtem Gestrüpp bewachsene und ganz unwegsame Hosebruch. Weiter westlich liegen, in der Richtung von Zorndorf auf das Vorwerk Quartschen, in dessen tiefer Niederung sie sich vereinigen, der Galgengrund und in einigem Abstand von dem Saum des Küstriner Waldes der Zabergrund, zu beiden Seiten des heute Friedrichsberg geheißenen Fuchsberges, der höchsten Erhebung des ganzen Geländes.

[1]) Vgl. oben S. 164.

Das russische Heer stand quer über dem Galgengrund, mit dem einen Flügel an der Lehne des Zabergrundes, auf den Fuchsberg gestützt, mit dem anderen noch über den Doppelgrund ausgreifend. Wie wenig Fermor die Umgehung durch die Massiner Heide vorausgesehen hatte, beweist die Sorglosigkeit, mit der er, wie erwähnt, seinen Wagenpark gerade in dieser Richtung hatte voranfahren lassen. Den Preußen das Debouchieren aus dem dichten und teilweise morastigen Walde zu erschweren oder gar ihren Spitzen eine fertige Schlachtlinie entgegenzuwerfen, wie König Friedrich es als richtig betrachtet hätte, daran wagte der russische Feldherr nicht zu denken. Er begnügte sich, durch Bewegungen auf der Stelle, mittelst Contremarsches der Regimenter, das zweite Treffen zum ersten und den rechten Flügel zum linken zu machen und zugleich aus der bisherigen Karreebildung eine regelrechte Schlachtordnung herzustellen, mit der Front gegen Wilkersdorf und Zorndorf, in zwei Treffen: zwischen beiden die im russischen Heere üblichen Regimentsreserven, bestimmt, Flüchtlinge aus dem ersten Treffen niederzustoßen. Die Enden der Flügel wurden zurückgebogen, um den Abstand zwischen den Treffen zu decken. Hinter den Infanterietreffen erhielt die Reiterei, in einem Treffen gegliedert, ihren Platz, so daß im ganzen vier Linien sich ergaben. Die Artillerie fuhr vor der Front auf.

Sobald die Spitzen der preußischen Marschsäulen in der Höhe von Zorndorf den nunmehrigen rechten Flügel des Feindes überragten, ließ der König aufmarschieren. Der Angriff sollte vor sich gehen wie bei Leuthen, unter Zurückhaltung des rechten Flügels, nur durch den um die Avantgarde von acht Bataillonen zu drei Treffen verstärkten linken, dessen Bataillone wieder in staffelförmigen Abständen, je zwei und zwei, in die Angriffslinie einzurücken hatten. Die Reiterei sollte erst einhauen, wenn der Feind wich. 25 Schwadronen Dragoner und 3 Kürassierregimenter standen als Reserve hinter dem Angriffsflügel, 31 Schwadronen stellten sich ihm zur Seite jenseits des Zabergrundes am Waldrande auf. Nur 12 deckten anfänglich bei Wilkersdorf die rechte Flanke, sie mußten bald durch die 3 Kürassierregimenter der Reserve verstärkt werden.

Zur Vorbereitung des Angriffs begleiteten das Vortreffen zur Linken und zur Rechten zwei Batterien von 20 und von 40 schweren Geschützen, mit der Doppelaufgabe, den Russen die „Contenance“ zu rauben und ihre Artillerie zu demontieren. Eben durch diese Veranstaltung dachte der König, wie er gestern abend gesagt hatte, seinem Heere schwereren Verlust zu ersparen. Er verhehlte sich nicht, daß seit der Schlacht von Breslau seine Leute Kanonenfurcht hatten; aber bei Leuthen hatten seine schweren Stücke die des Gegners übertrumpft, und heute sollte desgleichen geschehen.

Das schwere Geschütz trug auf 5400 Schritt; auf 800 wurden Kartätschenladungen abgegeben. Nach zweistündiger Kanonade, die eine wenig wirksame Erwiderung fand, war gegen elf Uhr der rechte russische Flügel erschüttert, aber nicht gebrochen. Als die preußische Infanterie endlich zum Angriff schritt, stieß sie noch auf unerwartet hartnäckigen Widerstand. Und nun wiederholte sich einer der Fehler von Kolin. Der linke Flügel kam neben die Avantgarde zu stehen, statt zu ihrer Unterstützung hinter ihr zu bleiben — wie es heißt, weil General Kanitz Fühlung mit der refusierten Rechten behalten wollte. So entbehrte das

Vortreffen des Rückhalts, als seine dem zurückweichenden Feinde allzu stürmisch folgenden Bataillone sich plötzlich von Kavallerie angegriffen und zur Umkehr genötigt sahen. Das Beispiel wirkte verhängnisvoll: in einer bei den Preußen bisher unerhörten Panik wandte sich die ganze Infanterielinie des Angriffsflügels zur Flucht nach Zorndorf und Wilkersdorf; die Schreckhaftesten liefen bis in den Wald zurück, aus dem man am Morgen hervorgekommen war. Von den Kanonen gingen 26 verloren; auch einige Fahnen wurden die Beute der Russen.

Damit wurde der Reiterei eine andere Aufgabe gestellt, als ihr in der Disposition zugedacht war. Moritz von Dessau warf sich mit den Dragonern der Reserve den verfolgenden Reitern entgegen, und schon waren auch die jenseits des Zabergrundes aufmarschierten Regimenter herüber und am Platz: in drei Kolonnen brach Seydlitz mit seinem Kürassierregiment und den Husaren von Zieten und Malachowski von vorn in das russische Fußvolk, während gleichzeitig die Gendarmen und Gardes du Corps in der Flanke angriffen. Bald schwärmte der ganze rechte Flügel des Feindes umher „wie die Bienen"; zwei Waffen hatte er widerstanden, der dritten erlag er. Erst der Galgengrund setzte dem preußischen Reiterangriff ein Ziel.

Die Schlacht war zum Stehen gebracht, aber nicht gewonnen. Die größere Hälfte des preußischen Fußvolkes war vom Schlachtfelde verdrängt, die Hauptmasse des russischen Heeres noch unberührt; sie schickte eben sich an, zum Angriff überzugehen.

Der König konnte mithin nicht etwa daran denken, die Schlacht abzubrechen. Vielmehr mußte er jetzt wohl oder übel den ganzen Rest seiner Truppen in die Entscheidung einsetzen, entgegen seinem Grundsatz, stets den einen Flügel in Reserve zu behalten, zur Deckung des Rückzugs, wenn der andere geschlagen war.

So mag schwere Sorge ihn erfüllt haben, als er gegen ein Uhr zu dem bisher zurückgehaltenen rechten Flügel kam. Vor der Front empfing ihn der schon vorausgeeilte Dessauer mit Hutschwenken und Siegesgeschrei, die Truppen stimmten ein und der englische Gesandte glaubte darauf seine Glückwünsche anbringen zu dürfen. Der König nahm sie artig entgegen, er zeigte völlige Ruhe, aber als sie weiter ritten, flüsterte er Mitchell zu: „Mein Freund, die Sachen stehen schlecht auf der Linken, ich werde Ordnung schaffen, aber folgen Sie mir nicht."

Um den Russen eine einigermaßen ausgedehnte Front zu bieten, mußten die Bataillone des zweiten Treffens mit in das erste treten: ein Flügel in einem Treffen, so völlig mußte jetzt alles auf eine Karte gesetzt werden. Erst allmählich sammelte sich das geflohene Fußvolk des linken Flügels und schloß sich wieder an — diesmal, wie es scheint, auf der Rechten, am langen Grund. Die ganze Linie schwenkte während des folgenden Angriffs immer mehr links, so daß die Front die anfängliche Aufstellung schließlich kreuzte und in der Längsrichtung jener großen Bodeneinschnitte hinlief.

Voran fuhren wieder zwei schwere Batterien, die eine links, die andere rechts vom langen Grunde. Auf die linke und auf die beiden sie flankierenden Bataillone stürzte sich der Angriff der Kürassiere des Generals Demikow, das

Fußvolk wurde über den Haufen geritten, erſt ein drittes Bataillon erwehrte ſich durch ſein Feuer des Ueberfalls; dann kamen Dragoner und Küraſſiere vom linken Flügel, die Sieger von vorhin, und leuchteten den ſtürmiſchen Angreifern heim. Ein ähnlicher Vorgang ſpielte ſich bei der anderen Batterie ab; hier erſchienen als Retter Schwadronen vom rechten Flügel, Normann-Dragoner, Preußen-Küraſſiere und Karabiniere, und trieben die Koſaken, Huſaren und Dragoner in den Moraſt bei Zicher.

Schon war auch die Infanterie aneinander gekommen. Wie am Vormittag beſchränkten ſich die Ruſſen nicht auf die Abwehr, wiederholt drangen ſie mit dem Bajonett auf die Preußen ein, und dem entſchloſſenen Angriff fehlte die Wirkung nicht. Wacker hielten ſich die neun Bataillone, die der König aus Schleſien mitgebracht hatte, die vier märkiſchen Regimenter Forcade, Aſſeburg, Prinz von Preußen und Kalckſtein und das Grenadierbataillon Wedell; der König, der in einem der bedenklichſten Augenblicke mit eigener Hand eine Fahne ergriff und vorantrug, hat ihnen reiches Lob geſpendet. Aber die Truppenteile, die ſchon vorhin ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, wandten ſich von neuem zur Flucht: die Oſtpreußen, aber auch die nach ihren furchtbaren Verluſten von Kolin nicht wieder zu ihrer alten Trefflichkeit gelangten pommerſchen Regimenter Bevern und Fürſt Moritz. Damit trat die Wendung ein, von welcher der König nachher ſagte, daß ſie das Heer einer völligen Niederlage nahe gebracht habe. Eine Kataſtrophe wie bei Kolin wäre hereingebrochen, hätte nicht heute die Reiterei, ſo oft ſie nur gebraucht und befohlen wurde, ſich jedesmal gleich glänzend bewährt: faſt jedes Kavallerieregiment durfte ſich rühmen, in das ruſſiſche Fußvolk eingehauen zu haben. Die beiden litauiſchen Dragonerregimenter Plettenberg und Platen zogen ſich durch das Fußvolk hindurch und hemmten die Verfolgung, bis größere Reitermaſſen, von Seydlitz geführt, zur Stelle waren.

Und jetzt erſt erreichten die Greuel dieſes blutigen Tages ihre Höhe. Das ſtundenlange Hin- und Herwogen des Nachmittagskampfes hatte das Gefüge der bisher ſo ungeſtümen Ruſſen gelockert, unter den Klingen der preußiſchen Reiter ſanken ſie in ganzen Schwaden dahin, ihr linker Flügel wurde zerriſſen, nicht anders als am Morgen der rechte. Das Auffliegen der Pulverwagen vermehrte die Verwirrung und den Schrecken. Die Hartnäckigſten klammerten ſich in der allgemeinen Auflöſung an die Geſchütze und ließen ſich in Stücke hauen; viele gerieten in die Sümpfe des Hofebruches; viele, darunter mehrere Generale, flüchteten durch die Wälder oder ſetzten durch das Waſſer der Mietzel, ſo mit Verluſt mehrerer Pferde der öſterreichiſche Feldzeugmeiſter St. André und der ſächſiſche Prinz Karl. Andere, die nicht entrinnen konnten, fielen über die eigene Bagage und die Branntweinfäſſer her, und die Trunkenheit löſte die letzten Bande der Unterordnung. „Sie betrugen ſich wie die Raſenden," bezeugt ein Zuſchauer, der Schwede Armfelt; „Freund und Feind war ihnen gleich, ſie ſchoſſen auf jeden, der ihnen entgegenkam."

Die Preußen waren jetzt von Wilkersdorf und über den langen Grund dem Galgengrunde ganz nahe gekommen, wie am Vormittag auf der weſtlichen Seite von Zorndorf und über den Zabergrund her. Den letzten Widerſtand leiſteten

in dem Gehölz bei Quartschen, noch in leidlicher Ordnung, einige Regimenter des feindlichen Zentrums. Brandenburgische und schlesische Bataillone schickten sich zum Angriff an. Wiederholt zurückgewiesen, drangen sie endlich in den Busch ein; dann aber stockte die Bewegung von neuem: statt den Erfolg auszunutzen, hielten sich die Leute, auch sie jetzt außer Rand und Band, mit dem Plündern der russischen Kriegskasse auf. Und nicht bloß mit der Mannszucht, auch mit der Munition war es zu Ende bei den wenigen zusammengeschmolzenen Bataillonen, die so weit vorgestoßen waren. Die Reiterei aber war nach ihren ebenso glänzenden wie aufreibenden Leistungen zum größten Teil davongeritten und deckte da und dort das massenhaft eroberte Geschütz gegen die herumschwärmenden Kosaken und Kalmücken: noch in später Stunde waren bei Groß-Kammin an 2000 frische Kosaken angelangt.

Also blieb die letzte Stellung der Russen unbezwungen. Die Preußen stellten den Kampf ein und gingen — schon war die Nacht eingebrochen — bis an den Doppelgrund zurück; die Kavallerie lagerte auf dem linken Flügel; hinter diesem Grunde sammelten sich bei Zicher die Trümmer der geflüchteten Regimenter. Von zwei Uhr früh bis zum Einbruch der Nacht hatten die Truppen an dem glühend heißen Augusttage keinen Augenblick Ruhe gehabt. „Ein Glück für uns," meinte nachher der englische Gesandte, „daß die Russen unseren Zustand, die Auflösung unserer Infanterie, unseren Munitionsmangel nicht kannten; hätten sie uns in der Nacht oder am Morgen angegriffen, sie würden ein sehr leichtes Spiel gehabt haben."

Nichts lag der russischen Heeresleitung ferner. Auch Fermor nahm, als der preußische Angriff aufhörte, seine Truppen zurück und lagerte sie hinter dem Galgengrunde, ja zum guten Teil hinter dem Zabergrunde. Das russische Heer war durch den Gang der Nachmittagsschlacht auf den am Morgen von ihm eingebüßten westlichen Abschnitt des Schlachtfeldes zurückgeschoben worden; die entgegengesetzte „Ecke" beherrschten die Preußen; das Mittelfeld gehörte den Toten — so schrieb einfach und ergreifend unter dem frischen Eindruck eines grauenvollen Bildes der englische Gesandte. Minder stimmungsvoll, aber gleichfalls treffend war der demnächst von einem Mitglied des Wiener diplomatischen Corps angestellte Vergleich der Zorndorfer Schlacht mit einer starken Ohrfeige, „da sich einer rund umdrehet, aber stehen bleibet".

Am Morgen des 26. August ließ der König von Preußen seine über Nacht gesammelten Regimenter in Schlachtordnung antreten und von neuem in der Richtung auf den Galgengrund und Zorndorf vorgehen. Die Russen, gleichfalls neu geordnet, rückten ihm entgegen, eine Linie mit zurückgebogenen Flügeln; es schien zur Fortsetzung des Kampfes kommen zu sollen. Auf einem Erkundungsritt geriet der König unversehens unter die Geschosse einer bis zum letzten Augenblick durch Kavallerie verhüllten Batterie. Der Artilleriekampf wurde dann allgemein, bis gegen Mittag die Russen wieder hinter den Zabergrund gingen.

Nunmehr mochten sich die Preußen als Herren des Schlachtfeldes bezeichnen: ein noch vom 25. datierter Antrag des russischen Feldherrn auf zwei- bis dreitägige Waffenruhe, damit man die Toten begraben und die Verwundeten warten könne, wurde vom General Dohna mit der Erklärung abgelehnt, daß sein königs-

licher Herr das Schlachtfeld inne habe und deshalb auch für die Toten und Verwundeten beider Parteien Sorge tragen werde. Zu einem letzten entscheidenden Vorstoß gegen das russische Heer und seine noch zahlreiche Artillerie fehlte es vor allem an Munition. Sobald man den Bedarf ergänzt haben werde, schrieb aus dem Hauptquartier der Kabinettssekretär Cöper an den Minister Finckenstein, werde es zu einer neuen Schlacht kommen.

Der eigene Verlust stellte sich als viel stärker heraus, als man unmittelbar nach der Schlacht angenommen hatte. Von der Gesamtzahl von 36000 Streitern gingen nicht weniger als 11337 ab, darunter über 3500 Tote und über 1400 Vermißte. Von allen Gefallenen betrauerte der König keinen schmerzlicher, als seinen Flügeladjutanten Oppen, dessen Leiche erst am dritten Tage mit mehr als 40 Wunden auf dem Schlachtfelde aufgefunden wurde. „Ich hatte ihn erzogen, er hatte sich ganz an mich angeschlossen," klagt Friedrich seiner Baireuther Schwester, „ich vermag mich nicht zu trösten, so bin ich nun."

Ohne die Reiterei, das sprach der König offen und wiederholt aus, wäre die Schlacht verloren gewesen; diese Waffe habe fast alles gethan, den Staat gerettet. Ein Augenzeuge hat uns geschildert, wie Friedrich die Reiter, um ihnen zu danken, antreten ließ, den einen umarmte, dem anderen auf die Schulter klopfte, alle lobte. Von den drei Rittmeistern der Gardes du Corps wurde Wackenitz zum Oberstlieutenant, die beiden anderen zu Majors befördert. Das Beste aber hatte Seydlitz gethan: ohne den würde es schlecht ausgesehen haben, hatte der König am Abend der Schlacht auf den Glückwunsch des englischen Gesandten erwidert. Der tolle Page, der am Hofe des Markgrafen von Schwedt durch die sausenden Flügel der Windmühle gesprengt war, der Trebnitzer Schwadronschef, mit dessen Namen sich die Erinnerung an so manchen lustigen Husarenstreich verknüpfte, der Offizier, an dem nichts zu verbessern war, als der Seydlitz vor 13 Jahren einem Winterfeldt gegolten — er hatte sich jetzt zu dem unbestritten größten Reiterführer des preußischen Heeres entwickelt. Für seine heldenhafte Haltung bei Kolin war er mit dem Generalspatent und dem Verdienstkreuze und für den Roßbacher Sieg, nur vier Monate später, noch als Generalmajor[1]) mit dem Schwarzen Adlerorden und gleich darauf mit der Beförderung zum Generallieutenant belohnt worden: jetzt überstrahlte den heiteren Glanz der „bataille en douceur" der blutige Glorienschein von Zorndorf. Einen Orkan zu Roß hat ihn einer der von ihm besiegten Franzosen genannt. Nacheinander Kürassier, Husar, Dragoner und wieder Kürassier, hatte er, wie sein ältester Biograph ihm nachrühmt, die schwere Reiterei gelehrt, Behendigkeit und Keckheit nicht als Vorrecht des Husarenpelzes zu betrachten; er hatte das Ideal verwirklicht, das dem Könige für die, einst so schwerfällige preußische Kavallerie vorgeschwebt hatte. Seine Untergebenen, Offiziere und Gemeine, vergötterten ihn: „Man sagte reiten auf Seydlitzisch," erzählt ein Kampfgefährte, „sein Hut, sein Koller, seine Stiefel, seine Hosen wurden nachgemacht," die ganze Reiterei „jauchzte ihm zu, wenn sie ihn nur sah," und schaute mit Bewunderung, Verehrung und Nacheiferung auf diesen jüngsten der Generale, der vor dem Feinde abwartende Ruhe

[1]) Vgl. Bd I, 509.

und zugreifende Verwegenheit ebenso glücklich verband, wie im Garnisonleben peinlichen Diensteifer und überschäumende Lebenslust und im Kreise der Kameraden wortkarge Gemessenheit und schlagenden Witz. Meister aller Reiterkünste und Spiegel jeder Reitertrefflichkeit hat Seydlitz nach dem gewichtigsten Zeugnis, dem zurückschauenden Endurteil seines Königs, durch eine Eigenschaft vor allen den höchsten Ruhmestitel sich gesichert: durch jene Entschlossenheit, welche die Gunst des Augenblicks sicher zu ergreifen versteht.

Ist für die preußische Reiterei der 25. August 1758 ein unvergänglicher Ehrentag geworden, so hatte bei den Russen vornehmlich das Fußvolk in Angriff wie in Abwehr eine glänzende Probe abgelegt. Um so rühmlicher war dieser hartnäckige, immer von neuem aufgenommene Widerstand, als thatsächlich das russische Heer bei Zorndorf nur wenig zahlreicher als das preußische gewesen ist; denn nicht 60000—70000 Russen, wie drüben angenommen wurde, sondern höchstens 42000 sind auf der Wahlstatt zugegen gewesen. Mehr als die Hälfte war außer Kampf gesetzt. Der amtliche Bericht nannte 10886 Tote und Vermißte und 12788 Verwundete; doch sollen sich nachher an 5000 Versprengte wieder eingefunden haben. Da 2400 Mann mit 6 Generalen und 76 anderen Offizieren in Gefangenschaft geraten waren, würde die Zahl der Toten, die Genauigkeit der Listen vorausgesetzt, verhältnismäßig klein, nicht ganz so groß wie bei den Preußen, gewesen sein. Von der aus 60 Feld- und 190 Regimentsgeschützen zusammengesetzten Artillerie waren 103 Stücke verloren, dazu 24 Fahnen und Standarten.

Von seinen Verbindungen abgedrängt, mit der Oder und der Festung Küstrin im Rücken, war das gelichtete russische Heer sicherem Verderben ausgesetzt, wenn es Fermor nicht gelang, einen Ausweg aus dieser Sackgasse zu finden. Indem der König von Preußen seine Kavallerie von Wilkersdorf nordwärts nach Zicher zog, gab er den Gegnern die Rückzugsstraße nach Landsberg und zunächst nach der Wagenburg bei Groß-Kammin frei: wie es scheint, beabsichtigte er, den Abziehenden in die Flanke zu fallen. Er hat nach Zorndorf die unerschütterliche Zähigkeit des russischen Soldaten rühmend anerkannt, für die russische Heeresleitung aber der verächtlichen Worte nicht genug finden können. Gleichwohl hat Fermor in der Nacht vom 26. auf den 27. August in unmittelbarer Nähe des preußischen Heeres ein strategisches Meisterstück ausgeführt. Hinter dem doppelten Schleier der Dunkelheit und seiner leichten Geschwader gelang es ihm, sein Kriegsvolk unbehelligt an der preußischen Stellung vorbei auf die Höhen von Groß- und Klein-Kammin zu führen, wo man sich unverzüglich hinter starken Erdwerken verschanzte.

Beim Anmarsch zur Schlacht am Morgen des 25. war König Friedrich, entgegen den herrschenden strategischen Anschauungen, dem großen russischen Fuhrpark mit stolzer Verachtung vorbeigegangen, weil das feindliche Heer, das er in seine Hand gegeben glaubte, ihm in jenem Augenblicke als der wichtigste, allein verlohnende Angriffsgegenstand erschien. Jetzt, da der Sieg allzu unvollständig geblieben war und er mit einer neuen Schlacht zu viel gewagt haben würde, erinnerte er sich der methodischen Lehre, daß die Schlacht nur ein Mittel unter mehreren sei, und so sollte jetzt der Ueberfall auf die nunmehr nach Landsberg abgefahrene

Wagenburg nachgeholt werden. „Das ist ihr rechtes Magazin," so rechnete Friedrich, „auf die Wagens haben sie vier Monat Lebensmittel. Lasse ich die verbrennen, so muß die Armee Hals über Kopf zurücke laufen und bin ich sie gewisse los . . . das ist besser als eine Bataille." Nun aber kehrte die Gelegenheit von vorhin nicht wieder, die Russen waren auf der Hut, der Anschlag konnte nicht ausgeführt werden.

Die Lage wurde jeden Tag peinlicher. Aus der Lausitz kam Kunde vom Vordringen der Oesterreicher; am Tage von Zorndorf hatten die braven Invaliden, welche die Besatzung der kleinen Festung Peitz bildeten, gegen freien Abzug kapituliert. Während die Russen das Corps von Rumjanzow, 12000 Mann, zur Verstärkung heranzogen, mußte das preußische Heer sich schwächen: sechs Bataillone und die Zietenhusaren wurden zum Schutze der Kurmark entsandt.

Endlich löste sich die Spannung. Am 31. August trat Fermor den Rückzug nach Landsberg an. Der Flankenmarsch der Preußen zu seiner Verfolgung wurde durch Wald und Sumpf gehemmt. Aber daß die Gegner zurückkommen würden, war unwahrscheinlich. Jedenfalls war anderwärts die Gefahr jetzt dringender als hier. Am 2. September zog der König von dannen, mit ihm die aufs neue erprobte, auserlesene Gefolgschaft, mit der er vor 14 Tagen an der Oder eingetroffen war. Dohna übernahm den Beobachtungsdienst gegen die Russen, der *vor* dieser männermordenden Schlacht, der großen Wetterscheide des ganzen Feldzuges, zu schwer auf ihm gelastet haben würde.

Der russische Feldherr hatte in dem Lager bei Groß-Kammin Viktoria schießen lassen. Maria Theresia, durch ihren Vertreter in Fermors Hauptquartier über die wahre Sachlage unterrichtet, meinte mit stillem Spott, die Berichte aus Berlin würden die Anzahl der russischen Gefangenen und verlorenen Kanonen bald ergeben. Sie sah völlig richtig voraus, daß ihr stets schnell entschlossener Gegner sich jetzt um die Russen nicht mehr viel kümmere, sondern unverzüglich wiederum ihr selbst die Stirn bieten werde. In diesem Endergebnis wenigstens war Zorndorf die zweite Auflage von Roßbach.

Unter Billigung seines Hofes war Daun nach dem Abmarsch des Königs von Preußen an die Oder nicht, wie er es ursprünglich beabsichtigt hatte, durch die Niederlausitz nachgerückt, sondern von Görlitz an die Elbe abgeschwenkt, um in Verbindung mit der Reichsarmee das Heer des Prinzen Heinrich durch vierfache Uebermacht, 80000 gegen 20000, zu erdrücken. In Wien hatte man Dresden und ganz Sachsen bereits als sichere Beute ansehen wollen. Aber mit dem Hin- und Herreiten der Kuriere zwischen Hauptquartier und Hauptstadt ging so viel kostbare Zeit verloren, daß Daun erst am 2. September sich Meißen näherte, wo er über die Elbe zu gehen gedachte. Wieder verrann Tag auf Tag, ehe mit dem Reichsfeldherrn ein Angriffsplan festgestellt war. Endlich kam man überein, daß Daun oberhalb Dresden bei Pillnitz übersetzen und daß gleichzeitig die Reichstruppen aus dem Pirnaer Lager zu gemeinsamem Angriff auf die preußische Stellung bei Gamich, zwischen Maxen und Gommern, vorbrechen würden. Das sollte am 11. September geschehen: da hieß es am 10.,

der König nahe, und sofort stand es für Daun fest, daß er sich in seinem Lager bei Stolpen streng auf die Verteidigung zu beschränken habe.

„Die große Perücke läßt uns Zeit, aber später hätten wir doch nicht kommen dürfen," schreibt Friedrich auf seinem Marsch von der Oder zur Elbe am 5. September aus Lübben. Vier Tage später vereinigte er sich zu Großenhain mit dem am 20. August von Landeshut aufgebrochenen Corps des Markgrafen Karl. Am 11. war er in Dresden und besprach sich mit dem aus seinem Lager in die Stadt gekommenen Prinzen Heinrich. Es war das erste Wiedersehen der Brüder seit den Tagen der Roßbacher Schlacht. „Ich sage Ihnen tausend Dank", schreibt Friedrich nach der Begegnung, „für den angenehmen Tag, den Sie mich gestern haben verleben lassen; den Augenblick ausgenommen, wo ich meine Schwester Amalie gesehen habe" (die Prinzessin hatte den König während des Marsches durch die Mark in einem Dorfe bei Beeskow begrüßt), „ist mir seit sechs Monaten nichts begegnet, was mir so viel Vergnügen bereitet hätte."

Friedrich war nach der Zusammenziehung seiner Corps jetzt bereit und entschlossen zu schlagen, „vorausgesetzt, daß die dicke Excellenz von Kolin den Kragen hergiebt." Binnen wenigen Tagen, hoffte er, würde es zur Entscheidungsschlacht kommen: „Ich fange an zu glauben, daß uns alle vierzehn Tage eine Schlacht vonnöten ist, nicht anders als man einen schwammigen Körper regelmäßig purgiert. Aber, großer Gott, welch Blutvergießen, und noch dazu wie kostbar dieses Blut! Meine Schuld ist es nicht; sobald man den Krieg anders nicht enden kann, muß man freilich zu solchem Mittel greifen."

Die Heere standen einander so nahe, daß man sie von den Höhen an der Elbe alle vier zugleich sehen konnte: am rechten Ufer den König und Daun, am linken die Reichsarmee und den Prinzen Heinrich. Aber „Monsieur Leopolde" war zu einem Waffengange nicht zu bewegen. „Sein Posten bei Stolpen ist zu vorteilhaft, als daß ich mir die Nase daran einstoßen möchte," schreibt Friedrich am 14. „Man sollte annehmen, daß der Kaukasus, der Pic von Teneriffa oder die Cordilleren die Heimat der österreichischen Generale wären: sobald sie einen Berg sehen, sind sie oben; sie sind in die Felsen und Schluchten verliebt bis zur Narrheit."

So hatte man unfreiwillige Muße. Vierzehn Tage stand der König unter den Augen Dauns im Lager von Schönfeld, anderthalb Meilen von Dresden: „Ich beginne mich zu beruhigen," schreibt er von hier nach einem Scharmützel der Prinzessin Amalie; „es ist noch keine gesicherte Ruhe, aber ich bin wie das Meer nach einem heftigen Sturme: die Wogen sind noch in Erregung, obgleich die großen Fluten sich gelegt haben. Wir haben hier einen gewissen Laudon geschlagen, dem Fabius Maximus vor der Nase, der, um diesen Titel voll zu verdienen, ihn hat schlagen lassen, ohne sich aufzuregen. Eine schöne Heldenthat! werden Sie sagen. Was wollen Sie, liebe Schwester, das ist die Farce nach der Tragödie."

Körperliche Beschwerden, Unterleibskrämpfe, Augenschmerzen, trugen dazu bei, seine Stimmung herabzudrücken, und wiederum die quälenden Sorgen ließen den Körper sich nur langsam erholen: „Es ist schwer, wohlauf zu sein, wenn der Geist sich unpaß fühlt und fortwährend in Aufregung bleibt." Dem Bruder

schüttet er einmal sein Herz aus: „Wäre es nicht der point d'honneur, ich hätte längst gethan, was ich Ihnen vorig Jahr oft gesagt habe.[1]) Nun, Hiob und ich sind verpflichtet, Geduld zu üben; derweil verstreicht das Leben, und alles betrachtet und erwogen, ist es nichts als Not, Mühseligkeit, Sorge und Trübsal gewesen. Verlohnte es die Mühe geboren zu sein? Ich will Ihre Phantasie nicht noch trüber machen; ich glaube, sie ist traurig genug, auch ohne daß mein Kummer mit dem Ihren sich zusammenthut und ihn vergrößert."

Am 26. September verließ er das Schönfelder Lager und marschierte nach Bischofswerda und demnächst nach Bautzen, um die Verbindung mit Böhmen über Zittau, dem Vorratsplatz der Oesterreicher, zu sperren und dadurch Daun zum Schlagen oder zur Räumung von Sachsen zu nötigen. Der Marsch hatte insoweit die beabsichtigte Wirkung, als Daun am 5. Oktober das Lager von Stolpen aufhob. Aber es gelang ihm, durch eine Parallelbewegung über Neustadt und Schirgiswalde, sich am 7. in dem durchschnittenen Höhenland zwischen der Bergkette von Hochkirch und dem Löbauer Wasser den Preußen vorzulegen, da ihre Vorhut unter General Retzow versäumt hatte, die das ganze Plateau beherrschende Bergspitze, den Stromberg bei Weißenberg, zu besetzen. Friedrich hatte gehofft, die Oesterreicher schon bei Neustadt nach Böhmen übergehen zu sehen, und nahm jetzt an, daß sie bei Zittau austreten wollten. Wider Erwarten traf er sie, als er am 10. mit dem Heere bei Hochkirch anlangte, noch in ihrem Lager am Stromberg. Sein erster Gedanke war, sie hier anzugreifen; tags darauf erwies sich bei näherem Zusehen ihre Stellung wieder als zu vorteilhaft. So beschloß er, durch eine Umgehung in der rechten Flanke sich zwischen den Feind und Görlitz zu schieben, um eine Thür nach Schlesien offen zu haben, wo das Corps des Generals Harsch soeben Neiße zu berennen begann. Aus Verpflegungsrücksichten wurde der Marsch erst auf den 13., dann auf die Nacht zum 15. ausgesetzt. Um die Richtung der beabsichtigten Bewegung nicht zu verraten, und nicht aus irgend einer bizarren Laune, ließ der König das Heer derweil im Lager von Hochkirch.

Das Lager wurde in der Front und in den Flanken gedeckt durch zwei steil und tief zu Sumpf und Bach abfallende Thäler, der rechte Flügel auf den Höhen von Hochkirch, Pommritz und Rodewitz durch den Grund von Niethen, der in der Richtung auf Weißenberg ausbiegende linke durch den Tschornaer Grund. Die Stellung litt an drei Gebrechen: sie war in sich nicht zusammenhängend, da die Fortsetzung des Niethener Thales den linken Flügel vom rechten abschnitt; sie konnte aus dem feindlichen Lager eingesehen werden; sie wurde in der rechten Flanke umfaßt durch das Hochkirchner Waldgebirge, in welchem sich der unternehmende Laudon mit seinen leichten Völkern eingenistet hatte. So bildeten die Preußen, wie Feldmarschall Keith warnend bemerkte, die Sehne, die Oesterreicher den Bogen. „Lassen sie uns hier in Ruhe, so verdienten sie gehängt zu werden," soll er zum Könige gesagt haben, und die Antwort wäre gewesen: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten." Der bedächtige Eichel war schon seit langem in Sorge, daß die Oester-

[1]) Vgl. oben S. 124.

reicher einmal die herausfordernde Gleichgültigkeit, mit der man sie behandelte, bestrafen würden: „Man muß es in der That der göttlichen Vorsicht zuschreiben, wenn man siehet, was dergleichen Leute des Königs Majestät und Dero Affaires zuweilen vor vieles Böse ohne Risque noch sonstige Umstände hätten zufügen können, wenn sie nicht ganz geblendet gewesen wären."

Daun hatte aus Wien nur den Auftrag, Görlitz und dadurch mittelbar die Belagerung von Neiße zu decken. Aber, von kühneren Geistern, einem Lacy und einem Laudon, beraten, entschloß er sich zu einer großen That, als er sich überzeugt hatte, daß sich der preußische rechte Flügel „umgehen und von hinten nehmen" ließ. Der Ueberfall im Rücken, von Steindörfel her, wurde Laudons Aufgabe; gleichzeitig, eine halbe Stunde vor Tag, sollten drei Kolonnen, bei Nacht durch die Wälder herangeführt, Hochkirch im Sturm nehmen; ein dritter Angriff hatte sich gegen die preußische Linke zu richten, aber erst wenn Hochkirch überwältigt sein würde; ein vierter gegen das Corps von Retzow bei Weißenberg.

Der fünfte Glockenschlag vom Turm der Dorfkirche gab für den Kampf bei Hochkirch das Signal. Der erste Anprall nach Ueberwältigung der Feldwachen galt den beiden Freibataillonen im Birkenbusch unterhalb des Dorfes und drei schnell zusammengetretenen Grenadierbataillonen. Entscheidend aber wurde, daß Laudon mit überlegener Macht sich bei der Schlosserschenke die Straße von Steindörfel nach Hochkirch öffnete. Die hier lagernden Leib-Husaren und Czettritz-Dragoner waren schnell im Sattel, konnten aber in dieser Drangsal nichts anderes thun, als dem Stoße ausweichen. So waren die Preußen vom ersten Anfang an umfaßt. Im Beginn schlichen nur vereinzelte Kroaten zwischen den verlassenen Zelten vor und fuhren den Kämpfenden ins Genick: während er sein Geschütz lud, ward der Unteroffizier Tempelhoff, der nachmalige Geschichtsschreiber dieses Krieges, durch einen Kolbenschlag hinterrücks niedergestreckt. In der Folge aber fluteten aus dem Hinterhalt von Steindörfel immer neue Haufen heran und machten alle Anstrengungen der Preußen zu Schanden.

Zunächst tobte der Kampf nur in und bei dem Dorfe Hochkirch. Ein regelrechtes Feuergefecht konnte sich im Morgennebel und in der Enge kaum entwickeln; da und dort kam es zum wildesten Handgemenge, Bajonett und Kolben leisteten die Mordarbeit, und Blechkappe und Bärenmütze wurden die Erkennungszeichen, nach denen die Ringenden in der Finsternis griffen.

Auf der Höhe von Rodewitz in der Mitte des Lagers waren, als die Schüsse von Hochkirch her durch die Nacht ertönten, Offiziere und Soldaten, die bei vielen Regimentern in den Kleidern geblieben waren, vor die Zelte gelaufen und bald auch in Reihe und Glied getreten. Der König kam zu Fuß aus seinem Quartier und schritt die Front des Regiments Wedell ab. Meldungen aus Hochkirch fehlten, noch ungläubig rief er den Leuten zu: „Bursche, geht nachs Lager, das sind Panduren." Aber das Schießen wurde heftiger, und während noch der König mit den Offizieren den verdächtigen Vorgang besprach, kamen schon die zwölfpfündigen Kugeln geflogen, die der Feind aus der eroberten Batterie jetzt über das Lager ausschüttete. „Bursche, nehmt das Gewehr in der Hand," rief der König; er verlangte nach seinem Pferd und befahl, daß drei Brigaden auf den gefährdeten rechten Flügel marschieren sollten.

Es war auserleſenes Volk, was hier in die Finſternis und das Verderben ausgeſendet wurde, die märkiſchen Kernregimenter, das Beſte, was das preußiſche Heer an Mannſchaften hatte, und Feldmarſchälle und Prinzen übernahmen die Führung. Aus der Ferne gab das in Flammen aufgehende Hochkirch, ein Fanal von trüber Glut, dem Marſche die Richtung; in der Nähe verdichtete ſich der naſſe Nebel mit dem Pulverdampf und dem Qualm der Feuersbrunſt zu einem zähen, alles verhüllenden und einwickelnden Schleier. Und da der vornehmſte Gegenſtand des Angriffs das Dorf war, ſo ward zunächſt nicht daran gedacht, ihn in Schlachtordnung auszuführen; einzeln gingen die Bataillone und Compagnien von Forcade, Itzenplitz und Prinz von Preußen in immer wiederholtem Anlauf vor, bald geraden Weges mitten hinein in die Dorfſtraße, die ſchreckensvolle Gaſſe des Todes, bald links oder rechts um den Ort herum. Die überrumpelten Bataillone des rechten Flügels ſchloſſen ſich den friſchen Truppen an. Markgraf Karl, von ſeinem treuen Mohren Pietro begleitet, führt mit dem Rufe „Pietro und brave Preußen ſcheuen kein Feuer!“ das erſte Bataillon Kannacker wieder vor. Moritz von Deſſau, der im Nebel auf zwanzig Schritt an den Feind heranreitet, erhält zwei Schüſſe in den Leib und muß vom Kampfplatz fortgeſchafft werden. Dicht am Eingange des Dorfes wird Feldmarſchall Keith, bereits vorher verwundet, durch eine Stückkugel vom Pferde geriſſen, die Leiche wird vom Feinde geborgen. Bei der Attacke des Regiments Prinz von Preußen findet Franz von Braunſchweig, der jüngſte Bruder der Königin, ſechsundzwanzigjährig den Heldentod, wie vor vierzehn Jahren ſein Bruder Albrecht am Morgen von Soor. Wo eine Truppe durch die Wucht des Vorſtoßes den „Nachtgeſpenſtern“ Raum abgewinnt — und zeitweiſe waren Dorf und Batterie ihnen wieder entriſſen — büßt ſie doch den Vorteil bald wieder ein, von Fußvolk und Reiſigen bald in der Flanke, bald im Rücken gepackt oder unter das Kreuzfeuer der Batterien genommen. Zuletzt geht auch der Kirchhof verloren, den Major von Langen mit dem zweiten Bataillon Markgraf Karl ſtundenlang mit der größten Hartnäckigkeit gehalten hat. Wohl thun auch die preußiſchen Reiter, als es heller wird, ihre volle Schuldigkeit; wiederholt brechen unter Zietens und Seydlitzens Führung die Leib-Huſaren und die Schönaich-Küraſſiere, die Normann- und die Czettritz-Dragoner, die Gendarmen, Karabiniere und Gardes du Corps in die öſterreichiſche Linie ein, richten ein „terribles Maſſacre“ an und machen Gefangene zu Hunderten; aber auch ſie müſſen ſich zur Flucht kehren und ihre Beute fahren laſſen, ſobald Laudon ſeine Zwickmühle öffnet und aus dem Hinterhalt von Steindörfel ſeine Meute auf ſie losläßt.

Weſtlich von Hochkirch hat nunmehr der König aus den Regimentern Wedell und Bornſtädt, dem zweiten Bataillon Garde und der Grenadiergarde eine Linie gebildet, die zum Angriff gegen die bewaldeten Höhen vorgeht. Er ſelbſt hält hinter dem zweiten Bataillon Wedell. Die meiſten der aus dem Walde wohlgezielten Schüſſe treffen Kopf und Bruſt, dem Major Haugwitz wird neben dem König der Arm durchſchoſſen. Major v. Schmelinski kommt herangeritten und wagt eine Vorſtellung: „Ew. Majeſtät, ich bitte Ihnen um alles in der Welt, ſchonen Sie Ihre höchſte Perſon und reiten wenigſtens aus dem kleinen Gewehrfeuer, ſehen Sie, wie die Leute neben Ihnen fallen.“ „Ich will

nur erſt ſehen, wie dieſe Bataillons vor uns vertrieben werden," erwidert der König, und jener fährt fort: „Ich bitte Ihnen um Gottes Willen, ſchonen Sie Ihre hohe Perſon, Hochkirch iſt verloren und der Feind kommt uns am Ende im Rücken — Ew. Majeſtät Pferd iſt bleſſiert." „Ich?" fragt der König. — „Das Pferd, es wird ſich verbluten und umfallen." Nun reitet der König zum Sattelplatz, wechſelt das Pferd und reitet dann vom Kampfplatz auf die Höhe zwiſchen Pommritz und Rodewitz zurück.

Dort richtet er einige noch nicht an den Feind gekommene Bataillone zu einer neuen Schlachtordnung: in der Mitte das Regiment Alt-Braunſchweig, zur Sicherung der rechten Flanke auf ſteilem Bergeshang über dem Wieſengrund von Drehſa das dritte Bataillon Garde, links über dem Einſchnitt von Niethen zwei Grenadierbataillone. Die Trümmer der geſchlagenen Regimenter werden hinter die neue Linie aufgenommen und notdürftig geordnet. Vom zweiten Bataillon Wedell kommt Lieutenant v. Barſewiſch, bringt eine Handvoll Leute und drei Fahnen — die beiden anderen Compagniefahnen waren verloren, als eine Küraſſierattacke über die gelichtete und erſchöpfte Schar hinwegbrauſte. „Wo ſeint die andern?" fragt der König. — „Hier bringe ich die Fahnen, ſo gerettet, die andern ſeint gefangen, und dieſe 15 Mann ſeint die letzten." — „Gebe Er die Fahnen an Unteroffiziers," ſagt der König. „Ew. Majeſtät, ich habe nicht einen mehr." „So gebe Er ſie an Soldaten und ſtelle Er die Leute in Glieder" — von dem ganzen Regiment finden ſich allmählich etwa 150 Mann ein.

Während alle Aufmerkſamkeit der Heeresleitung auf den Kampf bei Hochkirch gerichtet war, hatte auch der linke preußiſche Flügel, zwiſchen Rodewitz und Kotitz, eine empfindliche Schlappe erlitten.

Hier begann der Herzog von Aremberg ſeinen Angriff, der Dispoſition entſprechend, erſt um acht Uhr. Obgleich alſo die Preußen ſeit mehreren Stunden durch die bei Hochkirch wogende Schlacht zu erhöhter Vorſicht veranlaßt wurden, vermochten ſie in dem dichten Nebel ſich doch auch hier nicht gegen eine Ueberrumpelung zu ſchützen. Von den Vortruppen wurde das Grenadierbataillon Kleiſt bei Alt-Kotitz abgeſchnitten und zur Waffenſtreckung gezwungen, während die Fußjäger, durch ihr wohlgezieltes Feuer auf die nachſetzende Kavallerie und dank dem rechtzeitigen Eingreifen der Krockow-Dragoner, ſich glücklich durchſchlugen. Der erbittertſte Kampf galt den 22 ſchweren Geſchützen, die vor dieſem Flügel eingeſchanzt waren: ſie gingen endlich verloren, wie die große Batterie von Hochkirch; auch hier wichen die geſchlagenen Truppen, lauter Grenadierbataillone, auf die Hauptſtellung zurück, etwa um neun Uhr; auch hier unverfolgt; vor dem Niethener Grund hielten die Angreifer ein.

So waren die preußiſchen Abteilungen aus dem weitläufigen Lager jetzt auf engem Raum vereinigt und zur Abwehr und gegenſeitigen Unterſtützung um ſo mehr im ſtande, als mittlerweile auch das ſehnlich erwartete abgezweigte Corps des Generals Retzow auf dem Plan erſchien.

Retzow hatte bei Weißenberg mit beſſerem Glück gekämpft als die beiden Flügel des Hauptheeres. Dreimal warf er den aufklimmenden Feind, die Truppen des Prinzen von Baden-Durlach, vom Bergeshang in die Tiefe zurück

und trat dann unbehelligt seinen Marsch nach dem Schlachtfelde an. Sein Reitervortrab unter dem Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg kam über das Lobauer Wasser gerade zur rechten Zeit, um sowohl die Küraſſiere des rechten österreichischen Flügels bei Rechern an weiterem Vordringen zu hindern, als auf der anderen Seite die von Steindörfel her die preußische Rückzugslinie bedrohende Kavallerie Laudons zu verscheuchen. Die Masse des Retzow'schen Corps nahm nach dem Flußübergang eine Aufstellung zwischen Cannewitz und Wurschen.

Der Nebel war gewichen, im hellen Sonnenschein lag das blutgetränkte, mit Leichen und Verwundeten besäte Gefilde, aus elf Ortschaften loderten Flammen auf. König Friedrich mit dem Markgrafen Karl und dem General Seydlitz hält auf der Höhe bei dem Regiment Alt-Braunschweig und betrachtet mit seinem Glase den Schauplatz des nächtlichen Kampfes und die feindliche Stellung. Unter dem Feuer der preußischen Geschütze sind in dem Einschnitt zwischen Hochkirch und Pommritz die österreichischen Offiziere noch beschäftigt, ihre stark durcheinander gekommenen Leute, ohne Rücksicht auf Truppe und Regiment, wieder in Reihe und Glied zu bringen. Oberstlieutenant v. Saldern schickt seinen Adjutanten Klitzing und läßt fragen, ob er mit seiner Brigade — fünf Bataillone waren auf diesem Flügel noch nicht an den Feind gekommen — von neuem angreifen solle. Schweigend sieht der König den Markgrafen und Seydlitz an, beide bleiben still. Nach kurzem Besinnen sagt er zu Klitzing: „Der Angriff muß ja noch nicht erneuert werden, sehe Er hier, da liegt Bautzen vor uns, ich werde auf die Anhöhen marschieren, dahin soll mir Saldern langsam folgen und jenseits des Baches stehen bleiben."

Der Rückzug selbst, seine musterhafte Anordnung und völlig ungestörte Durchführung, die stolze Ruhe, mit der angesichts des siegreichen Heeres das neue Lager auf den Höhen von Doberschütz bei Bautzen, nur drei Viertelmeilen vom Schlachtfelde, abgesteckt und bezogen wurde — alles das stellte eine moralische und taktische Leistung dar, die dem Feinde volle Bewunderung abnötigte. Der König trug in Blick und Miene volle Sicherheit, ja Heiterkeit zur Schau, um den ermüdeten, entmutigten, entblößten, ihrer dürftigen Habseligkeiten beraubten Truppen eine Zuversicht wiederzugeben, die er selbst doch nur schwer bewahrte. „Kanoniers, wo habt Ihr Eure Kanonen gelassen?" fragt er beim Abzuge scherzend und erhält die prompte Antwort: „Der Teufel hat sie bei der Nachtzeit geholt." „So wollen wir sie ihm bei Tage wieder abnehmen," erwidert er und darf nun darauf rechnen, daß das tapfere Wort im Heere die Runde macht. Einem der erprobtesten Waffengefährten, seinem Generaladjutanten Wobersnow, der augenblicklich dem Dohna'schen Heere zugeteilt war, ließ er bestellen: „Ich hätte hier eine tüchtige Ohrfeige bekommen, da ich bei Nacht wäre attaquieret worden; ich würde sie aber nach alter Gewohnheit in wenig Tagen auswischen."

67 schwere Geschütze und Haubitzen, 35 Bataillonsstücke, 28 Fahnen und 2 Standarten, der größte Teil der Zelte und des Gepäcks, über 9000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen waren verloren: nahezu der vierte Teil des mit der Retzow'schen Abteilung bisher etwas über 40 000 Mann starken

Heeres, mehr als ein Drittel der gesamten Infanterie; die Verluste der Reiterei waren gering. Die Sieger hatten auf eine Gesamtstärke von etwa 70000 Mann einen Abgang von mehr als 6000. Den Heldentod des Feldmarschalls Keith beklagte der König als einen Verlust „für das Heer und die menschliche Gesellschaft"; er widmete dem Gefallenen eine Elegie und nach dem Frieden ein Standbild. Der Feldmarschall, der ihm die Schlacht bei Leuthen hatte gewinnen helfen, Prinz Moritz, war mit seinen Wunden beim Verlassen des Schlachtfeldes den Panduren in die Hände gefallen.

Im Gegensatz zu seiner anfänglichen Gefaßtheit erschien der König seinem teilnahmsvollen Begleiter Catt bei den abendlichen Unterhaltungen der nächsten Tage gedrückt, ja kleinmütig. „Ich kann die Tragödie enden, wenn ich will," sagte er dumpf; er zeigte dem Vorleser die jetzt vor einem Jahr entstandene Apologie des Selbstmordes[1]) und das Gift, das er seit langem bei sich trug.

Und nun traf ihn eine neue Heimsuchung: ein neuer Todesfall in der Familie, der dritte seit Beginn des Krieges, der zweite in diesem Jahre.

Mit der verhängnisvollen Epoche von Kolin verknüpfte sich in seiner Erinnerung der Verlust der Mutter; in den sorgenschweren Tagen, die dem Abzug von Olmütz vorausgingen, hatte ihn die Nachricht von dem Ableben des Prinzen von Preußen um so mehr erschüttert, als sie alle die peinlichen Eindrücke des vorigen Sommers[2]) noch einmal wach rief. Jetzt häufte sich auf das Unglück von Hochkirch die Trauerkunde aus Baireuth: am Morgen des 14. Oktober, in der Stunde, da das preußische Heer geschlagen wurde, war die Markgräfin Wilhelmine ihrem heldenhaft getragenen Leiden erlegen. Der Bruder hatte den Gedanken an diesen schon lange vorauszusehenden Ausgang bisher gewaltsam von sich gewiesen. „Ich beschwöre Sie," hatte er noch jüngst dem Prinzen Heinrich geschrieben, „rauben Sie mir nicht die Hoffnung, den einzigen Trost der Unglücklichen. Bedenken Sie, daß ich mit meiner Schwester geboren und erzogen bin, daß diese ersten Bande unlösbar sind, daß zwischen uns beiden die innigste Zärtlichkeit nicht die geringste Abschwächung erlitten hat, daß wir getrennte Körper, aber nur eine Seele haben. Bedenken Sie, daß nach so vielen Unglücksschlägen aller Art, die mir das Leben verleiden müssen, gerade noch dieser Schlag mir zu fürchten übrig bleibt, um mir das Dasein unerträglich zu machen." Der in Dresden zurückgebliebene Eichel, der verschwiegene Zeuge schon so mancher erschütternder Auftritte, schrieb dem Minister Finckenstein, „dieser Todesfall embarrassiere ihn wegen des Königs mehr als alle Kriegsoperationes"; der zweite Kabinettsbeamte, Kriegsrat Cöper, dem nun die schwere Pflicht oblag, dem Gebieter nach schonender Vorbereitung die ganze Wahrheit zu offenbaren, nannte die Wirkung unbeschreiblich: er glaube nicht, daß ein Schmerzausbruch noch weiter gehen könne.

Gegen Catt äußerte der König in diesen Tagen: „Nicht der Verlust einer Schlacht vermag einen Kriegsmann und Kapitän zu erschüttern, aber der Tod einer Schwester ist unersetzlich." Und doch mußte er sich sagen: „Ich habe keine

[1]) Oben S. 120.

[2]) Oben S. 105—110.

Zeit, den Tod meiner Schwester zu beweinen. . . . Ich will von all unserem Unglück erst wieder sprechen, wenn der Winter da sein wird, und jetzt nur an das denken, was ich zu thun habe. . . . Die Menge unseres Unglücks stumpft schließlich die Empfindung ab, und ich glaube, es könnte der Himmel die Erde erdrücken und der Boden unter meinen Füßen einsinken, ohne daß ich des achten würde."

Trotz seiner Niederlage beharrte er bei dem vor der Schlacht gefaßten Plan, nach Görlitz zu gehen, sofort entschlossen, sich den Weg, wenn es galt, durch eine neue Schlacht zu öffnen. Wer zweifelte noch auf österreichischer Seite, daß der Sieger den Besiegten nicht an sich vorbei lassen werde: Daun sandte Botschaft an das vor Neiße liegende Heer und verbürgte sich, jeden Entsatzversuch zu verhindern. König Friedrich zog, um seine Verluste einigermaßen auszugleichen, den Prinzen Heinrich mit acht Bataillonen und fünf Schwadronen an sich, umging Dauns Stellung durch einen meisterhaften Marsch und besetzte am 25. Oktober Görlitz; nicht mehr er, sondern der Sieger von Hochkirch war jetzt von Schlesien abgeschnitten. An der Fortsetzung des Marsches hätte Daun ihn nur durch einen Angriff hindern können, den Friedrich erwartete und wünschte; denn der Verlust einer Schlacht würde jenen zum Abzug nach Böhmen genötigt haben. Statt dessen verschanzten sich die Oesterreicher auf der Landskrone.

So mußte der König auch diesmal, wie im Juli, ohne vorherige Abrechnung weitermarschieren und Sachsen, ja die Marken, fast entblößt von Verteidigern hinter sich lassen. Im Lager am Gamighügel bei Dresden befanden sich nur noch 18 Bataillone, Prinz Heinrich hatte die Verantwortung des Oberbefehls über ein so geschwächtes Corps nicht länger auf sich nehmen wollen, dem nunmehrigen Führer, Generalmajor Finck, konnte der König nur die Mahnung hinterlassen, vigilant und aktiv zu sein, „damit ich nicht glauben müsse, Ihr hättet nicht Lust, etwas zu thun: Essen, Trinken und Nichtsthun ist die Devise der Mönche, aber nicht der Soldaten." „Ich sehe mich zu seltsamen Schritten genötigt," schrieb er nach Berlin, „aber in meiner Lage muß man den Stamm retten und nicht die Zweige." Um die Hauptstadt, eintretenden Falls aber auch die Plätze an der Elbe gegen die Oesterreicher oder Reichsvölker zu decken, wurden Dohna und Wedell vom rechten Oderufer und aus der Uckermark herbeigerufen, auf die Gefahr hin, die Russen und die Schweden von neuem vordringen zu sehen, gegen die nur ganz kleine Abteilungen zurückblieben.

Während der König mit einem Teil des Hauptheeres den Weg über Jauer und Schweidnitz einschlug, versperrte Prinz Heinrich bei Landeshut die Gebirgsstraße. Der König war bis Münsterberg gekommen, als die Nachricht eintraf, daß sich die Belagerungstruppen in der Nacht vom 5. auf den 6. November eilends von Neiße fortgehoben hatten. Gleiche Kunde kam bald darauf von Kosel. Oberschlesien war gerettet, das Entsatzheer durfte zurückfliegen.

Daun hatte die Muße, die ihm der Abmarsch der Preußen nach Schlesien gewährte, benutzen wollen, um im Verein mit der Reichsarmee das Corps an der Elbe über den Haufen zu werfen und sich für Neiße mit Dresden, Torgau, Leipzig schadlos zu halten. Aber General Finck wich geschickt aus und wählte bei Kesselsdorf eine Stellung, in der sein kleines Heer nicht nur selbst trefflich gedeckt war, sondern auch die Verteidigung von Dresden unterstützen konnte, und

der Kommandant Schmettau ſicherte ſich gegen eine Ueberrumpelung, indem er in rückſichtsloſer Entſchloſſenheit am 10. November einen Teil der Vorſtädte niederbrennen ließ. Auch in Torgau und Leipzig, als der Feind vor den Wällen erſchien, ſchickten ſich die tapferen und umſichtigen Kommandanten zu nachdrücklicher Gegenwehr an. Und ſchon kam von allen Seiten den Bedrängten Hülfe. Am 12. November traf Wedell vor Torgau ein, am 14. ſtieß Dohna zu ihm, am 16. zog Daun von Dresden ab, auf die Kunde von der Rückkehr des Königs, der an dieſem Tage bereits wieder in Görlitz war. Die Oeſterreicher nahmen in Böhmen, die Reichstruppen im fränkiſchen Kreiſe ihre Winterquartiere. Am 20. ritt der König in Dresden ein, umarmte vor allem Volk den Kommandanten der ihm geretteten Stadt, dem er ſeit dem Vorjahr gezürnt hatte,[1]) und bezog diesmal[2]) die Zimmer des Königs Auguſt im Schloſſe: „Wohlan, mein Lieber, bald in den Hütten der Armen und bald in den Paläſten der Könige," ſo empfing er am Abend ſeinen Vorleſer; „hier iſt, glaub' ich, noch nie eine Tragödie geleſen worden."

Während ſo der Ausgang des Feldzugs die drei Heere, die der König im Frühjahr an der Neiße, der Pleiße und der Peene aufgeſtellt hatte, auf ſächſiſchem Boden zuſammenführte, verſtanden die Schweden und die Ruſſen nicht, von der zeitweiligen Abweſenheit der zu ihrer Beobachtung beſtimmten Truppen Nutzen zu ziehen.

Die Schweden, zuerſt von dem Schotten Hamilton, ſpäter von dem Livländer Lantingshauſen geführt, waren in den Tagen der Zorndorfer Schlacht durch unverteidigtes Gebiet bis zu den hiſtoriſchen Stätten von Fehrbellin vorgedrungen, dann bei Wedells Ankunft klug in die Uckermark zurückgegangen. Sie fanden nach Wedells Fortgang nicht den Mut, bei Prenzlau die unter Manteuffel zurückgebliebenen 5000 Preußen anzugreifen, ſondern entwichen weiter bis zur Peene. Nun, da Dohna ſich ihnen wieder widmen konnte, war ihr Schickſal für den Winter beſiegelt: ſie blieben auf Stralſund und Rügen beſchränkt wie im Vorjahre, die Beſatzungen in Anklam und Demmin, 2700 Mann, mußten kapitulieren.

Die Ruſſen hatten nach dem Fortgang des Königs von Warthe und Oder unbeweglich in ihrem Lager bei Landsberg geſtanden, bis endlich Mitte September die nach der Schlacht erbetenen Verhaltungsmaßregeln aus Petersburg eintrafen. Sie erlaubten dem General Fermor, zu thun, was er für das Richtige halte, und Fermor, ohne Nachrichten über die Bewegungen der Oeſterreicher und Schweden, war darauf nach Pommern in der Richtung auf Stargard abmarſchiert, von Dohnas Corps begleitet. Ein weiterer Erlaß vom Hofe tadelte den imaginären Sieger von Zorndorf ſcharf, daß er nach des Königs Abzuge nicht Dohna angegriffen hatte; Fermor aber ſah ſeine Aufgabe nur noch darin, die von ſeinem Untergeneral Palmenbach begonnene Belagerung von Kolberg zu decken, und ging Mitte Oktober nach Dramburg und weiter nach Tempelburg zurück. Dort erreichte ihn Anfang November der Befehl, die Winterquartiere

[1]) Oben S. 107.
[2]) Vgl. oben S. 50.

hinter der Weichsel aufzuschlagen. Inzwischen hatte der von Dohna entsandte General Wobersnow dem von der Bürgerschaft hingebend unterstützten Verteidiger von Kolberg, einem Invaliden von Hohenfriedberg, Major von der Heyde, rechtzeitig Hülfe gebracht: am 29. Oktober mußten die Belagerer abziehen.

„Also sechs Belagerungen fast zu gleicher Zeit aufgehoben!" triumphierte der König in seinem Bulletin über den Schluß des Feldzuges; „Neiße, Kosel, Dresden, Torgau, Leipzig und Kolberg. Von all den furchtbaren Heeren, die während dieses Jahres das Feld gehalten haben, kann man sagen:

„La montagne en travail enfanta un souris."

Die vorsichtigen Kabinettsminister hielten es für zweckmäßig, im Druck dieses Kriegsberichtes das anzügliche Citat aus Lafontaine zu unterschlagen.

Das militärische Gesamtbild ward durch das diesjährige Ergebnis der französischen Kriegführung nicht verändert. In Amerika war den Franzosen Louisburg, der Schlüssel des Lorenzstromes, jetzt doch verloren gegangen, dazu ihr Stützpunkt im Ohiothal, das von nun an Pittsburg genannte Fort Duquesne. In Afrika entrissen die Engländer ihnen Senegambien. In Deutschland hatte Herzog Ferdinand sechs Wochen nach seinem Krefelder Siege, am 9. und 10. August über den hoch angeschwollenen Rhein zurückgehen müssen, aber nicht unter dem Drucke jenes bisher stets vor ihm gewichenen Heeres, das jetzt der Generallieutenant Contades, der dritte Feldherr seit Beginn des Jahres, führte, sondern weil das zweite, ursprünglich nach Sachsen bestimmte Heer, unter Soubise, lahnaufwärts durch Hessen vorgedrungen war und ihm die Rückzugslinie bedrohte. Als sich der Mann von Roßbach am 10. Oktober bei Lutternberg zwischen Cassel und Münden durch seinen Sieg über ein vorgeschobenes hessisch-hannöverisches Corps den Marschallstab verdient hatte, wußte doch Ferdinand, inzwischen endlich durch 12000 Engländer verstärkt, bei Soest eine so vorteilhafte Aufstellung zu nehmen, daß die Vereinigung der beiden französischen Heere und ein Vordringen von Soubise gegen Hannover verhindert wurde. Die Winterquartiere nahm Soubise am Main, Contades am linken Rheinufer.

Schlesien und Sachsen, Vor- und Hinterpommern, die Marken und Mecklenburg, Hannover, Hessen und ganz Westfalen waren vom Feinde gesäubert. Was der französische Kriegsminister vor Hochkirch vorausgesagt hatte: der König von Preußen werde sich am Ende des Feldzugs in einem Zustande befinden, der gegen seine Lage zu Beginn des Jahres sich um nichts verschlimmert hätte — es war in Erfüllung gegangen nach Hochkirch und trotz Hochkirch.

„Ich bin wie Jemand, der den Schluß eines Epigramms sucht und ihn nicht findet," hatte König Friedrich nach Hochkirch gesagt: „ich sehe nicht, wie ich das Ende meines Feldzugs finden soll." Der Schluß des Epigramms war jetzt gefunden, aber ohne ein Roßbach und ein Leuthen. Und darum war das Ende des Feldzugs noch nicht das Ende des Kriegs. Statt des Friedens brachte der Winter den dritten Vertrag von Versailles, das neue Kampfesbündnis zwischen Frankreich und Oesterreich vom 31. Dezember 1758.

Siebentes Buch.

Vier Defensivfeldzüge, 1759—1762.

Erſter Abſchnitt.

Feldzug von 1759.

Im Rückblicke auf den bisherigen Verlauf des Kampfes glaubte zu Ausgang des Feldzugs von 1758 der franzöſiſche Militärbevollmächtigte im öſterreichiſchen Hauptquartier, General Montazet, die Art, wie der König von Preußen Krieg führe, mehr als tollkühn nennen zu ſollen. Ein bloßer Haudegen, deſſen Stärke ausſchließlich in ſeinem Heere liege, ſetze er ſich fortwährend den größten Wagniſſen aus, wo dann ein geglückter Streich das kaiſerliche Heer ihm preisgebe. Mit ſtrategiſchen Bewegungen und kunſtvollen Plänen ſei gegen ſolchen Gegner nichts auszurichten; nur durch den Angriff auf ſein Heer in offener Schlacht werde man ihn außer Kampf ſetzen, oder der Krieg werde zehn Jahre währen. Zu ſeinem Troſte hielt es Montazet für unwahrſcheinlich, daß Friedrichs Kühnheit und andererſeits die Aengſtlichkeit der Oeſterreicher in dem Maße zunehmen würden, als ſeine Kräfte dahinſchwänden.

Dem Könige von Preußen würde der Uebergang der Oeſterreicher zur taktiſchen Offenſive, wie ihn dieſer franzöſiſche Beobachter empfahl, nur willkommen geweſen ſein, da er in der That die Schlachtentüchtigkeit ſeiner Truppen noch immer als ſeine ſtärkſte Waffe betrachtete. Daß ſeine Kräfte dahinſchwanden, fühlte er ſelbſt am beſten. Er verhehlte ſich nicht, daß er ſeine Kühnheit mäßigen, ſeiner Kriegsführung beſcheidenere Aufgaben ſtellen, die Anlage des nächſten Feldzuges in engeren Grenzen halten müſſe.

„Wir werden uns glücklich zu ſchätzen haben, wenn wir unſere Feldzüge ſo führen, wie den letzten zum Schluß," ſchrieb er an den Herzog Ferdinand. Und an den König von England: „Bei der Zahl und Ueberlegenheit der Feinde iſt es gewiß, daß auf dem Feſtlande all unſere Anſtrengungen nur zureichen, uns gegen die Feinde gerade zu behaupten. Prinz Ferdinand iſt genötigt geweſen, zwei ſtärkeren Heeren die Stirn zu bieten, ich habe vieren widerſtehen müſſen, und ich würde Eure Majeſtät gröblich hintergehen, wollte ich Sie damit ſchmeicheln, daß wir im nächſten Feldzug größere Fortſchritte machen könnten.

Es bedarf im Kriege notwendig eines Verhältnisses der Stärke, zufällige Ereignisse können Ausnahmen schaffen, aber keine Regeln."

So ergab sich ihm für den nächsten Feldzug eine Strategie, wie sie ihm schon vor zwei Jahren, damals aber nur für den Anfang des Feldzuges, als zweckmäßig vorgeschwebt hatte:[1]) die strategische Defensive, die auf einen Vorstoß in Feindes Land, auf die Ueberwältigung weiter Gebietsstrecken verzichtet und ihr Heil in dem Vorteil der inneren Operationslinie sucht: „Meine Lage ist derart, daß ich nur auf die Defensive ausgehen kann, da ich den Feind von vier oder fünf Seiten habe. . . . Ich gedenke alle meine Schritte nach denen des Feindes abzumessen." Oder, wie sein bezeichnender Ausdruck ist: „ich bilde die Reserve der Armee, bereit, dahin mich zu kehren, wo die dringendste Gefahr mich hinziehen wird."

Nicht ohne Grund nahm er an, daß seine neue Methode den Feind, der seit je Offensivstöße an ihm gewohnt war, unsicher machen, „deroutieren" werde. Aber er sagte sich zugleich, daß dieser Vorteil nur ein erstes Mal zu erhoffen sei, daß das „Stratagem" sich nicht wiederholen lasse; denn der Feind werde bald lernen, sich danach einzurichten, und dann werde es sehr böse Tage geben. Er vermaß sich also nicht, bei seinen beschränkten Kräften von seiner Defensive die Wirkungen einer Ermattungsstrategie im Stile des Fabius und im Sinne der Darlegungen des Antimacchiavell[2]) zu erwarten. Im Gegenteil: je mehr er wußte, daß gerade sein Gegner, dieser unerträglich langweilige Daun, sich in der Rolle des Fabius stark fühlte, um so mehr mußte er danach trachten, auch in der strategischen Defensive taktisch die Offensive festzuhalten und mit dem Feinde zu schlagen, wo irgend die Gelegenheit sich bot: „Ich warte auf einen Augenblick, um das wenige Oel zu nutzen, das ich noch auf meiner Lampe habe."

Allerdings verhehlte er sich nicht, daß die ersehnte Gelegenheit sich immer seltener einstellen werde. Die unverkennbaren Fortschritte, welche die „modernen Oesterreicher" in der Kriegskunst gemacht hatten, erheischten — so erklärt er in einer zu Ausgang des alten Jahres für einige seiner Generale aufgesetzten Denkschrift — auch für die Preußen Aenderungen in der bisherigen Taktik. Die Oesterreicher haben es in der Verteidigung zur Meisterschaft gebracht, durch ihre Lagerkunst, ihre Marschtaktik, ihr Artilleriefeuer. Von unendlichen Geschützmassen umgeben und unterstützt, stehen sie regelmäßig in drei Linien: die erste am Fuß des Abhangs, gleichsam auf einem Glacis; die zweite auf der Höhe so verschanzt, daß hier erst der schwerste Kampf entbrennen wird; sie ist mit Kavallerie vermischt, die bei dem ersten Wanken des Angreifers alsbald vorbrechen und einhauen wird; die dritte Linie ist bestimmt, den Punkt zu verstärken, auf den der Angreifer seine Hauptkraft richtet. Kavallerieangriffe, wie sie noch vor kurzem für die Einleitung der Schlacht die Regel bildeten, erscheinen angesichts solcher Stellungen und solcher Artilleriemassen als ganz unthunlich; die Reiterei ist vielmehr zunächst zu „refusieren" und erst für die letzte Entscheidung und für

[1]) Oben S. 64.
[2]) Oben S. 54.

die Verfolgung einzusetzen. Das Schicksal der Staaten hängt von den Entscheidungsschlachten ab, eine einzige falsche Bewegung, das Mißverständnis eines Unterführers kann alles verderben; so löblich es ist, eine Affaire herbeizuführen, wenn man seine Vorteile findet, ganz ebenso muß man sie vermeiden, wenn das Risiko den zu erhoffenden Gewinn übersteigt. „Es giebt," sagt Friedrich auch in diesem Zusammenhang,[1]) „mehr als einen Weg, der zum Ziele führt; man wird sich darauf legen müssen, den Feind stückweise in die Pfanne zu hauen, seine Detachements zu Grunde zu richten, die er oft und nicht immer mit gleicher Vorsicht aussendet."

„Große Vorteile" ließen sich dabei freilich nicht erhoffen. Ganz anders wurde das Bild, wenn der Feind einmal von seinen Höhen herunterkam. „Sobald wir ihn seiner Berge, seiner Wälder und Einschnitte, deren er sich mit so großem Nutzen zu bedienen weiß, berauben können, werden seine Truppen den unseren nicht zu widerstehen vermögen." Aber wo diese Ebenen finden? Nicht in Mähren und Böhmen, nicht bei Görlitz, Zittau oder Freiberg, aber in Niederschlesien. „Und das unersättliche heiße Verlangen, womit der Wiener Hof dieses Herzogtum wieder zu erobern trachtet, wird ihn früher oder später bestimmen, dorthin seine Truppen zu entsenden. Und dann, wenn sie genötigt sind, ihre festen Stellungen zu verlassen, wird die Stärke ihrer Schlachtordnung und der gewaltige Aufwand ihres Geschützes wenig ausmachen. Wenn ihr Heer zu Anfang eines Feldzuges in die Ebene eintritt, kann ihre Verwegenheit ihre völlige Vernichtung nach sich ziehen" — wie sie nach Leuthen nur durch die vorgerückte Jahreszeit hintangehalten wurde.

Diese Hoffnung, die Oesterreicher in seinen Gefilden als Gäste zu begrüßen, hat ihn durch die ganze erste Hälfte des neuen Jahres begleitet. Eine gewonnene Schlacht in Schlesien wurde die Voraussetzung aller weiteren strategischen Entwürfe. Nur wenn er die Oesterreicher zuvor geschlagen hat, wird er ohne zu großes Wagnis sich gegen seine anderen Feinde wenden können. „Haben wir eine auch nur leidlich vorteilhafte Schlacht hier zu Lande, so habe ich zu der Annahme Grund, daß der Rest des Feldzuges eine vorteilhafte Wendung nehmen wird." Sein Fouqué wünschte ihm ein zweites Leuthen; er selbst erklärte, zufrieden sein zu wollen, „wenn es auch nicht etwas ganz Großes, sondern nur etwas wäre".

Seit dem 14. Dezember 1758 weilte er wie im vorigen Winter in Breslau, aber diesmal ganz still und zurückgezogen, „als Karthäuser". „Ich speise allein, ich bringe den Tag mit Lesen und Schreiben hin und ich soupiere nicht. Wenn man traurig ist, so fällt es auf die Dauer zu schwer, unaufhörlich seinen Schmerz zu verheimlichen, und es ist besser, allein zu trauern, als seinen Kummer in die Gesellschaft mitzubringen. Nichts hält mich aufrecht, als die straffe und stete Anspannung bei der Arbeit. Diese Zerstreuung zwingt, so lange sie dauert, die verdrießlichen Vorstellungen fernzuhalten; aber leider, sobald das Werk gethan ist, kehren die finsteren Gedanken wieder, und zwar ganz mit der Lebhaftigkeit ihres ersten Eindrucks." Kein Tag verging, wie der Vorleser bezeugt, ohne daß er von dem Tode der Markgräfin von Baireuth gesprochen hätte.

[1]) Bd. I, 551.

Der engliſche Geſandte bemerkte mit Kummer bei mehr als einem Vorkommnis die Veränderung, die ſeit der Zorndorfer Schlacht mit ihm vorgegangen war; ſeine gute Laune war dahin, er zeigte ſich herbe und verletzend. Seine Arbeitslaſt war groß, aber ſehr vereinfacht. Der im Frieden ſo ausgedehnte Schriftwechſel mit den Verwaltungsbehörden[1]) ſtockte faſt ganz. Die Geltung des Zivilbeamtentums war geringer denn je; einem ſeiner Generale, der ſich von den Miniſtern nicht wirkſam genug unterſtützt glaubte, ſchrieb der König: „Ihr müſſet Euch beileibe an die Faxen der General-Directorii nicht kehren, ſondern ihnen antworten, daß Ihr Euer Metier verſtündet und danach thun würdet.“ So ausſchließlich galt jetzt ſeine Sorge dem Kriege: der Ergänzung und Zurüſtung des Heeres, den Finanzen und der Politik.

An eine volle Ergänzung des Heeres bis zu der Zahl der beiden letzten Jahre[2]) konnte er nicht mehr denken. Auch wenn die Rekrutierung gut von ſtatten ging, glaubte er nur 110000 Mann — die Beſatzungen rechneten wieder für ſich — ins Feld ſtellen zu können; und in der That iſt dieſe Zahl wohl nicht überſchritten worden. Bei dem Hauptheere waren zu Beginn des Jahres die Reiterregimenter nur zur Hälfte gefüllt, 5000 Pferde mußten ihnen neu beſchafft werden; im ganzen fehlten dieſem Heere 22000 Mann.

Den beſten Erſatz bot nach wie vor die Aushebung im eigenen Lande. Dabei bewährten ſich die im Sommer 1757 von den einzelnen Provinzen auf eigene Koſten aufgeſtellten Landwehren, anfänglich 16000, ſpäter noch etwa 9000 Mann ſtark, in trefflicher Weiſe als Erſatzcadres. Dieſe Landbataillone nahmen neben abgedankten Veteranen und ungedienten Bauern oder Bürgern zahlreiche Enrolierte aus den Kantons der Feldregimenter auf, zum Teil halbwüchſige Burſchen von 16 oder gar 15 Jahren. Wenn die nun von ihren Vorgeſetzten, zumeiſt bejahrten Edelleuten, die ehedem den Sponton getragen hatten, und halbinvaliden aktiven Offizieren, notdürftig ausgebildet waren, ſo wurden regelmäßig zu Beginn des neuen Jahres die Größten, die „Zehn- bis Vierzölligen“, an die zuſtändigen Regimenter abgegeben und in der Landwehr durch neue Rekruten aus den Kantons abgelöſt. Wie ganz der König auf ſeine jungen Bauernburſchen rechnen durfte, das hatte im vorigen Sommer der Heldenmut bewieſen, mit dem die Rekruten des Ruppiner Füſilierregiments im Gefecht von Domſtadtl[3]) in den Tod gegangen waren. Neben dieſem grünen Holz das dürre: die erzwungene Rekrutenlieferung der unterjochten Nachbarſtaaten. Die in Sachſen Gepreßten wurden zum Grafen Dohna nach Pommern, die Mecklenburger umgekehrt zum Prinzen Heinrich nach Sachſen geſchickt. Nicht die ſchlechteſte Aushülfe gewährten die Ueberläufer; aus deſertierten Ungarn konnten bei den Huſaren ganze Schwadronen errichtet werden.

Ließ ſich die alte Zahl nicht mehr voll machen, ſo war die alte Trefflichkeit ſchon gar nicht zu erſetzen. „Unſere Verluſte und unſere Siege,“ klagte der König, „haben die Blüte unſerer Infanterie hinweggerafft, die dieſe Waffe ehe-

[1]) Vgl. Bd. I, 316. 349 ff.
[2]) Oben S. 63. 169.
[3]) Oben S. 174. Vgl. Bd. I, 541.

dem ſo glänzend machte." Den oſtpreußiſchen Bataillonen rückte er ihre ſchlechte Haltung in der Zorndorfer Schlacht bei jeder Gelegenheit vor; ein Teil dieſer Regimenter ſchien ihm nicht mehr vertrauenswürdig genug, um ins erſte Treffen geſtellt zu werden. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieſer üblen Erfahrung hatte er dem Prinzen Heinrich empfohlen, bei ſeinem Heere dem Stock zu Reſpekt zu verhelfen; jetzt während der Winterquartiere erging für die Generalmajore von der Infanterie eine neue Inſtruktion, in der es zum Schluß hieß: „Weil Ich auch geſehen, daß die Burſche aus Bärenhäuterei, wenn ſie eine Weile im Feuer geweſen, vorgeben, ſie haben ſich verſchoſſen, ſo ſoll den Burſchen angeſaget werden, daß der erſte, ſo in der Bataille Patronen wegſchmeißen wird, mit 36mal Spießrutenlaufen gleich darauf beſtrafet werden ſoll, und wenn die Patronenwagen kommen und die Burſche keine nehmen wollen, ſo ſoll derjenige, welcher davon überführet wird, ſogleich bei dem Regimente arquebuſieret werden, der Kerl habe ſechs Fuß oder ſechs Zoll." Wie im Gegenſatz dazu bei einer Truppe von altem Schrot und Korn der Patronenwagen in der Schlacht begrüßt wurde, hat uns für Hochkirch ein Offizier vom Regiment Webell [1]) geſchildert: „Derjenige, ſo in keiner Schlacht geweſen, kann ſich gar nicht vorſtellen, wie willkommen ein Patronenwagen in ſolch einem Moment iſt. Ein Wagen mit lauter Gold wäre bei weitem nicht ſo angenehm geweſen."

Das Gebot an die Infanterie, in der Schlacht beim Angriff nicht zu feuern, dieſe äußerſte Zumutung an die Kaltblütigkeit und Zuverſichtlichkeit des gemeinen Mannes, war ſchon nach den Erfahrungen von Prag [2]) nicht wiederholt worden. „Mit dem gefällten Bajonett und ohne zu ſchießen kommen wir nicht durch," hatte damals Winterfeldt dem Könige warnend vorgeſtellt.

Nach dem erſten Feldzuge dieſes Krieges ſoll der öſterreichiſche Heerführer geſagt haben, daß jeder, der feindliche Länder richtig zu behandeln lernen wolle, bei Schwerin in die Schule gehen müſſe, und daß die Schonung und Uneigennützigkeit, die Schwerin und Keith an der Spitze ihrer Heere gezeigt, den Einwohnern von Böhmen unvergeßlich ſein werde. „Der Bauer ackerte neben dem preußiſchen Lager, alle Dörfer trieben ihr Vieh unbeſorgt auf die Weide." Und noch zu Anfang des Feldzugs von 1758 ſahen die Einwohner von Troppau die preußiſchen Truppen wegen ihrer guten Mannszucht lieber als die eigenen. Schon aber begannen die öſterreichiſchen Offiziere ſich zu rühmen, daß im preußiſchen Heere die alte ſchöne Disziplin nicht mehr herrſche, daß jetzt ſie darin ſtrenger ſeien und ihre Packknechte und Marketender ſchärfer zu halten wüßten. Den Freibataillonen war das Beutemachen und Plündern in Feindes Land ausdrücklich nachgegeben; dabei blieb dieſe irreguläre, zum großen Teil aus Ueberläufern zuſammengeſetzte Truppe unter tapferen und entſchloſſenen, aber nicht ſelten etwas anrüchigen, „liederlichen", bei guten Regimentern unmöglichen Offizieren eine unzuverläſſige Geſellſchaft, welche die Generale nicht weithin auszuſenden wagten, und welche deshalb dem Aufklärungsdienſt und der Aufgabe, das Lager zu decken, nur unzureichend gerecht wurde.

[1]) Barſewiſch. Vgl. oben S. 191.

[2]) Vgl. oben S. 82 und Bd. I, 549. 637.

In dem Offiziercorps, in der Generalität wurden die Lücken, die der Krieg riß, von dem Kriegsherrn fast noch schwerer empfunden als in der Truppe. „Man sollte sagen," schreibt er 1759 anläßlich eines neuen Verlustes, „daß die Oesterreicher unsterblich sind und nur unsere Leute von hinnen müssen. Meine Generale nehmen den Acheron im vollen Galopp, bald wird kein Mensch mehr übrig sein." Lobositz hatte dem preußischen Heere vier Generale gekostet, Prag mit dem Feldmarschall Schwerin ebensoviel, Kolin und Moys je einen, Breslau drei, Leuthen zwei, Zorndorf und Hochkirch je drei. Darunter wieder einen Feldmarschall: Keith kam einem Schwerin und einem Winterfeldt nicht gleich, er hatte gleich zu Anfang des Krieges die erforderliche Entschiedenheit vermissen lassen, und der König hatte ihm für einen selbständigen Oberbefehl 1757 erst den Prinzen von Preußen und dann den Herzog von Bevern und 1758 den Prinzen Heinrich vorgezogen. Aufgaben zweiten Ranges aber war der kriegserfahrene Fremdling immer gerecht geworden, sein Rückzug von Prag und wieder der von Olmütz galten als musterhaft.

Andere Generale waren durch Krankheiten dahingerafft. So Driesen, der Held von Leuthen, und der alte Pennavaire, der nach seinem Koliner Fehlschlage sich in der Breslauer Schlacht an der Spitze seiner Schwadronen rühmliche Wunden geholt hatte; Retzow, der als Intendant noch immer für die Verpflegung Rat geschafft hatte, und Mayr, der verwegene Freischarenführer, beide dem Könige in ihrem Bereich unersetzlich. Schon war auch Moritz von Dessau unheilbarem Siechtum verfallen, dem tückischen Krebsleiden, dem er binnen kurzem, achtundvierzigjährig, erliegen sollte — der Lieblingssohn des alten Dessauers, dessen Bild er wie ein Amulet auf der bloßen Brust mit sich herumtrug, der gottesfürchtige Haudegen, der wortkarge, stotternde „Naturmensch": von den preußischen und braunschweigischen Prinzen als abschreckendes Beispiel des ungebildeten Offiziers verspottet und als Nebenbuhler gehaßt,[1]) von dem Könige in Krieg und Frieden, im Lager und in der Schlacht als umsichtiger und peinlich genauer Gehülfe, als Treffenführer, als der richtige Mann, „die Karre aus dem Dreck zu ziehen", ausnehmend geschätzt, am Abend von Leuthen mit den schmeichelhaftesten Worten zu der höchsten militärischen Würde erhoben, mit den höchsten Aufgaben des Feldherrn aber doch ebensowenig betraut wie Keith. Einstweilen war er noch mit seinen Hochkirchener Wunden Gefangener der Oesterreicher, die da erklärten, Fürst Moritz könne nur gegen 3000 Köpfe, Offiziere und Gemeine, freigegeben werden.

Dagegen war der Herzog von Bevern schon im Sommer 1758 aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, die er nach des Königs doch wohl unzutreffender Auffassung freiwillig gesucht haben sollte;[2]) er erschien aber zunächst nicht beim Heere, sondern blieb auf seinen Gouverneurposten in Stettin beschränkt. Beverns Gefährten aus den Breslauer Unglückstagen, Lestwitz und Katte, fanden nach Abbüßung ihrer Festungsstrafe überhaupt keine dienstliche Verwendung mehr; der dritte der 1758 kriegsrechtlich verurteilten Generale, der erst fünfzigjährige Kyau, starb schon im Frühling 1759, auf seinem letzten Krankenlager noch durch

[1]) Oben S. 100.

[2]) Vgl. oben S. 138.

einen teilnehmenden Besuch des nicht mehr zürnenden Gebieters erfreut. Einer der Kriegsgefangenen von Schweidnitz, Oberst Warnery, dem eine glänzende Zukunft als Husarenführer vorausgesagt worden war, nahm nach seiner Wiedereinlösung den Abschied, dem Könige mißliebig geworden und durch böse Nachrede mißmutig gemacht. Geßler und Otto Martin von Schwerin hatten bei Lobositz ihren Ruhm von Hohenfriedberg nicht erneut und waren schon nach dem ersten Feldzug zurückgetreten. Nur seines hohen Alters wegen, in allen Gnaden, war Feldmarschall Lehwaldt von dem Oberbefehl über sein nicht glücklich, aber auch nicht unrühmlich geführtes Heer entbunden worden.

Neue militärische Talente, wie sie drüben in den Daun, Lacy, Laudon, Hadik entdeckt wurden, hatte auf preußischer Seite der Krieg, der so manchen alten Ruhm sterben oder verderben ließ, doch nur wenige emporgebracht. Zieten und vor allen Seydlitz glänzten als Reiterführer, kamen aber für den Oberbefehl über ein ganzes Heer nicht in Betracht. Fouqué hatte sich in engerem Bereich als wachsamer Grenzhüter in den ihm seit langem vertrauten schlesischen Bergen bewährt: „Ich beglückwünsche Sie als Freund zu der Gerechtigkeit, die ich Ihnen als König habe zu teil werden lassen," schrieb ihm Friedrich am 1. März 1759 nach der Beförderung zum General der Infanterie. Den höchsten Ansprüchen des Kriegsherrn genügte sein Bruder Heinrich. In ihm war der große Feldherr geboren, dessen Beihülfe auf dem Nebenkriegsschauplatze dem Führer des Hauptheeres und der Hauptschläge unentbehrlich war. Mit seinen 33 Jahren nahm der Prinz im Heere schon jetzt die Stellung ein, die in den beiden ersten Kriegen der alte Fürst Leopold neben dem Könige behauptet hatte. Auf die Führung des zweiten Heeres hatte er nach seinem umsichtigen Feldzuge von 1758 Anspruch ohne Mitbewerber. „Europa," schrieb Friedrich jetzt beim Wiederbeginn des Kampfes dem Bruder, „wird Sie nicht bloß als einen liebenswürdigen Prinzen, sondern noch mehr als einen Mann kennen lernen, der den Krieg zu führen versteht und der sich in Respekt setzen muß. Und das kann, bei all meinem sonstigen Kummer, nicht verfehlen, mir eine wirkliche Freude zu bereiten, und war sehr zu wünschen zum Besten des Staates und vor allem zum Besten der armen Waisen (der Söhne des verstorbenen Thronerben), die mir anvertraut sind. Fahren Sie fort, mein lieber Bruder, wie Sie angefangen haben; Sie können zwar die Hochachtung und Freundschaft, die ich für Sie hege, nicht vermehren, aber wenn ich nichts als ein einfacher Staatsbürger wäre, wollte ich Ihnen meine Erkenntlichkeit erzeigen für die guten und hervorragenden Dienste, welche Sie dem Vaterlande leisten."

Mehr zunächst noch als dieser preußische Prinz zog der Braunschweiger Ferdinand, der Sieger von Krefeld, die Augen der Welt auf seinen jungen Feldherrnruhm. „Nil Claudiae non efficient manus," citierte William Pitt aus seinem Horaz, indem er vor dem Unterhaus die Thaten Friedrichs und Ferdinands, der nahverwandten Fürsten, pries. Der König ernannte seinen Schwager nach dem Feldzug von 1758 zum Generalfeldmarschall und begrüßte den Befreier des deutschen Nordwestens als den neuen Arminius; dem preußischen Heere aber, das des Ersatzes für Lehwaldt bedurfte, blieb der neue Feldmarschall durch diese seine Arminiusaufgabe entzogen.

Lehwaldts Nachfolger im Oberbefehl des dritten Heeres, Graf Christoph Dohna, war aus der Schule des alten Dessauers hervorgegangen, in dessen Regiment er binnen 22 Jahren sich vom Fähnrich bis zum Obersten heraufgedient hatte. Ihr Landsmann, wie sein Vorgänger, war er den seiner Führung übergebenen ostpreußischen Regimentern ein willkommener General. Daß seine Truppen bei Zorndorf sich schlecht hielten, dafür ist der Feldherr nicht persönlich verantwortlich gemacht worden. Tadel aber fand sein unsicheres Auftreten nach dem Fortgang des Königs von der Oder, und jetzt für den Feldzug von 1759 wurde ihm in der Person des königlichen Generaladjutanten Wobersnow ein Berater beigesellt, dessen Wort im gegebenen Falle ebenso angesehen werden sollte, als wenn der Befehl in des Königs Namen selbst erfolgte.

Wobersnow und die Generale Wedell und Finck galten als die Männer der Zukunft; allen dreien sollte dieses Jahr verhängnisvoll werden.

Wedell und Finck, die zu den jüngsten Generalmajors zählten, wurden jetzt außer der Reihe zu Generallieutenants befördert, wie denn der König schon im vorigen Sommer bei der Parole hatte verkünden lassen, daß er bei den Ernennungen vom Oberst ab sich in Zukunft an das Dienstalter nicht binden werde. Daß nun ein Prinz von Bevern und der Generalmajor Schönaich übergangen seinen Dienst verließen, bekümmerte ihn wenig: er äußerte, wenn er einen Fähnrich in seinem Heere wüßte, der die Qualitäten des Prinzen Eugen von Savoyen besäße, so würde er ihn flugs zum Generalfeldmarschall befördern.

Am Ziele seiner diesjährigen Rüstung, war er mit dem Ergebnis doch nicht unzufrieden. „Meine Armee ist nicht admirabel," schrieb er dem Prinzen Heinrich, „aber doch viel passabler als letztes Jahr." Auch mit Kleidern, Zelten, Kochgeschirren war seine Infanterie nach den Einbußen von Hochkirch jetzt wieder versehen. Großer Aufwand war von neuem für die Vermehrung der Artillerie gemacht. Bei den drei preußischen Heeren befanden sich jetzt außer den Bataillonsstücken im ganzen 536 schwere Geschütze und Haubitzen, bei dem Hauptheere 214 gegen die 360, die Daun nach preußischer Annahme zur Verfügung hatte. „Wenn diese Mode noch einige Jahre anhält," meinte Friedrich unwirsch, „so wird man schließlich Detachements von 2000 Mann mit 6000 Kanonen marschieren lassen."

An Geld war noch kein Mangel. Der Subsidienvertrag mit England wurde erneuert, die zunehmende Zerrüttung des Staatshaushalts, der völlige Ausfall der Einnahmen aus den vom Feinde besetzten Provinzen wurde dadurch auszugleichen gesucht, daß von Sachsen und Mecklenburg noch höhere Leistungen als bisher gefordert wurden, und endlich war mit der Ausprägung minderwertiger Münze eine Bahn betreten worden, an deren tiefstem Punkte man, wie wir hören werden, noch lange nicht angekommen war.

Was aber werden alle neuen Vorkehrungen, alle neuen Anstrengungen frommen? Nur ein Deus ex machina, so meint Friedrich, kann unserem Stück noch eine gute Lösung bringen. „Wir haben der Feinde zu viel, um eine Ueberlegenheit zu gewinnen, die sie zum Frieden zu zwingen vermöchte. Ganz Europa stürzt sich über uns her, es scheint, daß es Mode ist, unser Feind zu sein, und ein Ehrentitel, zu unserem Untergang beizutragen. Und das Ende von alledem?

Wir werden noch einige Streiche, die man uns versetzen will, parieren und zum Schluß unterliegen!"

Das englische Ministerium kam mit diesem und jenem gut gemeinten Vorschlag: man gewinne den neutralen König von Spanien als Friedensvermittler; man empfehle den Höfen von Neapel und Turin eine Schilderhebung und einen Teilungsvertrag auf Kosten Oesterreichs, wobei dem Hause Bourbon Toskana, dem Hause Savoyen Mailand zufallen mag. Um nichts unversucht zu lassen, entsandte Friedrich insgeheim nach Madrid George Keith, der lange in spanischen Kriegsdiensten gestanden hatte, und nach Turin den Hauptmann von Cocceji. An einen Erfolg dieser Verhandlungen wagte er doch ebensowenig zu glauben, wie an den Eintritt dänischer Vermittelung. Anhaltend dagegen beschäftigten sich seine Gedanken und Hoffnungen mit einem Türkenkriege; in London und in Konstantinopel selbst ließ er vorstellen, daß er ohne türkische Hülfe in dem neuen Feldzuge notwendig erliegen werde. Aber wie entfernt und unsicher blieb auch diese Aussicht!

Alle Anzeichen, auch die leisesten Spuren, von einem Zerfall, von der inneren Zwietracht des großen zu seinem Verderben geschlossenen Bundes, sammelte und deutete er sich unermüdlich, bald mit trübem Zweifel, bald mit aufflackernder Hoffnung. Durch verschiedene Kanäle wurde unter der Hand eine Einwirkung auf den Warschauer Hof versucht, mit dem Hinweis auf die Nöte des sächsischen Erblandes, denen der König-Kurfürst ein Ende machen könne, wenn er die Franzosen zum Frieden umstimmen wolle. Immer aber blieb Friedrichs Taktik, daß die anderen kommen sollten, zuerst reden sollten — wie er schon im vergangenen September, den Franzosen zur Nachachtung, an den von ihnen ausgehorchten und vorgeschobenen Markgrafen von Baireuth geschrieben hatte: „Ich gebe Ihren guten Absichten meinen vollen Beifall, aber ich muß Ihnen sagen: ich bin stumm wie ein Karpfen. Wenn die Franzosen, Oesterreicher und Russen mir etwas zu sagen haben, so haben sie nur zu sprechen; ich für mein Teil beschränke mich darauf, sie zu schlagen und zu schweigen."

Der verschämte Annäherungsversuch war die Veranstaltung des Abbé Bernis gewesen. Am Neujahrstage erfuhr der König von Preußen, daß Bernis in die Verbannung geschickt war. Fortan, das erkannte er sehr bald, war an Frieden nicht mehr zu denken: „Seine unklugen Handlungen hatten ihn erhöht, seine verständigen Absichten stürzten ihn," so lautete Friedrichs Epitaph für den schnell allgemein vergessenen Mann.

Bernis hatte vorlängst überlegt, ob er nicht freiwillig zurücktreten solle, dann aber doch gemeint, seinen Herrn und sein Vaterland in der Not nicht verlassen zu dürfen. Er hatte Rettung nur noch in einer „Verschwörung der guten Bürger" zur Erhaltung einer auseinander fallenden Maschine sehen wollen und hatte sein Sinnen und Trachten, mit Ehren aus diesem Kriege herauszukommen, so wenig verhehlt, daß der kaiserliche Botschafter zu Beginn des vorigen Feldzugs bei dieser Sachlage und bei der Zerfahrenheit der französischen Kriegsführung auch seinerseits dem Frieden bei seiner Gebieterin das Wort reden zu müssen glaubte. Von der noch einmal verabredeten Entsendung eines Corps

nach Böhmen[1]) war der König von Frankreich nach der Niederlage von Krefeld durch die Kaiserin-Königin förmlich losgesprochen worden. Damals bedauerte man in Versailles, daß Daun, der Befreier von Olmütz, nicht gleichzeitig in Mähren und am Rhein Krieg führen könne; aber als Daun nach Hochkirch mit seinem mageren Lorbeer nach Böhmen zurückging, ohne die Schlüssel von Dresden oder von Neisse, klagte selbst Stainville, der eifrigste Freund Oesterreichs: wer einen glänzenden Erfolg so wenig auszunützen wisse, der werde nie dem König von Preußen Schlesien entreißen. Auch Bernis hatte angenommen, daß Sachsen nach Hochkirch den Besiegten verloren gehen werde; nur unter dieser Voraussetzung hatte er noch zu einem weiteren Feldzug raten wollen; nicht ohne die Besorgnis, Maria Theresia werde auch nach einem vierten Kriegsjahr ihren Gegner entweder noch immer zu stark oder wiederum so schwach finden, daß man im einen wie im anderen Falle das Werk seiner Vernichtung noch fortsetzen müsse. Um die von ihm geschlossenen Verträge nicht mit eigener Hand zerreißen zu sollen, kam Bernis auf den Gedanken, sich in die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten mit dem kriegslustigen Stainville zu teilen; er wußte nicht, daß der von ihm Empfohlene mit der Gunstdame schon bei dem Könige auf seinen Sturz hinarbeitete. Statt sein Mitarbeiter, wie Bernis es vorschlug, wurde Stainville, kurz zuvor zum Herzog von Choiseul ernannt, am 9. Oktober 1758 sein Nachfolger, und zwei Monate später folgte die Verbannung. König Ludwig verbot, daß man ihm von einem Systemwechsel auch nur rede.

Das Werk des neuen Ministers war jener neue Vertrag mit dem Wiener Hofe. Bernis hatte dem Abschluß entschieden widersprochen. Von der Wiedereroberung Schlesiens als unerläßlicher Bedingung des künftigen Friedens war nicht mehr die Rede, der Vertrag vom 1. Mai 1757 ward feierlich für null und nichtig erklärt. Damit entfiel für den Wiener Hof, auch wenn Schlesien und Glatz wirklich noch unter das österreichische Zepter zurückkehrten, die Verpflichtung zur Abtretung der Niederlande. Frankreich dagegen ward der jährlichen Subsidienzahlung in der Höhe von 12 Millionen[2]) Gulden quitt und verpflichtete sich nur, die Rückstände, 7½ Million, nach dem Frieden nachzuzahlen und für 1759 die Stellung der in dem Defensivvertrag von 1756 zugesagten 24000 Mann mit einer Geldzahlung von monatlich 288000 Gulden abzulösen; auch versprach es, den Krieg mit 100000 Mann fortzusetzen, und nahm die Subsidienzahlung nach Stockholm und die Unterhaltung der sächsischen Truppen allein auf sich. Alles in allem glaubte Kaunitz sagen zu dürfen, daß bei diesem Abkommen der Vorteil auf österreichischer Seite „merklich vorwiege".

Im übrigen meinte Maria Theresia, sich von der Kriegsführung der Franzosen gar nichts mehr versprechen zu dürfen. Nach wie vor[3]) schien ihr der Erfolg des Kampfes von Rußland abzuhängen. An dem Eifer der Zarin bestand kein Zweifel; immer von neuem erklärte Elisabeth, nicht eher ruhen zu wollen, als bis der König von Preußen gedemütigt sei. Ihr großes Wort, den letzten

[1]) Oben S. 156.
[2]) Oben S. 43. 156.
[3]) Oben S. 156.

Mann und den letzten Rubel daran setzen zu wollen, hatte auf König Ludwig XV. so tiefen Eindruck gemacht, daß auch er den Entschluß aussprach, er werde eher den letzten Sou und den letzten Mann aufwenden, als sich von seinen Verbündeten trennen.

Den allerchristlichsten König desto fester an die gemeine Sache zu ketten, trat jetzt auch die Kurie in einer eindringlichen Kundgebung mit Lobspruch und Mahnung an ihn heran. Am 3. Mai 1758 war nach achtzehnjährigem Pontifikat Benedikt XIV. gestorben; der milde und weltmännische Herrscher hatte zwar nach dem Ausbruch des Krieges sich mit seinen Sympathien so ganz auf die Seite der Gegner Preußens gestellt, daß seine Umgebung ernstlich für seine Gesundheit besorgt war, wenn ein preußischer Sieg ihm gemeldet werden mußte; offene Parteinahme aber hatte er vermieden. Sein Nachfolger, der Venetianer Rezzonico, der sich Klemens XIII. nannte, nahm noch im Jahre seiner Erhöhung die Schlacht bei Hochkirch zum Anlaß, um dem Könige von Frankreich feierlich seine Freude auszusprechen über das von seinen Vorgängern so sehr ersehnte, endlich zuwege gebrachte und von Gott jüngst durch glückliche Waffenerfolge gesegnete Bündnis der beiden großen katholischen Höfe. Gleichzeitig forderte er in einem anderen Breve den Kaiser auf, des Amtes als Schirmvogt der Kirche gegen die Akatholischen zu warten und die Rechte der Religion und des heiligen Reiches zu schützen und wiederherzustellen. Die Kaiserin-Königin und andere katholische Landesherrschaften ermächtigte er für die Zwecke des guten Krieges zu einer außerordentlichen Besteuerung des geistlichen Gutes.

Nicht lange darauf, seit Anfang März 1759, ging durch die Zeitungen, zunächst durch die holländischen, eine angeblich aus Wien stammende Nachricht, daß dem Feldmarschall Daun ein Degen und ein Hut, beide vom Papst geweiht, zugedacht seien, geistliche Ehrengeschenke, wie sie zuletzt dem Prinzen Eugen für seine Siege gegen die Ungläubigen verliehen worden waren. König Friedrich hörte von der ihn sehr belustigenden Sache erst Ende April. „Der Papst hat Daun ich weiß nicht was für einen Hut verliehen; er beträgt sich sehr unschicklich gegen mich," schrieb er an d'Argens. Der riet, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, zugleich aber eine Broschüre über die dem Protestantismus drohenden Gefahren zu veröffentlichen. Friedrich erwiderte, das seien verbrauchte Waffen; niemand, selbst nicht mehr die Frauen, lasse sich noch fanatisieren, weder für Luther noch für Calvin. Mehr sagte ihm der andere Vorschlag zu. Er entwarf unter stärkster Auftragung der Farbe ein päpstliches Verleihungsbreve für Daun, der da berufen sei, nach dem Vorbilde des heiligen Karl den Norden Deutschlands durch Schwert, Feuer und Blut zu bekehren, und sandte die Satire zur Veröffentlichung an d'Argens, der eine lateinische Uebersetzung hinzufügte. Harmlose Gemüter nahmen den faustdicken Hohn als bare Münze auf, der Wiener Hof aber sah sich endlich veranlaßt, Anfang August 1759, die vielerörterte Verleihung der geweihten Gegenstände in seiner amtlichen Zeitung in Abrede zu stellen.

Das war unverkennbar, daß trotz der gegenteiligen Behauptung des Königs von Preußen Deutschland noch immer ein fruchtbarer Boden für konfessionelle Leidenschaft war, und daß trotz der rein politischen Anlässe des Krieges, trotz

der Bemühungen des Kaiserhofes, den Kampf kein religiöses Ansehen gewinnen zu lassen,[1]) der Gegensatz zwischen den Glaubensparteien eine neue Schärfe erhalten hatte. In die seit der Schlacht von Kolin wieder stockenden Verhandlungen wegen Bildung eines evangelischen Sonderbundes[2]) im Reiche kam infolge der veränderten Haltung Roms neue Bewegung. Vollends der gemeine Mann wußte nicht anders, als daß es in diesem Kriege um die Religion gehe. Dem Volke in den katholischen Gegenden waren Preuße und Ketzer gleichgeltende Begriffe; um so mehr getröstete man sich dort des endlichen Sieges:

Laßt halt gut sein, mein Herr Preuße, und den Pfaffen mir in Ruh,
Wer dem Papst thut Ehr' erweisen, den bedrücket nie kein Schuh.
Und wer's mit der Kirche hält, niemals auf die Nase fällt!

Durch ihr kirchenschänderisches Treiben in dem protestantischen Kursachsen vor der Schlacht bei Roßbach[3]) machte sich die Rotte der französischen Befreier ebenso verhaßt, wie einst an denselben Stätten die spanische Armada Karls V. im Schmalkaldischen Kriege; der Kaiserhof sah sich zu dringenden Vorstellungen an die verbündete Macht genötigt. Aber waren nicht die kaiserlichen Truppen selbst nur zu geneigt, den unglücklichen, von Feind und Freund gedrückten Sachsen ihren lutherischen Glauben entgelten zu lassen? Oesterreichischen Offizieren wurde das Wort nachgesagt, man werde den Sachsen als ketzerischen Hunden nichts als die Augen im Kopfe lassen, auf daß sie ihr Elend selbst sehen könnten.

Hingegen ließ sich die protestantische Bevölkerung, wo die Obrigkeit zu Oesterreich hielt, hier und da zu offener Widersetzlichkeit hinreißen;[4]) der Reichsfeldherr klagte, daß er sich höchstens auf die katholische Mannschaft verlassen könne; unter den Bürgern und Bauern in Franken war die Kreistruppe verhaßt und der König von Preußen geehrt, und seine gepreßten mecklenburgischen Rekruten durfte dieser König auch jetzt im Kriege[5]) als sichere Leute betrachten, weil sie evangelisch waren. Die katholischen Bruchteile der preußischen Regimenter beeinträchtigten den protestantischen Gesamtcharakter des Heeres nicht. Wie Frundsbergs Landsknechte auf den Gassen der ewigen Stadt den Papst verhöhnt hatten, so ließen sich in König Friedrichs Feldlager die Soldaten zu ihrer Kurzweil das kirchenpolitische Tagesereignis nicht entgehen und gaben auf improvisierter Bühne ein Zwiegespräch zwischen Harlekin und Daun über die Verleihung des geweihten Hutes zum besten. Dieselben Leute aber sangen auf dem Marsch ihre evangelischen Kirchenlieder mit einer Andacht, daß ein warmherziger Offizier wie Ewald von Kleist oft zu Thränen gerührt wurde. Von neuem, wie einst in den Tagen der Glaubenskriege, stärkte das alte Streitlied des Protestantismus: „Ein feste Burg ist unser Gott" Tausenden von Kämpfern den Mut. Und jene unangesagten Dankgottesdienste auf den nachtbedeckten

[1]) Oben S. 47.
[2]) Oben S. 48. 87.
[3]) Oben S. 135. 152. 153.
[4]) Oben S. 87.
[5]) Vgl. Bd. I, 540.

Siegesfeldern, sie haben nachkommenden Geschlechtern mit Recht als der ergreifendste Ausdruck schlichter soldatischer Frömmigkeit gegolten. „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen!“ rief Gneisenau am Abend von Belle-Alliance, als wieder die sieggekrönten Preußen ihr „Nun danket alle Gott“ anstimmten.

„Gottesdienst und Betstunden,“ so schrieb in einem vergleichenden Rückblick auf den Siebenjährigen Krieg nach einem Menschenalter ein preußischer Feldgeistlicher, „waren immer im Gange und durften so wenig wie die Löhnungstage fehlen. Damals war der Feldprediger einer der Unentbehrlichsten bei dem Regiment.“ Die treuen und tapferen Hirten waren um so mehr die Vertrauensmänner der Soldaten, als sie, der alten Feldpastoralregel eingedenk, nicht bloß durch die Predigt vor der Trommel — dem aus zwei großen Trommeln hergestellten Feldaltar, — sondern durch ihren ganzen Wandel und im täglichen unmittelbaren Verkehr auf die Mitglieder ihrer kriegerischen Gemeinde einwirkten, und dazu am Tage der Schlacht wenn es galt auch beim Angriff nicht fehlten, wie ein Balk bei Roßbach, ein Küster bei Hochkirch und manch anderer Feldprediger.[1]) „Ob er auch ein Herz habe und unter Umständen auch wohl ein Pelotonfeuer aushalten könne?“ fragte der König den nachmaligen Feldpropst Kletschke bei der Ernennung zum Seelsorger der Garde.

In dem religiösen Vorstellungskreise des gemeinen Mannes ward aus dem Könige, als dem Muster aller soldatischen Tugenden, geradezu ein Gottesstreiter. „Wohl von Berlin ein tapferer Held regiert nebst Gott jetzt in der Welt,“ sangen die Soldaten, und noch bezeichnender in einem anderen Liede:

König Friedrich, du mußt siegen,
Weil dein Gott stets mit dir ist.
Wer sollte sich vor dir nicht schmiegen!
Du kämpfest als ein Held und Christ.

Und die Sieger von Leuthen wollten sich nicht ausreden lassen, daß während der Schlacht da, wo der König hielt, ein heller Glanz über dem Felde gelegen hatte: die Klarheit des Himmels, die den Erwählten des Herrn in der Stunde der Gefahr umleuchtet habe.

Der König, der in dieser Weise von seinen gläubigen Kriegern verherrlicht wurde, war dem Glauben seiner Väter innerlich ebenso entfremdet, wie seiner Politik deutsch-nationale Antriebe und Rücksichten fern lagen. Und doch wurden auch in ihm die Geister des Schmalkaldischen Krieges wieder lebendig: unwillkürlich trat er in den Bann der eigentümlichen Verbindung von religiösem, politischem und nationalem Protestantismus, in der sich die Altvordern gegen die römische Hierarchie des Papstes und den spanischen Dominat des Kaisers aufgelehnt hatten. Die Worte, die während dieses Krieges in der preußischen Hauptstadt von der Kanzel gehört wurden: „Deutschland, deine Fesseln waren bereits geschmiedet, deine bürgerliche und Gewissensfreiheit wäre mit uns zugleich das Opfer von Wien und Rom geworden“ — sie umschrieben nur des Königs

[1]) Vgl. Bd. I, 169.

eigenes, in jenen Jahren ſo oft wiederholtes Gelöbnis, der Schirmer der deutſchen Freiheit ſein zu wollen, und ſeine gelegentliche Bemerkung gegen d'Argens, daß zugleich mit ihm es auch um die proteſtantiſche Religion geſchehen ſein werde.

Eine gegneriſche Flugſchrift, die von einem proteſtantiſchen Schweizer herrühren wollte, ſpottete über den „neuen Guſtav Adolf", den Beſchützer, „der uns beſchützt, ehe wir noch angegriffen waren", und Voltaire wagte es, in einem Brief an Friedrich den Spieß umzudrehen und ihm ins Geſicht zu ſagen, daß niemand ihn als einen Märtyrer der Freiheit betrachten werde, daß vielmehr ſein Einfall in Sachſen an den meiſten Höfen als eine Verletzung des Völkerrechts gelte.

Gewiß hatte das Schlagwort „Deutſche Libertät" ſeit Jahrhunderten ungezähltemal als Deckmantel eigennütziger Politik dienen müſſen; es war gehört worden, ſo oft irgendwo in deutſchen Landen gegen das Reichsoberhaupt ein Banner aufgepflanzt wurde. Und immer hatte das Wort einen gewiſſen Zauber auf die Gemüter ausgeübt, wie denn eine Neigung der kaiſerlichen Regierungsgewalt zu Uebergriffen, zu Verletzung der läſtigen, von Kur zu Kur enger gezogenen Schranken der Wahlkapitulation begreiflicherweiſe ſtets vorhanden und unſchwer an Einzelfällen nachzuweiſen war. Auch jetzt war der kaiſerliche Hof, wie einſt nach den großen Erfolgen Karls V. und Ferdinands II., auf dem beſten Wege, ſich der Feſſeln des Staatsvertrages zu entledigen: es war bis in den Sommer von 1759 hinein die Abſicht, wider den Geiſt und Buchſtaben der Kapitulation, wider die durch den Religionsfrieden verbürgten Sonderrechte der Evangeliſchen, durch Mehrheitsbeſchluß des Reichstages die Acht über den König von Preußen verhängen zu laſſen. Dem entgegen eröffnete dieſer ſeinen Miniſtern ſeinen unabänderlichen Entſchluß, in ſolchem Falle den kaiſerlichen Thron für vakant zu erklären und die Kurfürſten „zu feſter Beibehaltung derer Reichsverfaſſungen, Prärogativen und Freiheit derer Stände des Reichs" zu einer Neuwahl einzuladen.

Aber noch in einem weiteren und höheren Sinne nahm Friedrich in jenem Zeitpunkte den Ruhm, der Verteidiger deutſcher Freiheit zu ſein, für ſich in Anſpruch, und er durfte das jedenfalls mit beſſerem Rechte als einſt die deutſchen Bundesgenoſſen Heinrichs II. von Frankreich, die Reichsland an die Fremden verſchrieben. Denn jetzt waren es andere, die ſolches thaten, während er ſelbſt heute gegen die Franzoſen und morgen gegen die Ruſſen zu Felde zog. Ausſchließlich erfüllt von preußiſcher Staatsgeſinnung, national an ſich völlig indifferent, voll Verachtung gegen das Elend der deutſchen Kleinſtaaterei, gegen die politiſche Starre der Glieder, voll Trotz und Eiferſucht gegen die dynaſtiſche Anmaßlichkeit des Hauptes, ſpürte er doch bei ſeinen Siegen über jene Fremden im Herzen eine kräftige Regung des nationalen Stolzes, den das deutſche Volk in ſeiner Geſamtheit erſt wiedergewinnen mußte:

Bis in ſeine tiefſte Quelle
Schäumt der alte Rhein vor Groll,
Flucht der Schmach, daß ſeine Welle
Fremdes Joch ertragen ſoll!

rief er jetzt zürnend, ganz im Tone der überlieferten reichspatriotischen Entrüstung gegen den Erbfeind, seinen ehemaligen Verbündeten zu, und den russischen „Barbaren" galt sein frommer Wunsch:

> O möchten sie in das Schwarze Meer mit einem Sprunge sich versenken
> Köpflings, den Hintern hinterher, sich selber und ihr Angedenken.

Noch im März versammelte sich im Königgrätzer Kreise das österreichische Hauptheer. Nicht gegen Sachsen, wie im vorigen Herbst, sondern ausschließlich gegen Schlesien sollten sich die Bewegungen richten. So wünschte es die Kaiserin persönlich, und so erheischte es die Rücksicht auf das Zusammenwirken mit den Russen. An der Oder wollte man die Vereinigung suchen. Zuerst wurde an einen Punkt zwischen Breslau und Glogau gedacht, nachher kam von österreichischer Seite Krossen, von russischer Carolath in Vorschlag. Vor dem 25. Juni aber, so erklärten die Russen, würden sie von Posen nicht aufbrechen können. Bis dahin wollte es den Oesterreichern rätlich scheinen, einer Schlacht auszuweichen, so sehr auch Kaunitz immer von neuem die „Moral predigte", daß man dem Könige von Preußen gerade auf den Leib rücken müsse.

An der Spitze ihrer Heere ließ die Kaiserin-Königin den Grafen Daun. Sie gab zu, daß Daun furchtsam, langsam, unentschieden sei und daß ihm sonst noch vielerlei fehle; sie erklärte, nachdem sie vor einem Jahr nach dem schwersten Kampfe mit sich selbst den Prinzen Karl geopfert habe, würde sie jenen gewiß nicht schonen, wofern sie nur einen Feldherrn wüßte, der geeigneter wäre.

Dagegen wurde die Führung der russischen Truppen abermals in andere Hände gelegt. Mit Rücksicht auf die Stimmung des Heeres entschloß sich die Zarin, Fermor vom Oberbefehl zu entheben, ohne zunächst einen Nachfolger zu bezeichnen. Elisabeth bedenke sich zwei Jahre, ehe sie sich zwischen zwei Kleiderstoffen entscheide, spottete Esterhazy: wie solle sie bei der Auswahl eines Generals so bald zum Entschluß kommen! Schneller als man geglaubt, fiel dann die Wahl auf den Grafen Peter Ssaltykow, der, bei den Generalen gefürchtet, von den Soldaten als ihr „leiblicher Vater" verehrt wurde.

Ein russisches Nebenheer sollte in Pommern eindringen und den Schweden die Hand reichen, ein kleineres österreichisches Heer sich in Sachsen mit den Reichstruppen vereinigen. Frankreich versagte die Mitwirkung auf dem sächsischen Kriegsschauplatze nach wie vor und machte sich zunächst nur anheischig, von Frankfurt und von Düsseldorf her die Weserlinie zurückzugewinnen; am Main übernahm Broglie, am Rhein wiederum Contades den Befehl.

Zur strategischen Defensive entschlossen, aber des Grundsatzes eingedenk, daß die Defensive sich mit allen Attributen der Offensive „bekleiden und verhüllen" müsse, sah der König von Preußen seine nächste Aufgabe darin, den noch unfertigen Gegnern durch Vorstöße gegen ihre Operationsbasen das Konzept zu verrücken; denn er sagte sich: „Wenn wir nicht alles versuchen, was menschenmöglich ist, um uns jetzt, da wir noch Zeit haben, eines der Feinde zu entledigen, welche uns gegenüber stehen, so werden wir uns durch ihre Ueberzahl über-

wältigt ſehen, wenn ſie ihre Operationen alle auf einmal beginnen.“ Die methodiſchen und hiſtoriſchen Bedenken des Prinzen Heinrich gegen ſolche weitab führenden Vorſtöße ſchnitt er kurz ab: „Abſtrahiert von den alten Kriegen, die mit den unſeren nicht zuſammenpaſſen.“

Die im Vorjahre geplante Unternehmung gegen Schweden, der Anſchlag auf Rügen, verbot ſich in dem heurigen weichen Winter von ſelbſt. Sonſt aber ging man auf der ganzen Linie vor. Wie Wobersnow ſchon im Februar gegen die ruſſiſchen Magazine im Poſenſchen einen Handſtreich ausgeführt hatte, ſo ſtatteten einige Wochen ſpäter Fouqué von Glatz her, Prinz Heinrich aus Sachſen und Herzog Ferdinand weſerabwärts ihren Gegnern unerwartet einen frühzeitigen Beſuch ab.

Nur Prinz Heinrich war von den dreien glücklich. Er entführte oder zerſtörte die Magazine von Loboſitz, Leitmeritz, Budin, Saatz. „Das würde für einen anderen ausgezeichnet ſein, iſt aber noch nicht hinreichend für Sie,“ ſagte der König, und der Prinz ging nach einigem Sträuben nun auch nach Franken und that desgleichen: auch die Reichsarmee war in ihren Vorbereitungen gründlich geſtört, ihrer Vorräte beraubt, für Wochen oder Monate lahmgelegt. Einen um ſo entſchiedeneren Mißerfolg hatte Herzog Ferdinand; er wurde vor Frankfurt beim Dorfe Bergen am 13. April von den Franzoſen unter Broglie in einem blutigen Treffen geſchlagen, und Friedrich konnte ihn nur mit dem Rat tröſten, die Sache als Bagatelle zu behandeln: dann werde ſie das wirklich werden. Auch Fouqué verfehlte an der Morawa ſein Ziel; ohne Verluſte zu erleiden, konnte er doch den feindlichen Magazinen nicht beikommen. Und nicht ergebnisreicher war ein nun vom Könige ſelbſt geführter Vorſtoß gegen Zuckmantel.

Dem bewegten Vorſpiel des Feldzugs folgte ein ſtiller erſter Akt, noch länger und langweiliger als Friedrich es vorausgeſehen hatte. Zum erſtenmal in dieſem Kriege ſollte den öſterreichiſchen Feldherren die Initiative gelaſſen werden: war es ein Wunder, daß Daun, langſamen Entſchluſſes und von Wien her wie von ſeinen Unterführern mit den verſchiedenartigſten Vorſchlägen überſchüttet, in dieſe ungewohnte und ſeinem eigenen Geſtändnis nach unerwünſchte Lage ſich nicht ſo ſchnell hineinfinden konnte? Unbeweglich ſtand er im Lager von Münchengrätz und drillte ſeine Rekruten; jenſeits der Berge bei Landshut lagerte der König von Preußen und verzehrte ſich bald in Ungeduld. „Das ſind die Folgen eines Defenſivkrieges,“ ſo klagte er jetzt ſich ſelbſt an wegen ſeines Entſchluſſes; „hier ſtehen wir wie die Hammels gegeneinander, keiner will beißen.“ Im Mai hoffte er noch, daß die Miſeren, Detachements und Bagatellen nur bis zum Juni ihre Zeit haben würden; aber der Juni kam und ging, ganz ſo geräuſchlos wie der Mai. „Ich hatte mir,“ ſpottet Friedrich, „20 Pfund Blei hinterwärts beigeſteckt, um den Feind zu deroutieren mit einer gegen die Vorjahre ganz veränderten Haltung, aber Daun hat 60 Pfund ſitzen, denn er fackelt entſetzlich mit mir herum.“ Und dabei hatten die Oeſterreicher einen frühzeitigen Beginn der Operationen angekündigt. Friedrichs Erklärung für den Verzug lautete: „Ich habe mit einem Mann zu thun, auf dem der päpſtliche Segen ruht und den der heilige Geiſt langſam inſpiriert; ſeine frühreife Campagne wird darauf hinauskommen, dem Monat Auguſt um einige Wochen vorauszu-

eilen," in neuer Anwendung des kaiserlichen Wahlspruchs: Semper Augustus. Diese Spötteleien über den „päpstlichen General", die „geweihte Kreatur", nahmen kein Ende! „Er versteht die Kunst, seine Ueberlegenheit nicht auszunutzen; er steht zwischen hier und Troppau mit 103000 Mann, und glaubt nichts wagen zu dürfen, wenn nicht 60000 Russen mit von der Partie sind."

Friedrichs Stimmung verdüsterte sich immer mehr. „Ich bin alt, traurig, verdrießlich," klagt er dem Marquis d'Argens; „ein matter Schimmer meiner alten guten Laune findet sich von Zeit zu Zeit wieder ein, aber es sind nur Funken, die erlöschen müssen, in Ermangelung der nährenden Glut — Strahlen, die durch finsteres Gewölk zucken. Ich rede wahr: wenn Sie mich sähen, würden Sie nur noch die Spuren dessen erkennen, was ich ehedem war. Sie würden einen ergrauenden, der Hälfte seiner Zähne beraubten Greis sehen, ohne Freudigkeit, ohne Feuer, ohne Einbildungskraft — die Wirkung weniger der Jahre, als des Kummers." Schon vor einem Jahre hatte Catt beim ersten Wiedersehen in Breslau den Friedrich von 1755 nur an dem Feuer der Augen wieder erkannt, so war er damals bereits gealtert, abgemagert. Jetzt zeigte er diesem Gefährten seines Lagerlebens, wie die nach Zorndorf angelegte neue Uniform ihm abermals viel zu weit saß.

Endlich, in den letzten Tagen des Juni, setzte Daun sich über Reichenberg nach dem Queiß zu in Bewegung, auf gemessene Befehle aus Wien. Die Preußen verließen darauf am 5. Juli die Stellung zwischen Landshut und Reichhennersdorf und rückten am 10. in das Lager bei Schmottseifen, das die Straßen aus der Lausitz nach Schlesien beherrschte. Dem Könige schien es jetzt keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Oesterreicher in Schlesien eindringen wollten und daß es „folglich" in wenigen Tagen zur Schlacht kommen würde. Mit 44000 Mann glaubte er 77000 gewachsen zu sein. Nun aber schanzte der Feind am Queiß sich fest ein: „Daun hat gestern Tranchéen eröffnet, um Schlesien zu belagern," schreibt Friedrich am 15. Juli. Man war so weit, als wie zuvor; es schien eine „dumme Campagne", eine „marode Campagne" bleiben zu sollen, verlohnend nur für die Streifpartien.

Nur zu bald sollte dieser Feldzug ein gar anderes Aussehen gewinnen.

Dauns Schanzthätigkeit hatte ihren guten Grund. Der moderne Fabius war von den bei ihm vorausgesetzten Offensivabsichten vorerst weit entfernt. Die verabredete Frist für die Vereinigung mit den Russen war bereits verstrichen, der ganze Plan erschien längst dem österreichischen Feldherrn unausführbar; denn wie wollte er an dem preußischen Heere vorbei die Oder erreichen? Genug, wenn er den König davon abhielt, sich wie im Vorjahr den Russen entgegenzuwerfen. Und diesen Zweck glaubte er mit der beobachtenden Stellung an der niederschlesischen Grenze zu erreichen. Seine Erdwerke gaben ihm das Gefühl der Sicherheit; er konnte wagen, zwei größere Corps von seiner Streitmacht abzuzweigen. Hadik mit etwa 25000 Mann sollte an der Oberspree den Prinzen Heinrich ebenso in Schach halten, wie Daun hier am Queiß das preußische Hauptheer, Laudon derweil mit 20000 Mann den Russen entgegenziehen.

König Friedrich befand sich den Russen gegenüber noch immer in der ge-

mischten Empfindung, daß er sich für die Gesamtanlage des Feldzugsplanes auf das äußerste durch sie behindert fühlte und sie dabei, auch nach Zorndorf, als Stümper in der Kriegskunst gründlich, weit über Gebühr, verachtete. Sjaltykows Ernennung zum kommandierenden General begrüßte er mit dem Spott, das sei dem Vernehmen nach gröblicher und thörichter als alles, was Rußland Bäurisches je hervorgebracht. In dieser Unterschätzung des Gegners wollte er es für ein leichtes halten, durch geschickte Handstreiche die Russen in ihren Anstalten, ihrem Anmarsch, ihrer Versammlung derart zu stören, daß sie sich womöglich für das ganze Jahr nicht sollten rühren können. Jene Zerstörung einiger Magazine im Februar hatte nicht viel zur Sache gethan, es war zu früh gewesen, den Russen blieb reichlich Zeit, die Vorräte zu ersetzen. Im Juni regte das Hauptquartier des Dohna'schen Heeres eine Wiederholung an: einen Vorstoß in der Richtung auf Thorn zur Bedrohung der russischen Rückzugslinie und der Magazine jenseits der Weichsel. General Wobersnow versprach sich die Wirkung, daß der Feind aus seiner festen Stellung bei Posen zurückgehen würde, wo man ihn dann im offenen Felde angreifen müsse. Der König ging mit Lebhaftigkeit auf den Vorschlag ein, die russischen Heerhaufen waren noch weit voneinander getrennt, er sah sie im Geist schon einen nach dem andern geschlagen. „Mit rechter Vivacité poussiert," schien ihm der Plan „für dieses Jahr und vielleicht für alle Zeit" diesen Feind beseitigen zu können. Aber die Russen waren auf ihrer Hut und alsbald in Bewegung. Am 29. Juni, sechs Tage nach dem Aufbruch des Grafen Dohna von Landsberg, hatten sie bei Posen ihre Versammlung vollendet, und Dohna und Wobersnow nahmen nun Anstand, über die Warthe hinaus ihre Bewegung fortzusetzen. Sie plänkelten fünf Tage mit dem russischen Heere, nach dessen Aufbruch von Posen, gingen am 14. Juli aus Mangel an Verpflegung auf Meseritz zurück, zogen aber schon am 18. wieder gegen den inzwischen nach der Oder vorgerückten Feind aus und legten sich ihm am 20. bei Züllichau in den Weg. Mit einer aus Sachsen eingetroffenen Verstärkung von 10 Bataillonen und 23 Schwadronen zählte das preußische Heer jetzt ungefähr 27 000 Mann, von den Russen waren an 40 000 zur Stelle.

Der König war auf das äußerste unzufrieden mit seinen Generalen. Wobersnow bekam zu hören, daß „ein mediocrer General, der betrunken, die Armee nicht toller kommandieren könnte"; Wobersnow habe alle Sottisen gethan, die im Kriege nur denkbar wären; die Geschichte seiner polnischen Campagne verdiene zum ewigen abschreckenden Beispiel gedruckt zu werden. Dem Grafen Dohna ward anheim gegeben, seiner Gesundheit wegen das Heer zu verlassen; auf alle Fälle wurde er den Befehlen des Generallieutenants Wedell untergeordnet, der am 20. Juli aus dem Hauptquartier des Königs zu dem Dohna'schen Heere abging, um dort das zu sein, „was ein Diktator bei der Römer Zeiten vorstellete," — eine eindringliche Mahnung zur Subordination an die vier übersprungenen älteren Generallieutenants Dohna, Manteuffel, Kanitz und Hülsen. Der König gab Wedell den Auftrag, Ordnung zu schaffen und „den Feind erstlich durch eine gute Position aufzuhalten, alsdann nach meiner Manier — d. h. nur mit einem von beiden Flügeln — zu attackieren."

Durch einen dem Diktator am 24. Juli nachgesandten Befehl — die Ant-

wort auf Wedells ersten aus dem Züllichauer Lager abgestatteten Bericht — erklärte sich der König damit einverstanden, daß der Angriff unter Umständen zu unterbleiben habe: „Sollten die Russen so stehen, daß man sie nicht attackieren kann, so thut Ihr ganz recht, sie da stehen zu lassen."

Der Bescheid war kaum abgegangen, als am Abend des 24. ein Offizier vom Dohna'schen Heere die Meldung brachte, daß Wedell gestern Nachmittag den Feind bei Kay angegriffen hatte und geschlagen war. Wobersnow hatte auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden.

Catt war zugegen, als der König den Offizier ausfragte. Er war ganz ruhig; keine Miene verriet seine Erregung; er sprach leise, so daß Catt den Zusammenhang nur mutmaßen konnte.

Den geschlagenen Feldherrn traf kein Wort des Tadels. „Mir hat es geahnt," schrieb ihm der König, „das Ding würde schief gehen, ich habe es Ihm auch gesagt, denn die Leute waren verblüfft. Nun nur nicht mehr daran gedacht, sondern wo der Succurs am ersten zustoßen kann, um von neuem drauf zu gehen; es ist Seine Schuld nicht, daß die Schurken so schändlich davonlaufen."

Sein Entschluß stand sofort fest. Noch gestern hatte er beabsichtigt, im Falle einer Niederlage den Prinzen Heinrich zu einer neuen Schlacht gegen die Russen auszusenden. Jetzt hielt er es für erforderlich, selbst den Oberbefehl gegen diesen Feind zu übernehmen. Am 29. Juli löste ihn der Bruder im Lager von Schmottseifen ab. Tags darauf brach der König mit Heinrichs bisherigem Corps, 21 Bataillonen und 31 Schwadronen, von Sagan zur Oder auf.

Ein einziger glücklicher Tag, damit tröstete er die Seinen und sich selbst, kann alles in Ordnung bringen. Es war sein Vorsatz, „die Affaire mit den Russen absolut decisiv zu machen". „Halte Er sich nur unbeschädigt," schrieb er an Wedell, „bis wir heran sind; dann soll Zahlwoche gehalten werden und der Feind sich nicht lange seines Glückes zu freuen haben."

Von einer Unterschätzung des Feindes, gegen den er auszog, war er jetzt doch frei. Am 4. August erhielt er auf dem Marsch, zu Müllrose am Friedrich-Wilhelms-Kanal, die Nachricht von dem glänzenden Siege, den der Braunschweiger am 1. bei Minden über die Franzosen errungen hatte. „Ich wünsche von ganzem Herzen," schrieb er nach Berlin an Finckenstein, „Ihnen demnächst eine ebenso gute Nachricht geben zu können; aber meine Ursomanen sind keine Franzosen, und Ssaltykows Artillerie ist hundertmal mehr wert, als die von Contades ... Ich muß vorsichtiger und zugleich unternehmender sein denn je, binnen kurzem werdet Ihr entweder ein De profundis oder ein Te Deum singen."

Und wenn nun obenein diesen unheimlichen Russen es glückte, österreichische Verstärkung an sich zu ziehen? Hadik sollte, wie wir hörten, dem jetzt von dem Könige geführten Heere den Weg zur Oder verlegen. Das vermochte er nicht; aber wiederum gelang es den Preußen nicht, das zweite österreichische Detachement, die „Laudonnerie" einzuholen und zu schlagen oder wenigstens Laudons Infanterie abzufangen. Nach „grausamen und terriblen" Märschen durch den märkischen Sand — sechs Nächte hindurch hatte Friedrich,

nervös völlig abgespannt, keinen Schlaf gefunden — erhielt er doch die leidige Gewißheit, daß Laudon sich mit den Russen bei Frankfurt vereinigt hatte.

Schon vorher war General Finck, der mit 9000 Mann Hadik hatte beobachten sollen, heranbefohlen worden. Sachsen und Berlin standen damit dem Feinde offen; aber dem König galt mit Recht: „Was hier wird decidiert werden, ist von der größten Importance und kann also nicht mit genuger Force angefangen werden."

Auch das störte seine Entwürfe, daß die Verbündeten ihm nicht auf das linke Oderufer entgegenkamen. So empfindlich ihm die Vereinigung Laudons mit Ssaltykow war, so wenig war dieser damit zufrieden, nur Laudon und nicht, wie verabredet war, das Hauptheer an der Oder eintreffen zu sehen. Ssaltykow, Fermor, die russischen Generale alle weigerten sich einstimmig, über die Oder zu gehen, ehe Daun ihnen die Hand reichen werde. Laudon gewann den Eindruck, daß sie an die Weichsel zurückgehen, also den Feldzug für dieses Jahr endigen wollten.

Die große Entscheidung, die er suchte und der sein Gegner gern ausgewichen wäre, verzögerte sich somit für den König unwillkommenerweise um die für den Oberübergang erforderliche Frist. Am 6. nahm er, noch bei Müllrose, das bei Schiblow über den Fluß gekommene Wedellsche Heer auf, dem der Tag von Kay 7000 Mann gekostet hatte. Am 9. traf Finck ein. Nach den Tageslisten zählte die vereinigte Streitmacht jetzt 53 121 Mann mit 114 Geschützen, außer den Bataillonsstücken. Abgezweigt wurden 9 Bataillone und 5 Schwadronen, teils um das an der Oder zurückbleibende Gepäck und die Brücken zu decken, teils um während der Schlacht dem Feind den Rückzug auf das linke Ufer zu versperren. Mit der Hauptmasse schickte sich der König für die Nacht vom 10. auf den 11. zum Uebergang an. „In zwei Tagen," schreibt er am Abend, wieder an Finckenstein, „werdet Ihr eine kleine Hymne an Fortuna richten müssen. Ich glaube, daß Hadik es auf Berlin abgesehen hat, und ich bin genötigt, mich hier zu beeilen, um seinen Streich beizeiten zu parieren. Ein Verdammter im Fegefeuer ist in keiner abscheulicheren Lage, als jetzt ich."

Ungehindert bei Oetscher über den Fluß gelangt, lagerte sich das Heer ohne Zelte zwischen den Dörfern Leissow und Bischofssee. Von den Höhen bei Trettin hatte man den Einblick in die feindliche Stellung jenseits der von dem Hühnerfließ durchschnittenen sumpfigen Einsenkung.

Die Verbündeten hielten den 6—7000 Fuß langen, schmalen Höhenrücken besetzt, der die im Osten und Süden von Wald begrenzte Feldmark von Kunersdorf nach Nordwest abschließt und sich dort zu dem steilen Thalrand der Oder senkt. Die Front des Lagers war dem Strom zugekehrt, die Sümpfe des Häckerbusches und des großen Elsbusches machten sie fast in ihrer ganzen Ausdehnung unzugänglich. Mehrere, durch tief eingeschnittene Schluchten voneinander getrennte sandige Erhöhungen, südwestlich die Judenberge, in der Mitte der große Spitzberg, nach Nordost, den Trettiner Höhen gegenüber, der Mühlberg sprangen, mit Batterien gekrönt, nach der anderen Seite als Bastionen vor und waren durch Erdwerke und Laufgräben verbunden. Nach dem Erscheinen der Preußen auf dem rechten Oderufer ließ Ssaltykow, wie Fermor bei

Zorndorf, das Heer Kehrt machen und brannte vor seiner nunmehrigen Front die Gehöfte von Kunersdorf nieder. Die Truppen standen in zwei Treffen auf dem Höhenzuge, die Reiterei und die Irregulären am Fuße der Judenberge, die Oesterreicher teils ebendort in der seither Laudonsgrund geheißenen Einsenkung, teils auf der Höhe im zweiten Treffen des rechten Flügels. Der Wagenpark war auf das jenseitige Ufer geschafft. Die russischen Schlachttruppen beliefen sich auf etwa 40 000 Mann, ihre Irregulären auf 10 000. Die Oesterreicher zählten 18—19 000, einschließlich etwa 6000 Kroaten.

Den Schlüssel der Stellung bildeten die Judenberge. Wurde dieser Punkt bezwungen, so war nicht bloß das ganze Lager dem Feuer des Siegers ausgesetzt, den Besiegten war dann auch der Rückzug abgeschnitten. Es hat indes wohl von vornherein nicht in der Absicht des Königs gelegen, sich wie bei Prag und Kolin, Leuthen und Zorndorf an die ihm am weitesten abliegende Flanke des Feindes heranzuschieben, wo überdies im vorliegenden Falle der bis auf 300 Schritt an die Schanzen der Judenberge herantretende Wald der Artillerie eine wirksame Vorbereitung des Angriffs unmöglich gemacht hätte. Friedrichs Augenmerk scheint sich vielmehr sofort auf die ihm zugewandte Flanke, den Mühlberg, gerichtet zu haben: wenn er am nächsten Morgen für den Anmarsch zur Schlacht den Umweg durch die Neuendorfer Heide einschlug, so geschah das seiner Angabe nach, weil er in gerader Richtung von Trettin aus sich dem Mühlberge nur auf zwei schmalen, dem russischen Feuer ausgesetzten Dämmen hätte nähern können.

Zum Schutze der Batterien, die von den Trettiner Höhen aus die russische Flanke bestreichen sollten, blieb General Finck mit 8 Bataillonen und 21 Schwadronen zurück, während das Heer seit der zweiten Nachtstunde in zwei Kolonnen über das Hühnerfließ durch den sandigen Forst vorrückte, bis eine langgestreckte Sumpfniederung, die südliche Fortsetzung des Seenbeckens von Kunersdorf, dem Marsche Einhalt gebot. Noch im Walde, da kein Unterholz hemmte, wurde aufmarschiert; der linke Flügel, hinter dem fast die ganze Reiterei stand, wurde zurückgehalten, der zum Angriff bestimmte rechte lehnte sich an das Hühnerfließ; voran rückte ein Vortreffen von 8 Bataillonen bis hart an den vor dem Mühlberg liegenden, zu dem Bäckergrunde abfallenden Ausgang des Waldes. Auf zwei Waldhöhen am Saume, sowie auf dem kleinen Spitzberg bei Kunersdorf wurden Batterien errichtet.

Erst eine halbe Stunde vor Mittag, denn der beschwerliche Marsch und Aufmarsch im Holze hatte unendliche Zeit erfordert, eröffneten die Batterien aus 60 Geschützen das Feuer gegen den Mühlberg. Bald glitten die Grenadiere des Vortreffens aus ihrem Waldversteck in den Bäckergrund hinab und kletterten jenseits empor, auf 100 Schritt aus den russischen Verschanzungen mit Kleingewehrfeuer und Kartätschen begrüßt. Sie antworteten mit einer Salve und überstiegen mit gefälltem Gewehr die Erdaufwürfe und das in hellen Flammen stehende Verhack. 15 russische Bataillone wandten sich zur Flucht, der Mühlberg mit 40 Geschützen gehörte den Preußen, die Erstürmung hatte ihnen nur etwa 200 Tote und Verwundete gekostet.

Mit der glänzenden Einleitung der Schlacht war für die Angreifer so viel

gewonnen, wie am Tage von Leuthen durch die Ueberwältigung der Höhen von Sagschütz. Aber wenn damals der geschlagene Flügel des angegriffenen Heeres haltlos bis auf die Zentralstellung zurückgerollt war, so bot heute den Russen für die verlorene Flankendeckung schnell eine jener tiefen Falten des Geländes Ersatz und hemmte die Schritte der mit Siegesgeschrei von dem erstürmten Mühlberg her andrängenden Verfolger: der Kuhgrund, durch den vielleicht ehedem der Kunersdorfer Dorfteich und die beiden oberhalb des Ortes liegenden Gewässer, der blanke und der faule See, ihren Abfluß zum Oderthal genommen haben, eine etwa 400 Schritt lange, stellenweise bis zu 40 Fuß tiefe Schlucht mit breiter Sandsohle, an den steilen Rändern mit kurzem, glatten Rasen bekleidet. Hinter diesem Einschnitt bildete der Feind aus frischen Truppen, auch österreichischen, mehrere Linien, während zugleich inmitten der Trümmer des an den Grund anstoßenden Kunersdorf der ummauerte Kirchhof stark besetzt wurde.

Wäre auf preußischer Seite Reiterei zum Einhauen und Artillerie zum Nachfeuern gleich in größerer Masse zur Hand gewesen, so würde die Verwirrung unter den Russen viel verheerender um sich gegriffen haben. Vor allem aber fehlte es der glänzenden Attacke der Grenadiere auch an sofortiger Unterstützung durch frische Infanterie. Zwar auf der schmalen Plattform des Mühlberges häuften sich die Bataillone der Art, daß der Feind vom Spitzberg aus eine einzige dichte Kolonne zu erblicken glaubte; aber statt nun dem Vortreffen nachzurücken, verirrten sich die Bataillone des rechten Flügels so weit nach rechts, daß sie in das Elsbruch hinunterkamen und erst nach anderthalbstündiger Verspätung wieder oben und zur Ablösung des Vortreffens bereit waren.

Inzwischen mühten sich die braven Grenadiere vergebens damit ab, wie den Mühlberg so auch den steilen jenseitigen Hang des Kuhgrundes zu erklettern; wer sich emporarbeitete, ward hinuntergestoßen. „Das Würgen," erzählt ein Augenzeuge, „war auf beiden Seiten entsetzlich, weil die Truppen an manchen Orten nicht fünfzig Schritt auseinander standen und das kleine Gewehr in seiner vollen Stärke wirkte." Unter diesen Umständen beschränkten sich die Grenadiere, ohne Unterstützung gelassen, bald auf ein Schützengefecht.

Was dem Frontalangriff nicht gelang, wurde endlich durch Bedrohung der feindlichen Flanken erreicht. Zur Rechten des Grenadiercorps drang durch die Niederung des Elsbusches die Abteilung des Generals Finck vor, der, durch die Batterien des Mühlbergs nicht mehr gehemmt, von Trettin her über die Dämme herangekommen war; zur Linken stürmte das Regiment Knobloch vom rechten Flügel den Kunersdorfer Kirchhof und öffnete dadurch sich und den Nachbarregimentern zwischen dem Dorfsee und dem Kuhgrund ein Angriffsfeld.

Die feindlichen Truppen räumten den so lange hartnäckig behaupteten Thalrand und wurden hinter die neue Verteidigungsstellung zurückgenommen, welche die Heeresleitung inzwischen ausgewählt und hergerichtet hatte: eine etwa 1000 Schritt lange, an beiden Enden durch starke Redouten eingefaßte Querlinie im Zuge der Bodenwelle, die sich von dem großen Spitzberge bis zum tiefen Grunde, der hinter dem Kuhgrund in das Elsbruch fallenden Schlucht, allmählich absenkt.

An dieser Schranke und insonderheit an dem Bollwerk des großen Spitz-

berges sind alle weiteren Angriffe der Preußen, deren schwere Geschütze nicht in genügender Anzahl zur Stelle geschafft werden konnten, gescheitert.

Auf der äußersten Rechten, im Elsbruch, kamen Fincks Bataillone, zwischen dem Kuhgrund und dem tiefen Grund, unter die Kartätschenladungen der auf der Höhe aufgestellten Batterien und das Gewehrfeuer immer neuer Gegner. Hier fiel beim Regiment Hausen der Major Ewald v. Kleist, zum Tode verwundet, in die Hände der Kosaken. Den von Kunersdorf herbeigerufenen Reitern des Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg gelang es, aus der Niederung auf die Hochfläche zu kommen; sie ritten ein Musketierregiment über den Haufen und bedrohten schon die eine der großen Batterien, als zwei russische und ein österreichisches Reiterregiment sie anfielen und von den Höhen hinunterwarfen. Bei einem neuen Angriffsversuch wurde der Prinz verwundet.

Ebenso ergebnislos verlief das Gefecht auf der Kunersdorfer Seite. Vom Dorfe her strebten die Regimenter Knobloch, Prinz Heinrich, Finck dem großen Spitzberg zu, und zeitweise ist die Höhe, aber noch nicht die große Redoute, in ihrem Besitz gewesen: der König gedenkt eines Augenblickes, in welchem sein Fußvolk von der schon verlassenen Batterie nur noch 150 Schritt entfernt gewesen sei, als Laudon, mit Reserven herbeieilend, den Preußen einen Vorsprung von wenigen Minuten abgewonnen und dann das Kartätschenfeuer aus nächster Nähe auf die Angreifer gegeben habe.

Der zurückgehaltene linke Flügel des preußischen Heeres hatte bisher hinter der fast eine Viertelmeile langen Linie der Sümpfe und Seen oberhalb von Kunersdorf gestanden. Es kam die Stunde, da auch er eingesetzt werden mußte. Als er zum Kampf anrückte, sollen von den mehr als 30 bisher ins Feuer geschickten Bataillonen kaum noch 21 gegen den Feind gestanden haben.

Nach Friedrichs Theorie sollte die „Refusierung" des einen Flügels vor allem dem Zwecke dienen, bei einem Mißerfolg des Angriffsflügels dem Heere den geordneten Rückzug zu sichern. An diesem 12. August stellte der König wieder wie bei Leuthen und Zorndorf [1]) dem aufgesparten Flügel schließlich eine andre Aufgabe, die Fortführung des stockenden Angriffs, und setzte sich damit über die Sorge um den Rückzug gänzlich hinweg. Im preußischen Offiziercorps, unter den Mitstreitern von Kunersdorf, pflanzte sich die von Gaudi aufgezeichnete Ueberlieferung fort, daß nach der Wegnahme des Kuhgrundes, als zwei Drittel des vom Feinde vor der Schlacht besetzten Bodens erobert waren, General Finck dem Könige geraten habe, sich ferneren Angriff zu ersparen, „da die Bataille völlig gewonnen sei, unsere Infanterie viel gelitten hätte und der Feind gewiß nur die Nacht abwarten würde, um sich längs der Oder durch die Wälder zurückzuziehen". Der König soll geantwortet haben: der Feind habe gar keine Retraite, wenn er in das Oderthal geworfen würde; man müsse die Russen dergestalt in Schrecken setzen, daß ihnen die Lust vergehe, künftig die preußischen Staaten zu betreten. Andere wollten wissen, daß auch Seydlitz, ja alle Generale, den einzigen Wedell ausgenommen, die erlangten Vorteile als ausreichend angesehen hätten; ja es ist behauptet worden, daß man schon nach der Bezwingung des

[1]) Vgl. oben S. 145. 181.

Mühlberges hätte einhalten können oder müſſen — eine Meinung, auf die Tempelhoff treffend erwidert hat: das heiße, der König hätte gerade in dem Augenblick Halt machen ſollen, da er alle Wahrſcheinlichkeit auf ſeiner Seite hatte, den vollkommenſten, entſcheidendſten Sieg zu erringen. Ob in irgend einem ſpäteren Zeitpunkt, etwa nach Erſchöpfung des rechten Flügels, der Kampf zweckmäßig abgebrochen worden wäre? Der in der Schlacht verwundete General Hülſen hat bald darauf erklärt, daß auch er als Feldherr die letzte Stellung des Feindes angegriffen haben würde; daß der König Tadel verdient hätte, wenn er es hätte unterlaſſen wollen. Und ſchon fünf Tage nach der Schlacht ſchrieb der Reitergeneral Platen an den Prinzen Heinrich, er könne den Vorwurf, daß der König nach der Wegnahme des Dorfes nicht eingehalten habe, nicht als berechtigt anerkennen; nur war Platen der Meinung, daß es ſich in dem bezeichneten Zeitpunkt empfohlen haben würde, nunmehr mit dem linken Flügel die feindliche Stellung in ihrer rechten Flanke zu umfaſſen. Die ihn wegen ſeiner Verwegenheit und Ungenügſamkeit geſcholten haben, und Friedrich ſelbſt, haben dabei immer angenommen, daß das Hindernis, an dem der Angriff ſich brach, der große Spitzberg, bereits das letzte Bollwerk des Feindes, d. h. der Judenberg oder gar der ganz nahe an Frankfurt gelegene Judenkirchhof geweſen ſei, und dieſe irrige Annahme hat die Tadler in ihrer Vorſtellung von der Zulänglichkeit des erſtrittenen Teilerfolgs, den König aber in ſeiner Tendenz auf völlige Vernichtung des Gegners beſtärkt. In Wirklichkeit hätten die Verbündeten auch nach Verluſt des großen Spitzbergs immer noch eine Zuflucht hinterwärts gefunden und würden ſo den letzten Abſchnitt des Schlachtfeldes behauptet haben, obgleich die auf dem Judenberge aufgeſtellte Reſerve ſchließlich, in dem Maße, als der preußiſche Angriff Zug um Zug ihre Abberufung erheiſchte, bis auf ſechs öſterreichiſche Bataillone und drei Huſarenregimenter zuſammenſchrumpfte.

Die Tadler, denen des Königs zähes Feſthalten an dem lockenden Bilde eines Vernichtungsſchlages ein Aergernis oder eine Thorheit geweſen iſt, waren dieſelben, die ſein kühnes Bataillieren von vornherein verurteilten. Oft mit ihren Ausſtellungen einverſtanden, hat ein ſpäterer Kritiker, der Franzoſe Jomini, für die Beurteilung des Entſchluſſes von Kunersdorf doch das richtige Wort gefunden: es ſei lächerlich, einem General nachträglich vorzuwerfen, daß er den Sieg habe verfolgen wollen — wie dürfe man einen großen Mann tadeln, wenn er die Hälfte eines verſchanzten Lagers in ſeine Gewalt gebracht, daß er den Reſt über den Haufen zu rennen geſucht habe? Und vergeſſen wir nicht, daß dem Könige, als ſein rechter Flügel erlahmte und wich, noch 20 unberührte Bataillone, deren Mehrzahl allerdings in der Schlacht bei Kay gelitten hatte, und die große Maſſe ſeiner Reiterei zur Verfügung ſtanden.

Es bleibt dahingeſtellt, ob es möglich geweſen wäre, wie Platen und Spätere es gewünſcht hätten, dieſe friſchen Bataillone durch die Seeniederung hindurchzuziehen und zu einer Umfaſſung der feindlichen Stellung von der Südſeite her zu verwenden. Genug, daß ſich der König dahin entſchied, ſeinen Angriff immer wieder auf denſelben Punkt zu richten und alſo auch den linken Flügel auf dem beengten Raum rechts vom Dorfteiche gegen den großen Spitz-

berg losstoßen zu lassen: zu dem Behuf mußten die Bataillone erst längs der Seenlinie bis zu dem Kunersdorfer Kirchhof herabmarschieren.

Auf dem Gelände südlich des Dorfes blieb somit nur die Reiterei. In halber Zugbreite waren die Schwadronen auf dem etwa 200 Schritt messenden Thalboden zwischen dem Dorfteich und dem blanken See hindurch gegangen und hatten sich unter dem Schutz einer Bodenanschwellung formiert. Seydlitz, der den Verlauf des Kampfes anfänglich von dem kleinen Spitzberg bei Kunersdorf überschaut hatte, war auf den rechten Flügel zu dem Könige geritten, um ihm vorzustellen, daß die Kavallerie auf dem vor ihr liegenden Felde nicht wohl angreifen könne. Auf dem Standort des Königs wurde ihm durch eine Kugel der Degengriff in die Hand hineingetrieben; er mußte sich vom Kampfplatze fortschaffen lassen wie vorher der andere Reitergeneral, der Württemberger. An den Attacken dieses Tages hat der Sieger von Zorndorf somit keinen Teil gehabt.

Nicht in Masse, nur truppweise, gleichsam tastend, schickten sich die Reiter zum Angriff an. Die preußischen Pallasche verstanden vortrefflich, unter gelockerter Infanterie aufzuräumen; sie hatten im freien Felde auch schon Batterien genommen; hier aber, bei dem Angriff auf ein befestigtes Lager, trennten den Angreifer von den Feuerschlünden, die ihn jetzt mit Kartätschen überschütteten, Schanzen und Wälle, Palliſaden und Wolfsgruben. Der Angriff brach sich und flutete zurück.

Generallieutenant v. Platen, der das zweite Reitertreffen führte, erkannte, daß hier das Spiel zu hohen Einsatz erheische. Er zog sich mit der ganzen Kavallerie dieses Flügels nach links, so daß er die Verschanzungen des Spitzberges nun zu seiner Rechten hatte, und ließ durch die Dragoner von Schorlemer ausspähen, ob die Redoute von hinten zu umgehen sei. Dort aber zeigten sich große Kavalleriemassen, die Batterien deckend und von ihnen gedeckt.

Es war fünf Uhr vorüber. Das Feuer des kleinen Gewehrs hatte bisher ununterbrochen angedauert. Sämtliche Bataillone auch des linken preußischen Flügels hatten der Reihe nach ihre Kraft an den feindlichen Schanzen versucht, sämtlich vergebens: der Feind hat, so besagt der österreichische Schlachtbericht, „bei seiner wenigstens siebenmal erneuten Attacke jedesmal mit frischen Truppen kämpfen müssen“. Diese abgearbeitete, todmüde Infanterie war für den Gnadenstoß reif. Mit vier Compagnieen reitender Grenadiere und im zweiten Treffen mit zehn Schwadronen Dragonern brach Laudon am Häckerbusch quer durch die eigenen Bataillone aus Staub- und Rauchwolken jählings in die preußische Feuerlinie ein. Ihr letzter Zusammenhalt löste sich, was noch stand und zum Teil noch avanciert war, flüchtete nach Kunersdorf und über den Kuhgrund zurück. Die Entscheidung war gefallen.

Vom Kuhgrund bis auf den Mühlberg, in dem in den ersten Nachmittagsstunden erkämpften Teil des russischen Lagers, stauten sich die Trümmer aller an diesem blutigen Sonntag im Feuer gewesenen Bataillone und bargen sich in den Bodenfalten gegen den Traubenhagel der berühmten weittragenden Haubitzen von Peter Schuwalows Erfindung. Seit fünfzehn Stunden auf den Beinen — auf dem Marsch, während des Halts und im Kampf dem Sonnenbrand eines erdrückend heißen Augusttages ausgesetzt, war die Truppe jetzt völlig verbraucht;

auch die Gegenwart und das Beiſpiel des Königs fruchtete nichts mehr. „Der König," berichtete ein ſchlichter weſtfäliſcher Musketier nach der Schlacht in die Heimat, „iſt allzeit vorn geweſen und hat geſagt: Kinder, verlaßt mich nicht, und hat noch zuletzt eine Fahne von Prinz Heinrichs Regiment genommen und geſagt, wer ein braver Soldat iſt, der folge mir! Wer noch Patronen hatte, ging getroſt. Zuletzt ſoll er ſelber Rechtsum! kommandiert haben und geſagt: Ziehet euch zurück, Kinder!"

Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe zuſammengeſchoſſen. Eine Flintenkugel, die ihm den Tod hätte bringen müſſen, prallte an dem goldnen Etui in ſeiner Taſche ab, nachdem ſie es plattgedrückt. Die Beſchwörungen ſeiner Begleiter, ſich dem Feuer zu entziehen, wies er mit den Worten ab: „Wir müſſen hier alles verſuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier wie jeder andere meine Schuldigkeit thun."

Erſt auf dem Mühlberg gelang es ihm, mit den beiden Bataillonen des ſchleſiſchen Regiments Leſtwitz und einiger Reiterei unter dem Schutze einer ſechspfündigen Batterie eine neue Front zu bilden, worauf, wie ein ruſſiſcher Bericht ſagt, „ſeine Attacke unter entſetzlichem Artilleriefeuer den Anfang nahm und eine ſolche Wirkung that, daß unſere Truppen, welche ſich zum Teil verſchoſſen hatten, wieder zu plüieren anfingen".

Hier hätte eine ſtarke Kavallerieſerve die völlige Niederlage noch wenden mögen. Der König hat ſich nachher beklagt, daß zwei Stunden vor Ausgang des Kampfes keine Reiterei mehr ſich habe ſehen laſſen. Auf dem linken Flügel war Platen in ſeiner dem eigentlichen Schlachtfelde weit entrückten abwartenden Stellung plötzlich von öſterreichiſchen und ruſſiſchen Schwadronen angefallen worden. Zwei Angriffen hielt er ſtand, dann aber kam ſeine Reiterei in volle Unordnung und flüchtete an Kunersdorf vorbei den Wäldern zu, durch die man am Morgen gekommen war; bei den Kunersdorfer Kohlgärten lagen die toten Küraſſiere mit ihren großen ſchwarzen Pferden ganz dicht. Auf der Oderſeite waren immerhin noch einige Regimenter zur Stelle. An der Spitze ſeiner weißen Huſaren fand General Puttkamer den Heldentod; zwei Schwadronen Leibküraſſiere hieben in das Infanterieregiment Narwa ein, wurden aber von den Tſchugoſchow-Koſaken in den Sumpf gedrängt und verloren ihren Kommandeur als Gefangenen und eine Standarte. Nachher bekamen die Krockowdragoner mit den Koſaken „alle Hände voll zu thun", bis ſie ihnen durch Anzündung eines Verhacks den Weg ſperrten.

Der Widerſtand des Königs und ſeiner letzten Getreuen am Mühlberg gab dem geſchlagenen Heere eine knappe Friſt für den Rückzug über die Dämme nach Trettin. Nun aber wurde es auch für die kleine Schar dort oben hohe Zeit zum Abzug. Schon wurde in ihrem Rücken das Regiment Pioniere, das während der Schlacht die Batterien am Dorfe gedeckt hatte, umzingelt und zum größten Teil gefangen. Als einer der letzten verließ den letzten Kampfplatz der König; ſtarren Auges, wie in Betäubung verſunken. „Kann mich denn keine verwünſchte Kugel treffen?" hörte man ihn ſagen. Hart hinter ihm her kommen Koſaken angeſprengt, ein Entrinnen ſcheint nicht mehr möglich. „Prittwitz, ich bin verloren," ruft der König dem Rittmeiſter von den Leibhuſaren zu, der

mit einem Kommando von seinem Regiment die Stabswache bildet. „Nein, Ihre Majestät, das soll nicht geschehen, solange noch ein Atem in uns ist," antwortet Prittwitz und schlägt mit seinem Häuflein in wiederholtem Angriff die Verfolger ab. Nie hat ein Regiment des Ehrennamens einer Leibtruppe sich in eigentlicherem Sinne wert gezeigt, und nie hat der König seinem Retter diesen Dienst vergessen.

In dem Lager von gestern, wo die in verschiedenen Richtungen Geflüchteten wieder zusammentrafen, war ihres Bleibens nicht lange. So groß war der Schrecken der Mannschaft, daß gegen zehn Uhr in der Nacht auf den blinden Lärm vom Nahen der Kosaken alles weiter lief, während doch der Feind vom Verfolgen sehr bald abgelassen hatte. Erst in dem Winkel zwischen Warthebruch und Oder vor den Brücken bei Oetscher kam die Flucht zum Stehen. Niemand, der nicht verwundet war, wurde herübergelassen. Da das ganze Dorf mit Verwundeten überfüllt war, nahm der König seine Unterkunft am Ufer im Fährhause. Eine kurze Mitteilung von dem Geschehenen an Finckenstein schloß mit den Worten: „Von einem Heer von 48000 Mann habe ich nicht mehr 3000. In dem Augenblick, da ich dies schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran thun, an seine Sicherheit zu denken. Es ist ein grausamer Schlag, ich werde ihn nicht überleben, die Folgen der Affaire werden schlimmer sein, als die Affaire selbst. Ich habe kein Hülfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer!"

Auf dem Ufer an der Schiffsbrücke lag alles wirr und wüst durcheinander. „Während der Nacht kamen Adjutanten," erzählt ein Augenzeuge, „nahmen immer ganze Klumpen zusammen und führten sie auf die kleinen Höhen von Oetscher, wo den Morgen darauf Bataillone und Regimenter formiert wurden, so gut es angehen wollte." Gegen Mittag stand das geschlagene Heer, soviel sich wieder eingefunden hatten, in Schlachtordnung unter dem Gewehr; um 4 Uhr ging man über den Fluß zurück, in steter Sorge dabei angegriffen zu werden.

Der König nahm sein Hauptquartier im Schlosse zu Reitwein. Er berief den leicht verwundeten General Finck und übertrug ihm den Oberbefehl — „weilen Mir eine schwere Krankheit zugestoßen," heißt es in der Vollmacht, durch welche er die Stellvertretung „bis zu seiner Besserung" anordnete. Die eigenhändige Instruktion, die Finck erhielt, geht doch von einer anderen Voraussetzung aus: „Der General Fink krigt eine Schwehre Comission. Die unglükliche armée So ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande mit die Rußen zu Schlagen, Hadek wirdt nach Berlin Eillen, villeicht Laudon auch, gehet der general Fink dieße beide nach, So kommen die Rußen ihm im Rüken, bleibt er an der Oder Stehen, So krigt er den Hadek diß Seit, in deßen So glaube das wen Laudon nach Berlin wolte, Solchen könte er unterwegens attaquiren und Schlagen, Solches, wohr es guht gehet, gibt dem ungelük einen anstandt und hält die sachen auf, Zeit gewonnen ist Sehr vihl bei diehsen Desperaten Umstände." Der König erwähnt noch, daß er den Prinzen Heinrich zum Generalissimus er-

nannt hat und daß das Heer dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, dem Thronfolger, schwören soll, und schließt dann: „Dießes ist der eintzige raht den ich bei denen unglüklichen Umbständen im Stande zu geben bin, hette ich noch resourssen So wehre ich darbei gebliben."

Zusammengehalten mit dem Schluß jenes Briefes vom Abend der Schlacht, lassen die ergreifenden Worte nicht wohl einen Zweifel übrig. War weiterer Widerstand aussichtslos, ein ehrenvoller Friede ausgeschlossen, dann schien dem darniederliegenden Ringer der so oft schon als unvermeidliches Ziel und Ende vorausgesagte Augenblick gekommen, den Tod, den er auf dem Schlachtfeld nicht gefunden, sich selbst zu geben. Nach dem Uebermaß der körperlichen Anstrengungen dieser letzten Wochen, nach dem steten peinvollen Hin- und Hertreiben zwischen Sorge und Hoffnung, nach dem jähen Uebergang von stolzer Vorfreude über den scheinbar unentrinnbaren Sieg zu der vollen Bitternis der Niederlage und der Hülfs- und Hoffnungslosigkeit, nach dem gewaltigsten Aufruhr aller seiner Nerven war er jetzt dumpfer, teilnahmloser Abspannung verfallen. Sein Sekretär Cöper spricht von dem Abattement, das die Umgebung in die peinlichste Sorge versetze: der König sehe die Dinge, die doch vielleicht noch nicht in der äußersten Krisis seien, als verzweifelt an und verhalte sich demgemäß.

Aber nur für eine kurze Spanne Zeit zahlt der ermattende Held der menschlichen Schwachheit seinen Zoll. Er gewinnt sich selbst wieder. Mit gewaltigem Entschluß richtet er sich von neuem auf an jenem Ehr- und Pflichtgefühl, von welchem er vordem erklärt hat, das allein verleihe ihm die Kraft zum Ausharren. Er nimmt den Kampf wieder auf gegen seine Feinde, gegen seine Leiden, gegen sich selbst und seine Kampfesmüdigkeit und Todessehnsucht.

„Im Augenblick, da ich Ihnen unser Unglück ankündigte," schreibt er am 16. August dem Prinzen Heinrich, „schien alles verzweifelt; das soll nicht heißen, daß die Gefahr nicht noch sehr groß wäre, aber rechnet darauf, so lange ich die Augen offen haben werde, daß ich für den Staat einstehen werde, wie es meine Pflicht ist. Ein Etui, das ich in der Tasche hatte, hat mein Bein vor einer Kartätschenkugel geschützt, die das Etui zerdrückt hat. Wir sind alle zerfetzt; niemand, der nicht zwei oder drei Schüsse in den Kleidern oder im Hut hat. Wir würden gern unsere Garderobe opfern, wenn es nur das wäre ... Glücklich die Toten! Sie sind über den Gram und alle Unruhen hinweg."

An diesem Tage führte der König durch einen Marsch in südwestlicher Richtung sein Heer über Lebus in die Niederung der Spree nach Madlitz, um dem bei Müllrose eingetroffenen Hadik den Weg nach Berlin zu sperren. Da gleichzeitig Saltykow und Laudon südlich von Frankfurt über die Oder gingen, standen die Heere jetzt wieder ganz nahe bei einander. Am 17. drängte ein feindliches Reitercorps die preußischen Feldwachen auf das Lager zurück und wurde dann durch Kanonenfeuer abgewiesen. Am 18. verlegte der König sein Lager nach Fürstenwalde und hatte sich somit seiner Hauptstadt auf sechs Meilen genähert. „Ich habe mich hier auf ihren Weg gelegt," schreibt er am 19. an den mit dem Hofe und den Behörden nach Magdeburg geflüchteten Finckenstein; „ich weiß nicht, ob sie heute oder erst morgen kommen werden; aber obgleich

die Russen durch Hadik verstärkt sind, werde ich mich schlagen, weil es fürs Vaterland gilt. Betrachten Sie diesen Entschluß als den letzten Hauch unserer Macht und Kraft; ich wage nicht, für den Ausgang irgend etwas zu versprechen, das wäre zu verwegen; aber ich schwöre Ihnen, daß man nicht mehr aufs Spiel setzen kann, als ich thue."

Das geschlagene Heer hatte die während der Schlacht auf dem linken Oderufer zurückgebliebenen Abteilungen allmählich wieder an sich gezogen, dazu fanden sich noch täglich Versprengte in kleinerer oder größerer Zahl ein. Schon im Lager von Madlitz ergab die Tagesliste 27 848 Mann, immerhin nicht viel über die Hälfte von den 53 121, die vor einer Woche am Tage des Oderüberganges gezählt worden waren. „Kostet also der Tag der Bataille," so zog General Finck in einer eigenhändigen Aufstellung die Summe, „an Toten, Blessierten, Gefangenen und Vermißten 25 273 Köpfe." Und da etwa 6000 Mann nicht mit über den Fluß gegangen waren, so hatte thatsächlich dem Heere seine Niederlage mehr als die volle Hälfte des Bestandes geraubt. Dazu waren 26 Fahnen, 2 Standarten und, was jetzt besonders empfindlich war, 172 Geschütze verloren gegangen; Ersatz an Artillerie wurde aus Berlin herbeigeschafft. Bei manchen Regimentern waren nur ein oder zwei Offiziere unverletzt; von den Generalen war die Mehrzahl verwundet.

Der Mangel an Offizieren war um so störender, je weniger der König zu der Mannschaft noch Vertrauen hatte. „Die Offiziere und ich sind entschlossen zu sterben oder zu siegen," schreibt er in der Aussicht auf die neue Schlacht, „wolle der Himmel, daß der gemeine Soldat ebenso denkt"; aber er erklärt in der Bitterkeit seines Herzens, daß er „seine Truppen mehr fürchtet als den Feind". Waren die Verwünschungen an sein Ohr gedrungen, die am Abend der Niederlage im Gewühl der Flüchtenden ausgestoßen wurden? Was sich thun ließ, um den Geist der Truppe wieder zu heben, geschah; bei dem Regiment Lestwitz, das bis zuletzt ausgeharrt hatte, erhielt jeder Soldat acht Groschen Douceur; auch andere Regimenter wurden belobt und belohnt. Minder entmutigt als die Infanterie, die erst allmählich von ihrem Schrecken sich erholte, war die von weit geringeren Verlusten betroffene Kavallerie.

Gegen die Erwartung schritt der Feind weder am 19. noch am 20. zum Angriff. Wohl aber kam die Nachricht, daß auch Daun im Anmarsch und schon bis Kottbus gelangt sei. Friedrichs erster Gedanke war, mit seinem zerrütteten und kleinmütigen Heer die Russen, ehe es zu ihrer Vereinigung mit Daun kam, anzugreifen; dann sollte Branntwein vor der Schlacht den Truppen Courage machen. Aber die Russen hatten zwischen Müllrose und der Oder ein so starkes Lager bezogen, daß der König seine Absicht aufgeben mußte. Nun schien alles Weitere davon abzuhängen, ob Prinz Heinrich mit dem schlesischen Heere Daun hart genug auf den Fersen war, um dem Zusammenschluß der gegnerischen Heere seine Ankunft bei dem Corps des Königs unmittelbar folgen zu lassen. „Wir werden uns zu vereinigen suchen, so gut wie die anderen; wenn ich Glück genug habe, diesen Anschluß rechtzeitig herbeizuführen, dann werden wir uns mit einiger Aussicht auf Erfolg gegen die gesamten Streitkräfte unserer Feinde schlagen können. Aber es gibt der Wenn sehr viele, ehe wir alles das in

Ordnung haben. Diese Schlacht wird über unser Geschick, über den Feldzug und vielleicht über den Frieden entscheiden." War der Prinz nicht rechtzeitig zur Stelle, dann meinte Friedrich sich zermalmen lassen zu müssen; er werde dann sich nicht sowohl in einiger Hoffnung auf Erfolg schlagen, als um seine Pflicht zu thun bis ans Ende.

Da geschah das Unerwartete. „Ich verkünde Ihnen das Mirakel des Hauses Brandenburg," schreibt Friedrich am 1. September an seinen Bruder mit Beziehung auf die in der Geschichte verzeichneten wunderbaren Errettungen des Hauses Oesterreich; „in der Zeit, da der Feind nach dem Uebergang über die Oder durch den Entschluß zu einer zweiten Schlacht den Krieg beendigen konnte, ist er von Müllrose nach Lieberose marschiert!" Der Marsch auf Berlin war damit augenscheinlich aufgegeben. Der König entsprach der Bewegung der Russen, indem er gleichfalls in die Lausitz einrückte und eine vorteilhafte Stellung bei Waldow, zwischen Lieberose und Lübben, wählte.

Wie war das Mirakel zu Wege gebracht? Drei Tage nach der Schlacht war Lacy aus Dauns Hauptquartier im Lager der Sieger eingetroffen, Glück zu wünschen und Vorschläge zu machen: daß die Russen, durch Hadik verstärkt, entweder nach Berlin gehen, oder daß sie in fester Stellung, das Corps des Königs von Preußen bedrohend und festhaltend, an der Oder bleiben sollten, wo dann die Oesterreicher entweder den Zug gegen Berlin auf sich nehmen oder sich nach Schlesien wenden würden, um dort eine der Festungen zu erobern und sich die Winterquartiere zu sichern. In ihrem alten Mißtrauen gegen die Verstocktheit und den Eigennutz des Bundesgenossen hörten die Russen aus diesem Anbringen nur das heraus, daß die Oesterreicher es auf Schlesien und ihre Winterruhe abgesehen hätten. Ssaltykow entließ den Unterhändler ohne bestimmten Bescheid und lud Daun zu persönlicher Rücksprache ein.

Daran blieb kein Zweifel, daß die Russen nicht gewillt waren, nach zwei blutigen Schlachten noch weitere Opfer zu bringen. Daun habe es leicht, so ward den österreichischen Offizieren im russischen Lager bemerkt, Vorschläge zu machen und die Ausführung den Russen zu überlassen; jetzt sei das österreichische Heer an der Reihe, seine Haut zu Markte zu tragen, die Russen würden sich nicht mehr zur Schlachtbank führen lassen. Und als Laudon wenigstens um eine beschränkte Anzahl russischer Truppen bat, um mit ihnen und seinen eigenen Leuten sich den Preußen an die Ferse zu hängen, rief Ssaltykow, er könne und wolle mit dem Feinde nichts mehr zu thun haben. Wenn er am 16. August sich zum Uebergang über die Oder entschloß, so geschah es nur, weil ihn die erstickenden Ausdünstungen des Totenfeldes aus dem alten Lager vertrieben.

Der russische Feldherr konnte sich darauf berufen, daß ihm der Sieg von Kay an 5000 Mann, der Sieg von Kunersdorf 13—14000 Mann gekostet hatte. Die Thatsache blieb doch bestehen, daß das russische Heer am 12. geschlagen gewesen war, als im letzten Augenblicke eine ungeahnte Wendung das innere Gefüge auch des angreifenden Heeres auflöste. Daß trotzdem Ssaltykow mit seinen erschütterten Truppen bei kräftigerem Entschluß und besserem Willen mehr zur Ausnützung seines unverhofften Sieges hätte thun können, lehrt ein Vergleich mit dem Verhalten Fermors nach Zorndorf: auch nur mit einem Teil

der festen und gewandten Bewegungen, die dort das geschlagene russische Heer ausführte, hätte sich der Sieger von Kunersdorf zum Meister über das Geschick der Besiegten machen können. Aber die Not des Augenblicks, die damals zum Entschlusse und zum Handeln zwang, sie drängte heute nicht. Ssaltykow hatte seinen Lorbeer, seine zwei Siege, die volle Deckung zugleich dem Feinde und seiner Gebieterin gegenüber, er hatte die Erlösung von schwerer Sorge, die Errettung vom Untergang: warum sollte er sein Heer und sich selbst, seinen Feldherrnruhm und sein Ansehen bei Hofe wieder aufs Spiel setzen? Und in der That, nachdem die Gunst des ersten Augenblicks verscherzt war, würde der König von Preußen, so grimmig wie er sich jetzt wieder in Positur setzte, die Feldherrnkunst dieses jüngsten Siegeshelden noch auf eine harte Probe gestellt haben. Zur Verfolgung war es schon zu spät geworden, nur in neuem heißen Kampfe hätte sich das Werk von Kunersdorf noch krönen lassen.

Das also war die Lage, als Ssaltykow und Daun am 22. August zu Guben sich besprachen. Keiner von beiden brachte die Neigung mit, quer durch das von Friedrich angeführte Heer sich den Weg nach Berlin zu eröffnen. Daun gab die Erklärung ab — eine offenbare Ausflucht — daß er auf den Marsch von seinem Hauptquartier Triebel bis nach Berlin, einen Weg von fünfzehn Meilen, mindestens 21 Tage rechnen müsse; nachher aber werde die Wegnahme der preußischen Hauptstadt einen wirklichen Gewinn nicht bedeuten, bei der Unmöglichkeit, in der ausgesogenen Mark Winterquartiere zu beziehen. Die Feldherren kamen überein, vorerst in Beobachtungsstellungen, Ssaltykow am Friedrich-Wilhelms-Graben und Daun in der Niederlausitz, zu verbleiben, um hier dem Prinzen Heinrich und dort dem Könige Entsendungen an die Elbe unmöglich zu machen. Werde Dresden gefallen sein, so würden beide Heere sich nach Schlesien zu wenden haben; auch sprach Daun davon, sein Augenmerk auf die Zertrümmerung der Armee des Prinzen richten zu wollen.

Maria Theresia erklärte sich mit dem Ergebnis der Gubener Besprechung durchaus einverstanden. So gern sie die Eroberung der feindlichen Hauptstadt gesehen hätte, sie erkannte doch an, daß es den Russen nach zwei mörderischen Schlachten nicht zu verdenken sei, wenn sie „mehrere dergleichen blutige Gelegenheiten" vermeiden wollten. Den Plan zum Einmarsch in Schlesien und zur Bedrängung des Prinzen Heinrich bezeichnete sie als den vergnüglichsten, der überhaupt hätte gefaßt werden können. Dabei schärfte sie für das dem Könige gegenüberstehende Beobachtungsheer die äußerste Vorsicht ein. So notwendig es sei, dem Prinzen eine Schlacht zu liefern, so unbedingt müsse sie gegen den König vermieden werden. Ihn eng in Schach zu halten, sei die ausschließliche, eine wichtige und schwierige Aufgabe. Die Kaiserin sprach ihr Bedauern aus, daß Daun sich nicht teilen könne, um in Person gleichzeitig da und dort zu sein.

Minder zufrieden zeigte sich der russische Hof mit dem Verhalten seines Feldherrn; man tadelte, daß Ssaltykow nach dem Siege verabsäumt habe, das geschlagene Heer kräftig zu bedrängen.

Inzwischen hatte dieser, da die Aussicht auf den in Guben als sicher und als Grundlage für alles Weitere angenommenen Fall von Dresden zu schwinden schien, am 26. August doch noch Daun zu einem gemeinsamen Angriff auf das

Corps des Königs aufgefordert. Daun antwortete mit Hinweis auf die Gubener Verabredungen ablehnend: man müsse abwarten, was mit Dresden geschehen werde. Und dort war wider Saltykows Vermuten das Glück den Gegnern Preußens hold.

Die Reichsarmee erhielt Gelegenheit zu ihrer größten That. Sie hatte sich nach den zu Beginn des Feldzuges erlittenen Unbilden bis Ende Juli so weit erholt, um im Verein mit einem österreichischen Corps den Einmarsch in das von preußischen Truppen augenblicklich fast ganz entblößte Sachsen zu wagen.[1]) Die kleinen Besatzungen in Leipzig, Torgau, Wittenberg kapitulierten gegen freien Abzug. Am 26. August erschien der Reichsfeldherr, auch in diesem Jahr Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken, mit 27 000 Mann vor Dresden. Der Kommandant, der vor neun Monaten die Stadt so entschlossen verteidigt hatte, Graf Schmettau mit seinen 3700 Mann, stand diesmal vor einer schwierigen Entscheidung. Unter dem ersten Eindruck der großen Niederlage hatte ihn der König durch ein Schreiben vom 14. August ermächtigt, wenn er sich nicht halten könne, eine vorteilhafte Kapitulation abzuschließen, um die Garnison, das Lazareth, das Magazin, die Kassen — sie enthielten über 5½ Million Thaler — zu retten. Inzwischen aber wußte Friedrich Rat zu schaffen für ein Entsatzcorps; General Wunsch, durch vier Bataillone aus Pommern ersetzt, verließ am 21. August mit seinem Freiregiment das Lager des Königs, zog unterwegs einige gleichfalls aus Pommern heranmarschierende Truppenteile und die Besatzungen der geräumten Plätze an sich, gewann Wittenberg und Torgau zurück und erschien am 5. September mit 4—5000 Mann vor der Neustadt Dresden. Am Abend zuvor hatte Schmettau die Stadt dem Feind übergeben!

Der König hat dem Kommandanten den ohne Frage übereilten Schritt nie verziehen, um so weniger, als ihm dieser General unmittelbar nach dem verhängnisvollen Ereignis in sehr bestimmter Anklage als Verräter verdächtigt wurde. An Bestechungsversuchen hat es allerdings nicht gefehlt, aber Schmettau ist ihnen nicht erlegen; auch hat er sich wegen der Uebergabe von Dresden kriegsrechtlich nicht zu verantworten gebraucht, der Befehl des Königs deckte ihn formell. Aber dienstliche Verwendung fand er nicht wieder, und nach dem Kriege wurde er mit einem kargen Ruhegehalt verabschiedet.

Eben hatte Friedrich ein wenig aufzuatmen begonnen. „Sie werden beurteilen können," schreibt er am 5. September seinem jüngsten Bruder, „wie ich während der letzten drei Wochen, erregbar wie ich bin, das Martyrium ertragen habe. Unsere Lage ist weniger verzweifelt als vor acht Tagen, aber ich sehe mich umringt von Klippen und Abgründen, meine Aufgabe ist sehr schwierig, und ohne ein Mirakel oder die göttliche Eselei meiner Feinde wird es unmöglich sein, den Feldzug zu Ende zu bringen." Zwei Tage später erfährt er gleichzeitig, daß Dresden gefallen ist und daß die Schweden, nach dem Abzug der letzten preußischen Feldtruppen aus Pommern, die Uckermark überziehen. „Dieser Feldzug," klagt er, „ist um so schrecklicher, als meine eignen Leute mir ebensoviel und mehr Not machen, als meine Feinde. Unsere Sachen hängen Tag für

[1]) Vgl. oben S. 218.

Tag an einem Haar. Die Zahl unserer Feinde erdrückt uns, weil unsere Braven im Kriege umgekommen sind und ich nur noch Kujone zu kommandieren habe." „Hätte ich 10 Bataillone von 1757", ruft er ein andermal, „so würde ich mich vor nichts fürchten, aber der grausame Krieg, den man gegen uns führt, hat unsere besten Verteidiger umkommen lassen, und was uns bleibt, kann sich nicht einmal mit dem Schlechtesten, was wir früher hatten, vergleichen."

Doch rechnete der König bestimmt darauf, Dresden binnen kurzem wieder in seiner Hand zu haben, und zwar um so mehr, als jetzt überall die preußische Strategie ihre Ueberlegenheit von neuem offenbarte.

Gegen die Schweden, diese Hottentotten, wie man sie verächtlich nannte, zog General Manteuffel, von seiner bei Kay empfangenen Wunde kaum genesen, mit vier Bataillonen und zehn Schwadronen zu Felde und drängte sie, wie im Vorjahre, bis zur Peene zurück. Freilich die im Haff ausgerüstete kleine Flottille von acht armierten Kauffahrern und vier decklosen Barkassen erlag unter dem Befehl des als Kommodore eingekleideten Hauptmanns von Köller nach rühmlicher Gegenwehr dem Angriff von vierzehn schwedischen Galeeren; aber 160 Gefangene aus dieser Seeschlacht überwältigten auf ihrer unfreiwilligen Ueberfahrt nach Karlskrona ihre schwedischen Begleiter und führten das Schiff im Triumph nach Kolberg.

Gegen Daun, der ihn zerschmettern wollte, operierte Prinz Heinrich an der Spitze des schönen und unversehrten schlesischen Heeres mit seinem ganzen, bisher nur gegen untergeordnete Gegner bewährten Geschick. Bis zum 25. August war der Prinz im Lager von Schmottseifen ohne sichere Kunde von dem Kunersdorfer Ereignis gewesen. Am 4. hatte er überhaupt die letzte Nachricht vom Könige erhalten. Als er nun Daun aus dem Lager von Marklissa nach der Niederlausitz aufbrechen sah, folgte er ihm zunächst bis Sagan, warf sich dann nach Görlitz, ließ in Böhmen die österreichischen Magazine zu Friedland und Gabel wegnehmen und veranlaßte dadurch Daun, der nach dem Fall von Dresden doch noch eine Unternehmung auf Berlin geplant hatte, zu eiliger Umkehr nach Bautzen. Für einen weiteren Plan noch nicht entschieden, wurde dann der Prinz durch seinen königlichen Bruder auf die Elblinie und Torgau hingewiesen, wo General Wunsch, auch nach seiner Vereinigung mit einem durch Finck herbeigeführten Detachement von dem Corps des Königs, gegen die Reichsarmee noch zu schwach war. Am 23. September trat der Prinz aus dem Lager bei Görlitz seinen vielbewunderten Zug an die Elbe an; zur Deckung von Schlesien ließ er einen Teil seiner Truppen bei Schmottseifen unter Fouqué zurück. Daun, überlistet und umgangen, war auf das äußerste verwundert. Um Dresden zu retten, zog er von Bautzen dem preußischen Prinzen eilends nach; damit aber war er in die Defensive gebracht und von dem großen schlesischen Plan völlig abgelenkt.

Immerhin war es ihm vor dem Aufbruch von Bautzen noch gelungen, 12000 Mann zu dem russischen Heere, das sich inzwischen von Lieberose über Guben nach Christianstadt gezogen hatte, stoßen zu lassen. Ohne diese Verstärkung würde Ssaltykow sich trotz früherer Zusagen schwerlich auf neue Unternehmungen eingelassen haben. So aber fand er sich bereit, einen Anschlag auf Glogau zu versuchen. König Friedrich war fest entschlossen, eine Belagerung der Festung

nicht zu dulden. Ueber vierzehn Tage hatte er im Lager von Waldow unbeweglich, lediglich beobachtend gestanden. Jetzt zog er den Russen über Kottbus, Forst, Sorau und Sagan nach und hatte die Genugthuung, am 24. September die Oder hinter Neustädtel vor ihnen zu erreichen. Er erwartete für den nächsten Tag die Schlacht, mit 21000 Mann gegen 50000. Morgens um 6 Uhr begannen die Feinde zu rekognoscieren. „Diese Herren," meinte der König, „müssen uns noch für fürchterlich halten." Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie ihn nicht anzugreifen wagten, schrieb er dem Prinzen Heinrich, er halte die Campagne hier für beendet; sobald der erste Reif falle, würden die Verbündeten für ihre Pferde keine Weide mehr finden und nach Hause ziehen müssen; zum 10. oder 14. Oktober glaubte er sich also dem Bruder zur Verfügung stellen zu können.

Der Feind hielt dann am rechten Oderufer noch etwas länger aus, nur ehrenhalber, ohne an Angriffsbewegungen zu denken, und so mußte auch Friedrich an der Oder bleiben, denn er wollte Schlesien „nur unter guten Zeichen" verlassen. Der Ausgang stand vorweg fest. Der Kanzler Woronzow hatte dem österreichischen Botschafter erklärt, blutige Thränen weinen zu wollen, wenn die Heere nicht gemeinsam in Schlesien Winterquartiere fänden. Aber am 26. Oktober mußte geschieden sein. Die Russen zogen nach der Weichsel ab, Laudon, nach dem ihm von Friedrich verliehenen Titel des „heiligen Römischen Reichs Erzbärenführer", sah sich genötigt, da die Straße durch Schlesien gesperrt war, den Rückweg nach Ungarn über Kalisch und Krakau wie ein versprengter Freibeuter zu nehmen.

Saltykow und Daun, so schrieb Friedrich seinem Gesandten in London, einer dort gemachten Bemerkung zustimmend, hätten ihre Operationen so ausgeführt, als wären sie berauscht gewesen. Der eine war jetzt abgefertigt, dem andern mußte der Laufpaß noch gegeben werden.

Sachsen vom Feinde zu befreien, Dresden wiederzugewinnen, wünschte Friedrich nicht bloß aus allgemeinen militärischen Rücksichten und wegen seiner Winterquartiere, sondern noch aus einem besonderen Grunde politischer Art. Es lagen Anzeichen dafür vor, daß Frankreich und England sich wegen des Friedens verständigen würden. Der König hatte schon vor Kunersdorf bei seinen britischen Verbündeten dem Frieden das Wort geredet. Er hoffte nicht bloß in den Frieden eingeschlossen zu werden, er hoffte sogar wie im Vorjahre auf eine Kriegsentschädigung an Land und Leuten und war eben im Begriff, seine Ansprüche anzumelden. Um so notwendiger war es, den Feldzug nicht mit einem territorialen Deficit abzuschließen. Wiederherstellung des militärischen Besitzstandes vom vorigen Winter war das Schlagwort, das Friedrich in diesem Herbst zu ungezählten Malen wiederholte. Das Ziel, das militärische wie das politische, scheint ihm nicht mehr zu verfehlen: „Ist der Feind einmal aus Sachsen ausgetrieben, so wird der Rest nur einige Federstriche kosten, das wird sehr schnell gemacht sein."

„Die Lage der Dinge ist hier nicht so, wie ich wünschen möchte", schrieb damals aus dem Hauptquartier des Prinzen Heinrich der englische Gesandte; „indeß, der König von Preußen lebt, und so lange er lebt, wird er fortfahren Wunder zu thun."

Seit Mitte Oktober schwer von der Gicht geplagt, an der linken Hand, dem rechten Fuß und Knie völlig gelähmt, immer wieder von starken Fieberschauern heimgesucht, mußte Friedrich sich entschließen, selber in Glogau zurückzubleiben und das nach Sachsen bestimmte Corps von 18 Bataillonen und 30 Schwadronen dem General Hülsen anzuvertrauen. Aber länger als bis zum 7. November litt es ihn nicht auf seinem Schmerzenslager. Als „lahmer Krüppel" ließ er sich von Ort zu Ort schleppen: „Ich werde zu Ihnen fliegen," so meldet er sich dem Prinzen Heinrich an, „auf den Flügeln der Vaterlandsliebe und der Pflicht, aber Sie werden bei meiner Ankunft nur ein Skelett angefüllt mit gutem Willen sehen; mein Geist wird den siechen und schwachen Leib gehen heißen." Er nennt sich ein Impedimentum des Heers und erinnert sich an Philipp II., dem seine Generale schrieben, er möge nicht als lästige Bagage ins Lager kommen, sondern als nützliches Glied.

Am 13. November traf der König, seiner Glieder wieder mächtig, aber noch vom Schlaf gemieden, matt und sehr blaß und abgezehrt, zu Hirschstein bei Meißen ein und nahm aus den Händen des Prinzen den Oberbefehl zurück über das jetzt in Sachsen vereinigte Heer von nahezu 50 000 Mann. „Sie sehen einen Mann, der vom Unglück und vom Schmerz geschlagen, aber nicht niedergeworfen ist," sagte er beim Wiedersehen zu seinem seit Ende Juli von ihm getrennten Vorleser Catt.

Prinz Heinrich erntete aus des Bruders Munde reiches Lob für die Feldherrnkunst, mit der er ein ganzes Vierteljahr hindurch Dauns großes Heer in Schach gehalten hatte. In den Gefechten von Hoyerswerda und Torgau, Korbitz und Pretzsch hatten Heinrich, Finck und Wunsch sich den Oesterreichern und Reichstruppen jedesmal überlegen gezeigt. Völlig genügt hatte der Prinz den Ansprüchen des Königs allerdings nicht. Friedrich hätte gewünscht, daß Heinrich auf den Ebenen bei Torgau oder Leipzig die Oesterreicher zur Schlacht gestellt hätte, und es war darüber in dem Briefwechsel zu einer scharfen Auseinandersetzung gekommen. Friedrich hatte geschrieben, wer niemals etwas riskieren wolle, werde auch nichts thun können, und Heinrich hatte gereizt geantwortet: „Ich bin sehr ruhig, ich bemühe mich meine Pflicht zu thun, ich habe zu viel Zeugen, um die Ungerechtigkeit zu fürchten, und Mut genug, um die Verleumdung zu verachten."

Jetzt war Daun aus der Ebene entwichen und hatte in dem durchschnittenen Gelände auf dem linken Elbufer bei Dresden die Stellungen, wie er sie liebte, zur Auswahl. Daß er zum Winter Sachsen würde räumen müssen, nahm man im preußischen Hauptquartier als sicher an. Ließ er dann in Dresden eine Besatzung zurück, so wollte Friedrich die als ein Geschenk betrachten, da die Stadt bald würde kapitulieren müssen.

Aber auch Daun selber sollte ihm, so war sein Vorsatz, nicht ungezaust entrinnen, wenn dieser Zauderer auch der Schlacht wiederum auswich. Friedrich sann auf Mittel, den Rückzug des Feindes zugleich zu beschleunigen und verlustreich zu machen: „Verwirrung, Bestürzung und den Geist des Irrtums und Taumels in den Ratschlag und die Entschließungen der feindlichen Heerführer hineinzutragen." Als geeignete Maßnahmen erschienen ihm: Ueberrumpelung der Maga-

zine in Saatz, Teplitz, Aussig — der Anschlag, den Oberst Kleist mit seinen grünen Husaren erfolgreich ins Werk setzte; Verwandlung der feindlichen Rückzugsstraße in eine „Mördergrube" durch Entsendung eines Detachements in den Rücken der österreichischen Stellung, gegen Dauns „Subdelegierte" — die Aufgabe, die dem General Finck zufiel; endlich ein Nachhutsgefecht, in das der König selber das abziehende Heer zu verwickeln gedachte, „auf daß dieser Mann, der auf sein Haupt alle Symbole menschlicher Eitelkeit (den geweihten Hut) gehäuft hat, Sachsen nicht verläßt, ohne feierlich mit großen Tritten vor sein Hinterteil hinausgeleitet zu sein".

Der Plan, den Feind durch einen Flankenmarsch nach Freiburg und Dippoldiswalde zu beunruhigen, war bereits durch den Prinzen Heinrich entworfen und eingeleitet worden. Am 5. November legte er seine Absicht dem noch in Glogau weilenden Könige dar und fand dessen vollen Beifall. Schon am 4. war General Finck über die Mulde gesandt worden; als der König ankam, stand Finck, nach und nach verstärkt, bei Nossig. Friedrich befahl ihm alsbald, bis Dippoldiswalde vorzugehen und von dort stark nach Maxen zu detachieren. Die Aufgabe war, auf der Lauer zu liegen, den Troß, wenn er vorausgeschickt wurde, abzufangen, kleine vorbeikommende Trupps zu überfallen, stärkere und wohlgeordnete Abteilungen aber ziehen zu lassen. Am 18. erhielt Finck den Befehl, mit seinem ganzen Corps nach Maxen zu gehen, um die Vortruppen dort nicht einem Ueberfall auszusetzen und die von Dresden aufgebrochene Reichsarmee, wenn sie des Weges kam, „in Empfang zu nehmen". Noch denselben Abend aber teilte ihm der König einen Bericht Zietens mit, wonach ein österreichisches Corps auf Dippoldiswalde, ein anderes nach Maxen zu marschiert sei; Finck habe danach seine Anstalten zu treffen. Zur Verstärkung wurde General Hülsen mit 7 Bataillonen und 31 Schwadronen nach Dippoldiswalde gesandt. Der Hauptmacht des Feindes war der König von Meißen bis hinter Kesselsdorf und an den Plauenschen Grund auf den Fersen gefolgt; er glaubte sie festzuhalten. Er war seiner Sache völlig sicher. „Wir haben gewankt und waren im Begriff zu fallen, aber trotz aller unserer Unglücksfälle stehen wir wieder aufrecht da und befinden uns am Ende eines von Gefahren starrenden Feldzugs, und zwar in derselben Lage wie vor einem Jahre. Dieses Wunder wird lediglich dem Ungeschick und all den groben Fehlern unserer Feinde gedankt." Er kündete Voltaire seinen nächsten Brief für den Zeitpunkt seines Einzugs in Dresden an. Und noch am 21. November meinte er, Daun werde jenseits der Elbe über Zittau nach Böhmen gehen müssen, bis zum 25. werde Sachsen vom Feinde gereinigt sein.

An diesem 21. war sein Hauptquartier bereits in großer Erregung und Sorge. Dunkle Gerüchte schwirrten durch die Luft, dem Könige wagte niemand davon zu sprechen. Endlich wurden zwei Bauern zu ihm geführt; sie sagten aus, daß Finck mit allen seinen Leuten in Gefangenschaft geraten sei. „Mein Gott," rief der König, „ist es möglich! soll ich denn mein Unglück mit mir nach Sachsen gebracht haben!" Noch blieb die Schreckensnachricht unbeglaubigt; auch am nächsten Tage wußte man noch nichts Bestimmtes, bis Fincks eigener Bericht alles bestätigte.

Der König antwortete ihm: „Es ist bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein preußisches Corps das Gewehr vor seinem Feind niedergeleget, von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt. Von der Sache selbst muß Ich annoch Mein Judicium suspendiren, weil Ich die eigentlichen Umstände, so dabei vorgegangen, noch gar nicht weiß."

In Wien urteilte Kaiser Franz: „Es ist unbegreiflich, daß ein solches Corps mit allen seinen Generalen sich auf die Art ergeben hat; das ist höchst schimpflich für sie und gleicht nicht den Preußen von früher."

Mit dem Corps, das am 21. November 1759 die Waffen gestreckt hat, verlor das preußische Heer fast 15 000 Mann, dazu 70 Geschütze, 96 Fahnen und 24 Standarten. Der unglückliche General hat sich darauf berufen, daß er mit seinen Bedenken gegen den Vormarsch in die ausgesetzte Stellung bei Maxen nicht zurückgehalten habe, vom Könige aber mündlich ungnädig angelassen und durch schriftliche Befehle fort und fort vorgedrängt worden sei. Finck hat auch der Meinung Ausdruck gegeben, daß seine Rapporte, von denen er Abschriften nicht zurückbehalten hatte, ihn gewiß noch mehr rechtfertigen würden: das trifft indes nicht zu. Seine Berichte noch aus den letzten Tagen seines Kommandos zeigen, daß er sehr zuversichtlich war, daß er sich eines Angriffs nicht versah. Und auch als das Nahen stärkerer Massen ihm gemeldet wurde, hat er weder durch einen Rückzug nach Dippoldiswalde sich seine Verbindung mit dem Hauptheere oder für den äußersten Fall einen Ausweg in südlicher Richtung gesichert, noch auch die vorgeschobene Abteilung des General Wunsch aus Dohna wieder an sich gezogen. Schon abgeschnitten, zersplittert, hat er dann immer noch geglaubt, nicht angegriffen, sondern nur eingeschlossen und alsbald entsetzt zu werden. Er hat unter dieser Voraussetzung nicht einmal daran gedacht, sich hinter die Schlucht von Reinhardsgrimma zu setzen, wo er stärkste Deckung und allemal eine Rückzugsstraße gehabt haben würde. Dabei waren alle diese Stätten den preußischen Truppen und insonderheit dem General Finck persönlich aus den vorangegangenen Feldzügen genau bekannt. So erlag der bis dahin trefflich bewährte, gepriesene General, umstellt und überrascht, dem von Daun selber geleiteten Angriff. Und nicht eine Uebermacht von 50 000, wie Finck annahm, hat ihn erdrückt; nur etwa 25 000 Gegner waren zur Stelle, einschließlich der im Rücken der Preußen erschienenen und wie immer nicht gerade nachdrücklich vorgehenden Reichstruppen.

Als Finck am Morgen nach dem Kampfe sich ergab, will er außer den 1800 Mann des General Wunsch, die er in die Kapitulation mit einschloß, nur noch 5071 Mann bei einander gehabt haben. Vom Standpunkt der militärischen Ehre bleibt die Zustimmung zu einer förmlichen Waffenstreckung der dunkelste Fleck an seinem Verhalten. Mit Recht ist ihm später von seinen Richtern vorgehalten worden, daß auch ohne Kapitulation das Corps kein härteres Schicksal als die Kriegsgefangenschaft hätte treffen können: „wobei statt dessen, daß ein ganzes Corps im freien Felde die Waffen auf eine deshonorierende Weise niedergeleget, die Ehre der Waffen conservieret und ein Exempel zu übler Nachfolge vermieden sein würde." Daß die Kapitulation den Offizieren den Besitz ihres Gepäcks zugestand, das ließ den traurigen Vorgang nur um so anstößiger erscheinen.

Der König und sein General haben beide, trotz der Erfahrung von Hochkirch, dem Feinde nicht den Grad von Entschlossenheit zugetraut, den Daun, von mutigen Gehilfen beraten, am 20. November 1759 wiederum wie am 14. October 1758 gezeigt hat. Und in dieser Beziehung hat Finck zu seiner Entlastung nicht unzutreffend geltend gemacht, daß wenn der König mit dem Hauptheer durch eine kräftige Diversion auf Dauns Front hätte wirken wollen, dieser die Unternehmung auf die in seinem Rücken erschienenen preußischen Streitkräfte schwerlich gewagt haben würde.

Das nach dem Friedensschluß unter Zietens Vorsitz zusammengetretene Kriegsgericht hat den General Finck zur Kassation und zu einjähriger Festungshaft verurteilt, weil er, ohne des Verrats oder einer ehrverletzenden Handlung schuldig zu sein, es an Umsicht und Resolution habe fehlen lassen. Ueberwiegend aber blieb im Heere und in der litterarischen Ueberlieferung die Meinung, der sich im Hauptquartier unmittelbar nach der Katastrophe auch unvoreingenommene Beurteiler anschlossen. „Finck ist unglücklich und anscheinend unschuldig", schrieb Eichel an den Minister Finckenstein, während Prinz Heinrich in seinem Haß gegen den Bruder sich ungleich schärfer und deutlicher ausließ: „Von dem Tage an, da er zu meinem Heere gestoßen ist, hat er Unordnung und Unglück verbreitet; all meine Mühe in diesem Feldzug und das Glück, das mich begünstigt hat, alles ist verloren durch Friedrich." Mit einem giftigen Ausfall gegen den „widerspruchsvollen, unzuverlässigen Charakter" des Königs wiederholte der Prinz seine alte Behauptung: „Er hat uns in diesen grausamen Krieg hineingeworfen, die Tapferkeit der Generale und Soldaten kann allein uns herausziehen."

Noch niemals meinte der englische Gesandte, der allerdings bei Kunersdorf nicht zugegen gewesen war, den König so bekümmert und niedergedrückt gesehen zu haben. Das neue Unglück ließ die peinlichsten Erinnerungen seines ganzen Lebens wieder aufsteigen. „Sehen Sie, wie ich von je unglücklich gewesen bin," sagte er zu Catt; „von meinem Vater gemißhandelt, drei Monate lang allein eingesperrt . . . Das Unglück hat mich immer verfolgt, ich bin glücklich gewesen nur in Rheinsberg. Ich liege wie auf Kohlen, ich habe Anwandlungen von Ungeduld, Entrüstung und Zorn, ich habe das Gefühl, als ob ich Ketten trüge und sie zerreißen wollte." Dem Marquis d'Argens hatte er vor acht Tagen einen siegesgewissen Brief mit einem übermütigen Spottgedicht auf Daun geschickt; jetzt schrieb er ihm: „Die kleine Hymne an Fortuna, die ich Ihnen mitgeteilt habe, war vorschnell gemacht; man soll nicht Viktoria singen, ehe man gesiegt hat." Und in einem zweiten Brief aus diesen Tagen: „Seit vier Jahren mache ich mein Fegefeuer durch; wenn es ein anderes Leben gibt, so wird der himmlische Vater mir das, was ich in diesem Leben gelitten habe, zu gute halten müssen. Jede Stellung, jede Lebenslage hat ihre Widerwärtigkeiten und Mißgeschicke; ich muß meine Last, so schwer sie drückt, tragen wie ein anderer, und sage mir: das wird vorübergehen, wie unsere Vergnügungen, unsere Neigungen, unsere Plagen und unsere glücklichen Lose."

Friedrichs Gegner verrechneten sich in seiner Standhaftigkeit, wenn sie meinten, daß er Sachsen jetzt räumen müßte. Ihre Enttäuschung war groß, und doch war nach dem Zeugnis des venetianischen Botschafters ganz Wien von Bewunderung erfüllt,

als sich herausstellte, daß der König keinen Fuß breit vor den Siegern von Maxen zurückzuweichen entschlossen war. „Das letzte Bund Stroh und der letzte Bissen Brot sollen darüber entscheiden, wer von uns beiden in Sachsen bleiben wird!" erklärte er trotzig. Noch immer glaubte er, daß Daun aus Mangel an Verpflegung nach Böhmen abziehen würde.

Die ersten Tage des Dezember brachten einen neuen Unfall. Bei Meißen geriet General Diericke mit 1500 Mann, durch den Eisgang der Elbe am rechtzeitigen Rückzug gehindert, nach heldenmütigem Widerstand in österreichische Gefangenschaft. Wollte der König den Feldzug noch fortsetzen oder gar wieder zur Offensive übergehen, so brauchte er nach seinen empfindlichen Verlusten Verstärkung. Er wandte sich an den Herzog Ferdinand und bat um 5—6000 Mann von dem westdeutschen Heere.

Ferdinand hatte die Scharte von Bergen durch den Sieg von Minden und Gohfeld über die vereinigte Streitmacht von Contades und Broglie am 1. August[1]) rühmlich ausgewetzt. In Berlin wollten es die gefangenen französischen Offiziere nicht für schimpflich halten, bei Roßbach von einem Helden geschlagen zu sein, aber bitter empfanden sie es, jetzt auch von einem Heere, das sie ehedem besiegt und verachtet hatten, geschlagen zu werden.

Von Westfalen abgedrängt, hatten die französischen Generale ihren Rückzug durch Hessen genommen und erst zwischen Gießen und Wetzlar in einem verschanzten Lager hinter der Lahn Halt gemacht. Anfang Dezember bezogen sie am Main und Rhein die Winterquartiere. In Westfalen ging ihnen am Tage der Kapitulation von Maxen ihr Waffenplatz Münster nach längerer Belagerung verloren. So beherrschte Ferdinand wieder den ganzen Bereich, den er im vorigen Winter inne gehabt hatte[2]). Er konnte dem Verlangen des Königs willfahren und sandte ihm 13 Bataillone und 19 Schwadronen, Hannoveraner, Braunschweiger und Hessen. Ihre Führung übernahm der junge Prinz, der seit dem Tage von Hastenbeck bei zahlreichen Gelegenheiten seine hervorragende militärische Begabung und seinen persönlichen Mut bewährt und noch jüngst bei dem Ueberfall von Fulda dem Herzog von Württemberg übel mitgespielt hatte: Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Nicht umsonst hatte ihn die preußische Mutter vor dem ersten Ausrücken in das Feld mit den Worten entlassen: „Ich verbiete Euch, wieder vor meine Augen zu treten, wenn Ihr nicht Thaten gethan habt, die Eurer Geburt und Eurer Verwandtschaft würdig sind."

König Friedrich erwartete seinen Neffen mit Ungeduld. Sein Plan war, nach der Ankunft der Verstärkung entweder ein Streifcorps nach Böhmen zur Aufhebung der Magazine zu entsenden oder den Posten bei Dippoldiswalde zu stürmen; in einem wie in dem andern Falle würde Daun, so meinte er, Sachsen verlassen müssen. Prinz Heinrich äußerte gegen den Angriff auf Dippoldiswalde seine Bedenken, den Streifzug nach Böhmen sah er als ausführbar an. Der König betonte die Notwendigkeit, die fremden Hülfstruppen zu benützen, solange sie zur Stelle waren. Am 6. Dezember hatte er, um dem entschei-

[1]) Vgl. oben S. 217.
[2]) Oben S. 196.

denden Punkte naher zu sein, das Hauptquartier nach Freiberg verlegt. Dort begrüßte ihn am zweiten Weihnachtstage der Erbprinz.

Zwei Tage darauf meldete ein Kundschafter aus Dresden: „Die Oesterreicher sagen, sie verließen Dresden nicht, es koste was es wolle." Friedrich tröstete sich damit, es sei besser, „eine unangenehme Wahrheit als eine angenehme Lüge zu erfahren"; nun bleibe nichts anderes übrig, als es „mit der Schärfe zu probieren". Von dem Erbprinzen begleitet, setzte er sich am 29. Dezember in Marsch, doch schon in dem peinlichen Vorgefühl, daß er keine Aussicht habe, den Feind mit Erfolg anzugreifen: „Ich denke mehr an den Rückzug, als an den Sieg." Die österreichischen Vortruppen wurden zurückgetrieben, aber die Hauptstellung bei Dippoldiswalde hatte Daun kunstgerecht in Verteidigungszustand gesetzt und dicht mit schnell herangezogener Verstärkung belegt. Der Versuch, den Posten auf den tief verschneiten Gebirgswegen zu umgehen, mußte aufgegeben werden, da kein Geschütz vorwärts zu bringen war.

Damit war es entschieden, daß der König und seine Truppen nach einem unerhört angestrengten Feldzuge ordentliche Winterquartiere nicht haben würden. Den Glückwunsch seiner Gemahlin zum neuen Jahre beantwortete der König am 1. Januar aus dem elenden Dorfquartier zu Pretzschendorf mit der Mitteilung: „Unsere Lage ist nicht anmutig und hat nicht den Anschein, es zu werden. Wir werden genötigt sein, den ganzen Winter einen Fuß im Steigbügel zu behalten, und folglich nicht ausruhen können."

Die Kälte wurde immer strenger. Am 10. Januar führte der König die Truppen nach Freiberg zurück und schlug dort für den Rest des Winters das Hauptquartier auf. Das Heer wurde in engen Kantonnements auf die Dörfer zwischen Freiburg und Meißen verteilt. Täglich zogen 6 volle Bataillone zwischen Wilsdruff und Kesselsdorf auf die Wache, um einen Ueberfall zu verhindern. Aber die Oesterreicher rührten sich nicht. Sie lagen, noch gedrängter als ihre Gegner, in den Ortschaften hinter dem Plauenschen Grund und dem Tharandter Wald. Durch Schanzen und Verhaue gab Daun seiner an sich starken Stellung „das Ansehen einer unüberwindlichen Festung". Alles was sein Heer brauchte, mußte, da die Elbe zugefroren war, zu Wagen aus Böhmen herbeigeschafft werden.

Nach allen Schrecknissen, die das letzte Jahr ihm gebracht, wollte Friedrich an den nächsten Feldzug nur „mit Zittern" denken. Um so sehnlicher harrte er des Friedens. Aber schon gewann es zu seiner schmerzlichen Enttäuschung den Anschein, als ob bei den Verhandlungen, die er eingeleitet hatte, das Glück ihm ebenso abhold sein würde wie vorher im Kampfe.

Zweiter Abschnitt.

Friedensverhandlungen. Feldzug von 1760.

Drei Monate vor der Kunersdorfer Niederlage, am 19. Mai 1759, hatte König Friedrich in einer langen Unterredung dem englischen Gesandten ebenso offenherzig wie dringend sein Verlangen und sein Bedürfnis nach Frieden geschildert. „Es war ein Wunder," sagte er, „daß die Sachen bisher noch so gut gegangen sind." Zum Schluß der lebhaften Darlegung kam die Frage: „Aber können denn Ihre Minister Frieden schließen?" Mitchell antwortete, er sei überzeugt, sie wünschten den Frieden; der König fiel ein: „Ich hoffe, ich werde nicht vergessen werden," und setzte, ehe jener etwas erwidern konnte, schnell hinzu: „Nein, ich bin in keiner Gefahr, Herr Pitt ist ein Ehrenmann und fest, meine Interessen sind in seiner Hand sicher."

In derselben Besprechung eröffnete er dem Gesandten, daß er bei Fortdauer des Krieges nur noch die eine Rettung für sich sähe: ein Waffenbündnis mit der Pforte [1]). Seit dem Herbst 1757 herrschte im Serail ein neuer Sultan, Mustapha III. Wie sein geheimer Agent dem Könige aus Konstantinopel berichtete, waren die Türken dem Abschluß jetzt geneigter, aber sie wünschten den Beitritt oder doch die Bürgschaft Englands. Friedrich richtete durch seine Vertreter in London, Knyphausen und Michell, einen entsprechenden Antrag an das englische Ministerium, ließ aber zugleich erklären, auf den Vertrag mit dem Sultan verzichten zu wollen, wenn England sich anheischig machen könne, im Laufe dieses Jahres einen „allgemeinen, ehrenvollen und sicheren" Frieden herbeizuführen.

Nach Ablauf eines Monats lag der Bericht seiner Gesandten ihm vor. Er sah bestätigt, was er schon aus Mitchells Andeutungen entnommen hatte. Offenbar hatten die englischen Minister ihre Bedenken. Ohne rund heraus nein zu sagen, wollten sie doch aus dem Vertragsentwurf gerade die Bestimmung streichen, auf welche die Türken begreiflicherweise vor allem Wert legen mußten: den Verzicht der Parteien auf einen Sonderfrieden.

[1]) Oben S. 207.

Je weniger Aussichten sich demnach für ersprießlichen Fortgang dieser Verhandlung boten, um so mehr suchten Knyphausen und Michell ihren Gebieter in seinen Friedensgedanken zu bestärken. Ihre Darlegung ging davon aus, daß der alte Gegensatz innerhalb des britischen Kabinetts [1]) noch in voller Schärfe bestand. Die Eifersucht des Herzogs von Newcastle auf Pitt wuchs in dem Maße, als der jüngere Staatsmann, dank seiner Talente, seiner sittlichen Integrität und seiner Erfolge, an Vertrauen bei der Nation und anscheinend auch an Einfluß auf den Monarchen gewann. Newcastle sage sich, daß das Ansehen und die Volkstümlichkeit Pitts im Krieg und durch den Krieg nur noch immer wachsen werde, daß ihm selbst dagegen im Frieden und in dem herkömmlichen Getriebe der Vetterschaftsmachenschaften und Parteiintriguen die Führerrolle von selbst wieder zufallen müsse. Die Befürchtung der preußischen Gesandten war, daß das alte Parteihaupt mit seinem noch immer großen Anhang entweder beim ersten militärischen Mißerfolg die Nation zu einem überstürzten Frieden hinreiße, oder den König noch einmal zu einem geheimen Sondervergleiche bestimme, oder wenigstens dem Nachdruck der bisherigen Kriegsführung durch seine Umtriebe Abbruch bereite. Allen diesen Gefahren konnte König Friedrich nach der Meinung seiner Vertreter vorbeugen, wenn er sich entschloß, je eher je lieber ein eigenhändiges Schreiben an den König von England zu richten, um ihn aufzufordern, nach neuen Waffenerfolgen den Gegnern die Eröffnung eines Friedenskongresses vorzuschlagen.

Mit diesem Rat verbanden Knyphausen und Michell noch einen zweiten. Sie empfahlen dem Könige, seinem königlichen Oheim gegenüber solchen Antrag ausschließlich mit der Pflicht gegen die beiderseitigen Unterthanen und Lande zu begründen, nicht aber mit einem Hinweis auf die Erschöpfung des preußischen Staates und seiner Finanzen. Denn sonst würden die Gegner, die er in England habe, nicht verabsäumen, ihn als einen der britischen Nation nur zur Last fallenden Bundesgenossen hinzustellen, mit welchem man nichts erreichen könne und welcher der Krone England nur Verlegenheiten bereite. Vor allem baten sie ihren Herrn dringend, nie wieder dem englischen Gesandten gegenüber von der Ermattung und Erschöpfung Preußens zu sprechen, denn sonst möchte dieser Berichterstatter, ohne Kenntnis von den Ansätzen neuer Parteigruppierungen, bei redlichstem Willen sehr großen Schaden anrichten.

Eigenhändig fügte Knyphausen dem mit seinem Kollegen gemeinschaftlich abgestatteten Berichte hinzu: „Ich bitte und beschwöre Ew. Majestät, dieser Depesche die ernsteste Aufmerksamkeit zu schenken und überzeugt zu sein, daß der zur Erwägung gegebene Schritt unumgänglich notwendig ist für das Wohl der gemeinen Sache und für Ihre eigenen Interessen insbesondere, und daß, wenn Ew. Majestät Sich darauf einzulassen geruhen, Sie die größten Vorteile erzielen werden."

König Friedrich befolgte den so nachdrücklich befürworteten Vorschlag der beiden einsichtigen Ratgeber. Wie völlig richtig sie die inneren Zustände Englands beurteilten, wie fest Fox, der Herzog von Bedford und ihre Freunde mit Newcastle gegen Pitt zusammenhielten, das konnte Friedrich nicht ermessen; er war

[1]) Oben S. 61. 88. 110. 165.

der Meinung, daß die Gefahr, den Bundesgenossen durch Newcastles Umtriebe zu verlieren, nicht so nahe sei; er hatte im Gegenteil früher einmal die Befürchtung ausgesprochen, daß England an der Fortsetzung des Krieges ebenso viel Interesse haben möchte, wie Preußen wenig. Gleichwohl schrieb er am 20. Juni 1759 an seinen königlichen Oheim ganz im Sinn jenes Vorschlages und freute sich, daß die Antwort zustimmend lautete; er glaubte damit der Sorge wegen eines britischen Sonderfriedens überhoben zu sein.

Die erfolgreiche Verteidigung von Madras, die Eroberung von Guadeloupe und Fort Niagara, die Fortschritte der Blokade von Quebec, die Niederlagen der französischen Flotte an der portugiesischen Küste bei Lagos und des französischen Landheeres am Weserstrande — so viele glänzende Waffenerfolge bestärkten die britische Regierung in der Hoffnung auf das Gedeihen des Friedenswerkes, und die russischen Siege von Kay und Kunersdorf drückten diese erwartungsvolle Stimmung nicht allzusehr herab, da die preußischen Vertreter, ihrer wohlerwogenen Taktik getreu, sich kaltblütig und zuversichtlich zeigten und wohl hüteten, in diesem für ihren König so drangvollen Augenblick auf sofortige Einleitung der in Aussicht genommenen Verhandlung anzutragen: eine nach Kunersdorf „im ersten Schreckensschauer" an sie ergangene verzweiflungsvolle Aufforderung des Ministers Finckenstein, jetzt Pitt als letzten Retter und als Friedensstifter aufzurufen, ließ Knyphausen auf eigene Verantwortung unausgeführt. Sein Standpunkt war, daß, wenn die Lage wirklich verzweifelt war, auch ein Friedenskongreß Preußen nicht mehr retten könne: überwinde aber der Kranke dank seiner guten Konstitution die Krisis von selbst, dann werde es Zeit sein, zu seiner völligen Wiederherstellung die jetzt aufzusparenden Stärkungsmittel anzuwenden.

Die preußischen Diplomaten ließen also einen vollen Monat verstreichen, ehe sie die Erörterung über den Kongreßvorschlag offiziell wieder aufnahmen. In der Konferenz, zu der sie am 26. September mit Newcastle, Pitt und Holderneſſe zusammentraten, wurde dann vereinbart, für die Kundgebung an die Höfe von Versailles, Wien und Petersburg den Ausgang des Feldzuges in Amerika, die Entscheidung über Quebec, abzuwarten.

Die Krisis war von dem „Kranken" glücklich überwunden, als König Friedrich Mitte Oktober das Protokoll dieser Konferenz erhielt. Voll Selbstgefühl über die Erfolge seiner Defensive gegen die Sieger von Kunersdorf, der grundsätzlichen Zustimmung Pitts zu einem Anspruch auf Kriegsentschädigung seit dem Vorjahre vergewissert,[1]) von seinen Gesandten noch jüngst aufgefordert, dem britischen Bundesgenossen gegenüber dreiste Sicherheit zur Schau zu tragen, glaubte Friedrich es nicht unterlassen zu sollen, seinen klugen Knyphausen für alle Fälle über das, was ihm begehrenswert erschien, zu unterrichten. Und noch ein besonderer Anlaß mußte ihn darin bestärken. Im französischen Heere diente als Generallieutenant Prinz Xaver von Sachsen, der zweite Sohn des Königs von Polen; ein Teil seiner Feldkanzlei war nach der Schlacht bei Minden von den Truppen Ferdinands erbeutet worden, darunter ein Entwurf, das auf Kosten

[1]) Oben S. 166. 167.

Preußens zu vergrößernde Sachſen zum Königreich zu erheben und den Prinzen Xaver ſelbſt, falls ſeine fortgeſetzten Bemühungen um die Nachfolge in Polen[1]) ſcheitern ſollten, zum Troſt mit Gebieten am Rhein, auch preußiſchen, auszuſtatten. Aus London ihm mitgeteilt, kam dieſer Entwurf genau gleichzeitig mit jenem Konferenzprotokoll in Friedrichs Hand. Daß Gebietsabtretungen beim Frieden ihm nicht zugemutet werden durften, ſtand ihm unabänderlich feſt; es empfahl ſich, die Illuſionen der Gegner durch Aufſtellung einer Gegenrechnung von vornherein zu zerſtören.

„Wir brauchen," ſchreibt Friedrich an Knyphauſen am 12. Oktober, „eine Salbe für unſere Brandwunde, wenn es ſein kann. Und da kann man folgendes thun: entweder vorſchlagen, daß jeder behält, was er beim Frieden beſitzt; oder, wenn man wiedereintauſchen will, da Preußen und meine Beſitzungen am Rhein bei weitem nicht Sachſen werth ſind, ſo müßte man an Ausgleichsgegenſtände denken, ſei es daß man uns die Niederlauſitz läßt und den König von Polen mit Erfurt entſchädigt, ſei es daß man mir für den Tod des Königs Polniſch-Preußen verbürgt, oder endlich, daß man irgend ein anderes Land ausfindig macht, gleichviel welches, wofern es nur als Salbe für die Brandwunde gelten kann. Im ſchlimmſten Falle wird es heißen, die Dinge in den Status quo, wie ſie vor dem Kriege lagen, zurückzuverſetzen."

Eichel und Finckenſtein, durch deren Hände der Erlaß an Knyphauſen ging, beide in jenem Augenblick von dem Könige getrennt, der Kabinettsrat in Torgau und der Miniſter mit dem geflüchteten Hofe in Magdeburg, ſie erſchraken über den Optimismus ihres aus dem wildeſten Strudel eben erſt wieder „über Waſſer gekommenen" Gebieters. „Gebe der liebe Gott nur," ſeufzte Eichel in einem Briefe an den Miniſter, „daß der König die zur Zeit unerläßliche Selbſtbeherrſchung gewinnen und dem Rachgefühl gegen ſeine Feinde weniger nachgeben möge, obgleich ſie wahrlich unwürdig gegen ihn gehandelt haben. Ich ſchmeichele mich, daß die Vorſtellungen des Herrn von Knyphauſen ihm jeden Gedanken an Entſchädigungen und Erwerbungen, als unter den gegenwärtigen Umſtänden illuſoriſch, aus dem Sinne ſchlagen werden." Finckenſtein hatte ſchon vorher ſeine Bedenken mit Freimut dem Könige dargelegt: nur bei ganz entſcheidenden, das Ausſehen der Dinge umgeſtaltenden Erfolgen zu Ausgang des Feldzuges wollte er die Verwirklichung der an ſich lockenden Idee für möglich halten; daneben ſprach er die Befürchtung aus, daß der Londoner Hof, der bei den großen von ihm erzielten Vorteilen vielleicht gern den Krieg noch um einige Zeit verlängern werde, den preußiſchen Anſpruch auf Entſchädigung zum Vorwand nehmen könnte, um den Frieden hintenanzuhalten und in die Ferne zu rücken.

Der König antwortete ihm: „Sie ſagen mir kein Wort, das ich nicht ebenſo gut wüßte wie Sie; aber man muß das Glück auf die Probe ſtellen, und der ganze Unterſchied dabei wird ſein, daß der Friede um ſechs Wochen aufgehalten werden kann. Denn im Falle, daß nichts zu machen iſt, gehe ich immer auf den Status quo herab."

---

[1]) Vgl. Bd. I, 265.

Es war dieselbe Taktik, die im zweiten schlesischen Krieg eine Zeit lang von ihm befolgt worden war, bis er dem Gedanken an Gewinn ganz entsagt hatte.[1]) Augenblicklich ging er ganz in der Vorstellung auf, daß die Franzosen, vom Unglück verfolgt, sich „an Händen und Füßen gebunden" den Engländern ergeben müßten, daß diese den Frieden nicht bloß den Franzosen, sondern der ganzen Koalition diktieren könnten. „Einige Federstriche" schienen ihm alles binnen kurzer Frist regeln zu können — immer vorausgesetzt, daß es ihm gelang, die Oesterreicher wieder ganz aus Sachsen zu vertreiben.

Wie unablässig ihn diese Entwürfe in jenen Tagen beschäftigten, läßt ein weiteres Schreiben an Finckenstein, vom 30. Oktober, ersehen, mit einer ganzen Blumenlese von Kombinationen. Friedrich denkt an die Säkularisation von Münster und Osnabrück für Hannover, von Hildesheim für Preußen, wobei ihm als geeigneter Zeitpunkt der Todestag des derzeitigen Inhabers der drei Stifter, des Kurfürsten von Köln, erscheinen will. Er denkt an einen Austausch des Herzogtums Kleve, der Grafschaft Mörs und des preußischen Anteils von Geldern gegen Mecklenburg, an die Erwerbung der Reichsstadt Nordhausen. Er kommt zurück auf den schon geäußerten Gedanken, dem Kurfürsten von Sachsen für die Niederlausitz Erfurt und das Eichsfeld anzuweisen. Er gibt dem Plan zur Erwerbung des polnischen Preußens eine Erweiterung dahin, daß auch Rußland das Stück von Polen nehmen wird, dessen es zur Verteidigung gegen die Türken zu bedürfen behauptet. Er spricht auch von der Säkularisation des Bistums Ermland. Er ist „weit davon entfernt zu denken, daß dies alles ausführbar sein möchte", aber er meint, daß man sehr wohl die englischen Minister und die zum Frieden geneigten Mächte über diese Punkte aushorchen kann: Finckenstein soll die Materie „verdauen und zubereiten", auch durch die dritte Hand einige dieser Projekte als Fühler ausstrecken.

„Licet injusta petere, ut justa obtineamus", schrieb Eichel gleichsam entschuldigend an Finckenstein. Aber er beruhigte sich einigermaßen, als er den König am 11. November wiedergesehen und aus seinem Munde nähere Erläuterungen erhalten hatte. „Ich habe alsbald bemerkt," vertraute er dem Minister an, „daß Seine Majestät von den Ideen, über die Ew. Excellenz Herrn von Knyphausen hat unterweisen müssen, noch ganz erfüllt ist; aber was mich sehr getröstet hat, ist, daß ich, soweit ich habe verstehen können, mich schmeicheln darf, daß alle diese Aeußerungen sozusagen nur Probleme sind, die der König den Engländern hinwirft, erstens, um zu sehen, wie sie denken, und ob es nicht möglich ist, wenigstens irgend etwas, Kopf oder Kragen, zu erwischen, und zweitens um gleich von vornherein jeden Gedanken an eine dem Könige zuzumutende Abtretung abzuschneiden. Drittens sollen es keine Forderungen sein, die der König hartnäckig festhalten wird; er wird auch viertens den Frieden nicht davon abhängen lassen; vielmehr wird fünftens, wenn nichts von alle dem durchzusetzen ist, des Königs Ultimatum sein, daß er in keine Abtretung von seinen alten Besitzungen willigt, sondern daß alles auf dem Fuße wie vor dem Kriege bleibt."

---

[1]) Vgl. Bd. I, 239. 268.

Zeitweiſe war Friedrich der Anſicht geweſen, daß England, in der glänzendſten Lage, in der ſich eine europäiſche Macht nur befinden könne, ſich mit der Verhandlung nicht übereilen ſolle, ja daß man von der beabſichtigten Eröffnung an die Gegenpartei beſſer ganz abſehen werde; denn bald würden die Franzoſen genötigt ſein, das, was man ihnen anbieten wolle, ihrerſeits zu erbitten. Er gab indes dieſe Auffaſſung ſofort auf — es war am 17. November — als Pitt ihm mitteilen ließ, daß ſchleuniges Vorgehen auf der vorgezeichneten Linie die einzige ſichere Bürgſchaft biete gegen die fortgeſetzten Umtriebe Newcaſtles, gegen die Gefahr eines einſeitigen Abſchluſſes mit Frankreich, zu dem König Georg nur zu geneigt ſcheine.

Für die Ueberreichung der engliſch-preußiſchen Deklaration wurde der neutrale Boden Hollands auserſehen. Ein der Sache der beiden proteſtantiſchen Mächte aufrichtig ergebener deutſcher Prinz, der Vormund des oraniſchen Erbſtatthalters, Ludwig von Braunſchweig, fand ſich bereit, die Friedensbotſchaft den im Haag beglaubigten Vertretern Frankreichs und der Kaiſerhöfe zuzuſtellen. An hiſtoriſcher Stätte, auf dem Schloſſe zu Ryswijk, in demſelben Zimmer, in welchem vor 62 Jahren ein europäiſcher Friedensvertrag unterzeichnet worden war, verlas der Prinz am 25. November dem Grafen d'Affry, dem Baron Reiſchach und dem Grafen Golowkin die Urkunde, laut deren die Könige von Großbritannien und von Preußen ſich bereit erklärten, Bevollmächtigte an einen zu vereinbarenden Ort zu entſenden, um in Gemeinſchaft mit den Vertretern der anderen kriegführenden Mächte über Mittel und Wege zur Herbeiführung eines allgemeinen und dauerhaften Friedens zu beraten.

Der Deklaration war auf das trefflichſte vorgearbeitet worden durch die große Entſcheidung in Kanada, die Mitte Oktober nach Europa gelangte Poſt von der am 13. September erfolgten Uebergabe von Quebec an die Engländer. Die Ausſichten des Friedensvorſchlages wurden noch erheblich vermehrt durch die weitere Kunde, die unmittelbar nach dem Ryswijker Staatsakte von der Weſtküſte Frankreichs kam: am 20. November war das aus Breſt ausgelaufene, zur Landung in Schottland beſtimmte Geſchwader, Frankreichs letzte Kriegsflotte, vor der Vilaine-Mündung bei Quiberon durch Admiral Hawke zertrümmert worden.

Aber der Tag von Quiberon war auch der Tag des Kampfes bei Maxen.

Lediglich unter dem Eindruck von Maxen, ſo urteilte der engliſche Geſandte Keith, geſchah es, daß der ruſſiſche Großkanzler ihm am 12. Dezember als vorläufige Antwort auf die Haager Deklaration eine mit beleidigenden Ausfällen gegen den König von Preußen angefüllte Note übergab. Der Wiener Hof ſeinerſeits begnügte ſich vorerſt damit, dem Prinzen von Braunſchweig eine einfache Empfangsbeſcheinigung auszuſtellen.

Um ſo angelegentlicher, das trat offen zu Tage, ſuchte Frankreich den Frieden.

König Ludwig hatte ſchon im September 1759 die Friedensvermittlung des ſtammverwandten Königs von Spanien[1]), des am 10. Auguſt ſeinem Bruder Ferdinand VI. gefolgten Karl III., angenommen, und als jetzt die kühle

[1]) Vgl. oben S. 207.

Zurückhaltung der beiden Kaiserhöfe für den Zusammentritt des Kongresses nur geringe Hoffnung ließ, nahm Spanien um so mehr Veranlassung, den Kronen England und Frankreich seine guten Dienste für einen Sonderfrieden anzubieten. Auf Pitts Antwort, daß Frankreich sich offen über seine Absichten erklären möge, beauftragte Choiseul den Gesandten im Haag, mit dem dortigen Vertreter Englands, es war noch immer Sir Joseph Yorke,[1]) in Verbindung zu treten. Pitt betrachtete die Stimmung der Franzosen als so günstig, daß er dem Könige von Preußen raten ließ, eine unmittelbare Anknüpfung mit dem Hofe von Versailles zu suchen, und Friedrich entschloß sich, dieser Anregung Folge zu geben.

Auf Umwegen stand man miteinander bereits in Fühlung. Im vorigen Frühjahr hatte der geschäftige Voltaire mit einer gelegentlichen Erwähnung seines Anteils an jenen Vermittlungsversuchen der Markgräfin Wilhelmine sich als Unterhändler in empfehlende Erinnerung gebracht. Friedrich hatte zwischen Spott und Ernst geantwortet: „Sie eifern für den Frieden, es würde Ihnen mehr geziemen, mit dieser edlen Impertinenz, die Ihnen so wohl ansteht, gegen die zu schreiben, welche den Friedensschluß verzögern, gegen alle diese Leute, die sich in Konvulsionen und im Delirium befinden. Es wäre für die Geschichte ein eigenartiger Zug, wenn man im neunzehnten Jahrhundert erzählte: dieser berühmte Voltaire, der zu seiner Zeit so viel gegen die Buchhändler, gegen die Fanatiker und gegen den schlechten Geschmack geschrieben, er habe mit seiner Feder den Fürsten ihren Krieg so nachdrücklich verwiesen, daß er sie zu einem Frieden bestimmt und die Friedensbedingungen diktiert habe. Virgil begleitete den Mäcenas auf der Reise nach Brundisium, wo August seinen Frieden mit Antonius schloß, und Voltaire, wird man sagen, wurde der Lehrer der Könige wie der Lehrer von Europa, und zwar ohne daß er zu reisen brauchte." Auf solche Vollmacht hin stellte der Einsiedler von Ferney nunmehr auch dem Herzog von Choiseul seine diplomatischen Talente zur Verfügung; die aufmunternde Antwort, die er aus Versailles erhielt, gab er an Friedrich weiter mit einer niedlichen Nutzanwendung der Fabel von der Maus, die den Löwen aus der Schlinge errettet. Der Löwe antwortete — es waren sechs Wochen seit der Schlacht von Kunersdorf vergangen —: „Meine Lage ist nicht so verzweifelt, wie meine Feinde es ausposaunen. Ich werde meinen Feldzug noch sehr gut zu Ende bringen, mein Mut liegt nicht darnieder, aber ich sehe, daß von Frieden die Rede ist. Alles, was ich Ihnen positiv über diesen Artikel sagen kann, ist, daß ich Ehre für zehn habe, und daß ich, welches Unglück mir auch zustoßen mag, mich unfähig fühle eine Handlung zu begehen, welche auch nur im geringsten diesen Punkt verletzen könnte, der für einen Mann, welcher als wackerer Ritter denkt, so empfindlich und so zart ist und so wenig geachtet wird von diesen ehrlosen Politikern, die als Krämer denken."

Auf Veranstaltung Choiseuls richtete dann Voltaire einen weiteren Brief an Friedrich mit einem Ausblick auf die Geneigtheit Frankreichs, nach Auflassung Sachsens an König August in den künftigen Frieden mit England auch Preußen einzuschließen. Friedrich antwortete mit dem Hinweis auf die damals

[1]) Oben S. 165.

in nächster Nähe bevorstehende Haager Deklaration: „Die Thür ist geöffnet; kann, wer da will, ins Sprechzimmer eintreten. An den Franzosen, die von Natur beredt sind, ist es, zu sprechen; uns ziemt es, sie mit Bewunderung zu hören und in schlechtem Kauderwelsch, so gut wir es vermögen, zu antworten."

Aber statt sich deutlicher vernehmen zu lassen, verstummte nach dem Tage von Maren Voltaires Versailler Orakel zunächst völlig. Und da dem Könige die Zwischenträgerei dieses unzünftigen Diplomaten ohnehin aus guten Gründen nicht ganz geheuer erschien, so begrüßte er es mit Freuden, als die Herzogin von Gotha ihm in dem jungen Freiherrn v. Edelsheim eine vertrauenswürdige Persönlichkeit für eine Sendung nach Frankreich empfehlen konnte. Eine Instruktion vom 18. Februar 1760 wies den „jungen Merkur" — er zählte thatsächlich erst 19 Jahre — an den Botschafter des Maltheserordens in Paris, den Bailli de Froullay, der dem Könige seit einem Besuche zu Potsdam in freundlicher Erinnerung stand. Ein eingehendes Schreiben an Froullay gipfelte, ohne bestimmtere Vorschläge, in dem Satze: „Frankreich kann sich mit Ehre und Vorteil aus seiner verdrießlichen Lage herausziehen, wenn es mit uns, England und unseren Verbündeten einen Sonderfrieden schließen will. Wenn Frankreich darein willigt, das Gleichgewicht in Deutschland aufrecht zu erhalten, und im Verein mit England seine Verbündeten zur Fügsamkeit bringt, so wird es auf viel günstigere Bedingungen rechnen können, als in jedem anderen Falle." Der Bailli vermittelte dem Ueberbringer des Briefes eine Zusammenkunft mit Choiseul, ja eine Audienz bei Ludwig XV. Aber der Bescheid, den Edelsheim endlich durch Froullay erhielt, war recht nichtssagend, indem der König von Preußen im wesentlichen auf die Fürsprache Englands hingewiesen wurde. Beim Abschied bemerkte Froullay noch, man würde hier gern sehen, daß Seine Preußische Majestät an eine Entschädigung für den König von Polen denken möchte; wenn aber von einem Friedensplan auf Grund von Säkularisationen die Rede gewesen sei, so wünsche Frankreich davon nie etwas zu hören.

Am 27. März erstattete Edelsheim in Freiberg dem Könige mündlich seinen Bericht. Friedrich war angenehm berührt durch die artige Aufnahme, die sein Sendling gefunden hatte, und war geneigt, den Bescheid sich günstig zu deuten. Er sandte jetzt diesen seinen Galopin nach England zur Berichterstattung an Pitt; er ging so weit, seine Vertreter in London zu der Erklärung zu ermächtigen, daß er bei dem offenbaren Widerstreben Frankreichs gegen eine unmittelbare Verhandlung mit Preußen bereit sei, auf diese Formalität zu verzichten.

Da aber warnte Pitt. Er war im hohen Grade befriedigt gewesen, als sich König Friedrich ohne weiteres zu der Erklärung erboten hatte, Sachsen beim Frieden an König August zurückgeben und auch einer territorialen Entschädigung für Sachsen, wofern sie nicht auf Kosten Preußens erfolgen sollte, nicht entgegen sein zu wollen. Ein Mehreres aber an Zugeständnissen von preußischer Seite schien dem britischen Staatsmanne vom Uebel zu sein. Er fand den französischen Bescheid hinterhaltig, verfänglich; preußischer als der preußische König selbst, bestand er darauf, daß eine unzweideutige Bestimmung über den Einschluß Preußens in den Frieden zwischen England und Frankreich für die Präliminarien Ausgangspunkt und Grundlage zu bilden habe; beginne

man die Verhandlungen ohne dieſe Vorbedingung, ſo ſei Gefahr vorhanden, daß Frankreich mit lockenden, für England ſehr vorteilhaften Vorſchlägen komme, denen gegenüber er, Pitt, feſtbleiben werde, während doch die anderen Miniſter und die Nation leicht der Verſuchung erliegen möchten. Friedrich wurde von Pitts Gründen völlig überzeugt und ließ dem ſcharfſichtigen und loyalen Staatsmanne in wärmſten Worten ſeinen Dank ausſprechen.

Wie in Frankreich verſuchte es König Friedrich auch in Rußland mit der Entſendung eines geheimen Agenten, nachdem bereits die Verhandlungen wegen Auswechſelung der Kriegsgefangenen benutzt worden waren, um durch den General Wylich bei dem ruſſiſchen Bevollmächtigten, General Jakowleff, den Frieden eindringlich zu befürworten; nach der Verſicherung des engliſchen Geſandten Keith dachte der Großkanzler Woronzow verſöhnlich. Die Anregung zu der geheimen Miſſion nach Petersburg gab dann einer der Gefährten der Rheinsberger Tage, der Hamburger Bielfeld,[1]) der damit noch einmal in den Geſichtskreis ſeines ehemaligen Gönners trat. Des Großfürſten Peter Geſandter im niederſächſiſchen Kreiſe, ein Freiherr v. Rangſtädt, empfahl an Bielfeld einen ſchleswigſchen Edelmann und früheren Offizier des Großfürſten, Pechlin von Löwenbach, als den geeigneten Mann zur Bearbeitung des ruſſiſchen Hofes, an welchem alles ebenſo käuflich ſei wie in der Türkei. König Friedrich trat dem Vorſchlage näher; er ließ Anfang März an Pechlin 4000 Dukaten als Reiſegeld à fonds perdu auszahlen und benachrichtigte den engliſchen Geſandten von der bevorſtehenden Ankunft dieſes Emiſſärs in Petersburg. Er meinte, daß man in verzweifelter Lage keinen Verſuch verſäumen dürfe; einen Erfolg verſprach er ſich von vornherein kaum: denn wer wußte, ob Pechlins Einfluß über die Sphäre der „kleinen Sekretäre, Commis, Kammerdiener und Kammermädchen" hinausging? Sollten ſich aber wirklich die maßgebenden Perſönlichkeiten für den Frieden gewinnen laſſen, dann war Friedrich willens, bis zu einer Million Thaler für ſeinen Zweck zu opfern. Doch es kam, wie er es vorausgeſehen hatte: Pechlin wurde im Sommer 1760 nach ſeiner Ankunft in Petersburg gleich auf die erſten Andeutungen ſchroff abgewieſen.

Inzwiſchen hatte die offizielle Friedensverhandlung längſt ihren Abſchluß gefunden durch die Gegendeklaration, welche die Vertreter der drei zum Kongreß eingeladenen Mächte am 3. April im Haag dem Prinzen Ludwig in Form identiſcher Noten zugeſtellt hatten. Frankreich gab ſeine Bereitwilligkeit zu erkennen, ſeinen Zwiſt mit England unter ſpaniſcher Vermittlung durch einen Sondervergleich zu ſchlichten. In Bezug auf den Krieg mit Preußen erklärten die drei Höfe, ohne Mitwirkung ihrer Verbündeten ſich auf nichts einlaſſen zu können, und gaben deshalb lediglich anheim, die Einladung zum Kongreß auch auf dieſe auszudehnen, inſonderheit auf den König von Polen und Kurfürſten von Sachſen und auf den König von Schweden.

„Entweder täuſche ich mich oder dieſe Schrift iſt von Kaunitz diktiert," ſchrieb König Friedrich an den Vermittler; „dieſe Leute ſind geſchwollen von ihren Erfolgen und wollen den Frieden nicht."

---

[1]) Bd. I, 311.

Sein Urteil über das, was hinter den Kulissen vorging, sowohl in Versailles, wie in Wien und in Petersburg, traf im wesentlichen zu. Nicht ganz ohne Grund setzte er bei Frankreich Neigung zum Frieden nicht bloß mit England, sondern auch mit Preußen voraus. Die militärischen Mißerfolge, die finanziellen Verlegenheiten wurden in Versailles immer peinlicher empfunden. König Ludwig schickte Silbergerät in die Münze und forderte seine Unterthanen feierlich auf, desgleichen zu thun. In den Palästen der Großen bedeckten sich die Tafeln mit Thongeschirr, bis man der patriotischen Mode überdrüssig wurde; auch der kaiserliche Botschafter Starhemberg speiste von Fayencetellern — für Frankreich, sagten die Spötter, kein zureichender Gewinn aus der österreichischen Allianz. Wenn Starhemberg geltend machte, in jedem neuen Kriegsjahre werde man die anfänglichen Fehler der Kriegsführung mehr und mehr abstellen und auf diesem Wege endlich zu dem entscheidenden Feldzuge gelangen, so antwortete ihm der Herzog von Choiseul mit höchst erstauntem Gesicht: mit solchen Anschauungen könne man 100 Jahre Krieg führen. „Der Charakter des Kriegs hat sich verändert," schrieb der französische Minister nach Wien; „wir haben ihn als Eroberer begonnen, es ist uns nicht geglückt, wir müssen einhalten und veränderte Umstände abwarten: so wird es weise sein." Er verfocht den Satz, daß es für Frankreich kein Unglück sei, wenn Preußen nicht „zerschmettert" werde. Wie vor drei Jahren die Gegner des österreichischen Bündnisses, empfand auch dieser eifrigste Freund Oesterreichs allmählich Beklemmungen ob des Anschwellens der kaiserlichen Macht im deutschen Reiche. Der französische Botschafter in Wien, jetzt des Herzogs Vetter, Graf Choiseul, wollte nicht an das Gerücht glauben, daß Oesterreich beim Aussterben des bairischen Kurhauses — der letzte bairische Wittelsbacher, Kurfürst Maximilian Joseph, war ohne Leibeserben — es auf die Erwerbung von Baiern abgesehen habe; aber er verkannte nicht, daß nach der Vernichtung des Königs von Preußen die Kaiserin-Königin sich im Reiche alles werde erlauben dürfen: dann werde sich ganz Europa gegen den Wiener Hof mit Frankreich verbünden müssen. Nicht minder aber als die alten Schützlinge Frankreichs im Reiche durch das Uebergewicht der kaiserlichen Macht, schienen die historischen Verbündeten im Norden und Osten Europas, Polen, Schweden, Dänemark, gefährdet, wenn die Russen durch dauernde Besetzung des preußischen Küstenlandes einschließlich der Weichselmündung noch weiter am baltischen Meere um sich griffen.

Schon hatte Choiseul — nicht einmal Frau v. Pompadour hatte widersprochen — nach London Präliminarartikel für einen Sonderfrieden mitteilen lassen, nach dessen Abschluß beiden Teilen, Engländern wie Franzosen, die Weiterbeteiligung an dem Kriege in Deutschland untersagt, die Fortzahlung von Subsidien nach Berlin wie nach Wien aber gestattet sein sollte. Choiseul gab den Entwurf dem Wiener Hofe zur Kenntnis und war auf die heftigsten Vorwürfe gefaßt. Aber Kaunitz nahm in kluger Berechnung die Mitteilung mit voller Ruhe auf: die Antwort des Wiener Hofes vom 30. Januar 1760 erkannte das Friedensbedürfnis Frankreichs an und erhob nur dagegen Einspruch, daß England seine Geldzahlungen an Preußen sollte fortsetzen dürfen. Persönlich schrieb Kaunitz an Choiseul: „Sie sind ein Ehrenmann, sind gut und weise;

ich gründe meine Hoffnungen auf so große Eigenschaften und schmeichle mich, daß der König von Preußen und Herr Pitt nicht geschickter sein werden, als wir." Solche Taktik schlug durch. Frankreich strich aus den vorgeschlagenen Präliminarien die in Wien beanstandete Klausel und mutete also dem britischen Kabinett zu, Preußen fallen zu lassen. Bei Pitts Festigkeit war die Fortdauer des Krieges damit entschieden. Trotz allen Sträubens hatte Frankreich sich abermals zu der österreichischen Auffassung bequemt: daß der Krieg in Deutschland bisher zwar nicht glücklich genug geführt worden sei, um einen vorteilhaften Frieden zu erhalten, viel zu glücklich aber, um einen nachteiligen hinnehmen zu müssen.

Anderer Art waren die Schwierigkeiten, die der Wiener Hof während dieses Winters in Rußland zu überwinden hatte. Hier war nach dem großen Ereignisse von Maxen Neigung zur Fortsetzung des Krieges vollauf vorhanden: der noch vor kurzem vielgeschmähte Daun war augenblicklich in Petersburg der Held des Tages. Um kargen Lohn aber wollten die Russen bei aller Kriegslust doch nicht weiter Heeresfolge leisten. Offen und dringlich begehrten sie jetzt Ostpreußen für sich, das nach der bisherigen Voraussetzung[1]) der Republik Polen zufallen sollte, zum Ersatz für die an Rußland abzutretenden polnischen Gebiete. Aus denselben Gründen, die den Franzosen ein weiteres Vordringen der russischen Macht bedenklich erscheinen ließen, widerstrebte Maria Theresia solchem Verlangen. Und hatte sie doch selbst zu Beginn des Krieges Ostpreußen für ihr Haus zu erwerben gewünscht. Aber Rußland blieb unerschütterlich und Rußland war nicht zu entbehren: allzu deutlich war die Weigerung der russischen Staatsmänner, wegen des Plans für den künftigen Feldzug eher zu verhandeln, als die Gebietsansprüche der Zarin anerkannt sein würden. So gab Esterhazy nach und unterzeichnete, ohne im Besitz einer bündigen Vollmacht zu sein, am 1. April 1760 den von den Russen verlangten Vertrag. Kaiser Franz und die Kaiserin-Königin waren, wie Kaunitz dem französischen Botschafter beteuerte, vor Staunen starr, als sie die Unterschrift ihres Vertreters unter dem Abkommen sahen. Da indes Frankreich gegen die vollendete Thatsache keinen Einspruch erhob, sondern nur seinen Beitritt zu dem als höchst bedenklich bezeichneten Vertrage verweigerte, so entschloß sich Maria Theresia zur Ratifikation. Nur knüpfte sie ihre Zustimmung zu der Erwerbung von Ostpreußen durch Rußland an den Vorbehalt, daß sie selbst beim Friedensschluß in den wirklichen Besitz von ganz Schlesien und Glatz gelangen werde.

Eine peinliche Enttäuschung für den Wiener Hof, daß nach seinem großen Zugeständnis die Russen sich gleichwohl weigerten, ein Corps zur Vereinigung mit einem österreichischen Heere nach Oberschlesien zu entsenden. In Wien wünschte man das dringend, weil Laudon der Meinung war, 20—30 000 Russen würden an der Seite österreichischer Truppen ungleich mehr nützen, als 60 000 auf sich allein gestellt. Gerade darauf aber legte man in Petersburg entscheidenden Wert, die Truppen bei einander und zu völlig freier Verfügung zu behalten. Man beschränkte sich also auf die Zusage, das Heer — den Oberbefehl

[1]) Oben S. 45.

behielt Sfaltykow — bis zur Oder zu schicken, und machte alles weitere davon abhängig, ob Daun mit dem österreichischen Hauptheer die Offensive ergreifen würde.

Zu solchem Beginnen war Daun auch in diesem Jahre an sich wenig geneigt, und sein Generalquartiermeister Lacy übertraf ihn noch in Mangel an Unternehmungsgeist und in Scheu vor Verantwortung. Denn Lacys Operationsplan kam darauf hinaus, daß man sich, bis die Russen nahen würden, an der Elbe auf die Defensive zu beschränken habe: nachher würde es den Versuch gelten, den König von Preußen aus Sachsen zu verdrängen und in Schlesien — eine Aufgabe für die Russen — Breslau zu erobern und dadurch die Winterquartiere in dieser Provinz sicher zu stellen. Lebhaften Widerspruch erhob gegen so mattherzigen Ratschlag wiederum Kaunitz.[1]) Der Diplomat bedeutete die Kriegsmänner, daß die Grundlage aller Unternehmungen das Bestreben bilden müsse, die feindliche Streitmacht zu vernichten. Jede andere Art der Kriegsführung, wenn auch nach den besten Regeln der Defensive angelegt, widerspreche dem Zwecke dieses Krieges. Wenigstens einer von den Generalen vertrat mit allem Nachdruck die gleichen Anschauungen, Laudon. Der machte geltend, daß auch der etwaige Verlust einer Schlacht nicht allzusehr zu fürchten sei; zudem aber seien die Aussichten auf den Sieg in der Schlacht jetzt günstiger als ehedem. Wohl habe Lacy recht, dem Heere des Gegners an Kriegstüchtigkeit noch den Vorzug vor dem österreichischen zu geben, immerhin aber könnten die preußischen Truppen von heute nicht mehr mit dem verglichen werden, was sie früher gewesen.

Die kräftigere Meinung siegte ob. Im Rate der Kaiserin-Königin ward grundsätzlich beschlossen, nachdrücklicher Offensive den Vorzug zu geben und die Schlacht nicht zu vermeiden, sondern eifrig zu suchen. Allerdings mit dem Hauptheer in Sachsen sollte Daun sich vorerst noch in der Defensive halten, bis der König von Preußen sich durch Entsendungen geschwächt haben würde; gegen Schlesien aber sollte Laudon mit 40000 Mann alsbald zum Angriff übergehen, und zwar, wie er selbst vorschlug, von der Lausitz aus.

Daß nun die Russen ihre Mitwirkung für den schlesischen Kriegsschauplatz versagten, war eine erste empfindliche Störung. Der Anmarsch durch die Lausitz erschien jetzt selbst dem unternehmenden Laudon allzu gefahrvoll; nur einen Heereszug durch die Grafschaft Glatz nach Oberschlesien glaubte er noch verantworten zu können.

Ganz außer Betracht blieb für die österreichische Kriegsführung auch in diesem Jahre[2]) ein Zusammenwirken mit den Franzosen. Die Streitmacht, die König Ludwig ins Feld schickte, war noch größer als bisher, das Ziel aber steckten sich seine Strategen nach so viel vergeblichen Anläufen noch niedriger. 100000 Mann sollten vom Main her in Hessen, 30000 vom Niederrhein in Westfalen vordringen. Die in französischem Solde stehenden Württemberger und Sachsen wurden in der rechten Flanke des Hauptheeres auf Thüringen hinge-

[1]) Vgl. oben S. 213.

[2]) Vgl. oben S. 156. 208.

wiesen, ohne daß an einen Vorstoß bis an die Elbe und an ihre Vereinigung mit der Reichsarmee gedacht wurde. Den Oberbefehl erhielt zum Lohn für seinen Sieg von Bergen Graf Broglie.

So wenig die Reihen der Gegner Preußens sich lockern oder lichten wollten, ebensowenig glückte es dem Könige, für die unvermeidliche Fortsetzung des Kampfes Verstärkung, neue Bundesgenossen zu finden.

Die Versuche in Konstantinopel wurden fortgesetzt, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit, daß Frankreich aus der großen Koalition ausschied. Denn auch in diesem Falle blieb die Macht der beiden Kaiserhöfe so beträchtlich, daß erst eine Diversion des Großherren das Gleichgewicht zwischen den Parteien hergestellt haben würde. Allzu hoch schlug Friedrich die Kriegstüchtigkeit der Türken ohnehin nicht an: 50 000 Oesterreicher, so meinte er, würden auf dem Schlachtfelde mit 100 000 Türken allemal fertig werden. Mitunter einem Abschluß scheinbar ganz nahe, geriet diese Verhandlung doch immer von neuem in das Ungewisse.

Einen Augenblick schien es, als ob Dänemark zu gewinnen sei. Der Minister Bernstorff ließ Aeußerungen fallen, die sein Unbehagen über die von Rußland beabsichtigte Einverleibung von Ostpreußen deutlich erkennen ließen. Darauf ließ Friedrich dem Kopenhagener Hofe für die Stellung eines Truppencorps Subsidien in der Höhe von 400 000 Thalern anbieten und wäre auch bereit gewesen, die dänischen Absichten auf den gottorpischen Anteil von Holstein, das Erbe des Großfürsten-Thronfolgers, zu begünstigen; denn er wollte es als das geringere Uebel betrachten, wenn Holstein dänisch wurde, als wenn es in russische Hände kam.

Weder in Konstantinopel noch in Kopenhagen hatte sich die preußische Diplomatie einer Unterstützung durch den britischen Bundesgenossen zu erfreuen. Am goldenen Horn that Sir James Porter den Bemühungen des preußischen Agenten Rexin, wie dieser bitter klagte, mehr Abbruch, als selbst die Vertreter Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs; und im Sunde zeigten sich die britischen Kriegsschiffe nicht, deren Aussendung nicht bloß der König von Preußen immer von neuem,[1]) sondern jetzt auch der dänische Hof beantragte; denn nur wenn England diesen Schutz bot, glaubte man in Kopenhagen sich rühren zu dürfen.

König Friedrich hat damals der englischen Politik ihre kleinen Wunderlichkeiten und ihre Unterlassungen zu gute gehalten gegen ihre loyale Haltung in der Hauptsache. Vorübergehende Verstimmungen überwog bei ihm das Gefühl aufrichtiger Anerkennung und Dankbarkeit gegen Pitt. „England," sagte er, „hat lange in schweren Wehen gelegen, aber endlich hat es einen Mann geboren." Friedrich hatte allen Grund, diesen Mann zu rühmen; nur zu bald sollte es dahin kommen, daß seine Sache in England allein auf diesen zwei Augen stand. Die Zeiten waren vorüber, da Horace Walpole bekannte: „Es ist unglaublich, wie populär König Friedrich ist; außer einigen Leuten, die ihn und Pitt für

[1]) Oben S. 62. 110. 163 ff.

ein und dieselbe Person halten, ist er auch dem Geringsten bei uns bekannt." Die Begeisterung bei Hoch und Niedrig kühlte sich ab, als neue Siegesposten aus dem preußischen Hauptquartier ausblieben. Die den König von Preußen aufrichtig verehrten, wie Lord Chesterfield, verstummten allmählich; die ihm von je gram waren, aber in den Tagen des preußischen Glücks im Chorus mitgejubelt hatten, kehrten jetzt ihr wahres Gesicht wieder hervor. Jener Walpole spottete nach Kunersdorf, Friedrich sei durch diese Niederlage zu einem König von Küstrin herabgesunken und werde im nächsten Winter in Somersethouse ein Absteigequartier oder eine Apanage am Ohio angewiesen erhalten; und nach Maxen hielt der Hämische sich darüber auf, daß das Parlament gutmütig neue acht Millionen für den deutschen Krieg bewillige, während dieser König von Preußen durch seine Tollkühnheit alle Kriegs- und Siegeshoffnungen Englands völlig vernichtet habe.

Auf Grund dieser Geldbewilligung wurden für 1760 die Subsidien an Preußen in demselben Betrage wie in den beiden vorangegangenen Jahren weiter bezahlt; die Höfe von Braunschweig und Kassel erhielten sogar größere Summen als bisher und verstärkten dafür ihre Kontingente. Es galt das Heer des Prinzen Ferdinand auf 98000 Mann zu bringen. Hannover stellte 37000, Braunschweig 9300, Hessen 23200, Schaumburg-Lippe 1190; den Rest übernahm England selbst. Schon 1758, so hoch wie damals die Begeisterung der Nation für den deutschen Krieg ging, hatte Pitt wagen dürfen, entgegen den von ihm selbst früher so eifrig vertretenen Anschauungen,[1]) britische Truppen nach Deutschland zu schicken, im ganzen nach und nach an 9000 Mann. 1759 war diese Zahl nur um ein Geringes erhöht worden, jetzt aber, da Frankreich immer stärkere Heeresmassen über den Rhein schickte und da für Englands Küsten irgend eine Gefahr nicht mehr drohte, wurde das britische Corps in Deutschland auf die stattliche Höhe von 22—23000 Mann gebracht.

Für seine eigene Streitmacht gab sich der König von Preußen anfänglich der Hoffnung hin, mit 120000 Feldsoldaten und 40000 Mann Garnisontruppen den Feldzug eröffnen zu können. Besondere Schwierigkeiten bot die Wiederaufstellung der bei Maxen in Gefangenschaft geratenen Truppenteile. Doch waren bei der Infanterie des Finckschen Corps einige Regimenter nach ihren Verlusten von Kay und Kunersdorf nur auf Bataillonsfuß formiert gewesen, und so waren in den Rekonvalescenten aus den Russenschlachten jetzt Stämme für die Neubildung vorhanden. Statt der etatsmäßigen Stärke von 1800 wurden diese Regimenter freilich nur zu 1000, wenn es hoch kam, zu 1200 Köpfen aufgestellt, und noch lückenhafter waren ihre Offiziercorps: einige zählten 15 oder 18 Offiziere statt 42. Von den zur Waffenstreckung genötigten 35 Schwadronen konnten nur 10 ersetzt werden, so daß das Regiment im Durchschnitt nur 140—150 Pferde zählte. Der König sah sich deshalb veranlaßt, die beiden Dragonerregimenter, welche die Feldzüge von 1758 und 1759 bei dem westdeutschen Heere mitgemacht hatten,[2]) wieder an sich zu ziehen; nur die fünf Schwadronen

[1]) Oben S. 62. 110. 165. 167.

[2]) Oben S. 154.

ſchwarze und blaue Huſaren und etwa 1000 Mann Freitruppen ließ er noch dem Prinzen Ferdinand.

Auch die alten Regimenter konnten nicht mehr zur vollen Stärke ergänzt werden. Mitte Mai bezifferte der König die Geſamtzahl ſeiner Feldtruppen, vielleicht noch zu hoch, auf 110 000 Mann. 60 000 wurden auf das Heer in Sachſen gerechnet, 10 000 auf das Corps Fouqués bei Landshut, 35 000 auf das Heer des Prinzen Heinrich an der Oder, 5000 auf die in Vorpommern aufgeſtellte Abteilung unter General Stutterheim, dem Nachfolger des von den Schweden während des Winters in Anklam durch einen Handſtreich aufgehobenen Manteuffel. Das pommerſche Häuflein galt als Detachement vom Heere des Prinzen, Fouqués Abteilung als Detachement vom Hauptheere.

Ueber die Beſchaffenheit ſeiner Truppen urteilte der König ſehr ungünſtig. Ein Teil ſchien ihm höchſtens geeignet, dem Feinde „von weitem“ gezeigt oder in Miſchung mit anderen Regimentern verwendet zu werden; andere, an ſich beſſere Regimenter, ſtanden noch unter der Nachwirkung des Schreckens von Kunersdorf. Der neue Feldzug ſollte beweiſen, daß die Meinung des Kriegsherren von ſeinen Truppen zu gering war; ſchon im erſten Anfang bewährte in Oberſchleſien eins der pommerſchen Musketierregimenter, indem es ſich durch Laudons überlegene Kavalleriemaſſen durchſchlug, ſeinen einſt bei Soor gezeigten Heldenmut in glänzendſter Weiſe und nötigte dem Könige die Anerkennung ab, daß dies die „alte preußiſche Art“ ſei, „ſich auch gegen einen überlegenen Feind mit Succeß zu defendieren“: „ſie haben nach unſerer alten Art agieret, wo Ehre bei iſt, und nicht nach denen modernen infamen Exempels, die ich leider zur Schande von der Nation und der Armee habe erleben müſſen.“

Für die ſtrategiſche Anlage des nächſten Feldzuges ließ ſich eine Entſcheidung zwiſchen Offenſive und Defenſive diesmal nicht von vornherein treffen. Noch gab ja die Diplomatie ihre Sache nicht ganz auf: Friedrich verglich die Verhandlungen mit einer Glut, die dem Erlöſchen nahe ſcheint und doch von Zeit zu Zeit noch eine Flamme emporzüngeln läßt. „Es gibt nur ſehr Gutes oder ſehr Schlimmes für uns zu gewärtigen, dazwiſchen nichts,“ ſo ſtellte er das politiſche und militäriſche Horoſkop für das neue Jahr. Sehr Gutes, wenn die Franzoſen von der Koalition abfielen und wenn die Türken losbrachen. Blieben aber jene auf dem Plan, dann konnte Ferdinand ihm nicht zu Hülfe kommen, es mußte denn ſein, daß der den Siegen von Krefeld und Minden eine völlige Vernichtungsſchlacht wie die von Höchſtädt folgen ließ. Einſtweilen empfahl Friedrich dem Herzog, beizeiten eine Grabſchrift für ihn zu entwerfen: die Hauptnot werde allerdings erſt im Juli kommen, dann aber werde auch alles rettungslos verloren ſein: „Ende Juli wird die Maſchine zu wackeln anfangen und im Auguſt oder September zuſammenklappen.“ Auch bei d'Argens beſtellte er ſich ſein Epitaph und kündete ihm „als Kaſſandra“ das Hinſinken Trojas an.

Anfänglich hatte er beabſichtigt, die Führung des ſchleſiſchen Heeres ſelber zu übernehmen, um den Ruſſen in Schleſien oder Pommern, je nach der Richtung ihres Anmarſches, eine Schlacht zu liefern; er ließ alle Vorbereitungen für den Marſch von Glogau nach Kolberg treffen. Nachher entſchied er ſich doch dafür, in Sachſen bei ſeinem anderen Heere zu bleiben, um mehr im Mittelpunkt des

Kriegsschauplatzes zu sein und unter Umständen, wenn Frankreich noch Frieden schloß, im Verein mit dem westdeutschen Heere zur Offensive übergehen zu können: dann sollte Ferdinand über Eger in Böhmen einbrechen, während er selbst elbaufwärts vorzudringen gedachte. Griffen gar noch die Türken in den Krieg ein, so sollte auch Fouqué aus Oberschlesien in Feindesland, nach Mähren, einrücken.

Nach den Entschließungen der Türken sollte sich dann auch das Verhalten des Prinzen Heinrich an der Spitze des schlesischen Heeres richten. Nahten sich die Russen, was vor dem Juni nicht zu erwarten stand, so war es dem Könige an sich wünschenswert, schnell eine Entscheidung herbeizuführen, damit das schlesische Heer nachher für andere Aufgaben zur Verfügung stand. In dem Fall aber, daß die Türken ihre Diversion ausführten, schien es nicht erforderlich, das Schlachtenglück gegen die Russen zu versuchen. Im übrigen empfahl der König seinem Bruder, wie in den früheren Feldzügen den Lehwaldt und Dohna, vor der Versammlung der Russen eine ihrer Marschkolonnen zu überfallen und dadurch ihren ganzen Feldzugsplan zu stören.

Am 25. April begann der König den Feldzug, indem er das von ihm selbst geführte Heer bei Meißen, hinter dem kleinen Fluß Triebsche, zusammenzog. Eine während des Winters in starken Verteidigungszustand gesetzte Stellung, sein „Porzellanlager", wie Friedrich wegen der Nachbarschaft der berühmten Manufaktur sagte, sollte für die Truppen nach den Unbilden des letzten Winters ein Erholungslager[1]) sein. Der König selbst fühlte sich körperlich wenig widerstandsfähig. „Ich bin sehr ermattet," schreibt er unmittelbar nach der Ankunft im Lager; „ich spüre das Alter und seine Schwächen, die mich ganz anders belästigen, als ehedem. Der Krieg darf einen alten Kopf voll Erfahrung in Verbindung mit einem jungen und kräftigen Körper verlangen; wenn dies Leben so weiter geht, werde ich binnen kurzem weder das eine noch das andere haben."

Was ihm und den Truppen an Strapazen bevorstand, konnte er sich ungefähr voraussagen: „Der ewige Jude, wenn er je gelebt hat, hat nicht ein solches Landstreicherleben geführt wie ich. Man wird schließlich wie die Dorfschauspieler, die nicht Haus noch Herd haben; wir ziehen hin in alle Welt, um unsere blutigen Tragödien aufzuführen, wo es unseren Feinden gefällt, die Bühne aufzuschlagen." Er eröffnete seinen Generalen, „daß er in diesem Jahre mehr als gewöhnlich genötigt sein würde, starke Märsche zu machen, um den Feind zu einem Treffen zu nötigen." Den Truppen sollte das mit der Aufforderung mitgeteilt werden, „die dabei zu erwartenden Beschwerlichkeiten mit Geduld und Standhaftigkeit zu ertragen und sich bei allen Gefechten und anderen Vorgängen des preußischen Namens würdig zu zeigen."

Im gegnerischen Lager wollte man wissen, der König von Preußen habe dem verbündeten englischen Hofe versprochen, in diesem Jahre vorsichtiger, weiser zu sein. Friedrich war nach der Erfahrung von Kunersdorf weniger als je gemeint, der Schlacht unbedingt das Wort zu reden. In der bald nach der großen Niederlage verfaßten Schrift über die militärischen Talente und den

[1]) Vgl. Bd. I, 138.

Charakter Karls XII.[1]) tadelt er den Schwedenkönig, weil er so oft zwecklos geschlagen habe, weil er mit dem Menschenblut nicht haushälterischer umgegangen sei; er bemerkt in diesem Zusammenhange, ganz übereinstimmend mit der Schulmeinung, daß die Mehrzahl der großen Bataillenrs diese Auskunft nur mangels anderer Hülfsmittel gewählt hätten: „weit davon entfernt, ihnen das als Verdienst gelten zu lassen, muß man vielmehr ein Zeichen der Dürftigkeit ihres Genius darin sehen." Aber gleichwohl, in seiner jetzigen Lage frommte ihm kein Hinhalten, bei dem man schließlich „sich auszehren und lebendigen Leibes verdorren" mußte, keine Ermattungsstrategie, sondern allein Schlacht und Sieg. Dieser Ueberzeugung gab er im brieflichen Meinungsaustausch mit dem auch jetzt mehr zum vorsichtigen Lavieren geneigten Bruder immer von neuem Ausdruck. „Wenn es nicht Frieden gibt," erklärte er schon im Februar, „so wird es sicher zu einem Kampf kommen, der über das Geschick der Staaten eine erkleckliche Entscheidung bringt." Er sagte sich, daß die Schlacht von Denain Frankreich nach den in zehn aufeinander folgenden Unglücksjahren erlittenen Verlusten wieder emporgehoben habe. Er stellte sich freilich auch die Gegenfrage: „Wenn wir noch eine Schlacht verlieren, was wird aus uns?" Aber er kam doch immer zu dem Ergebnis, daß ihm dann genau nur dasselbe Unglück zustoße, dem er auch beim Verharren in der Unthätigkeit endlich nicht entrinnen könne. Es gilt ihm also die Kräfte nicht zu zersplittern, beträchtliche Massen an einem Punkte anzuhäufen und sie zu benutzen, „um sich des einen Feindes zu entledigen und dann eilends dem anderen entgegenzutreten, wie dies mir oft geglückt ist. Und wenn ein Unglück geschieht, so ist man gleich mit einem Schlage niedergestreckt, statt daß man, hätte man nichts gewagt, vier Monate später zu Grunde gegangen wäre."

Die ersten Wochen nach dem Einrücken in das Lager verliefen völlig ruhig: erst Ende Mai versammelten sich die Kaiserlichen und bezogen mit der Hauptmacht wieder das Lager hinter dem Plauenschen Grund. So lange glaubte Friedrich sich nicht rühren zu sollen, zum Teil schon aus politischen Gründen, mit Rücksicht auf die Verhandlungen mit Franzosen und Türken, besonders aber um den Feind sicher und anmaßlich zu machen und um keinen falschen oder voreiligen Schritt zu thun. Sein Gedanke war, zunächst ein abgezweigtes Corps, wenn sich die Gelegenheit bot, anzugreifen, etwa die Reichsarmee, wenn sie aus dem Thüringer Wald hervorkam, oder den rechts von der Elbe sich vorschiebenden Lacy.

Seine Aufgabe war ähnlich der im Herbst von 1758 ihm gestellten. Wieder galt es, einmal dem feindlichen Heere gegenüber in Sachsen das Feld zu halten und die eigenen Stammlande zu decken und zugleich die schlesischen Festungen gegen Laudon, den er auf den Monomatapa wünschte, nicht ohne Entsatz zu lassen.

Eben aus dieser Vielfältigkeit des Problems ergab sich die Notwendigkeit, mit dem Feind gründlich abzurechnen. „Nach Schlesien kann ich nicht eher kommen," schrieb der König am 6. Juni an Fouqué, „als ich mich mit den Oesterreichern geschlagen. Sie hier stehen zu lassen, gehet gar nicht an, und würde ich auf der einen Seite verderben, was ich auf der anderen gut mache."

---

[1]) Vgl. oben S. 6.

Er nahm an, daß Daun sich diesmal zur Schlacht herbeilassen werde, denn es schien ihm unzweifelhaft, daß die Feinde, wenn er sich zum Abmarsch nach Schlesien anschickte, ihm den Weg verlegen würden. Er wog die Chancen ab. Die Reichstruppen noch nicht zur Stelle, Leipzig und Halle also noch ungefährdet; blieb der im letzten Feldzug als selbständiger Führer bewährte Hülsen mit 16 Bataillonen und 24 Schwadronen in den Schanzen bei Meißen zurück, so behielt er selbst noch 38 Bataillone und 70 Schwadronen für die Schlacht; angenommen, daß Daun von seinem auf 61 Bataillone und 130 Schwadronen geschätzten Heere 24 Bataillone und 40 Schwadronen bei Dresden ließ, so ergab sich ein Zahlenverhältnis, günstiger als es während des ganzen Krieges je sich den Preußen geboten hatte. Würden die Oesterreicher geschlagen, so konnte Friedrich zu Fouqué stoßen, Neiße entsetzen, Schlesien vom Feinde befreien; ging die Schlacht verloren, so wollte der König immer damit sich trösten, nur das gethan zu haben, was „Pflicht und Dienst und Kriegsraison und das Wohl des Vaterlandes" erheischten.

Die Nacht vom 14. zum 15. Juni war zum Uebergang über die Elbe bestimmt. Da kam am 12. unerwartet die Nachricht, daß Laudon aus seinem Lager von Frankenstein in das Glatzische zurückgegangen war. Was konnte der Grund sein? Waren die Türken auf dem Marsche und den Oesterreichern bereits angemeldet? „Bis dato," schrieb Eichel an Finckenstein, „ändert sich der Barometer bei uns noch täglich, wo nicht zuweilen stündlich." Er hatte die Genugthuung, hinzufügen zu können, daß der König der von dem Minister immer vertretenen Ansicht sich jetzt anschließe und erst zum Ausgang des Monats auf eine Klärung der politischen und militärischen Lage rechne. So lange mochte noch zugewartet werden. Der König führte den Flußübergang aus, aber nur, um am rechten Ufer, in dem Lager von Proschwitz, für alle Fälle schneller zur Hand zu sein; „große Abenteuer," die Schlacht, versprach er vorerst nur im Falle der unbedingten Notwendigkeit suchen zu wollen.

Aber dieser Fall ergab sich sofort. Es hieß, die Reichsarmee sei im Marsch auf Dresden und werde schon am 21. eintreffen. Dann konnte Daun ihr den festen Posten dort überlassen und den Preußen auf dem rechten Ufer mit um so stärkerer Uebermacht entgegentreten. Solchem glaubte nun Friedrich durch einen unverzüglichen Angriff auf die Stellung Lacys zwischen Radeburg und Moritzburg zuvorkommen zu müssen. Und da Daun wirklich bereits marschierte, so zog auch Friedrich den größten Teil des auf dem anderen Ufer zurückgebliebenen Corps an sich und schrieb dem nunmehr auf ein kleines Häuflein beschränkten Hülsen, wenn die Sachen schlecht gingen, so sei seine „Boutique" — die Stellung bei Meißen — ohnehin verloren. „Das wird sicher das Va Banque," meinte Eichel sorgenvoll; „alles wird gewonnen oder alles verloren sein, Gott wolle uns den König erhalten!"

Am 19. Juni bei Tagesanbruch brach das Heer zur Schlacht auf. Man stieß auf das leere Nest. Lacy war bei nächtlicher Weile auf das Hauptheer zurückgegangen. Die Schuld wurde der Reiterei des Vortrabs beigemessen, die sich am vorangehenden Abend zu weit vorgewagt und dadurch den Anschlag verraten hätte; sonst würde, sagte man im preußischen Lager, Lacy sein Manen ge-

funden haben. „Ich hätte Luſt, mich aufzuhängen," ſagte der König am Abend zu Catt; „haben Sie nie dieſe Luſt geſpürt? Sehen Sie mein Pech, es verfolgt mich überall!" Er ſtieß einen tiefen Seufzer aus und entließ dann den Vorleſer lächelnd mit den Worten: „Bringen Sie mir morgen einen Strick mit."

Schon ſah er im Geiſte ſeine Gegner auf jenen Felſen von Stolpen, auf denen ſie im Herbſt 1758 ſeine Geduld einer ſo harten Probe unterworfen hatten. Vielleicht aber überließ Daun jetzt Dresden dem Schutz der Reichsvölker und ging nach Schleſien. In dieſem Falle wollte Friedrich ihm folgen, zu Fouqué ſtoßen und dort auf bequemerem Gelände Daun zur Schlacht zwingen.

Noch einmal gab eine politiſche Erwägung ſeinen Gedanken für ein paar Tage eine andere Richtung. Aus Konſtantinopel ſchrieb Rexin unter dem 8. Mai, daß nur die türkiſche Faſtenzeit die Unterzeichnung des Vertrages noch hintenangehalten habe, am Beiramsfeſt hoffte er das Werk abzuſchließen; dann würde die Fahne des Propheten unverzüglich entfaltet werden, der Sultan in Perſon nach Adrianopel gehen, um die Führung des Heeres zu übernehmen. Wurde das wahr, ſo blieb für Schleſien nichts mehr zu fürchten, und man konnte an die ſtrategiſche Offenſive denken: „Wir müſſen," ſchrieb der König auf dieſe Nachricht am 23. Juni an Fouqué, „zuſammen hier vornehmlich davor ſorgen, daß uns zwiſchen hier oder dem 10. oder 12. Julius keine Feſtung verloren gehe."

Schlimmeres geſchah. An dem Tage ſelbſt, da der König dieſe Worte ſchrieb, wurde Fouqués ganzes Corps, 10—11 000 Mann, bei Landshut von mehr als dreifacher Uebermacht zertrümmert; nur die Reiter, 16 Schwadronen, konnten ſich durchhauen.

Prinz Heinrich hatte zu Anfang des Monats ſich erboten, im Verein mit Fouqué Laudon aus Schleſien zu verjagen. Der König hatte es für dringlicher erachtet, daß der Prinz den Ruſſen entgegenzog. Friedrich betrachtete die Unterſtützung des Fouquéſchen Corps, des Detachements von ſeinem Heer,[1]) als ſeine eigene Aufgabe. Er unterſchätzte Laudon, ſeinen Unternehmungsgeiſt, ſein Feldherrntalent. Fouqué ging, als Laudon ſeinen erſten Vorſtoß machte, in der Richtung auf Breslau zurück; dem Könige galt dieſer Abmarſch von Landshut als vorzeitig, überſtürzt, er verlangte gebieteriſch und mit verletzender Schärfe, daß ſein General ihm den Poſten von Landshut wiederſchaffe. Befehle, die einen freieren Spielraum ließen und den Rückzug nach Breslau nicht bloß freiſtellten, ſondern unter beſtimmten Vorausſetzungen ſogar empfahlen, waren zu ſpät gekommen.

In der erſten ſchmerzlichen Erregung über den neuen furchtbaren Schickſalsſchlag wollte der König für den Verluſt von 15 Bataillonen und 68 Geſchützen dem kommandierenden General die Schuld beimeſſen; bei ruhigerer Ueberlegung wurde er dem Manne, der in voller Vorausſicht ſeines Schickſals als echter Soldat das Opfer eines blinden, buchſtäblichen Gehorſams geworden war, gerechter und fühlte ſich ſeinem Jugendfreunde, dem Großmeiſter des Rheinsberger Bayardordens,[2]) zu warmem Dank verpflichtet, weil Fouqué, hochſinniger

[1]) Oben S. 253.

[2]) Vgl. Bd. 1, 489; „Friedrich der Große als Kronprinz" S. 131.

als Finck bei Maxen, die Ehre der preußischen Waffen gerettet hatte; er feierte den mit schweren Wunden in die Hände der Sieger Gefallenen als den preußischen Leonidas. Keine Kapitulation war abgeschlossen worden, in achtstündigem Kampf hatte sich das kleine Heer nach dem Zeugnis seines Ueberwinders Laudon, „in der besten Ordnung, unter beständigem Feuern und nicht anders als Schritt vor Schritt" von Höhe zu Höhe zurückgezogen, bis zuletzt die auseinander gesprengten Truppenteile in ihren Karrees einzeln überwältigt worden waren.

Nun war Schlesien von Verteidigern entblößt, bis auf die schwachen Besatzungen der festen Plätze. Eine Wahl schien nicht mehr zu bleiben. Friedrich mußte nach Schlesien gehen, auf die Gefahr hin, daß Hülsen, der bei Meißen zurückblieb, dort ebenso über den Haufen gerannt wurde wie soeben Fouqué. Denn auch wenn Daun mit dem Hauptheer nach Schlesien nachzog, blieb den Gegnern in Sachsen noch eine erdrückende Uebermacht. Daun hoffte der König unterwegs nicht bloß zur Schlacht stellen, sondern trotz des Mißverhältnisses der Zahl auch schlagen zu können; war aber das Schlachtenglück den Preußen ungünstig, dann war er entschlossen, sich auf der Walstatt zusammenhauen zu lassen wie Fouqué.

Friedrich marschierte am 2. Juli in der Richtung auf Bautzen ab, Daun zog vor ihm her, Lacy blieb dem preußischen Heere zur Rechten. Daun gewann schnell einen so starken Vorsprung, daß er nicht wohl sich noch fassen ließ. Um so sicherer hoffte Friedrich jetzt mit Lacy abrechnen zu können. Aber mit der größten Geschmeidigkeit entglitt ihm sein Widerpart von Stellung zu Stellung bis nach Dresden, ging dann durch die Stadt auf das linke Ufer, räumte dort, als Friedrich gleichfalls über die Elbe setzte, sogar den so lange festgehaltenen Plauenschen Grund[1]) und nahm seine Zuflucht zu der gesicherten Stellung zwischen Sedlitz und Pirna.

Also sah der König ganz unerwarteterweise das Glacis von Dresden überall frei. Die Gelegenheit war lockend, er konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Stadt zu berennen. „Sie werden ohne Zweifel denken, daß ich Ihnen Träume erzähle, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit dem Heer vor Dresden liege," schrieb er am 13. Juli dem Prinzen Heinrich — so ganz aus dem Stegreif hatte sich diese neue Scene ergeben.

Friedrich sagte sich, daß die Einnahme der Stadt nur einen sehr bedingten Wert habe, daß Lacy Dresden vielleicht zurückgewinnen werde, wenn er selbst sich nach Schlesien wenden mußte. Gleichwohl wollte er auf einen Erfolg, den er in zwei bis drei Tagen erringen zu können meinte, nicht verzichten, schon des moralischen Eindrucks wegen, den der Fall von Dresden, wie er meinte, zumal auf die Franzosen machen würde. Er hatte ohne die Standhaftigkeit der Verteidiger gerechnet. Nicht geschreckt durch ein Bombardement, das ganze Straßen in Asche legte und die Kreuzkirche unter den Trümmern ihres Turms begrub, verweigerte der Kommandant Graf Maguire die Uebergabe; er wußte, daß Daun am Bober umgekehrt war und Entsatz brachte. Am 23. Juli mußte Friedrich bekennen, daß sein Schlag fehlgegangen sei; am 29. zog er von

[1]) Oben S. 238.

Dresden nach Kesselsdorf ab. Zum drittenmal in diesem Kriege war eine Belagerung ihm mißlungen.

Noch vor Dresden erfuhr er, daß am 26. seine Obersten d'O und Quadt die alte und die neue Festung Glatz nach nur fünftägiger Belagerung an Laudon übergeben hatten. In Wien trug man sich mit den freudigsten Hoffnungen. Laudon hatte sich anheischig gemacht, auch Breslau binnen kurzem zu nehmen und dadurch den Russen einen Stützpunkt an der Oder und die Verbindung mit dem österreichischen Heere zu sichern; dann sollten Schweidnitz und Glogau an die Reihe kommen. „So machen wir," schrieb Kaunitz triumphierend an Laudon, „noch eine glänzende Campagne, und der König dürfte seinen Marsch nach Dresden bitter bereuen."

Fast täglich sprach jetzt Friedrich zu seinem Catt von der Unvermeidlichkeit des Unterganges. „Im Anfang meiner Drangsale war ich trostlos, aber im Leiden wird man Philosoph, und das ist die beste Philosophie. Sie geben mir zu, daß wir jetzt seit sehr langer Zeit ringen. Das wird noch einen Monat so gehen, und dann werde ich den Purzelbaum schlagen." Er erzählte, daß er Memoiren hinterlasse; daraus solle seine Familie die Gründe seines Handelns entnehmen; man werde viel von ihm reden. „Wenn ich Fehler gemacht habe, so bin ich eben ein Mensch. Um über einen Menschen richtig zu urteilen, muß man sich die ganze Lage, in der er sich befindet, wohl vergegenwärtigen: man wird viel gelten lassen, man wird viel verzeihen." Er gestand, daß er von Natur zur Bequemlichkeit neige; aber wenn es wie jetzt gelte, sich zu tummeln, so verstehe er von einem Extrem ins andere zu fallen.

„Ich habe heute den ganzen Tag gegrübelt," sagte er tags nach dem Abmarsch von Dresden; „wenn ich mich nicht an meiner Pflicht festhielte, so würde ich alles preisgeben. Ich würde glücklicher leben als einfacher Privatmann. Ich bin am Rande des Abgrunds; ich rede mir nichts vor, dabei kann ich nur gewinnen, es kann mir nichts Schlimmeres geschehen, als das, was ich voraussehe; bin ich glücklich, so werde ich mit einer angenehmen Ueberraschung abschneiden. Hätte alles von mir abgehangen, ich hätte viel darum gegeben, in Frieden zu leben, aber nun muß getanzt sein."

Catt empfand das tiefste Mitleid mit seinem Gebieter. „Es ist wahr," bemerkte er nachträglich in seinem Tagebuch, „daß der König seit einiger Zeit das qualvollste Leben führte. Die Art, wie er sein Unglück trug, seine Aufmerksamkeiten für seine Umgebung, seine geringe Sorge für seine Gesundheit, seine Aufregungen: alles das schien einen Erfolg zu verdienen."

In diesen Tagen erhielt der König die Nachricht von dem am 29. Juli erfolgten Ableben seines alten treuen Mitarbeiters, des wiederholt durch Schlaganfälle heimgesuchten Podewils. „Ich bedaure sehr den armen Grafen Podewils," schrieb er an Finckenstein, den Kollegen des Verstorbenen; „das war ein Ehrenmann und ein guter Staatsbürger; aber inmitten aller der Verluste, die wir erleiden, wird man, wie es scheint, unempfindlich gegen alles." Ein anderer Brief an Finckenstein erfüllte den Empfänger mit tiefem Kummer: „Alle Anstrengungen," schrieb der König, „die wir gemacht haben, um den Sturm zu beschwören, haben sich als eitel und nutzlos erwiesen. Ich habe von dem, was

in der Politik und in der Kriegsführung wünschenswert wäre, nichts zu erhoffen. Es bleibt mir also nur das Los der Waffen, aber alles das kommt bei uns nur darauf hinaus, ob wir vier Wochen früher oder vier Wochen später untergehen sollen, und da, denke ich, gelten August, September und Oktober sehr gleich." Finckenstein schrieb an den Kabinettsrat, er gewahre in diesem Briefe Spuren einer so ausgeprägten Verzweiflung, daß es ihm das Herz zerreiße, und Eichel antwortete, der Minister durchschaue die Stimmung nur zu richtig: „Die vorige Erfahrung hatte mich schon gelehret, wie schwer es sei, Unglück zu ertragen, ohne sich einem gewissen Désespoir zu ergeben. Ich thue, was in meinen Kräften stehet, um dieses zu mildern, aber Ew. Excellenz kennen die Delicatesse, deren man sich deshalb zu bedienen hat, und dieser Point macht meine Situation höchst betrübt und konsumieret mir bei allen anderen Sorgen Kräfte und Leben."

Das Dresdener Zwischenspiel hatte dem Könige fast drei Wochen gekostet. Er war Anfang August nicht weiter, als Anfang Juli, die Bilder des vorigen Monats kehrten ganz unverändert wieder. Am 1. August ging er unterhalb Meißen zwischen Zehren und Hirschstein über die Elbe, wieder blieb Hülsen bei Meißen zurück, wieder machten die Kaiserlichen den Marsch der Preußen mit. Drei Heere, ein preußisches und zwei österreichische, zogen in der gleichen Richtung dahin, der schlesischen Grenze zu. Wer sie marschieren sah, sagte Friedrich, konnte sie für ein einziges Heer halten, Dauns Völker für den Vortrab, die Preußen für das corps de bataille, den jetzt wieder zum Vorschein gekommenen Lacy für die Nachhut. Immer wichen die österreichischen Generale allzu naher Berührung vorsichtig aus.

Am 7. August erreichte man den Bober, Daun bei Löwenberg, die Preußen zwei bis drei Meilen abwärts bei Bunzlau. Sie mußten Schweidnitz oder Breslau zu erreichen suchen, Daun aber legte sich ihnen an der Katzbach in den Weg und stellte seine Verbindung nicht bloß mit Lacy, sondern auch mit Laudon her.

Laudon hatte nach der Einnahme von Glatz fünf Tage, vom 31. Juli bis 4. August, vor Breslau gelegen, aber diesen Platz verteidigte diesmal jener Tauentzien, von dem sein Sekretär Gotthold Ephraim Lessing gesagt hat: „Wäre der König so unglücklich gewesen, seine Armee unter einem Baume zu versammeln, General Tauentzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden." So blieb Breslau dem Könige erhalten, dank der Festigkeit des Kommandanten, dank aber auch der Pünktlichkeit, mit der Prinz Heinrich aus der Neumark zum Entsatz herbeigeeilt war.

Gemäß den ihm erteilten Befehlen[1]) hatte Heinrich zuerst bei Landsberg an der Warthe, seit Mitte Juli aber in einer Stellung hinter der Obra den Anmarsch der Russen beobachtet. Als Ssaltykow von Posen aufbrach, setzte auch der Prinz, zunächst längs der Obra, sich in Bewegung. Anfangs unsicher, seinem königlichen Bruder nicht entschlossen genug, bewährte er doch angesichts der gesteigerten Gefahr ebensoviel Kühnheit wie Umsicht. Statt sich weiter mit den Russen zu beschäftigen, marschierte er über Züllichau und Glogau geraden-

[1]) Oben S. 254.

wegs dem jetzt am meisten gefährdeten Punkte, der schlesischen Hauptstadt zu, auf die Gefahr hin, zwischen zwei Feuer zu kommen, wenn die beiden Heere, deren jedes, das russische wie das von Laudon, für sich allein ihm überlegen war, ihn gleichzeitig angriffen. Das Glück belohnte den mutigen Entschluß. Laudon hielt es für sicherer, jetzt zu Daun zu stoßen, die Russen aber glaubten bei ihrer Ankunft an der Oder von neuem, sich über die Unzuverlässigkeit und den Eigennutz ihrer Verbündeten beschweren zu dürfen, und hüteten sich wohl, auf eigene Hand mit dem Prinzen Heinrich anzubinden. Allemal war ihre Gegenwart überaus peinlich für die preußische Kriegsführung: sie versperrten auf dem rechten Oderufer dem Könige die Verbindung mit Breslau und mit dem Prinzen, wie Daun und seine „Akolythen" auf dem linken, und sie waren in der Lage, den Oesterreichern über die Oder die Hand zu reichen. Nach einigen Bedenklichkeiten ließ Ssaltykow bei Auras Brücken schlagen, erklärte aber zugleich, daß er zurückgehen werde, wenn die Vereinigung zwischen den Russen und Oesterreichern nicht unverzüglich vor sich gehe.

Schon jetzt, noch ohne die Russen, hatten die Oesterreicher eine dreifache Uebermacht zur Verfügung, 90000 gegen 30000. Die Kaiserin-Königin verlangte entschieden eine Schlacht und sprach, wie bei früherem Anlaß [1]), Daun von jeder Verantwortung vorweg frei. Laudon erhielt den Auftrag, den Feldmarschall zur That zu drängen. Jetzt oder nie, Daun mußte ihm darin recht geben, war die Stunde da, einen großen Schlag zu führen.

König Friedrich seinerseits konnte, nachdem die Vereinigung der drei Heere sich nicht hatte verhindern lassen, die Schlacht jetzt nicht mehr wünschen. Seine Lage wurde um so schwieriger, als die Vorräte des Heeres zu Ende gingen. Unter den Offizieren ging die Rede, daß ein neuer Tag von Maxen vor der Thür stehe, falls sich der König nicht schleunigst forthebe. Aber gab es überhaupt noch eine Möglichkeit, der Umklammerung sich zu entziehen? Alle Versuche, die feindlichen Stellungen zu umgehen und die Straße nach Jauer und Schweidnitz zu gewinnen, scheiterten. Daß die Oesterreicher ihn angreifen wollten, konnte Friedrich aus ihren Anstalten ungefähr entnehmen. Durch wiederholten Wechsel des Lagers, durch Bewegungen im Stile eines Parteigängers, suchte er den Feind unsicher zu machen.

Das Lager, welches das preußische Heer am 13. August, zum zweitenmal binnen vier Tagen, bezog, erstreckte sich oberhalb von Liegnitz, auf den Höhen am nördlichen Ufer der Katzbach, vom Dorfe Schimmelwitz bis unmittelbar an die Vorstadt Dänemark. Durch den Fluß von den Preußen getrennt, lagerte sich das österreichische Hauptheer zwischen den Dörfern Hochkirch und Nieder-Krain; die Vorposten standen nicht einen Kanonenschuß voneinander entfernt. In Dauns linker Flanke dehnte sich Lacys Corps von Nieder-Krain bis Goldberg aus; unterhalb von Liegnitz, auf demselben Ufer wie seine Kameraden, stand Laudon zwischen Koischwitz und Jeschkendorf.

Man kam überein, daß in der Frühe des 15. August Daun in der Front, Lacy in der rechten und Laudon in der linken Flanke die preußische Stellung

[1]) Oben S. 92.

gleichzeitig angreifen sollten; zu dem Behuf mußten Lacy bei Goldberg und Laudon unterhalb von Liegnitz über die Katzbach gehen.

Die Stadt Liegnitz ist in den Winkel zwischen der Katzbach und dem von Nordwesten zuströmenden Schwarzwasser hineingebaut, die dicht hinter der Stadt ineinander laufen. In dem gegenüber liegenden Winkel gelangt man aus der Vorstadt Töpferberg durch Pfaffendorf auf eine zum Teil mit Wald bedeckte Hochfläche, die nach Westen zum Schwarzwasser, nach Süden und Südosten zu dem Wiesengrund abfällt, durch welchen die Katzbach nach Aufnahme des Schwarzwassers an den Dörfern Panten, Bienowitz und Pohlschildern vorbeifließt. Ueber diese Hochfläche mußte Laudon marschieren, wenn er auf die preußische Stellung stoßen wollte.

König Friedrich that seinen Gegnern nicht den Gefallen, ihren konzentrischen Angriff in seinem keineswegs vorteilhaften Lager abzuwarten. Schon die Rücksicht auf die Verpflegung mußte ihn bestimmen, von dannen zu ziehen. Von Schweidnitz abgeschnitten, entschied er sich für den Marsch an die Oder. Noch am 13. kündete er dem Prinzen Heinrich an, daß er den Versuch machen werde, sich über Wohlau ihm zu nähern, wofern die Russen oder Daun ihm nicht einen Querstrich machen würden. Die Marschbefehle waren schon ausgegeben, als am 14. nachmittags ein Ueberläufer es verriet, daß Daun und Lacy morgen angreifen würden; von der dem dritten der Triumvirn übertragenen Rolle erfuhr man nichts. Die Nachricht konnte den König lediglich in seinem Vorhaben bestärken.

Abends um 8 Uhr begann der Abmarsch an Liegnitz vorbei nach Pfaffendorf. Husarenpiketts blieben bis ½2 im Lager und unterhielten zur Täuschung des Gegners die Wachtfeuer, von Bauersleuten unterstützt. Nach der Marschdisposition sollten die Truppen, auf der Höhe angelangt, rasten und erst bei Tagesanbruch sich wieder in Bewegung setzen. Der Aufmarsch auf dem Halteplatz ging in der Dunkelheit nicht ohne einige Verwirrung vor sich. Front wurde gegen Liegnitz gemacht, weil nur von dieser Seite ein Angriff erwartet wurde, wofern Daun unverzüglich nachrückte. Der linke Flügel hatte das Dorf Panten links vor sich, der rechte erstreckte sich längs dem Schwarzwasser bis zum Dorf Hummel. Während die Generale noch mit der Aufstellung beschäftigt waren, stieg der König hinter Pfaffendorf vor dem Grenadierbataillon Rathenow vom Pferde und streckte sich am Wachtfeuer zur Ruhe nieder, in seinen Mantel gehüllt. Starke Patrouillen der Zietenhusaren streiften bis zur Thalsohle nach Bienowitz und Pohlschildern. Major v. Hundt kommt angesprengt und fragt nach dem König: seine Vedetten sind alle zurückgeworfen, der Feind ist da, in großen Massen, da wo man ihn nicht erwartet hat, stromabwärts, es kann nur Laudon sein.

Die Preußen müssen sich auf einen Kampf mit doppelter Front einrichten. Dem General Zieten giebt der König den Befehl, mit dem rechten Flügel auf der Stelle zu bleiben und dem österreichischen Hauptheer, wenn es zum Vorschein kommt, den Uebergang über das Schwarzwasser und den Aufstieg von der Liegnitzer Seite zu verwehren. Er selbst setzt sich auf dem linken Flügel mit dem General Schenckendorff an die Spitze der Grenadierbataillone Rathenow und Nimschewsky und marschiert mit linksum ab, um dem unvermuteten Angriff eine Flanke entgegenzuwerfen. Eine Anhöhe oberhalb von Bienowitz, der Reh-

berg, wird den Bataillonen als Stützpunkt angewiesen, eine schwere Batterie begleitet sie, der ganze linke Flügel schiebt sich nach.

Freund und Feind waren einander so nahe, daß man sich sofort mit Kartätschen beschießen konnte. Eine Viertelstunde später oder eine Viertelstunde früher aufmarschiert, so urteilte der König nachher, hätten die Preußen auf einen Sieg nicht zu rechnen gehabt: im ersten Falle wären sie überrannt worden, im anderen hätte Laudon noch zuletzt einhalten und die Schlacht vermeiden können.

Auch dieser war völlig überrascht. Um seinen Ueberfall desto sicherer bis zuletzt zu verheimlichen, war er ohne Vorhut marschiert und stieß nun statt auf das preußische Gepäck auf das preußische Heer. Immer mochte er sich der Hoffnung hingeben, von Daun schnell unterstützt zu werden.

Die österreichische Reiterei marschierte zur Rechten der Infanteriekolonnen. Auf der Straße von Pohlschildern nach Schönborn bereits bis zur Höhe gelangt, formierte sie sich in der Flanke der noch im Aufmarsch begriffenen preußischen Infanterie und warf die ihr entgegensprengenden Krockow-Dragoner zurück. Aber im Busch bei Krummelinde hatte sich die vor kurzem aus diesem Regiment ausgesonderte leichte Schwadron in den Hinterhalt gelegt und fiel nun den inzwischen unter Infanteriefeuer genommenen feindlichen Reitern in den Rücken, während General Krockow mit den Leibkürassieren und den Regimentern Seydlitz und Markgraf Friedrich ihnen von vorn entgegenfuhr.

Inzwischen hatte Laudon mit der dem Heere voranziehenden und schon entwickelten Infanteriereserve auf den Höhen über Bienowitz festen Fuß gefaßt; er verlor seine ersten Erfolge, als die preußischen Bataillone des linken Flügels eines nach dem anderen in die Schlachtlinie einschwenkten. Bei seiner großen Ueberlegenheit an Zahl jedoch bereitete er den Preußen noch harte Arbeit, indem er entschlossen und zäh sofort sein erstes und nachher auch sein ganzes zweites Treffen den Kampf fortsetzen ließ. Ohne die wirksame Unterstützung seitens der Reiterei, die zu wiederholtenmalen, so oft der Feind irgendwie eine Blöße bot, einhieb, würden die allmählich aufmarschierten 13 preußischen Bataillone sich des immer erneuten Angriffs schwerlich erwehrt haben.

Indem sich die preußische Linke beim Aufmarsch und im Gefecht immer weiter nach links biegen mußte, geschah es, daß die beiden Flügel in einem stumpfen Winkel fast Rücken gegen Rücken standen und daß im Scheitel des Winkels, dem Dorfe Panten gegenüber, eine weite Lücke klaffte. Die dort über den Fluß kommende österreichische Kolonne hatte das schönste Spiel in der Hand. Ein vereinzeltes preußisches Peloton war auf seinem verlorenen Posten durch einen Vorstoß des Feindes schon überwältigt worden. Hier bei Panten war es, wo Graf Karl zu Wied mit den Regimentern Wedell und Altbraunschweig sich des Königs Dank erwarb; im dichten Kugelregen auf und nieder reitend spornte Wied den Ehrgeiz seiner Märker und Magdeburger an; dem geschickten Bombardier, der mit wenigen wohlgezielten Schüssen eine feindliche Batterie zum Schweigen brachte, spendete General Saldern auf der Stelle drei Louisdor. Als das dritte Bataillon Garde unter Führung des Oberstlieutenants v. Möllendorff und des Majors Rohdich in Panten eindrang und das Dorf in Brand steckte, war dem Kampfe hier ein Ziel gesetzt.

Etwas später gaben die Oesterreicher auch bei Bienowitz die Partie auf. Laudon ließ eine Batterie auffahren und nahm unter ihrem Schutze die Truppen über die Katzbach zurück. Noch zuletzt setzte sich ein Major von Laudons eigenem Infanterieregimente an die Spitze einer Reiterschar und brach in die beim Verfolgen aus ihrem Gefüge gekommenen Regimenter Anhalt und Prinz Ferdinand ein; die Säbelhiebe fielen dicht, aber auch so mancher Reitersmann wurde durch die preußischen Bajonette aus dem Sattel gehoben.

Ueber das Wasser folgten die Preußen dem geschlagenen Feinde nicht. Denn schon zeigten sich auf der anderen Seite des Schlachtfelds die Spitzen der Heere von Daun und Lacy.

Daun hatte, als seine Patrouillen nachts gegen 2 Uhr das alte preußische Lager leer fanden, Liegnitz besetzt und bereitete, um sich den abziehenden Gegner nicht entgehen zu lassen, den Uebergang über das Schwarzwasser vor. Der Reitervortrab wurde von den Preußen ungehindert herübergelassen, dann aber nach kräftiger Begrüßung aus dem schweren Geschütz durch 20 Schwadronen Dragoner und Husaren zurückgejagt. Daun stutzte und überlegte. Bald kam ein Offizier geritten und brachte die Kunde von dem, was mit Laudon eben geschehen war, und nun hielt es Daun für geraten, über die Katzbach in sein Lager zurückzugehen. Auch vom Lacyschen Corps kam eine Reiterabteilung, über das Schwarzwasser, weiter aufwärts; ihr Versuch, das bei Hümeln aufgefahrene Gepäck der Preußen wegzunehmen, wurde durch die Grenadiercompagnie des ersten Bataillons Garde vereitelt.

Solch ein Sommermorgen war dem preußischen Heere seit Hohenfriedberg nicht angebrochen, und etwas von der Stimmung von Hohenfriedberg lag über dem Siegesfelde. Der König war nach so manchem harten und ungerechten Scheltwort mit seinen Truppen ausgesöhnt: „heute hätte er gesehen, daß er noch seine alte tapfere Infanterie in der Armee habe," rief er den Bataillonen zu, und die Reiterei erhielt gleiches Lob. Hatten die Truppen schon auf den unerträglich heißen Märschen dieses Sommers ihre Tüchtigkeit und ihren guten Willen gezeigt, so entsprachen die heutigen Leistungen im Kampf den glänzendsten Ueberlieferungen dieses tapferen Heeres. Das Regiment Anhalt hatte sich bei dem Rückzug von Dresden, wohl unverdient, eine empfindliche Kränkung zugezogen: Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere, ohne Ausnahme, hatten das Seitengewehr ablegen müssen und die Huttressen verloren. Heute gewann der Heldenmut dieses alten Regiments ihm die Zufriedenheit des Kriegsherrn und alle Ehren und Abzeichen zurück. Als Friedrich einen der Veteranen des Regiments, der noch unter dem alten Dessauer gedient, mit einem Lobspruch ansprach, antwortete der brave Musketier: „Wie sollten wir nicht? wir kämpfen für die Religion, für Euch, für das Vaterland!" Dem Könige traten die Thränen in die Augen, und die Rührung übermannte ihn von neuem, als er nachher von dieser Scene erzählte.

Er nannte die Schlacht von Liegnitz die zweite Auflage von Roßbach, als ein Rencontre zwischen zwei auf dem Marsch befindlichen Heeren und wegen der verhältnismäßig geringen Verluste, deren Umfang allerdings die anfängliche Schätzung übertraf: von den 16000 Mann, die Laudon in Empfang nahmen,

waren 775 gefallen, nicht ganz 2500 verwundet, 252 wurden vermißt. Laudon hatte von 32000 Mann faſt das Drittel, an 10000 Mann, darunter 4000 Gefangene eingebüßt, dazu 83 Kanonen. Feldzeichen waren im Handgemenge hüben und drüben verloren gegangen.

An d'Argens ſchrieb der König: „Gott iſt in den Schwachen mächtig: dieſe Worte wiederholte uns der alte Bülow [1]) jedesmal, wenn er uns die Schwangerſchaft der Kurprinzeſſin von Sachſen ankündigte, und ich wende dieſes ſchöne Diktum auf unſere Armee an. . . . Fürwahr, ein großer Vorteil, den wir uns nicht verſprechen durften. Mir ſind der Rock und meine Pferde verletzt, ich ſelbſt bin bis jetzt unverwundbar. Niemals haben wir größere Gefahren beſtanden, niemals ärgere Strapazen gehabt."

Den engliſchen Geſandten rief er auf dem Schlachtfelde, als Mitchell ihm Glück wünſchte, zum Zeugen dafür an, wie ſehr er ſich, aber ſtets ohne Erfolg, bemüht habe, das zu Wege zu bringen, was jetzt der Zufall habe glücken laſſen: dieſen Sieg verdanke er ganz allein der Tapferkeit der Truppen. So unvollkommen ſei alle menſchliche Vorſorge. Mitchell, der ſchon oft mit dem Könige das Problem der göttlichen Vorſehung erörtert hatte, erwiderte: ihm ſei es klar, wenn die Vorſehung Seiner Majeſtät nicht ein beſſeres Verſtändnis verliehen hätte, als ſeinen Feinden, ſo würde dieſer Tag kein Tag des Sieges ſein. Der König lächelte: „Ich ſehe, daß wir in dieſem Punkte nicht völlig einig ſind, aber da Sie es wollen, ſo mag dem jetzt alſo ſein."

Sein Vorſehungsglaube war allzu ſtark erſchüttert, die Ueberzeugung zu feſt bei ihm eingewurzelt, daß der Himmel um die Händel dieſer Welt ſich nicht kümmere. Er ſprach jetzt gern von „Seiner Majeſtät dem Zufall" und bekannte, von dem Vorurteil nicht zurückkommen zu können, daß Gott im Kriege bei den ſtarken Schwadronen ſei, und die ſeien bis jetzt leider auf der Gegenſeite.

Die Schlacht bei Liegnitz iſt in der Geſchichte des Feldzugs von 1760 das entſcheidende Ereignis. Hatten ſchon vorher die öſterreichiſchen Feldherren, trotz ihrer Ueberlegenheit an Zahl, ſich Zug um Zug nach den Bewegungen ihres großen Gegners gerichtet, ſo waren Initiative und die Neigung zum Schlagen in Daun jetzt vollends erſtickt. Daraus zogen aber auch die Ruſſen, wie ſie es vorher angekündigt hatten, alsbald die Nutzanwendung für ihre eigene Kriegsführung.

Immerhin, unmittelbar nach der Schlacht trat für die Sieger noch ein kritiſcher Augenblick ein, den Friedrich ſpäter als den unangenehmſten und aufregendſten des ganzen Feldzugs bezeichnen zu ſollen glaubte. Als er, noch am Schlachttage ſelbſt, bei Parchwitz den ſo lange ihm beſtrittenen Uebergang über die Katzbach vollzog, gingen zwar die hier aufgeſtellten öſterreichiſchen Abteilungen, durch das Laudonſche Heer nicht mehr gedeckt, ſchnell zurück; zugleich aber erfuhr man, daß ein Corps Ruſſen unter General Tſchernyſchew ſchon diesſeits der

[1]) Vgl. Bd. I, 545.

Oder stand, und tags darauf gewahrte man während des Marsches nach Neumarkt zur Rechten in einer Entfernung von drei Viertelmeilen das ganze österreichische Heer. Wieder waren die Preußen in Gefahr, zwischen zwei Feuer zu kommen, und das in einem Augenblicke, da ihre Marschkolonnen mit so vielen Gefangenen und über 1000 Verwundeten belastet waren, während ein kleiner Vorrat von halbverschimmeltem Brot nur noch für einen Tag zureichte. Schnell aber wurde man über die Absichten der Feinde völlig beruhigt. Kaum hatte Tschernyschew von Laudons Niederlage gehört, als er mit seinen 20000 Mann eilends über die Oder zurückging; es bedurfte dazu nicht noch der Kriegslist, mit der Friedrich dem russischen General einen die österreichischen Verluste stark übertreibenden Schlachtbericht in die Hände spielte. Wie hätte es nun die Oesterreicher nach diesem, wie Daun sich ausdrückte, unerwarteten Rückzuge der Russen noch in der gefährlichen Nachbarschaft des preußischen Heeres gelitten! Ihre sämtlichen Corps marschierten in der Richtung auf das Gebirge ab, und der König stellte am 18. ungehindert seine Verbindung mit Breslau und dem Heere des Prinzen Heinrich her. Die Truppen hatten herrliche Tage, denn die vom Feinde erretteten Einwohner der schlesischen Hauptstadt brachten ihnen Bier, Branntwein, Fleisch und Tabak im Ueberfluß in das Lager.

„Man hat gut reden, daß der König von Preußen schon halb zu Grunde gerichtet ist, daß seine Truppen nicht mehr dieselben sind, daß er keine Generale hat: alles das kann wahr sein, aber sein Geist, der alles belebt, bleibt immer derselbe, und unglücklicherweise bleibt der Geist bei uns auch immer derselbe." So schrieb drei Tage nach Liegnitz aus Dauns Hauptquartier der Franzose Montazet. Das Bild, das die Koalition in diesem Augenblicke gewährte, war trüber denn je: allgemeine Niedergeschlagenheit und Unlust, Mißtrauen aller gegen alle, offener Streit, bittere gegenseitige Anklagen. Auf Daun schalten nicht bloß die Russen und Franzosen, sondern vor allem Laudon; er sprach in einem Briefe an seinen großen Gönner Kaunitz unumwunden die Anklage aus, daß er „hintergangen" worden sei. Kaunitz antwortete, lediglich Unentschlossenheit falle Daun zur Last, von Böswilligkeit sei keine Rede; aber eine Zeit lang wurde Laudons Auffassung in Wien ziemlich allgemein geteilt. Auch an Spottbildern und Pasquillen auf Daun fehlte es nicht. Wenn nun aber die Kaiserin-Königin auch jetzt wieder[1]) bestürmt wurde, den Zauderer vom Oberbefehl zu entheben, so erinnerte sie sich zu dankbar der drei Siege von Kolin, Hochkirch und Maxen, und war vielmehr geneigt, die Schuld für die letzte Niederlage der Unvorsichtigkeit Laudons beizumessen.

Am ärgerlichsten blieb, daß die Vereinigung mit den Russen, die schon als völlig gesichert gegolten hatte, für diesen Feldzug sich nun nicht mehr hoffen ließ. Ihr Feldherr war nicht zu erweichen, er war fest entschlossen, sich einem Angriff durch den König von Preußen nicht auszusetzen. Wenn Daun, so ließ Ssaltykow sich vernehmen, seinem Waffengefährten Laudon auf anderthalb Stunden Entfernung keine Unterstützung gebracht habe, wie dürfe man sich versprechen, daß er den König verhindern werde, mit gesamter Macht sich rasch

[1]) Vgl. oben S. 158. 213.

auf die Russen zu werfen. Ssaltykow sah seine Aufgabe jetzt lediglich darin, durch kleine Märsche oderabwärts das Heer des Prinzen Heinrich nach sich zu ziehen: dadurch werde Daun wieder eine beträchtliche Uebermacht über den König gewinnen und seine Operationen in Schlesien ungehindert fortsetzen können.

Wie Ssaltykow annahm, war Prinz Heinrich allerdings der Meinung, daß er den Russen nachzurücken habe. Der König entschied anders. Er beabsichtigte, die längst ersehnte große Entscheidung gegen das österreichische Hauptheer jetzt hier in Schlesien herbeizuführen. Er verstärkte deshalb sein eigenes Corps durch die Hauptmasse des zweiten Heeres auf etwa 50 000 Mann. Er nahm nicht an, daß die Russen noch einmal umkehren würden; er glaubte sie einem Beobachtungscorps von 10—12 000 Mann überlassen zu dürfen. Den Befehl über diese Abteilung erhielt Generallieutenant v. d. Goltz, während der Prinz sich mit Berufung auf seine angegriffene Gesundheit verstimmt vom Heere zurückzog und seinen Aufenthalt in Breslau nahm.

Auf Daun übte die Zusammenziehung der preußischen Streitkräfte die Wirkung aus, daß er die den Russen erteilte Zusage, sie durch Laudon bei der Belagerung von Glogau zu unterstützen, sofort zurückzog; nur zögernd erneute er sie später. Sein Hof trieb ihn immer dringender zur That. In einem aufgefangenen Briefe des Königs von Preußen las man mit Genugthuung sehr trübselige Betrachtungen und das Eingeständnis, ehedem würde ein Tag wie der von Liegnitz einen Feldzug entschieden haben, jetzt sei solch eine Aktion nur wie eine leichte Schramme. Unter dem Vorsitz der Kaiserin trat ein Kriegsrat zusammen, die in der Hauptstadt befindlichen Feldmarschälle gaben ihr Gutachten dahin ab, daß es ganz unerläßlich sei, den kurzen Rest des Feldzugs noch zu entscheidenden Unternehmungen auszunutzen. Der Staatskanzler beschwor Laudon, dem Oberfeldherrn zu „großen, herzhaften und vigoureusen" Entschlüssen den Mut zu stärken. Wenn aber die Kaiserin wie stets erklärte, die Verantwortung für den Verlust einer Schlacht auf sich nehmen zu wollen, so antwortete ihr Daun, daß er bei einem in augenscheinlicher Voraussicht des Mißlingens unternommenen Angriffe doch allemal verantwortlich bleibe für das Blut so vieler dabei frevelhaft aufgeopferter tapferer und treugesinnter Soldaten. Daß „decisive Operationes" von Nöten seien, erkannte er an und beteuerte: „Gott weiß, daß ich Tag und Nacht danach strebe; mithin wolle nur seine Barmherzigkeit mich mehrers als bishero dazu erleuchten, wozu ich Tag und Nacht seine Allmacht anrufe."

Am 30. August brach König Friedrich aus seinem Lager bei Breslau auf, näherte sich durch zwei Märsche, die ihn links am Zobtenberg herumführten, der Festung Schweidnitz und bezog am 3. September ein Lager zwischen Bunzelwitz und Striegau. Er hatte anfänglich wieder gehofft, in vier oder fünf Tagen am Ziele zu sein, wenn nämlich Daun, um ihn von Schweidnitz fernzuhalten, die Schlacht annahm: „Seit unserem Aufbruch," berichtete Graf Henckel an den Prinzen Heinrich, „haben wir keinen Marsch gethan ohne die Erwartung, eine Schlacht zu engagieren." Jetzt sollte ein Vorstoß in das Gebirge, eine Bedrohung der Zufuhrstraßen den Feind abermals vor die Wahl stellen, entweder sich zu schlagen oder „wenigstens" den Rückzug fortzusetzen, diesmal bis nach Böhmen. Aber der Versuch, die Oesterreicher in ihrer Stellung hinter Hohen-

friedberg zu umgehen und von Landshut abzuschneiden, wurde durch die Wachsamkeit Laudons vereitelt. Das Lager bei Baumgarten, das die Preußen jetzt zwischen den Bergen bezogen, brachte die österreichischen Generale von neuem auf den Gedanken an einen Ueberfall, wie er bei Hochkirch geglückt und bei Liegnitz nicht zur Ausführung gekommen war. Aber dem Könige entgingen weder die Vorbereitungen des Feindes noch die Mängel seiner eignen Stellung, er wollte auf diesem Platz, von dem es im Falle einer Niederlage kein Entrinnen gab, das Glück nicht auf die Probe stellen; er brach am 16. abends aus dem Lager auf und wählte eine neue Stellung in unmittelbarer Nähe von Schweidnitz bei Hohengiersdorf. Nun klagten Daun und seine Mitfeldherren ihrerseits, wenigstens in ihren Berichten nach Wien, daß der König alles sorgfältig vermeide, was zu einer Entscheidung führen könne, bekannten aber zugleich, daß sie unter diesen Umständen in Schlesien nichts mehr zu erreichen vermöchten. Nicht einmal an die Belagerung von Schweidnitz durfte noch gedacht werden, die man in Wien bisher immer als etwas allzu Geringes bezeichnet hatte.

In dem drückenden Gefühl, mit seiner Heerführung auf einem toten Punkte angelangt zu sein, nahm Daun mit Erleichterung einen erlösenden Vorschlag aus dem russischen Hauptquartier zu Carolath auf: russische und österreichische Truppen sollten sich zu einer Unternehmung gegen Berlin vereinigen. Prinz Heinrich hatte recht behalten, wenn er mit dem Abzug der Russen von Breslau ihren diesjährigen Feldzug noch nicht als beendet ansehen wollte. Von der Oder her setzten sich 23000 Russen unter Tottleben, Tschernyschew und Panin in Bewegung, aus den schlesischen Bergen 18000 Oesterreicher unter Lacy; denn ihm und nicht dem verhaßten Laudon, wie es die Russen gewünscht hätten, wollte Daun die Ehren dieses Zuges gönnen.

Zuerst war Tottleben am Ziel mit seinen 6000 Grenadieren, Kosaken und Husaren; am 3. Oktober zeigte sich sein Vortrab auf den Rollbergen vor dem Kottbuser Thor. Dem schwachherzigen Kommandanten der Residenz, jenem schon 1757 hinter seiner Aufgabe zurückgebliebenen Rochow,[1]) standen diesmal Männer von allerbestem Schlage zur Seite, der seine Kunersdorfer Wunde ausheilende Seydlitz und als Ehrengouverneur der alte Feldmarschall Lehwaldt,[2]) der es mit seinen 75 Jahren jetzt angesichts der Gefahr als seine liebste Pflicht bezeichnete, „für die gute Stadt Berlin und das Beste Sr. Königl. Majestät den Rest meiner alten Tage daranzusetzen, die mir sonst kein rechtes Fortkommen mehr erlauben wollen". Sie wiesen den Gedanken an Uebergabe weit ab und schlugen mit drei schwachen Garnisonbataillonen und 40 Stadthusaren am Hallischen und am Kottbuser Thor den Sturm der Russen ab; das Bombardement in der mondhellen Nacht auf den 4. Oktober äscherte doch nur wenige Häuser ein. Der Hof und die obersten Staatsbehörden waren schon im Frühjahr wieder nach Magdeburg übergesiedelt. Die Bürger von Berlin glaubten sich gerettet, als von Nord und Süd Entsatz herankam: vom pommerschen Kriegsschauplatz am 4. Prinz Friedrich Eugen von Württemberg, von der Elbe am 7. das Hülsensche

[1]) Oben S. 127.
[2]) Oben S. 223.

Corps, das durch die überlegenen Streitkräfte der Oesterreicher und des Reichs von Torgau und Wittenberg abgedrängt worden war. An 16000 Mann waren damit in und bei Berlin vereinigt. Aber Zug um Zug trafen auch die feindlichen Abteilungen ein: am 5. Tschernyschew, am 8. Panin und, den Verteidigern völlig unerwartet, die Oesterreicher unter Lacy; die Zahl der Bedränger war auf mehr als 40000 gestiegen. Und aus der Uckermark waren die Schweden im Anmarsch, bei Treuenbriezen stand die Reichsarmee, bei Landsberg an der Warthe das russische Hauptheer.

So schien keine Aussicht zu bleiben auf Errettung einer Stadt von dem Umfange dreier Meilen, die nur südlich der Spree mit einer Mauer und schwachen Erdwerken, im Norden nur durch einen Pallisadenzaun umgeben war. Um die Truppen dem Könige zu erhalten, zogen die Generale in der Nacht auf den 9. nach Spandau ab, der Kommandant übergab die Stadt dem General Tottleben, die Bürgerschaft übernahm die Zahlung einer Kontribution von 2 Millionen Thalern, deren Betrag in der Folge von dem Könige ersetzt wurde. Die Oesterreicher wurden von ihren Verbündeten gleichsam nur als Zuschauer in der Stadt geduldet, und da den russischen Generalen nichts peinlicher war, als wenn sie Barbaren gescholten wurden, so hielten ihre Truppen hier in der Hauptstadt weit strengere Mannszucht, als auf ihren Verheerungszügen durch das platte Land. Ebenso erlaubte in Potsdam Graf Esterhazy seinen Oesterreichern keinerlei Ausschreitungen. Um so wüstere Vorgänge spielten sich im Schlosse der Königin zu Schönhausen, zumal aber im Charlottenburger Schlosse ab, wo Zimmerausstattung, Silberschmuck und Kunstgegenstände, die Bilder von Watteau und Lancret und die Antiken aus der Polignacschen Sammlung[1]) unterschiedlos der Raublust oder der Zerstörungswut der Kosaken und der österreichischen Husaren, und zwar unter den Augen der Offiziere, zum Opfer fielen.

Nur wenige Tage währte der schreckensvolle Besuch. Schon am 11. Oktober zogen die Oesterreicher aus Berlin ab, am 12. und 13. die Russen; denn der Ruf erscholl, daß der König nahe.

Friedrich war am 7. Oktober aus seinem Lager bei Waldenburg abmarschiert; er ermaß, daß die Campagne noch „sehr ernsthaft" werden würde. Den Schutz der schlesischen Festungen gegen Laudon übernahm Goltz, der noch bei Glogau stand. Wie der König vorausgesetzt hatte, zog Daun hinter ihm her. So wurde die Hauptbühne an die Elbe zurückverlegt. Am 22. Oktober vereinigten sich Daun und Lacy unweit Torgau, am 26. der König und Hülsen am Zusammenfluß der Elbe und Mulde bei Roßlau. Die Reichsarmee war schnell verscheucht, von der Verbindung mit Daun abgedrängt.

In diesem Flachland, das er vor einem Jahr dem Bruder als ein zur Schlacht einladendes Gefilde bezeichnet hatte[2]), wollte Friedrich jetzt unter allen Umständen dem Feinde die Entscheidungsschlacht aufzwingen. „Ziehen wir den Krieg in die Länge," sagte er sich, „und suche ich nicht eine entscheidende Affaire herbeizuführen, so wird der Friede im Winter uns im Stiche lassen, und in

[1]) Bd. I, 478.

[2]) Oben S. 233.

einem weiteren Feldzuge würden unsere Angelegenheiten noch schlimmer stehen, als bisher.“ Dazu kam, daß Winterquartiere für die Truppen, Geld und Rekruten für Fortsetzung des Krieges sich nur in dem jetzt fast ganz von den Oesterreichern besetzten Sachsen beschaffen ließen.

Aber wird der so oft vereitelte Vorsatz sich diesmal ausführen lassen? „Wir ermangeln nicht des Wollens noch des Muts, wir ersehnen uns nur Gelegenheit und Glück.“ Matt und abgespannt, wie er sich in diesen Tagen fühlte — er bezeichnet sich als krank und suchte sich durch einen Aderlaß zu helfen —, sah er die Dinge wieder nur schwarz und wollte an das ersehnte Glück nicht mehr glauben. „Denkt nicht,“ schreibt er am 24. Oktober an d'Argens, „daß ich nicht klar sehe durch den Wolkenschleier, mit dem Sie thatsächliche und erdrückende Unglücksschläge verhüllen wollen. Das Ende meiner Tage ist vergiftet, und der Abend meines Lebens ebenso schrecklich wie sein Morgen war. Was ich auch thun mag, bei der Menge meiner Feinde sehe ich voraus, daß ich, wenn ich hier widerstehe, dort unterliegen muß; ich habe nicht Hülfe, noch Entsatz, noch Frieden, ich habe nichts in der Welt zu hoffen.“

Als d'Argens noch weiter trösten wollte, antwortete ihm Friedrich am 28. schneidend: „Ich sehe, daß wir uns in unseren Gedanken nicht begegnen und daß wir von sehr verschiedenen Grundsätzen ausgehen. Sie legen auf das Leben Wert als Sybarit; ich für mein Teil betrachte den Tod als Stoiker. Niemals werde ich den Augenblick erleben, der mich zwingen soll, einen unehrenhaften Frieden zu schließen; keine Ueberredung, keine Beredsamkeit können mich dahin bringen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder werde ich mich begraben lassen unter den Trümmern meines Vaterlandes, oder, wenn dem Unglück, das mich verfolgt, diese Tröstung noch zu süß erscheint, so werde ich selber meinen Leiden ein Ziel setzen, wenn es nicht mehr möglich sein wird sie zu ertragen. Ich habe gehandelt und werde zu handeln fortfahren nach dieser inneren Stimme und dem Ehrgefühl, die alle meine Schritte lenken; mein Verhalten wird zu jeder Zeit mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter frei zu bestimmen. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Und so will ich diesen Feldzug beenden; entschlossen, alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu siegen oder ein Ende mit Ruhm zu finden.“ —

An der Mulde aufwärts marschiert gelangte das preußische Heer am 30. Oktober nach Eilenburg. Ueber die Stellung des Feindes war nichts Sicheres zu erkunden. Am 2. November hoffte man ihn bei Schildau zu treffen, aber durch Deserteure erfuhr man, daß er zwischen Großwig und Torgau auf den Süptitzer Höhen lagere.

Diese Hügelkette wurde zu den unangreifbaren Posten gezählt. Prinz Heinrich hatte sie 1759 gegen Daun, und Hülsen vor kurzem gegen die Reichsarmee inne gehabt, ohne von der Ueberzahl angegriffen zu werden. König Friedrich sah die Schwäche der Stellung in ihrem Mangel an Tiefe: bei einem gleichzeitigen Angriff in der Front und im Rücken schien sie ihm unvermeidlicher-

weise auseinanderbrechen zu müssen, wo dann die Trümmer aufgerollt und in die Elbe gefegt werden sollten.

Am 3. November in der Frühe um 7 Uhr verließ das Heer das Lager von Schildau und Langen-Reichenbach. Die Infanterie bildete zwei Kolonnen, in der dritten, die bei dem beabsichtigten Umgehungsmarsch durch die Dommitzscher Heide die Peripherie des Halbkreises zu beschreiben hatte, marschierte die Kavallerie unter dem Prinzen Georg Ludwig von Holstein-Gottorp; jeder Kolonne ritten Husaren voran. Nachdem eine gute Meile zurückgelegt war, mußten die Enden der Kolonnen Halt machen, 21 Bataillone und 55 Schwadronen, etwa der dritte Teil der Infanterie und die Hälfte der Kavallerie, an 18000 Mann von den 44000, die für die Schlacht verfügbar waren. General Zieten, dem dieses Corps anvertraut wurde, erhielt die Weisung, sich im Walde an der Heerstraße von Leipzig nach Torgau zu halten, bis der König nach seinem Umgehungsmarsch den Angriff auf den nach Torgau zugewandten Flügel des Feindes beginnen würde; alsdann sollte Zieten bei Großwig auf den entgegengesetzten Flügel fallen. „Wir setzten voraus," so erläuterte nach der Schlacht der Major Gaudi dem Prinzen Heinrich diesen Entwurf, „daß der Feind in der Ueberraschung über ein so unerwartetes Manöver in furchtbare Unordnung geraten würde, wenn er seine Regimenter umwenden, seine Schlachtordnung und seine Batterien ändern mußte in dem Augenblick, da wir ihn von so verschiedenen Seiten angriffen."

Zietens Aufgabe erforderte in ungewöhnlichem Maße sowohl Urteil wie Entschluß; das schwerste Tagewerk seines Lebens stand vor dem jetzt einundsechzigjährigen Husarenvater. Wie wechselvoll hatte dieses Leben seinen Lauf genommen. Als Infanteriefähnrich wegen kleiner Gestalt und „schwacher Stimme für das Kommandieren" dimittiert, später als Dragonerlieutenant wegen eines Ehrenhandels mit seinem nächsten Vorgesetzten kassiert, hatte der noch nicht Dreißigjährige seine Soldatenlaufbahn als abgeschlossen betrachten müssen, als König Friedrich Wilhelm nach Jahr und Tag bei der Errichtung einer Freicompagnie Husaren ihm ein drittes Mal den Eintritt in das Heer gestattete. Sein Ansehen war dann stetig gewachsen mit dem Ansehen der Truppe, die ihre Art und Kunst nicht zum mindesten ihm, dem guten Führer und dem guten Fechter, verdankte und die den Ehrgeiz mit ihm teilte, nicht weniger, sondern mehr zu leisten als die älteren und zur Zeit noch als vornehmer geltenden Reitergeschwader. Schon in Friedrichs ersten Kriegen war der Ruhm der preußischen Husaren und der Name des unansehnlichen, wortkargen Zieten in aller Munde. Vor dem Feinde zum Generalmajor ernannt, konnte Zieten mit den dienstlichen Aufgaben der folgenden Friedenszeit sich nicht recht abfinden. Durch seine Empfindlichkeit, seine Eifersucht auf diesen oder jenen Günstling des Königs, seine Eifersucht insgemein auf die Kürassiere und Dragoner, denen er trotz seines schnellen Avancements sich hintenangesetzt glaubte, durch allerhand sonstige Grillen bereitete sich der Wackere manche schwere Stunde: „In der Garnison taugt Zieten den Teufel nicht," soll der König gesagt haben, „und seinetwegen kann ich keinen Krieg anfangen." Der neue Krieg zeigte ihn dann auf der alten Höhe. Bei Prag, Kolin, Breslau, Leuthen, Hochkirch, in zahllosen kleinen Gefechten,

überall war Zieten dabei gewesen, nicht überall gleich glücklich, aber immer umsichtig und vor allem immer unerschrocken. Bei Liegnitz hatte er zum erstenmal einen ganzen Flügel kommandiert und sich das Patent als General der Kavallerie verdient. Heute also mußte er noch mehr auf sich nehmen, er sollte ein ganzes Corps selbständig zum Kampfe führen und doch seine Entscheidungen wieder einem strategischen Entwurfe anpassen, dessen räumliche und zeitliche Voraussetzungen den größten Zufälligkeiten ausgesetzt waren.

So erlitt gleich der Marsch des Königs durch die sandige Kiefernheide unvorhergesehenen Zeitverlust durch Gefechte mit feindlichen Abteilungen und das dadurch veranlaßte Ausbiegen und Zusammenstoßen der Kolonnen. Als um ½1 Uhr die erste Kolonne aus dem Wald in die kleine Ebene eintrat, die sich bei den Dörfern Elsnig und Reiden zwischen den Wald und die von den toten Nebenläufen des Stromes durchsetzte Elbniederung legt, gingen die Vortruppen Dauns eilig zurück und gaben somit den Uebergang frei über den zwischen beiden Dörfern die Ebene durchschneidenden sumpfigen Striemühlenbach: ein starkes Corps an diesem Defilé aufgestellt, würde ihm, so meinte der König, die Schlacht unmöglich gemacht haben.

Er gewahrte, daß die Stellung der Gegner nicht so nahe, wie er vorausgesetzt hatte, an Torgau heranreichte; er überzeugte sich zugleich, daß sie, durchweicht wie in dieser Jahreszeit das Gelände nach der Elbe zu war, von dieser Seite, von Nordost, nicht umfaßt werden konnte. Er mußte sich also, gegen die Disposition, für den Angriff aus Nordwesten auf den an die Süptitzer Höhen gelehnten linken Flügel entscheiden.

Daun hatte den Angriff ausschließlich von Süden her erwartet, aber während des Umgehungsmarsches der Preußen durch die Dommitzscher Heide hatte er reichlich Zeit gehabt, seine Stellung für den Kampf mit zwei Fronten einzurichten. Er ließ das erste Treffen gegen Norden, das zweite nach Süden — denn Zietens Verbleiben war seiner Kenntnis nicht entgangen — gegen Süptitz und den Röhrgraben Front machen; auf dem schmalen westlichen Rande des Höhenzuges, an einer Schanze oberhalb des zwischen den Schafteichen emporführenden Dammes, schloß den Raum zwischen den beiden Treffen eine Flanke von drei Bataillonen, nach Osten, gegen Zinna, blieb das Viereck offen. Die Südfront verlängerte in einem nach Südosten ausspringenden Haken, durch Zinna von dem Hauptheer getrennt, das Corps Lacys, in der Stärke von 17 000 Mann. Quer über die Leipzig-Torgauer Straße gestellt, mit dem großen Teich in der Flanke, deckten diese Truppen Torgau, die Rückzugslinie und die über die Elbe gelegten Schiffsbrücken gegen eine Gefährdung durch das Corps von Zieten. Nach Abzug jener 17 000 Mann blieben in der Hauptstellung 33 000 Oesterreicher, etwa 25 000 nach Norden, der Rest gegen Süptitz gerichtet.

Das Hin- und Herwogen des in die Schlachtordnung einrückenden Feindes, sowie der Umstand, daß zahlreiche Gepäckwagen über die Brücke auf das rechte Elbufer abfuhren, legten die Vermutung nahe, daß Daun, wie so oft, der Schlacht ausweichen wolle. Ein auf Kundschaft ausgesandter Adjutant bestärkte den König in dieser Annahme. Dann durfte kein Augenblick verloren werden,

um so weniger, als der starke Südwind einen Geschützdonner herübertrug, der dahin gedeutet wurde, daß Zieten bereits am Werke war.

Der König ließ das zum ersten Angriff bestimmte Grenadiercorps über den Striebach gehen, durch das Neidener Holz sich rechts ziehen und noch im Walde aufmarschieren, obgleich die Kavallerie noch über eine Meile vom Schlachtfeld entfernt war und auch die Positionsgeschütze im aufgeweichten Waldgrund dem beschleunigten Schritt der Infanterie nicht folgen konnten. Schon war man im Bereich der feindlichen Batterieen; die einschlagenden Geschosse vervielfältigten sich durch die Splitter der zerschmetterten Bäume; der zu Boden krachende Ast einer Eiche erschlug hart neben dem Könige zwei Grenadiere. Friedrich stieg vom Pferde und führte die Bataillone aus dem Walde heraus in die sanft ansteigende, nur etwa 1000 Schritte breite Ebene, die, vom Walde und links durch den tiefeingeschnittenen Zscheitschkengraben halbkreisartig umschlossen, die Angriffslinie von der österreichischen Stellung noch trennte.

Es war um 2 Uhr; in der letzten halben Stunde hatte sich der Wind zu einem von dichtem Schneeregen begleiteten Sturm gesteigert, aber die hundert Feuerschlünde der feindlichen Batterien überbrüllten den Aufruhr der Natur. Das Gefechtsfeld lag zunächst ganz in Dunkelheit gehüllt; als sich der Himmel wieder aufklärte, sahen die Grenadiere ihren Gegner schon ganz nahe; aber immer furchtbarer lichteten sich ihre Reihen. Zu den Verwundeten zählten die beiden Brigadeführer, Syburg und Stutterheim, und von den Kommandeuren der zehn zu diesem Angriff vereinigten Bataillone drei; ein vierter fiel zum Tode getroffen, der Flügeladjutant Graf Wilhelm von Anhalt. Der König befand sich unmittelbar hinter der Angriffslinie, neben ihm des Gefallenen Bruder, Graf Friedrich: „Alles geht heute schlecht," ruft der König ihm mit schmerzlicher Bewegung zu, „meine Freunde verlassen mich, eben meldet man mir den Tod Ihres Bruders."

Der Angriff der Grenadiere ist abgeschlagen, ehe die Truppe zum Schuß gekommen ist; diese Blüte der preußischen Infanterie ist nahezu vernichtet. Dreizehn Bataillone vom ersten Treffen lösen die Avantgarde ab; auch die Batterien sind jetzt aufgefahren und können den neuen Angriff unterstützen. Er führt weiter als der erste; die Preußen werfen den beim Verfolgen des Vortreffens in Unordnung geratenen Feind zurück, dringen in die österreichische Stellung ein und behaupten sich oben hartnäckig, durch drei frische Grenadierbataillone unterstützt. Aber Daun zieht Verstärkung heran, Fußvolk und zumal Reiter. Der preußischen Infanterie fehlt noch immer die Unterstützung der Schwesterwaffe, die Angreifer werden von der Anhöhe heruntergetrieben und bis an den Wald zurückgedrängt, wo das zweite Treffen, elf Bataillone, sie aufnimmt und die Verfolger abweist.

Und jetzt endlich ist auch die eigene Reiterei in Sicht. Ueber ihr langes Ausbleiben ist der König aufs äußerste aufgebracht, er schilt auf das Phlegma ihres prinzlichen Führers und schickt ihm seine Adjutanten entgegen, und Graf Friedrich von Anhalt richtet dem Prinzen seine Botschaft in sehr unehrerbietigen Worten aus. Das Marschtempo der Kolonne ist beim Austritt aus dem Walde in gestreckten Galopp übergegangen, der Prinz ist im besten Begriff, an der

Stätte der Gefahr vorbeizusprengen, als der Generaladjutant Krusemarck kommt und zwei Kürassierregimenter und die Baireuther Dragoner aus der Kolonne herausnimmt. Unter den Augen des Königs werfen diese Regimenter — es war nach 3 Uhr — die österreichische Reiterei und hauen dann sofort in das Fußvolk ein. Bataillon auf Bataillon — die Baireuther erinnern sich an Hohenfriedberg — wird über den Haufen geritten und zersprengt, bis Kavallerie in Ueberzahl heraneilt und die im Handgemenge auseinandergekommenen preußischen Reiter zurücktreibt. Dem Versuch des Prinzen von Holstein, mit dem Rest der Kavallerie von Neiden her in den Kampf einzugreifen, stellt sich der Zscheitschkengraben als Hindernis entgegen, und als dann von Zinna her österreichische Schwadronen dem Prinzen in die Flanke fallen, muß auch er zurückgehen. Nicht glücklicher sind während der Reitergefechte die elf Bataillone des zweiten Treffens gewesen, sie haben trotz heißen Ringens und nach wechselndem Erfolg dem Feinde schließlich keinen Fuß breit Erde abgewonnen.

Als jetzt die vier letzten Bataillone — sie waren hinter der Kavalleriekolonne hermarschiert — aus dem Walde hervorrückten, zog sich die österreichische Kavallerie alsbald so weit zurück, daß sie ihnen aus dem Gesichtskreis kam; auch feindliche Infanterie sahen sie nicht, und kein Geschütz sandte ihnen einen Gruß entgegen; nur Tote und Verwundete und verlassene Kanonen bedeckten das Feld. Die vier Bataillone marschierten an der Neidener Waldecke auf und vereinigten sich mit der rechts und links anschließenden Kavallerie zu einer neuen Linie, hinter der sich die geschlagenen Bataillone notdürftig wieder ordnen konnten.

Der König hatte sich während des ganzen Kampfes dem Feuer rücksichtslos ausgesetzt. Die Offiziere seiner Umgebung und seine Pagen waren zumeist verwundet, drei Pferde ihm unter dem Leibe zusammengeschossen, eine Kanonenkugel flog hart an ihm vorbei, eine Kartätschenkugel traf seine Brust: betäubt sank er zusammen, zwei Adjutanten rissen seine Kleider auf, der Pelz und das Samtfutter des Rockes hatten die Wirkung abgeschwächt, die Kugel war am Körper abgeprallt: „Ce n'est rien," sagte er, schnell seiner Sinne wieder mächtig. Er konnte den Oberbefehl fortführen.

Jetzt, da die Dunkelheit hereingebrochen war und die Truppe völlig erschöpft schien, glaubte er von weiteren Versuchen absehen zu müssen. Er befahl dem General Hülsen, das Defilé die Nacht über zu halten; der Feind, setzte er hinzu, habe gleichfalls ungemein viel verloren, und da Zieten ihm noch im Rücken stünde, so würde er nicht wagen, in seiner Stellung zu bleiben, sondern sich in der Nacht über die Elbe zurückziehen, alsdann sei die Bataille dennoch für uns gewonnen.

Gleich darauf konnte der König sich überzeugen, daß die geschlagene Infanterie noch nicht so verbraucht war, wie es zuerst den Anschein hatte. Dem Major Lestwitz vom Regiment Altbraunschweig, dem Obersten Nimschewsky und anderen Stabsoffizieren war es gelungen, aus der Mannschaft verschiedener Truppenteile drei ansehnliche Bataillone zusammenzubringen; Lestwitz erntete aus dem Munde des Kriegsherrn reiches Lob. Schon war die eingetretene Stille wieder unterbrochen worden. Lebhafter Kanonendonner, ein Beweis, daß Zieten jetzt endlich

am Feinde war, gab das Signal zu neuem Angriff. Auch Hülsen und sein Adjutant Gaudi verstanden die Sprache dieser Geschütze und ließen die Pommern vom Regiment des jüngst verstorbenen Prinzen Moritz[1]) zu der von Lestwitz gesammelten Schar stoßen. Die Kürassierregimenter Spaen und Markgraf Friedrich, ein Dutzend Kanonen und einige Haubitzen schlossen sich an. Der alte Hülsen, durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt, ließ sich auf einem der Geschütze nachfahren. Unter dem Schutz der Dunkelheit gewann man eine vom Feind verlassene Höhe, die seine Stellung beherrschte. Was sich von Geschütz irgend herbeischaffen ließ, fuhr hier auf und schüttete ein furchtbares Feuer auf den überraschten Feind. Er erwiderte die Begrüßung, aber nur aus den Feldgeschützen; bei dem am jenseitigen Hange emporleuchtenden Flammenschein der in Brand gesteckten Häuser von Süptitz gewahrte man, wie die schwere Artillerie in der Richtung nach Torgau abfuhr. Einige Grenadierbataillone vom Lacyschen Corps, ganz frische Truppen, eilten herbei, aber das Feuer der preußischen Geschütze und alsbald auch ein Bajonettangriff der Musketiere von Moritz und Markgraf Karl zwangen sie zur Flucht.

So kam in letzter Stunde der Grundgedanke des Schlachtplans endlich zur Ausführung: zwei Angriffe wirkten zusammen und setzten sich gegenseitig durch. Denn in der That, wie man es unten im Neibener Walde angenommen hatte, auch Zietens Bataillone faßten jetzt auf dem Bergrücken Fuß.

Zieten war am Vormittag auf dem Marsch durch den südlich von Süptitz gelegenen Wald an der roten Furt durch Warasdiner und Husaren aufgehalten worden, hatte sich dann mit der Artillerie Lacys in den Feuerkampf eingelassen, welchen man zwischen 1 und 2 Uhr bei Neiden hörte, und war hinter dem Röhrgraben in einer Stellung aufmarschiert, aus der er sowohl gegen Lacy wie gegen die österreichische Hauptmacht vorgehen konnte. Offenbar störte ihn diese unerwartete Flankenstellung Lacys. Die dann eintretende Pause, ein unsicheres Hin- und Herziehen, „Poussieren und Repoussieren", brachte bei Zietens Offizieren die irrige Meinung auf, daß der König befohlen habe, den Angriff hier erst dann zu beginnen, wenn man den Feind in Unordnung sehen würde. Erst der Zwang der Not, die Erwägung, daß unter allen Umständen — und wenn der König geschlagen war vollends — die Verbindung mit dem Hauptheer hergestellt werden mußte, hat dann, wie es scheint, Zieten und seine Berater in vorgerückter Stunde zum Entschlusse und zur Eröffnung des Infanterieangriffs veranlaßt. An steilster Stelle, gegen die Weinberge oberhalb von Süptitz unternommen, hätte der Angriff schwerlich Erfolg gehabt, wenn nicht die Entdeckung des Dammes zwischen den beiden Schafteichen andere Bataillone in die Flanke des Feindes gebracht hätte, und wenn nicht diese Flanke dadurch entblößt gewesen wäre, daß die Oesterreicher nach ihren Verlusten sich nach der Mitte zusammengezogen hatten. Aber auch so blieb der Widerstand überaus kräftig; die über den Damm emporgestiegenen Truppen wurden auf der Höhe mit so mörderischem Feuer empfangen, daß sie die schwersten Verluste zu beklagen hatten. Auch geschah es in der Dunkelheit, daß Preußen auf Preußen feuerten, als jetzt von

[1]) Vgl. oben S. 204.

hüben und drüben die Sturmkolonnen sich einander näherten. Da schlugen die Tambours noch einmal an, und die Wirbel der wohlbekannten Märsche verkündeten den zu Tode ermatteten Truppen, daß die beiden Heere auf dem Siegesfeld ihre Vereinigung gefunden hatten. Die Garnisonen von Berlin, Spandau und Potsdam waren es insonderheit, die hier auf den Süptitzer Höhen sich ein nächtliches Rendezvous gaben: die so oft erprobten Braven von Forcade, Markgraf Karl und Prinz von Preußen, die Garde und Grenadiergarde. Gegen 8 Uhr gab der Feind den Widerstand auf, wenn auch da und dort noch einige Schüsse gewechselt wurden.

Der König hatte den Ausgang des von neuem entbrannten Kampfes noch abgewartet, erst um 9 Uhr verließ er das Schlachtfeld. Er hielt vor der Thür des Pfarrhauses zu Elsnig, aber die Räume waren mit verwundeten Offizieren belegt. So ließ er sich in der Kirche eine Streu herrichten und ein wärmendes Feuer anzünden; auf der untersten Altarstufe sitzend schrieb er beim Schein der Kirchenkerzen die Siegesbotschaft an den Minister Finckenstein: „Wir haben Daun und die Oesterreicher geschlagen, die Nacht ist eingefallen, sonst würde ich mehr Umstände melden können. Wir haben viel Gefangene gemacht, ich weiß die Zahl nicht, aber begnügen Sie Sich mit der Nachricht, so wie ich sie Ihnen gebe, morgen werden Sie die Einzelheiten erfahren."

Noch vor Tagesanbruch war der König wieder bei den Truppen, ritt die ganze Linie ab, umarmte Zieten und trat dann an die Wachtfeuer der Garde heran, von den Truppen mit Jubel und treuherzigen Fragen begrüßt. Als es heller wurde, gewahrte man, daß der Feind seine Stellungen vollständig geräumt hatte; auch Torgau war verlassen und wurde unverzüglich von den Preußen besetzt.

Daun hatte gestern mit einer Schußwunde im Beine sich im Sattel gehalten, bis er den Sieg völlig entschieden glaubte; erst um ½7 hatte er sich auf einem Pulverkarren nach Torgau schaffen lassen. Kaum war ihm ein Verband angelegt, als seine Generale Lacy und O'Donnell ganz verstört in sein Zimmer traten und den Verlust der Höhen eingestanden. Dauns Rückzugsbefehl rettete das Heer vom Verderben, dem es verfallen wäre, wenn es den Uebergang über die Elbe nicht mehr unter dem Schutze dieser Nacht ausführen konnte. Ueber 7000 Gefangene, 30 Feldzeichen, 40 Kanonen blieben in den Händen der Sieger zurück; der österreichische Gesamtverlust belief sich auf 16000 Mann, fast den dritten Teil des Bestandes. König Friedrich bewies seinem zum erstenmal besiegten Gegner die Artigkeit, in seinem Schlachtbericht öffentlich auszusprechen, daß die Verwundung Dauns den Preußen ihren Sieg erleichtert habe.

Die Schlacht war gewonnen. Aber nicht die Vernichtungsschlacht, die der König geplant hatte. Und die eigenen Verluste stellten sich bald als so schmerzlich hoch heraus, daß der König seinen Adjutanten bei strenger Ahndung die Geheimhaltung der wirklichen Ziffern anbefahl. Mehr als das volle Drittel fehlte dem Heere, fast 17000 Mann, 920 bei der Kavallerie, 15900 bei der Infanterie.

„Betrachten wir," schreibt Friedrich drei Tage nach seinem Siege, „den 3. vielmehr als ein Ereignis, das uns vor großem Unglück bewahrt hat, denn

als einen Triumph, der uns den Weg der Eroberungen und glänzendster Erfolge erschlösse." Immerhin hoffte er damals und während der nächsten acht Tage noch, als Frucht seines Sieges Dresden zurückzugewinnen. Aber es gelang den Oesterreichern, sich vor der Ankunft ihrer Verfolger im Plauenschen Grund [1]) festzusetzen, in dieser Stellung, die sich nach allgemeiner Ansicht nicht überwältigen ließ, auch wenn sie, wie Friedrich sagte, „nur von Schornsteinfegern" besetzt gewesen wäre.

Derweil entsetzte in Schlesien Goltz die Festung Kosel. Vor Kolberg hatte schon im September General Werner mit 7 Husarenschwadronen und 3 Bataillonen durch sein bloßes Erscheinen ein russisches Belagerungscorps vertrieben und sogar die Kriegsschiffe der Russen und Schweden zur Abfahrt veranlaßt. Dann hatten Werner und Belling an der Ucker den erst im August ins Feld gerückten Schweden die Stirn geboten, bis diese Ende Oktober wie alljährlich auf Stralsund zurückgingen. Die Russen nahmen ihre Winterquartiere wieder hinter der Weichsel.

Das preußische Heer hatte in diesem Feldzuge, wie der König anerkannte, mehr geleistet, als er erwartet hatte. Er befand sich jetzt am Schlusse „wieder ungefähr in derselben Lage wie bei der Eröffnung" und glaubte sich dazu beglückwünschen zu müssen. Eine Gnadenfrist, so faßte er es auf, von 7 Monaten war mit dem Einzug in die Winterquartiere eröffnet. Torgau dünkte ihm „der letzte Funke des verglimmenden Feuers", und er citierte das Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Auf dem westlichen Kriegsschauplatz war es zu einer Hauptschlacht in diesem Jahre nicht gekommen, so sehr auch der König von Preußen den Prinzen Ferdinand darauf hingedrängt hatte. Bei kleineren Zusammenstößen glücklich, hatte der Prinz doch nicht verhindern können, daß Broglie, der unter den französischen Generalen immer mehr sich als der fähigste und gefährlichste erwies, ganz Hessen in seine Gewalt bekam. Ein Heerhaufen unter dem Erbprinzen von Braunschweig hatte das zweite französische Heer über den Rhein zurückgedrängt, mußte aber nach dem unglücklichen Gefecht bei Kloster Campen die Belagerung von Wesel am 18. Oktober aufheben.

Es fehlte viel daran, daß die Franzosen durch diese doch nur bescheidenen Erfolge der Fortsetzung des Kampfes geneigter geworden wären. In Ostindien verloren sie zu Beginn des Jahres die Schlacht bei Wandewasch, nach der auch der Fall von Pondichery, ihrem letzten Waffenplatz, unabwendbar war; in Amerika vollendeten die Engländer die Eroberung von Kanada mit der Einnahme von Montreal. Immer unruhiger und mißlauniger sah Choiseul dem Gang der Ereignisse zu, und der österreichische Botschafter hatte unter der „Lebhaftigkeit, Ausgelassen- und Bosheit dieses so gefährlichen Mannes" schwer zu leiden. Das Feuer schürten die Berichte aus dem Daunschen Hauptquartier, die hochmütigen Kritiken jenes Montazet, von dem Maria Theresia sagte, daß er sich der allerweiseste unter den Zeitgenossen dünke, so daß man wünschen müßte, das Kommando sämtlicher vor dem Feinde stehenden Armeen ausschließlich ihm anzuver-

[1]) Vgl. oben S. 258.

trauen. Die Schlacht bei Liegnitz gab dem Herzog von Choiseul bei der ersten Begegnung mit Starhemberg zu der Erklärung Anlaß, der König von Frankreich sei fest entschlossen, diesen Feldzug den letzten sein zu lassen: „Wir haben kein Geld, keine Hülfsmittel, keine Marine, keine Soldaten, keine Generale, keine Köpfe, keine Minister.“ Und in Wien ließ Choiseul demnächst eine Denkschrift übergeben, die unter dem Hinweis auf den Fall, daß Russen, Schweden und Franzosen ihre Beteiligung an dem Kampfe einzustellen genötigt wären, die anzügliche Frage aufwarf, ob man dann in Wien sich nicht Gefahren ausgesetzt sehen würde, vor denen nach dem Urteil von ganz Europa die Talente des Grafen Daun das Haus Oesterreich nicht zu bewahren vermöchten. Die Kaiserin-Königin war über diese Sprache in dem Grade aufgebracht, daß sie dem französischen Botschafter erklärte, es dürfte ihr somit nichts übrig bleiben, als die Allianz und das Einvernehmen mit dem König von Preußen.

Nun war noch der Schlag von Torgau hinzugekommen, der in Wien um so schmerzlicher empfunden wurde, als die von Daun voreilig abgefertigte Siegesbotschaft Hof und Stadt mit hellstem Jubel erfüllt hatte. Ein Kriegsgericht zur Untersuchung der Ursachen des unglücklichen Ausganges, wie die Kaiserin es anregte, widerriet Daun entschieden, denn es würde ein „Hexenprozeß“ daraus entstehen: „Gott hat es absolute so haben wollen, sonsten wäre es nicht möglich, daß es so unglücklich hätte endigen können; Gott ist gerecht.“ Daun erbot sich, der Kaiserin alle ihm bekannt gewordenen Umstände mündlich vorzutragen, „wenn Ew. Majestät noch ein so unglückseliges Tier, wie ich bin, vor Ihren allerhöchsten Augen werden ertragen oder leiden können“. Von den Verbündeten ward der geschlagene Feldherr jetzt glimpflicher beurteilt, als jener Daun, der sich nie hatte schlagen wollen; aber das Vertrauen auf die militärische Leistungsfähigkeit der Oesterreicher war den Franzosen nunmehr ganz geschwunden, und Choiseul forderte dringender als je den Frieden, und zwar so bald als nur irgend möglich.

Zu klar legte sich Kaunitz über die gegebenen Thatsachen Rechenschaft ab, als daß er dem Verlangen Frankreichs ein schroffes Nein entgegengesetzt hätte. Schon nach Liegnitz hatte er auf Grund der bisherigen Ergebnisse der Kriegsführung methodisch und umständlich für die Bedingungen des künftigen Friedens eine gleitende Scala in fünffacher Abstufung aufgestellt. Als der beste Friede erscheint ihm der, welcher seiner Kaiserin ganz Schlesien und Glatz, ohne Abtretung eines Aequivalents an Frankreich, und den Bundesgenossen gleichfalls hinlängliche Entschädigungen auf Kosten Preußens verschafft; aber auch wenn den Franzosen ihr Aequivalent in den österreichischen Niederlanden gewährt werden muß, wird der Friede auf jener Grundlage immer noch als gut gelten können. Sollte sich für die Kaiserin nur ein Teil von Schlesien, für die Bundesgenossen nur unerhebliche Entschädigung gewinnen lassen, so wird der Friede als mittelmäßig gelten müssen, und als schlecht, wenn die Gewinnlose noch kleiner ausfallen. Der schlechteste Friede aber bleibt der, welcher den Besitzstand, wie er vor dem Kriege war, einfach wiederherstellt. Nach Torgau gab sich doch Kaunitz ernsten Zweifeln darüber hin, ob es möglich sein werde, auch nur die Grafschaft Glatz dauernd zu behaupten. Indes riet er der Kaiserin, bei Beginn

der Friedensverhandlungen mit dem Anſpruche nicht ſofort zu tief herabzugehen; ſie möge einſtweilen unbeſtimmt erklären, daß man nicht ganz Schleſien, ſondern nur einen Teil verlange.

Alſo erklärte ſich endlich der Wiener Hof zum Vergleich grundſätzlich bereit. Zum Zwecke reiflicher Abwägung aller Anſprüche und Intereſſen empfahl Kaunitz die Einberufung eines Kongreſſes. Nach einigem Zögern ging Choiſeul auf den Vorſchlag ein; ſein Gegenantrag, ſeitens der Parteien ausſchließlich Frankreich und England mit der Führung der geſamten Verhandlungen zu betrauen, wurde in Wien mit Lebhaftigkeit zurückgewieſen. Bis die Höfe von Petersburg, Stockholm und Warſchau ihre Zuſtimmung erklärt hatten, verging noch geraume Zeit; dann wurde am 26. März 1761 im Namen ſämtlicher Verbündeten, anknüpfend an die engliſch-preußiſche Erklärung vom 25. November 1759, die Einladung zum Kongreß durch den ruſſiſchen Botſchafter in London dem britiſchen Kabinett zugeſtellt. Die dortigen Vertreter Preußens waren mit Weiſungen bereits verſehen; am 23. April erfolgte die Antwort, die Zuſage Englands und Preußens. Als Verſammlungsort des Kongreſſes wurde Augsburg, als Zeitpunkt für den Zuſammentritt die erſte Hälfte des Juli in Ausſicht genommen.

Dritter Abſchnitt.

Das Jahr 1761.

Unmittelbar nach der Torgauer Schlacht hatte König Friedrich die Kunde von einem Ereignis erhalten, deſſen Tragweite für das Bündnis zwiſchen Preußen und England ſich nur zu bald herausſtellen ſollte. Am 25. Oktober 1760 ſtarb zu Kenſington ſiebenundſiebzigjährig König Georg II.; die Kronen von Großbritannien und Irland fielen an ſeinen zweiundzwanzigjährigen Enkel Georg III. Die kräftige, unüberwindliche Abneigung Friedrich Wilhelms I. gegen ſeinen welfiſchen Schwager hatte einſt der Kronprinz Friedrich als Erbteil vom Vater übernommen; die perſönliche Spannung zwiſchen Oheim und Neffen hatte ſich noch verſchärft durch die politiſche Gegnerſchaft während des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs und wieder nach dem Aachener Frieden. Erſt die Waffenbrüderſchaft in dem großen Kriege gegen Frankreich hatte die beiden Fürſten den alten Groll vergeſſen laſſen. Friedrich nahm die Trauerkunde nicht ohne Bewegung entgegen; er hat in ſeiner Geſchichte dieſes Krieges die heroiſche Feſtigkeit des alten Welfen, ſeine volle Zuverläſſigkeit als Bundesgenoſſe vielleicht zu ſtark gerühmt, und er hat, als er ſpäter die Darſtellung ſeiner erſten Kriege umarbeitete, da, wo von Georg II. die Rede iſt, die Schärfen gemildert, den Spott getilgt.

Ein eigener Zufall, daß nicht lange vor des greiſen Fürſten Tode die Schatten der längſt vergrabenen Zwiſte noch einmal emporſtiegen. Wie in der erſten Faſſung ſeiner Denkwürdigkeiten hatte Friedrich auch in jener nur in ganz wenigen Abzügen gedruckten Sammlung ſeiner Gedichte,[1] den „Œuvres du Philosophe de Sanssouci“, ſeinen Oheim von England nicht geſchont. Im Winter auf 1760 waren nun von dieſer ſorgfältig gehüteten Koſtbarkeit unabhängig voneinander zwei Nachdrucke erſchienen; der Verfaſſer war über den hier vorliegenden Vertrauensbruch in mehr als einer Beziehung peinlich berührt; er war unſicher, wo er den Verräter ſuchen ſollte, er ſah ſich wider Wunſch

[1] Vgl. Bd. I, 496.

und Willen vor den Augen der ganzen Welt als Poeten entlarvt, er sah im Gefolge dieser Veröffentlichung politische Nackenschläge voraus.

Wir wissen heute, daß der Herzog von Choiseul das litterarisch-politische Zwischenspiel zwar nicht veranlaßt, aber begünstigt hat, daß nämlich die in Paris veranstaltete Ausgabe unter seinen Augen entstand und dabei kleine Aenderungen und Auslassungen erlitt, die das Aergernis immerhin zu verringern bestimmt waren. Es war dem französischen Minister nicht unerwünscht, an dem erlauchten Poeten eine kleine Rache üben zu können. Friedrichs Feder war die Jahre daher kaum minder geschäftig gewesen, als sein Schwert. Das Breve des Papstes für den Marschall Daun[1]) war nur eine Satire unter vielen; das Unglück sei, scherzte Friedrich, daß dieser Krieg nicht durch Federstriche, sondern durch Schwertstreiche entschieden werde: „gälte es nichts weiter als zu schreiben, so würden wir binnen kurzem Oesterreicher, Russen, Reichskreise und Schweden auf den Sand gesetzt haben." So aber vermöchten diese Kritzeleien, seine Verse und Flugschriften, nur den Dienst zu leisten, ihm die Zeit zu vertreiben[2]) und ihn über seine Nöte hinwegzutäuschen: „Wiegenlieder, mit denen ich mein Kind am Schreien verhindere und einschläfere." d'Argens, sein litterarischer Vertrauter, warnte: jedermann müsse den Verfasser dieser Flugschriften erkennen, der König habe nur die Wahl, entweder nicht mehr zu schreiben, oder von allen mit Unterscheidungsvermögen begabten Lesern sofort erkannt zu werden. Friedrich antwortete, er glaube nicht, daß sein Stil so ohne weiteres zum Verräter werden müsse, es sei denn durch gewisse Solöcismen; wie werde man überhaupt auf den Gedanken kommen, daß er, der mit wichtigen Dingen nur allzusehr beschäftigt sei, seine Zeit mit solchen Narreteien vergeuden werde? „Nicht mein Schreiben der Frau von Pompadour an die Königin von Ungarn ist es, was den Krieg ewig werden läßt; die Pompadour hat keine Ahnung davon, daß ich der Verfasser bin, und niemand in Paris hat mich im Verdacht."

Es steht dahin, wie viele oder wie wenige dieser litterarischen Angriffe von den Gegnern auf Friedrichs Rechnung gesetzt wurden; in einem Falle wenigstens war Choiseul sehr genau unterrichtet. Friedrichs nicht für die Veröffentlichung bestimmte Ode an Prinz Ferdinand von Braunschweig mit ihren starken Ausfällen gegen die Franzosen insgesamt und König Ludwig und seine Pompadour insbesondere war dem französischen Minister in die Hände gespielt worden und hatte seinen ganzen Zorn geweckt. Voltaire, dem Friedrich eine Abschrift mitgeteilt hatte, war der Verräter gewesen, während er dem Verfasser beteuerte, daß er das gefährliche Stück, alsbald nach Empfang, durch Feuer vertilgt habe. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Voltaire nun auch bei der Veröffentlichung der „Œuvres du Philosophe de Sanssouci" — denn er war einer der wenigen, die von dem Verfasser ein Exemplar[3]) erhalten hatten — diese Judasrolle gespielt hat. Nur so viel steht fest, daß er sehr früh den Nachdruck in den Händen hatte und daß er in Briefen mit Schadenfreude sich ausmalte, wie Katholiken, Lutheraner und Kalviniſten die freigeistigen Verse des königlichen Dichters aufnehmen würden.

[1]) Oben S. 209.
[2]) Vgl. oben S. 120.
[3]) Vgl. Bd. I, 523.

Friedrich jedenfalls witterte Unrat, beschränkte sich indes in einem Briefe an Voltaire auf die Andeutung: „Man begnügt sich nicht damit, den König in mir zu verfolgen, man verfolgt auch den Autor; der, welcher meine Werke veröffentlicht hat, verrät damit seine ehrlose Gesinnung. Ich klage niemanden an, aber der Schuldige verdient die Strafe der Heiligtumsschänder."

Der König ließ in Berlin unter dem anspruchslosen Titel „Poésies diverses" eine offizielle Ausgabe veranstalten; zahlreiche Verse enthielten eine veränderte Lesart oder waren ganz durch neue ersetzt; alles, was die Engländer oder die Russen verletzen konnte, war getilgt; alle anderen Texte wurden als apokryph bezeichnet. Auch dem englischen Gesandten wurde ein Exemplar der gereinigten Ausgabe zugestellt, und der König nahm Veranlassung, ihm mündlich die Erläuterungen zu geben, die ihm mit Rücksicht auf die Engländer erforderlich schienen. In London wußte man, an welchen der Texte man sich zu halten hatte. In den Kreisen der britischen Regierung wurde der Sache eine Bedeutung nicht beigemessen, aber die öffentliche Meinung nahm schweren Anstoß an dem Inhalt des echten Werkes. „Dieser Philosoph von Sorgenfrei," eiferte Horace Walpole, „oder vielmehr dieser Mann, der kein ‚Philosoph' ist und mehr ‚Sorgen' hat als irgend ein Mensch in Europa, begeht die Thorheit, seinen Widerwillen gegen England öffentlich kund zu geben, und zwar gerade zu der Zeit, da England sich für ihn aufgeopfert hat." Noch andere Gründe zum Aergernis hatten, wie Voltaire vorausgesagt hatte, alle Frommen in dem streng kirchlichen Lande. Genug, die Zahl der Freunde Preußens in der britischen Nation lichtete sich immer stärker.[1]) Vor wenigen Jahren als „Heldenkönig" in den Himmel erhoben, hieß Friedrich schon 1760 ein Abenteurer, ein Wagehals; mit dem Sieg bei Liegnitz, den er noch ergattert hat, wird er nach Walpoles Meinung nur seinen Sarg vergolden, da der Totengräber Daun sein Begräbnis bald besorgen wird, und obgleich dann für den Sieg von Torgau im St. James Park Viktoria geschossen wurde, so meinte doch wieder Walpole, es könne für England, auf daß sich ein Ausweg aus dem lästigen, deutschen Kriege eröffne, nichts Vorteilhafteres geschehen, als wenn dem Sieger von Torgau der Kopf abgeschossen würde.

Zunächst aber schien der Thronwechsel vom 25. Oktober 1760 eine Veränderung in den Beziehungen Englands zu Preußen noch nicht herbeiführen zu wollen. Die Subsidien für die deutschen Verbündeten wurden auch für das kommende Jahr vom Unterhaus anstandlos bewilligt. Von einem Systemwechsel war nicht die Rede; zwar überließ Lord Holdernesse sein Amt als einer der Staatssekretäre des Auswärtigen dem persönlichen Vertrauensmann des neuen Königs, Lord Bute, und Newcastle und sein Anhang gaben sich der Hoffnung hin, durch dieses Zugeständnis dem unbequemen Pitt in der Gunst Georgs III. einen Vorsprung abzugewinnen; aber Pitt hatte seit Jahren persönliche Beziehungen zu dem jungen Hofe unterhalten und hatte in der Krisis von 1757[2]) sich der Unterstützung Butes zu erfreuen gehabt. Er ließ sich also trotz mancher Bedenken den neuen Amtsgenossen gefallen.

---

[1]) Vgl. oben S. 252.

[2]) Oben S. 51. 68. 110.

Wie im vorigen Winter empfahl der König von Preußen dem englischen Ministerium dringend, den Franzosen einen Sonderfrieden zu gewähren, immer unter der Voraussetzung, daß Frankreich sich verpflichten sollte, für die Fortsetzung des Krieges gegen Preußen nur noch das in dem Verteidigungsbündnis von 1756 dem Wiener Hofe zugesagte Hülfscorps von 24 000 Mann zu stellen, und daß dann England mindestens 30 000 Mann von seinen bisherigen deutschen Hülfstruppen zu Gunsten Preußens im Felde lassen würde. In London schien man geneigt, diesem Vorschlag näher zu treten, stieß sich dann aber an der Höhe der Summe, die Friedrich als zum Unterhalt dieser Hülfstruppen erforderlich bezeichnete: er bezifferte sie auf 5 Millionen Thaler. Und da inzwischen der Friede mit Frankreich wieder in weite Ferne rückte, so ließ man von englischer Seite diese Verhandlung mit Preußen Ende April 1761 ganz fallen.

War Friedrich schon aus diesem Anlaß einigermaßen verstimmt, so berührte ihn noch peinlicher eine völlig unerwartete Eröffnung, die man seinen Vertretern einige Wochen später machte. Mit dem Hinweis auf den allerseits in Aussicht genommenen Kongreß und auf neue Besprechungen mit dem in London erschienenen französischen Unterhändler Bussy stellte Pitt die Frage, wie der König von Preußen über die Ansprüche der Höfe von Wien und Dresden denke. Er wisse, daß der König entschlossen sei, jede Gebietsabtretung zu verweigern; aber wenn diese Gesinnung allgemein bekannt werden sollte, so seien die übelsten Folgen zu befürchten, da seine und Friedrichs Feinde in England daraus Anlaß nehmen würden, der Nation begreiflich zu machen, daß sie unter diesen Umständen nie zum Frieden gelangen könne. Pitt bat somit um eine bestimmte Erklärung.

König Friedrich erteilte sie so bündig wie möglich. Er befahl seinen Vertretern am 23. Juni, dem Herrn Pitt zu erwidern, daß der König es sich nimmermehr gedacht haben würde, solche Reden von ihm zu hören. „Ich hätte den Krieg bisher mit Ehren geführt und wollte ihn nicht mit Schande fortsetzen, und sei, Dank dem Himmel, noch nicht so weit heruntergebracht, um meinen Feinden nicht die Stirn bieten zu können." Friedrich berief sich darauf, daß der zwischen ihm und England bestehende Vertrag gerade die gegenseitige Verpflichtung zur Aufrechterhaltung des Besitzstandes ausspreche. In einem zweiten Erlaß fügte er hinzu: „Sie müssen wachsamer sein denn je, um diese Leute zu beobachten, die, wie mir scheint, anfangen sich zu winden und neue Grundsätze anzunehmen. Die meinen werden immer dieselben sein und erst mit dem Ende meiner Lebensgeister sich wandeln."

Angesichts dieser nachdrücklichen Erklärungen, und da die Aussicht auf den Kongreß immer unsicherer wurde, sah das englische Kabinett einstweilen davon ab, weiter auf den König von Preußen einzureden.

Friedrich hatte im Frühjahr „zehn gegen eins wetten wollen", daß die Franzosen noch vor Beginn des Feldzugs sich zum Frieden bequemen würden. Er sah im Geiste auch schon die Schweden und Russen vom Kriegsschauplatz verschwinden. Nun war alles beim alten geblieben.

Auch seine Verhandlung mit den Türken war nicht vom Flecke gekommen. Zwar unterzeichnete sein immer hoffnungsvoller Agent Rexin am 2. April mit dem Großvezier einen Freundschafts- und Handelsvertrag, aber der König wußte

ſehr wohl, wie wenig dieſes Ergebnis bedeutete, und richtete ſich bei den üblichen Geſchenken für die türkiſchen Würdenträger nach dem Grundſatz, „daß es genug ſei, vor kupfern Geld kupferne Seelenmeſſen zu halten," wenn er auch vor der Außenwelt, vor ſeinen Gegnern, von dem Abkommen ein wohl berechnetes Aufheben machte.

Wie er ſelbſt hatten auch ſeine Gegner ohne Rückſicht auf die ſchwebenden Friedensverhandlungen — der Kongreß iſt wirklich nicht zu ſtande gekommen — in ihren militäriſchen Vorbereitungen keinen Augenblick eingehalten. Es galt, ſchrieb Kaunitz nach Paris, „ſozuſagen den letzten Verſuch, den großen Endzweck zu erreichen". Die Franzoſen ſtellten in Heſſen unter Broglie an 60 000, unter Soubiſe am Rhein 80 000 Mann auf. Wider die Erwartung des Wiener Hofes fanden die Ruſſen ſich bereit, den für den vorigen Feldzug aufgeſtellten Operationsplan wieder aufzunehmen. Sie beſtimmten ein Corps für die Belagerung von Kolberg und das Hauptheer, über das noch im vorigen Herbſt an des erkrankten Sſaltykow Stelle der Feldmarſchall Buturlin den Befehl übernommen hatte, für einen Zug nach Schleſien, unter der Vorausſetzung, daß die Oeſterreicher dort mit anſehnlichen Streitkräften angriffsweiſe vorgehen würden. Das war ohnehin in Ausſicht genommen, und Laudon, der den Ruſſen vorzugsweiſe genehme General, ſchien mit ſeinen von Maria Thereſia ihm nachgerühmten Eigenſchaften, „reinem Dienſteifer, Verträglichkeit, guter Einſicht und unerſchrockenem Mute", der geeignetſte Mann für dieſe offenſive Aufgabe. Dagegen hatte Daun, dem dringenden Wunſche der Kaiſerin nachgebend, das Kommando über das Hauptheer in Sachſen nur unter der Bedingung noch einmal übernommen, daß man von ihm keine Eroberungen verlangen würde. Er erwartete, den König in Perſon ſich gegenüber zu ſehen, und nicht ohne Grund bezeichnete der Franzoſe Montazet als die Wurzel alles Uebels „la peur extrême qu'on a du roi de Prusse". Dauns linken Flügel ſollte die Reichsarmee bilden, an deren Spitze jetzt ein öſterreichiſcher General, Graf Serbelloni trat, denn der bisherige reichsfürſtliche Feldherr, der Prinz von Pfalz-Zweibrücken,[1]) war nach dreijährigen Erfahrungen ſeines undankbaren Kommandos ebenſo überdrüſſig, wie ſein erlauchter Vorgänger, der Prinz von Hildburghauſen, nach dem Tage von Roßbach.

König Friedrich kreuzte die Entwürfe ſeiner Gegner zunächſt ſchon dadurch, daß er ſich dafür entſchied, in dieſem Jahre den Oberbefehl in Schleſien von vornherein ſelber zu übernehmen. Mitte März kündete er ſeinen dortigen Generalen ſeine Ankunft für den Beginn des Mai an.

Der Winteraufenthalt in Leipzig hatte ihm größere Ruhe und Bequemlichkeit geboten, als der vorjährige zu Freiberg. Er hatte ſich alsbald den Marquis d'Argens aus Berlin eingeladen: „Ich kann nicht leugnen, daß es mir ein lebhaftes Vergnügen ſein ſoll, Sie wiederzuſehen und mich über unzählige Dinge mit Ihnen zu unterhalten. Ich werde einem Karthäuſer gleichen, dem

[1]) Vgl. oben S. 172.

sein Oberer die Erlaubnis zu sprechen erteilt. Ich habe in Schweigsamkeit und Abgeschlossenheit gelebt. Machen Sie sich auf eine Ueberschwemmung mit Geplapper gefaßt und auf alles, was das Gelüst einer lange durch den Schmerz und durch die Stille der Einsamkeit gefesselten Zunge vorzubringen vermag." Auch seine beiden Neffen, der sechzehnjährige Thronfolger und der um drei Jahre jüngere Prinz Heinrich, leisteten dem Könige mehrere Wochen hindurch angenehme Gesellschaft. Wiederholt wurden die Professoren der Universität zur Unterhaltung herangezogen; Gellert fand Anerkennung für seine Fabeln, Gottsched, den der König vor drei Jahren bei seinem ersten Aufenthalt in Leipzig [1]) ausgezeichnet hatte, verdarb es diesmal durch seine anspruchsvolle Gespreiztheit. Allabendlich spielte die aus Berlin herbeigerufene Kapelle, Friedrich beteiligte sich mit seiner Flöte, aber das Blasen wurde ihm schwer; wie ganz verändert erschien den Musikern ihr früher so fröhlicher Gebieter, ernst, melancholisch, weit über seine neunundvierzig Jahre gealtert. Seiner mütterlichen Freundin, der vierundsiebzigjährigen Gräfin Camas, [2]) schrieb Friedrich in diesem Winter: „Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben, wie es, den Don Quixote ausgenommen, niemand außer mir geführt hat. Dies ganze Treiben, dieser unaufhörliche Wirrwarr hat mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben würden mich wiederzuerkennen. An der rechten Seite ist mein Haar ganz grau, meine Zähne brechen ab und fallen aus, mein Gesicht hat Runzeln gleich den Falten eines Weiberrocks, mein Rücken ist gekrümmt wie ein Bogen und mein Sinn traurig und niedergeschlagen wie ein Trappistenmönch. Ich bereite Sie auf alles das vor, damit Sie, falls wir uns in Fleisch und Bein wiedersehen sollten, über meinen Anblick nicht zu entsetzt sind. Nur das Herz hat sich nicht verändert und wird, solange ich atme, die Gefühle der Verehrung und einer innigen Freundschaft für meine gute Mama bewahren."

Am 17. März 1761 verließ der König Leipzig und versammelte wie im Vorjahre die Truppen in dem Lager von Meißen. Die Ergänzung des Heeres war „à la merveille" von statten gegangen; bei dem Heere in Sachsen fehlten Ende März nur noch 1600 Mann. Insgesamt konnten doch noch über 100 000 Mann ins Feld gestellt werden, ohne die Garnisontruppen. Neben Sachsen, Mecklenburg und den anhaltischen Fürstentümern wurden diesmal auch alle thüringischen Lande bis zur Werra zu Soldatenlieferungen herangezogen, die Streifzüge des Obersten von Lölhöffel nach Langensalza, der Generale Syburg und Schenckendorff nach Saalfeld störten nicht bloß gründlich die Winterruhe der Reichsarmee und der Franzosen, sondern füllten auch die Magazine, Kassen und Cadres des preußischen Heeres; Gefangene, Ueberläufer und frische Rekruten wurden zu gleichen Teilen eingebracht und untergesteckt. Not kennt kein Gebot: Einwände ließ der König nicht gelten. Einem seiner Generale schreibt er: „Erinnern Sie sich, mein Lieber, daß man ohne Menschen und ohne Geld nicht Krieg führt." Nur ausnahmsweise nahm der König von einigen der kleineren Reichsstände wie den Grafen von Reuß statt Rekruten eine Geldzahlung an. Die Zahl der Landes-

[1]) Oben S. 128. 129. Vgl. Bd. I, 513.

[2]) Vgl. Bd. I, 278.

kinder bei den Regimentern betrug jetzt der Regel nach nur noch die Hälfte der Ausländer.[1]) In Hinterpommern störten Einfälle der Russen die Rekrutierung, in Oberschlesien zeigte sich die katholische Bevölkerung immer widerspenstiger, während die Niederschlesier ihre Zuverlässigkeit wie überall so auch bei der Rekrutenstellung bewährten; wider das Erwarten des Königs vermochten auch die nicht kantonpflichtigen Gebirgskreise eine stattliche Zahl aufzubringen. Und wahrhaft antiken Sinn zeigten jene treuen Bauernschaften am preußischen Niederrhein und im Ravensbergischen, die, als einzelne Gemeindekinder fahnenflüchtig heimkehrten, diese entarteten Söhne nicht mehr im Dorfe duldeten.

Für die Winterquartiere hatte der König fleißiges Exerzieren anbefohlen, „damit die Kerls auf das Frühjahr nicht so Bauers sind". Daß seine Infanterie nicht mehr das war, was sie früher gewesen, mußte er sich zu seinem Leidwesen, trotz des ihr bei Liegnitz gespendeten freudigen Lobes, immer von neuem sagen. Geringere Einbuße an innerem Wert hatte bei ihren viel leichteren Gefechtsverlusten die Reiterei erlitten, und besonders die Husaren hatten sich im Laufe des langen Krieges nur vervollkommnet; sie remontierten sich regelmäßig und ohne jede Schwierigkeit mit Beutepferden, deren jedes der König dem Gewinner mit 30 Thalern bezahlte; jetzt wurden ihre Regimenter auf 1500 Pferde gebracht. Die Freitruppen wurden um 8 Bataillone und 10 Schwadronen vermehrt. Sie hatten Sammelplätze in Ostfriesland, den Kern bildeten Schweizer, Deserteure von dem Heere des Herzogs Ferdinand — denn auch zwischen den verbündeten Parteien liefen die Ausreißer, um neues Handgeld zu verdienen, hin und her[1]) — durften nur, soweit sie aus Holland kamen, angenommen werden. Ein von einem ehemaligen russischen Oberst angeworbenes, ganz aus französischen Deserteuren gebildetes Freibataillon meuterte alsbald und lief auseinander. Mit dem seit Maxen in Gefangenschaft befindlichen General Wunsch fehlte der strenge und doch populäre Zuchtmeister, der aus solchen zusammengelaufenen Taugenichtsen brauchbare Soldaten zu formen verstanden hatte.

Aber nicht bloß diese Freitruppen ließen Manneszucht vermissen. Ueberall sah man den Soldaten Ausschreitungen nach, die man ehedem scharf geahndet hätte. Da die sächsischen Lande und zumal die Lausitzen immer abwechselnd bald von den Preußen, bald von den „Befreiern", den Oesterreichern und Russen, besetzt waren oder durchzogen wurden, so begründete man alle Requisitionen, auch die härtesten, mit der einfachen und unbarmherzigen Logik, daß man den Nachfolgern, dem Feinde, nichts zu futtern, backen und schlachten übrig lassen dürfe. Als im Oktober 1760 die Preußen durch die Niederlausitz marschierten, beriefen sich die Offiziere für dieses Wegschleppen aller Vorräte auf den ausdrücklichen Befehl des Königs, der soeben die Kunde von den Verwüstungen der Feinde in der Mark und bei Berlin erhalten hatte. Im Januar wurde dann, den Besten im preußischen Offizierscorps zum schweren Aergernis, durch eines der beutelustigen Freibataillone Hubertusburg ausgeplündert, König Augusts Lieblingssitz, zur Vergeltung des im Schlosse von Charlottenburg geübten Vandalismus. Sonst aber hatte der König bei Verlegung der Truppen in die

[1]) Vgl. Bd. I, 539.

Winterquartiere ſtrengen Befehl gegeben, daß die eingeriſſene Unordnung abgeſtellt, die willkürliche Verpflegung und Fouragierung in den von den preußiſchen Truppen dauernd beſetzten Teilen von Sachſen unnachſichtlich beſtraft werden ſollte.

Je zweifelhafter der Wert der neuen Beſtandteile des preußiſchen Heeres war, um ſo mehr bedauerte der König, daß die Auswechſelung der Kriegsgefangenen zwiſchen Preußen und Oeſterreich, wie ſie früher vereinbart, ſeit Ende 1759 ſtockte, denn Daun hatte bei der Kaiſerin geltend gemacht, daß der König von Preußen bei dem Kartell nur gewinne, weil ſeine Soldaten, Offiziere und Generale mehr wert ſeien als die öſterreichiſchen.

Die Ergänzung des Offiziercorps begegnete, der Natur der Sache nach, noch größeren Schwierigkeiten als die Rekrutierung der Truppen. Die Offiziere der Freiſcharen wurden überhaupt nur für die Dauer des Krieges angenommen, und wohl jeder Chef hatte allzeit einige dunkle Ehrenmänner auf Vorrat, die, wie Friedrich ſich ausdrückte, würdige Kandidaten zum Fortjagen waren. „Seine Offiziers haben wie die Raben geſtohlen," hat der König nach dem Kriege einem dieſer Häuptlinge vorgehalten. Rühmliche Ausnahmen, wie jener L'Homme de Courbière, der, als Freiſcharenführer eingetreten, der preußiſchen Armee nach einem halben Jahrhundert einen ihrer ſchönſten Ehrenkränze gewonnen hat, beſtärkten nur die Regel. Die alten Feldregimenter hielten ſich von anrüchigem Nachwuchs im ganzen rein; hier traten Offiziere von den Garniſonregimentern in die Lücken ein, auch wohl Studenten, zumal aber blutjunge, kaum aus den Kinderſchuhen getretene Kadetten und ſonſtige Junker: ein Archenholtz hatte noch nicht das vierzehnte Jahr erreicht, als er im Dezember 1758 mit 39 Kameraden aus dem Kadettenhaus nach Breslau in das Hauptquartier kam und von dem Könige ſelber dem ſtolzen Regiment Forcade zugeteilt wurde. „Er iſt noch ſehr jung, ſind Seine Ohren ſchon trocken," fragte der König im Lager von Meißen einen ſeiner jüngſten Junker und erhielt, wie er wohlgefällig wiedererzählte, die ſchlagfertige Antwort: „Ich bin jung, Majeſtät, aber mein Mut iſt alt." Eben in dieſem Lager erblickte der König unter den Fenſtern ſeines Quartiers Offiziere bei knabenhaftem Spiele. „Mit dieſem Zeug muß ich mich behelfen," rief er und citierte die Verſe aus der Athalie:

> Voilà donc quels vengeurs s'arment pour ta querelle:
> Un vieillard, des enfants, ô sagesse éternelle!

Seinen Generalen warf er vor, daß bei dem bloßen Worte „Detachement" jeder zittere — die Nachwirkung des Trauerſpiels von Maxen. Wiederum, wenn nun ein General gegen den Feind ausgeſandt war, ſo wurde nach des Königs Beobachtung viel zu oft eine „unzeitige Fermeté" gezeigt, um „das Terrain zu ſoutenieren", wo es vielmehr gegolten hätte, einer Uebermacht mit Vorſicht und Geſchick auszuweichen. Dieſes „Contenance-Halten" war für junge und alte Offiziere das A und das O ihres ungeſchriebenen Ehren-Kodex. „Meine Herren, nehmen Sie eine Priſe Contenance," ſagte bei Hochkirch der Lieutenant v. Hertzberg, die Tabaksdoſe in der Hand, zu den Kameraden vom Regiment Wedell, da fuhr ihm eine Musketenkugel in die Stirn. Und in einem Vorpoſtengefecht in Schleſien hielt General Salbern auf ſeinem Schimmel zur all-

gemeinen Bewunderung unbeweglich, obgleich die Kroaten ihre Kanone auf ihn richteten; erst als der zehnte Schuß ihm die Pistole am Sattel streifte, veränderte dieses Musterbild der Contenance den Standort. —

Der Zeitpunkt für den Marsch nach Schlesien rückte jetzt näher. „Ich habe die schwierige Aufgabe, die ich erfüllen soll, ohne Unterlaß vor Augen," schreibt Friedrich an d'Argens; „ich habe nichts als einen großen Fonds von gutem Willen und eine unzerstörbare Ergebenheit für den Staat, das sind alle meine Waffen. Kurz, ich stürze mich mit geschlossenen Augen in ein von allen Winden gepeitschtes Meer, und weiß nicht, wo ich ans Land treiben werde."

Zum Schutze von Sachsen gegen das Heer Dauns und die Reichsarmee konnten nur etwa 30000 Mann zurückbleiben, zu mehr als einem Drittel Freitruppen. Zur Führung fand sich endlich wieder Prinz Heinrich bereit. Er hatte den ganzen Winter in Glogau geweilt, mißvergnügter denn je, unzufrieden auch mit seinem körperlichen Zustand, der ihm doch wieder einen nicht unwillkommenen Vorwand gab, sich fortgesetzt beiseite zu halten. Schon im Herbst, als der König Schlesien verließ, hatte er den Bruder dringend und mit den schmeichelhaftesten Worten ersucht, dort den Oberbefehl zu übernehmen: er habe sonst niemanden, dem er das zweite Heer anvertrauen könne. Der Prinz war damals allen Vorstellungen unzugänglich geblieben. Der Briefwechsel wurde, wenn auch nicht sehr rege, in scheinbar unbefangener Weise fortgesetzt, aber es war offenes Geheimnis, daß die Brüder miteinander zerfallen waren, und weder in der Umgebung des Prinzen noch im königlichen Hauptquartier fehlte es an Leuten, die Oel ins Feuer gossen. „Die Menschen sind seltsam," so beobachtete Catt, „es bereitet ihnen ein Vergnügen, den König herabzusetzen, um den Prinzen in die Höhe zu heben, und umgekehrt." Eichel glaubte in einem vertraulichen Briefe an Finckenstein von Leuten reden zu dürfen, die des Königs Sache schon lange als verloren angesehen hätten und jetzt sich geschmeichelt fühlten, daß ihre Voraussagung recht behielte. Daß der englische Gesandte ganze Wochen in Glogau weilte, dünkte dem Kabinettsrat sehr verdächtig, während jener sich doch redliche Mühe gab, den Prinzen versöhnlicher zu stimmen: Mitchell erlaubte sich mit Freimut, ihm eine Begegnung mit dem Könige als „unbedingt erforderlich für das Wohl des Staates" zu empfehlen, damit den in Berlin und anderwärts umlaufenden „schädlichen und böswilligen Gerüchten" der Boden entzogen werde. Der Prinz antwortete ausweichend — es war kurz vor Weihnachten —, es sei ohne Zweifel seine Pflicht, sich für das Vaterland zu opfern, aber man müsse doch, wo nicht die Gewißheit, so doch wenigstens die Wahrscheinlichkeit dafür haben, daß das Opfer nicht nutzlos sei. Dann bat er den König, für einige Zeit nach Spandau gehen zu dürfen. Friedrich wollte davon nichts wissen, weil dieser Aufenthalt wie eine Verbannung aussehen könne; Heinrich antwortete, über so grausamen Verdacht werde der König bei jedermann erhaben sein; ihm sei es nur darum zu thun, irgendwo in Zurückgezogenheit und Zwanglosigkeit sich zu vergewissern, ob sein Gesundheitszustand ihm erlauben werde, dem Könige seine Dienste wieder zur Verfügung zu stellen.

Damit hatte er nach langem Schmollen sacht wiedereingelenkt; einige Wochen später, am 15. März, bat er, für den Fall seiner Wiederverwendung

ihn rechtzeitig zu benachrichtigen. Der König nahm freudig das Anerbieten an und schrieb zurück, körperliche Bewegung würde die beste Arznei für ihn sein: „Wie wir bisher gut standgehalten haben, so gilt es jetzt, das Werk zu krönen und dieses Stückchen Feldzug noch den fünf hinter uns liegenden hinzuzufügen; ich hoffe also, daß Sie als guter Patriot an Ihrem Teil Ihre Kräfte einsetzen werden für die Herbeiführung des Friedens.“ Klang das dem Prinzen wieder zu sanguinisch, zu übermütig? Von neuem begann er über seine Gesundheit zu klagen und alles zweifelhaft zu lassen. Aber er kam doch. Am 21. April, wenige Tage nach seiner Ankunft in Meißen, empfing er seine Instruktion.

Sie wies ihm eine rein defensive Aufgabe zu: die Dinge in Sachsen auf ihrem gegenwärtigen Fuß zu erhalten. Für den Fall, daß Daun nach Schlesien ging, sollte der Prinz mit der größeren Hälfte seines Corps ihm folgen und dann die Deckung wieder dem alten Hülsen überlassen, dessen nachlassendem Gedächtnis der Generalmajor von Linden als Berater zu Hülfe kommen sollte.

Gleichzeitig traf der König die Anordnungen für den Schutz von Hinterpommern gegen die Russen. Zu dem im Winter dort verbliebenen kleinen Corps des Husarengenerals Werner stieß jetzt aus Mecklenburg der Prinz von Württemberg; beide Abteilungen beliefen sich zusammen auf 12—13000 Mann. Ein verschanztes Lager bei Kolberg gab ihnen einen Stützpunkt. In Vorpommern blieb gegen die Schweden nur Oberst Belling mit seinem Husarenregiment und zwei Freibataillonen zurück.

In Schlesien erwartete den König General Goltz mit seinem Corps in einer Stellung bei Schweidnitz, und da Laudon bereits aus den Bergen vordrängte, so war, bis der Zuzug aus Sachsen zur Stelle war, seine Aufgabe nicht leicht. Der König empfahl ihm, sich inzwischen auf keine „General- und Decisivaffaire“ einzulassen und im übrigen „seine fünf Sinne zusammenzuhalten“.

Am 4. Mai von der Elbe aufgebrochen, vollzog der König nach völlig ungehindertem Marsch seine Vereinigung mit Goltz am 13. zwischen Striegau und Hohenfriedberg. Er verfügte jetzt hier in Schlesien über nicht ganz 60000 Mann, 66 Bataillone und 108 Schwadronen, die besten und verhältnismäßig vollständigsten Regimenter des Heeres, wie Prinz Heinrich nicht ohne Neid bemerkte. Während Laudon im Gebirge blieb, stand Friedrich 7 Wochen hindurch, vom 16. Mai bis 6. Juli, im Lager von Kunzendorf, westlich von Schweidnitz, in einer Stellung, die ihm für alle Fälle größere Freiheit der Bewegung gab, als die an sich stärkeren Posten von Friedland oder Landshut; er konnte hier seine Detachements, wenn es galt, binnen drei Stunden an sich ziehen.

Die militärische Gesamtlage, das konnte er sich nicht verhehlen, war sowohl für die Preußen wie für das Heer Ferdinands schlechterdings ungünstiger als im Vorjahre, „wo wir schon genug Mühe hatten, uns zu behaupten“. Er sprach von der Unmöglichkeit, einen „geometrisch exakten“ Feldzugsplan zu entwerfen: „unsere Schwäche und die Unzulänglichkeit unserer Mittel entpuppt sich überall.“ Von den Oesterreichern nahm er an, daß sie in der Voraussicht, Frankreichs Bundesgenossenschaft zu verlieren, in diesem Feldzuge alles an alles setzen würden: mit einem großen Siege konnten sie Preußen zermalmen, während durch

eine große Niederlage ihre eigene Sache politisch nicht verschlimmert werden würde. Seinem Bruder, mit dem er fort und fort die Aussichten und Möglichkeiten der Kriegsführung erörterte, gelobte Friedrich äußerste Vorsicht. Die Ueberzahl des Feindes und die schlechte Beschaffenheit der eigenen Truppen war ein doppelter Grund gegen eine Schlacht. Angriffe auf „Posten", befestigte Stellungen, sollten, soweit es irgend ging, vermieden werden: dieser schon vor zwei Jahren aufgestellte Grundsatz erhielt durch die inzwischen bei Kunersdorf und Torgau gemachten Erfahrungen verstärkte Gültigkeit. Den Friedensverhandlungen durch eine gewonnene Schlacht Nachdruck geben zu können, wie es ihm 1742 und 1745 geglückt war, traute Friedrich bei seiner jetzigen Schwäche sich nicht mehr zu; im Gegenteil, er sprach es aus, daß am Vorabend des Kongresses ein weiterer Grund vorliege, einen Zusammenstoß zu vermeiden, wegen der Möglichkeit einer Niederlage. So ganz hatten ihn die veränderten Umstände auf eine Ermattungsstrategie geführt, die ihm ehedem bei der Natur seines Staates als unanwendbar erschienen war und in der er noch im vorigen Jahre ein Verdorren an lebendigem Leibe hatte sehen wollen.[1]) Doch hielt er es für unwahrscheinlich, daß die Schlachtentscheidung ganz zu „vermeiden" sein würde; zwei Schlachten glaubte er voraussagen zu sollen. Und als der Zeitpunkt näher rückte, zu dem auch die Russen in Schlesien zu erwarten waren, kam er trotz aller Warnungen des Bruders doch wieder auf seinen alten Satz zurück, daß es gelte, den einen Feind, den nächsten und lästigsten, „mit dem ganzen Klumpen" anzufallen und sich dann gegen den andern zu wenden. Prinz Heinrich machte geltend, die Vorteile eines Sieges stünden nicht im Verhältnis zu den Nachteilen einer Niederlage. Der König antwortete etwas gereizt: „Ich kenne nicht die Kunst, viele Feinde sich vom Halse zu schaffen, ohne sich von dem einen mit Gewalt loszumachen, und die, welche es zu irgend einer Entscheidung nicht kommen lassen wollen, haben dasselbe Geschick, wie der Herzog von Cumberland oder der Herzog von Bevern.[2]) Ich kenne alle Fährlichkeiten der Schlachten; trotzdem können Sie sicher darauf rechnen, daß ich dem Feinde nie erlauben werde, mich nach Gefallen einzuwickeln, sondern daß ich ihn vielmehr überall aufsuchen werde, wo ich ihn finden werde."

Einstweilen hatte er gegen die Russen wieder den trefflichen Goltz auf die Wacht gestellt, als den für ein selbständiges Kommando am meisten geeigneten General bei dem in Schlesien vereinigten Heere. Goltz stand bis zur letzten Woche des Juni bei Glogau mit 11000 Mann; dann verstärkte ihn der König auf 16—17000 und übertrug ihm dieselbe Aufgabe, die Jahr für Jahr für diesen Teil des Kriegsschauplatzes gestellt worden war.[3]) Prinz Heinrich sagte nach seinen eigenen Erfahrungen im Vorjahre es voraus, Goltz werde weder das Magazin in Posen nehmen noch das russische Heer auf dem Marsche angreifen können; er riet, daß Goltz in unnahbaren Stellungen sich den Russen vorlegen, durch geschickte Manöver sie aufhalten solle; zum Schlagen werde es

[1]) Oben S. 255. Vgl. Bd. I, 552. 553.
[2]) Oben S. 119. 138.
[3]) Oben S. 176. 177. 216. 254. 260.

gegen Ende des Feldzuges noch Zeit sein, wo der Feind einen etwaigen Sieg nicht mehr voll ausnützen könne. Auch hier ließ sich Friedrich nicht überzeugen. „Es ist gewiß," antwortete er am 27. Juni, „daß in jedem Kriege, der mit gleichen Kräften geführt wird, Ihr System, als das sicherste, vor dem meinen den Vorzug verdient, aber der Fall, in welchem wir uns befinden, liegt anders. Wir haben nur zwei Heere, und haben vier gegen uns. Also, da dem so ist, müssen wir uns höchst notwendig des einen entledigen, um gegen die anderen anlaufen zu können, und vor allem die Zeit abmessen, damit jedes unserer Heere zeitweise doppelt erscheinen könne, ein jedes für seine Aktion gegen zwei."

Der Verlauf der Unternehmung gab dem Prinzen recht. Vielleicht, daß sie geglückt wäre, wenn nicht im Augenblicke des Aufbruchs den General Goltz ein plötzlicher Tod hinweggerafft hätte. Der König ersetzte ihn durch Zieten; Verzug aber war unter diesen Umständen unvermeidlich; wie stets bisher konnten die russischen Marschkolonnen ihre Vereinigung ungestört vollziehen. Einer ihrer Generale, Graf Tottleben, hatte dem Könige Spionendienste in Aussicht gestellt; aber ehe er in die Lage kam, sich nützlich zu machen, war er schon als verdächtig vom Heere entfernt.

Die weitere Richtung ihres Marsches blieb ungewiß. Der König verlegte am 6. Juli sein Lager auf die andere Seite von Schweidnitz, nach Pilzen, um an der großen Heerstraße nach Frankenstein jede erforderliche Bewegung um so leichter ausführen zu können. Er blieb entschlossen, sich der Vereinigung der Oesterreicher und Russen durch eine Schlacht zu widersetzen, und zwar durch eine Schlacht gegen Laudon, nur gegen Laudon: wolle der darauf warten, daß man die Russen angreifen werde, so solle er lange warten. Friedrich rechnete so: nach einer Niederlage der Oesterreicher würden die Russen ohne weiteres abziehen, nach einer Niederlage der Russen dagegen würden jene ihren Feldzug gleichwohl fortsetzen. Das die seiner Ansicht nach „triftigen Gründe", die ihn sich „darauf steifen" ließen, nur mit Laudon zu schlagen.

Noch immer stand Laudon in seinem Lager bei Braunau unbeweglich. „Unsere Soldaten werden fett bei der Faulenzerei," sagte der König — es kam fast, wie er es vorausgesagt, daß der Feldzug nicht vor dem August beginnen werde. Endlich am 19. Juli setzte sich Laudon mit ungefähr 60000 Mann in Marsch, um durch Oberschlesien den Russen entgegenzuziehen.

Sofort marschierten auch die Preußen. „Wir haben 83 Tage vor uns," schreibt Friedrich am 27. Juli, „die schwierig und peinlich sein werden; ich zähle sie an den Fingern ab, ich schwitze und plage mich." In drei Märschen hatte Laudon die Oder und die Russen erreichen wollen. Aber als die Preußen sich ihm in den Weg stellten, wagte er doch nicht sie anzugreifen, sondern ging schnell in die Berge zurück. So kleinmütigen Entschluß hatte Friedrich nicht erwartet, er meinte jetzt, daß dieser Feldzug nicht sehr blutig werden würde, daß die gefährlichsten Streiche schon pariert seien; er nannte Laudon einen sehr schlechten General, der sein Heer wie einen Haufen Panduren geführt habe. Aber auch Laudons Gegner im eigenen Lager zuckten die Achsel: „Wenn ich der Auserwählte des Ministers gewesen wäre," schrieb Lacy spöttisch an Daun,

„so würde ich beflissen gewesen sein, meine bescheidenen Bedenken vorher geltend zu machen; hätte ich aber einmal Hand ans Werk gelegt, so würde ich auch nur noch darauf gedacht haben, die Bahn bis ans Ziel zu durchmessen und die Hindernisse zu nehmen."

Laudon lud nun die Russen nach Niederschlesien ein, und dort glückte ihm, was in Oberschlesien so kläglich mißlungen war. Buturlin ging bei Kloster Leubus über die Oder, Laudon rückte längs der Berge bis Striegau und Jauer vor, Friedrich folgte ihm von Strehlen durch einen Parallelmarsch über Kanth und zog unterwegs das Zietensche Corps an sich. Noch standen die Preußen zwischen den Heeren der Verbündeten; ein Detachement unter der persönlichen Führung des Königs machte Front gegen die Russen, die man nach langem Umhertasten endlich in einer festen Stellung südlich von der Katzbach bei Koischwitz entdeckte; mit dem Hauptheer beobachtete Markgraf Karl die Oesterreicher. Der König hoffte, daß diese sich zum Angriff veranlaßt sehen würden; die Russen anzugreifen beabsichtigte er nicht, dem einmal aufgestellten Grundsatze gemäß, und nahm auch nicht an, daß sie ihrerseits angreifen oder auch nur die Verbindung mit Laudon suchen würden; er beurteilte sie nach ihrem Verhalten im vorigen Sommer. Aber durch einen nächtlichen Marsch in der Richtung auf Liegnitz hatte sich Buturlin am Morgen des 19. August den Oesterreichern so weit genähert, daß die so manches Jahr vergeblich erstrebte Vereinigung der verbündeten Heere nunmehr wirklich als erreicht gelten konnte.

Sein Hauptaugenmerk richtete der König von Preußen in dieser Krisis darauf, die Verbindung mit Schweidnitz und seinem großen Magazin aufrecht zu erhalten. Die Stellung bei Kunzendorf zwischen Schweidnitz und Freiburg, welche die Gebirgsstraßen beherrschte und somit die Zufuhrlinie des Feindes durchschnitt, erreichte dieser einen Tag vor dem preußischen Heere; Friedrich wählte jetzt wieder[1]) das Lager von Bunzelwitz. Mit Bestimmtheit mußte er darauf rechnen, hier angegriffen zu werden; denn würden sich seine Gegner nur vereinigt haben, um unverrichteter Sache alsbald wieder voneinander zu scheiden? Durch Schanzarbeit wurde das an sich starke Lager schnell in eine Art Festung, mit dem Würbenberg als Zitadelle, verwandelt. Mit der größten Zuversichtlichkeit sah der König der weiteren Entwickelung entgegen; es schien ihm „fast so sicher wie ein mathematischer Beweis", daß die Gegner platt zu Boden geschlagen werden mußten, daß sie bei ihrem Angriff 30 000 Mann Infanterie würden einbüßen können. Und dann war die Vereinigung der beiden Heere sogar ein günstiges Ereignis gewesen.

Des Königs Zelt war im Rohlandsholze zwischen Zedlitz und Neudorf aufgeschlagen, da wo heute die Eisenbahnlinien von Freiburg nach Breslau und von Schweidnitz nach Jauer sich schneiden. Jeden Abend aber begab sich Friedrich in die große Schanze auf dem Pfaffenberg bei Jauernick und begnügte sich für die Nachtruhe mit einem Strohlager unter freiem Himmel, wie er es dem Marquis d'Argens in einer poetischen Beschreibung des Bunzelwitzer Lagers schilderte:

---

[1]) Vgl. oben S. 267.

Ein Berg, von Schanzen rings umfaßt,
Ward unser prunkender Palast,
Wo unter hohem Himmelszelt
Ein Bündel Stroh vom nahen Feld
Auf nacktem Boden ausgestreut
Gar sanftes Bett dem Leibe beut.

Die Truppen traten, sobald es dunkel wurde, in Schlachtordnung unter das Gewehr; bei Tage kehrten sie zu ihren Zelten zurück.

Die Preußen zählten etwa 55000 Mann, Russen und Oesterreicher verfügten zusammen mindestens über die doppelte Stärke. Sie standen im weiten Bogen von Kammerau, eine halbe Meile westlich von Schweidnitz, über Striegau bis Eckersdorf und Kallendorf, eine Meile nördlich von der Festung. Den Oberbefehl über beide Heere hatte Buturlin übernommen; sein persönliches Verhältnis zu Laudon scheint sich bald sehr unfreundlich gestaltet zu haben. Dem eigenen Hofe gegenüber hat nachher jeder der beiden Feldherren die Schuld an dem unrühmlichen Ausgang der gemeinsamen Unternehmung auf den Waffengenossen geschoben. Sicher ist, daß Laudon für die Frühstunden des 3. September die Disposition zum Ueberfall ausgegeben hatte; aber um Mitternacht wurden die schon ausmarschierten Truppen wieder zurückgezogen, angeblich weil Buturlin im letzten Augenblick die zugesicherte Unterstützung versagt hatte. Nach der russischen Lesart hat dagegen Laudon schon am 2. September in Buturlins Hauptquartier sowohl die großen Schwierigkeiten des Angriffs, wie die Unmöglichkeit, für beide Heere Fourage zu schaffen, geltend gemacht und deshalb die Trennung vorgeschlagen.

Am 9. September riefen die österreichischen Vorposten den preußischen zu, daß die Russen abmarschieren würden. Der Aufbruch nach Jauer erfolgte schon in der nächsten Nacht; das Corps unter Tschernyschew, welches zurückgelassen wurde, belief sich auf 12000 Mann. Um Buturlin nicht unbeobachtet zu lassen, entsandte der König den General Platen mit 14 Bataillonen und 26 Schwadronen auf dem kürzesten Wege an die Oder. Die Preußen erstürmten auf dem heiligen Berge hinter dem Philippinerkloster bei Gostyn mit gefälltem Bajonett die große russische Wagenburg, zerstörten die Magazine in Kalisch, Schrimm, Posen und erreichten am 22. September, nachdem sie in zehn Tagen 50 Meilen zurückgelegt hatten, Landsberg an der Warthe. Buturlin, durch diesen Streifzug des Feindes in seinem Rücken beunruhigt, entsagte jetzt trotz der ihm aus Petersburg zugehenden Weisungen allen Anschlägen auf Glogau oder auf Berlin und marschierte in Eilmärschen nach Hinterpommern.

Bis jetzt war alles gekommen, wie es Lacy in seiner Eifersucht auf Laudon schadenfroh vorausgesagt hatte: „Es scheint nach dem Gange der Dinge in Schlesien wirklich, daß Europa keine Veranlassung haben wird, über den Glanz und die Wichtigkeit der Ereignisse auf diesem Schauplatz zu staunen.“ Ebenso wenig aber hatte in Sachsen Lacys großer Daun geleistet. Der König wollte Ende September den Feldzug bereits als abgeschlossen betrachten: es handle sich nur noch um ein paar weder schwierige noch gewagte Märsche. Sie sollten das Heer, weil die Vorräte in Schweidnitz nahezu erschöpft waren,

dem Magazin von Neiße nähern und zugleich den Feind für Glatz und Mähren beſorgt machen und ſo aus dem Gebirge herauslocken. Aber kaum hatte der König Schweidnitz den Rücken gekehrt, ſo erſtürmte Laudon in der Nacht auf den 1. Oktober die Feſtung Schweidnitz durch einen gleichzeitigen Ueberfall ſämtlicher Außenforts und ſchloß durch dieſen glänzenden Erfolg ſeinen Neidern und Anklägern den Mund.

Durch den völlig unerwarteten Verluſt dieſes Schlüſſels von Niederſchleſien auf das ſchwerſte getroffen, hatte der König zunächſt keinen anderen Gedanken, als die Feſtung noch dieſen Herbſt „coûte que coûte“ wiederzunehmen; nur die Rückkehr Platens wollte er abwarten, um alsdann ſofort die Belagerung zu beginnen. Derweil aber gewannen die Ruſſen gegen Platen und den Prinzen von Württemberg ein entſchiedenes Uebergewicht. Zwar entrann der Prinz, bei Kolberg eingeſchloſſen, dank dem rechtzeitigen Anmarſche Platens dem Schickſal der Aushungerung; aber nur das Truppencorps, nicht auch die Feſtung wurde gerettet; nachdem die preußiſchen Generale vor der ruſſiſchen Uebermacht an die Oder zurückgegangen waren, mußte ſich Kolberg, von Mundvorrat und Schießbedarf völlig entblößt, am 16. Dezember den Ruſſen ergeben.

Mit dem Fall von Schweidnitz und Kolberg war der bisher ſo zähe behauptete militäriſche Beſitzſtand Preußens gegen die Vorjahre ganz erheblich eingeſchränkt. Zum erſtenmal konnten die Oeſterreicher in Schleſien, die Ruſſen in Pommern ihre Winterquartiere nehmen.

Glücklicher als König Friedrich hatte Herzog Ferdinand ſich behauptet. „Sie haben,“ ſchrieb ihm jener zum Schluſſe des Feldzuges, „alle Ihre Verluſte wieder gutgemacht, ich bin leider weit davon entfernt, dasſelbe ſagen zu können.“ Wiederholt von den übermächtigen Gegnern arg in die Enge getrieben, hatte Ferdinand ſie immer wieder die Ueberlegenheit ſeiner Kriegskunſt fühlen laſſen. Die Vereinigung von Broglie und Soubiſe an der oberen Lippe hatte er in einem Anfall von Unentſchloſſenheit geſchehen laſſen, und ſie ſchien ihm verderblich werden zu müſſen, aber in der Schlacht bei Vellinghauſen ſchlug er am 15. und 16. Juli ihre Angriffe ſiegreich ab. Als ſich die Marſchälle dann wieder trennten, vermochte er nicht bloß die Reſidenzen Hannover und Braunſchweig gegen die Anſchläge Broglies zu decken, ſondern ſchließlich ſogar zur Offenſive überzugehen und Broglie nach Heſſen zurückzudrängen. Und da auch in Weſtfalen ihre Verſuche auf Münſter und Hamm durch den Erbprinzen von Braunſchweig vereitelt worden waren, ſo mußten ſich die Franzoſen mit den Winterquartieren des vorigen Jahres begnügen: „ſie ſind ſelber ihre ärgſten Feinde“, ſagte man in Wien angeſichts ihrer „erbärmlichen“ Kriegsführung. In Oſtindien war ihnen mit Pondichery nunmehr alles verloren gegangen, in Weſtindien Dominika und an ihrer heimiſchen Küſte das Felſeneiland Belle-Isle.

Trotz aller militäriſchen Mißerfolge war es in dieſem Zeitpunkt der franzöſiſche Hof, der innerhalb des großen Kriegsbundes die ſtärkſte Kampfesluſt zeigte. Die Verhandlungen mit England wurden im Oktober 1761 abgebrochen,

und Choiseul erklärte dem österreichischen Botschafter: „Da ich den Frieden nicht zu stande bringen konnte, will ich den Krieg führen;" er hatte schon zu Beginn des Jahres nach dem Tode des alten Marschalls Belle-Isle das Kriegsministerium übernommen und wurde jetzt auch Marineminister, während ihn im auswärtigen Amt sein Vetter, der bisherige Botschafter in Wien, Graf Choiseul-Praslin, ablöste. Was den Franzosen den Mut noch einmal hob, war die Hoffnung auf die Hülfe Spaniens. In dem Familienvertrag vom 15. August 1761 kettete sich König Karl III. ganz an die Sache der bourbonischen Hauptlinie und gelobte, falls Frankreich und England nicht Frieden schlössen, bis zum 1. Mai 1762 die Waffen zu erheben. Nach einem Grund zur Kriegserklärung brauchte man nicht lange zu suchen; er lag vor in den englischen Kapereien, unter denen auch der spanische Handel schwer zu leiden hatte, und in anderen Uebergriffen der jetzt alle Meere beherrschenden Seemacht. Anfänglich nur sehr bescheiden vorgebracht, eine Zeit lang ganz eingestellt, wurden jetzt die spanischen Beschwerden um so stolzer und herausfordernder erhoben; von dem Marchese Grimaldi schlecht beraten, hatte König Karl sich die Vorstellung angeeignet, daß die Finanzen des Gegners erschöpft seien und daß Englands Klientelstaat und Stapelstätte Portugal eine bequeme Beute für die bourbonischen Heere sein werde. Noch ehe das alte Jahr zu Ende ging, kam es bei dieser Haltung Spaniens zum offenen Bruch.

So ganz hatte das Blatt sich gewandt, daß man in Wien diese plötzlichen kriegerischen Regungen der bourbonischen Politik nur unter Vorbehalt guthieß. Ohne Frage, Oesterreich verlangte in diesem Augenblicke sehnlicher nach Frieden, als Frankreich. Daß Choiseul nach Abbruch der Sonderverhandlungen mit England auch von dem allgemeinen Friedenskongreß nichts weiter hören wollte, bedauerte Kaunitz lebhaft. „Die innerlichen Kräfte," gestand er dem Botschafter in Versailles in einem vertraulichen Erlasse vom 31. Oktober 1761, „wollen nicht mehr zureichen, die ungeheuer großen Kriegserfordernisse länger zu bestreiten; die bisherigen militärischen Operationen sind mit der wahrscheinlichen Hoffnung nicht übereingekommen." Die Waffenhülfe Rußlands schlug er bei den, wie ihm schien, unheilbaren Gebrechen der russischen Heereseinrichtungen sehr gering an, und wenn die kranke Zarin von heute auf morgen starb, kam aller Voraussicht nach auch dieses geringe Maß an Beistand in Wegfall, wogegen eine Kriegserklärung der Pforte nicht ausgeschlossen war. Die Steuerkraft der Erblande — nur die Gebiete der Stefanskrone waren ausgenommen — war durch außerordentliche Kriegsauflagen jeglicher Art, Vermögens-, Einkommen-, Kopf-, Erbschafts- und Luxussteuern allmählich erschöpft; auch der öffentliche Kredit versagte, nachdem bei einer Jahreseinnahme von 24 Millionen Gulden die Staatsschuld seit 1756 von 49 Millionen auf 136 gestiegen war. So ratlos war die Finanzverwaltung den Bedürfnissen des Heeres gegenüber, daß sie jetzt mitten im Kriege eine Verringerung der Truppenteile beantragte und trotz des lebhaften Einspruchs der Generale, des Kaisers, des jungen Kronprinzen Joseph, bei der Kaiserin-Königin durchsetzte: bei jedem Regiment wurden nun zwei Compagnien in der Weise aufgelöst, daß die Mannschaften zum Ersatz für den sonstigen Abgang des Heeres verwendet wurden.

Lacy warnte: man habe mit einem Feinde zu thun, dem man nie genug Truppen gegenüberstellen könne. Das ließ sich füglich nicht bestreiten; indes hatte das „Mirakel von Schweidnitz" das Selbstvertrauen des Wiener Hofes gestärkt, die Zuversichtlichsten dachten sogar wieder an die Eroberung des ganzen Schlesiens, während Kaunitz, minder hoffnungsvoll, den Hauptwert auf den baldigen Schluß des Krieges legte und deshalb geneigt war, mit einem „wo nicht ganz glücklichen, so doch erträglichen" Frieden vorliebzunehmen. Mehr als von der eigenen Kraft versprach man sich von der Erschöpfung des Gegners; in Wien wie in Versailles war jetzt die Meinung vorherrschend, daß es der Offensive, zu der offenbar die österreichischen Feldherren nicht geschickt waren, nicht mehr bedürfe, daß man den König von Preußen bei dem allmählichen Versiegen seiner Hülfsmittel an Mannschaft und Geld auch in der Defensive mattsetzen könne.

Eben diesen Auszehrungstod fürchtete Friedrich am allermeisten.

Seine Feldtruppen waren auf 60 000 Mann, den halben Bestand, zusammengeschmolzen. Die erdrückende Enge der diesmaligen Winterquartiere, zwischen den Oesterreichern in und bei Schweidnitz und den Russen von Posen bis Kolberg, gab ihm einen Vorschmack des Loses, das man ihm bereiten wollte. „Jedes Bündel Stroh, jeder Schub Rekruten, jede Sendung Geld, alles was an mich gelangt, ist oder wird eine Gunst meiner Feinde oder ein Beweis für ihre Nachlässigkeit, da sie eigentlich alles wegnehmen können. In Sachsen sind die Oesterreicher Meister der Berge, Thüringen beherrschen die Kreistruppen, die Franzosen sind bis Mühlhausen vorgerückt. Alles das schnürt uns so ein und gibt unsern Feinden so große Vorteile, daß ich, wenn sie auch nur mit halber Kraft handeln, nicht absehe, wie wir unsern Untergang noch hinausschieben können. Hier in Schlesien sind alle Festungen den Unternehmungen des Feindes ausgesetzt, Stettin, Küstrin und selbst Berlin sind dem Belieben der Russen preisgegeben, in Sachsen ist mein Bruder sozusagen bei der ersten Bewegung Dauns über die Elbe zurückgeworfen. Alles das ist sehr reell, es sind nicht etwa Voraussagungen eines hypochondrischen und misanthropischen Sinnes, sondern unglücklicherweise notwendige Wirkungen der von unsern Feinden wohl vorbereiteten Ursachen."

So Friedrichs trübselige Rundschau und Ausschau am 10. Dezember 1761, unmittelbar nach seiner Ankunft in dem durch die Beschießung von 1760 verwüsteten Stadtschloß zu Breslau, nachdem er kurz zuvor im Hauptquartier Woiselwitz bei Strehlen, nicht weit von den Stätten, wo man schon einmal ihm nachgestellt hatte,[1]) dem Anschlag glücklich entgangen war, den Laudon im Einverständnis mit einem verräterischen schlesischen Vasallen, dem Freiherrn von Warkotsch, und einem katholischen Geistlichen gegen die Person seines großen Gegners geplant hatte: nach Friedrichs Ansicht unter stärkerer Bethätigung seines bösen Willens als seiner militärischen Einsicht.

„Ich wohne hier in meinem Hause," schreibt Friedrich aus Breslau, „zwischen Schutt und Trümmern, einige Zimmer sind wieder hergestellt, in den andern das Oberste zu unterst gekehrt." Der Leipziger Karneval vom vorigen

[1]) Bd. I, 96.

Winter[1]) dünkt ihm glänzend im Vergleich zu dem diesjährigen; Gäste wie damals ladet er sich nicht ein, er bleibt ausschließlich auf sich selbst, „also auf recht schlechte Gesellschaft", angewiesen; er liest viel, er „verschlingt" seine Bücher, und sie geben ihm „heilsame Ablenkung"; wenn er diese Bücher nicht hätte, würde er fürchten, daß seine Hypochondrie ihn in das Irrenhaus brächte: „Ich habe ohne Zweifel sehr starkes Reißen am Kopf, das mir den Schlaf nimmt, zusammengesetzt aus russischen, österreichischen, gallischen und schwedischen Schmerzen — genug, um einen Ochsen zu töten, und wäre es Gott Apis selbst." ... „Die Schule der Geduld, die ich durchlaufe, ist hart, lang, grausam, ja barbarisch. Ich habe mich meinem Geschick nicht entziehen können; alles was die menschliche Voraussicht an die Hand zu geben vermochte, ist angewandt worden, und nichts ist geglückt. Wenn Fortuna fortfährt, mich so unbarmherzig zu behandeln, werde ich unzweifelhaft unterliegen; nur sie kann mich aus meiner jetzigen Lage herausziehen. Ich rette mich aus alledem, indem ich die Welt im großen und wie von einem entfernten Planeten aus betrachte; dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich so viel Mühe um so geringes Ding machen."

„Man erzählt," schreibt er ein andermal dem Marquis d'Argens, an den alle diese Bekenntnisse gerichtet sind, „daß ein geschickter Musiker gefragt wurde: ‚Würden Sie auf einer Geige mit nur drei Saiten spielen können?' Er spielte, so gut es ging. Darauf zerriß man ihm noch eine. Er spielte, aber weniger gut. Nun zerriß man die beiden letzten Saiten und wollte, daß er seinem Instrument noch Töne entlockte!"

Den großen politischen Wendungen, welche dieser Herbst brachte, maß er für seine verzweifelten Umstände keine Bedeutung bei. Am 5. Oktober hatte William Pitt sein Amt niedergelegt, freiwillig, weil er die in richtiger Voraussicht der kommenden Ereignisse geforderte Kriegserklärung gegen Spanien bei seinen Amtsgenossen und dem jungen Könige nicht durchsetzen konnte. Friedrich verhehlte sich nicht, daß mit dem „großen Commoner" der einzige Mann aus dem britischen Ministerium schied, der Festigkeit und Fähigkeit miteinander verband, und zugleich der einzige Engländer, auf den er beim Friedensschluß rechnen durfte; aber da jetzt nicht mehr von Verhandlungen, sondern nur noch von Krieg die Rede war, so sah er von dem Ministerwechsel unmittelbare Folgen für seine Sache nicht voraus. Und als dann, wie Pitt vorausgesagt hatte, die Kriegserklärung Spaniens erfolgte, meinte Friedrich, daß er dieses Ereignis, wenn seine eigene Lage gut und vorteilhaft wäre, als einen sehr unbequemen Querstrich empfinden würde; so aber wollte er den neuen Krieg mit völliger Gleichgültigkeit betrachten.

Ein einziger Hoffnungsstrahl brach durch seine Nacht, ein fernes, unsicheres Aufleuchten. Noch einmal verkündete aus Konstantinopel jener schon so oft als falscher Zeichendeuter überführte Rexin, daß große Dinge bevorstünden, daß die Kriegsrüstungen für den nächsten Frühling im vollen Gange wären, daß 120000 Mann in Ungarn einbrechen, 80000 gegen die Russen marschieren

[1]) Vgl. oben S. 164.

würden. Der König erinnerte seinen Sendling daran, wie wenig vor zwei Jahren der Sommer gehalten habe, was der Winter versprochen; er selbst klammerte sich doch an diese Möglichkeit mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft und der ganzen Stärke und Zähigkeit seines Wollens, trotz aller Einwände seines Bruders, der an dieses Heil, das von den Muselmanen kommen sollte, noch nie hatte glauben wollen.

Des Königs Zuversicht stieg, als aus der Krim ein Abgesandter des Chans der Tataren im Hauptquartier erschien und verkündete, daß sein Gebieter, Kerim Gerai, 30000 Mann über die russische Grenze und 6000 zur Vereinigung mit dem preußischen Heere nach Oberschlesien schicken wolle. Diese Verhandlung mit den Türken und Tataren wurde jetzt „der einzige Barometer" der preußischen Politik. „Ob die Engländer uns unterstützen oder uns verlassen," schreibt der König am 10. Dezember an Finckenstein, „wird im gegenwärtigen Augenblick gleichgültig, nicht aber ob die Türken neutral bleiben oder handeln. Mit einem Wort, wir sind verloren ohne ihren Beistand, und mit ihrer Hülfe werden wir uns nicht bloß wieder aufrichten, sondern vielleicht sogar Balsam für so viele schmerzliche Wunden finden."

Schon stand ein glänzendes Bild vor seinem Auge, eine stolze Offensive, ein Feldzugsplan nach dem Muster der Entwürfe von 1758.[1]) Er nahm an, daß die Oesterreicher die Hälfte ihrer Truppen, 60000 Mann, nach Ungarn werfen, daß die Russen nicht mehr als 12—15000 Mann an der Weichsel und das kleine Hülfscorps in Schlesien lassen würden. Dann hatte er mit 80000 Mann in Schlesien und 50000 in Sachsen die Ueberzahl für sich und konnte nach der Wiedereinnahme von Schweidnitz und von Dresden zugleich in Mähren und in Böhmen eindringen.

Prinz Heinrich, dem er diese hochfliegenden Gedanken eröffnete, hatte schon 1758 den Offensivvorstoß nach Mähren nicht gebilligt. Er warf jetzt kühl und wortkarg nur die Frage auf, welche Maßregeln der König für den Fall zu ergreifen gedenke, daß die Orientalen ihre Diversion *nicht* ausführten; denn es sei dringend notwendig, auch für diese Möglichkeit alle Vorkehrungen zu treffen.

Der König gestand, dann sehe er nicht ab, wie man den Untergang hinausschieben oder beschwören solle; doch glaube er, daß in der letzten Not noch das beste sein werde, alle Streitkräfte zusammenzuraffen und mit der ganzen Masse den Feinden der Reihe nach zu Leibe zu gehen; das eine ihrer Heere erdrückt, werde man mit den beiden anderen besseres Spiel haben, und unter allen Umständen gelte es gleich, zuhauf oder stückweise zu Grunde zu gehen.

Wieder meinte der Prinz, dieser Ausweg erscheine ihm als der allerverzweifeltste; denn mit solcher Zusammenballung aller Streitkräfte gebe man überall, wo man den Rücken kehre, Magazine und Provinzen dem Feinde preis. Auch lehre die bisherige Erfahrung, daß man ein Heer nicht so ohne weiteres zermalme. Müsse gestorben sein, so komme es lediglich darauf an, festzustellen,

[1]) Vgl. oben S. 168.

welcher Tod der langſamſte ſei, um die Gunſt unvorhergeſehener Zwiſchenfälle nicht zu verſcherzen.

Nun erinnerte Friedrich den Bruder nur noch an die beiden Aerzte in der franzöſiſchen Fabel, den Doktor Tant pis und den Doktor Tant mieux, die unter den gleichen Hut zu bringen unmöglich ſei: „Ich habe einen Kranken zu behandeln, der im hitzigen Fieber liegt; im verzweifelten Falle verordne ich ihm eine Gewaltkur, Sie wollen ihm Palliativmittel geben.“

Eines verſchwieg er dem Bruder. Denn noch an einen anderen Ausweg dachte er. Je weniger er ſelbſt im Innerſten an einen Erfolg der von dem Prinzen als verzweifelt bezeichneten Strategie glaubte, um ſo mehr nahmen ihn jetzt die finſteren Gedanken wieder gefangen, die ihn ſchon ſo oft in Verſuchung geführt hatten.

„Kommen die Türken *nicht*,“ eröffnet er am 6. Januar ſeinem Kabinettsminiſter, „dann läßt uns unſere unglückliche Lage nicht mehr die Hoffnung, durch unſere Tapferkeit und den Einſatz unſerer eignen Kräfte unſere Sache wieder ins Gleiche zu bringen oder auch nur den nächſten Feldzug durchzuhalten.“ Dann wird alſo nicht mehr Kampf, ſondern Verhandlung die Loſung ſein; es wird gelten, durch geeignete Schritte in London oder bei dringender Not auch in Verſailles, Wien oder Petersburg von den Trümmern des Staates ſo viel, als ſich der Habgier der Feinde entreißen läßt, zu retten. Zu retten für des Königs jungen Neffen. Friedrich ſelbſt beharrt bei der Meinung, daß in einem verſtümmelten Preußen für ihn ſelber kein Raum mehr iſt. Nur wenige Wochen trennen ihn noch von der Gewißheit, der guten oder ſchlimmen, von der letzten Entſcheidung. „Bis zum 15. oder 20. Februar muß ſich,“ ſo erklärt er, „ergeben, ob die Türken ins Feld rücken“ — darum will er ſich jetzt mit England wegen deſſen, was im neuen Jahre zu geſchehen hat, noch nicht ins Einvernehmen ſetzen. „Wäre ich der Türken ſicher, ſo würde ich ohne Zweifel die Engländer zum Kampf ermuntern; aber wenn meine Anſtalten in Konſtantinopel fehlſchlagen, wie ganz mit Recht würden ſich die Engländer über mich beklagen dürfen, wenn ich ihnen jetzt die ſchönſten Hoffnungen gäbe und mein Neffe genötigt wäre, dieſe Hoffnungen nach vier Wochen Lügen zu ſtrafen?“

Eine weitere Erläuterung zu der „ſeltſamen Alternative“, vor welcher der König ſich ſah, geben ſeine Briefe an d'Argens: „Wir ſind noch nicht verſchlungen, man will ſogar noch einen Hoffnungsſtrahl erkennen, ich ſpreche nicht davon; vegetieren wir dieſen Winter, wie wir eben können, und wenn alles gut geht, verſpreche ich Ihnen zum Frühling eine ſchöne Ode; wo nicht, ſo halten Sie Sich an das, was Cato Ihnen ſagen wird.“ Das Leben Catos und das Leben Kaiſer Othos im Plutarch ſind wieder ſein bevorzugter Leſe- und Lernſtoff geworden.[1]) „Ich finde da lehrreiche Ereigniſſe jeder Art, für jedermann beachtenswert, der ſeine Pilgerſchaft durch dieſe Hölle, genannt Welt, zurücklegt. Ich denke wie dieſe großen Männer des Altertums, und ich finde, wenn man ihr Verhalten prüft, ſo kann man ihnen nur Beifall zollen. Mögen hohle Schreier in ihrer Schulweisheit anders gedacht, mögen ſie über dieſe Frage

[1]) Vgl. oben S. 120. 122.

abſurde Paradoxen aufgeſtellt haben, daran braucht man ſich nicht zu halten; und ſicher wären die verſtändigen Leute zu bedauern, wollten ſie ſich in ihrem Urteil nach dieſen Schulpedanten richten, welche die ſchönſten Handlungen und den erhabenſten Seelenadel der Alten herabzuſetzen verſucht haben."

Der 20. Februar ſoll entſcheiden, ſo kündet er es auch dem treuen d'Argens an. Entſcheiden für den Staat zwiſchen Kampf und Verhandlung und für den König zwiſchen Leben und Tod: ob er es „mit Cato halten" oder ob er „Cäſars Kommentare zur Richtſchnur nehmen" wird.

Die Entſcheidung fiel früher, und ſie kam aus anderer Richtung, als Friedrich es erwartet hatte.

Vierter Abschnitt.

Siebenter Feldzug und Friedensschlüsse.

Ganz erfüllt von seinen auf die Türkenhülfe gestellten Entwürfen hat der König das große Ereignis, dessen er seit Jahren geharrt hatte, jetzt, da es eintrat, zunächst auffallend kühl und kleingläubig aufgenommen. Am ersten Festtage der russischen Weihnachten, dem 5. Januar 1762 abendländischen Stils, erlag die Tochter Peters des Großen, Kaiserin Elisabeth von Rußland, im dreiundfünfzigsten Lebensjahre den Folgen eines Blutsturzes; an ihre Stelle trat kraft der von ihr aufgerichteten Erbordnung[1]) ihr Schwestersohn, der Herzog von Holstein-Gottorp, Kaiser Peter III.

König Friedrich erhielt die Todesnachricht am 19. Januar aus Warschau. „Ein großes Ereignis," schrieb er an den Grafen Finckenstein, „das vielleicht auf geringe Wirkung hinauskommen wird. Sie wissen, was uns der Tod des Königs von Spanien eingetragen hat.[2]) Ich fürchte, daß dies die zweite Auflage davon wird." Und einen Glückwunsch des Marquis d'Argens zu dem Umschwung der Dinge beantwortete er schwermütig: „Ich bin in diesem ganzen Kriege so unglücklich gewesen, mit dem Schwert und mit der Feder, daß mir das bei jedem Anlaß großes Mißtrauen einflößt und ich nur noch meinen Augen und meinen Ohren traue. . . . O, was ist die Erfahrung für eine schöne Sache. Ich, der ich unbändig war in meiner Jugend, wie ein Füllen ohne Zaum, das sich auf der Weide tummelt, bin jetzt langsam geworden wie der alte Nestor; aber dafür bin ich auch grauköpfig, von Kummer zernagt, von Gebresten geschlagen, mit einem Wort: gut, den Hunden vorgeworfen zu werden."

Wer gab ihm, so fragte er sich, eine Bürgschaft dagegen, daß nicht seine Feinde „durch Kunstgriffe und schmeichlerische Einflüsterungen" dem neuen Zaren die Fortsetzung des Krieges abgewannen? Persönliche Verbindung zwischen ihm und Peter war seit Jahren völlig unterbrochen. Mehr als von dem

[1]) Bd. I, 202.

[2]) Oben S. 207. 244. 295.

Kaiser scheint er sich im ersten Augenblick von der Kaiserin Katharina versprochen zu haben; an sie vor allem sollte sich nach seinem Dafürhalten und Wunsch der englische Gesandte Keith wenden, um das aufrichtige Verlangen Preußens nach friedlichem Ausgleich mit Rußland zum Ausdruck zu bringen. So wenig hatte er bisher den Großfürsten-Thronfolger als persönlichen Faktor in die politische Rechnung eingestellt, daß er, wie wir sahen, geneigt gewesen war, Dänemarks Beitritt zur preußisch-englischen Partei auf Kosten der schleswig-holsteinschen Ansprüche Peters zu erkaufen.[1]) Auch jetzt schien es ihm nicht ausgeschlossen, daß sein einziger Gewinn aus dem russischen Thronwechsel in einer Schilderhebung Dänemarks bestehen werde. So schwebte noch immer eine europäische Kombination ihm vor, in der Rußland zu der Gegenpartei zählte. Eben auf dieser Voraussetzung beruhte auch jene Verhandlung mit der Pforte. Noch vor wenigen Wochen hatte er den Vorschlag, abermals[2]) in Petersburg mit Hülfe eines wohlgesinnten Holsteiners aus der Umgebung des Großfürsten auf den Frieden hinzuwirken, mit der Begründung von der Hand gewiesen, daß bei der kriegerischen Haltung der Türken kleine Chipoterieen mit den Russen jetzt nicht an der Zeit seien.

„In meiner gegenwärtigen Lage bin ich genötigt, sehr gemessenen Schrittes zu gehen, um meine Angelegenheiten nicht zu verschlimmern statt sie zu verbessern." Das die allgemeine Richtschnur, die der König seinem Kabinettsminister unter dem ersten Eindruck der Todesnachricht erteilte. Drei Tage später, am 22. Januar, stand seine Politik noch ganz im Zeichen des Halbmonds: „Wenn meine Sache in der Türkei den Erfolg hat, den ich mir verspreche, so werden wir dann auch Dänemark an uns heranziehen müssen. Wenn es mir mit den Türken nicht gelingt, und wenn der neue Kaiser von Rußland, nach den ehedem ihm beigemessenen Gesinnungen, uns vielleicht auf geheimen Wegen wegen eines Ausgleichs sondieren läßt, so werden wir in diesem Fall nur noch zu sehen haben, was sich mit den Russen machen läßt; und dann würden wir nicht umhin können, obgleich gegen unser Interesse, dem Großfürsten den Besitz von Holstein und vielleicht noch von Schleswig zu verbürgen, was wir nicht thun könnten, wenn wir uns gegen Dänemark die Hand gebunden hätten — so daß, alles wiederholt und zusammengefaßt, alle meine Entschließungen von dem Ausgang meiner Verhandlung in der Türkei abhängen, über den wir, wie ich mir schmeichle, allerspätestens gegen Mitte Februar unterrichtet sein werden."

Nun aber geschah es, daß die Entscheidung aus Petersburg eher kam, als die aus Konstantinopel, welcher alles andere untergeordnet werden sollte.

Am 27. Januar traf die Nachricht in Breslau ein, daß ein Sendbote des Zaren unterwegs sei. Vier Tage lang erwartete man seine Ankunft im Hauptquartier stündlich, bis am 31. statt des Russen ein Courier aus Magdeburg anlangte, wo der Hof und die Minister noch weilten.[3]) Dorthin und nicht nach

---

[1]) Oben S. 251.
[2]) Vgl. oben S. 247.
[3]) Vgl. oben S. 268.

Breslau war der russische Oberst Gudowitsch gegangen; sein eigentliches Reiseziel war Zerbst, die Residenz des Bruders der Kaiserin Katharina. Er hatte dem Grafen Finckenstein des Zaren offizielle Anzeige von seinem Regierungsantritt eingehändigt und dazu einen Begleitbrief des Großkanzlers Woronzow. Auftrag, bei dem Könige selber sich zu melden, hatte Gudowitsch nur für den Fall, daß sein Weg ihn über die augenblickliche Stätte des Hauptquartiers führen würde; er erklärte sich indes bereit, nach Breslau zu gehen, falls der König dies ausdrücklich wünschen sollte. Gleichzeitig hatte Sir Robert Keith aus Petersburg geschrieben, daß die Gesinnungen des neuen Herrschers so günstig wie möglich seien: die russischen Generale hätten Befehl erhalten, zu keinen Feindseligkeiten gegen die Preußen zu schreiten, und Tschernyschew insbesondere, sich von den Oesterreichern zu trennen und nach Polen zu marschieren.

Der König ließ den russischen Obersten angelegentlich einladen. „Sie wissen," schrieb er an Finckenstein, „daß nichts dringender ist, als schleunigste Aussöhnung mit Rußland, um uns vom Rande des Abgrunds zu entfernen." Eigenhändig setzte er hinzu: „Der erste Lichtstrahl, der sich zeigt! Der Himmel sei gesegnet! Man muß hoffen, daß den Stürmen jetzt die schönen Tage folgen, Gott wolle es!"

Er betrachtete den Frieden mit Rußland bereits als gesichert und meinte, daß dies große Ereignis unfehlbar auch den Frieden mit Schweden nach sich ziehen werde. „Also, Dank dem Himmel, unser Rücken frei," schrieb er seinem Bruder und sprach die Hoffnung aus, daß diese Nachrichten ihn in gute Laune zurückversetzen würden. Noch ehe Gudowitsch, von Friedrich der Taube verglichen, welche den Oelzweig zur Arche brachte, in Breslau eintraf — die Ankunft verzögerte sich bis zum 20. Februar —, sandte der König den aus diesem Anlaß zum Obersten und Flügeladjutanten ernannten Legationsrat v. d. Goltz, den Sohn seines trefflichen, 1746 verstorbenen Freundes,[1]) mit einem Glückwunschschreiben an den Zaren und mit einer Unterweisung für die Friedensverhandlung nach Petersburg.

Wenn nun fast gleichzeitig mit der Ankündigung des Besuches von Gudowitsch der mit Sehnsucht erwartete Bericht aus Konstantinopel eintraf, nach welchem die kriegerische Stimmung dort nicht bloß andauerte, sondern noch gestiegen war, so setzte das die politischen Gehülfen des Königs freilich in einige Verlegenheit. Finckenstein gab in einem vertraulichen Briefe an den Kabinettsrat seiner Beunruhigung Ausdruck über den höchst gefährlichen Kontrast „zwischen unseren orientalischen Verhandlungen und der neuen russischen Negociation", und Eichel beteuerte dem Minister am 4. Februar, daß er es seinerseits „gehörigen Orts" an Warnungen nicht fehlen lasse, hob aber zugleich hervor, wie leicht man Gefahr laufen könne, sich „zwischen zwei Stühle zu setzen"; wie dürfe man unreines Wasser ausgießen, ehe reines sicher zu Hand sei?

Um gegen Rußland loyal zu handeln, ließ der König seinem Residenten Boscamp in Baktschisarai die Weisung zugehen, die Angriffsgelüste des Tatarenchans von den russischen Grenzen ab- und vielmehr gegen Ungarn zu lenken; in

[1]) Bd. I, 486.

Konstantinopel hatte die Absicht, auch mit Rußland zu brechen, immer nur in zweiter Linie gestanden. Allemal blieb zweifelhaft, wie Rußland einen Angriff seiner Erbfeinde gegen das bisher ihm so engverbündete Oesterreich aufnehmen würde. Da gab der Zar Anfang April die Erklärung ab, er wolle weder den Türken noch den Tataren entgegen sein, wenn sie den Wiener Hof mit Krieg überziehen würden. So hatte sich diese Schwierigkeit unerwartet glatt gelöst.

In der That, der russische Monarch ging im Sturmschritt vor. Noch ehe der Bevollmächtigte des Königs von Preußen bei ihm erschienen war, gab Peter durch die englischen Gesandten Keith und Mitchell seinen Wunsch zu erkennen, in den Besitz des Schwarzen Adlerordens zu gelangen. König Friedrich war begreiflicherweise überrascht, noch während des Kriegs solches Begehren zu vernehmen; aber er beeilte sich, Kreuz und Stern seinem Gesandten Goltz zur Ueberreichung an den Kaiser zuzustellen, und schrieb scherzend an Mitchell, das sei ein sonderbarer Ritter, der 80000 Mann auf preußische Kosten speise, der einzige seiner Ritter, der sich diese Freiheit herausnehme: „Wenn jeder Hosenband-Ritter desgleichen thun wollte, so würde Ihr England, das ganze England wie es da ist, verspeist werden. Ich bitte Sie, meinen Ritter gelehriger zu machen und ihm beizubringen, daß es gegen das Ordensstatut ist, wenn ein Ritter seinen Großmeister verspeist."

Der König hatte Goltz für verschiedene Möglichkeiten mit Verhaltungsmaßregeln versehen. Wollten die Russen Ostpreußen bis zum allgemeinen Frieden besetzt halten, so durfte der Gesandte das ohne weiteres zugestehen. Sollten sie die seit vier Jahren von ihnen verwaltete Provinz überhaupt nicht herausgeben wollen — ein Fall, der immerhin nicht ausgeschlossen war —, so sollte Goltz unter allen Umständen einen Entschädigungsanspruch anmelden und entsprechende Vorschläge in Aussicht stellen. Außerdem war er ermächtigt, eine Gewährleistung für den gottorpischen Besitz in Holstein, womöglich gegen eine wechselseitige Bürgschaft Rußlands für Schlesien, zuzusagen, sowie die preußische Neutralität für den Fall eines russischen Krieges gegen Dänemark. Als Goltz nun am 4. März in Petersburg eintraf, fand er die Lage zu seiner freudigen Ueberraschung dadurch völlig geklärt vor, daß der Zar am 23. Februar durch gleichlautende Noten den am Kriege beteiligten Mächten unter warmer Empfehlung des Friedens seine Absicht kundgethan hatte, auf die durch die russischen Waffen gemachten Eroberungen zu verzichten.

Der preußische Unterhändler hatte nach dieser Erklärung leichtes Spiel. Der Kaiser überhäufte ihn mit Beweisen seiner Gunst und seines Vertrauens und mit Beteuerungen seiner Verehrung und Bewunderung für König Friedrich. Dagegen wußte Goltz, daß er sich von der Kaiserin Katharina Förderung nicht zu versprechen hatte.

Am 5. Mai wurde durch Goltz und Woronzow die Friedensurkunde unterzeichnet, kraft welcher der Kaiser von Rußland das eroberte Ostpreußen und Hinterpommern dem Könige von Preußen zurückgab und binnen zwei Monaten zu räumen versprach, allerdings mit dem Vorbehalt, daß diese Frist unter Umständen verlängert werden sollte. In einem Sonderartikel wurde der Abschluß eines Bündnisses in Aussicht genommen.

Der König spendete seinem jugendlichen, erst sechsundzwanzigjährigen Unterhändler reiches Lob: „Ihre Erstlingsversuche, mein Lieber, sind Meisterstücke. Welch eine Ehre für einen Unterhändler Ihres Alters, einen Friedensvertrag und eine Allianz in weniger als sechs Wochen zu stande gebracht zu haben."

Wenn der Zar in dem Friedensvertrage seine guten Dienste für die Herstellung des Friedens auch mit den Schweden verhieß, so hat es dieser Vermittelung nicht mehr bedurft. Schon hatten in Hamburg die Verhandlungen zwischen dem dortigen preußischen Residenten Hecht und dem schwedischen Bevollmächtigten Olthoff begonnen, nachdem die schwergeprüfte Königin Ulrike die Genugthuung gehabt hatte, von ihren bisherigen Widersachern [1]) um ihre Unterschrift zu dem Schreiben an den König von Preußen angegangen zu werden, durch das von Stockholm aus der Antrag auf Frieden gestellt wurde. Der schwedische Stolz versagte sich nicht, zunächst die Abtretung der Inseln Usedom und Wollin und eine Handelssperre für die Swinemündung [2]) zu fordern; das eine wie das andere wurde ohne weiteres abgeschlagen, und da nun Rußland vom Kampfplatz endgültig zurücktrat, so nahm auch Schweden am 22. Mai den Frieden auf Grund des alten Besitzstandes an. „Ich hoffe," meinte der König nach diesen beiden Friedensschlüssen, „ich werde jetzt in politischer Beziehung nicht mehr wie ein Aussätziger, dessen Berührung man vermeiden muß, betrachtet werden."

Eben zu dem Zeitpunkte, da Friede und Freundschaft zwischen Preußen und Rußland Gestalt annahmen, zerriß das alte Bündnis mit England.

Schon vor Jahresfrist hatte Pitt die preußischen Vertreter in London darauf hingewiesen, daß jetzt auch die Stimmung der Nation — nicht bloß wie bisher [3]) einzelner Staatsmänner — der Fortsetzung des Krieges entgegen sei; in einer Unzahl von Flugschriften trete diese Friedensneigung unverkennbar zu Tage. Thatsache blieb, daß England 1760 den Frieden mit Frankreich, der einzigen Macht, mit der man im erklärten Kriegszustand sich befand, hätte haben können, wenn die durch den Vertrag vom 11. April 1758 gebotene Rücksicht auf Preußen nicht dazwischengetreten wäre. [4]) Pitt hatte unbedingt solche Rücksicht walten lassen, denn er vergaß nicht, was sein Staat diesem Verbündeten dankte, und daß erst der Sieg von Roßbach seine Landsleute aus tiefer Mutlosigkeit aufgeweckt hatte; er erinnerte sie immer von neuem daran, wie England seine Erfolge in Amerika nur dem Umstand verdanke, daß Frankreichs Kraft auf Deutschland abgelenkt gewesen sei — und wem galten diese deutschen Kriegszüge der Franzosen anders, als dem Könige von Preußen? Pitt fühlte sich gebunden, nicht bloß durch den Buchstaben des Vertrages, sondern vor allem durch diese ganze Reihe feierlicher Erklärungen, die er Jahr für Jahr vor dem Parlament, vor Europa abgegeben hatte: daß solange er im Amte sei, er niemals dulden werde, Englands Verbündete die Opfer ihrer Verbindung mit England werden zu lassen; daß er sie im Frieden nicht um ein Jota verkürzen lassen werde,

---

[1]) Oben S. 46.
[2]) Vgl. Bd. I, 441. 442.
[3]) Vgl. oben S. 240.
[4]) Oben S. 249.

britischen Sonderinteressen zu Liebe, daß er keinen neuen Frieden von Utrecht dulden wolle; daß man ihm eher die Hand abschneiden solle, ehe er einen Frieden unterzeichnen werde, der den zwischen England und Preußen bestehenden Verpflichtungen und ihren gegenseitigen Interessen nicht gemäß sei.

Aber selbst ein Pitt hatte im vorigen Sommer, wenn auch zögernd und scheu, jene Frage gestellt, die dem König von Preußen den Gedanken an Landabtretungen nahelegen sollte und eine so entschiedene Zurückweisung erfahren hatte.[1])

Nicht aus dem Verhältnis zu Preußen hatte sich alsdann für Pitt der Anlaß zum Rücktritte ergeben, sondern, wie wir sahen,[2]) aus der schwächlichen Haltung, mit der die Friedenspartei im britischen Kabinett die Herausforderungen der Spanier aufnahm.

Durch die offene Schilderhebung Spaniens endlich unsanft aus ihren Friedensträumen aufgerüttelt und für ihre Kurzsichtigkeit empfindlich bestraft, setzten die Erben Pitts mit ihrer Friedenspolitik doch sofort an einem anderen Punkte an. Von den bourbonischen Höfen mit Hohn zurückgestoßen, richteten sie ihre Blicke und Hoffnungen jetzt nach Wien. Der Herzog von Newcastle, als erster Lord des Schatzes nach wie vor an der Spitze des Kabinetts, war in den Anschauungen des alten Systems, den Ueberlieferungen der Freundschaft und Waffengenossenschaft mit Oesterreich emporgekommen und grau geworden;[3]) er hatte vor dem Vertreter der auswärtigen Politik, dem Neuling Bute, eine über mehr als ein Menschenalter zurückreichende diplomatische Erfahrung voraus, die sich gleichsam von selbst zur Geltung brachte. Hatte Lord Chesterfield das Zwiegespann Newcastle und Pitt mit einem zankenden Ehepaar verglichen, das sich doch aus beiderseitigem Interesse nicht scheiden wolle, so schien jetzt die Verbindung des Aldermanns der Whig-Aristokratie mit dem persönlichen Günstling des Monarchen die Probe nicht übel zu bestehen. Newcastle mag wirklich, wie ihm nachgesagt wurde, gemeint haben, durch Pitts Sturz sich seine Stellung für weitere dreißig Jahre zu sichern. Und das im Sommer neu gewählte Unterhaus stand dem Kabinett unbedingt zur Verfügung.

Im Einverständnis mit Bute eröffnete Newcastle die neue Politik am 8. Januar 1762 durch ein vertrauliches Schreiben an Yorke, den Gesandten im Haag. Er sprach von der Schwierigkeit, neben dem Krieg gegen Spanien auch den alten in Deutschland zu führen, überall militärisch in der Minderheit und mit einem „zu Grunde gerichteten, erschöpften, unvernünftigen und verzweifelten" Bundesgenossen wie dem Könige von Preußen. Und doch könne man Deutschland nicht einfach den Franzosen preisgeben. So gelte es den Versuch, den Wiener Hof angesichts des erklärten Bündnisses der bourbonischen Kronen zum Wiederanschluß an das „alte System" zu bestimmen; und um ihm den für seine eigene Ehre und sein wirkliches Interesse richtigen Entschluß zu erleichtern, werde man in Bezug auf Schlesien zu einer für Oesterreich befriedigenden Regulierung schreiten, auch Anstalten treffen, um alle Bourbonen aus Italien zu vertreiben.

[1]) Oben S. 283.
[2]) Oben S. 297.
[3]) Oben S. 58.

Prinz Ludwig von Braunschweig, der Unterhändler von 1759,[1]) erschien dem britischen Kabinett auch bei diesem Anlaß als geeigneter Mittelsmann. Durch einen Erlaß Butes wurde Yorke vier Tage später amtlich beauftragt, unter der erforderlichen Vorsicht und Zurückhaltung mit dem Prinzen und durch diesen mit dem kaiserlichen Gesandten Grafen Reischach anzuknüpfen.

Als dann die Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Elisabeth nach London gelangt war, fand am 6. Februar eine denkwürdige Besprechung zwischen Bute und dem russischen Botschafter Galizin statt, über die jener noch am selben Abend dem Herzog von Newcastle eine kurze Mitteilung gab. Der Russe lebte noch ganz im alten Gedankenkreise. Er wollte nicht an den Erfolg von Friedensunterhandlungen glauben, wenn man nicht Preußen auf den Besitz von Brandenburg beschränken werde; er bezeichnete es als unmöglich, daß sein Hof seine so lange begehrte Eroberung aufgeben sollte. Bute erklärte, daß England ehrenhalber in eine fast völlige Aufteilung der preußischen Provinzen nicht willigen könne; wohl aber habe man bereits dem Könige von Preußen ernsthaft die Notwendigkeit vorgehalten, an den Frieden, ob immer unter Darbringung einiger Opfer, zu denken. Daß die russischen Truppen zurückberufen werden würden, stellte Galizin in Abrede. Nach seinem dem Kaiser erstatteten eingehenden Bericht über diese Unterredung, in welchem er seine eigenen, der preußischen Sache so feindseligen Aeußerungen aus naheliegenden Gründen unterdrückte, hätte ihm Bute eröffnet, daß der Londoner Hof, so sehr er den Frieden ersehne, nicht wünschen könne, die russischen Truppen zurückgezogen zu sehen; denn das würde nicht Beschleunigung des Friedens, sondern Verschleppung des Krieges bedeuten, während England zwar den König von Preußen vom völligen Untergang retten, aber doch zugleich zu angemessenen Abtretungen veranlassen wolle.

Dann kamen Keiths Meldungen aus Petersburg über den mehr und mehr zu Tage tretenden Umschwung der dortigen Politik, und Bute handelte von seinem Standpunkt aus nur folgerichtig, wenn er am 26. Februar in einem Erlaß an diesen Gesandten der Besorgnis Ausdruck gab, daß Peters zu große Freundschaft für Friedrich den russischen Hof zu Maßregeln verleiten werde, welche diesen kriegerischen und ehrgeizigen Fürsten zur Fortsetzung der Feindseligkeiten ermutigen könnten.

Die Bute und Newcastle salvierten ihr Gewissen damit, daß sie den bisher alljährlich erneuerten Vertrag vom 11. April 1758 mit der Garantie des beiderseitigen Besitzstandes und dem Verbot getrennten Friedensschlusses für das neue Jahr nicht verlängert hatten, und daß nach ihrer Ueberzeugung, wie sie jedem, der es hören wollte, sagten, für den König von Preußen „ohne beträchtliches Nachgeben" Friede nun einmal nicht zu erhoffen war. Zu dieser Ueberzeugung auch ihn selbst zu bringen — ein Unterfangen, mit dem die großen Kontinentalmächte, die Waffen in der Hand, seit sechs Jahren sich vergeblich abmühten —, versuchten sie also kühn mit den Künsten ihrer Diplomatie. Was sie jetzt gegen ihn, und nach ihrer Auffassung ja lediglich zu seinem Heile, planten, war genau dasselbe Verfahren, welches England 1742 und in gewissem Grade auch 1745

[1]) Oben S. 244. 247.

und 1748 gegen Maria Thereſia, ihr zur bitterſten Klage, angewandt hatten:[1] die Nötigung des Bundesgenoſſen zu Landabtretungen nach dem Gefallen und den Bedürfniſſen der britiſchen Politik. Daß Friedrich mit der von ihnen gewünſchten Erklärung über ſeine Lage und ſeine Abſichten aus Gründen, die wir kennen gelernt haben,[2] zurückhielt, betrachteten ſie als einen neuen Beweis ſeiner Herzenshärtigkeit und ſeines Abenteurerſinnes. Und ihre Gereiztheit verſchärfte ſich, als ſie in einem chiffrierten Erlaß des preußiſchen Königs an ſeine Geſandtſchaft, den ſie herkömmlicherweiſe auf ihrem Poſtamt anhalten und entziffern ließen, das unwirſche und freilich nicht ſchmeichelhafte Wort laſen: die jetzigen engliſchen Miniſter gehörten ins Tollhaus!

Bei alledem war das britiſche Miniſterium bereit, die Hülfsgelder an Preußen weiter zu zahlen, wofern nur die läſtigen politiſchen Klauſeln des bisherigen Bündniſſes nicht von neuem ausgeſprochen wurden. Ja, Knyphauſen und Michell gewannen den Eindruck, daß man ſogar einer Erhöhung des früheren Betrages bis auf fünf oder ſechs Millionen deutſcher Thaler keine Schwierigkeit entgegenſetzen werde.

König Friedrich war zunächſt der Meinung, daß er die Subſidien nicht miſſen könne. Es war ihm peinlich genug, daß die britiſchen Miniſter jetzt gleichſam „mit dem Stock in der Hand“ verhandelten, aber er entſchloß ſich zu „diſſimulieren“, ſeine Empfindlichkeit zu verbergen. Nun aber kamen Mitte Januar, unmittelbar nach Einleitung jener Verhandlung im Haag, Bute und Newcaſtle ganz offen mit dem Anſinnen, der König von Preußen möge Verhandlungen mit dem Wiener Hofe anknüpfen; das ſei das einzige Mittel, um in Deutſchland, welches man hier zwar nicht preisgeben wolle, aber auch nicht mit Erfolg verteidigen könne, eine beſſere Lage herbeizuführen. Friedrichs eigene Vertreter nahmen ſich die Freiheit, ihren Gebieter „ſehr ehrfurchtsvoll zu ermahnen“, er möge auf die Geſichtspunkte Englands eingehen; ſchon oft habe man ihnen zu verſtehen gegeben, daß die größten Mächte ſich zu Opfern hätten bequemen müſſen, daß kein Fürſt erklären könne, er wolle nie und um keinen Preis Opfer bringen. Der König fuhr auf; er hatte in einem früheren Fall[3] Knyphauſens Ratſchläge willig befolgt; jetzt erhielten die Geſandten am 4. Februar einen ſtrengen Verweis, und eigenhändig fügte Friedrich bei der Unterſchrift die Worte hinzu: „Lernen Sie beſſer Ihre Pflicht, und merken Sie ſich, daß es Ihnen in keiner Weiſe zuſteht, mir ſo thörichte, ſo impertinente Ratſchläge zu erteilen, wie die, welche Sie ſich einfallen laſſen.“ Nur die Thatſache, daß die Geſandten damals um den Tod der Kaiſerin von Rußland noch nicht gewußt hätten, wollte er als mildernden Umſtand gelten laſſen. Noch härter wurde Knyphauſen wegen ſeiner zu weit gehenden Anpaſſung an den britiſchen Standpunkt einige Wochen ſpäter getadelt. Daß ſein Vater, der Kabinettsminiſter, vor 32 Jahren im Zuſammenhange des dem Kronprinzen Friedrich gemachten Prozeſſes als der Hinneigung zu England verdächtig verabſchiedet worden war,[4] trug jetzt von dem

[1] Bd. I, 171. 269. 473.
[2] Oben S. 299.
[3] Oben S. 241.
[4] Vgl. „Friedrich der Große als Kronprinz“ S. 58. 234. 235.

Könige Friedrich dem Sohne den grausamen, völlig ungerechten Vorwurf ein: „Ihr Vater, Knyphausen, hatte Geld von Frankreich und England genommen, weshalb er fortgejagt wurde; sollte er diese Gewohnheit Ihnen zum Erbe vermacht haben?“

Als Friedrich am 25. März diese Worte schrieb, war er bereits entschlossen, lieber auf das englische Geld ganz zu verzichten, als sich entwürdigende Nebenbedingungen auferlegen zu lassen. Da seine Erklärungen Bute nicht genügten, und da es doch unmöglich sei, den Frieden aufs Geratewohl, „à la hurlu-burlu“, zu schließen, so müsse man ruhig abwarten, bis sich Bute von selbst wieder melde, auf die Gefahr hin, daß man dieses Jahr keine Subsidien erhalte. So hatte er seine Gesandtschaft am 17. März unterwiesen.

Unmittelbar darauf, am 23. März, erhielt der König aus Petersburg eine Mitteilung, unter deren frischem Eindruck seine Entrüstung über das englische Ministerium sich auf seine Vertreter in London übertragen und in jenem Donnerwort gegen Knyphausen entladen zu haben scheint. Kaiser Peter ließ ihm als Beweis für die Treulosigkeit Englands einen Auszug aus dem Berichte mitteilen, den Galizin über jene Unterredung mit Bute vom 6. Februar erstattet hatte.

Und nach weiteren vierzehn Tagen erfuhr der König durch Knyphausen und Michell auch von der seinen Interessen so ganz zuwiderlaufenden Anfrage des britischen Kabinetts an den Wiener Hof, die inzwischen, zum Glück für Preußen, durch Kaunitz eine kühle, beinah ironische Ablehnung erfahren hatte. Die preußischen Diplomaten nahmen Veranlassung, die englischen Minister auf diesen Zwischenfall hin anzureden und das Vorgehen als, wenn auch gut gemeint, so doch „unregelmäßig“ zu bezeichnen. Newcastle geriet in sichtbare Verlegenheit; Bute spielte den Gekränkten und las den Preußen den vorsichtig, wie für ein Blaubuch, zugestutzten offiziellen Erlaß an Yorke vor, wohlweislich aber nicht das vorangegangene vertrauliche Schreiben des Herzogs von Newcastle vom 8. Januar.[1]) An dem durch die Verhandlungen mit Oesterreich gegebenen Aergernis sollte jetzt lediglich ein Mißverständnis oder eine Auftragsüberschreitung des Vermittlers, des Prinzen Ludwig von Braunschweig, schuld sein, wie an dem anderen noch größeren Aergernis, dem Einwirkungsversuch auf Rußland, ein Mißverständnis, wo nicht eine Entstellung Galizins.

Wegen der Subsidien, die der König von Preußen gar nicht mehr begehrte, ist es dann zwischen Bute und Newcastle zum offenen Streit und zum völligen Bruch gekommen. Newcastle wollte aus politischen Zweckmäßigkeitsrücksichten die nochmalige Bewilligung beim Unterhause beantragen, Bute widersprach jetzt und erreichte damit, daß Newcastle, über die herrische Art des jüngeren Amtsgenossen verstimmt, den Kampf aufgab und seine Entlassung einreichte. Statt seiner übernahm jetzt Bute selbst die Leitung des Ministeriums als erster Lord des Schatzes.

Der König von Preußen war von dem Belieben der Engländer unabhängig, weil er, wie bisher immer, die Kosten des bevorstehenden Feldzuges schon zu Beginn des Jahres gedeckt sah.

---

[1]) Oben S. 306.

So hoch wie 1757, auf 12 Millionen Thaler alten Geldes außer dem Bedarf des Heeres in Friedenszeiten, sind diese Kosten in den folgenden Jahren nicht gestiegen. Andrerseits gingen infolge der Kriegsläufte und des Verlustes ganzer Provinzen die ordentlichen Staatseinnahmen immer mehr zurück. Die Generaldomänenkasse hatte ihren Jahresbeitrag für den Staatsschatz [1]) schon im ersten Kriegsjahre nur zu zwei Siebenteln, später aber überhaupt nicht mehr geleistet; ihren Zuschuß für den Friedensetat der Heeresverwaltung [2]) hat sie an die Generalkriegskasse bis zum Rechnungsjahre 1759/60 in der vollen Höhe von 1¾ Millionen, im folgenden Jahre noch zu zwei Dritteln abgeführt; in den beiden letzten Kriegsjahren mußte sie den Betrag schuldig bleiben. Dazu kam der beträchtliche Ausfall der Generalkriegskasse an ihren eigenen Einnahmen, der Kontribution und Accise. Ueberraschend günstig waren dagegen die Ergebnisse der schlesischen Verwaltung. Der Oberpräsident Schlabrendorff setzte einen Ehrenpunkt darein, den zur Friedenszeit gemachten Voranschlag der Einnahme trotz des Krieges zu erreichen, und hat im letzten Kriegsjahr sogar einen Ueberschuß von beinah 300000 Thalern erzielt.

Mit Einführung neuer Steuern oder einem Zuschlag zu den bestehenden blieben die ausnahmslos von feindlichen Einfällen und Einlagerungen schwer heimgesuchten preußischen Provinzen verschont. Nur für die Unterhaltung der Landwehrtruppen [3]) legten die ergebenen Provinzialstände einen Landmilizimpost um, der bis zum Ende des Krieges alles in allem etwas über 1½ Million eingetragen hat. Eine Anleihe ist nach 1758 [4]) nicht wieder aufgenommen worden. Wenn vom November 1757 bis Ende Mai 1762 ein Teil der Beamtengehälter und Gnadengelder nicht bar, sondern in bald stark entwerteten Kassenscheinen zur Auszahlung kam, so ist durch diese Maßregel, wie es scheint, nicht viel über eine halbe Million erspart worden. Viel bedeutender waren die Summen, die aus Feindesland gezogen wurden. Mecklenburg wurde anfänglich mit 2 Millionen, später jährlich mit 1 Million an Kontribution veranlagt, ohne daß sich die Höhe der thatsächlich eingetriebenen Summen feststellen läßt. Nach einer von dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin aufgestellten Berechnung soll der Krieg seinem Lande im ganzen, an Barzahlungen und an Lieferungen, volle 8 Millionen gekostet haben. Dem Kurfürstentum Sachsen wurden — nach einer Ausbeute von 1004912 Thalern für 1756, 3094691 Thalern für 1757, 4944790 Thalern für 1758 — auf das Jahr 1759 6 Millionen abgefordert, seit 1760 aber nicht weniger als jährlich 12450000 Thaler, und wenn nun auch diese Summe wieder bei weitem nicht voll einkam, so sind doch 1761 mehr als 8 Millionen, 1762 mehr als 7 beigetrieben worden, allerdings nur in der neuen schlechten Münze.

Denn das war freilich eine unvermeidliche Wirkung der während des Krieges zu immer größerem Umfange gelangten Ausprägung minderwertigen Geldes, daß auch die Einnahmen des Staates entsprechend an Metallwert verloren.

[1]) Bd. I, 385.
[2]) Bd. I, 384.
[3]) Oben S. 202.
[4]) Oben S. 162.

Gelegentliche Münzverschlechterung war seit den Tagen des Mittelalters in den europäischen Staaten ein beliebtes Hausmittel urväterischer Finanzkunst; in Frankreich waren in den beiden letzten Kriegen Ludwigs XIV. an die vierzig Münzveränderungen erfolgt. Zumal auch in den Zoll- und Handelskämpfen zwischen den Staaten wurde die leichte Münze wie nach stillschweigender gegenseitiger Uebereinkunft als eine Waffe benutzt. Der König von Preußen hat den ersten Schritt auf einer abschüssigen Bahn noch zur Friedenszeit gethan, als er im Herbst 1755 der Firma Hertz Moses Gompertz erlaubte, für die Zwecke des ausländischen, insonderheit polnischen Handels gegen einen beträchtlichen Schlagschatz die sogenannten neuen Friedrichsdor zu einem Fuße auszuprägen, nach welchem auf die feine Mark Gold statt 186 Thaler 274 kamen. Im Jahre 1757 gewährte er dann anderen Unternehmern, dem Konsortium Veitel Ephraim Söhne und Daniel Itzig, einen Vertrag, kraft dessen sie in den Münzstätten zu Dresden und Leipzig sächsische Drittelthaler nach dem Fuße von 19¾ Thaler auf die feine Mark Silber, sowie Augustsdor in der Legierung jener neuen Friedrichsdor prägen durften. Bei Erneuerung des Vertrages wurden diesen Münzpächtern vom 1. März 1759 ab für die Silberprägung auch die brandenburgisch-preußischen Münzstätten übergeben, und statt der bisher gesetzlichen 14 Thaler durften nunmehr auch hier 19¾ in Drittelstücken aus der feinen Mark Silber geprägt, die „Ephraimiten", von denen der Volksmund kündete:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim.

Für die sächsischen Münzstätten aber mußte der König seinen Geldmännern gleichzeitig nachlassen, die Mark in Drittelstücken gar zu 30 Thalern und in kleineren Münzen, sowie polnischen Timpfen, zu noch geringerem Korn auszubringen, während der Feingehalt des Augustsdor noch einmal und zwar gleich um die Hälfte verringert wurde. Und wiederum ein Jahr später, am 28. August 1760, mußte er, da die Unternehmer anders zur Erneuerung des Vertrages nicht zu bestimmen waren, den sächsischen Drittelstücken den Zugang zu den preußischen Staatskassen öffnen. Von diesem Augenblick an wurden die preußischen Münzen von altem Schrot und Korn, aber auch die leichteren von 1759, durch die fort und fort massenhaft ausgeprägten sächsischen völlig aus dem Verkehr verdrängt; jüdische Hausierer zogen von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, um die besseren Münzen gegen ein möglichst niedriges Agio aufzukaufen und ihren Herren und Meistern den Großunternehmern, zur Umschmelzung abzuliefern. Die Münzverwirrung erreichte ihren Gipfel, als nun auch die Nachbarstaaten ihre leichten und leichtesten Münzen, und zwar zum Teil unter fremdherrlichem, gefälschtem Stempel, schlugen und in Verkehr brachten. Die Unterbringung der von ihnen geprägten Münze war Sache der Unternehmer; eine sehr bedeutende Summe, die Unmasse der polnischen Timpfe, floß nach Polen ab, teils durch Vermittelung der Armeelieferanten, die dort ihre Ankäufe für die Magazine machten, teils auch in diesem Falle dank der Betriebsamkeit der die schwereren Münzsorten aufkaufenden Hausierer. Die Unternehmer rühmten dem Könige Anfang 1761 die Findigkeit, mit der sie aus Polen, Ungarn, Rußland „vor

leicht Geld" schon mehr als 50 Millionen Gold gezogen und „also gewissermaßen diese Länder in Kontribution gesetzt" hätten. Bis zu den feindlichen Heeresverwaltungen reichten, durch Vermittelung ihrer Prager und Warschauer Geschäftsfreunde, ihre Verbindungen, und da man im österreichischen und im russischen Lager die neue sächsische Münze als bequemstes und billigstes Kleingeld-Zahlungsmittel schätzen lernte, so ließ sie sich auch auf diesem Wege in gutes österreichisches und russisches Gold umsetzen, das dann behufs der geschäftsmäßigen Vervielfältigung wieder in den nie feiernden großen Münztiegel wanderte.

Der an den Staat gezahlte Schlagschatz belief sich bis Anfang 1761 im ganzen ungefähr auf 12 Millionen Thaler, für 1761 aber auf nicht weniger als 6 Millionen. Für 1762 verpflichteten sich die Unternehmer, 850000 Mark Silber gegen einen Schlagschatz von 4100000 Thalern unter den bisherigen Bedingungen auszuprägen, mit dem Versprechen, wenn irgend möglich die Ausprägung unter entsprechender Erhöhung des Schlagschatzes so zu steigern, daß wie im Vorjahre der Gewinn des Staates 6 Millionen betragen würde. Die im Sommer 1762 wiederhergestellte Münze in Königsberg nahmen sie gegen einen Schlagschatz von 200000 Thalern in Betrieb.

Die Ausprägung der englischen Hülfsgelder hat der König von vornherein wenigstens teilweise auf eigene Rechnung, ohne Zuziehung der Münzpächter, vornehmen lassen; zuletzt unter so starker Kupferlegierung, daß aus einer Million zwei wurden.

So bedenklich und für Handel und Wandel schädlich diese Finanzexperimente waren, sie leisteten dem Könige in seiner Bedrängnis doch den Dienst, daß in seinem Säckel niemals Ebbe eintrat. Wir hörten, daß er bereit war, den Dänen, wenn sie mit ihm ins Feld zogen, Subsidien zu zahlen,[1]) und den Türken wollte er eine Million zur Verfügung stellen. Und wie er der Hauptstadt Berlin nach der feindlichen Einlagerung ihre Brandschatzung ersetzte, so hat er auch andere Städte und Teile des platten Landes noch inmitten des Krieges mit nicht unbeträchtlichen Spenden unterstützen können.

Finanziell also den Ansprüchen des bevorstehenden Feldzuges gewachsen, erhielt König Friedrich nun auch die ersehnte militärische Verstärkung durch das am 19. Juni endlich zum Abschluß gelangende Bündnis mit Rußland. Der Preis des Bündnisses, das Eintreten Preußens für die gottorpischen Ansprüche auf das zu Anfang des Jahrhunderts dem Vater Peters III. entrissene schleswigsche Gebiet, konnte sehr unbequeme Weiterungen für König Friedrich in sich schließen, denn jenes Gebiet war der Krone Dänemark im Frieden von Friedrichsburg von 1720 durch England und Frankreich verbürgt worden, und ohnehin war dem König eine Erweiterung des russischen Besitzes auf der cimbrischen Halbinsel kein willkommener Gedanke.[2]) Aber alle entgegenstehenden Bedenken überwog die Erkenntnis, daß Widerrede oder auch nur Einrede gegen diese Anwandlungen gottorpischer Revanche- und Reunionspolitik den sofortigen Bruch mit dem Zaren herbeiführen würde, und anderseits die Aussicht, 20000 Russen unmittelbar

[1]) Oben S. 251.
[2]) Oben S. 251.

und sofort in den Kampf gegen Oesterreich eingreifen zu sehen, während Preußen zur Stellung eines gleich starken Hülfscorps gegen Dänemark für die Dauer seines eigenen Krieges nicht verpflichtet sein sollte; nur das Bellingsche Husarenregiment erbat sich der Zar zur Unterstützung. Einstweilen unterzog sich der König von Preußen auf Peters Aufforderung dem Versuch einer Vermittelung zwischen Rußland und Dänemark; in Berlin sollte zu diesem Behuf ein Kongreß zusammentreten.

„Eine süße Stille lebt in meiner Seele wieder auf," hatte Friedrich seinem d'Argens schon nach der Unterzeichnung des Petersburger Friedens bekannt; „Hoffnungsregungen, deren Gewohnheit ich seit sechs Jahren abgelegt hatte, trösten mich für die vergangenen Unruhen. . . . Im Grunde meines Herzens sage ich mit dem Weisen: Eitelkeit der Eitelkeiten, es ist alles ganz eitel. Politische Thorheiten, die Thorheiten des Ehrgeizes, die Thorheiten des Eigennutzes, alles das sollte die Seele so wenig dauerhafter Wesen, wie wir es sind, nicht erregen. Aber Vorurteile und Einbildungen regieren die Welt, und obgleich wir wissen, daß unser Leben eine kurze Pilgerschaft ist, bleibt doch in unserem Innern ein Rest Ehrgeiz, der für den Ruhm empfänglich macht." Jetzt auf der Höhe seiner Hoffnungen wollte er doch nicht vergessen, daß alles, was politische Konjektur heiße, nichts als Schaum sei: „Wer kann davon besser sprechen, als ich, der ich mich seit sechs Jahren von allen politischen Stürmen Europas gepeitscht sehe, immer dem Schiffbruch ganz nahe, bisher wie durch ein Wunder gerettet, und gleichwohl immer in neuen Gefahren. Alles, was in Rußland vor sich geht, konnte von Kaunitz nicht vorausgesehen werden, und alles, was sich in England zugetragen hat, konnte in meine politischen Kombinationen nicht aufgenommen werden."

Auf das Zusammenwirken nicht bloß mit den Russen, sondern auch den Türken und Tataren — denn noch lauteten die Nachrichten aus dem Orient andauernd günstig — legte der König seinen Feldzugsplan an. Nach drei Defensivfeldzügen glaubte er jetzt zur Offensive zurückkehren, den Kriegsschauplatz wieder jenseits der österreichischen Grenzen aufschlagen zu können. Das gute Ende des Krieges, so hoffte er, sollte jetzt nachkommen.

Vorerst mußte Schweidnitz wieder gewonnen werden. Die Aufgabe war schwieriger als 1758, weil jetzt ein starkes Heer, das österreichische Hauptheer unter Daun, die Festung deckte. Friedrich schätzte die feindliche Streitmacht hier auf 82 000 Mann; er selbst hatte in Schlesien nach Abschluß seiner diesjährigen Rüstungen 76 000 eigene Truppen zur Verfügung. Entsendungen nach Oberschlesien sollten Daun zur Teilung seiner Truppen nötigen. General Werner, im Kampfe gegen Russen und Schweden als Detachementsführer bewährt, rückte mit 10 Bataillonen und 15 Schwadronen ins österreichische Schlesien ein; seine weitere Aufgabe war, bei Kaschau die Tataren in Empfang zu nehmen, denen der Quartiermeisterlieutenant von der Goltz nach Jassy entgegengesandt worden war, um im Verein mit ihnen das feindliche Gebiet zu brandschatzen und zu plündern. Mit einem anderen Detachement, 14 Bataillonen und 35 Schwa-

bronen, sollte der Herzog von Bevern, auf seinem Stettiner Gouverneurposten [1]) jetzt entbehrlich, die mährischen Grenzen bedrohen. Der König nahm an, daß Daun mindestens 30000 Mann dem Tatareneinbruch, mindestens 10000 Mann dem Herzog von Bevern entgegenwerfen werde; alsdann und nach Ankunft der 20000 Russen glaubte er selbst sich stark genug, Daun auch in dessen vorteilhafter Gebirgsstellung zu Leibe zu gehen, ihn zu verjagen und Schweidnitz zu nehmen.

Im zweiten Abschnitt des Feldzugs mußte dann auch die Diversion der Türken zur Geltung kommen. Die Hälfte der österreichischen Gesamtmacht, 60000 Mann, würden voraussichtlich, so rechnete Friedrich, aus der gegen die Preußen und Russen gerichteten Front verschwinden. Er ließ den Türken bei seiner geringen Meinung von ihrer Kriegstüchtigkeit wiederum empfehlen,[2]) das Schlachtenglück nicht zu versuchen; der preußischen Kriegsführung glaubte er Dresden, Prag, Olmütz, als sichere Beute verheißen zu dürfen, wenn in Mähren ihm selbst nicht mehr als 40000, in Sachsen dem Prinzen Heinrich und seinen 44000 Mann nicht mehr als 20000 Widersacher gegenüberstanden.

Der Beginn der Unternehmung gegen Schweidnitz wurde auf die ersten Tage des Juli festgesetzt, weil erst zu diesem Zeitpunkt die Ankunft der Russen angemeldet war. Derweil hielt sich der König unweit von Breslau in einem Lager an beiden Ufern der Lohe, mit dem Hauptquartier in Bettlern. Das österreichische Heer stand zwischen dem Zobten und dem Pitschen-Berg, quer über dem Schweidnitzer Wasser.

Am 30. Juni setzten die Russen bei Auras über die Oder, tags darauf begann der Vormarsch der vereinigten Heere. Da Daun seine Stellung unverzüglich räumte und auf Schweidnitz zurückging, so war die Handlung wieder auf den Schauplatz der kunstreichen Schachzüge von 1760 und 1761 verlegt. Daun wählte zunächst den Ausfallposten von Kunzendorf,[3]) der König sein altes Bunzelwitzer Lager,[4]) und als die Preußen sich von hier aus in den Rücken des Feindes bis Seitendorf vorschoben, besetzte Daun, um zugleich mit Schweidnitz in Verbindung zu bleiben und den Rückzug nach Böhmen offen zu behalten, die Höhen auf beiden Seiten des oberen Weistritzthales zwischen Tannhausen und Burkersdorf. Um ihn zu weiterem Rückzug zu bestimmen, brach ein preußisches Corps unter General Wied, nach einem mißglückten Vorstoß gegen Adelsbach, über Schatzlar und Trautenau in Böhmen ein; die an dem Streifzuge beteiligten Kosaken ließen jetzt die Unterthanen Maria Theresias die Schrecknisse kosten, mit denen sie die Jahre daher die preußischen Provinzen heimgesucht hatten.

Im Hauptquartier zu Seitendorf erhielt der König am 14. Juli eine beunruhigende Nachricht, die um so stärkere Beachtung verdiente, als sie von einem der ergebensten Anhänger des Zaren kam. Der Konferenzrat von Saldern, ein Holsteiner, als Bevollmächtigter für die Verhandlungen mit Dänemark aus Petersburg in Berlin eingetroffen, hatte dem Grafen Finckenstein anvertraut, er habe

[1]) Oben S. 204.
[2]) Vgl. oben S. 251.
[3]) Oben S. 289. 292.
[4]) Oben S. 267. 292. 293.

am russischen Hofe zu viel beobachtet, um nicht für die Zeit der Abwesenheit des Zaren — Peter stand im Begriff, für den dänischen Krieg zu seinem Heere nach Deutschland zu gehen — eine Staatsumwälzung besorgen zu müssen: nicht Prinz Iwan, der 1741 entthronte Kaiser,[1]) sei zu fürchten, denn mit ihm rechne niemand mehr, wohl aber die Kaiserin Katharina, der größte Feind, den ihr Gemahl und der König von Preußen in Rußland hätten. Und hinter der Kaiserin stehe eine starke Partei, die sich täglich vergrößere.

Entgegen dem russischen Herkommen hatte Peter bei seinem Regierungsantritt keine Proskriptionsliste aufgesetzt, vielmehr die Opfer der Staatsstreiche und Staatsprozesse aus den Zeiten Iwans und Elisabeths begnadigt und wieder an den Hof gezogen, die Nebenbuhler Biron und Münnich nicht anders als ihren gemeinsamen Gegner Lestocq.[2]) Nur der alte Bestushew war von der Gnade ausgeschlossen geblieben, als Vertrauensmann der jetzigen Kaiserin.[3]) Der Günstling Elisabeths, Iwan Schuwalow, von tiefer Feindschaft gegen seinen neuen Herrn erfüllt, sah sich von dem Vertrauensseligen mit Gunstbeweisen überhäuft. Der behutsame, in allen Sätteln gerechte Großkanzler Woronzow sah sich in seinem Amte bestätigt, ebenso der Staatsrat Wolkow, bisher ein entschiedener Anhänger und nützlicher Helfer des Wiener Hofes, während in die Stellung des Vizekanzlers jener Galizin berufen wurde, der bisherige Botschafter in London, der aus seiner Feindseligkeit gegen den König von Preußen kein Hehl machte. So wenig kannte der Zar die Menschen; diese in Ränken und Verstellungskünsten ergrauten Minister, Hofleute und Generale wähnte er voll harmloser Selbstüberhebung als willenlose Werkzeuge in seiner Hand zu halten. In seiner Vertrauensseligkeit löste er sogar die geheime Polizei auf.

Der König von Preußen hatte es an Warnungen nicht fehlen lassen, und sein vertraulicher Briefwechsel mit seinem „deus ex machina", mit dem „Schutzgeist Preußens", als den er den beschränkten, für überschwengliche Freundschaftsbeteuerungen so empfänglichen Fürsten pries, gab ihm unmittelbare und ungezwungene Gelegenheit zu einem offenen Worte. Er erinnerte den Zaren an den Regierungsanfang des Großvaters, an die Verschwörung, die während einer Abwesenheit im Ausland Peters des Großen Thron gefährdet hatte; er beschwor den Zaren, nicht zum Heere abzugehen, ehe er durch die Krönung seiner Regierung erhöhte Weihe und stärkere Festigkeit gegeben haben werde: „Ich bin mit Leib und Seele beteiligt an Ihrer Erhaltung, und wie sollte ich dem nicht tausendfaches Glück wünschen, der allein in ganz Europa mir eine hülfreiche Hand in meinem Unglück gereicht hat, und der sich als mein Freund erklärt, da meine Bundesgenossen mich verraten?" Peter hatte leichten Herzens geantwortet: „Wenn die Russen mir ein Leid zufügen wollten, so hätten sie es schon lange thun können, da sie sehen, daß ich keine Wache um mich habe, mich immer der Hut Gottes anvertraue, allein zu Fuß auf der Straße gehe, wie Goltz es bezeugen kann. Ich kann versichern, wenn man die Russen zu nehmen weiß, so kann man ihrer auch sicher sein, und, Eure Majestät, was würden diese

[1]) Vgl. Bd. I, 154. 155. 203.
[2]) Vgl. Bd. I, 92. 202. 467.
[3]) Oben S. 157.

selben Russen von mir denken, sähen sie, daß ich im Zimmer bliebe zur Zeit eines Krieges in meinem Heimatslande, sie, die stets nur gewünscht haben, unter einem Herrn zu stehen, und nicht unter einer Frau." Der unglückliche Herrscher sah nicht, in welchem Grade er bereits die nationalen Empfindlichkeiten, Vorurteile und Leidenschaften erregt und geradezu alles gegen sich aufgebracht hatte: das Heer und insonderheit die Garden durch die Nachahmung des preußischen Dienstes, die Geistlichkeit durch seine Nichtachtung der orthodoxen Religion und seine Ansprüche an das Kirchengut, den Anhang der Kaiserin durch seine Geringschätzung und Roheit gegen die Gemahlin und seinen Zweifel an der echten Geburt des Großfürsten Paul, die Nationalrussen insgemein und voran die Würdenträger durch seine Bevorzugung der Holsteiner. Hatte der österreichische Botschafter, jetzt Graf Mercy d'Argenteau, im April noch geklagt, daß in Rußland der Despotismus jedes Vaterlandsgefühl ersticke, so konnte er Ende Mai schon frohlocken, daß alles vom Höchsten bis zum Geringsten über des Zaren tolle Regierung mißvergnügt sei, wenn man auch sich noch ruhig verhalte.

König Friedrich wollte jene Befürchtungen Salderns am 14. Juli noch für übertrieben halten. Aber schon vier Tage darauf erfuhr er die Absetzung und am 31. Juli den Tod des unglücklichen Zaren. Nach der amtlichen Mitteilung des russischen Gesandten hätte eine heftige Kolik dem Leben des entthronten Kaisers ein Ende gemacht. „Es wird Ihnen, glaube ich," schrieb Friedrich an Finckenstein, „nicht schwerfallen, zu ergründen, welcher Art diese Kolik gewesen ist." Er sprach von den Semiramis, die ihren eigenen Gatten den Garaus machen.

Katharinas Werk ist die an frühere Entwürfe[1]) anknüpfende Verschwörung gewesen, die am 9. Juli, dem Vorabend seines Namensfestes, dem Kaiser den Thron kostete, aber sie hat keinen unmittelbaren Anteil gehabt an dem, was folgte, an der Bluttat des 17. Juli. Ohne Vorwissen Katharinas, ja, wie es scheint, auch ohne Vorbedacht der Täter, ist Peter beim Gelage, als man in der Trunkenheit vom Wortstreit zu Thätlichkeiten kam, von den Bariatinski und Orlow, den Gehülfen des Staatsstreiches, elend erwürgt worden.

Das gedruckte Manifest der neuen Herrscherin an ihre Unterthanen vom Morgen des 9. Juli, das die Farben nicht stark genug auftragen konnte, zählte unter den Verbrechen des entthronten Kaisers auch den mit dem „Todfeind" geschlossenen Frieden auf, durch den das ruhmreiche Rußland unter das Joch gebracht worden sei. Aber schon in dem am Abend desselben Tages den fremden Gesandtschaften zugestellten Text war diese Stelle wesentlich abgeschwächt, wie denn auch in dem Konzept die herausfordernden Worte nicht gestanden hatten. Nicht der Friedensschluß an sich war der Nation ein Aergernis gewesen. Man begehrte keinen neuen Krieg gegen Preußen; aber noch weniger wollte man den Krieg gegen Oesterreich für preußische Interessen, und am wenigsten den Krieg gegen Dänemark für holsteinische. Und Katharina selbst ermaß, wie dringend sie des Friedens bedurfte, um geordnete Zustände im Innern herzustellen. Wenn Ssaltykow in Königsberg an der Spitze der russischen Truppen, um seinen Eifer für die neueste Ordnung der Dinge zu bekunden, in eigenmächtiger Deutung

[1]) Vgl. Bd. I, 590.

jener Worte des Manifestes den Kriegszustand wiederherstellte, so wurde dieser Schritt von dem Hofe alsbald verleugnet; aber ihre innerste Herzensmeinung offenbarte die Kaiserin, wenn sie am 22. Juli den offiziellen Erlaß an Ssaltykow mit der vertraulichen Erläuterung begleitete: „Seien Sie indes versichert, daß sowohl ich als alle treuen Söhne des Vaterlandes außerordentlich zufrieden gewesen sind. Vielleicht hilft Gott, diesen unerträglichen Frieden in unserem Sinne zu wenden." Es galte Vorsicht, denn vorerst müsse es sich noch zeigen, ob der König von Preußen den Grafen Tschernyschew willig ziehen lassen werde. So hatte dieser selbst unverzüglich den Befehl erhalten, sich mit seinem Corps sofort von den Preußen zu trennen, in dem Falle aber, daß der König ihn daran hindern sollte, sich sofort „auf die füglichste Art" mit den Oesterreichern zu vereinigen.

Tschernyschew meldete seinen Abmarsch sofort am 18. Juli, als er die Anzeige von dem Thronwechsel erstattete, erklärte sich aber zugleich bereit, den Aufbruch um vier Tage zu verschieben, bis preußischerseits die Anstalten für seine Verpflegung getroffen sein würden. Erst zwei Tage später war er in der Lage, die feierliche Erklärung abzugeben, daß Rußland den Frieden aufrechtzuerhalten gedenke.

Der König war um so peinlicher berührt, als er inmitten der Vorbereitungen zu einem Schlage gegen die Oesterreicher stand.

Daun hatte sich durch das Erscheinen preußischer Truppen in Böhmen nicht beunruhigen lassen, da er sein großes Magazin in Braunau hinreichend gedeckt wußte. Dieses Manöver also hatte versagt. „Meine Devise ist festina lente!" schreibt der König am 17. Juli; „ich komme langsam vom Fleck, aber ich habe einen noch langsameren und unbeweglicheren Mann mir gegenüber, und mein Glaube ist nicht lebendig genug, um Berge, Kanonen und vor allem den Marschall Daun zu versetzen." Schon seit dem 13. trug er sich nunmehr mit dem Plane, Daun durch einen Angriff in seiner Rechten auf die vorgeschobenen Posten von Burkersdorf und Leutmannsdorf, welche die Verbindung des österreichischen Heeres mit Schweidnitz herstellten, von der Festung abzudrängen. Das Wiedsche Corps, das nach der Rückkehr aus Böhmen jetzt südwestlich von Schweidnitz zwischen Friedland und Gottesberg stand, erhielt zu jenem Behufe den Befehl, im weiten Bogen nördlich um die Festung herum, hinter der preußischen Hauptstellung vorbei, sich nach Grädit und Faulbrück hinzuschieben. Der Angriff wurde auf den 21. Juli angesetzt. In drei Nachtmärschen, vom 17. bis zum Morgen des 20., löste Graf Wied, vom Feinde unbemerkt, seine Aufgabe. Andere Abteilungen nisteten sich im Weistritzthale zwischen Burkersdorf und Schweidnitz ein. Zur Sicherung der Umgehungstruppen wurden nach der schmerzlichen Erfahrung von Maxen weitgehende Vorsichtsmaßregeln getroffen; den mit Sturmpfählen und Palisaden bewehrten Schanzen des Feindes wurden in der letzten Nacht Batterieen mit befestigten Verbindungswegen, eine regelrechte Parallele, entgegengestellt; andererseits sollte das Hauptheer am Tage des Kampfes vor Dauns Front in Schlachtordnung aufrücken und durch Scheinvorstöße den Feind hier in Schach halten und seine Aufmerksamkeit von den Stätten des ernsthaften Angriffs ablenken.

An dieſen Scheinbewegungen ſollten nach der ſchon vor dem 18. bis ins einzelne feſtgeſtellten Dispoſition nun auch 2—3 ruſſiſche Bataillone ſich beteiligen. An ſich unbedeutend konnte der Anteil der Ruſſen leicht von ein paar preußiſchen Bataillonen übernommen werden. Indes ſtanden dem Könige, da 32 Bataillone für den Angriff entſandt waren, vor der Hauptfront des Feindes ohne die Ruſſen im ganzen nur noch 14 Bataillone zur Verfügung, und es war ihm deshalb im höchſten Grade erwünſcht, daß Tſchernyſchew zu jenem Aufſchub ſich beſtimmen ließ. So ſicherte ſich der König für den entſcheidenden Augenblick wenigſtens die paſſive Aſſiſtenz ſeiner flüchtigen Sommergäſte; es bedeutete etwas, daß Daun die Gegenwart dieſer 20 000 Mann mit in Anſchlag bringen mußte.

Unter den Augen des Königs, der ſich nächtlicherweile aus ſeinem Hauptquartier Bögendorf zu den detachierten Truppen begeben hatte, iſt dann am 21. von der vierten Morgenſtunde an der preußiſche Angriff dem Entwurfe gemäß von ſtatten gegangen. Der ſonſt ſo wachſame und umſichtige Daun hatte, da er das Wiedſche Corps noch in ſeiner linken Flanke glaubte, eine Bedrohung ſeiner Rechten ganz außer Betracht gelaſſen. Aus dem Peilauthal aufſteigend, erſtürmten Graf Wied, Prinz Franz von Anhalt-Bernburg und Oberſt Lottum mit dem Regiment Anhalt und 16 weiteren Bataillonen die Schanzen bei Ludwigsdorf und Leutmannsdorf, während im Weiſtritzthal General Möllendorf mit der Garde und dem Regiment Prinz von Preußen unter geſchickter Benutzung einer unbeſetzten Schlucht den Poſten von Burkersdorf umging und überwältigte. Ein Ausfall der Beſatzung von Schweidnitz wurde von Bögendorf durch vier Küraſſierregimenter zurückgeworfen. Der Sieg koſtete den Preußen 760 Tote und Vermißte und an 850 Verwundete; die Oeſterreicher verloren 2—3000 Mann, darunter 550 Gefangene, und 7000 Ueberläufer.

Tags nach dem Kampfe, noch in der Dämmerung, verließ Tſchernyſchew mit ſeinen Ruſſen das Lager, von dem Könige mit einem goldenen, reich mit Diamanten beſetzten Degen und mit 15 000 Dukaten beſchenkt. Aber auch Daun hub ſich nach Verluſt ſeiner Außenpoſten von dannen und lagerte ſich, an die Hohe Eule gelehnt, zwiſchen Tannhauſen und Königswalde hart an der böhmiſchen Grenze. Er hatte noch vor kurzem gemeint, daß Schweidnitz, mit 10 000 Mann Beſatzung und einem Heere in der Nähe, kaum belagert und noch weniger weggenommen werden könne; indem er jetzt die Verbindung mit der Feſtung aufgab, kam die Wirkung der Poſtengefechte vom 21. für die Sieger dem Gewinn einer Schlacht gleich. Die Belagerung konnte begonnen werden, am 7. Auguſt ließ der König die Laufgräben eröffnen.

Seine großen Offenſivpläne aber traten immer mehr in den Hintergrund, und zwar in dem Maße, als es in Konſtantinopel ſtill und ſtiller wurde. Die erſten Zweifel waren ihm ſchon im Juni aufgeſtiegen; er argwöhnte, daß ſein Friede mit Rußland der preußiſchen Sache bei den Muſelmanen geſchadet habe. Mitte Juli wagte er wieder zu hoffen, denn die Pforte ſchien geneigt, in dem abzuſchließenden Bündnis Rußland auszunehmen und den Krieg auf Oeſterreich zu beſchränken. Anfang Auguſt vollends betrachtete er frohen Mutes die Kriegserklärung als unmittelbar bevorſtehend und meinte nun, daß man außer

Schweidnitz noch Dresden, vielleicht auch Prag nehmen, wenigstens aber Winterquartiere in Böhmen und Mähren gewinnen werde. Prinz Heinrich, wie immer kühl, erklärte, seine Hoffnung vielmehr auf das schwere Geschütz vor Schweidnitz als auf die Türken setzen zu wollen; der König gab ihm zu, daß jeder sich selber der beste Alliierte sei, aber Pflicht und Klugheit erheische, die Bürde, soweit es nur irgend möglich sei, leichter zu machen; werde nun auch diesmal jene Hülfe ausbleiben, dann werde er allerdings gestehen müssen, daß mit den Orientalen nichts zu machen sei. In der That, es blieb bei dem „alten Lied", und Anfang September entsagte er endgültig seiner Hoffnung, die Türken in diesen Feldzug eingreifen zu sehen. Vergebens hatte Rexin „pferdemäßig", wie er sich ausdrückte, „Tag und Nacht sich abgemüht", ohne Scheu vor „Pest, Feuer, Wasser, Vergiftung und Meuchelmördern". Streng untersagte ihm der König, auch nur einen Groschen noch an die Türken wegzuwerfen, und erinnerte ihn daran, wie Jahr für Jahr der Großvezier im Winter stets alles versprochen habe, um dann im Sommer immer neue Ausflüchte zu finden.

So stockte denn auch der Vormarsch der Tataren. Der Chan machte im August in der Nähe von Bender Halt und erklärte, Befehle aus Konstantinopel abwarten zu müssen, die nicht kamen; der Resident Boscamp aber schalt den „Nachfolger des Mithridates", wie Friedrich den Chan nannte, in seinen Berichten einen Schurken und Hasenfuß, der es nur auf schnöden Geldgewinn absehe.

Friedrichs Trost war, daß das Kriegsfeuer jetzt gleichwohl erlöschen werde, auch ohne große Entscheidungsschläge. Hatte er solche zu einer Zeit, da er den Gegner kriegslustig, überlegen, zuversichtlich wußte, als unerläßlich bezeichnet, herausgefordert, herbeigesehnt, so stellte er jetzt, da auch der Gegner offenbar des Kampfes müde war, die Regel auf, daß dem Zeitpunkte, in welchem ein Krieg zu Ende gehe, angemessen sei, „decisive Affairen zu vermeiden". In ähnlichem Sinne hatte er schon in seinen „Generalprinzipien vom Kriege" an die Feldzugspläne im vorgerückten Stadium eines Krieges geringere Anforderungen stellen wollen, als an die Entwürfe für die Anfänge eines Krieges.

Auch Daun dachte nicht an eine große Schlacht um Schweidnitz' willen. Sein Versuch zur Rettung der Festung beschränkte sich, ein Gegenstück zu Burkersdorf, auf den Angriff gegen einen Außenposten des preußischen Heeres.

Der König hatte in der Meinung, zum Schutze seiner Belagerung nie Deckungsmannschaften zuviel aufstellen zu können, die nach Oberschlesien entsandten Truppen an sich herangezogen. Der Herzog von Bevern sperrte vor Reichenbach die Straße nach Frankenstein, der König selbst beobachtete mit dem Hauptheer zwischen Peterswaldau und Bärsdorf das Lager Dauns, ein Kavalleriecorps hielt auf der Straße nach Landshut Wacht. Hinter dieser lebendigen Mauer leitete General Tauentzien die Belagerung.

Feldmarschallieutenant Beck, derselbe Gegner, dessen Gefangener vor fünf Jahren der Herzog von Bevern geworden war, übernahm die Aufgabe, das Corps bei Reichenbach zu umgehen, während Lacy und O'Donnell in der Front

vorrücken ſollten. Die Umgehung gelang, gegen 5 Uhr nachmittags am 16. Auguſt ſah ſich Bevern im Rücken und von vorn von ſtarker Uebermacht angegriffen. Aber der Fall war vorgeſehen; ſchon nach einer Stunde kam von Peterswaldau der König auf ſeinem Rotſchimmel Cäſar an der Spitze des braunen Huſarenregiments im ſcharfen Galopp angeſprengt, 20 weitere Schwadronen und 9 Bataillone folgten. Unverzüglich warf ſich Oberſt von Loſſow, in welchem der König einen neuen Seydlitz heranwachſen ſah, mit den Huſaren und den Czettritz-Dragonern auf O'Donnells Schwadronen, wirkſam unterſtützt von den Dragonern des Herzogs von Bevern unter Führung des Generals Lentulus und durch eine neue, hier zum erſtenmal einem Reiterangriff beigeſellte Waffe, die reitende Artillerie; nach wiederholtem Stoß und Gegenſtoß wurde die öſterreichiſche Reiterei geworfen, ohne daß die preußiſche Küraſſierreſerve zum Einhauen gelangt war. Seine Infanterie hatte Daun auf die Kunde, daß der König unterwegs ſei, das Gefecht alsbald abbrechen laſſen. So verlief binnen zwei Stunden „das eigentümlichſte Gefecht des ganzen Krieges", wie Friedrich dieſe „kleine Schlacht" — das letzte Treffen, das er einem Feinde geliefert hat — nannte. Auch das war eigentümlich, daß nicht bloß der Sieger, ſondern auch Daun nach dieſem Treffen Victoria ſchießen ließ und doch zugleich der Kaiſerin berichtete, es gebe nun kein Mittel mehr, Schweidnitz zu retten. Er zog ſich zur großen Verwunderung des Königs in die Grafſchaft Glatz zurück und überließ die Beobachtung des preußiſchen Heeres ſeinen Vortruppen, dachte auch nicht etwa an eine Belagerung von Neiße.

Dem entſprach, daß Graf Guasko, der Kommandant von Schweidnitz, jetzt den Befehl erhielt, die Feſtung zu übergeben. Aber er forderte für die Beſatzung freien Abzug, und der König hielt es für bedenklich, das öſterreichiſche Heer ſich um dieſe 10000 Mann verſtärken zu laſſen. So wehrte ſich die Feſtung bis aufs äußerſte und mit gutem Erfolg, da der dem Kommandanten zur Seite ſtehende ausgezeichnete Geniegeneral Gribeauval ſeinem franzöſiſchen Landsmann, dem preußiſchen Ingenieur Lefebvre, an Kunſt überlegen war. Der König vermißte an Lefebvre Ruhe und Feſtigkeit und klagte ungeduldig: „Wir brauchen ſechs Wochen, um einen Platz wiederzuerobern, den wir in zwei Stunden verloren haben.... Es gibt keine ſchöne Helena in Schweidnitz, und bei uns keinen Achill." Erſt am 9. Oktober ergaben ſich Feſtung und Beſatzung — „trotz Bute und aller ehrloſen Schurken, die wie er denken," ſo teilte Friedrich ſeinen Vertretern in London das Ereignis mit.

Bei Beginn der Belagerung hatte er es offen gelaſſen, ob er nach ihrer Beendigung in Mähren einrücken oder nach Sachſen, um Dresden wiederzugewinnen, detachieren würde. Der mähriſche Plan fiel weg, ſeitdem feſtſtand, daß die Türken nicht kamen, ohne deren Mitwirkung ein Offenſivvorſtoß zu nichts führen konnte, auf eine „elende Pointe" hinaus kommen mußte.

Was die Aufgabe in Sachſen anbetraf, ſo hat der König vorübergehend daran gedacht, in Perſon dort den Oberbefehl zu übernehmen, da ihm die diesjährige Kriegsführung ſeines Bruders nicht Genüge that. „Wenn ich nicht ſelbſt nach Sachſen gehe," äußerte er am 18. September, „ſo ſehe ich voraus, daß nichts dabei herauskommen wird."

Die Zweifel an der Entschlossenheit des Prinzen Heinrich, die schon früher dann und wann dem Könige aufgestiegen waren,[1]) hatten durch neue Mißhelligkeiten zwischen den Brüdern neue Nahrung erhalten. Der lange zurückgehaltene Groll des Prinzen war zu Anfang dieses Feldzugs zum Durchbruch gekommen in einem Briefe, der in dem Vorwurf gipfelte, der König gefalle sich darin, für sein Unglück ihn, den Prinzen, verantwortlich zu machen: diese Behandlung lasse ihn wohl ermessen, für welches Schicksal er diese sechs Feldzugsjahre geopfert habe. Der König hatte geantwortet: „Ersparen Sie, Monseigneur, Ihrem Diener Ihren Zorn und Ihre Entrüstung; Sie, die Sie Nachsicht predigen, mögen sie selber üben gegen Personen, welche nicht die Absicht haben, Sie zu verletzen oder es an Ehrerbietung gegen Sie fehlen zu lassen, und geruhen Sie, mit mehr Güte die unterthänigen Vorstellungen aufzunehmen, zu welchen die Umstände mich bisweilen nötigen." Darauf erklärte der Prinz, mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit, und da es an jeder Aussicht auf entscheidende Erfolge fehle, den Oberbefehl in Sachsen niederlegen zu müssen; der König aber antwortete ihm schroff, seine Ehre, sein Ruf und seine Pflicht gegen den Staat müßten ihn von selbst von diesem Entschluß zurückbringen. Der Prinz beruhigte sich noch nicht und schlug Seydlitz zu seinem Nachfolger vor. Der König fragte, wie es, von anderen Unzuträglichkeiten abgesehen, um die Eintracht unter den Generalen bestellt sein werde, wenn Seydlitz der Vorgesetzte seiner Vordermänner sein solle? Er hatte dann die Erörterung am 22. April mit einem ganz kurzen Briefe geschlossen: „Das bißchen Erfahrung, das ich in der Welt habe, hat mich gelehrt, daß die Aufrichtigkeit oft zum Schlechten ausschlägt und daß das Schweigen vorzuziehen ist. Aus diesem Grunde also schreibe ich Ihnen nur das, was zwingende Rücksicht auf die Geschäfte mich unbedingt verpflichtet, Ihnen mitzuteilen; Sie werden das nicht übel vermerken; im Gegenteil, Ihre Lebhaftigkeit wird meiner Geduld, die Sie auf seltsame Proben stellen, Dank wissen."

Durch einen Ueberfall auf die feindliche Stellung an der Mulde bei Döbeln hatte der Prinz am 12. Mai seinen Feldzug sehr glücklich eröffnet. Er folgte seinem Gegner Serbelloni, der in diesem Jahre sowohl die Oesterreicher wie das Reichsheer befehligte, bis über Freiberg hinaus; 60000 Oesterreicher und Reichstruppen ganz aus Sachsen zu verdrängen, dazu reichte sein nur zur Hälfte vollzähliges, kaum über 30000 Mann starkes Heer nicht aus. Eine nach Böhmen ausgesandte Abteilung wurde am 2. August bei Teplitz zurückgeschlagen, obgleich ein Seydlitz und der erprobteste aller Parteigänger, der „grüne" Kleist, den Zug leiteten, die beide freilich nicht im besten Einvernehmen standen. Und am 15. Oktober brachte Hadik, Serbellonis fähigerer Nachfolger, dem Prinzen selber bei Brand in der Nähe von Freiberg eine empfindliche Schlappe bei.

Schon war nun nach dem Falle von Schweidnitz Graf Wied mit 20000 Mann auf dem Marsche nach Sachsen: da entschloß sich der Prinz noch vor der Ankunft dieser Verstärkung den Feind, der gleichfalls Zuzug erwartete, anzugreifen. So lieferte er am 29. Oktober bei Freiberg seine erste Feldschlacht

[1]) Oben S. 233. 260.

und bereitete dem durch österreichische Regimenter verstärkten Reichsheere unter dem Prinzen von Stolberg-Gedern eine volle Niederlage.

Der König beglückwünschte den Bruder zu seinem Siege in den schmeichelhaftesten Ausdrücken: diese Nachricht habe ihn um zwanzig Jahre verjüngt, dieser dem Staate geleistete Dienst sei so schwerwiegend, daß er seine Erkenntlichkeit nicht genug beweisen könne. Er schenkte dem Sieger demnächst zwei Herrschaften im Halberstädtischen und zeichnete die Adjutanten des Prinzen durch Beförderung aus.

Am 7. November traf der König aus Schlesien in Torgau ein. Noch trug er sich mit dem Lieblingsplan gegen Dresden, wenn nicht zu viel dabei aufs Spiel gesetzt wurde. Er meinte, Dresden für die Friedensverhandlung zu brauchen, als Austauschobjekt für Glatz.

Aber schon am 9. sagte er sich in Meißen, daß er sich keine Hoffnung auf Dresden mehr machen dürfe. Der Feind hielt die Stellung hinter dem Plauenschen Grund trotz Freiberg ebenso fest, wie vor zwei Jahren trotz Torgau. Also entschloß sich der König, den Feldzug in Sachsen als beendet zu betrachten. Demnächst wurde mit den Oesterreichern sowohl in Sachsen wie in Schlesien für die Zeit der Winterquartiere eine Waffenruhe vereinbart.

Ausgeschlossen von dieser Abkunft blieb das Reichsheer. Die Reichskreise lagen den preußischen Waffen jetzt ebenso offen wie nach der Schlacht bei Prag.[1]) Mit 6000 Mann fiel der grüne Kleist in Franken ein und brandschatzte die Lande des Bischofs von Bamberg und Würzburg und die Reichsstädte Nürnberg, Rothenburg, Windsheim; andere Truppen lagerten sich in den thüringischen Besitzungen des Erzbischofs von Mainz und im Bistum Fulda ein. Allen Reichsständen, die sich von der Sache Oesterreichs trennen wollten, ließ der König durch seinen Gesandten in Regensburg eine Neutralitätskonvention anbieten, wie sie dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin schon aus Anlaß des Friedens mit Schweden gewährt worden war. So schlossen sie der Reihe nach ihren Vergleich, voran die Kurfürsten von Bayern, von der Pfalz, von Köln und der Herzog von Württemberg, zum Verdruß des kaiserlichen Hofes, der diese Verhandlungen unter seine Auspizien zu nehmen gewünscht hätte.

So wenig wie das Reichsoberhaupt konnte die Reichsstände jene auswärtige Macht schützen oder vertreten, welche als Bürge des Westfälischen Friedens in diesen Krieg eingetreten war und eine Anzahl deutscher Höfe durch Subsidienverträge an sich gefesselt hatte. Frankreich hatte im letzten Jahr noch einmal 140000 Mann nach Deutschland geworfen, nicht wieder unter dem durch Hofumtriebe gestürzten Herzog von Broglie, sondern unter Estrées und Soubise, dem Sieger von Hastenbeck und dem Besiegten von Roßbach. Herzog Ferdinand zeigte sich mit 70000 Mann ihnen überlegen. Er schlug sie in der Nähe von Kassel am 24. Juni bei Wilhelmsthal und am 23. Juli bei Lutternberg. „Gott segne Soubise!" spottete König Friedrich; „oh, wie billige ich die Wahl der Pompadour." Die Franzosen gingen in der Richtung auf Frankfurt hinter die Ohm zurück, Ferdinand konnte Kassel belagern. Am 1. November öffnete

[1]) Vgl. oben S. 87.

ihm die hessische Hauptstadt die Thore; wenige Tage später traf die Nachricht auf dem Kriegsschauplatze ein, daß am 3. zu Fontainebleau die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich unterzeichnet worden waren.

Die Verhandlungen waren schon seit Beginn des Jahres geführt worden, zuerst durch Vermittelung sardinischer Diplomaten, dann, seit dem September, durch offizielle Bevollmächtigte, in Paris durch den Herzog von Bedford, in London durch den Herzog von Nivernais, der für den Mißerfolg seiner Berliner Mission von 1756 durch diesen Vertrauensauftrag entschädigt werden sollte.

Wie wenig hatten sich die Erwartungen erfüllt, die sich für Frankreich vor einem Jahr an die Erhebung der spanischen Waffen geknüpft hatten. In Portugal behaupteten sich unter einem deutschen Feldhauptmann, dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, 15000 Portugiesen und Engländer gegen 40000 Spanier; in Asien kostete der leichtfertig heraufbeschworene Krieg den Spaniern die Philippinen, in Amerika Havana, während die Franzosen jetzt noch Martinique verloren. Und doch träumte Karl III. noch von der Eroberung Portugals. Choiseul sagte sich, daß man ohne das spanische Bündnis bei den friedfertigen Gesinnungen Lord Butes bereits im Hafen sein würde. So aber störte die Zirkel seiner Friedenspolitik sowohl dieser impotente Ehrgeiz des spanischen Königs, über dessen „Eisenfresser-Miene" Choiseul spottete, wie die durch die spanischen Verluste neu angefachte Kriegslust der englischen Nation. Nach dem Fall von Havana war Bute im Ministerium der einzige, der diese Eroberung herauszugeben geneigt war: in England, sagte Choiseul, gehöre jetzt fast ebensoviel Mut dazu, Frieden zu schließen, wie Krieg zu führen.

Aber Bute ließ es darauf ankommen, ob seine Friedensverhandlung ihn zu Falle bringen würde, da er bei Fortdauer des Krieges seinen Sturz ohnehin voraussah; ohne den Frieden, sagte er mit deutlicher Beziehung auf die whiggistischen Gegner, könne der junge König seine Ketten nicht lösen und seine Herrscherrechte nicht wahrhaft ausüben. Seine vornehmste Sorge war jetzt also, wie er den bourbonischen Kronen, um ihnen den Frieden zu erleichtern und zu ermöglichen, mit gutem Anstand einen Teil der ihnen abgenommenen Spolien zurückgeben könne. Eben deshalb wünschte er, daß Hessen als Wertgegenstand für die schließliche Aufrechnung im militärischen Besitz der Franzosen bleiben sollte. Aus London über Paris erhielt die französische Heeresleitung ihre Verhaltungsbefehle! Nach der Schlacht bei Wilhelmsthal schrieb Choiseul an Soubise, laut einer Mitteilung aus London sei das britische Ministerium über diese Affaire ebenso überrascht wie verstimmt. Bute habe nicht gewagt, dem Führer der englischen Nationaltruppen den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten zu senden, aus Furcht, daß der König von Preußen davon unterrichtet werden könnte: „Er scheint mir in seinem Briefe wütend auf Seine Preußische Majestät, die in der That sein persönlicher Feind ist, und ermahnt uns, dem Prinzen Ferdinand kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, damit er, Bute, nicht durch die preußische Partei, d. h. durch die Partei Pitts, erdrückt wird. . . . Sie ermessen die Kritik und die Vorwürfe, darin sich der König von Preußen gegen die englischen Minister ergehen würde, wenn sie das, was wir schon verloren haben, als Kompensation annähmen."

Je länger die Verhandlungen sich hinzogen, um so gefährdeter erschien Butes Stellung. „Wenn das Parlament vor Abschluß der Präliminarien zusammentritt," schrieb der französische Bevollmächtigte Nivernais am 9. Oktober an Choiseul, „so habe ich keine Hoffnung mehr." Da gelang es mit dem Vorfrieden noch kurz vor Thoresschluß.

Frankreichs Kriegsmarine war völlig vernichtet, sein überseeisches Gebiet zum allergrößten Teil verloren, seine Kriegsführung zu Lande so untüchtig, daß Choiseul im Geiste den Feind schon auf französischem Boden sah: „Unsere Generale," seufzte er, „werden im Elsaß nicht besser sein als in Hessen." Frankreich hatte als Gewinn nur Minorca, das in der Verlustmasse durch Belle-Isle aufgewogen wurde,[1]) und die preußischen Lande am Rhein aufzuweisen, Kleve, Mörs und Geldern. Nun gab Lord Bute mit vollen Händen den Besiegten aus dem Zusammensturz ihres Kolonialbesitzes kostbare Bruchstücke zurück: in Ostindien an der Malabar- und Koromandelküste alles, was Frankreich zu Beginn des Jahres 1749 besessen hatte; in Afrika zwar nicht den Senegal, aber die Insel Gorea; dazu die meisten Verluste in Westindien. England legte den entscheidenden Wert auf die Begründung seiner Alleinherrschaft in Nordamerika. Hier begab sich Frankreich des Besitzes von Kanada und der Ansprüche auf Neuschottland, Neufoundland und das Ohio-Becken; nur die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon blieben ihm als Stationen für die Fischerei. Indem Frankreich endlich in der ebenso vornehmen, wie übelangebrachten Großmut und Selbstlosigkeit, welche die Haltung Ludwigs XV. seinen Bundesgenossen gegenüber während dieses Krieges kennzeichnete, an Spanien zum Ersatz für dessen Verluste Louisiana abtrat, zog es den Fuß völlig vom nordamerikanischen Festlande zurück. Und doch war auch Spanien, wie Frankreich selbst, mit einem viel glimpflicheren Frieden davongekommen, als beide ihn nach dem offenen Geständnis der bourbonischen Staatsmänner aus Pitts harter Hand je erhalten haben würden; denn Spanien trat in den Besitz von Cuba und den Philippinen zurück und mußte dem Ueberwinder nur Florida abtreten.

Butes Wagen wurde in den Straßen von London vom Pöbel mit Steinen und Kot beworfen, aber das Parlament beugte sich vor der vollendeten Thatsache und beschloß Dankadressen. Vergebens unterzog Pitt am 9. Dezember in vierthalbstündiger Rede die Präliminarien schonungsloser Verurteilung, zumal den Verzicht auf Cuba und das Verfahren des Ministeriums gegen den König von Preußen, den man „hinterlistig, trugvoll, gemein und verräterisch" von diesem Frieden ausgeschlossen habe: und doch sei Amerika in Deutschland erobert worden. Und in der That, auch nur mit einem Teil der Hunderttausende von Kriegern, die Frankreich lediglich dem Wiener Hofe zuliebe und aus Haß gegen den König von Preußen Jahr für Jahr nach Deutschland ausgesandt hatte, würde es Kanada allemal behauptet haben.

Das Verhältnis zwischen England und Preußen war ein offen feindseliges geworden. Bute, der in seinem schwarzen Kabinett den Schriftwechsel der preußischen Gesandten mit ihrem Könige Zeile für Zeile durchmustern ließ,

[1]) Oben S. 13. 294. Vgl. auch S. 110. 164. 241. 244. 277.

wußte, daß sie mit Pitt unausgesetzt in Verbindung standen und nichts sehnlicher wünschten, als ihn selbst durch Pitt gestürzt zu sehen. König Friedrich hatte selber ehedem zu zwei Malen sich einem Kriegsbündnis durch einen Sonderfrieden entzogen, und wir erinnern uns, daß seine Vertragstheorie eine vis major, die Erschöpfung der eigenen Hülfsmittel, als triftige Rechtfertigung solchen Schrittes betrachtete.[1]) Aber dieser Fall lag hier nicht vor. „Gewiß," sagte Friedrich, „wenn die Sache sich so verhielte, daß England seinen Frieden schließen müßte infolge eines unglücklichen Krieges, dann würde man solchen Schritt mit dem Zwang der Not entschuldigen können; aber daß man unter den gegenwärtigen Umständen, da die Waffen Englands zu Wasser und zu Lande überall glücklich gewesen sind, die Interessen seiner Freunde und Verbündeten leichten Herzens preisgibt, das ist ein Ding, weswegen man lediglich den bösen Willen einiger Leute anzuklagen hat, die sich ein ganz anderes System der Rechtskunde und des Völkerrechts erdacht haben, als bisher gekannt und gebilligt wurde."

Nicht den Friedensschluß an sich machte er seinen bisherigen Verbündeten zum Vorwurf, sondern die ihn auf das tiefste verletzende Thatsache, daß bei der Aufzählung der deutschen Bundesgenossen, denen Frankreich ihre Lande wiedereinzuräumen versprach, er allein geflissentlich übergangen war. Zwar mußten Kleve, Mörs, Geldern von den Franzosen geräumt werden, aber diese Verpflichtung war so gefaßt, daß sie ihnen erlaubte, ihre eigenen Besatzungen durch österreichische ablösen zu lassen.

So schlimm diese Abkunft gemeint war, ihren Zweck verfehlte sie völlig. Der Wiener Hof hatte gegen den französisch-englischen Friedensschluß um so weniger etwas eingewendet, als Frankreich weitere Subsidienzahlungen[2]) für die Dauer des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen und außerdem allmähliche Abtragung aller Rückstände versprach. Und den Vorschlag, österreichische Truppen in die preußischen Rheinlande einrücken zu lassen, nahm man zunächst in Wien mit lebhafter Freude an. Sehr bald aber gestand Maria Theresia ihrem Staatskanzler: „Wir werden niemals zurechtkommen, diese Länder gnugsam zu besetzen." Schon marschierten preußische Truppen durch Westfalen dem Rheine zu, die Kaiserin begann für die Sicherheit ihrer Niederlande zu fürchten und verzichtete deshalb darauf, jene von England preisgegebenen, von Frankreich ihr angebotenen preußischen Gebietsteile als ein Faustpfand in Besitz zu nehmen.

Die Kaiserin konnte jetzt kaum erwarten, den Frieden, „den wir alle nötig haben", abgeschlossen zu sehen; und wenn die Nachrichten aus Konstantinopel neuerdings für sie ebenso beruhigend lauteten, wie für Preußen ungünstig, so vermochte dieser Umschwung doch ihre Stimmung nicht mehr zu wandeln. Um so weniger als Daun nach dem Falle von Schweidnitz in einer dunkeln Schilderung der Zustände beim Heere und zumal des Geldmangels und der Verpflegungsschwierigkeiten zu dem Ergebnis kam: „Wenn aus den Präliminarien nichts werden

[1]) Vgl. Bd. I, 180. 181.
[2]) Vgl. oben S. 208.

ſollte, folglich kein Friede zu hoffen, ſo ſehe ich nicht, wie Ew. Majeſtät den Krieg werden fortführen können, da nach den obwaltenden Umſtänden ſehr zu beſorgen, daß die Armee nicht einmal mehr den Winter hindurch zu erhalten ſein wird."

Wie aber ſollte der erſte Schritt zum Frieden geſchehen? Rußland bot ſeine Vermittelung an; aber mißtrauiſch gegen alles, was jetzt von dort her kam, ließ Maria Thereſia — es war noch im Auguſt — ausweichend antworten, daß man ſchon die Bemühungen Frankreichs und Englands in Anſpruch genommen habe und dieſe Mächte nicht durch Mangel an Folgerichtigkeit verletzen dürfe. Und doch wußte man ſehr wohl, daß beide gar nicht in der Lage waren, ſich nützlich zu machen. König Friedrich würde, ſo wie jetzt die Dinge lagen, die Vermittelung der Pompadour mit Hohn, die Butes mit Entrüſtung zurückgewieſen haben. Und ſo war Maria Thereſia Mitte November nahe daran, ſo hart es ihrem Stolze ankam, ſich unmittelbar an den verhaßten Gegner um Frieden zu wenden, da erſparte ihr dieſe Demütigung der Staat, deſſen trauriges Los es ſeit 1745 nun einmal war, immer wieder für Oeſterreich „die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen".

Um auf baldigen Friedensſchluß zu drängen und ſeines Hofes gute Dienſte dazu anzubieten, erſchien in Wien der ſächſiſche Geheimrat von Saul, derſelbe Diplomat, der vor achtzehn Jahren zwiſchen Sachſen und Oeſterreich den für ſein Land ſo verhängnisvollen Vertrag zur Aufteilung preußiſcher Provinzen [1]) zu ſtande gebracht hatte. Als vollendeter Meiſter in ſeinem Fache ermaß Kaunitz auf den erſten Blick den dreifachen Gewinn, der ſich hier bot: überhaupt einen Mittler gefunden zu haben, von dem Mittler, da er ohnmächtig war, keine herriſche Anmaßlichkeit befürchten zu müſſen, und obendrein gegen dieſen Mittler, da er ſelber den Frieden geradezu um jeden Preis verlangte, der ſo oft erteilten Verheißung quitt zu werden, daß Sachſen beim Frieden ſeine Schadloshaltung finden ſollte. Von dem eigenen Friedensbedürfnis des Wiener Hofes war in der Konferenz, zu der Kaunitz am 4. November mit Saul und dem ſtändigen ſächſiſchen Geſandten Flemming zuſammentrat, mit keinem Worte die Rede. Oeſterreich ſei im Begriff, ſo erklärte der Staatskanzler den beiden Sachſen, mit verdoppeltem Kraftaufwand die Vorbereitungen zum nächſten Feldzuge zu treffen: „bloß und hauptſächlich" durch die Rückſicht auf die Bedrängniſſe Sachſens fühle ſich die Kaiſerin bewogen, an die baldige Herſtellung des Friedens zu denken.

In Dresden hatte, während König Auguſt zu Warſchau im Exil weilte, ununterbrochen eine ſächſiſche Hofhaltung ihren Sitz gehabt. Die Königin Maria Joſepha, die Habsburgerin, die geſchworene Feindin des Königs von Preußen, hatte inmitten der feindlichen Einlagerung hier ausgeharrt, bis der preußiſche Sieg bei Roßbach ihr das Herz brach; nach ihrem Tode hatten von Dresden aus der Kurprinz Friedrich Chriſtian und die Kurprinzeſſin Maria Antonie, die Wittelsbacherin, die Tochter des durch Friedrich auf den Thron erhobenen bayriſchen Kaiſers, ſchon zu wiederholten Malen für den Frieden zu wirken geſucht.

[1]) Bd. 1, 269. Vgl. ebenda S. 280.

Man kam jetzt überein, daß der Kurprinz einen dem König von Preußen schon bekannten ehemaligen sächsischen Beamten, den Freiherrn von Fritsch, mit einem eigenhändigen Schreiben in das preußische Hauptquartier senden würde, offiziell mit dem Auftrage, für das sächsische Land Erleichterung seiner Lasten zu erbitten. Das weitere mochte die Gunst der Stunde ergeben.

Fritsch wurde am 29. November in Meißen von dem Könige empfangen, glitt von dem einleitenden Teile seiner Aufgabe bald zu seinem eigentlichen Gewerbe über und übergab im Laufe der Unterredung eine ihm von dem Kurprinzen erteilte ostensible Instruktion und weiter einen Notenwechsel zwischen Kaunitz und der sächsischen Gesandtschaft in Wien, aus dem die Bereitwilligkeit der Kaiserin-Königin zum Abschluß eines „billigen und anständigen" Friedens hervorging. Der König versprach eine schriftliche Erklärung, verlangte aber Bedenkzeit: da er die hergebrachte Art des Wiener Hofes zu gut kenne, auch bereits das fünfzigste Jahr überschritten und mithin Lehrgeld genug gegeben habe, so müsse man ihm etwas Zeit lassen, damit er alles richtig und genau ausdrücken könne. Die Antwort, die dann Fritsch am nächsten Tage für den Kurprinzen erhielt, begann mit einem beißenden Ausfall gegen einen Satz der österreichischen Erklärung, aus dem König Friedrich mißverständlich die Behauptung herausgelesen hatte, daß der Wiener Hof ihm bereits vergeblich Eröffnungen gemacht habe; alsdann wurde lediglich Auskunft darüber erbeten, was man unter einem „billigen" Frieden in Wien verstehe.

Inzwischen nahm die allgemeine politische Lage eine dem preußischen Könige sehr unerwünschte Wendung: die russische Vermittelung gewann eine unvorhergesehene Tragweite. Friedrich hätte, nicht anders als der Wiener Hof, diese Vermittelung am liebsten, wenn es ohne Kränkung der Zarin geschehen konnte, ganz umgangen. Als dann Rußland vorschlug, daß zur Einleitung der Friedensverhandlung vorab sowohl die preußischen wie die österreichischen Truppen aus Sachsen abziehen sollten, hielt er das zunächst für ein Scheinwerk, womit die Zarin dem sächsischen Hofe ihren guten Willen zeigen wolle. Nun aber hatte sich Oesterreich mit dem Vorschlag einverstanden erklärt, und die russische Diplomatie wurde immer dringender, ohne daß Fürst Repnin, der seit dem Juli im preußischen Hauptquartier weilende Gesandte, einen Schritt weiter kam. „Der König," berichtete er der Zarin, „unterbricht mich, sobald ich diese Frage nur berühre oder überhaupt von der Herstellung des Friedens spreche, und wendet sich ärgerlich von mir weg." Der Gesandte faßte seine Ansicht dahin zusammen, daß man durch Verhandlungen nichts erreichen werde, wofern man dem Könige nicht die Besitzungen, die er vor dem Kriege gehabt habe, lassen werde; wolle der Wiener Hof irgendwelche Vorteile erlangen, so müsse er sie sich mit den Waffen in der Hand erkämpfen; ja es sei zu fürchten, daß der König schließlich noch selber Entschädigungen fordern werde.

Da versuchte es nun die Zarin am 28. November mit einem eigenhändigen Brief, dem ersten, den sie nach ihrer Thronbesteigung an den König richtete. Zwischen sehr artige Wendungen und die Beteuerungen der Freundschaft und Offenherzigkeit waren unzweideutige Drohungen eingestreut. Katharina berief sich darauf, daß sie die Ergebnisse der Kriegsführung geopfert habe aus Friedens-

liebe: „Ich hätte anders handeln können, ich hatte die Mittel dazu in der Hand, ich habe sie noch.“ Sie schloß: „Ich weiß, daß der Wiener Hof zum Frieden geneigt ist. Ich könnte Ihnen Eröffnungen übermitteln, wenn ich solche von seiten Eurer Majestät erwarten könnte, aber unglücklicherweise haben Sie Sich dessen geweigert, und ich fürchte sehr, daß meine besten Absichten vereitelt werden und daß ich mich auf Erwägungen hingedrängt sehen werde, die meinen Wünschen und Neigungen sehr entgegen sind.“

Der König vergalt in seiner Antwort vom 22. Dezember die Artigkeiten mit doppeltem Maß, den so deutlich erneuten Vermittelungsantrag aber nahm er nicht an: es sei seine Absicht gewesen, die Vermittelung anzurufen, sobald sich das Schicksal seiner rheinischen Besitzungen klar entschieden haben würde; das sei auch heute noch nicht der Fall, und so müsse er den Schritt verschieben. Und bestimmt genug lauteten die Worte: „Ich habe einige Vorteile gehabt, die mich jetzt besser als ehedem in den Stand setzen, zu verhandeln.“ Im übrigen erinnerte er die Zarin an ihre beim Regierungsantritt abgegebene Erklärung, dem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich fern bleiben zu wollen, und bat, ihr die Frage vorlegen zu dürfen, wer mehr den Frieden liebe, ein Oesterreicher, der Eroberungen machen wolle, oder ein Preuße, der nur das begehre, was ihm gehöre. Mehr vielleicht als irgend eine andere der kriegführenden Mächte zur Forderung von Entschädigungen berechtigt, beschränke er sich doch darauf, die Wiederherstellung seines Besitzes zu fordern.

Das von dem Könige unverzüglich beantwortete Schreiben Katharinas war an demselben Tage, dem 19. Dezember, in Leipzig angelangt, an welchem er dort den Freiherrn von Fritsch zum zweitenmal empfing.

In Warschau wie in Wien hatte man die Bereitwilligkeit des Königs zum Eintritt in die Friedensverhandlung mit großer Befriedigung vernommen. Da wie dort rechnete man auf einen, wenn auch nur bescheidenen Gewinn. Genugthuung für die Unbilden der preußischen Einlagerung war nun seit Jahren das Losungswort der Sachsen gewesen, und die großen Mächte hatten diesen Entschädigungsanspruch allzeit anerkannt; noch jüngst hatte der Wiener Hof seine Zustimmung zu der Friedensverhandlung Frankreichs mit England unter dem ausdrücklichen Vorbehalt erteilt, daß ihm selbst die Grafschaft Glatz und den Sachsen „einige Genugthuung“ zu teil werde. Als Kaunitz im Sommer 1755 den großen Plan entwarf, nach welchem Preußen in Trümmer geschlagen werden sollte, war den Sachsen für ihre Beteiligung an dem großen Kesseltreiben das Herzogtum Magdeburg zugedacht worden; zu dem Zeitpunkt, da die Hoffnungen der Verbündeten am höchsten gespannt waren, in den Tagen nach der Schlacht bei Kolin, hatte Graf Brühl sogar einen Teil von Schlesien in Wien fordern zu dürfen geglaubt, während nach einem anderen seiner luftigen Projekte von damals Ostpreußen dem sächsischen Prinzen Karl zufallen sollte, der dann auf das ihm durch der Zarin Gnade versprochene Herzogtum Kurland zu Rußlands Gunsten verzichtet haben würde. Seitdem hatten der landflüchtige König-Kurfürst und sein ihn noch immer beherrschender Minister viel Wasser in ihren Wein gießen müssen. Was man jetzt noch für allenfalls erreichbar hielt, war etwa die Erwerbung von Erfurt, oder der Gewinn der preußischen Enclaven

in der Lausitz, oder Preußens Beihülfe zur Sicherung einer Landausstattung für den einen oder den anderen sächsischen Prinzen, sei es daß dem inzwischen in Kurland wirklich zum Herzog gewählten, aber nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth wieder verdrängten Prinz Karl die russische Anerkennung von neuem erwirkt, oder daß Prinz Clemens bei der Bewerbung um ein deutsches Bistum begünstigt würde. Noch schmeichelte man sich dabei mit der Hoffnung, daß Oesterreich den sächsischen Entschädigungsanspruch als Ehrensache betrachten und als conditio sine qua non bezeichnen werde.

Davon war man in Wien, wo verächtlich von den sächsischen „Betteleien" gesprochen wurde, freilich weit entfernt. Der König von Preußen aber zerstörte alle trügerischen Einbildungen mit einem kurzen Worte, indem er dem Freiherrn von Fritsch an jenem 19. Dezember auf die wehleidige Frage: „Was machen Ew. Majestät aber mit uns armen Sachsen?" einfach antwortete: „Ich gebe euch euer Land wieder." Weitere Vorstellungen wurden mit der Ankündigung abgeschnitten: „Rechnet ja nicht darauf, ein Dorf oder einen Groschen von mir zu bekommen." Als der König den Sachsen tags darauf nach der Mittagstafel entließ, erklärte er ihm mit starkem Nachdruck, daß an Räumung des Kurfürstentums oder an die geringste Linderung der Lasten nicht zu denken sei, ehe der Friede geschlossen und ratifiziert sein werde. Dabei händigte er dem Unterhändler geheimnisvoll für die Reise „eine schöne Piece zur Unterhaltung" ein, aus der jener lernen möge, „wie man Länder evakuiere"; als Fritsch das Schriftstück nachher entfaltete, las er zu seiner schmerzlichen Ueberraschung einen Schriftwechsel zwischen der preußischen Regierung zu Kleve und dem französischen Kommissar, der da rund heraus erklärte, daß die klevischen Lande ihre Kontribution für das Jahr vom 1. Mai 1762 bis 1. Mai 1763 als ein Ganzes, ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt des Abzugs der französischen Besatzung, zu entrichten hätten.

Ganz soweit ist Friedrich dem Kurfürstentum Sachsen gegenüber nicht gegangen; das aber war allerdings seine Absicht, die Verfügung über die Erträge des Landes, das aus früheren Jahren große Rückstände [1]) schuldete, bis Ende Februar in seiner Hand zu behalten, während er anderseits den Abschluß des Friedens nicht über den 1. März hinaus verzögert zu sehen wünschte.

Diesem Interesse Preußens an einer gemessenen Gangart der Friedensverhandlung kam nun in willkommener Weise entgegen die Umständlichkeit, ja Schwerfälligkeit des österreichischen Bevollmächtigten, so daß vorübergehend auf preußischer Seite sogar befürchtet wurde, seine übergroße Langsamkeit könne das Werk allzusehr in die Länge ziehen. Es traf sich nicht glücklich für den Wiener Hof, daß der zunächst zum Unterhändler ausersehene Hofrat von Kannegießer, der 1742 bei den Verhandlungen in Breslau [2]) das Interesse seiner Gebieterin in sehr geschickter Weise wahrgenommen hatte, im letzten Augenblicke erkrankte; als Ersatzmann trat nun der offenbar viel weniger geeignete Hofrat von Collenbach die Reise nach Sachsen an.

Gleich zu Beginn sah er sich vor eine ihm gar bedenkliche Etikettenfrage

---

[1]) Vgl. oben S. 310.

[2]) Bd. I, 173—175.

gestellt. Der König hatte mit Fritsch verabredet, daß die Verhandlungen unter seinen Augen in Leipzig geführt werden würden. Collenbachs Instruktion wies ihn nach Dresden. Durch die Vorstellungen des Kurprinzen und der Kurprinzessin ließ er sich dort zwar bestimmen, am 23. Dezember mit Fritsch nach Leipzig aufzubrechen; aber als er bei der Ueberfahrt über die Elbe auf der Meißener Fähre die Worte hörte: „Da kommen die Wiener, die gehen zum Könige," erwachten von neuem seine diplomatischen Skrupel und sein österreichischer Stolz. In Wermsdorf, wenige Meilen vor Leipzig, erklärte er kurz, keinen Schritt weiter fahren zu wollen, und fand dann für seinen tapferen Entschluß in Wien um so mehr Verständnis und Zustimmung, als man dort über die anfängliche Bereitwilligkeit des Gesandten zur Reise in das preußische Hauptquartier wahrhaft erschreckt gewesen war; den König damit vor den Augen von ganz Europa als „Friedensdiktator" anzuerkennen, das erschien als unverträglich mit der eigenen Ehre. Ihm selbst wagte man dieses grundsätzliche Bedenken freilich nicht mitzuteilen, sondern machte nur den einigermaßen gesuchten Einwand geltend, daß das Geheimnis der Verhandlung sich in Hubertusburg, dem bei Wermsdorf gelegenen Lustschloß, besser wahren lassen werde, als in Leipzig. Da Friedrich von vornherein erklärt hatte, die Wahl des Ortes gelte ihm völlig gleich und er sei bereit, wenn es gewünscht werde, einen Botschafter nach Wien zu schicken, so zeigte er sich mit Hubertusburg ohne weiteres zufrieden. Doch ernannte er zu seinem Bevollmächtigten jetzt nicht, wie er beabsichtigt hatte, den Kabinettsminister Finckenstein, den er bei sich zu behalten wünschte, sondern den ersten vortragenden Rat des Kabinettsministeriums, den Geheimen Legationsrat von Hertzberg.

Am 30. Dezember hielten Hertzberg, Collenbach, Fritsch in dem verödeten [1]) Hubertusburg ihre erste Sitzung ab. Sofort fiel die entscheidende Forderung: Oesterreich begehrte die noch in seiner Gewalt befindliche Grafschaft Glatz. Da auch von dieser Seite ausdrücklich der Grundsatz anerkannt worden war, daß kein Teil durch den Frieden einen „reellen Verlust" erleiden solle, so hätte dieser diplomatische Kampf um Glatz füglich nicht aufgenommen werden dürfen. Aber man begründete die Forderung mit dem „Interesse eines dauerhaften Friedens", welches geschädigt werden würde, wenn diese nach Böhmen hereinragende Gebirgslandschaft in preußischen Besitz zurückkehren sollte; man bot, um den „reellen Verlust" auszugleichen, für die Erträge von Glatz eine Geldentschädigung. Preußischerseits wurde eingewendet, daß nach dem Urteile des Feldmarschalls Daun Glatz ein Bollwerk für Schlesien, nicht ein Ausfallsthor gegen Böhmen sei, für Preußen also ein defensiver, für Oesterreich ein offensiver Platz. Eilboten zwischen Hubertusburg und Wien gingen hin und her, der Wiener Hof, mit seinem Geldanerbieten abgewiesen, wollte nun den 1742 österreichisch gebliebenen Teil des Fürstentums Neiße gegen Glatz eintauschen, knüpfte alsdann die Wiedereinräumung von Grafschaft und Festung an den Vorbehalt, daß die Werke von Glatz geschleift werden sollten, und sprach erst, als auch diese Klausel schroff abgelehnt wurde, den bedingungslosen Verzicht aus. Darüber war der 31. Januar herangekommen.

[1]) Vgl. oben S. 286.

Die weiteren Schwierigkeiten wurden dann verhältnismäßig schnell aus dem Wege geräumt. Der Bevollmächtigte des Wiener Hofes erreichte durch seinen entschiedenen Widerspruch, daß die für die österreichische Industrie unerträglichen handelspolitischen Bestimmungen des Dresdener Friedens[1] nicht wiederholt wurden. Ebenso entschieden verweigerte der König eine Zusage, beim Aussterben der brandenburgischen Nebenlinien in Ansbach und Baireuth diese fränkischen Lande nicht mit dem preußischen Staat zu vereinigen, sondern als Sekundogenitur wiederauszugeben. Ohne Widerrede dagegen verhieß er dem Erzherzog Joseph seine Kurstimme für die Kaiserwahl,[2] „aus Gefälligkeit und um die Gemüter zu besänftigen". Die sächsischen Kontributionszahlungen sollten mit dem 10. Februar (einen früheren Termin hatte der König unter keinen Umständen zugestehen wollen) aufhören, eine Anzahl Wechselbriefe und sonstige Zahlungsversprechungen ausgenommen.

So wurden am 15. Februar die Friedensurkunden unterzeichnet. Tags darauf verließen Collenbach und Fritsch Hubertusburg, und am 17. begrüßte dort der König seinen Unterhändler auf der Fahrt von Leipzig nach Meißen. „Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben," sagte er zu Hertzberg, „aber man muß sich das nicht merken lassen."

„Dieser Krieg ist entbrannt," so schrieb zu Ende des vierten Kriegsjahres in dem neutralen Kopenhagen der dänische Minister Bernstorff, „nicht um ein mittelmäßiges oder vorübergehendes Interesse, nicht um ein paar Waffenplätze oder kleine Provinzen mehr oder weniger, sondern um Sein oder Nichtsein der neuen Monarchie, die der König von Preußen mit einer Kunst und einer Schlagfertigkeit in die Höhe gebracht hat, welche die eine Hälfte von Europa überrascht und die andere getäuscht haben; der Krieg ist entstanden, um zu entscheiden, ob diese neue Monarchie, zusammengesetzt aus verschiedenen Bestandteilen, noch ohne die ganze für sie notwendige Festigkeit und Ausdehnung, aber ganz und gar militärisch und mit der ganzen Begehrlichkeit eines jugendlichen, mageren Körpers, bestehen bleiben wird; ob das Reich zwei Häupter haben und der Norden Deutschlands einen Fürsten behalten soll, der aus seinen Staaten ein Lager und aus seinem Volk ein Heer gemacht hat und der, wofern man ihm Muße läßt, seine Staatsgründung abzurunden und zu befestigen, als Schiedsrichter der großen europäischen Angelegenheiten dastehen und für das Gleichgewicht zwischen den Mächten den Ausschlag geben würde."

Wie ganz sicher hatte man zu Wien im Sommer 1756 diese neue Macht zertrümmern zu können geglaubt. Das Schicksal Heinrichs des Löwen wollte Kaunitz dem preußischen Könige bereiten, und der Jesuit Michael Denis, der österreichische Barde, hatte beim Ausbruch des Krieges „dem kühnen Fürsten" zugerufen: „Das Grab, das du gräbst, ist dir bestimmt, du suchest deinen

---

[1] Bd. I, 445—447.

[2] Vgl. Bd. I, 562. 563.

Sturz.“ Aber schon seit 1760 hatten Maria Theresia und Kaunitz ihre Hoffnungen bis auf die Erwerbung von Glatz zurückgeschraubt.[1]) Und zu Beginn des folgenden Jahres fragte der junge Erzherzog Joseph in der ersten aus seiner Feder erhaltenen politischen Denkschrift: „Welchen Frieden dürfen wir hoffen? Der vorteilhafteste wird ohne Zweifel der sein, der den König von Preußen in den Grenzen hält, die er vor dem Kriege inne hatte. Vordem war man von der Ueberlegenheit der heute verbündeten Mächte, Frankreichs, Rußlands, Schwedens, des Reiches, Oesterreichs, so überzeugt, daß sie nur zu drohen brauchten, ohne erst das Schwert zu ziehen, um Genugthuung von ihren Nachbarn zu erhalten. Heute hat der König von Preußen ganz Europa gezeigt, woran er selber nicht geglaubt hat, daß er nicht nur im stande ist, ihrer vereinten Macht zu trotzen, sondern sie sogar zu zwingen, einen nachteiligen Frieden zu suchen.“ Jetzt war es gekommen, wie es der Thronerbe vorausgesagt hatte. Die Kaiserin-Königin stellte den Kampf ein, obgleich sie den Fortbestand der preußischen Monarchie in dem bisherigen Umfang nach wie vor als schädlich bezeichnete, nicht nur für Wohlfahrt, Aufnahme und Sicherheit des Erzhauses, sondern auch für die katholische Kirche und die deutsche Reichsverfassung. Daß der Gegner dem Erzherzog Joseph zur Nachfolge im Reich verhelfen wollte und in der handelspolitischen Frage nachgegeben hatte, war nur ein geringer Trost: der Friede blieb „der schlechteste“ nach der Kaunitzschen Stufenleiter.[2])

Wie Friedrichs Feinde, so hatten auch seine Bewunderer seinen endlichen Untergang als unvermeidlich betrachten wollen. „Wenn irgend ein anderer Mann in solcher Lage wäre,“ sagte Lord Chesterfield im dritten Kriegsjahre, „ich würde ihn ohne weiteres verloren geben, aber Er ist solch ein Wunder von einem Mann, daß ich nur sagen will: ich fürchte, er ist verloren.“ Gelte gleich von ihm wie nie bisher von einem Sterblichen das stolze Wort „nec pluribus impar“, so müsse doch auch Tapferkeit und Gewandtheit zuletzt erliegen, wenn die plures bis über einen gewissen Grad sich vermehrten. Und Friedrich selbst hatte, als er die Waffen erhob, wohl gehofft, die Gegner einschüchtern, zur Ueberlegung bringen, alsbald von der Aussichtslosigkeit ihrer Anschläge überzeugen zu können; daß er aber in jahrelangem Kampf gegen eine große Koalition sich zu halten vermöchte, das hatte er selbst ehedem als unmöglich bezeichnet.[3])

Die Strategie, die er für solchen Verzweiflungskampf gegen eine Mehrzahl mächtiger Gegner in der Theorie sich vorgezeichnet hatte, „dem einen Feind eine Provinz preiszugeben und inzwischen mit der gesamten Streitmacht gegen den anderen zu marschieren, ihn zur Schlacht zu nötigen, alle Anstrengungen zu machen, um ihn zu vernichten“ — er hatte sie in diesen drangvollen Jahren, soviel an ihm war, in die Praxis zu übersetzen gestrebt. Er, der den Wert des Manövers neben der Bedeutung der Schlacht sehr wohl zu schätzen wußte, der, wenn es galt, sich auf das Manövrieren und Ausweichen ebensogut verstand wie die großen Methodiker Heinrich und Daun, er hat doch in der

---

[1]) Oben S. 278.
[2]) Oben S. 278.
[3]) Bd. I, 557.

Kriegsführung ebensowenig wie in der Politik sich auf das Hinhalten und Abwarten, das schwächliche beneficium temporis,[1]) die unvorhergesehene Zwischenfälle verlassen wollen, sondern das Schicksal wieder und wieder zur großen Entscheidung herausgefordert und dabei nur immer beklagt, daß er nicht das Elixier besaß, dem Gegner jedesmal, wenn er es wollte, die Schlachtentscheidung aufzunötigen.

Wenn Prinz Heinrich in seiner Bevorzugung des Manövers und angesichts seiner meist defensiven Aufgaben sich geringerer Fährnis aussetzte, die Schlappen seines königlichen Bruders glücklich vermied und deshalb wohl geneigt war, sich für den trefflicheren Feldherrn zu halten, so unterschätzte er das ungeheure moralische Uebergewicht, welches Friedrichs Wagemut, Schlachtenfroheit und Kampfesschrecklichkeit den preußischen Waffen in einem Grade verschaffte, daß die Gegner nach den ersten schlimmen Erfahrungen einen politischen Offensivkrieg, widersinnig genug, andauernd in der taktischen Defensive führten. Vor dem Urteil der Geschichte hat nicht der Prinz recht behalten, der da meinte, daß das Heer die Fehler des Königs wett machen müßte,[2]) sondern vielmehr Napoleon, wenn er sagte, nicht das Heer habe sieben Jahre hindurch Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, aber Friedrich der Große.

„Sie sind nicht der König," schreibt Friedrich während des Kriegs einmal seinem d'Argens, „Sie haben weder den Staat zu verteidigen, noch Verhandlungen zu führen, noch für alles Rat zu schaffen, noch die Verantwortlichkeit für den Ausgang zu übernehmen; mir, der ich unter dieser Last erliege, mir ziemt es, die Qual allein für mich auszustehen." Wer so, ganz erfüllt von einem hohen Beruf, in stolzer erhabener Einsamkeit sieben Jahre hindurch sein Joch getragen und Tag für Tag, inmitten immer neuer Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen, nur bei sich selbst Rat und schnellen, tapferen Entschluß gefunden hatte, der durfte nachmals ohne Ueberhebung sich rühmen, daß zwei Verbündete in diesem Kriege ihm zur Seite geblieben seien: Mut und Beharrlichkeit. Wir sind Zeugen geworden, wie diese Begleiter, auch wenn sie in dunkelster Stunde seinem Blick entschwanden, sich immer wieder zu ihm gesellten; wie er, reizbar, aufgeregt, nicht geschaffen, das Unglück mit Gelassenheit zu ertragen, doch die Zweifel seines zagenden Menschenherzens sieghaft in seiner Königsbrust niederzukämpfen und allen Versuchungen zur Flucht aus einem anscheinend hoffnungslosen Leben zu widerstehen vermochte, bis endlich ein errettender Zwischenfall seine Standhaftigkeit belohnte, jenes beneficium temporis, das er bei seinen Entschlüssen nicht hatte in Ansatz bringen wollen.

Auf seinen früher wiederholt zum Ausdruck gebrachten Wunsch, den Staat für die schweren Opfer des Krieges durch eine Landerwerbung zu entschädigen, hatte der König bei der Friedensverhandlung Verzicht geleistet. „Hätte der Staat eine Provinz sich angliedern können," schrieb er am 19. Februar an den Prinzen Heinrich, „so wäre das ohne Zweifel sehr gut gewesen; aber da das nicht von

[1]) Vgl. Bd. I, 599.
[2]) Oben S. 236.

mir, sondern vom Glück abgehangen hat, so stört dieser Gedanke meine Ruhe in keiner Weise." Eroberungen auf Oesterreichs Kosten, das hatte Friedrich sich vordem gesagt und der Verlauf dieses Krieges hatte es bestätigt, ließen sich nicht erhoffen, wenn sich nicht eine verbündete Macht an der militärischen Offensive unmittelbar beteiligte. An der Seite der Russen und in Erwartung der Türken hatte er im Sommer 1762 noch einmal daran denken können, sich eine „Salbe für die Brandwunde" [1]) zu verschaffen; aber wie bescheiden hatte er sich nach dem Wegfall jener umfassenden Kombination das Ziel des letzten Feldzugs stecken müssen. Zur Säkularisation geistlichen Gutes zu Gunsten der am Kriege beteiligten deutschen Staaten, wie sie früher geplant worden war,[2]) hätte sich 1761, beim Tode des Kurfürsten Clemens August von Köln, an sich günstige Gelegenheit geboten, denn damit war dessen große territoriale Nachlaßmasse, die Gesamtheit der nordwestdeutschen Hochstifter, verfügbar geworden, und selbst Choiseul trat damals in den Spuren seines großen Vorgängers Mazarin dem ein Jahr zuvor [3]) von französischer Seite abgelehnten Säkularisationsgedanken näher. Auch hatten England und Preußen zunächst verabredet, den Kapiteln der Bistümer Münster, Paderborn und Hildesheim (auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln wurde ein von dem kaiserlichen Hofe begünstigter Reichsgraf erhöht, zum erstenmal seit fast 200 Jahren kein Wittelsbacher) eine Neuwahl nicht zu gestatten, solange der Krieg währen würde. Aber dem dritten Georg lag die welfische Hauspolitik seines Großvaters mit ihren Abrundungsplänen für das Kurfürstentum Hannover ganz fern, und so ließ England die Wahl in Münster schon im Frühjahr 1762 zu und gegen Ende des Jahres, nach Abschluß der Präliminarien von Fontainebleau, auch die Wahl in Paderborn und in Hildesheim. So blieb die Fortsetzung der Säkularisationsarbeit des Westfälischen Friedens bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ausgesetzt. Seine „Wundsalbe" aber erhielt der preußische Staat doch viel früher. Der König konnte beim Abschluß des Friedens nicht voraussehen, daß schon binnen wenigen Jahren, mitten im Frieden, eine Provinz ihm zufallen würde, deren Erwerbung er doch nur diesem Kriege, insofern der Krieg seine Machtstellung in Europa zu unbedingter Anerkennung brachte, zu danken gehabt hat: sein Gewinn aus dem siebenjährigen Kriege wurde Westpreußen.

Einen anderen Kampfpreis trug der Held des siebenjährigen Krieges für seinen Staat und sein Volk unmittelbar und sofort davon. Nach diesem Kriege, so hat er während des Kampfes einmal gesagt, werde man den Preußen Stolz nicht erst zu predigen brauchen. Sein Wunsch, daß alle seine Unterthanen sich als Preußen fühlen sollten, war jetzt erfüllt. Ein preußisches Selbstbewußtsein, getragen durch das, was Goethe „Wert, Würde und Starrsinn der Preußen" nannte, hatte sich kräftig entwickelt, und wenn die Art der „überstolz gewordenen Preußen" die Landsleute „draußen im Reich" oft abstieß und verletzte, so ist der Stählung des in den Zeiten des politischen Niedergangs allzusehr ins Weiche

[1]) Vgl. oben S. 242.
[2]) Oben S. 59. 88. 167. 169. 243.
[3]) Oben S. 246.

umgeschlagenen deutschen Volkscharakters das rauhe preußische Muster in der Folge doch zu gute gekommen.

Der König selbst hat sich seines endlichen Sieges, seines reichlichen Ruhmes nicht voll zu freuen vermocht. „Unser Kriegsruhm," so bekannte er, „ist sehr schön aus der Ferne angesehen; aber wer Zeuge ist, in welchem Jammer und Elend dieser Ruhm erworben wird, unter welchen körperlichen Entbehrungen und Anstrengungen, in Hitze und Kälte, in Hunger, Schmutz und Blöße, der lernt über den Ruhm ganz anders urteilen." „Alt, fast kindisch, grau wie ein Maultier, tagtäglich einen Zahn einbüßend, von der Gicht zum halben Krüppel gemacht," meinte er nur noch auf einen Platz im Invalidenhause Anspruch zu haben. Er wolle den Berlinern, schrieb er noch aus Sachsen an d'Argens, ihren Jubel über den Frieden gönnen, aber „was mich anbetrifft, mich armen Greis, so kehre ich in eine Stadt zurück, von der ich nur noch die Mauern kenne, wo ich niemand von meiner alten Bekanntschaft mehr vorfinde, wo unermeßliche Arbeit mich erwartet, und wo ich binnen kurzem meine Gebeine einer Zufluchtsstätte übergeben werde, die nicht mehr gestört werden soll, weder durch den Krieg, noch durch die Unglücksschläge, noch durch die Schlechtigkeit der Menschen." An Sanssouci wollte er gar nicht denken, denn welcher Vergleich bot sich „zwischen dem glücklichen Zustand, in welchem wir vor dem Kriege dort weilten, und unserem gegenwärtigen Elend, zwischen dem erlesenen Kreise, der dort sich versammelte, mit der Einsamkeit oder schlechten Gesellschaft, die uns übrig bleibt".

Er kehrte gealtert zurück in eine sich verjüngende Welt. Ein neues Zeitalter brach an. Während dieses Krieges hatten die Physiokraten ihre Programmschriften und Rousseau seinen Emile und den Gesellschaftsvertrag veröffentlicht, und bald wurde auch Deutschland von der Einwirkung Rousseaus und vom Sturm und Drange erreicht. Die Jugend stürmte über den „alten Fritz" hinaus, er selbst ging seinen eigenen Weg weiter, handelnd, schaffend, vollbringend, seine Welt formend nach seinem Bilde.

Die „unermeßliche Arbeit", vor die er sich gestellt sah, sie begann noch vor seiner Rückkehr in die Hauptstadt. Es galt den Finger in die Wunde zu legen, dem großen allgemeinen Elende unerschrocken ins Auge zu sehen, die Spuren des Krieges, der Verwüstung zu verwischen und zu tilgen, und zwar ohne den geringsten Zeitverlust. Einer Fahrt durch Schlesien, die er im März von Sachsen aus antrat, beabsichtigte er nach kurzer Rast am heimischen Herde den Besuch der anderen Provinzen, denn ausnahmslos hatte sie der Krieg zertreten, folgen zu lassen — „eine reizende Erholung," meinte er, „auf die ich gern verzichten würde, wenn es von mir abhinge." Aber er weiß es nicht anders: „Der Mensch muß arbeiten, wie der Ochs pflügen muß." Wenn er das Münzwesen verbessert, die Kriegsschulden abgetragen haben wird, dann, so erklärt er, wird er ruhig sterben können; und wenn er das ganze Wiederherstellungswerk nicht mehr vollbringen kann, so will er seinen Nachfolgern wenigstens die Wegrichtung gewiesen haben, in der sie fortfahren können, falls es ihnen belieben wird.

Inmitten aller neuen Arbeitssorgen hofft er, den Geschäften doch so viel Muße abzugewinnen, um seiner „diesen ganzen Krieg hindurch unaufhörlich durch

gewaltſame und ſtürmiſche Eindrücke aufgewühlten Seele“ ihre Ruhe wiederzugeben, um „Einkehr bei ſich zu halten, über ſich ſelbſt nachzuſinnen“ und dabei ſich der Repräſentation zu entziehen, die ihm von Tag zu Tag unerträglicher dünkt. Sein Kinderſpielzeug aber im Greiſenalter, ſo gelobt er ſich, ſollen die geliebten Studien bleiben: „Mit ihnen will ich mich vergnügen, bis meine Lampe erliſcht: ſie mildern den Sinn und bewirken, daß die Strenge der Vergeltung, die Schärfe der Strafen, kurz alles, was die Herrſchergewalt an Härte mit ſich bringt, ſich mit Philoſophie und Duldſamkeit zu der Miſchung paart, deren es bedarf, wenn man Menſchen regieren ſoll, die nicht vollkommen ſind, und wenn man ſelbſt dabei nicht vollkommen iſt.“

Achtes Buch.

Wiederaufnahme der Friedensarbeit und neue Gebietserweiterung.

Erster Abschnitt.

Das Retablissement.

Habe ich mich gut gehalten? so will König Friedrich seinen Vater im nächtlichen Traume gefragt haben, der ihn inmitten der heißesten Drangsale des Siebenjährigen Krieges in die Tage seiner bewegten Jugend zurücktrug.

Wie oft hat Friedrich Wilhelm I., wenn er sich von seinen Verbündeten mißachtet glaubte, zornig gesagt, er wolle nicht ihr Beiläufer, ihr Galopin, ihr Mietsgaul sein. Jetzt hatte sein Staat die großen Mächte, die vormals als Bundesgenossen ihn ihr überlegenes Gewicht hatten fühlen lassen, als Gegner vor sich auf dem Plane gehabt. Am Kampfe gegen die furchtbarste Koalition, die Europa je geschaut hatte, an dem ersten allgemeinen europäischen Kriege war der König von Preußen wahrlich nicht als Nebenfigur, als „Beiläufer", auch nicht mehr als Zweiter an der Seite eines Größeren beteiligt gewesen, wie noch in seinen beiden ersten Kriegen, sondern als der Hauptkämpe, der starke Gewaltige, der Held des blutigen Stücks. Die Meinung war gründlich widerlegt, daß Preußen Erfolg und Gewinn nur einem dreisten Spiel, dem Zufall, seiner Geschicklichkeit, andere für sich arbeiten zu lassen, zu danken gehabt habe. Als der Mann des Jahrhunderts ging der König, als der Staat der Zukunft sein Königreich aus dem ungeheuren Ringen hervor.

Unter den Militärmächten Europas nach dieser Kraftprobe unbedingt als die erste anerkannt, befand sich Preußen trotz seiner knappen Hülfsmittel zwischen den Großstaaten jetzt auch finanziell in nicht ungünstiger Lage. So überraschend es klingen mag, Friedrich war der Meinung, daß sein Staat, der die Kriegsschulden sofort hatte abtragen und den Staatsschatz sofort hatte auffüllen können, finanziell leistungsfähiger aus dem Kriege hervorgegangen sei, als England, Frankreich oder Oesterreich. Er glaubte das eigentümliche Verhältnis feststellen zu können, daß dort die Regierungen mit Schulden überlastet und fast ohne Kredit seien, die Völker dagegen nur an dem höheren Steuerdruck den Krieg empfunden hätten, während in Preußen das Land durch die feindlichen In-

vasionen ausgesogen, die Regierung aber im Besitz hinlänglicher Geldmittel geblieben sei. Solange die Geldbeutel der Großstaaten leer sind, folgerte er, solange werden wir in Ruhe und Sicherheit leben; und er gestand, daß diese Ebbe in den Kassen ihm als ein zureichenderer Grund für die Friedensliebe seiner bisherigen Feinde erscheinen wolle, als ihre Humanität.

So war Preußens Finanzlage beim Ausgang des Krieges eine durchaus andere als in der Epoche nach dem Frieden von Dresden, in der ein Staatsschatz erst allmählich wieder gesammelt werden mußte. Schon nach wenigen Jahren durfte sich der König mit dem Gedanken beschäftigen, Schwedisch-Pommern und Stralsund bei den Geldverlegenheiten der Krone Schweden durch Kauf in preußischen Besitz zu bringen. Und als Rußland demnächst seinen Krieg gegen die Pforte führte, war Preußen ohne weiteres im stande, die Subsidien zu bezahlen, die es in seinem Bündnis mit Rußland für den Kriegsfall verheißen hatte.

In diesem Bündnis mit dem nordischen Nachbarn lag ein weiteres Moment der Stärke und Sicherheit Preußens nach dem Siebenjährigen Kriege.

Um das Bündnis mit Rußland, als der Macht, gegen die Preußen im Kampfe nichts gewinnen, sondern nur verlieren könne, hatte der König in den Anfängen seiner Regierung eifrig, aber erfolglos geworben. Aus gewichtigen Gründen hat dann die letzte der vier fürstlichen Frauen, die zu Friedrichs Zeiten die Geschicke Rußlands gelenkt haben, die Freundschaft Preußens der österreichischen vorgezogen; schon machte der Gegensatz sich geltend, der in ihrem Verhältnis sowohl zu Polen wie zu der Pforte zwischen den beiden im Siebenjährigen Kriege verbündeten Kaiserhöfen bestand. Die damaligen Abwandlungen der Geschicke Polens hat das preußisch-russische Einvernehmen überdauert; das neue Problem der orientalischen Frage hat zu der Auflösung des Bündnisses geführt, die den König von Preußen am Abend seines Lebens nötigte, noch einmal nach neuen Verbündeten Umschau zu halten.

Als König Friedrich am 15. Februar 1763 zu der ruhmreichen Beendigung des Krieges mit dem Worte beglückwünscht wurde, dieser Tag werde der schönste seines Lebens sein, entgegnete er: „Der schönste Tag im Leben ist der, an dem man es verläßt.“ In dieser weltmüden Stimmung hatte er während des Krieges gern von seinem Plane gesprochen, beim Friedensschlusse die Regierung niederzulegen, da man zwischen all den Wirrwarr und das letzte Stündlein eine Ruhepause einschieben müsse: da wolle er dann ohne jeden Zwang auf dem Lande leben, in einem einfachen Hause, dessen Zeichnung er sich schon entworfen hatte, 100000 Thaler jährlich von den Staatseinkünften sich vorbehalten, 12000 für seine Tafel, 20000 für Liebhabereien verwenden, den Rest als Jahrgelder unter seine Gefährten verteilen; jeder Fremde von Geist und bekanntem Namen solle willkommen sein, bis auf die lediglich durch ihre Neugierde herbeigeführten Gaffer; das heiße sich die letzte kurze Strecke des Lebenspfades mit Blumen bestreuen.

Mit einem ähnlichen Plan zur Weltflucht und zu beschaulichem Stillleben hatte auch sein Vater gespielt, und noch manch anderer Fürst und Staatsmann hat unter des Tages Last und Hitze beteuert, sich nach voller Ruhe zu sehnen. Aber wem eine Herrscherseele und die Herrscherkunst zum Erbteil gefallen sind, dem bleibt doch, hoch über allen Anwandlungen der Müdigkeit, „zu seiner Kunst die ewige Leidenschaft", und er wird mit Willen nie der starken und stärkenden Gewohnheit des Befehlens, des Wirkens entsagen. Der ruhige Genuß wäre seiner Herrenart zuwider.

Zudem aber vergaß eine Herrschernatur wie König Friedrich nie, daß Herrschaft Dienst ist, und daß des Staates erster Diener, als den er vorlängst sich bezeichnet hatte, durch seine Dienstpflicht an den Staat gekettet blieb.

Vorab galt es, das Versprechen einzulösen, das er 1760 inmitten der größten Schrecknisse des Krieges in einem Erlaß aus seinem Hauptquartier niedergelegt hatte: „daß er hiernächst als ein rechtschaffener und treuer Landesvater alles ihm auf der Welt nur mögliche thun werde, was zum Soulagement seiner getreuen, durch die feindliche Invasion betrübten und verunglückten Unterthanen geschehen könne."

Friedrich hatte in seiner brandenburgischen Geschichte seinem Urgroßvater, dem Großen Kurfürsten, nachgerühmt, daß er in der allgemeinen Auflösung am Vaterlande nicht verzweifelt habe. „Am Vaterlande nicht verzweifeln, sondern dem Verderben den Mut entgegenwerfen," das wurde jetzt seine eigene Losung für die Wiederaufrichtung des zu Boden getretenen, aus tausend Wunden blutenden Staates. Der trostlose Zustand seiner meisten Provinzen erinnerte ihn nur zu lebhaft an die Zerrüttung Brandenburgs beim Ausgang des Dreißigjährigen Krieges. Damals war der Landesherr nicht reich genug gewesen, zu helfen, zu heilen, aufzubauen, und so war nach Friedrichs zutreffender Bemerkung ein volles Jahrhundert verstrichen, ohne daß die Spuren der großen Verwüstung ganz verwischt waren. Eben diese Erfahrung bestärkte ihn in dem Entschluß, jetzt mit voller Hand überall seine Hülfsspenden auszuteilen.

Aber nicht lediglich die Heilung der Kriegsschäden, nicht die einfache Herstellung des früheren Zustandes wurde angestrebt. Große Kulturaufgaben, die vor dem Kriege entweder ganz hintenangesetzt oder nur ungenügend gefördert und noch durch Hindernisse aufgehalten worden waren, sie wurden jetzt inmitten des allgemeinen Verfalls mit frischem Antrieb ergriffen, als sollten nach dem langen Stocken der Verwaltungsthätigkeit die sieben verlorenen Jahre jetzt in schnellstem Anlauf wiedereingebracht werden. Hebung der Volksschule, Besserung der Lage des Bauernstandes, Schaffung der noch fehlenden Manufakturen, das waren drei große Ziele, die alsbald nach der Unterzeichnung des Friedens den beteiligten Behörden mit Nachdruck gewiesen wurden.

Des Königs erster Besuch galt nach dem noch im Leipziger Hauptquartier festgestellten Reiseplane der Provinz, um die all die unermeßlichen Ströme Blutes geflossen waren und die keine Gewalt auf Erden ihrem Besitzer zu entreißen vermocht hatte. Eben hatte Schlesien allerorten das Friedensfest gefeiert, jetzt schmückte sich Stadt und Land aufs neue zur Begrüßung des sieggekrönten Herrschers. Eine jede dieser in den Kriegsnöten verarmten Bürgerschaften leistete

an Festlichkeiten, was ihr möglich war, und der König ließ sich die von Herzen gut gemeinten, aber einigermaßen ermüdenden Huldigungen geduldig gefallen, auch wenn bei der Fahrt durch die festlich beleuchteten Straßen von Breslau die dichtgedrängte Menge seinen Wagen immer von neuem zum Halten nötigte. Daß er auf reiche Abwechselung nicht rechnen durfte, gewahrte er gleich in Löwenberg, dem Grenzstädtchen am Bober, wo er bei der Ausfahrt aus der Stadt den ihm schon unter der Ehrenpforte am Eingangsthor vorgeführten lebenden Standbildern, Knaben in römischer Tracht und Schäferinnen, wohlgelaunt zurief: „Kinder, seid ihr schon wieder da?" Was äußerlich einem Triumphzug glich, war seinem Zwecke nach eine Dienstreise und Erkundungsfahrt. Nicht um der Schaustellung willen kam der Landesherr, das Elend wollte er mit eigenen Augen sehen. Ueberall mußten Berichte und Zahlen vorgewiesen werden, als Unterlagen für die Bemessung der überall unentbehrlichen Spenden an Geld, an Aussaat und Brotkorn, an Vieh und Baustoff.

Zum 30. März meldete sich Friedrich in Berlin an. Die Straße aus Schlesien führte ihn an dem Kunersdorfer Schlachtfeld vorbei. Der Besuch dieser Schicksalsstätte am Morgen des 30. war gleichsam der letzte Abschied vom Kriege vor der Rückkehr in die Hauptstadt. Auch sonst gab es unterwegs allerhand Aufenthalt. Zu Taßdorf, sechs Meilen vor Berlin, begrüßte den König während des Pferdewechsels der Landrat v. Nüßler von Niederbarnim und schilderte ihm den Notstand der Kreisinsassen in Gegenwart einer großen Menschenmenge — denn überall auf den Vorspannplätzen war viel Volk aus der Umgegend zusammengeströmt. Der König beschied ihn für den zweitnächsten Tag nach Berlin auf das Schloß; dort werde er mit allen Landräten der Kurmark besprechen, wie er dem Lande helfen könne und wolle.

So wurde erst in später Abendstunde, zwischen 8 und 9 Uhr, die Hauptstadt erreicht; seit Stunden erwartungsvoll auf dem Platze, hatten die Bürger sich noch eben mit Fackeln versehen. Unter der Ehrenpforte am Frankfurter Thor nahm der König die Glückwünsche des Magistrats entgegen; den ihm von der Stadt dargebotenen Prunkwagen mit den „goldbehängten Rossen" bestieg er nicht, sondern lenkte mit seinem Reisegespann, weiteren Huldigungen ausweichend, durch abseits gelegene Straßen dem Schlosse zu, wo die Königin mit den Prinzen und Prinzessinnen und dem ganzen Hofstaat ihn erwartete. Am Morgen kamen die einzelnen Abordnungen mit ihren gestern abend nicht überreichten Glückwunschgedichten zu ihrem Recht: die Kaufmannschaft, die französische Kolonie, das Schlächtergewerke als die vornehmste Innung, die Schützengilde. Ihrem Empfang schloß sich gegen Mittag eine große Cour an; dann zeigte sich der König der jubelnden Bevölkerung auf einer Umfahrt durch die Straßen nachträglich in dem Einholungswagen, ihrem Geschenk. Eine allgemeine Illumination und mehrfache Hoffestlichkeiten blieben für die nächsten Tage aufgespart.

„Ich befinde mich in einer Stadt," schreibt Friedrich kurz nach seiner Ankunft an seine Schwester Ulrike nach Stockholm, „wo ich die Mauern kenne, aber wo ich die Personen, die der Gegenstand meiner Ehrfurcht oder meiner Freundschaft waren, nicht wiederfinde. Ich bin fremd hier, meine liebe Schwester, diese sieben Kriegsjahre haben die ganze Stadt verändert, es bleiben wenige

übrig von meiner Bekanntschaft, und wenn ich von den Gebäuden absehe, würde ich hier so fremd sein, als ob ich in London wäre."

Die Landräte waren am 1. April pünktlich zur Stelle. Rüßler führte das Wort, lebhaft und eindringlich. Der König unterbrach ihn: „Sei Er stille und lasse Er mich reden. Hat Er Crayon? — Nun, so schreibe Er auf: die Herren sollen aufsetzen, wie viel Roggen zu Brot, wie viel Sommersaat, wie viel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nötig brauchen. Ueberlegen Sie das recht, und kommen Sie übermorgen wieder zu mir." In der Zwischenzeit führte der alte Eichel mit einigen Vertrauensmännern die Besprechung fort; er zeigte ihnen „ganze Bände" von Unterstützungsgesuchen. Nicht alle Bitten ließen sich erfüllen, aber wenigstens so weit konnte der Not gesteuert werden, daß, wie Rüßler anerkannte, „kein Unterthan zu Grunde ging".

Die Arbeit schien kein Ende nehmen zu wollen. Auch im kleinen und kleinsten wurde das Eingreifen des Königs verlangt, seine Geduld wurde bisweilen auf eine harte Probe gestellt. „Sie schreiben mir von Wachslichtern," antwortet er am 14. April dem Marquis d'Argens, „und hier spricht man mir von Heringen. In der That, darum verlohnte es sich, Krieg zu führen, daß ich auf meine alten Tage zum Krämer werden soll. Ich gehe auf das große Ganze, mein Lieber, ich ordne den Münzfuß und andere Dinge von größerer Bedeutung für den Staat; Brot und Fleisch gehören zu dieser Kategorie, aber Heringe, Stiefeln und Wachslichter werden von selbst in Ordnung kommen, wenn die Hauptsache geregelt ist. Adieu, mein Lieber, ich habe den ganzen langen Tag gerechnet, ich bin müde."

Ende April war die Masse der dringendsten Geschäfte so weit aufgearbeitet, daß er sich bei dem schönen Frühlingswetter ein paar Erholungstage in Sanssouci gönnen durfte. „Wirklich," schreibt er dort am 12. Mai „jetzt ist die Zeit, da es auf dem Lande am schönsten ist, wenn man jeden Tag Knospen und Blüten und das Fortschreiten aller Schöpfungen der Natur schaut, die miteinander zu wetteifern scheinen, um ihren Nährboden und alle Fluren zu schmücken. Ich spreche mit Entzücken davon, da ich schon seit acht Tagen dies reizende Schauspiel hier genieße." Er segne den Himmel, gesteht er einige Wochen später dem Prinzen Heinrich, daß er jetzt nur dummes Zeug als Stoff für seine Briefe habe: „das ist mehr wert als Feldzugspläne im Vorrat für drei oder vier vorauszusehende Verzweiflungsfälle."

Längere Ruhe durfte er erst nach Beendigung der Rundreise durch die Provinzen — nur Ostpreußen erhielt keinen Besuch — erhoffen. Das nächste Ziel war Pommern. Stargard, Greifenberg, Treptow, Kolberg wurden besichtigt, in Kolberg mit besonderer Aufmerksamkeit die Stätten der wiederholten rühmlichen Verteidigung. „Ich habe," schreibt der König am 26. Mai nach der Wiederankunft in Berlin, „die vom Kriege am schwersten geschädigten Gegenden durcheilt und habe gethan, was von mir abhing, um ihnen wiederaufzuhelfen. Obgleich manche Landstriche sehr gelitten haben, ist das Unheil nicht so groß, wie es die Uebertreibung gemacht hat, und ich schmeichle mich, daß Pommern in zwei Jahren bevölkerter und besser im stande sein soll, als vor dem Kriege. Die Neumark ist in voller Thätigkeit, alles regt sich, ein jeder legt die Hand ans Werk."

An der Fahrt durch die westlichen Provinzen im Juni beteiligte sich Prinz Ferdinand von Braunschweig; er durfte dem Könige seine Siegesfelder von Minden, Vellinghausen und Krefeld zeigen. Auf seinem Landsitz bei Kleve wurde ein alter Jugendfreund besucht, jener Spaen, der einst in die Fluchtpläne des Kronprinzen eingeweiht gewesen war und dann in holländischen Diensten es zum General gebracht hatte. Auch hier gab es zwischen den Empfängen und Festlichkeiten aller Orten ernste und anstrengende Arbeit; auch hier sahen sich die Beamten mit jener in medias res führenden Frage: „habt Ihr Crayon?" begrüßt; Berichte, Listen und Anträge wurden eingefordert und alsbald, noch an Ort und Stelle, genau geprüft und mit eingehenden Bescheiden versehen.

So war das Retablissement überall in die Wege geleitet; die Früchte mußten abgewartet werden. Erst jetzt durfte der König an sich selbst, an das Retablissement seines eigenen Heims, seiner „Penaten", denken. Der alte Kreis, die klassische Tafelrunde von Sanssouci, war zersprengt. Sollte es gelingen, noch einmal einen starken Helden im Reiche der Geister zu gewinnen, der die anderen um Haupteslänge überragte, der einen Voltaire und dessen seit vier Jahren zu den Toten entbotenen Widerpart Maupertuis ersetzen mochte? Wie vor 23 Jahren Maupertuis, begleitete den König auf der Rückfahrt vom Rhein nach Potsdam Jean Le Rond d'Alembert, das Haupt der Encyklopädisten, der Mann, auf den sich jetzt Friedrichs ganze Hoffnung sowohl für sich persönlich wie für seine Akademie richtete.

D'Alembert wurde von dem Augenblick an, da er am 11. Juni in Geldern zu dem königlichen Reisezuge stieß, von Friedrich mit warmer Herzlichkeit wie ein alter Freund, von allen anderen mit ehrerbietiger Auszeichnung behandelt. Beim Besuch der braunschweigischen Verwandtschaft in Salzdahlum waren er und Graf Borcke, der Oberhofmeister des Prinzen von Preußen, die einzigen nichtfürstlichen Teilnehmer an der Familientafel, und d'Alembert mußte sich dafür gefallen lassen, an diesem Hofe von jedermann als Marquis angeredet zu werden. Mehr Zeit als unterwegs konnte Friedrich seinem berühmten Gaste in Potsdam widmen, an der Mittagstafel, die statt einer Stunde in dieser Gesellschaft mehr als zwei währte, beim Souper, das sich bis gegen Mitternacht ausdehnte, im Konzert, bei den Spaziergängen selbzweit im Park von Sanssouci, wo der König eine Rose pflückt und sie dem Begleiter mit den Worten reicht: gern gäbe er ihm Besseres. So zeigte er sich andauernd in fröhlichster Stimmung, von der liebenswürdigsten Seite; glaubte doch d'Alembert einer vertrauten Freundin nach Paris schreiben zu dürfen, niemand könne weniger zur Medisance neigen, mehr bereit sein, alle Dinge von ihrer guten Seite zu sehen: „Seine Art zu unterhalten ist von eignem Reiz, heiter, mild, lehrreich." Ueberrascht war der Franzose trotz allem, was ihm vorher gesagt worden war, von der Vertrautheit dieses deutschen Fürsten mit der französischen Litteratur, als hätte er sein ganzes Leben auf ihre Lektüre verwandt: „Ich kann ihm keine bedeutende Stelle anführen, zumal aus unseren Dichtern, ohne daß er sie eben-

ſogut kennt, als ich." Friedrich zeigte ihm mit Behagen und eingehend ſeine auserwählte kleine Bücherſammlung im Turmzimmer von Sansſouci und führte ihn zwei Stunden lang in der Bildergalerie herum, „ebenſo beredt über Malerei, wie über Kriegsführung oder Politik". Weniger erfreulich war dem Gaſt der Aufenthalt in Charlottenburg; die Unterkunft in dem kahlen, noch alle Spuren der feindlichen Plünderung tragenden Schloſſe ſehr unbehaglich, die Mahlzeiten, zu denen hier Generale und Staatsbeamte Einladungen erhielten, ſteif und langweilig: alle dieſe Herren ſcheinen ihm Mönche aus La Trappe zu ſein, ſie ſprechen kein Wort und begnügen ſich dann und wann zu dem, was ſie hören, pflichtſchuldigſt zu lachen. D'Alembert wohnte in der Charlottenburger Schloßkapelle mit dem Könige jener Aufführung des Graunſchen Tedeum bei, der nachmals die Sagenbildung ſich bemächtigt hat; er wurde in Schönhauſen der Königin vorgeſtellt und beſuchte in Berlin am 14. Juli die Sitzung der Akademie.

Damit war die entſcheidende Stunde gekommen. Bedeutungsvoll fragte ihn der König, was ſein Herz ihm ſage — ſchon in Potsdam hatte er die Anſpielung gemacht: ob d'Alembert nicht mit den armen Waiſen Mitleid haben würde. Der Philoſoph war ſeit lange vorbereitet. Schon 1752, während einer ſchweren Erkrankung Maupertuis', war ihm die Anwartſchaft auf den Vorſitz in der Akademie angeboten worden; jetzt galt in Frankreich ſeine Ernennung ſchon als vollzogen. Aber d'Alembert ſcheint keinen Augenblick zweifelhaft geweſen zu ſein. Er erklärte, daß er feſt entſchloſſen ſei, auf ſein Vaterland nicht zu verzichten, und Friedrich entgegnete, er wolle warten und ſeine „ſträflichen" Wünſche zurückdrängen. Es hatte wohl nicht erſt der Warnungen des unverſöhnten Voltaire bedurft, der untröſtlich geweſen wäre, wenn es ſeinem verhaßten nordiſchen Salomo gelungen wäre, für ihn, den Verſtoßenen, Erſatz zu ſchaffen. Freiheitsſinn und Heimweh waren zwei gleich ſtarke Antriebe für d'Alembert. Während dieſes zweimonatlichen Aufenthaltes an einem Hofe, der ein Hof eigentlich nicht war, ergaben ſich doch ſofort für ſeine Lebensgewohnheiten eine Anzahl von Störungen, die ihm auf die Dauer unerträglich geweſen wären. Und dieſes Preußen blieb ihm ein Land, „wo die Geſellſchaft weder gut noch ſchlecht iſt, weil es überhaupt keine gibt". Der König erſcheint ihm als der einzige Menſch im Königreich, mit dem man Konverſation führen kann, d. h. „die Art von Konverſation, die man nur in Frankreich kennt, und die unentbehrlich wird, wenn man ſie einmal kennt". Er bedauert deshalb dieſen König, „der, in jeder Beziehung ſo groß und liebenswürdig, inmitten ſeines Ruhms das eine große Unglück hat, allzu hoch über dem ganzen Reſt der Nation zu ſtehen und niemand zu haben, weder zur Hülfe bei ſeiner großen unendlichen Arbeit, noch zur Erholung nach der Arbeit für die Konverſation".

Friedrich ſelbſt ſcheint beim Scheiden eine Empfindung dieſer Art gehabt zu haben. D'Alembert thue ſeiner Seele wohl, ſagte er ihm; er werde ſich nachher ſehr verwahrloſt fühlen. Ueber dem letzten Souper am 25. Auguſt lag eine gedrückte Stimmung. Und in einem Abſchiedsbriefe ſagte Friedrich: „Ich werde nie das Vergnügen vergeſſen, einen wahren Philoſophen geſehen zu haben. Ich bin glücklicher geweſen als Diogenes, denn ich habe den Menſchen, den der ſo lange geſucht hat, gefunden — aber er geht."

Der Präsidentenstuhl in der Akademie, so erklärte Friedrich, sollte unbesetzt bleiben, bis d'Alembert zurückkehren werde. Aber man war auf Nimmerwiedersehen geschieden. Nur aus der Ferne wurde der Verkehr fortgesetzt, in einem Briefwechsel, der sich uns als das wertvollste Zeugnis für Friedrichs Stellung zu dem geistigen Leben dieser Epoche bewähren wird.

Die Einsamkeit und Einförmigkeit des Potsdamer Lebens, die den Gast aus Paris so seltsam berührte, schloß für Friedrich doch keine Entbehrung ein. „Ich führe hier," so oder ähnlich äußert er sich oft, „das allereingezogenste und stillste Leben, wie es meinem Alter und meiner Anschauungsweise entspricht . . . Ich lebe mit der Welt in Ehescheidung und trenne mich von ihr, ehe sie mich verläßt." Doch beneidete er d'Alembert und jeden andern, der über die Alpen reisen konnte; „das alte und das moderne Italien" war von je das Land seiner Sehnsucht gewesen: [1]) „Ich würde gleich von der Partie sein, wenn die Geiß nicht grasen müßte, wo sie angebunden ist." Sehr selten, meinte er, könnten Souveräne solche Vergnügungen sich gewähren: „entweder haben sie keine Zeit, oder sie werden durch andere Rücksichten verhindert."

Vielleicht hätte sich um d'Alembert, wenn er geblieben wäre, eine neue Kolonie französischer Gelehrter und Schöngeister gesammelt. So aber verschwanden die Franzosen allmählich aus Friedrichs Umgebung; man meinte in Berlin in ihren Kreisen, daß der König über die französische Bildung jetzt geflissentlich abschätzig urteile, ja daß thatsächlich eine innere Entfremdung eingetreten sei, zum Teil in Erinnerung an die Zänkereien, die sich unter seinen Augen abgespielt hätten. Letzter Vertreter der alten französischen Zeit war Marquis d'Argens, von dem d'Alembert sagte, daß er in der Unterhaltung bedeutend mehr wert sei, als in seinen Schriften. Eigentlich erst während des Krieges war er dem Könige recht nahe getreten, als der Einzige, dem Friedrich in Briefen, welche doch vielmehr Selbstgespräche waren, seine schmerzlichen Beichten abzulegen wagte. Daß dieser den Verkehr jetzt wieder auf einen leichteren Ton stimmte und den alten Scherzen über d'Argens' eingebildete Krankheiten und sonstige Schrullen wieder weiten Spielraum ließ, verdroß den treuen Gefährten, der für seine Behandlung, je älter die Freundschaft geworden war, auch um so zartere Rücksicht beanspruchte. Man wußte sich in das erneute Zusammensein nicht mehr ganz zu schicken; d'Argens, immer hypochondrischer, begann sich nach seiner warmen provençalischen Sonne zurückzusehnen, und nun glaubte wieder Friedrich, sich beklagen zu dürfen, da er argwöhnte, daß sein Isaak eine Fahnenflucht vorbereite.

Aus der Zahl der anderen alten Freunde war Graf Gotter, der Ritter vom Orden der vergnügten Einsiedler — hermites de bonne humeur — im letzten Kriegsjahr gestorben, am Abend seines Epikureerdaseins schwer von Gicht und Wassersucht heimgesucht. Algarotti weilte seit 1753 beharrlich in seiner italienischen Heimat; er hatte zu allen preußischen Siegen in artigen, mit lateinischen Citaten verzierten Briefen Glück gewünscht, ebenso dann zum Friedensschluß nach einem Kampfe, in welchem sein Held nicht wie Scipio, Cäsar und

[1]) Bd. I, 479.

Alexander immer nur einen Feind, sondern fast ganz Europa bestanden habe. Friedrich bat ihn auf diesen Glückwunsch, nun auch seinerseits mit seiner kranken Lunge Frieden zu schließen, wie Preußen mit Oesterreich, aber schon nach Jahresfrist erlag Algarotti zu Pisa seinen Leiden, und der König von Preußen weihte dort im Campo santo dem „Schüler Newtons und Nacheiferer Ovids" das schöne Denkmal mit der Inschrift „Algarottus non omnis".

Ein neuer Trauerfall in der königlichen Familie im November 1765, der Tod seiner Schwester Sophie, der Markgräfin von Schwedt, führte den Bruder in einem Brief an die jetzt achtzigjährige Gräfin Camas auf die schmerzliche Betrachtung: „Unsere Familie scheint mir einem Walde gleich, dessen schönste Bäume der Orkan gebrochen hat, hier und da sieht man noch eine abgeästete Tanne, die sich mit den Wurzeln noch festklammert, nur um den Zusammensturz der Gefährtinnen, die Opfer und den Raub des Windbruchs, zu betrachten. Ich wünsche, meine liebe Mama, daß dieses Wehen des Todes Ihnen fernbleibe, daß wir Sie noch lange behalten, und ich Ihnen noch oft die Versicherung meiner alten und treuen Freundschaft wiederholen kann." Ein halbes Jahr später betrauerte Friedrich auch diese seine mütterliche Freundin. „Könnte ich sie auferwecken," schrieb er an die Königin, „ich thäte es auf der Stelle. Ihr Tod ist ein wirklicher Verlust, sowohl wegen ihres Verdienstes und ihrer großen Eigenschaften, wie wegen dieses Bannes von Würde und Schicklichkeit, den sie dem Hofe auferlegte."

Aufrichtige Freude bereitete ihm nach so manchem schmerzlichen Verluste das Wiedersehen mit George Keith, dem Lord-Marschall von Schottland. Nach Abschluß des preußisch-englischen Bündnisses von seinem Landesherrn, König Georg II., begnadigt, hatte der alte Jakobit 1763 nach fast fünfzigjähriger Verbannung den heimatlichen Boden noch einmal betreten dürfen, und Friedrich sprach ihm sein Bedauern aus, daß seine Elbkähne zu einer Landung in Schottland, um den Lord aufzuheben und wegzuführen, allzuwenig geeignet seien; er versicherte dem Freunde, daß er ihn im Sommer und im Winter, bei Tag und bei Nacht, all' Zeit und Stunde, mit offenen Armen aufnehmen werde. Lord Marschall kam und lebte noch vierzehn Jahre an Friedrichs Seite in dem behaglichen Hause, das ihm in unmittelbarer Nähe von Sanssouci eingerichtet wurde, und als er, vom Alter gelähmt, nach seiner Selbstschilderung neuer Augen, neuer Ohren, neuer Beine und eines neuen Magens bedürftig, des Königs Tischgenosse nicht mehr sein konnte, da ging der König durch seinen Schloßgarten fleißig zu dem „Nachbar Ameise", um sich des Gesprächs mit dem Alten, seiner Munterkeit und seines „attischen Salzes" zu freuen. D'Alembert hat uns das gute Wort aufbewahrt, das Friedrichs Freundschaft für Lord George kennzeichnet: „Ich habe Treulosigkeit, Undank und Schlechtigkeit der Menschen so viel an mir erfahren, daß ich vielleicht zu entschuldigen wäre, wenn ich nicht mehr an Tugend glaubte, aber der gute Lord hat mich wieder zu diesem Glauben gezwungen."

Noch ältere Ansprüche als Lord Marschall hatte Fouqué, neben dem gichtbrüchigen, allzeit in alter Gunst stehenden General Wylich der letzte der Jugendgenossen aus der Rheinsberger Zeit. Der Held von Landshut [1]) kehrte

[1]) Vgl. oben S. 257.

aus der Kriegsgefangenschaft zu Karlstadt nicht zu seinem Regiment nach Glatz zurück, sondern nahm Wohnsitz in Brandenburg als Domherr des dortigen Kapitels. Er kam während der nächsten Jahre, bis körperliche Gebrechlichkeit ihn unbeweglich machte, wiederholt zum Besuch nach Potsdam, noch häufiger aber lud sich der König bei seinem ältesten Freund zu Gaste: „ich beanspruche nichts", so meldete er sich einmal an, „als eine gute Suppe und eine Schüssel Salat, des Wirtes freundliche Miene, und daß ich Sie bei guter Gesundheit antreffe." Friedrich hat nicht nur die „Breschen" des Fouquéschen Vermögens mit freigebiger Hand ausgefüllt und ihm den Verlust seiner fahrenden Habe durch eine „fürstliche" Wohnungseinrichtung, silbernes Tafelgerät und die schnell sich steigernden Kunstleistungen der Berliner Porzellanmanufaktur ersetzt, er war auch in jenen kleinen Aufmerksamkeiten und Geschenken unerschöpflich, die nach dem Sprichwort die Freundschaft erhalten: er labt den kranken Freund mit Rheinwein von 1684 oder der letzten Flasche Ungarwein aus dem Vorrat König Friedrichs I., er schickt ihm Trüffeln von Perigord und Früchte aus den Potsdamer Gärten, Mekkabalsam aus Konstantinopel und türkischen Kaffee; bald gibt der Gedenktag der Schlacht von Prag, aus der Fouqué rühmliche Narben trug, zu einem Geschenk Anlaß, bald das Christfest, denn „es ist Brauch, daß Verwandte sich zur Weihnacht beschenken, und ich betrachte Sie als Familienmitglied, sowohl in Ihrer Eigenschaft als ehrenfesten und wackeren Ritter ohne Furcht und Tadel, wie in der meines alten Freundes".

Von den anderen großen Kriegeshelden lebte Prinz Heinrich still in Rheinsberg und erschien bei Hofe nicht öfter, als unerläßlich war. Ferdinand von Braunschweig, vor dem Kriege einer der täglichen Gefährten und der bescheidene Zögling des Königs, war von seinem westdeutschen Kriegsschauplatz, an Siegen reich, mit berechtigtem Selbstbewußtsein zurückgekehrt, und wenn er während des großen Ringens manch' scharfem Wort gegenüber seine Empfindlichkeit hochherzig zurückgedrängt hatte, so war er jetzt, im Frieden, auf seinem Magdeburger Gouverneurposten weniger geneigt, Selbstverleugnung zu üben: anläßlich eines verdrießlichen Vorganges bei der Revue von 1766 erbat er seinen Abschied und zog sich auf sein braunschweigisches Landgut Vechelde zurück, ein neuer Cincinnatus, wie sein getreuer Westphalen rühmte, ein neuer Belisar, wie Friedrich verstimmt spöttelte. Seydlitz kam in den ersten Friedensjahren aus seinem Standquartier Ohlau noch wiederholt nach Potsdam; zu den Vertrauten zählte er nicht; es hieß, daß der König sich mit seinen sarkastischen Einfällen und kleinen Neckereien einem Manne gegenüber zurückhielt, dem es unter Umständen nicht darauf ankam, mit gleicher Münze zu dienen. Mit ausgesprochenem Wohlwollen wurde Zieten behandelt, aber doch mehr als ehrwürdige Ruine, als überständiger Veteran, auf den für den Felddienst nicht mehr gerechnet wurde. Als der Vierundsechzigjährige zu Ende des ersten Friedensjahres nach Jahren des Witwerstandes einer sechsundzwanzigjährigen Nichte die Hand zum Ehebunde reichte, wünschte ihm der König „alles Glück und Vergnügen, so Ihr nur dazu wünschen und verlangen möget, wie Ich denn, wenn Ich wüßte, wo Ihr Euer Hochzeitsfest celebrieren werdet, selbst dahin kommen würde, um auf selbigem zu tanzen". Dem ersten Sprößling aus der neuen Ehe legte sein königlicher

Pate ein Kornettspatent und die Anweisung auf ein Lieutenantstraktament in die Wiege.

Zum ständigen militärischen Gefolge gehörten noch aus der alten Zeit Hans Friedrich von Krusemarck und Rupert Scipio von Lentulus. Krusemarck, acht Jahre jünger als Friedrich, bereits 1747 als junger Gendarmenlieutenant zum Flügeladjutanten ernannt, seit 1759 an Stelle des bei Kay gefallenen Wobersnow erster Generaladjutant, war fast während des ganzen Krieges des Königs Begleiter gewesen. Ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft, ausgezeichneter Kavallerist, als Vorgesetzter streng und, wenn es sein mußte, schroff; als er einige Jahre nach dem Friedensschluß Chef der Gendarmen wurde, that er das Seine, um die stutzerhaften Auswüchse in dem vornehmen Offiziercorps nach Möglichkeit auszurotten; einem Offizier, der sich der Kleiderordnung nicht fügte, ließ er bei der Parade durch einen schnell herbeigeholten Schneider kurzer Hand die vorschriftswidrigen Rockschöße abschneiden. Der „schöne" Lentulus, jetzt Chef der Leibkürassiere, Schweizer von Geburt und Sohn eines österreichischen Feldmarschalls, hatte die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen auf sich gelenkt, als er 1744 nach dem Falle von Prag im Unmut über die Waffenstreckung der Oesterreicher seinen Degen lieber zerbrach, als daß er ihn den Preußen eingehändigt hätte. Schnell hatte es dann die bestrickende Huld des Siegers dem jungen Kriegsgefangenen angethan; nach dem Frieden von Dresden nahm er preußische Kriegsdienste, der König zog den weltmännisch gebildeten, vielgereisten, liebenswürdigen Kavalier in sein Gefolge und widmete 1748, als Lentulus sich mit einem Fräulein von Schwerin vermählte, dem Brautpaare ein scherzhaftes Poem über die nationalen Eigentümlichkeiten des Freiersmannes, des „Schultheißen" Lentulus, wie ihm das Berner Patrizierkind als Mitglied des großen Rats seiner Vaterstadt hieß. Bei Leuthen und bei Zorndorf hatte er als Brigadegeneral die Gendarmen und Gardes du Corps zum Siege geführt und bei Reichenbach unter des Königs Augen den letzten großen Reiterangriff dieses Krieges kommandiert.

Einen neuen Günstling hatte der Krieg in dem Generaladjutanten Heinrich Wilhelm von Anhalt emporgebracht. Friedrich sah in diesem Enkel des alten Dessauers einen „neuen Turenne" kommen und bezeichnete ihn als den besten Offizier seines Heeres nächst dem Prinzen Heinrich, als den geborenen Heerführer, den man in einem künftigen Kriege vorzugsweise zu verwenden haben werde, trotz der Fehler, mit denen er sonst behaftet sei. In den Kreisen seiner zahlreichen Gegner galt Anhalt als der Mann, der das „schwärzeste Herz mit dem besten militärischen Kopf verbinde", als der „Tyrann der Armee"; er war gleichsam der Erbe des Hasses, der sich früher auf einen Winterfeldt entladen hatte; dem Herzog Ferdinand, so wurde behauptet, sei der preußische Dienst vor allem durch diesen Mann unleidlich geworden.

Durch häufige, oft geradezu dringende und stets sehr schmeichelhafte Einladungen an das Hoflager wurde der Pommer Anton von Krockow ausgezeichnet, Chef des Dragonerregiments zu Lüben in Schlesien. Wie ehedem Graf Rothenburg, war Krockow bei Beginn des letzten Krieges aus dem französischen Heere, dem er 23 Jahre hindurch angehört hatte, in den Dienst seines Landesherren

übergetreten und vor dem Feinde schnell vom Obersten zum Generallieutenant emporgestiegen. Dem Könige war dieser Altersgenosse — Krockow war nur zwei Jahre jünger als Friedrich — an seiner Tafelrunde als witziger Unterhalter, als „angenehmer Parleur" willkommen; wiederholt hat er ihn gebeten, unbeschadet des Diensteifers für das Regiment dem Potsdamer Aufenthalt noch ein paar Tage zuzulegen; anderen war Krockow als böse Zunge verdächtig.

Zu den Auserwählten des engeren Kreises gehörten auch die beiden Offiziere, die dem Könige in den schwersten Stunden seines Kriegslebens unvergeßliche Dienste geleistet hatten: Prittwitz, einer der ersten Schlesier, die in das preußische Heer eingetreten waren, der Lebensretter von Kunersdorf, jetzt unter Zieten Kommandeur der Leibhusaren, und der in elf Schlachten erprobte Lestwitz, bei Torgau zu höchstem Ruhme gelangt, im letzten Kriegsjahr zum Kommandeur eines der Berliner Infanterieregimenter und demnächst zum Chef der Potsdamer Grenadiergarde ernannt. Beide hatte Friedrich zum Lohne ihres Verdienstes in reicher Weise mit Grundbesitz ausgestattet: Lestwitz hat den Staat und Prittwitz den König gerettet, pflegte er wohl zu sagen. Er meinte, daß Lestwitz das Zeug habe, ein großer General zu werden, und nannte Prittwitz einen hervorragenden Offizier, der zu allem befähigt sei, wozu man ihn auch gebrauchen möge. Als Gesellschafter waren sie ihm in ihrer jetzigen dienstlichen Stellung stets schnell erreichbar.

Eine der eigenartigsten Rollen spielte in Potsdam der gelehrte Offizier, den der König im Feldzug von 1759, bald nach seinem Eintritt in das preußische Heer, nach einer Disputation über die Geschichte der Pharsalus-Schlacht Quintus Icilius getauft und unter diesem Namen beim Parolebefehl dem ihm anvertrauten Freibataillon vorgestellt hatte. Der Vorgang kennzeichnet die Stellung des Mannes; er gehörte zu den Opfern, an denen Friedrich bei allem Wohlwollen beständig seinen Witz übte, da sie für die Abwehr weder das Ansehen noch die Schlagfertigkeit eines Seydlitz hatten. Bald kamen über diese kleinen Drangsale des lateinischen Offiziers eine Fülle von Geschichtchen im Umlauf, wahre und erfundene. Kind der Pfälzerkolonie in Magdeburg, Sohn nicht, wie erzählt wurde, eines Töpfers, sondern eines Beamten, hatte sich Karl Theophil Guischard auf deutschen und holländischen Universitäten seine klassische Bildung verschafft und war später als Offizier der Generalstaaten mit einem gelehrten Werk über die Kriegsführung der Griechen und Römer an die Oeffentlichkeit getreten. So machte er sich nach dem Uebertritt in den preußischen Dienst dem Könige nicht nur als Freischarenführer nützlich, sondern auch als Orakel für kriegswissenschaftliche Antiquitäten, ohne daß er mit seiner Gelehrsamkeit den Gebieter jedesmal glücklich beraten hätte: Beweis die auf Quintus' Vorschlag zurückgehende Inschrift Nutrimentum spiritus über der Berliner Bibliothek, die allzu wörtliche Uebersetzung des „Nourrissement de l'Esprit", das dem König als Bezeichnung für eine Bibliothek aus dem einst mit vielem Vergnügen gelesenen Sethos, dem ägyptischen Roman des Abbé Terrasson, in Erinnerung geblieben sein wird. Fast scheint es, daß Friedrich in seinem Lateiner weder den Offizier noch den Gelehrten ganz für voll ansah; sein abschätziges Urteil

über die Freitruppen und ihre freibeuterischen Offiziere[1]) hat er ihm nicht vorenthalten, und als Quintus zu seinem Sitz in der Akademie der Wissenschaften auch ein Gehalt erbat, wurde er mit der Belehrung abgewiesen: „Die Académie nimmt nicht Leute an, deren Bücher so schändlich wie Seine seind kritisieret worden." Auch haben seine Machenschaften bei Gründung der Berliner Bank, seine Geschäftsverbindungen mit allerhand verdächtigen Glücksrittern seinem Ansehen offenbar geschadet. Eine Zeit lang hat Quintus nach einem scharfen Zusammenstoß sich schmollend zurückgezogen, aber der König that dann das Seine, den Gekränkten zu versöhnen, und der Stellung des Seigneur de Wassersuppe, wie Guischard in seinen letzten Lebensjahren nach seiner havelländischen Besitzung betitelt wurde, ist der Zwischenfall nur zu gute gekommen.

Das junge Geschlecht vertraten des Königs Neffen, die beiden Söhne des verstorbenen Prinzen von Preußen und die Prinzen Friedrich und Wilhelm von Braunschweig. Die jungen Welfen zählten 1763 bei ihrem Eintritt in das preußische Heer 23 und 18 Jahre — der ältere Bruder hatte sich 1761 durch die Wiedereroberung von Wolfenbüttel bereits einen geachteten Namen als Truppenführer gemacht. Friedrich war bei näherer Bekanntschaft „entzückt" von dem Eifer, dem Wissensdrang, der Bescheidenheit seiner beiden Schwestersöhne, er nannte sie die wohlerzogensten Kinder, die sich denken ließen, und widmete den „jungen Helden" eine launige, poetische Epistel über die Vorzüge der glücklichen Jugend vor dem freudlosen Alter.

Dann und wann sah Potsdam auch Damen als Gäste. „Ich erwarte hier in den nächsten Tagen," schreibt Friedrich am 14. August 1763, „einen ganzen Schwarm von Neffen und Nichten; ich bin im Begriff, der Onkel von ganz Deutschland zu werden, wie ich ehedem ein Fräulein von Sonsfeld kannte, welche die Tante von aller Welt war. Wenn man nicht Großvater ist, kann man doch Großonkel werden und durch sein Gefasel den Großneffen zum Kinderspott dienen; das ist der fünfte Akt des Stückes, und zum Schluß wird man ausgepfiffen." Bei solchem Verwandtenbesuch schwelgte dann Friedrich gern mit den Schwestern in alten Erinnerungen aus „fast fabelhaften" Tagen — „wie die alten französischen Oberstlieutenants sich von ihren einstigen Waffenthaten unterhalten". Für das Vergnügen der jungen Nichten ließ sich freilich schwerer sorgen: „sie brauchen einen Ball, es fehlt uns an Damen, man wird es vielleicht ins Intelligenzblatt einrücken müssen, daß jede mittanzen kann, die da will".

Friedrich selbst zog sich von allem, was Festlichkeit, Repräsentation und Zeremonie hieß, immer mehr zurück, anders als der „alte Baron", der ewig jugendliche Pöllnitz, der noch ganz wie ehedem „in der Zeremonie lebte und webte". Auch der Winteraufenthalt in Berlin anläßlich des Karnevals[2]) wurde immer mehr eingeschränkt. Friedrich zog vor, die Rückkehr des Frühlings zu Potsdam „in seinem Loch" abzuwarten: „Wir Greise leben erst im Frühling wieder auf und sind lebendig nur im Sommer; der Winter ist gut nur für die

[1]) Vgl. oben S. 286. 287.
[2]) Vgl. Bd. I, 545.

heiße, stürmische Jugend, die sich mit Schlittenfahrten und Schneebällen abkühlt." Ab und zu heischte ein großes Familienfest die Mitwirkung des Oberhauptes. Im Juli 1765, als die Vermählung des Thronerben mit Elisabeth von Braunschweig gefeiert wurde, glich der Berliner Hof nach Friedrichs Schilderung „einer allgemeinen Reichsversammlung des heiligen Römischen Reichs": „wir sind umgeben von dreißig Prinzen und Prinzessinnen, und im übrigen verhindern mich meine Gebreste, an allen Gelagen teilzunehmen. Ich finde mich zu den großen Solennitäten ein und versuche, in den Pausen etwas Erholung zu finden. Der alte Baron verhöhnt meine verkrüppelten Beine, er ist mit dem Prinzen Friedrich um die Wette gelaufen: ich, der ich mich als Hinkebein hinschleppe, ungefähr wie eine Schildkröte, betrachte ihren ungestümen Lauf wie ein Gelähmter, der sich ein Ballett ansieht."

„Das Leben, mein lieber Darget," schreibt er zu Neujahr 1768 an seinen alten Vorleser,[1]) „ist eine hundsföttische Sache, wenn man alt wird. Entweder muß man sich entschließen, auf der Stelle umzukommen, oder sich Stück für Stück dahinsterben zu sehen. Aber bei alledem gibt es eine Art, glücklich zu sein: man muß sich ideell verjüngen, von seinem Körper absehen und sich bis zum Ende des Stücks eine innere Heiterkeit erhalten und die letzten Schritte des Pfades mit Blumen bestreuen." Zum Glück plagte die Gicht nicht immer. Ja, nach dem Besuch des Landecker Bades im Sommer 1765 wollte er schon glauben, die Gicht nie gehabt zu haben; nur hatte ihm die Kur an sich wenig behagt, und er erklärte, sich im Wasser „deplaciert" zu fühlen und das Element der Thales und Buffon den Aalen, Butten, Hechten und Enten überlassen zu wollen. Freund Fouqué empfahl zur Erhaltung der Gesundheit das Rezept des alten Dessauers: Exerzieren, Manövrieren und bisweilen etwas Aerger. „Sie denken," antwortete Friedrich, „daß ich noch so lebhaft wie ehedem bin, aber Sie täuschen sich, ich habe Wasser in meinen Wein gethan"; beim Exerzieren helfe er wohl noch, aber ohne sich aufzuregen. Vor der Front schien sein Körper noch die ganze Zähigkeit und Spannkraft der vergangenen Tage zu besitzen: „zu Pferde würde man ihn für einen Centauren halten," meinte der Franzose Guibert, als er den König 1773 bei der Parade sah. Und in seinem Reisewagen trotzte er bei der Fahrt über Stock und Stein oder durch den fußhohen Sand allen Unbilden seiner Landstraßen.

Mit diesen unermüdlich fortgesetzten anstrengenden Rundfahrten, diesen „tumultuarischen" Unterbrechungen seines „Klausnerlebens", kehrten Jahr für Jahr, meist zu denselben Zeiten, für die Provinzen die Tage scharfer Prüfung und genauer Abrechnung wieder. „Ich reise viel," sagt er einmal, „und bei meinen Reisen erfahre ich manches." Die erste Frage des Gebieters aber galt jetzt immer den Fortschritten seines „Retablissements".

Was man in der zweiten Hälfte dieser Regierung amtlich unter Retablissement verstand, beschränkte sich nicht auf die unmittelbar nach dem Friedens-

[1]) Bd. I, 202.

schlusse zur Heilung der schwersten Kriegsschäden ergriffenen Maßnahmen, sondern setzte sich in einer langen Reihe großer, auf Staatskosten auszuführender Kulturarbeiten fort, die aber doch nicht ins Unendliche ausgedehnt werden, sondern an einem bestimmten Ziele einhalten sollten: Urbarmachung und Besiedelung von Wüsteneien und insgemein Heranziehung von Einwanderern, Hebung der Bodenkultur und Vermehrung des Viehstandes, Gemeinheitsteilungen und Anlage neuer Bauerngüter, Verbesserung der bäuerlichen Rechts- und Besitzverhältnisse. So erklärte er dem Minister Derschau 1775 für das „Retablissementswesen" der Kurmark, es sei seine Absicht, mit den Verbesserungen fortzufahren, „bis die ganze Provinz in Ordnung ist und nichts mehr zu thun übrig".

Von den Barbeständen der Feldkriegskassen, der Königlichen Dispositionskasse und des großen, für die Zwecke der Kriegsführung gebildeten Zentralfonds ist für das Retablissement nur ein verhältnismäßig geringer Teil aufgewendet worden, alles übrige wurde Jahr für Jahr aus den Ueberschüssen der laufenden Verwaltung bestritten. Jene Bestände betrugen nach einer dem Könige bei der Rückkehr aus dem Felde vorgelegten Abrechnung nicht weniger als 29430814 Thaler, fast genug, um die Kosten zweier weiterer Feldzüge zu decken. An Bürgschaften für die Landesverteidigung wurde nun auch in erster Linie gedacht. Für die Ergänzung der Waffen, Uniformen und Feldausrüstung wurden 7 Millionen, für Geschütze 250000, für das Fuhrwesen 193000 Thaler angewiesen, in den Kriegsschatz 14½ Million, in die Mobilmachungskasse 700000 Thaler gelegt. Die bei den Ständen der einzelnen Provinzen aufgenommene Anleihe und ein von der märkischen Landschaft geborgter Vorschuß im Betrage von insgesamt 4 Millionen in altem Golde wurden schon im März 1763 mit 5413586 Thalern nach dem Münzfuß von 1758 zurückgezahlt.

Der geringe Gehalt der während des Krieges ausgeprägten Münze verminderte nun allerdings den Metallwert des neu aufgefüllten Tresors sehr erheblich. Mehr als 6½ Million Thaler lagerten hier in Sorten schlechtester Währung, d. h. in den sogenannten neuen Augustdor, deren Gehalt nicht viel über ein Drittel des Nennwertes betrug, und in den noch berüchtigteren Bernburger Münzen. Zur Wiederanbahnung eines gesunden Münzwesens, wobei Härten und Aergernisse freilich unvermeidlich waren, wurde durch zwei Edikte vom 21. April und 18. Mai 1763 angeordnet, daß für die Zeit vom nächsten Trinitatistermin ab nur noch das nach dem Münzfuß von 1758 geprägte Geld, das sogenannte brandenburgische Mittelgeld, als gesetzliches Zahlungsmittel gelten sollte, jene Münze, von der 19¾ Thaler auf die feine Mark Silber kamen.[1]) Für die Abtragung der in den verschiedenen Abschnitten der Kriegszeit eingegangenen Zahlungsverbindlichkeiten, für die Einlösung der einstweilen noch im Umlauf befindlichen geringeren Münzsorten und für die Bezahlung der nach dem alten Wert einzuziehenden Steuern und Amtspachten wurden genaue Umrechnungssätze bekannt gegeben. Bereits aber war es die Absicht des Königs, zu dem Münzfuße von 1750 zurückzukehren, die Mark Silber wieder zu 14 Thalern ausbringen zu lassen und die Prägung nicht durch Unternehmer, sondern auf Rechnung

[1]) Oben S. 311.

des Staates vornehmen zu lassen, „ohne mit Juden oder Christen weiter melieret zu sein" — so eröffnete er am 29. Mai 1763 seinem jetzigen Berater in Münzangelegenheiten, dem General Tauentzien, indem er die Absicht aussprach, zunächst drei Jahre hintereinander je 12 Millionen nach dem alten Fuß ausmünzen zu lassen. Das Münzedikt vom 29. März 1764 hat diesen dann wiederhergestellt.

Außer den Millionen in den Kriegskassen lagen beim Friedensschluß in den Magazinen reiche Vorräte an Korn, Mehl und Rauhfutter für die Fortsetzung des Krieges bereit, und das Heer hatte im letzten Winter durch Werbung und Aushebung seine Lücken ergänzt; allein Ostpreußen hatte nach dem Abzug der Russen 15000 Rekruten gestellt. Die Regimenter waren wieder „vollzählig nach dem großen Kriegsfuß". Durch Entlassung von 30780 Landeskindern wurden den Provinzen die Arbeitskräfte, deren zumal der Landbau dringend bedurfte, zurückgegeben, und da die Husaren 400 Mann auf das Regiment, die Kürassiere und Dragoner je 150 Mann ausmusterten, da die Artillerie und der Train ihre Gespanne fast ganz abgaben,[1]) so konnten 35000 Pferde im Lande verteilt werden. An Roggen und Mehl wurden 25000, an Hafer 17000 Wispel aus den Magazinen gespendet. So wurde, wie Friedrich sagte, dem Volk vorerst einmal Mut gemacht, wieder an die Arbeit zu gehen; denn die wirksamste Hülfe blieb allemal der eigene Fleiß.

Nach Pommern war schon im April 1762, sobald der Friede mit Rußland und Schweden gesichert erschien, der Geheime Finanzrat Schönberg von Brenckenhoff geschickt worden, ein soeben aus anhaltischen Diensten übernommener Beamter, dessen Thatkraft und Findigkeit der König während des Krieges bei mehr als einer Gelegenheit schätzen gelernt hatte. Brenckenhoff sollte Vorschläge machen, wie Land und Leute „wieder auf die Beine zu bringen seien". In Danzig lagen 6000 Wispel Roggen und 2000 Wispel Hafer bereit, die jetzt in Pommern zur Verteilung kamen; mit barem Geld wurde der Kommissar reichlicher erst ausgestattet, als die Friedensverhandlung zu Hubertusburg dem Abschluß nahe war. Bis zum Juni 1763 waren der pommerschen Retablissementskasse 1202920 Thaler zugeflossen, eine halbe Million aus dem großen Dispositionsfonds des Königs, das übrige aus den pommerschen Einkünften. Ausgegeben waren damals für den Ankauf der im Lande zu verteilenden Pferde 109135 Thaler, für Ochsen 311650, für Schafe 230367, für Brot, Getreide, Mehl und Seefrachten 240898 Thaler. 22000 erhielten die Domänenämter für Sommersaat, 5000 der Magistrat von Kolberg für die Herstellung seiner Vorwerke. Zu dem Rest von 283870 Thalern wurde für das nächste Rechnungsjahr die gesamte pommersche Einnahme mit 593488 Thalern geschlagen. Nun ging es an den Ankauf von Kühen; mehr als 50000 fehlten; wenigstens der sechste Teil sollte beschafft werden, 8766 Stück, die Kuh zu 25 Thalern gerechnet, was 220150 Thaler ergab. Nochmals wurden für Pferde 30000, für Ochsen 50000, für Brot- und Saatkorn 40000 Thaler angewiesen. Die Städte erhielten als Beihülfe 200000 Thaler, die bedürftigsten bäuerlichen Wirte 48065 Thaler; man rechnete 50 Thaler für den abgebrannten Hof, ausschließlich des freien Bauholzes. Zur

[1]) Vgl. Bd. I, 550.

Wiederaufführung der Gebäude auf den Aemtern wurden 134000 Thaler ausgeworfen; die Domänenpächter berechneten ihren Kriegsschaden an verlorenem Vieh und Inventar und an „feindlichen Erpressungen" auf 372695 Thaler; um ihnen aufzuhelfen, wurden ihnen ihre Pachtrückstände erlassen und ihre Kontrakte verlängert. In den Dörfern der Provinz lagen 1286 Häuser, Scheunen und Ställe in Trümmern. Die bäuerliche Grundsteuer blieb einigen Kreisen bis zum 1. September 1763 erlassen, anderen auf ein oder zwei weitere Vierteljahre, den am härtesten heimgesuchten Gegenden, dem Fürstentum Kammin, den Kolberger Kapiteldörfern, der Staroftei Draheim, bis zum 1. September 1764.

Auch auf die Neumark erstreckten sich Brenckenhoffs Vollmachten. Hier waren allein auf dem platten Lande 1974 Häuser eingeäschert; die Hauptstadt Küstrin war durch die Beschießung von 1758 völlig zerstört. Für den Wiederaufbau dieses Platzes hatte der König gleich damals 200000 Thaler angewiesen, im ganzen wurden für solchen Zweck 683000 ausgegeben. Frankfurt, Kottbus, Krossen hatten während des Krieges zusammen 144000 Thaler an Unterstützung erhalten. Auf das Retablissement des platten Landes wurden jetzt 768149 Thaler verwendet, und neben 6342 Zugpferden kamen hier, wo ein großer Teil der Einwohnerschaft von der Wollspinnerei und Tucherei lebte, 68866 Schafe zur Verteilung.

Die Kurmark hatte 1760 nach dem Einfall der Russen und Oesterreicher eine Unterstützung von 400000 Thalern erhalten und außerdem hatte der König der Stadt Berlin ihre Kriegskontribution von 2 Millionen gedeckt und 12000 Thaler an die Armen von Berlin, Potsdam und Charlottenburg verteilen lassen. Freilich berechnete damals die Provinz ihren Schaden auf 6218896 Thaler, einschließlich des Wertes der verlorenen Tiere: fast 25000 Pferde, 17000 Ochsen, 20900 Kühe, 121000 Schafe, an 35000 Schweine. Was jetzt noch an Gnadengaben angewiesen wurde, kam wieder nur den Bedürftigsten zu gute. Die abgebrannten Bauern, Kossäten und Spinner im Kreise Lebus erhielten 22000, ein Dutzend besonders hart betroffener Edelleute insgesamt 39000 Thaler. Zum Ankauf von 4000 Pferden, 3053 Ochsen, 3373 Kühen wurden 379050 Thaler bestimmt, von den Magazinspenden entfielen auf diese Provinz 1777 Wispel Roggen, 1587 Wispel Hafer, 1289 Wispel Gerste. 100000 Thaler wurden an die Kreise Ober- und Niederbarnim, Teltow, Zauche, Beeskow-Storkow, Lebus verteilt, zu Gunsten der am ärgsten geschädigten Bauern. Doch haben die niederbarnimschen Kreisstände nur die Hälfte der Summe zur Verteilung gebracht, mit der anderen Hälfte die Ausfälle der Kreiskasse gedeckt, und überall war der Anteil des Einzelnen nur gering: so erhielten im Kreise Beeskow-Storkow die Bauern, deren Bedürftigkeit überhaupt anerkannt wurde, Spenden von 3—24 Thalern.

Die Provinz Preußen war von den Russen weit glimpflicher behandelt worden als Pommern, die Marken und Schlesien. Betrachteten sie doch dieses Land bereits als ihr eigenes, und so benutzte man hier klug die Gelegenheit, der harten Behandlung Sachsens durch die Preußen ein leuchtendes Beispiel entgegenzustellen. Der Landesherr wies für die vom Feinde geräumte Provinz aus der Einnahme des Rechnungsjahres 1762/63 700000 Thaler zu Ent-

schädigungen an. Dieser Betrag wurde indes zu anderen Zwecken, vor allem für Naturallieferungen an das Feldheer und zur Bezahlung der nach Pommern bestimmten Getreidevorräte, sowie der den Russen abzukaufenden Magazine verwendet. So mußten die Retablissementsgelder aus anderen Fonds flüssig gemacht werden, und die Abwickelung des Entschädigungsgeschäftes zog sich hier jahrelang hin.

In Schlesien waren auf dem platten Lande 3323 Häuser, 2225 Scheunen, 3495 Ställe abgebrannt oder sonst in Verfall geraten, in den Städten 2917 Häuser, 399 Scheunen, 1380 Ställe. Bereits im September 1764 waren 4371 Häuser neu errichtet, 1325 im Bau begriffen; im Laufe des Jahres 1766 wurden auf den Dörfern die Ersatzbauten zu Ende geführt; in den Städten waren Ende August 1766, nachdem inzwischen 519 weitere Häuser durch große Feuersbrünste zerstört worden waren, noch 644 Häuser, 95 Scheunen, 829 Ställe zu bauen. An Pferden sollen in dieser Provinz 17000 Stück verteilt worden sein. Als der Minister Schlabrendorff im Mai 1764 Oberschlesien bereiste, fand er den ganzen Landstrich von Neiße über Neustadt, Leobschütz, Ratibor, Oberberg bis nach Pleß „in recht guten, kultivierten Umständen“: „Die Leute haben einen so guten Pferde- und Viehstand wie vor dem Krieg und haben ihre Wirtschaft recht gut eingerichtet, daß man ihrem Fleiß das billige Lob nicht versagen kann.“

Ein schlesischer Schriftsteller, der Pfälzer Klöber, schrieb 14 Jahre nach dem Kriege, daß Schlesien unter österreichischer Herrschaft die Spuren des Dreißigjährigen Krieges noch 100 Jahre lang getragen, von den Nachwehen des Siebenjährigen Krieges überraschend schnell sich erholt habe. Und der König selbst hat nach seinen Reisen wiederholt seine Befriedigung über die guten Fortschritte der Heilung ausgesprochen. „Ich bin hier in einer Provinz,“ schreibt er am 1. September 1766 aus Breslau an Voltaire, „wo man die Physik der Metaphysik vorzieht. Man bestellt die Felder, man hat 8000 Häuser wiederaufgebaut und man zeugt alljährlich Tausende von Kindern, um die zu ersetzen, welche die Raserei der Politik und des Krieges dahingerafft hat.“ „Wenn Sie nach der Gesamtzahl der Verwüstungen wißbegierig sind,“ fügt er im nächsten Briefe hinzu, „so vernehmen Sie, daß ich im ganzen in Schlesien 8000 Häuser wiederaufgebaut habe, in Pommern und in der Neumark 6500, macht nach Newton und d'Alembert 14500.“ Doch klagt er noch nach Jahren, daß die Wunden noch immer bluten, daß viel Werk gethan ist, aber noch sehr viel zu thun übrig bleibt.

Großes Aufsehen erregte allerorten der kostspielige Bau des „zweiten Sanssouci“, des sogenannten Neuen Palais, der nach dem schon im Frühjahr 1756 festgestellten Entwurfe unmittelbar nach dem Kriege, im Mai 1763, begonnen wurde. Der Prinz von Preußen sagte zu dem österreichischen Gesandten, das neue Schloß werde größer als das Berliner, und dieser berichtete seinem Hofe, des Königs vorherrschende Leidenschaft sei ohne Widerrede der Ruhm; nicht zufrieden mit dem im Kriege durch sein Talent und sein Glück erworbenen, wolle er jetzt Ludwig XIV. und Versailles nachahmen. Die Zeitgenossen fabelten, daß der Bau 11 Millionen gekostet habe und die innere Einrichtung ebensoviel. Die

Annahme griff vielleicht um das Zehnfache zu hoch; beträchtlich aber blieben im Gegensatz zu der sonstigen Sparsamkeit der Hofhaltung die Aufwendungen unter allen Umständen; nachweislich sind in den beiden Jahren der stärksten Bauthätigkeit je 200000 Thaler für den Bau selbst und je 100000 Thaler für Möbel ausgegeben worden. Friedrich hat nachmals gesagt, dieser Bau unmittelbar nach dem Kriege sei eine „Fanfaronnade" gewesen. Aber er hat auch einmal seinem Minister von der Horst erklärt, das Bauen sei ein vortreffliches Ding, selbst wenn die Bauten unnütz scheinen möchten; denn jeder Künstler und jeder Tagelöhner finde dabei Arbeit, sobald er sie verlange. Uebersehen wir vor allem nicht, daß die gewinnbringenden Aufträge für die prunkvolle Ausstattung der Gemächer den einheimischen Fabriken zu gute kamen und daß ohne diese Bestellungen die Berliner und Potsdamer Luxusindustrien, zumal die junge Seidenmanufaktur, in schweren Jahren eines geschäftlichen Stillstandes und Rückganges, der sich nicht auf Preußen beschränkte, sich kaum würde aufrecht gehalten haben.

Die wirtschaftliche Krisis, die seit dem Hochsommer von 1763 auf einen Teil von Europa drückte, begann mit dem Bankbruch eines der größten Häuser von Amsterdam, der Brüder de Neufville. Der Amsterdamer und der Hamburger Geldmarkt hatten mit den peinlichsten Schwierigkeiten zu kämpfen; in der Hansastadt stellten 95 Firmen ihre Zahlungen ein. „Woher kommen alle diese Bankerotte?" fragte der König von Preußen erstaunt seinen Hamburger Residenten; „seit ich auf der Welt bin, habe ich nichts dergleichen gehört." Er glaubte zunächst, eine Kabale bestimmter kaufmännischer Kreise annehmen zu sollen. Nur zu bald kamen auch Berlin, Magdeburg und andere preußische Städte an die Reihe; als der erste in der Hauptstadt Gotzkowsky. Von dem Könige wegen seiner Erfahrung und Findigkeit in Handelsangelegenheiten geschätzt und seit lange vielfach verwendet, hatte dieser unternehmende Mann während des Krieges durch umfangreiche Lieferungen und weitausgreifende Wechselgeschäfte große Summen verdient, zugleich aber allzuviel gewagt und gewettet, als daß er jetzt in dem großen Zusammenbruch hätte bestehen können. Der König mußte sich bald überzeugen, daß das Verhängnis nicht zu wenden war; er versuchte dann, dem Bankerotten wieder aufzuhelfen; aber nach 3 Jahren war Gotzkowsky abermals zahlungsunfähig.

Die allgemeine Erschütterung der Kreditverhältnisse, im Verein mit anderen Kalamitäten, Viehsterben und mehreren Mißernten, lähmte also das Geschäft auf Jahre hinaus; viele Berliner Kaufleute glaubten, ihre Kapitalien im Auslande unterbringen zu müssen. Abhülfe versprach sich der König von der Gründung einer Bank.

Projekte dazu waren schon dem ersten preußischen Könige von unternehmungslustigen Fremdlingen vorgelegt worden. Dann hatte der Münzdirektor Graumann 1752 die Gründung unter dem Gesichtspunkt empfohlen, das preußische Kommerzium von der Willkür und Bedrückung der Hamburger Börse unabhängig zu machen. König Friedrich hatte damals den Vorschlag als eine der „allerinteressantesten" Angelegenheiten und die Gründung bereits als „beschlossene Sache" bezeichnet. Aber von anderen Projektenmachern und der Berliner Kaufmannschaft gleichmäßig bekämpft, war Graumanns Plan nicht zur

Ausführung gelangt. Auch jetzt ergaben sich Schwierigkeiten ohne Ende. Berater des Königs war diesmal ein dunkler Ehrenmann aus der klassischen Heimat des Wechselgeschäfts und der Finanzkünstler, Calzabigi aus Livorno. Den Deutschen fehlte es für das Bankwesen noch allzusehr an Erfahrung und an Verständnis. Die staatswissenschaftliche Litteratur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts predigte nach den blendenden Erfolgen der 1694 begründeten Londoner Bank die Nachfolge als sicherstes Mittel der Volksbeglückung, ohne das Problem wissenschaftlich zu prüfen und vom Wesen und den Voraussetzungen des Bankverkehrs eine klare Vorstellung herauszuarbeiten. Die Praktiker, die Kaufleute, die Bankiers verhielten sich fast durchweg ablehnend, in einem Grade, daß ein preußischer Beamter endlich ungeduldig meinte, man dürfe nicht in dem Wahn begriffen bleiben, „daß alle neuen Sachen nichts taugen". Doch teilte im allgemeinen das Beamtentum, bei voller Unkenntnis der Aufgabe, Unlust und Mißtrauen der Kaufmannschaft. Der vom König zur Leitung der Bank zunächst in Aussicht genommene Justizminister Graf Reuß äußerte entsagungsvoll, er gelange zur Direktion, wie der Unschuldige zur Ohrfeige. Wiesen die Enthusiasten auf London, so beriefen sich die Gegner des Neuen auf das abschreckende Beispiel des Lawschen Bankschwindels in Frankreich, auf die Mißerfolge der Banken von Kopenhagen und Stockholm. Das von vornherein reichlich vorhandene Mißtrauen der gewerblichen und Handelskreise erhielt dadurch weitere Nahrung, daß nach Calzabigis Plan die Bank Handelsgeschäfte verschiedenster Art mit weitgehenden Vorrechten an sich nehmen sollte. Davon wurde nun bald abgesehen, gleichwohl aber blieben die Zeichnungen des Privatkapitals, auf die man für die Beschaffung des Stammvermögens gerechnet hatte, so gut wie ganz aus.

Es blieb nichts übrig, als die Bank auf Staatskosten mit Betriebsmitteln und Bürgschaftsstock auszustatten. Die Verordnung vom 17. Juni 1765 kündete unter Hinweis auf die noch nicht geheilten Wunden, die der Krieg dem Staat geschlagen habe, die Eröffnung einer Giro-, Diskonto- und Leihbank in Berlin zum kommenden 20. Juli an, zu dem Zwecke, „durch den mehreren Umlauf des Geldes in allen Wechsel- und Handelsgeschäften das Kommerzium blühend zu machen". Alle Unkosten der Errichtung und Verwaltung übernahm der König, erklärte aber zugleich, daß die Bank von den Staatsbehörden völlig unabhängig sein solle, daß „lediglich und allein" er persönlich sich vorbehalte, „von dem Zustand der Bank, nach Unserem hohen Gefallen und Belieben, Wissenschaft einzuziehen". Als Grundkapital sollten der Bank 8 Millionen aus dem Staatsschatz dienen, doch wurden zunächst nur 400000 Thaler eingeschossen, später weitere 900000 niedergelegt.

Die Anfänge des Geschäfts ließen sich günstig an. Aber die tiefe Abneigung der am meisten beteiligten Kreise war um so weniger zu überwinden, als die ersten Leiter schwere Fehlgriffe, ja, wie es scheint, Untreue sich zu schulden kommen ließen. Die Geschäfte der Bank kamen somit nicht in Fluß, und nach einem Jahr erklärten dem Könige der Großkanzler der Justiz und das Generaldirektorium, der auswärtige Kredit sei infolge der Bankgründung noch mehr gesunken, indem fast jedermann fürchte, statt baren Geldes zuletzt Papier zu bekommen. Unstreitig sei, daß der früher in Berlin und Breslau betriebene

ausländische Wechselhandel sich nach Leipzig, Braunschweig, Frankfurt a. M., Prag gezogen habe. Ein neuer Entwurf des betriebsamen Calzabigi, der den Mißerfolg des ersten Versuches nicht leugnen konnte, wurde von den Ministern zum großen Verdruß des Monarchen einer Kritik unterzogen, die in den Worten gipfelte: „Wir sind vollkommen überzeugt, daß die Feinde von Ew. Königl. Majestät höchsten Person und Hause sich freuen würden, wenn dieser Plan publizieret und zur Exekution gebracht würde." Der König antwortete sehr ungnädig, aber Calzabigis Rezept, das die Bank zu einer Zwangsanstalt für jeglichen Geldumsatz in der Höhe von mehr als 150 Thalern machen wollte, wurde preisgegeben, und ebenso aus dem ersten Statut eine Anzahl als störend erkannter Vorschriften. Dagegen erhielt jetzt die Bank, gleichzeitig unter schärfere Aufsicht gestellt, das Recht zur Ausgabe von Noten; sie gewannen sich Vertrauen und wurden schon Anfang 1768 in Hamburg um ein Drittel Prozent teurer als gute Wechsel bezahlt. Von entscheidender Bedeutung wurde aber erst die Verfügung an die Gerichte vom 18. Juli 1768, alle Mündelgelder und sonstigen Depositа, soweit sie nicht gegen hypothekarische Sicherheit untergebracht werden könnten, zinsbar bei der Bank anzulegen. Nun flossen die Gelder ihr oft allzu reichlich zu, sie wurde lebensfähig und erfüllte vollauf ihren Zweck, durch Aufrechterhaltung des Wechselkurses den Handel zu stützen und zu beleben, bis sie gegen Ende des Jahrhunderts ihren Schwerpunkt in das Depositen- und Hypothekengeschäft verlegte. Der Umsatz steigerte sich von Jahr zu Jahr, der dem Staat zufallende Reingewinn wuchs von den 22289 Thalern des Rechnungsjahres 1767/68 im nächsten Jahr auf 46739 und bis 1785/86 auf 216166. Der König war schon nach wenigen Jahren zufrieden, und voll Lobes für den Minister Hagen, der endlich der Bank auf den Weg geholfen habe.

Schwer lasteten auf den Städten die zur Bestreitung feindlicher Brandschatzung aufgenommenen Invasionsschulden. Der Regel nach blieb ihre Tilgung Sache der Gemeinde. So ordnete Schlabrendorff für Schlesien an, daß die Bürgerschaften die Schuld allmählig an diejenigen abzutragen hätten, „welche ihren Kredit zu solcher erpreßten Kontribution employieret". Nur in den dringendsten Fällen trat der Staat dazwischen: Landshut erhielt 200000 Thaler, Striegau 40000, Halle, das seinen Schaden auf 520000 Thaler berechnete, 80000, Krossen und Reppen in der Neumark 24000 und 6000, Minden 20000, Bielefeld 15000. Die Stände von Halberstadt 40000, die von Hohnstein 13000. Aber auch sonst empfingen die Städte in zahlreichen Fällen außerordentliche Zuwendungen, zumal für Bauzwecke, so die schlesischen Städte 1774 eine Summe von 56000 Thalern und 1777 eine Anweisung auf 288000 Thaler.

Vielleicht noch schwerer als die Städte litt unter den Nachwehen des Krieges der adeliche Grundbesitz. Die Rittergüter waren tief verschuldet; die Moratorien, die den Besitzern von Gerichts wegen auf zwei Jahre gewährt wurden, hatten, wie Friedrich sagt, nur die Wirkung, den Kredit des „ersten und glänzendsten Standes" vollends zu zerstören. Die Lage der Schuldner war um so schwieriger, als die Veräußerung von Rittergütern an Bürgerliche,[1]) während der Kriegs-

[1]) Vgl. Bd. I, 369.

läufte häufiger vorgenommen, nach dem Friedensschluß alsbald wieder auf das Aeußerste erschwert und schließlich ganz verboten wurde. Sollte ein allgemeiner Zusammenbruch abgewendet werden, so mußte der Staat eintreten.

Der König half auf zweierlei Weise, mit unmittelbaren Geldspenden und durch die Schöpfung landwirtschaftlicher Kreditverbände. Ein segensreiches Werk von unendlicher Tragweite wurde eingeleitet, als am 12. Januar 1767 der Großkanzler der Justiz den Auftrag erhielt, die Besitzverhältnisse des Adels in Pommern und der Neumark zu ermitteln: den Wert jedes Gutes, die Höhe seiner Schulden, den Ueberschuß der im Landbuche eingetragenen Hypotheken über die Hälfte des Wertes, eine Abschätzung der Kriegsschäden der einzelnen Güter. In einer besonderen Rubrik sollten die „ganz armen und durch den Krieg vorzüglich mitgenommenen Edelleute" aufgeführt werden. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte für Ostpreußen an die Gründung einer Landeskreditkasse zum Besten des verschuldeten ländlichen Grundbesitzes gedacht. Wie es scheint, folgte Friedrich II. jetzt einer Anregung des Berliner Kaufmanns Büring, dessen „Plan zu einer allgemeinen Leihbank auf liegende Gründe und Häuser" darauf hinausging, daß jedes Rittergut abgeschätzt und zur Hälfte oder zu zwei Dritteln des Wertes Darlehen aus der landschaftlichen Kasse zur Befriedigung der Gläubiger erhalten sollte.

Das erste Ergebnis wurde in Schlesien erzielt. Der Staat bezahlte hier von den Schulden des Adels 300 000 Thaler; der Gesamtbetrag der Schuld wurde auf 25 Millionen geschätzt, der Wert des adelichen Besitzes auf 60 Millionen. Der Freiherr von Carmer,[1]) soeben zum Chefpräsidenten sämtlicher schlesischer Oberamtsregierungen ernannt, wollte dem Notstand durch Begründung einer schlesischen „Gesellschaft zur Beförderung der Landesökonomie, des Handels und der Fabriken" steuern, aber nach Rücksprache mit dem Könige wurde der Plan auf eine Organisation des Großgrundbesitzes eingeschränkt. Carmer hat erzählt, wie der König in einer ersten Audienz mit keinem Worte eine eigene Meinung ausgesprochen, ihn lediglich befragt habe: über Pfandrecht, Hypothekenwesen und verwandte Rechtsgegenstände. In der zweiten Audienz seien die Rollen gleichsam vertauscht gewesen, und der König habe mit voller Sachkunde und Bestimmtheit die Grundsätze der zu errichtenden Pfandbriefanstalt aufgestellt. Gerade den Schlesiern war eine derartige Einrichtung nicht neu; denn in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer hatte man ehedem die „ledernen Briefe" gekannt, Pergamentverschreibungen, die, über den halben Kaufpreis eines Landgutes ausgestellt, im Handel mit Grund und Boden sich großer Beliebtheit erfreut hatten. Eine Flugschrift „Gedanken eines Patrioten über den Entwurf zur Wiederherstellung des allgemeinen Kredits des schlesischen Adels", die Arbeit des 23jährigen Referendars Suarez, bekämpfte mit Geschick die Einwände „eigennütziger, unpatriotischer Wucherer und Makler". Ein allgemeiner Landtag des schlesischen Adels im Sommer 1770 machte sich den Entwurf zu eigen: der Adel als Genossenschaft handelte die erforderlichen Gelder gegen Pfandbriefe auf seinen Kredit, setzte den Gläubigern sein gesamtes Vermögen zum Unterpfande und erhielt

[1]) Bd. I, 341.

seine Rücksicherung durch die besondere Verpfändung derjenigen Güter, auf welche die Darlehen gesucht worden waren, nahm aber Hypotheken nur bis zum halben Taxwert des Gutes an. Die kleineren Pfandbriefe sollten jederzeit, die größeren auf halbjährige Kündigung einlösbar sein. Um die unaufschiebbaren Zahlungen zu sichern, überwies der Staat der schlesischen Landschaft ein Kapital von 200000 Thalern gegen zwei Prozent Zinsen. In Anlehnung an die neue Schöpfung nahm nun auch Carmers „Patriotische Gesellschaft" Gestalt an.

Sechs Jahre nach der Begründung der schlesischen Landschaft empfing der König in Potsdam am 18. Januar 1776 vier Vertreter der kurmärkischen Stände. Er wies sie auf das Vorbild der Nachbarprovinz hin: „Das müssen Sie imitieren, es gehet exzellent." Er wollte den Einwand nicht gelten lassen, daß eine ganze Provinz ruiniert werden könne, etwa wie im Dreißigjährigen Kriege, und daß dann bei der solidarischen Haftpflicht der Landschaft jeder einzelne Besitzer dem Unglück mitverfallen sei: „Darauf müssen Sie gar nicht reflektieren, das ist nur lächerlich; denn wenn der Himmel einfällt, so sind alle Vögel gefangen, und wenn der jüngste Tag kommt, so machen wir alle Bankerott. Und wenn auch eine Provinz ruiniert würde, so muß alsdann der Herr zutreten, denn dieser und die Stände machen nur eins aus." Die „Kreditsozietät" für die Kur- und Neumark ist dann im folgenden Jahre, vom Staate wieder mit einem Stammkapital von 200000 Thalern ausgestattet, auf der Grundlage zu stande gekommen, daß hier nur die Besitzer der mit Pfandbriefen belasteten Güter als Teilnehmer beitraten und nach Ablösung der Briefe jederzeit ausscheiden konnten, eine Abweichung von dem schlesischen Muster, die Carmer als „verunglückt" betrachten wollte.

Inzwischen hatte in der Neumark und in Pommern die Ritterschaft sehr ansehnliche Unterstützungen vom Staate erhalten: die neumärkische zur Schuldentilgung ein unverzinsliches Gnadengeschenk von 154000 Thalern, und zu Meliorationszwecken weitere 100000 Thaler, deren zweiprozentige Zinsen in der Höhe von 2000 Thalern zur Unterstützung armer adelicher Witwen dienen sollten; die pommersche zu denselben Zwecken 381000 Thaler zinsfrei und über eine halbe Million gegen zwei Prozent Zinsen. Summen, die sich in den letzten Regierungsjahren noch um eine ganze Million für Pommern und fast eine halbe für die Neumark erhöhten. Als dann die Pommern aus eigenem Antrieb um eine Kreditanstalt baten, kam ihnen der König bereitwillig entgegen und erklärte ihren Vertrauensmännern mit warmen Worten: „Ich will Ihnen gerne helfen, denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben, als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Verteidigung des Vaterlandes, sowohl im Felde als zu Hause, mit Gut und Blut, beigestanden haben, und ich müßte kein Mensch sein oder kein menschliches Herz haben, wenn ich Ihnen bei dieser Gelegenheit nicht meine Dankbarkeit bezeigen wollte." So erhielt auch Pommern 1780 sein Kreditwerk. Die anderen Provinzen folgten vorerst noch nicht, aber für den ganzen Staat wurde am 20. Dezember 1783 die allgemeine Hypothekenordnung erlassen, die in anderen deutschen Territorien lebhafte Beachtung und vielfache Nachfolge fand.

Die beiden uns überlieferten Ansprachen an die märkischen und die pom-

merschen Abgeordneten kennzeichnen Friedrichs persönliches Verhältnis zu seinem Adel. Wir erinnern uns der Zeugnisse, die das politische Testament von 1752 den Edelleuten der einzelnen Provinzen ausgestellt hatte.[1]) Als Friedrich 1768 dieses Testament umarbeitete, hat er seine Urteile hier und da etwas umgeprägt und die Charakteristik diesmal auch auf die breite Masse der Bevölkerung ausgedehnt. Nach wie vor erhalten die Bewohner und insonderheit die Edelleute des Herzogtums Kleve die schlechteste Note: es sind diejenigen Unterthanen, von denen man sich am wenigsten Vorteil versprechen kann. Auch die geringe Meinung des Königs von den Brandenburgern ist unverändert geblieben: der Adel gilt ihm als verschwenderisch und leichtsinnig, es gibt nur wenige, die man mit Erfolg gebrauchen kann; das Volk ist auf seine Meinung versessen, geschworener Feind alles Neuen, sie verabscheuen sogar die Fremden, sind aber nicht bösartig. Das günstige Urteil über die pommerschen Edelleute erhält eine Einschränkung: sie würden nicht ohne Geist sein, wenn sie mehr Bildung hätten; der gemeine Mann ist argwöhnisch und eigensinnig, selbstsüchtig, aber nicht grausam oder blutdürstig, vielmehr gutmütig. Man bedarf also keiner Strenge, um sie zu regieren, sie geben gute Offiziere und vortreffliche Soldaten ab. Die Magdeburger und Halberstädter zeichnen sich gegen die benachbarten Märker durch feineren Schliff aus; selbst der gemeine Mann zeigt Ehrgefühl; die edle Bereitwilligkeit wird gerühmt, mit der die Magdeburger während des Krieges den von den Russen ausgeplünderten Pommern 10000 Thaler geschickt — ein Seitenstück zu der Opferfreudigkeit, mit der die Provinzen Magdeburg und Halberstadt auf die Anregung des Kammerpräsidenten Blumenthal dem König nach der Schlacht bei Kolin 4000 Pferde gestellt hatten, um den Reiterregimentern ihren Verlust zu ersetzen. Gleiches Lob wird der Gesinnung der Bewohner von Minden und Ravensberg gespendet: „Während des letzten Krieges haben sich die Bauern freiwillig gemeldet, um für das Vaterland zu kämpfen;[2]) was haben die alten Römer schöneres gethan?" Hier ist „das beste Volk der Welt", klug, arbeitsam, gewerbsthätig und treu. In Schlesien unterscheidet der König. Die Niederschlesier erhalten kein unvorteilhaftes Zeugnis: sie wissen sich zu benehmen, selbst der Bauer; der Adel besitzt Geist, und wenn man seine Oberflächlichkeit bekämpft, kann man in Heer und Verwaltung vortreffliche Dienste von ihm erwarten. Auf Oberschlesien aber ist wenig zu rechnen: die Grafen meist mit Oesterreichern verwandt, zum Teil in Mähren und Böhmen begütert; der gemeine Mann stockkatholisch, schaudert vor dem Worte Ketzer und wird durch seine Priester und durch seine religiöse Voreingenommenheit an das Haus Oesterreich gefesselt — wie denn das gesamte „Mönchsgezücht" und die Breslauer Domherren während des Krieges ihre wahre Gesinnung offenbart hätten.[3])

Den Ostpreußen zürnte der König, seit er sie bei Zorndorf hatte fliehen sehen. Er machte in dem Testament dem Adel den Vorwurf, daß er während der fünf Jahre der russischen Einlagerung mehr russisch als preußisch gesinnt

---

[1]) Bd. I, 368.

[2]) Oben S. 286.

[3]) Oben S. 160. 161. 286. Bd. I, 391. 407 ff. 413. 414.

gewesen sei, aber er erklärt zugleich, daß er alles vergessen habe, nachdem er sie ihr Unrecht und seine Unzufriedenheit habe fühlen lassen. Unverkennbar haben sich Spuren dieser Unzufriedenheit doch auch später gezeigt, und eine gewisse Abneigung der ostpreußischen Junker gegen den Offiziersdienst, auf die er mehrfach stieß, gab immer erneuten Anlaß zum Tadel. Noch 1781 erwiderte er auf eine Eingabe der Ritterschaft von Samland, Nautangen und Oberland: sie möchten sich „hübsch daran zurückerinnern, wie sie sich im Kriege 1756 betragen haben"; sie hätten keine Liebe zum Vaterlande und könnten mithin nicht verlangen, daß der König Liebe für sie haben sollte. Indes war es kein leeres Wort, wenn er in seinen Denkwürdigkeiten schrieb, er habe nicht gewollt, daß diese Provinz den anderen nachstehen solle. Spenden aus dem Staatssäckel hat er mit freigebiger Hand auch ihr zufließen lassen.

Die Höhe der den einzelnen Provinzen zu teil gewordenen Beträge und ihre Gesamtziffer lassen sich rechnungsmäßig nicht mehr feststellen. Der König nennt zum Schluß seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges, die er Anfang März 1764 vollendete, die Summe von 6 Millionen Thalern bar, von denen drei auf Schlesien, 1400000 auf die Neumark und Pommern, 700000 auf die Kurmark, 100000 auf Kleve, 800000 auf Preußen entfallen seien. Offenbar sind in diesen Posten einzelne Titel enthalten, die teils schon während des Krieges ausgezahlt, teils aber, wie die Gelder für Ostpreußen, vorerst nur angewiesen waren. Zehn Jahre später, in seinen Denkwürdigkeiten über die Periode nach dem Hubertusburger Frieden, beziffert der König den Gesamtbetrag der Spenden auf 20389000 Thaler, und diesmal sind darunter auch Ausgaben verstanden, die nicht für die Heilung der Kriegsschäden unmittelbar, sondern für das Retablissement im weiteren Sinne geleistet worden waren. Im Jahre 1768 berechnete er die Summe, die jährlich für „Meliorationen und Fortifikationen" verfügbar bliebe, auf 1400000 Thaler, d. h. ungefähr den zehnten Teil der damaligen Staatseinnahme; im Laufe des nächsten Jahrzehnts stieg der so verfügbare Betrag auf 3700000 Thaler; im Jahre 1774, aus dem ein eigenhändiger Voranschlag des Königs vorliegt, sind für Kulturzwecke aus diesem Dispositionsfonds 1976000 Thaler angewiesen worden, für militärische Ausgaben 1040000, für die Subsidienzahlung an Rußland [1]) 480000. Nach den Berechnungen, die der Minister Hertzberg für Friedrichs letzte Regierungsjahre auf Grund eines heute nicht mehr erhaltenen Materials angestellt hat, betrug die Ausgabe des Dispositionsfonds zur Förderung der Landeswohlfahrt 1782/83 2118000 Thaler, im folgenden Jahre 2070000, in den beiden letzten 2236156 und 2900000; wie denn Hertzberg in seiner Festrede vor der Akademie der Wissenschaften am 25. Januar 1785 die Gesamtsumme der seit 1763 gewährten außerordentlichen Unterstützungen auf mehr als 40 Millionen annahm.

Der König konnte freigebiger spenden in dem Maße, als die allgemeine Finanzlage des Staates, wie wir es noch verfolgen werden, sich günstiger gestaltete. „Ich lasse eine oder anderthalb Millionen mehr im Tresor oder nicht, das ist gleichviel, und besser, wenn ich noch bei meinem Leben Gutes damit

[1]) Oben S. 340.

stifte" — so erklärte er jener Abordnung der pommerschen Ritterschaft. Jeder Provinz maß er alljährlich den Betrag zu, den sie im Extraordinarium erhalten sollte; dem war dann der Umfang der auszuführenden Arbeiten anzupassen. Erst seit dem Anfang der achtziger Jahre wurden solche Meliorationspläne, Jahresvoranschläge auch für das Fabrikwesen ausgearbeitet, dessen Förderung im übrigen als eine Aufgabe für sich, außerhalb des Retablissements, betrachtet wurde.

Ein allgemeiner Grundsatz war, die voraussichtlich einträglichsten Meliorationen zuerst vorzunehmen: „wo aber der wenigste Vorteil dabei herauskommt, das lassen wir alles bis zuletzt". Deshalb wurde in allen Provinzen mit der ein schnelles Ergebnis versprechenden Verbesserung der Wiesenwirtschaft der Anfang gemacht. Ein anderer Grundsatz: die verfügbaren Mittel sollten nicht in zu kleine Beträge zersplittert werden: „Wir müssen uns in acht nehmen, da wir vielen Menschen helfen wollen, es nicht geschehe, daß wir keinen helfen."

Wenn der König im Juni, zu Beginn des Etatsjahres, seine höchsten Verwaltungsbeamten zur Beratung und Abrechnung, zur „Ministerrevue", versammelte, so wurden regelmäßig auch die Retablissementsfragen erörtert, alte Wünsche in Erinnerung gebracht, neue Aufgaben bezeichnet. Dann pflegten zur Weihnachtszeit die inzwischen ausgearbeiteten Pläne vorgelegt und geprüft zu werden, mündlich mußten die einzelnen Minister des Generaldirektoriums, bisweilen auch der aus Breslau herbeigerufene schlesische Provinzialminister, ihre Anschläge erläutern, und um die Entwürfe desto eingehender mit ihnen besprechen zu können, eröffnete ihnen der König Ende 1775, daß er sie künftig nicht alle auf einmal, sondern je zwei und zwei empfangen werde. Oder er lud sich die Minister zur Tafel und unterhielt sie während und nach der Mahlzeit über wirtschaftliche Gegenstände und Aufgaben aller Art, so daß sie wohl das Merkwürdigste von diesen Tischgesprächen nachher eilig zu Protokoll nahmen, „um die Königlichen Absichten nicht zu verfehlen, vielmehr darnach ein und anderes Notwendiges allenfalls zu verfügen".

In dem damaligen Regierungssystem lag es, daß von dem großen Werk des Auf- und Ausbaues erhebliche Teile nicht der obersten Verwaltungsbehörde zugewiesen, sondern durch besondere Aufträge an Vertrauenspersonen erledigt wurden. Der unermüdliche Wohlthäter Pommerns und der Neumark, Brenckenhoff, war weder Minister noch Kammerpräsident; als Geheimer Finanzrat und vortragender Rat im Generaldirektorium, ging er mit außerordentlichen Vollmachten in die seiner Fürsorge und Thatkraft anvertrauten Provinzen und bildete dort eine Macht für sich, in den wichtigsten Dingen nur dem Könige zur Rechenschaft verpflichtet, nur an des Königs Befehle gebunden. Nach Brenckenhoffs Tode setzte ein Geheimer Finanzrat Schütz in ähnlicher Ausnahmestellung das Werk fort. Auch die Kammerpräsidenten unterwies der König in Meliorationsangelegenheiten mit Vorliebe unmittelbar aus dem Kabinett. Und fuhr er durch die Lande, so war es ihm gerade recht, wenn er, unerwartet eingetroffen, bei den neuen Anlagen gelegentlich nicht die Spitzen der Behörden antraf, sondern etwa, wie am 13. Juli 1775 im Holmer Bruch, nur einen biederen Grabenwärter, aus dem sich allerlei Lehrreiches herausfragen ließ und der sich

dann für seine Wissenschaft und Auskunft durch ein Geschenk von 7 Thalern zu neuen Wasserstiefeln belohnt sah.

Wenigstens ein Paar von den eigenhändigen französischen Notizblättern haben sich erhalten, auf denen Friedrich während oder nach der Reise zu vermerken pflegte, was es zu verbessern oder neu zu schaffen gab. Anläßlich seines Besuches in Schlesien im Herbst 1780 zeichnet er 14 Punkte auf, sorgsam mit fortlaufender Zählung versehen: „Auf den Gütern des Grafen Wallis verkaufen sie ihren Flachs nach Böhmen; warum spinnt und verarbeitet man ihn nicht in der Grafschaft Glatz? — Die Stadt Striegau beklagt sich, daß sie keine Manufakturen und nichts, was sie bereichert, hat; ich sehe nicht, wie ihr zu helfen ist, wofern man nicht irgend eine neue Manufaktur dort ansetzen kann, irgend eine Zubereitung von Vitriol oder ähnliche Dinge. — Den Städten Schweidnitz und Neiße fehlt es noch vielfach an Ziegeldächern, Notabene, woran man zu denken haben wird. — Der Amtmann des Grafen Wallis hat mir gesagt, daß sie eine Kolonie von 30 Familien ansetzen können; prüfen, ob das geht, und wie es zu machen. — Notabene, für den Kataster von Glatz muß man einen Unterschied machen zwischen den guten und ehrenwerten Edelleuten und den Fremden. — Wenn im Glatzischen ein Bauer oder Bauernsohn auswandert, werde sein Gut sequestriert. — Klagen der Schmiedeberger, die behaupten, daß die Kaufleute sie erdrücken; die Sache prüfen und mir einen Bericht erstatten. — Von einigen Edelleuten, die noch Kolonisten im Gebirge ansetzen wollen. — Man könnte mehr Schafe im Glatzischen halten, wenn man sie in den Wäldern, die auf den Bergen sind, weiden ließe; aber die Frage, ob ihre Wolle gut ist oder nicht; mindestens wäre das eine Hülfe für den armen Landmann, der von der Schafmilch sich nähren könnte. — Ich gebe 1000 Thaler für jeden der beiden Edelleute, Arnold und den anderen, dessen Namen ich vergessen habe, die zwischen Krossen und Glogau durch die Ueberschwemmung der Oder gelitten haben. — Noch etwas Geld für Neustädtel, für die Vorstädte. — Dienstreglement für Oberschlesien jenseits der Oder. — Ob man mehr kleines Geld nach Polen einführen könnte oder nicht. — Der neue Weg für die Porzellanerde, Pfau — ein Ingenieuroffizier — hat die Zeichnung." Zum Schluß folgen einige Vermerke über anzuweisende Gelder.

Wenn so der Aufmerksamkeit des Gebieters nichts zu gering erschien, so hatte der schlesische Provinzialminister vollen Anlaß, seine Veranstaltungen zu treffen, daß alles und jedes, was der König bei einer Fahrt durch Schlesien geäußert hatte, ihm sofort getreulich berichtet wurde.

Am dringendsten nötigten verheerende Naturereignisse, Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, immer von neuem den Staat zu außerordentlicher Hülfsleistung. „Es schien", schreibt Friedrich im Jahre 1773 in seinen Memoiren, „als ob das Unglück, das die Preußen verfolgte, sich noch nicht erschöpft hatte"; er zählt die Städte auf, die bald nach dem Kriege, Königsberg sogar zweimal, durch schweren Brandschaden heimgesucht wurden. Von den 130 Städten und Marktflecken Schlesiens pflegten durchschnittlich in jedem Jahre zwei ganz oder teilweise abzubrennen. Die größte Hochwassernot brachte das Frühjahr 1785 im Flußgebiet der Oder, Spree und Elbe; der König gab damals für die

Marken und das Herzogtum Magdeburg 655 000 Thaler, für Schlesien 100 000, also dreiviertel Millionen, etwa den dreißigsten Teil der Jahreseinnahme des Staates. Der Schaden der Schlesier war auf 150 000 Thaler abgeschätzt worden; wenn ihn nun der König zu zwei Dritteln gedeckt hatte und gleichwohl noch Klagen aus dieser Provinz an ihn kamen, so durfte er mit Recht die Frage aufwerfen: „Welcher Landesherr in der Welt wird das thun? Damit sollten sie also doch wohl zufrieden sein."

In Zeiten des Mißwachses wurde, wie es gleich nach dem Friedensschlusse geschehen war, Saat und Brotkorn unentgeltlich an Hülfsbedürftige überwiesen, und der König war sehr entrüstet, als die Kurmärkische Kammer einige Jahre nach der Teuerung von 1772 die Bauern zur Erstattung des Geldbetrages veranlassen wollte: „Wie könnt Ihr der Kammer das zugeben?" fragte er den vorgesetzten Minister, „und wie kann diese sich unterstehen, wenn ich den armen Unterthanen einmal was geschenket habe, ihnen nachher solches wieder abzunehmen? Das ist ganz unverantwortlich und ganz und gar gegen meine landesväterliche Gesinnung."

Für die fortdauernden Arbeiten wurde am 21. Oktober 1774, zunächst für die Kurmark, ein zusammenfassender Plan aufgestellt. Die Vorschrift lautete: die kleineren Flüsse, zu besserer Kultur der anliegenden Wiesen und Aecker, in Kanäle zerlegen und zum Teil schiffbar machen, die größeren mit Bewallungen einfassen; die noch vorhandenen Brüche und der Ueberschwemmung ausgesetzten Niederungen durch Gräben urbar oder nutzbarer machen; auf das so gewonnene Land Büdner ansetzen, zur Vermehrung der Zahl der Tagelöhner und Handarbeiter.

Auf den Rittergütern wurden die Meliorationen, die der Staat veranlaßte und mit seinen Geldvorschüssen bestritt, auch unter der Aufsicht von Staatsbeamten ausgeführt. Wer als sicher galt, erhielt beim Beginn der Arbeiten einen Teil der ausgesetzten Gelder, den Rest beim Abschluß; anderenfalls erfolgten alle Zahlungen nicht durch den Gutsbesitzer, sondern durch die Kammer.

Für das Retablissement der kurmärkischen Städte wurde in einem Entwurf vom 29. Januar 1770 die Wiederbebauung der „wüsten Stellen" in Aussicht genommen. Solcher Baustellen wurden in der Kurmark nach einer Tabelle vom 18. Oktober 1770 nicht weniger als 447 ermittelt, die zum Teil noch seit dem Dreißigjährigen Kriege ungenutzt dalagen, die meisten, 200 an der Zahl, in Stendal, wo damals ganz neue Straßen entstanden. Wohl ergab sich, daß über 100 von diesen 447 Stellen zur Bebauung sich nicht eigneten; immerhin waren bis Ende 1775 in Ausführung des Planes 276 Häuser errichtet und mit 487 Familien besetzt, darunter 40 Häuser für die sogenannten Kreisgärtner, die, zumeist aus Süddeutschland berufen, in den einzelnen Kreisen der Kurmark die Lehrmeister der Gartenkunst werden sollten. Zur Hebung des städtischen Ackerbaues verfügte der König, daß in sämtlichen Ackerstädten bei der Wahl des Magistrats darauf Bedacht zu nehmen sei, allzeit wenigstens *einen* „tüchtigen Oekonomieverständigen" in der Stadtverwaltung zu haben. Gern hätte der König den städtischen Handwerkern die Landwirtschaft gänzlich untersagt, da sie davon nichts verstünden und ihre Lehrlinge nicht auf dem Felde, sondern in der

Werkstatt zu beschäftigen hätten. Ein dahin zielendes Edikt vom 25. August 1763 wurde am 19. September 1765 durch den Befehl verschärft, daß die „Professionisten" die in ihrem Besitz befindlichen Aecker verkaufen oder verpachten sollten. Nun aber erklärten in den kleineren Städten zahlreiche Handwerker, daß sie allein von ihrer Profession nicht leben könnten, und die Kammern sahen sich deshalb genötigt, es mit der Ausführung des Edikts nicht allzu genau zu nehmen.

Zur Versicherung gegen die verheerenden Feuersbrünste wurden nach dem Vorgang des Feuersozietätsvereins für die schlesischen Städte von 1748 und der kurmärkischen Generallandfeuersozietät von 1765 überall Verbände auf Gegenseitigkeit gestiftet. Feuerlöschordnungen erhielten die einzelnen Städte nach dem Muster der Berliner. Wo Truppen in der Stadt lagen, hatte der Kommandeur die Leitung der Löschanstalten; für die schlesischen Städte ohne Garnison bestellte der König besondere Beamte, die im Range unmittelbar hinter dem Bürgermeister stehen, den vom Könige selber gewählten Titel Feuerbürgermeister führen und die Stadt „schlechterdings" niemals verlassen sollten. Wo der König durch die Städte fährt, fällt sein Blick sofort auf die baufälligen und feuergefährlichen Häuser. „Zu Neiße", schreibt er 1780 dem schlesischen Provinzialminister, „sind noch 14 Häuser, die sehr schlecht sind, dem General von Rothkirch habe ich sie gezeigt." Zu Landshut bemerkt er das Jahr darauf einige schlechte baufällige Häuser gleich am Thore, von lauter Holz: „wenn da mal Feuer auskommt, so ist kein Retten".

Ihre glänzendsten Erfolge erzielte die Meliorationsarbeit des Staates im Kampfe mit Sumpf und Moor. Brenckenhoffs Urbarmachung des neumärkischen Netze- und Warthebruches von Driesen und Friedeberg über Zantoch und Landsberg bis nach Sonnenburg, die Ausführung eines vorlängst von dem Könige geplanten Werkes,[1]) das glänzende Seitenstück zu der Trockenlegung der Oderbrüche, wurde das Vorbild für andere größere Unternehmungen dieser Art. Hierher reisten zu ihrer Belehrung die Beamten aus anderen Provinzen, wie der schlesische Provinzialminister, dem der König nach einem Besuche schrieb: „Ihr werdet daselbst sehr viele gute und nützliche Sachen gesehen haben". Auf einem Gebiet von mehreren Quadratmeilen, wo bisher nur Raubzeug und Schlangenbrut gehaust und keine andere Nutzung stattgefunden hatte, als daß man bei strengem Frost das Gesträuch zur Feuerung abholzte, wurden Feldmarken ausgemessen, und Dorf reihte sich an Dorf. Ende 1775 war an der Netze, wie der König anerkannte, wenig mehr zu thun, und Brenckenhoff erhielt den Befehl, nunmehr auch in Pommern „alles in guten Stand und Ordnung zu bringen". Schon in den vorangegangenen Jahren waren hier am Madüesee, dem „pommerschen Meere", über 14000 Morgen dem Wasser abgewonnen und die Brüche auf der Insel Usedom trockengelegt worden. An der Plöne und der Ihna, am Lebasee und bei Kammin wurden die Entwässerungsarbeiten fortgesetzt. Noch heute heißt dem Volke in Pommern ein Abzugsgraben mit Vorliebe Brenckenhoffskanal.

---

[1]) Vgl. Bd. I, 376. 627.

So oft der König von Potsdam nach Berlin fuhr, verdroß ihn das sumpfige, mit Gebüsch bestandene Hopfenbruch, das sich zur Linken der Landstraße von Schöneberg und dem Botanischen Garten bis nach Charlottenburg erstreckte. Bei der „Ministerrevue" von 1774 brachte er den vernachlässigten Zustand dieses Geländes zur Sprache: trocken gelegt, mit Gräben durchzogen, werde es den Eigentümern weit größeren Ertrag bieten, als jetzt durch Holznutzung und Viehweide. Nun aber kamen die Schöneberger Bauern mit gar kläglichen Vorstellungen, daß sie in ihrer Armseligkeit die Kosten der Urbarmachung nicht erschwingen könnten. Der König ließ deshalb die erforderlichen Arbeiten für 6088 Thaler und 4 Groschen von Staats wegen ausführen. Zwischen Mittenwalde und Saarmund an der Notte und Nuthe, an der Havel zwischen Werder und Brandenburg, am Rhyn und an der Dosse, auf der Wische bei Stendal, an der Biese und Milde in der Altmark, im Fienerbruch bei Ziesar, überall wurden hier Wiesen und Weiden, dort Aecker und Ansiedelungen aus dem Sumpfe hervorgezaubert, wo bis dahin weder Mensch noch Vieh hatte den Fuß setzen können. Die unter den Augen der Königs entstandenen Anlagen in den Havelniederungen erwiesen sich in der Folge als solider, als die anfänglich so gepriesenen Brenckenhoffschen Schöpfungen im Warthebruch. Seit 1776 war man in der Altmark mit der Austrocknung des Drömling beschäftigt, dieses 6 Meilen langen, 3 Meilen breiten toten Waldmoors. Gern hätte man die benachbarten Staaten, Braunschweig und Hannover, zur Beteiligung an dem großen Werke herangezogen; aber Friedrich überzeugte sich bald, daß daran „nicht zu denken" sei. Preußen mußte allein vorgehen. Hier wurden binnen wenigen Jahren durch angestrengte Arbeit 90000 Morgen für eine ergiebige Wiesen- und Waldwirtschaft und für neue Anwesen gewonnen, und im Jahrzehnt nach Friedrichs Tode hat sich dieses urbar gemachte Gebiet bis auf 176000 Morgen vermehrt.

Für Ostfriesland wurde 1765 die Anlage von Moorkolonien gefordert, für das Herzogtum Kleve 1774 die Urbarmachung „der vielen noch vorhandenen wüsten und Haidengründe" angeordnet. In den Grafschaften Tecklenburg und Lingen wurden die bis dahin unangebauten Grenzstriche mit Ansiedlern besetzt. Für Ostpreußen und Litauen wurden 1777 Erhebungen über die noch ungenützten Bruchländereien veranlaßt. Große Flächen an Unland und Urwald wurden hier der Kultur näher gerückt, als man von 1764—1766 zur Verbindung der masurischen Seeen mit dem Pregel die große Wasserstraße ausbaute, die von Johannisburg und dem Niedersee in einer langen Kette von Kanälen und Seeen bis zur Angerap führte, zunächst für die Zwecke der Holzflößerei, weiter aber in der Absicht angelegt, den polnischen Handel auf diesem neuen Schiffahrtswege nach Königsberg zu ziehen und von der Weichsel abzulenken.

Zur Siedelung ohne vorangehende Urbarmachung hatte der Staat auf seinem reichen Domanialbesitz weiten Spielraum. Die meisten Aemter umfaßten neben dem Haupthofe mehrere Vorwerke. Man machte jetzt Ernst mit dem, was vor dem Kriege nur in vereinzelten Fällen geschehen war, indem man zahlreiche Vorwerke, vorzugsweise die kleineren und vom Haupthofe entlegenen, in

Bauerngüter zerschlug und in Erbpacht austhat und so aus dem Vorwerk ein Dorf schuf. Daß der finanzielle Ertrag dabei kleiner und weniger sicher wurde, beirrte den König nicht. Er rechnete, daß manches alte Vorwerk nicht mehr als sechs Leute beschäftigt habe — außer den zum Frondienst verpflichteten Bauern aus den anliegenden Ortschaften — daß die neue Ansiedelung dagegen mindestens 25—30 Einwohner vereinige. Er gibt an, daß bis 1779 mehr als 150 Vorwerke in Bauerndörfer verwandelt worden seien, und bis 1785 war die Zahl auf mehr als 300 gestiegen.

Hier auf den Vorwerken wurde nun auch das Beispiel gegeben für eine andere wirtschaftlich ungemein wichtige Neuerung: man begann hier mit den Gemeinheitsteilungen oder Separationen, d. h. mit einer neuen Aufteilung der bisher im Gemenge durcheinander geworfenen Wiesen und Ackerstücke, bei der jeder Besitzer seine Hufen und Hütungen auf gesondertem Fleck, in geschlossenem Lose, angewiesen erhielt. Für die im Gemenge mit bäuerlichen Grundstücken liegenden Aecker der pommerschen Domänen schon 1752 angeordnet, sollte diese Maßregel nach dem Kriege verallgemeinert werden — in der Ministerkonferenz vom 11. Juni 1765 erklärte der König seinen Entschluß dazu und erteilte zugleich eine Anzahl vorbereitender Weisungen. Eine spätere Verordnung scheidet die zu zerlegenden Gemeinheiten in zwei Klassen: „Die raumen Gemeinweiden, Haiden, großen Brücher und großen Anger", und die in den Gemeinden unter sich, mit oder ohne Teilnahme der Herrschaften, auf den Feldmarken, der Brache, den Stoppeln und Wiesen eingeführten Hütungen. Teilungskommissionen wurden bestellt, Landmesser und Ingenieure sollten den Grund und Boden aufnehmen und die Güte der einzelnen Lagen feststellen, „ehrliche und verständige Kameralisten und Oekonomen" die neue Auslegung vornehmen, Vertreter der Landesjustizbehörden für gerechte Bemessung der neuen Anteile sorgen und jede Bedrückung und Uebervorteilung der geringen Leute verhindern; auch aus dem Bürger- und Bauernstande sollten Vertreter, „Oekonomiekommissare", herangezogen werden und in voller Freiheit ihre Meinung sagen dürfen, und wo sie etwa mit dem Ausdruck sich nicht zurechtfinden würden, sollte man ihnen darin zu Hülfe kommen.

Die wirtschaftlichen Vorteile lagen auf der Hand, und unermüdlich wies der König die Anhänger des bestehenden Zustandes immer von neuem darauf hin. Die Gemenglage bedingte den Flurzwang, die Nötigung zu gleichzeitiger und gleichartiger Bestellung und Aberntung der Schläge; vor allem aber, und diese Seite betonte der König am stärksten, das häufig sehr ausgedehnte gemeinsame Weideland wurde in höchst unwirtschaftlicher, unverständiger Weise der intensiveren Ausnützung entzogen, auf die ein Einzelbesitzer durch das eigene Interesse sofort geführt werden mußte. Erweiterung des Ackerbaues und Vermehrung der Viehzucht, das war der doppelte Vorteil, den der König sich und den Landwirten von der geplanten Reform versprach. Die Kammerpräsidenten erhielten den Befehl, „durch gütliche und gründliche Vorstellungen" alle Beteiligten, vorab die Departements-, Land- und Steuerräte und die Magistrate, über diese seine Ziele und Gesichtspunkte aufzuklären. Um noch unmittelbarer nachzuhelfen, verfügte er nach einigen Jahren, daß ein „ganz platt Büchelgen", das die Bauern

wie den Kalender für wenige Pfennige kaufen könnten, gedruckt und in jedem Dorfe und jeder Stadt verbreitet werden sollte. Aber nicht bloß der Bauersmann konnte sich mit der Neuerung nicht befreunden, auch die Behörden, die Vertrauensmänner der Ritterschaften, schließlich selbst die Minister kamen mit Bedenken und Einreden. Der König wurde ungeduldig, ungnädig. Die hinterpommerschen Landstände bedeutete er auf ihr Widerstreben, sie sähen seine landesväterliche Fürsorge nicht ein und ließen sich durch Eigensinn, Neid und Mißgunst hinreißen. Und den Ministern vom Generaldirektorium gab er in einer Rücksprache am Weihnachtsheiligabend 1769 seine Unzufriedenheit über die Vernachlässigung einer ihm so wichtigen Sache in recht empfindlicher Weise zu erkennen: er berief sich auf das Beispiel der Schweiz und zumal Englands; das sei ein freies Land, und doch sei die Sache dort durchgesetzt worden; nur hier zu Lande könne er es nicht dahin bringen, weil die Leute so dumm wären, daß sie ihren eigenen Vorteil nicht verstehen wollten. Aber er werde die Sache gewiß nicht fallen lassen, es könne geschehen und müsse geschehen, und möchten die Leute bis zum jüngsten Tage schreien — Gewalt und Unrecht freilich dürfe ihnen nicht angethan werden. Von nun an mußten die Minister regelmäßig alle drei Monate ein Verzeichnis über den Fortgang der Auseinandersetzungen vorlegen.

Soviel ist dank der Entschiedenheit und Beharrlichkeit des Königs noch bei seinen Lebzeiten erreicht worden, daß ein sehr beträchtlicher Teil des ritterschaftlichen Besitzes aus der Vermengung mit Bauerngrundstücken gelöst wurde, während die Bauern unter sich vorwiegend noch an der alten Flurordnung festhielten. Vollständig ist die Ausführung des Scheidungsverfahrens erst um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erzielt worden, und zwar ist die Auseinandersetzung bis zuletzt nicht bloß den von Friedrich aufgestellten Leitsätzen, sondern auch den Einzelbestimmungen seiner anfänglich mit so lebhaften Mißtrauen bekämpften Erlasse gefolgt.

Zähester Gegner der auf die Hebung der Bodenkultur gerichteten Bestrebungen war der märkische Sand. Ihn zu bekämpfen, entlieh sich Friedrich Waffen aus England. Er versuchte es in ausgedehntem Maße und beharrlich mit der Anlegung künstlicher Wiesen, dem Anbau der von den englischen Landwirten erprobten Futterpflanzen, Luzerne, Esparsette, Klee, Turnips, zu denen er später noch die aus Italien verschriebene Lupine treten ließ. Gleich nach dem Krieg hatte er mehrere junge Leute, die Söhne märkischer Domänenpächter, die englische Landwirtschaft an Ort und Stelle studieren lassen; er ging ihre tagebuchartigen Berichte auf das Genaueste durch und begann dann mit Hülfe eines sachkundigen Engländers auf den Domänen in der Mark, später auch in anderen Provinzen, diese Erfahrungen nutzbar zu machen, ganz ohne Erfolg wohl nur in der Niedergrafschaft Lingen. Rittergutsbesitzer, die dem Beispiel mit eigenen Anlagen nachfolgten, erhielten Staatsunterstützungen. Neben der Verbesserung des Sandbodens galt es der allgemeineren Einführung der Stallfütterung mit ihrem doppelten Vorzug reicheren Milchertrages und sparsamer Auffammlung des Düngers. Der König nahm an diesen Dingen andauernd so lebhaften Anteil, daß sie ihm nicht zu gering schienen, Voltaire einen Bericht darüber zu erstatten: „Ich gestehe", schreibt er am 10. Januar 1776, „daß,

Libyen ausgenommen, wenige Staaten sich rühmen können, im Punkte des Sandes uns gleichzukommen. Indes bauen wir dieses Jahr 76000 Morgen Wiesen an; diese Wiesen nähren 7000 Kühe, deren Mist wird unseren Sand düngen und verbessern, und die Ernten werden mehr wert sein. Ich weiß, daß es den Menschen nicht gegeben ist, die Natur der Dinge zu ändern, aber ich denke, daß man durch viel Fleiß und Arbeit dahin gelangt, unfruchtbares Land zu verbessern, und daß man es wenigstens in mittelmäßigen Boden verwandeln kann. Und damit dürfen wir uns begnügen". Einem Versuchsfeld mit der Kultur der Futterrüben oder Turnips, das er in der Nähe von Sanssouci anlegen ließ, galt eine Zeit lang fast täglich sein Spaziergang.

Da, wo nicht allzutief unter der Sandoberfläche Lehm lagerte, ließ sich hoffen, durch Rajolen eine Umschüttung und Verbesserung des Erdbodens zu erzielen. Nach den ersten Versuchen in dieser Richtung verfügte der König im Herbst 1779 an die kurmärkische Kammer: „Nun sehen Se. Königl. Majestät da wohl, daß das keine Operation vor Edelleute ist, vor die ist das viel zu kostbar, die können da nichts prästieren; aber vor Se. Königl. Majestät ist das eher eine Sache". Er beabsichtigte, in größerem Maßstabe diese Arbeiten dann ausführen zu lassen, wenn man mit der Austrocknung der Brüche fertig sein werde.

Wo aber der Sandboden allen Bekehrungsversuchen unverbesserlich trotzte, da sollte Kiefernsamen ausgesät werden; wenn dann auch nur elendes Krummholz anwuchs, so erhielt doch der Sand so viel Halt, daß er nicht mehr vom Winde auf fruchtbares Land verweht wurde, und als Brennholz war das Gestrüpp immerhin zu verwerten. Nach einer Uebersicht aus dem Jahre 1782 waren in den letzten sechs Jahren nicht weniger als 20000 Morgen loser Sandschollen mit Kiefern besät worden.

In welchem Maße die Forstwirtschaft während des großen Krieges in Verfall geraten war, hat Friedrich in seinen Memoiren mit lebhaften Farben geschildert. Ungetreue Beamte, die den Staat für rettungslos verloren und sich selbst späterer Verantwortung überhoben glaubten, hatten durch räuberische Abholzungen weite Waldreviere verwüstet; Pommern und die Marken, die vor dem Kriege der Generaldomänenkasse bisweilen eine Jahreseinnahme von mehr als 150000 Thalern aus ihren Wäldern zugeführt hatten, mußten jetzt peinlich geschont, gleichsam neu aufgeforstet werden. Auch die Forstwirtschaft der Rittergüter und der Stadtgemeinden wurde vom Staate unter genaue Aufsicht genommen. Kein Waldeigentümer, sagt ein Edikt vom 24. Mai 1764, soll vergessen, was er sich, der Nachwelt und dem Staate schuldig sei; alle „unordentlichen und übermäßigen" Holzfällungen sollen deshalb durch die königlichen Förster sofort der Kammer angezeigt und mit Bußen von 50 bis 1000 Thalern belegt werden. Wohl war es einigermaßen schwierig, bei dem Grundsatz äußerster Schonung des Baumbestandes den Ansprüchen an „Freiholz" gerecht zu werden, die nach dem Friedensschluß die gesteigerte Bauthätigkeit stellte, wenn den Unterthanen ihre zerstörten Häuser wieder hergestellt und den zugewanderten Kolonisten neue erbaut werden sollten. Um so mehr drängte der König darauf, daß in den Forsten „kein Fleck unbesät, und kein Platz, wo ein Baum stehen

kann, unbepflanzt" bleibe. Wenn er auf seinen Reisen gewahrt, „daß noch greuliche Distrikte öde sind", die nach den Tabellen schon zehnjährige Stämme tragen müßten, so scheint ihm keine andere Erklärung möglich, als daß die von den Oberförstern vorgelegten Listen „nach Jägerart sehr lügenhaft und falsch verfasset sind". Er droht den „nachlässigen und incorrigiblen" Förstern mit der Festung, den Oberforstmeistern, wenn sie nicht bessere Veranstaltungen treffen werden, mit Kassation; er greift endlich zu einem auch in anderen Bereichen der Zivilverwaltung gelegentlich angewandten Zwangsmittel, indem er die Forsten durch einen seiner Offiziere, den gefürchteten Generalmajor von Anhalt, bereisen läßt und dessen Vorschläge 1773 einer neuen Dienstanweisung zu Grunde legt. Auch diese Waldverbesserung wurde durch Zuschüsse aus dem Retablissementsfonds gefördert; noch kurz vor seinem Tode wies der König von neuem eine größere Summe, 150000 Thaler, für Anpflanzungen an. Am wertvollsten waren die Forsten der Kurmark; sie trugen fast dreimal so viel ein wie die an zweiter Stelle stehenden pommerschen; dann folgten in Abstufung nach unten die Kammerbezirke Neumark, Magdeburg, Königsberg, Litauen, Kleve, Halberstadt; ganz unbedeutend waren die westfälischen und ostfriesischen Forsten.

Den sichersten Maßstab für die Fortschritte seines Retablissements wollte der König allemal in der Zunahme der Bevölkerung sehen. In jenen dem Friedensschluß folgenden Zeiten starker Bauthätigkeit hat er der mit ihren Gebäudelisten prunkenden pommerschen Kammer einmal erklärt, daß ihm mehr an Menschen, als an leeren Häusern gelegen sei. Im ganzen durfte er mit den Ergebnissen der Volkszählungen zufrieden sein. Die durch den Krieg um mehr als ein Viertel der Bevölkerung, von 213467 Seelen auf 156439 zurückgebrachte Neumark hatte von 1762 auf 1763 sofort um fast 30000, bis Ende 1765 um weitere 25000 Einwohner zugenommen und damit den Verlust bis auf 3449 ersetzt, und 1777 wurden hier 28843 mehr gezählt als 1756. Nächst der Neumark hatte Pommern den stärksten Menschenverlust zu beklagen gehabt, mehr als 72000 von fast 370000 Einwohnern. Hier glich sich der Abgang nach anfänglicher schneller Zunahme (fast 17000 von 1762 auf 1763) schwerer aus: er betrug 1764 noch 44380 Seelen, 1765 noch 37859. Aber 1774 war die Zahl von 1756 schon um 15000 überschritten. Schlesien erreichte seinen Tiefstand erst im zweiten Friedensjahre, nachdem 1763 im fast umgekehrten Verhältnis zu dem statistischen Durchschnittsergebnis auf 47259 Geburten 62393 Todesfälle gekommen waren. So zählte die Provinz 1111961 Einwohner statt der 1162355 von 1756, und noch Ende 1765 betrug das Minus 37300. Aber schon das folgende Jahr brachte gegen 1756 ein Mehr von 21000, und die Einwohnerzahl ist dann bis 1785 auf 1680932 gestiegen. Am wenigsten von allen Provinzen durch die Kriegsdrangsale erreicht, wies das Herzogtum Magdeburg schon 1765 eine um 1468 Seelen stärkere Bevölkerung auf, als bei Beginn des Krieges. In Ostpreußen und Litauen ergab die während der russischen Zwischenregierung 1759 veranstaltete Zählung gegen die Ziffer 625749 von 1754 eine Verminderung der Bevölkerung auf 521223 Personen; 1775 wurden 775329 gezählt. Für die Kurmark, wo die Zählungen starke Schwankungen aufwiesen, wurde das Generaldirektorium zweifelhaft, ob die Zahl von

1756 — 576000 Einwohner — eine zuverlässige Grundlage biete; wie es scheint, war doch auch hier der Kriegsverlust nach wenigen Jahren ersetzt.

Aus dem Jahre 1775 liegen zwei voneinander unabhängige Bevölkerungslisten vor, von denen die größere die ganze Militärgemeinde einschließt, während die kleinere nur die auf das platte Land entlassenen Urlauber samt ihrem Hausstand mitberücksichtigt. Die eine zählt für die schon 1756 unter preußischem Zepter vereinigten Provinzen 4308840 Seelen, die andere 4480171 — gegen das Jahr 1756 mit einer Gesamtziffer von etwa 4100000 Einwohnern, unter allen Umständen eine sehr erhebliche Zunahme. Weder die Nachbarländer Kursachsen und Hannover, noch irgend einer von den größeren europäischen Staaten hat im achtzehnten Jahrhundert einen gleich starken Bevölkerungszuwachs aufzuweisen gehabt.

Der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle erreichte im Jahre 1784 mit der Zahl 59162 den Höhepunkt. Indes ist ein sehr starker Bruchteil des Bevölkerungszuwachses nicht auf Rechnung dieser natürlichen Vermehrung zu setzen, sondern auf die der Einwanderung. Für die Kurmark hat man berechnet, daß in den Jahren 1763—1786 der Zuwachs von 163614 Seelen sich auf 78656 Mehrgeburten und 84958 Einwanderer verteilt.

Die innere Kolonisation, deren kräftige Anfänge und deren Formen wir kennen gelernt haben,[1]) wurde alsbald nach dem Kriege mit Nachdruck wieder aufgenommen. Schauplatz der Dorfgründung im großen Stile wurden jetzt die Neumark und Schlesien. Dort bedeckten sich vor allem das trockengelegte Warthe- und Netzebruch mit Kolonien. Eine Liste von 1779 weist ihrer 110 auf, dazu 19 durch den „Abbau" von Vorwerken[2]) entstandene Niederlassungen, und Hertzberg hat die Gesamtzahl der Ortsgründungen in der Neumark für die Regierungszeit Friedrichs II. auf 152 mit 3643 Familien angegeben. Für Schlesien wurde das große Werk durch das grundlegende Edikt vom 28. August 1773, bei einem Besuch des Königs in der Hauptstadt Breslau, angeordnet. Bis dahin waren in dieser Provinz seit 1743 72 Dörfer angelegt worden. Jetzt wurde die Gründung von nicht weniger als 200 vorgesehen, und zwar auf den adelichen Domänen; für jede Katasterstelle versprach der König dem Grundherrn eine Vergütung von 150 Thalern. Schon zu Anfang 1777 war die Aufgabe im wesentlichen erfüllt. Nur in Oberschlesien fehlten noch 26 Dörfer, schon errichtet waren 128 hier und 46 in Niederschlesien, mit einer Staatsunterstützung von 348702 Thalern, einer Summe, die sich in den nächsten Jahren durch weitere Aufwendungen auf eine halbe Million erhöhte. Nach einer neueren Berechnung müssen in Schlesien von 1742 bis 1786 mindestens 61000 Kolonisten angesetzt worden sein, und zwar zu vier Fünfteln nach dem Siebenjährigen Kriege. Freilich fristeten viele der neuen Dörfer, zumal in den unwirtlichen Gegenden Oberschlesiens, ihr Dasein nur kümmerlich.

In Pommern und in der Kurmark wurden jetzt im Gegensatz zu den massenhaften Dorfgründungen der Zeit um 1750 neue Ortschaften, abgesehen

[1]) Bd. I, 374 ff.
[2]) Oben S. 368.

von dem Abbau der Vorwerke, nur noch vereinzelt angelegt. Erst 1782 entschloß sich der König für die Kurmark zu einem neuen großen Anlauf. In einer Audienz, die er dem kurmärkischen Provinzialminister von Werder am 9. Oktober erteilte, entwickelte er ihm seinen Plan: „Mitten rum, wo die Dörfer weit auseinander liegen, geschieht die Anlage eines neuen Dorfes, zu dessen Besetzung dann aus jedem umherliegenden Dorfe ein oder zwei Bauernsöhne genommen werden. Ein jeder bekommt etwa drei Kühe und was sonst erforderlich ist, die ich dann auch das erste Jahr ernähren muß, weil sie noch nichts gewinnen können. Was dann die Anlegung eines solchen Dorfes in allem kostet, dazu gebe ich das Geld, und die Leute verbleiben unter eben der Herrschaft, wohin sie vorhin gehört. Ihr werdet sehen, wieviel ein dergleichen Dorf anzulegen kostet, und alsdann werde ich sehen, wieviel neue Dörfer ich ein Jahr nach dem anderen anlegen und erbauen lassen kann." Die Feldmark sollte auf Unland ausgelegt werden, soweit sich dies durch jene Kultur künstlicher Wiesen[1]) anbaufähig machen ließ. Nach drei Jahren der Vorbereitungen wurde im Oktober 1785 ein Entwurf festgestellt, wonach im ganzen 208 Dörfer, jedes für zwölf Familien, gegründet werden sollten. „Wenn ich mit der Zeit," schrieb der König am 30. Oktober 1785, „jährlich ein paarmal 100000 Thaler dazu hergebe, so muß binnen zehn Jahren doch schon etwas dabei herauskommen." Die Gesamtkosten wurden auf 3120000 Thaler veranschlagt.

In den dichter bevölkerten Gebieten von Magdeburg und Halberstadt war immerhin noch Raum für eine in den Jahren 1772—77 als einheitliche Maßregel durchgeführte Ansetzung von 1200 Familien. Ostpreußen mit Litauen endlich soll nach Friedrichs eigener Angabe in der Zeit von 1740—1774 einen Zuwachs von 13000 Familien erhalten haben; in den Akten sind Spuren einer so umfassenden Einwanderung bisher nicht festgestellt worden, mit Sicherheit lassen sich vielmehr nur etwa 15000 Kolonisten für diese Provinz nachweisen.

Bleibt es unmöglich, genaue Zahlen für die einzelnen Provinzen festzustellen, so dürfen wir doch der Schätzung uns anschließen, nach der im ganzen während der 46 Jahre dieser Regierung 300000 Einwanderer mit „Kolonistenbenefizien" in Preußen, damals „dem einzigen europäischen Staate mit starker Einwanderung und staatlich gelenkter innerer Kolonisation", angesetzt worden sind, so daß ein Sechstel oder gar ein Fünftel der im Jahr 1786 lebenden Einwohner des Staats Kolonisten und Abkömmlinge von Kolonisten gewesen sind. Andauernd waren die verschiedensten Stämme an dieser Masseneinwanderung beteiligt, Mecklenburger und Kursachsen, Pfälzer, Schwaben und Oesterreicher, Böhmen und Polen. In den Hungerjahren 1771 und 1772 sollen an 20000 Böhmen und ebensoviel Sachsen ein Asyl in den preußischen Landen gesucht haben. Stoff und Art der Zuwanderer blieb sehr ungleich.[2]) Die Beamten klagten über das nicht zu beschreibende unruhige Wesen dieser Leute; viele waren untauglich, träge, liederlich, so daß nicht viel daran gelegen war, wenn sie fortliefen, oder, wie es mit militärischem Ausdruck hieß, desertierten.

---

[1]) Oben S. 370.

[2]) Vgl. Bd. I, 378.

Viele aber zeigten sich zuverlässig, gescheit, gewandt, dem Durchschnitt der Eingeborenen geistig und sittlich überlegen. Ausdrücklich erklärte der König, in Oberschlesien nur „vernünftige und gesittete" Ansiedler aufnehmen zu wollen, die durch ihr Beispiel das Volk dort zu Land aus seiner „Dummheit und Blindheit" reißen könnten. Im ganzen hat sich diese Kolonisation Friedrichs des Großen ebenso bewährt, wie unter seinem Vater der Zuzug der Salzburger.

Auch über das Vermögen an Bargeld und Haustieren, das die Zuwanderer einbrachten, wurde Buch geführt. Die wieder nur lückenhaft erhaltenen Listen weisen auf: 2079601 Thaler, 150 Dukaten, 22440 Gulden, 6392 Pferde, 7875 Stück Rindvieh, 20548 Schafe, 3227 Schweine. Auch diese vierfüßigen Zuwanderer begrüßte der Landesherr bei seinen auf die Vermehrung des Viehstandes gerichteten Bestrebungen als werte Gäste. Der damalige Zustand der Schäfereien wird uns noch in anderem Zusammenhange beschäftigen.[1]) Die Rindviehzucht genügte vorerst wenig. Fort und fort gab der König durch die Kammern Anweisungen für die zweckmäßigste Art der Fütterung, für die Bekämpfung von Seuchen, für die Auswahl und Behandlung der Zuchttiere. Wo neues Wiesenland gewonnen wurde, schenkte er den ärmeren Anwohnern einen Teil des Viehs, das sie nunmehr halten konnten. So 1781 nach Trockenlegung des Schmolsiner und Kamminer Bruchlandes in Hinterpommern ein Drittel der neu anzuschaffenden 3400 Kühe; er meinte: „wenn die Leute die Kühe sich selbst kaufen sollen, wird es lange dauern und auch wohl gar nicht geschehen, und das viele Geld, so auf die Urbarmachung der Brücher verwendet worden, wäre vergebens und weggeworfen". Doch sollte jeder Landwirt das Vieh selber aussuchen und ankaufen und nachher das von Staats wegen angewiesene Geld ausgezahlt erhalten: „Die Leute werden immer mit solchen Kühen, die sie sich selbst angekaufet, mehr zufrieden sein". Noch immer brauchte der Acker mehr Dünger, der Markt mehr Schlachtvieh und mehr Butter; zumal der Markt der Hauptstadt war für die schnell anwachsende Bevölkerung auf Vieh aus Polen und auf sächsische und holsteinsche Butter angewiesen. Der König ließ es dem Berliner Schlächtergewerk nahelegen, Aufkäufer nach Pommern zu schicken, um das Mastvieh an Ort und Stelle zu erhandeln. Für die Molkerei blieben die Holländer die Lehrmeister; der König hielt es deshalb für erforderlich, noch mehr holländische Familien auf Staatskosten kommen zu lassen. Auf dem Domänenamte Königshorst wurden Lehrgänge für Milchwirtschaft eingerichtet: der Instruktor, so verfügt der König an den kurmärkischen Provinzialminister, soll den Leuten weisen, „wie die Gefäße und Maschinen zum Buttermachen beschaffen sein und wie solche propre gehalten werden müssen, und wie die Butter gemacht wird, daß sie sich hübsch conservieret, und daß die Butter, die zu den Speisen gebraucht wird, sich besser hält und nicht so leicht verdirbet, wie die jetzige; das macht, weil die Butter nicht reinlich genug ausgewaschen wird und die Gefäße und Maschinen nicht recht propre gehalten werden". Die so bis ins kleinste gehenden Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Die Summe, die aus der Kurmark für Butter über die Landesgrenze ging, verminderte sich

[1]) Unten S. 420. 421.

von Jahr zu Jahr, von 257053 Thalern im Jahre 1775 auf 146000 im Jahre 1780.

Auch der Berliner Eiermarkt war noch vom Ausland abhängig. Eine durch den König veranlaßte Zählung ergab in der Kurmark 1780 einen Bestand von 324175 Hühnern; es fehlten, um den Bedarf zu decken, 36300. „Was will es sagen", fragte der König, „wenn jeder Bauer auf dem Lande 10 bis 12 Hühner mehr hält? Das Futter kostet ja da nicht viel, und überdem finden die Hühner ihr Fressen meistens in dem Stroh und Mist auf den Höfen". Ein Verbot der Einfuhr fremder Eier ließ den Marktpreis steigen; die Minister äußerten die Besorgnis, daß der Bedarf sich nicht decken lassen werde; der König antwortete: „Es ist nur der Fehler der Pachters und Bauern, daß sie sich nicht darauf legen. 42 Jahr habe ich darauf gearbeitet, um solches einzuführen. Wenn die Herren Ministers Eier essen wollen, so geben sie sich mehr Mühe mit die Kammern, solches zu bewirken, der Verbot bleibet vor ausländische Eier vor wie nach". Nur für sechs Monate wurde später eine Unterbrechung gewährt, um den neuen Veranstaltungen, zumal dem 1780 eingerichteten Kärnerhandel mit Eiern, Butter und Käse, eine Frist zur Entwickelung zu gönnen.

Berühmt wurde in der Mitte des Jahrhunderts die ostpreußische Pferdezucht, seitdem der Kriegs- und Domänenrat Domhardt bei der Ausgestaltung des in Verfall geratenen Stutamtes zu Trakehnen das bedeutende Verwaltungstalent offenbart hatte, das sich in der Folge bei größeren Aufgaben bewährte. Nach dem Vorgange des Domhardtschen Stalles auf dem Gute Worienen legten nun auch anderwärts in dieser Provinz Edelleute und Domänenpächter, durch eine Kabinettsordre vom 13. November 1766 dazu ermuntert, Privatgestüte an.

Wie schon in der Periode vor 1756, wurden auf dem platten Lande die Kolonisten der Regel nach als Erbzinsleute angesetzt, zu dem besten bäuerlichen Rechte, das in den mittleren Provinzen der Monarchie bekannt war, zu dem Recht, dessen der König gern die ganze bäuerliche Bevölkerung teilhaftig gemacht hätte.

Bauernbefreiung und Retablissement wurden beim Ausgang aus dem Siebenjährigen Kriege in Zusammenhang gebracht, indem der König die den pommerschen Edelleuten in Aussicht gestellten Unterstützungen an die Bedingung knüpfte, daß sie die Leibeigenschaft auf ihren Gütern abschaffen sollten: sonst würden sie „weder jetzt noch jemalen einige Hülfe oder Assistenz zu gewärtigen haben und dessen ohnerachtet dazu angehalten werden, ihre Güter gleich zu retablieren und mit der gehörigen Anzahl Unterthanen wieder zu besetzen". So sprach es die Instruktion vom 20. April 1762 aus, die Brenckenhoff nach Pommern mitnahm, und so wiederholte es der König mündlich im folgenden Jahre am 23. Mai bei dem Besuch in Kolberg: es sollten alle, die sich widersetzen würden, mit Güte oder Gewalt dahin gebracht werden, „daß diese von Sr. Majestät so festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde".

Vertrauensmänner der vorpommerschen Ritterschaft, die bald darauf zu Demmin zusammentraten, übersandten dem Könige eine Gegenvorstellung. Man wies darauf hin, daß die Leibeigenschaft in Vorpommern lediglich in dem Sinne von Gutspflichtigkeit bekannt sei, ja daß selbst der Name seit unvordenklicher Zeit nicht mehr gebraucht werde. So sei man gern damit zufrieden, diese ohnehin hier zu Lande unbekannte Leibeigenschaft, auf Grund deren der Herr den Leibeigenen verkaufen, verschenken und vertauschen und alles von dem Leibeigenen Erworbene für sich beanspruchen dürfe, ausdrücklich aufgehoben zu sehen. Sei aber des Königs Meinung, auch die Gutspflichtigkeit der Bauern zu beseitigen, so unterliege das den schwersten Bedenken. Die Gutspflichtigkeit verbinde den Bauern, nicht ohne der Herrschaft Einwilligung das Gut und seinen Hof zu verlassen und seine Kinder, wenn sie als Knecht oder Magd dienen, vorzugsweise dem Gutsherrn „gegen den Lohn, so einem freien Menschen gegeben wird", zum Dienst zu stellen. Aufhebung dieses Verhältnisses, völlige Freiheit werde unvermeidlich zur Entvölkerung des Landes führen. Die Bauern würden zum Teil fortziehen, zum anderen Teil nicht im stande sein, die Voraussetzung für die Entlassung aus der Gutspflichtigkeit zu erfüllen, nämlich dem bisherigen Grundherrn den Hof zu bezahlen und sich selbst mit Vieh, Ackergerät und anderen Bedürfnissen zu versehen.

Der Hinweis auf die Gefahr einer „Depeuplierung", des Austrittes zahlreicher Bauern, berührte die schwierigste Seite des ganzen Problems, die Frage, wie weit die persönliche Freiheit mit der Erhaltung des Bauernstandes und des Bauernlandes sich vertrug, und ob es Mittel gab, das bäuerliche Anwesen, das der Inhaber verließ oder veräußerte, für den Kleingrundbesitz zu retten. Die Gesetzgeber des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts sind an dieser Frage, dem Dogma des „Freihandels im Grundbesitz" huldigend, allzu sorglos vorübergegangen, und die Folge war ein gewaltiges Anschwellen des Großgrundbesitzes, eine starke Verminderung der bäuerlichen Wirtschaften. Friedrich dem Großen war die Unantastbarkeit der ländlichen Besitzverteilung oberster Leitsatz aller agrarischen Sozialpolitik: vergrößert durfte die Gesamtfläche des Bauernlandes werden, verkleinert nie. Mit Strenge hatte er bisher darauf gehalten, daß jede ledig gewordene bäuerliche Stelle wieder mit einem Bauern besetzt wurde. Wie aber ließ sich die lästige Pflicht, einen Ersatzmann herbeizuschaffen, dem Edelmann weiter auferlegen, wenn für den Bauern der Zwang wegfiel, der ihn verhinderte, seinen Hof aufzugeben? Friedrich Wilhelm I., als er 1718 den ostpreußischen Domänenbauern den erb- und eigentümlichen Besitz ihrer Hufen verlieh, hatte sie durch einen körperlichen Eid verpflichten lassen, die Höfe nicht anders als mit dem Tode zu verlassen: das war nur eine andere Art der Gebundenheit an die Scholle, eine Verlegenheitsauskunft.

Auch König Friedrich fand eine befriedigende Lösung nicht. Der Einwand der vorpommerschen Ritterschaft blieb nicht ohne Eindruck. Nicht aus blinder Vorliebe für den Adel oder aus Schwäche hielt er auf der beschrittenen Bahn inne, sondern in der Ueberzeugung, daß die Gewährung voller Freiheit an den Bauer die bestehenden Grundlagen der ländlichen Gesellschaftsordnung, auf denen das Steuerwesen und die Heeresverfassung des Staates beruhten, erschüttern

mußte. Er ließ die Erklärung gelten, daß Leibeigenschaft im juristischen Sinne nicht mehr bestehe, was auch für Hinterpommern zutraf, und er erstreckte seine Kriegserklärung gegen die Leibeigenschaft auf die Gutspflichtigkeit oder Erbunterthänigkeit nicht. Eben deshalb hatte er in den Provinzen, wo er nur Erbunterthänigkeit und keine Leibeigenschaft voraussetzte, zum Einschreiten sich überhaupt nicht veranlaßt gesehen. Daß er an sich gern weiter gegangen wäre, läßt die uns schon bekannte Stelle[1]) aus einer staatsphilosophischen Schrift von 1777 ersehen. So aber beschränkte er sich darauf, innerhalb des Bereichs der Erbunterthänigkeit zu reformieren, durch Ausrottung von Mißbräuchen, durch Verbesserung des Besitzrechtes, durch Erleichterung der Dienste und Lasten.

Unter diesem Gesichtspunkt entstand zunächst, ein bescheidener Abschluß des so nachdrücklich angekündigten Reformwerkes, die pommersche Bauernordnung vom 30. Dezember 1764, eine Umarbeitung der alten Bauern-, Schäfer- und Gesindeordnung von 1616. Den von den Ständen vorgelegten Entwurf hat Brenckenhoff dem Könige in mündlichem Vortrag erläutert. Die Ordnung stellt den Satz auf, daß die Bauern in Pommern keine leibeigenen Sklaven sind, die verschenkt, verkauft oder als res in commercio traktiert werden können, und daß alles, was sie erwerben, ihr freies und vererbbares Eigentum wird; sie betont aber zugleich, daß Aecker und Hofwehr der Gutsherrschaft gehören, und daß, soweit nicht in einigen Dörfern ein anderes ausdrücklich festgesetzt ist, die Bauern keine Erbzins- oder Pachtleute, sondern des Guts eigenbehörige Unterthanen und glebae adscripti sind. Sie schützt den Bauer vor ungerechter Vertreibung von Haus und Hof und erleichtert seinen Söhnen den Eintritt in eine städtische Handwerkerzunft. Daß sie andererseits mit der Forderung des gutsherrlichen Ehekonsenses die alte Ordnung geradezu verschärfte, war von der Staatsbehörde zunächst übersehen worden; erst durch eine Zusatzverordnung vom 30. Mai 1766 wurde den „ledigen Weibspersonen" gestattet, sich in das Gebiet einer anderen Gutsherrschaft ohne Konsens zu verheiraten.

In ähnlichem Sinne wurde durch die Verordnung vom 8. November 1773 das Verhältnis zwischen Gutsherren und Bauern für Preußen, die alte wie die damals neu erworbene Provinz, geregelt. Die Verordnung geht davon aus, daß in Ostpreußen die ehemalige Leibeigenschaft schon längst, in der Zeit von 1719—1724, in Westpreußen durch das Besitzergreifungspatent aufgehoben worden sei. Damit seien aber die Domänenbauern nicht derjenigen Unterthänigkeit entledigt, „womit sie diesem oder jenem unserer Domänengüter verpflichtet sind und dazu als glebae adscripti gehören"; und dasselbe gelte von den Unterthanen adelicher oder sonstiger Güter. So wird auch der Gesindedienstzwang der Kinder, sogar für Ostpreußen, wo er früher schon abgeschafft worden war, als zu Recht bestehend anerkannt, wenigstens in der Ausdehnung auf je fünf Jahre. Zum Schutze des Bauern werden die Fälle aufgeführt, in denen seine Loslassung erfolgen kann und muß.

Obgleich also die Reformpolitik sich nunmehr vorbehaltlos auf den Boden der Erbunterthänigkeit stellte, stieß sie doch auch in dieser Selbstbescheidung aller-

[1]) Vgl. Bd. I, 371.

orten auf einen zähen passiven Widerstand, der die Ergebnisse sehr verkümmert hat.

Was die Fronden anbetrifft, so hielt der König für die Domänen an dem 1748 aufgestellten Grundsatz fest, daß nirgends mehr als höchstens an drei oder vier Tagen in der Woche Hand- oder Spanndienste geleistet werden sollten; ja in dem politischen Testament von 1752 gibt er seiner Genugthuung darüber Ausdruck, daß diese Beschränkung überall Platz gegriffen habe. Gleichwohl ist der Befehl des Monarchen keineswegs durchgehend ausgeführt oder wenigstens nicht auf die Dauer gleichmäßig beachtet worden, vielmehr je länger desto öfter stillschweigend übertreten. Der Domänenetat sollte keine Ausfälle aufweisen: da waren die Kammern in Verlegenheit, wie sie die Pachtverträge in der alten Höhe abschließen sollten, wenn den Pächtern der Anspruch auf die Bauerndienste so erheblich verkürzt wurde. Um auszugleichen, ist der König 1774 auf einen Gedanken zurückgekommen, mit dem man zwanzig Jahre früher in Litauen Versuche gemacht hatte: die Dienste nicht nach Arbeitstagen, sondern nach bestimmten Leistungen, als „Stück- oder Morgen-Scharwerk", abzumessen. Aber damit geriet man vollends ins Unberechenbare. Was auf den Krongütern so vielen Hemmnissen begegnete, wie hätte das für die ritterschaftlichen Bauern erreichbar werden sollen? In Schlesien forderte unter dem frischen Antrieb, den der Friedensschluß gab, ein Runderlaß des bauernfreundlichen Ministers Schlabrendorff vom 15. Mai 1763 die Landräte auf, bei den Edelleuten die Beschränkung der ungemessenen Dienste auf eine bestimmte Anzahl Tage zu betreiben. Der Versuch, trotz wiederholter Erinnerungen und Rügen des Königs, hatte keinen besseren Erfolg, als die 1751 der pommerschen Ritterschaft gegebene Anregung: die hinterpommerschen Stände hatten damals in einer langen Denkschrift beweisen wollen, daß nicht die Hofdienste Ursache der bäuerlichen Armut seien und daß die Rittergutsbesitzer ohne diese Dienste nicht mehr bestehen könnten. Und diese Vorstellung hatte in Berlin an den Ministern Podewils und Cocceji, die beide der pommerschen Ritterschaft angehörten, rückhaltslose Fürsprecher gefunden; denn die wenigsten unter den hohen Staatsbeamten dachten über die Bauernfrage so vorurteilsfrei und human, wie der Märker Schlabrendorff. Es galt auch in diesen Regionen als ausgemacht, daß durch die Herabsetzung der Frondienste, für die Cocceji mit freigebigem Anachronismus ein mehr als tausendjähriges Alter in Anspruch nahm, der Adel ruiniert und den Bauern nicht geholfen werden würde.

Wie nun aber der König immer wieder auf diese ihm aufrichtig am Herzen liegende Sache zurückkam, so that der Großkanzler der Justiz, Coccejis Nachfolger Fürst am 8. Juli 1774 endlich einen neuen Schritt, indem er sämtlichen Landesjustizhöfen aufgab, eine den allerhöchsten Absichten entsprechende Veränderung des Dienstwesens in Ueberlegung zu nehmen und allgemeine Grundsätze dafür ausfindig zu machen, ohne den bestehenden Rechten zu nahe zu treten. Damit war dieser Teil der Reform durch die Bureaukratie zunächst rettungslos in das Stadium der schwebenden Erwägungen geleitet. Erst zehn Jahre später kam die Sache dadurch noch einmal in Fluß, daß der König befahl, in der ganzen Monarchie Urbarien anzulegen, wie sie in Schlesien aus österreichischer

Zeit noch vorhanden waren, um „Dienste, Pflichten, Schuldigkeiten und Gerechtsame" der bäuerlichen Bevölkerung genau festzustellen. Das gleiche war schon 1773 für Ost- und Westpreußen angeordnet worden. Dabei wurde als billig bezeichnet, daß dem Bauern nicht mehr Diensttage abgefordert werden sollten, als mit dem Gedeihen seiner eigenen Wirtschaft verträglich seien. Alle ungemessenen Dienste sollten in gemessene verwandelt werden. Das Landvolk nahm die Thätigkeit der Urbarienkommissionen vielfach mit Mißtrauen auf; man fürchtete, daß bei dem neuen Schreibwerk nur neue Last und Plage herauskommen werde. Da und dort führte die Aufregung zu Ausschreitungen. Der Justizminister für Schlesien empfahl, wieder sehr bezeichnender Weise, die Maßregel vorläufig aufzuschieben, aber der König entschied, daß fortzufahren sei: möchte die Angelegenheit auch weitläuftig sein und viel Zeit kosten, bei dem Nutzen, den sie dem ganzen Lande bringen werde, sei sie der Mühe Wert; mit den durch falsche Vorspiegelungen aufgewiegelten Kerls werde man schnell fertig werden.

Mit den Bemühungen um ein besseres Erbrecht der Bauern wurde an den im letzten Friedensjahr in Oberschlesien gemachten Versuch wieder angeknüpft. Der schon erwähnte Runderlaß an die schlesischen Landräte vom 15. Mai 1763 erklärte, daß diese „wegen der Kriegsunruhe liegen gebliebene Sache" ohne Widerrede jetzt zu verwirklichen sei. Ein Bericht Schlabrendorffs vom 20. Januar 1765 nannte dem Könige als die Gesamtzahl der Bauernhöfe in Schlesien 42219, als die der Gärtnerstellen 76955, der Häuslerstellen 54276. Darunter seien nicht erblich: 3263 Bauern, und zwar im Glogauer Kammerbezirk nur 45; 9592 Gärtner, 8418 im Breslauer, 1174 im Glogauer Bezirk; 2074 Häusler, bis auf 109 sämtlich im Breslauer Bezirk. Anscheinend nahm nun die vom Könige verlangte Umwandlung einen sehr günstigen Verlauf. Im Herbst 1766 berichtete Schlabrendorff, daß nur noch 35 Bauern, 259 Gärtner, 157 Häusler nicht im Besitz des Erbrechtes seien, und 1775 wurde versichert, daß die Maßregel vollständig durchgeführt sei. Aber viele dieser Landleute legten auf die Erblichkeit des Besitzes gar keinen Wert, denn der erbliche Lassit verlor manche Vorteile und Ansprüche des unerblichen, dem der Grundherr die Gebäude im Stand halten, Verluste am Vieh ersetzen und Rückstände an Staatssteuer decken mußte. Und so kam es, daß die Zahl der unerblichen Wirte in Schlesien gegen den Ausgang des Jahrhunderts wieder auf 38918 stieg.

Der pommerschen Ritterschaft gegenüber wurde von dem Versuche, ihren Bauern das Erbrecht zu erwirken, von vornherein abgesehen. Zwar beteuerten die vorpommerschen Herren, daß sie den erledigten Bauernhof der Regel nach einem der Söhne des verstorbenen Bauern, sofern unter ihnen ein guter Wirt sei, übertrügen; in der Bauernordnung von 1764 aber wurde ausdrücklich anerkannt, daß den Bauern keine Erbgerechtigkeit, „nec ex contractu emphyteutico nec libellario nec censuali", zustehe. In den anderen Provinzen ließ der Staat diese Frage in Ansehung der Privatbauern unberührt. Für die Domänenbauern galt die ihnen schon unter der vorigen Regierung zuerkannte Erbfähigkeit der Söhne als allgemeiner Grundsatz. Friedrich Wilhelm I. hatte diesem Fortschritt mit Recht die größte Bedeutung beigemessen und die Einführung der Erblichkeit

schlechthin mit Aufhebung der Leibeigenschaft gleichgesetzt. König Friedrich ging in Anerkennung des Erbanspruchs so weit, daß er ihn nicht bloß dem Sohn, sondern auch der Tochter zugestanden wissen wollte. Als auf einem pommerschen Domänenamt einer Bauerntochter der väterliche Hof abgenommen wurde, den sie doch nach Aussage aller Zeugen „recht ordentlich" bewirtschaftet haben sollte, verfügte er am 20. Februar 1777 sofortige Wiedereinsetzung und sprach es bei diesem Anlaß als durchgehende Regel für alle Provinzen aus, daß alle unter den Aemtern stehenden Bauerngüter den Unterthanen erb- und eigentümlich zu übergeben, von den Eltern auf die Kinder zu vererben seien.

Der König hat sich keiner Täuschung darüber hingegeben, daß er im ganzen mit seinem Bemühen um das Wohlergehen der Bauern nicht weit vorwärts kam. So hat er sich in seinen Memoiren darauf beschränkt, von allen diesen Anläufen nur den einen zu erwähnen, der von unbestreitbarem Erfolg begleitet war: es gelang, die Aussaugung des Bauernlandes durch den Großgrundbesitz zu verhindern, durch die in jenem Jahrhundert in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern die Reihen der Bauern so furchtbar gelichtet wurden. Die beiden Gesetze von 1749 gegen das Bauernlegen, das Hineinziehen von Bauernhöfen in das Areal des Rittergutes, wurden im Juli 1764 dahin erweitert, daß die seit bestimmter Frist eingegangenen Bauernstellen neu besetzt werden sollten. Für Schlesien wurde dabei auf das Jahr 1723 zurückgegriffen, in welchem der bäuerliche Besitzstand durch eine allgemeine Landesaufnahme genau festgestellt worden war, für die anderen Provinzen auf das erste Kriegsjahr 1756. Der König hatte verlangt, daß die in Betracht kommenden „wüsten Stellen" in Schlesien binnen Jahresfrist neu besetzt sein sollten; der Minister wies auf die Schwierigkeit hin, in so kurzer Zeit geeignete Wirte zu beschaffen, und ließ dafür die Zahlen einer Verlustliste sprechen: von 1723—1749 waren 1500 Stellen dem Kleinbesitz der Bauern, Gärtner und Häusler entzogen worden, seit 1749 weitere 1187 Stellen. Doch gelang es Jahr für Jahr, durch dieses „Retablissement" den Kleinbesitz nicht unansehnlich zu vermehren, vorzugsweise allerdings nur durch Häuslerstellen, deren von 1763—1779 in Schlesien 3539 geschaffen worden sind. Und völlig erreicht wurde das andere, ein gewiß sehr bedeutendes Ergebnis: für die Zukunft war der Verkleinerung der Bauernstellen und der Bauernzahl ein Ziel gesetzt, das Bauernland, auch das nicht erbfähige, jedem Eingriff und Abstrich entzogen.

Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden, mit den Dingen geht es nicht so schnell wie mit den Gedanken — das waren die Sentenzen, mit denen Friedrich die Ungeduld anderer und seine eigene zu beschwichtigen pflegte. Er wußte, daß auch in der inneren Politik, wie in der Diplomatie und in der Kriegsführung, Mißerfolge nicht ausbleiben konnten, Teilerfolge für voll genommen werden mußten. Mit der impulsiven Lebhaftigkeit, die ihm auch im Alter blieb, verband er eine zähe Beharrlichkeit, die nichts ermüdete und nichts langweilte, die nicht absprang und nicht ausspannte. Alles in allem gewahrte er doch mit Genugthuung und stiller Freude, wie von Jahr

zu Jahr die lange, mühselige Arbeit vorschritt, wie das Ziel, das er seinem Retablissement gesteckt hatte, näher rückte. Indem er sich einmal berechnet, daß er binnen zehn Jahren allein für die Kurmark 2700000 Thaler an außerordentlichen Spenden aufgewendet haben wird, so dünkt ihm das „etwas sehr ansehnliches, wovon die Leute schon zufrieden sein können". Mit Vorliebe nennt er seine wirtschaftlichen Entwürfe und Arbeiten, Sorgen und Freuden das Kinderspielzeug seines Alters. Aber wie viel mehr war das, als Zeitvertreib und Liebhaberei! Als d'Alembert ihn nach einem Krankheitsanfall mahnte, seine Gesundheit zu schonen, um sich seinen Unterthanen, der Philosophie und den Wissenschaften zu erhalten, antwortete er: „Sie erraten richtig meine Absicht, meinem Vaterlande und meinen Zeitgenossen nützlich zu sein während der wenigen Zeit, die ich zu leben haben werde; die Pflicht des Menschen ist, seinesgleichen zu unterstützen in allem, was von ihm abhängt; das ist der Kern aller Moral, und ein Herz am richtigen Flecke wird mit sich selbst unzufrieden sein, wenn es diese Pflicht nicht erfüllt."

Daß hier etwas Großes geleistet wurde, konnte selbst ein so mißgünstiger Beurteiler nicht ganz leugnen, wie Friedrichs ehemaliger Flügeladjutant Retzow, der seine „Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des Siebenjährigen Krieges" mit der Bemerkung schloß: Einen Teil der ungeheuren Summen, die infolge neuer Finanzeinrichtungen dem Schatze nach dem Kriege zugeflossen seien, habe der König zu Zwecken der Landeswohlfahrt verausgabt und dadurch den Schmerz, den jene Einrichtungen verursacht, „gewissermaßen betäubt". In Wirklichkeit lag das Verhältnis so, daß die Mehrerträge der 1766 geschaffenen Zoll- und Accise-verwaltung, der Regie, wohl ganz auf gemeinnützige Veranstaltungen aufgewandt worden sind: „Sie wissen," erklärte der König dem Direktor der Regie, „daß ich von diesen Einnahmen nichts sammle."

Zweiter Abschnitt.

Verwaltungsreformen und Schutz der nationalen Arbeit.

Dem Nachfolger Friedrichs des Großen ist an der Schwelle seiner Regierung von seiner Umgebung eindringlich die Rückkehr zu den Regierungsgrundsätzen und Verwaltungseinrichtungen seines Großvaters, König Friedrich Wilhelms I., empfohlen worden. In einer der Denkschriften über Aufgaben der inneren Politik Preußens, die sein nachmaliger Minister Wöllner für den Thronfolger ausgearbeitet hat, wird zumal für die Finanzverwaltung die Forderung aufgestellt, daß „die Staatsmaschine der Hauptsache nach gerade so wieder montiert werde, als sie Friedrich Wilhelm I. eingerichtet hatte, wo alles einfach, kurz und der Landesbeschaffenheit angemessen war."

Sollten die einfachsten Formen der Verwaltung allemal auch die besten sein, dann allerdings hätte eine Verwaltungskunst und Verwaltungswissenschaft sich nie zu entwickeln gebraucht. Die Erfahrung eines weiteren Jahrhunderts hat gelehrt, daß überall die Aufgabe der Verwaltungspolitik nur immer künstlicher und verwickelter geworden ist, immer schwieriger das Problem, die Ansprüche und Lebensbedingungen der großen produktiven Erwerbszweige, der Industrie, des Handels und der Landwirtschaft mit einander in Einklang zu bringen, ein Problem, um dessen Lösung, wie wir sehen werden, auch Friedrich der Große an seinem Teile sich gemüht hat.

Er selbst hatte Grundsätze und System seines Vaters vordem als unantastbar betrachten wollen.[1]) Aber wie hätte er die Bedingtheit verkennen sollen, der das konservative Prinzip allzeit unterworfen bleibt? Es ist lediglich ein Beweis für Friedrichs staatsmännische Größe, daß er nach fünfundzwanzig Jahren für die fortschreitenden Bedürfnisse seines Staates auf Umformung und Verstärkung des Triebwerkes dachte. So ist er in der zweiten Hälfte seiner Regierung in viel ausgedehnterem Maße als früher zu Neuerungen geschritten, die

[1]) Bd. I, 314.

zwar die Grundlagen unberührt ließen, die Gliederung und den Gang der Verwaltung aber nicht unwesentlich veränderten.

Die einschneidendste administrative Umgestaltung wurde im Zusammenhange mit einer Reform des Steuerwesens herbeigeführt.

Dem König stand ein hohes Ideal vor Augen. Soziale, administrative, fiskalische Zwecke sollten gleichzeitig erreicht werden. Durch Vereinfachung der Verwaltung, durch größere Uebersichtlichkeit der Erhebung sollte ein besseres finanzielles Ergebnis angebahnt, zugleich aber die Möglichkeit geschaffen werden, die Armut zu entlasten, den Reichtum zu stärkerem Beitrag heranzuziehen.

Seit lange beschäftigten ihn diese Gedanken. Schon 1743 hatte er dem Generaldirektorium bezeichnet, was ihm an dem bestehenden System der indirekten Steuern mißfiel: „das zu große Detail bei der Accise", das den Handel über Gebühr belästige; die willkürliche Berechnung der Abgaben, die Chikanen, die der Steuerbeamte sich erlaube. Der König wies damals ein ganz bestimmtes Ziel: von jedem Gegenstand soll nur einmal, nur an einem Orte, Accise erhoben und der Tarif soll so eingerichtet werden, daß jeder Kaufmann den Betrag der Abgabe im voraus genau wissen kann. Wie das zu erreichen sei, das wurde dem Generaldirektorium zur Erwägung anheimgegeben. Und wieder 1748 hatte er dem Minister Boden eröffnet: „Meinen Principiis nach ist allemal darauf zu denken, auf was Art die Armut und der geringe Handwerksmann und Fabriquante in denjenigen Stücken, so selbige zur Erhaltung ihres Lebens unumgänglich nötig haben, soulagiert werden, und müssen daher billig auf das Bier, Brot und Fleisch, wovon die Armut leben muß, nur sehr geringe Taren und Impositen gelegt werden".

Das Generaldirektorium unterließ nicht, sich auf diesen Befehl zu berufen, sobald in der Accise Ausfälle bemerkbar wurden. Mit den ihr ans Herz gelegten Erwägungen kam die hohe Behörde nicht vorwärts. Während des Krieges starben von den fünf Departementschefs nicht weniger als vier: Happe, Katte, Adam Ludwig v. Blumenthal, Boden; der einzige Ueberlebende, der Nachfolger des schon vor dem Kriege zurückgetretenen Viereck, Friedrich Wilhelm v. Borcke, dessen Leistungen bei der Verwaltung der kursächsischen Kontribution nicht genügt hatten, nahm Anfang 1764 seinen Abschied. Friedrich hat oft geklagt, daß es schwer sei, geeignete Männer für die Ministerstellen zu finden; was er forderte, war, wie er einem seiner Minister bei Gelegenheit erklärt hat, die Verbindung von adelicher Geburt mit Fachkenntnis und einer auf Neigung und Geschmack beruhenden Hingebung an das Amt. Jetzt ersetzte er den alten Stamm durch zwei Kammerpräsidenten, Valentin v. Massow aus Minden und den in Magdeburg trefflich bewährten Joachim Christian v. Blumenthal, und durch den jungen, hervorragend befähigten und außerordentlich arbeitsamen Geheimen Finanzrat Ludwig Philipp v. Hagen.[1]) Als die neuen Minister im dritten Friedensjahre, am 10. Juni 1765, zur alljährlichen Etatsberatung in Potsdam versammelt waren, erörterte der König die Notwendigkeit, die Staatseinnahmen zu erhöhen. Da soll, wie man sich nachmals in Beamtenkreisen erzählte, Massow, der die

[1]) Vgl. oben S. 359.

Kassenverwaltung leitete, erklärt haben, daß dazu das Land infolge des Krieges zu erschöpft sei. Massow hatte sich vor 20 Jahren als Kammerpräsident harten Tadel zugezogen;[1] seine Berufung in das verwaiste Generaldirektorium mag also eher eine Verlegenheitswahl gewesen sein, als daß ein großer Staatswirt und Rechenmeister in ihm gesehen worden wäre; immerhin, nach seinem Tode im Jahre 1775 hat der König seine „Geschicklichkeit" und seinen „Patriotismus" anerkannt, und auch unmittelbar nach jener mündlichen Beratung hat er im Herbst 1765 mit Massow die Frage der Tarifreform einer eingehenden schriftlichen Erörterung unterzogen.

Zugleich aber hatte er alsbald nach dem Ministerrate Vorbereitungen getroffen, um seine Steuerreform ohne seine neuen Minister durchzuführen. Er hatte sich offenbar abermals in der Meinung bestärkt, auf die er schon durch frühere Wahrnehmungen geführt worden war: daß seine „großen Perrücken", wie er die Minister gern nannte, lediglich eingeschulte, im alten Gleise einherschreitende Verwaltungskünstler seien, keine Männer von weitem Blick und schöpferischen Gedanken oder auch nur von Anpassungsvermögen. Selbst von jenem Boden, den er ehedem so hoch geschätzt hatte, sagte er während des Krieges, daß dieser Mann vom Handel, der hohen Finanz und dem Wechselverkehr nicht die geringste Vorstellung noch Kenntnis habe. Das schloß nicht aus, daß er die Leistungen einzelner von diesen Ministern in ihrem geschlossenen Wirkungskreise hoch angeschlagen und warm anerkannt hat. Als Hagen nach siebenjähriger Amtsthätigkeit 1771 starb, nannte ihn der König in einem Erlaß an das Generaldirektorium „einen Minister, dergleichen Seine Königliche Majestät Sich wohl viele wünschen, aber leider wenig haben"; er verfügte, daß ein von ihm gestiftetes Bild des Verstorbenen im Audienzsaal der Behörde, den bisher ausschließlich das Bild König Friedrich Wilhelms I. schmückte, „bei voller Versammlung und offenen Thüren" feierlich aufgestellt werden sollte „zum immerwährenden Gedächtnis dieses rechtschaffenen Dieners des Staates".

Nun war ein Vierteljahr vor jener Ministerkonferenz der französische Arzt Helvetius zu mehrwöchentlichem Besuch in Potsdam eingetroffen, von d'Alembert warm empfohlen, dem Könige als Schriftsteller bereits bekannt und trotz grundsätzlicher Vorbehalte als Mann von Geist, Welt und Geschmack und als Verfolgter willkommen. Willkommen aber auch als erfahrener Finanzmann. Denn Helvetius hatte seinen Reichtum als Teilhaber einer der großen französischen Steuerpächtereien erworben, und Friedrich war längst begierig, über dieses französische Pachtsystem etwas Näheres zu erfahren, von dem ihm, wie es heißt, Krockow und Quintus[2] allerhand erzählt hatten. Er entschloß sich nach Helvetius' Abreise zu einem Versuche und ließ durch d'Argens, der später allerdings seine Beteiligung leugnete, jenen auffordern, ihm aus Frankreich Fachleute, einen Obmann und fünf Hilfsarbeiter, zu schicken, um bis zum nächsten Rechnungsjahre alles Erforderliche vorbereiten zu können.

So erschien Anfang 1766 der Mann am preußischen Hofe, der während

[1] Bd. I, S. 360.

[2] Oben S. 349. 350.

der nächsten zwei Jahrzehnte alle einheimischen Finanzgrößen in den Schatten stellte, de La Haye de Launay, von Friedrich als der Jupiter begrüßt, der ein Chaos entwirren werde.

Des Königs Absicht war ursprünglich, für die Erhebung der Zölle und Accisen einfach die Generalpacht nach dem französischen Muster einzuführen. Bereits verhandelte er durch de Launay mit einer Gesellschaft Pariser Kapitalisten. Es stellte sich heraus, daß de Launays Hintermänner nicht im stande waren oder nicht Neigung hatten, die 300000 Thaler, die als Vorschuß für die Einrichtungskosten, vielleicht auch als Kaution, gefordert wurden, zu hinterlegen. Sehr erklärlich, daß nun der König es von der Hand wies, sich von Paris aus durch einen „Areopag von Bettlern" in seine Angelegenheiten einreden zu lassen. Er machte endlich de Launay, als dem einzigen, der ihm Vertrauen einflößte und der ihm ernsthaft bei der Sache zu sein schien, den Vorschlag, ihm und vier Gehülfen gegen festes Gehalt und einen Anteil an dem Reingewinn die Verwaltung zu übertragen. Am 14. Juli 1766 wurde auf dieser Grundlage ein Vertrag auf sechs Jahre, bis zum 31. Mai 1772, abgeschlossen. Die Regisseure übernahmen unter der Aufsicht, nicht unter der Leitung, eines der Minister die Verwaltung der indirekten Steuern, gegen Gehälter im Gesamtbetrage von 60000 Mark und fünf Prozent an Tantieme von dem, was über die Erträge des Rechnungsjahres 1765/66 einkommen würde.

Schon vor dieser Umgestaltung des Verwaltungsbetriebes hatte der König mit seinem neuen Vertrauensmann über die Grundsätze der anzustrebenden Tarifreform verhandelt.

In einem eigenhändigen Bescheid, den er am 16. März 1766 auf die Vorschläge de Launays erteilte, steht im Vordergrunde die sozialpolitische Tendenz des Reformplanes: die unentbehrlichsten Lebensmittel sollen steuerfrei bleiben oder doch möglichst geringe Abgaben erleiden, alle Luxusgegenstände stark belastet werden. Daß das Brot in Zukunft nicht zu besteuern ist, steht von vornherein fest. De Launay will, um den Ausfall zu decken, Fleisch und Bier stärker als bisher heranziehen; der König aber kürzt die vorgeschlagenen Sätze, weil sie ihm für das Volk zu drückend erscheinen. Er will für Fleisch und einheimisches Bier nur eine ganz geringe Erhöhung zulassen und gibt dafür preis alle fremden Biere, alle Weine und den französischen Likör, dazu Pfeffer, Zimmt, Gewürze, mit einem Worte „alles, was zum Luxus gehört" — „da ist nicht der Arme der Zahler, nicht der Handarbeiter und der Soldat, denn die sind es, als deren Anwalt ich mich erkläre und deren Sache ich führen muß". Für den Soldaten, der sein Brot in Friedenszeiten damals selber zu kaufen hatte, bedeutete die Aufhebung der Mahlsteuer die allergrößte Erleichterung.

Denselben Gesichtspunkt entwickelte vier Wochen später das „Deklarationspatent" vom 14. April 1766, das die Notwendigkeit der Reform begründete und die Einsetzung einer Kommission zur Ausarbeitung eines neuen Tarifs ankündigte. Bereits jetzt aber wurde im Sinne der zwischen dem Könige und de Launay vereinbarten Grundsätze die Mahlaccise ganz abgeschafft — bis auf ein geringfügiges, lediglich behufs Verhütung der Unterschleife eingeführtes Visitationsgeld von zwei Pfennig für den Scheffel. Dagegen wurde zur Deckung des

Ausfalls die Branntweinaccise erhöht, desgleichen und zwar erheblich die vom Weine, die vom Biere um einen Pfennig für das Quart, die vom Fleische um einen Pfennig für das Pfund, eine Erhöhung, von der das Schweinefleisch, als die Nahrung der Armen, nicht betroffen wurde. Als Zweck der Reform wurde bezeichnet, daß die Staatseinkünfte auf einen festen und beständigen Fuß gebracht werden sollten, ohne dabei eine übermäßige Vermehrung der Abgaben zu erstreben. Daß es an sich auf eine Vermehrung abgesehen sei, daraus wurde also kein Hehl gemacht. Aber der Vermehrung der Steuern sollte ausgleichend zur Seite gehen ihre gleichmäßigere und gerechtere Verteilung. Der König erklärte hier öffentlich, er sei seit dem Kriege unablässig darauf bedacht gewesen, den Unterthanen wieder aufzuhelfen und dadurch Erleichterung zu schaffen, daß ihre Lasten „auf einen billigen und proportionierten Fuß gesetzet und durchgehends mit gleichen Schultern und nach Vermögen der Kontribuenten getragen werden mögen".

Es ist der Grundgedanke der Weisungen von 1743 und 1748, und derselbe, den Friedrich 1768 in seinem neuen politischen Testamente ausgesprochen hat: „Bei der Verwaltung der Finanzen müssen Billigkeit und Menschenfreundlichkeit mitsprechen; die Menschenfreundlichkeit muß den Vorsitz führen und die Art der Auflagen vorschreiben; die Billigkeit verlangt, daß niemand dem Staate über seine Kräfte Steuern zahlt und die Abgaben verhältnismäßig bleiben: wer nur 100 Thaler zu verzehren hat, darf nicht mehr als 2 entrichten, während der, welcher ein Einkommen von 1000 Thalern hat, ohne Beschwer 100 zahlen kann. Die Auflagen dürfen weder den Arbeiter, noch den Soldaten, noch den Armen treffen, sondern nur den wohlhabenden und reichen Bürger."

Wer wollte verkennen, namentlich auch im Hinblick auf die Grundlagen der direkten Besteuerung in dem damaligen Preußen, daß hier eine Botschaft verkündet wurde, die nur ein schöner Traum war? Das Können und Vollbringen blieb hinter dem Wünschen und Wollen weit zurück. Der Versuch zu einer materiellen Reform der Acciseverfassung scheiterte. Zu gebieterisch sprach das Bedürfnis des Staatshaushalts. Die für die Ausarbeitung neuer Tarife im Sommer 1768 berufene Immediatkommission, übrigens aus Vertretern des alten Beamtentums zusammengesetzt, führte gegen die neue Regie mit klarem Verständnis und großer Sachkunde eine Reihe von Vorschlägen ins Treffen, denen die Franzosen regelmäßig die Befürchtung entgegenhielten, daß dadurch der Fiskus Schaden leiden werde. Der König verließ sich für die steuertechnischen Einzelheiten auf de Launay, und so fiel diesem der Sieg zu. Indem am 21. Dezember 1768 verfügt wurde, daß bei allen fremden Waren die bisherigen Sätze in Kraft bleiben sollten, war das Geschick des sozialpolitischen Programms, ohne daß sein Urheber diese Nachwirkung ermaß, im wesentlichen schon entschieden; denn nur durch Erhöhung jener Sätze hätte sich die beabsichtigte Mehrbelastung der Wohlhabenden erzielen lassen. So aber mußte auch an jenem vorläufigen Tarif der inneren Verbrauchssteuern, die vorzugsweise die Aermeren trafen, dauernd festgehalten werden. Soweit das Deklarationspatent von 1766 positive Bestimmungen enthielt, die doch nur als Uebergangsrecht gedacht worden waren, blieb es eine dauernde Ordnung; soweit es allgemeine Grundsätze aussprach, blieb es unausgeführt. Es war nicht anders, als wie die Kommission es der

Regie zum Vorwurfe machte: gegen früher blieb die Bieracciſe um das Doppelte, die Branntweinacciſe um die Hälfte erhöht.

Daß damit die Nahrungsmittel des gemeinen Mannes zu hoch beſteuert ſeien, wollte der König nicht anerkennen. Faſt erſcheinen gegen die Diskuſſion mit de Launay vom Jahre 1766 die Rollen vertauſcht, wenn ſechs Jahre ſpäter einer der Kammerpräſidenten dringend die Abſchaffung des Steuerzuſchlages auf Bier, Branntwein und Fleiſch befürwortet, der König aber das „irrige und höchſt gefährliche Finanzprinzip" abweiſt, „wodurch die Revenuen des Staats, die ihre Sicherung und Gewißheit nur in den erſten Bedürfniſſen des Menſchen finden können, der Willkür und Caprice ſchlechterdings überlaſſen bleiben".

Ohne Frage alſo führte der Acciſetarif, mit dem die Regie arbeitete, eine Mehrbelaſtung herbei, die auf das bitterſte empfunden wurde. Den Wegfall der Kornacciſe brachte man nicht in Anſchlag, man beachtete nur das Plus, das beim Fleiſch und Getränk ſich ergab. Die ſozialpolitiſche Abſicht der Reform alſo blieb im weſentlichen unerfüllt und jedenfalls ganz ohne Anerkennung, ganz ohne Dank.

Friedrich ſelbſt betrachtete als das beſte, was bei der Acciſereform herauskam, die Einſchränkung des Schleichhandels. Eine Bewachung der Grenzen hatte im Reiche des „roi des lisières" [1]) bisher ganz gefehlt, alles hatte die Zollviſitation an den Stadtthoren leiſten und verantworten ſollen. Jetzt wurden Grenzbureaux eingerichtet und eine zum Teil berittene Grenzwacht aufgeſtellt, die ſogenannten Brigaden. Urſprungszeugniſſe und Begleitſcheine mußten vorgewieſen, Plomben beim Durchgangshandel angelegt werden — techniſche Schutzmaßregeln, welche die franzöſiſchen Beamten aus ihrer Heimat als ſelbſtverſtändlich mitbrachten. Freilich fehlte viel daran, daß nun der Schmuggel ganz erſtickt worden wäre; von einem wirklichen Grenzzollſyſtem, wie es 1818 geſchaffen worden iſt, blieben die Anläufe von 1766 doch noch weit entfernt; ja, ein neuerer Forſcher iſt geneigt, „faſt alle Härten, alle über das Ziel hinausgehenden Wirkungen" der fridericianiſchen Zoll- und Handelspolitik auf die noch immer erheblichen techniſchen Mängel der Acciſeverfaſſung zurückzuführen. Verglichen aber mit den Zuſtänden im damaligen England, müſſen die preußiſchen noch als günſtig erſcheinen; denn man nahm an, daß vor den ſeit 1784 durchgeführten Finanzreformen des jüngeren Pitt die Hälfte der engliſchen Bevölkerung am Schmuggel beteiligt war, daß 5½ Million Pfund Thee jährlich verzollt, 7½ Million aber eingeſchmuggelt wurden.

Der größte adminiſtrative Fortſchritt lag darin, daß die geſamte Verwaltung der indirekten Steuern jetzt einheitlich zuſammengefaßt wurde — nur die rheiniſch-weſtfäliſchen Provinzen erhielten eine Ausnahmeſtellung, indem ſie ſich von der Acciſe durch ein „Abonnement" loskauften. Im Laufe der Zeiten nacheinander ausgebildet, waren die einzelnen Gefälle bisher an einem und demſelben Orte von verſchiedenen Beamten verwaltet worden: die urväteriſchen Zinſen und Zölle, die Licenten, d. h. Hafenzölle aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, die ſeit der Regierung des großen Kurfürſten eingeführte Acciſe, und als Steuer

[1]) Vgl. Bd. I, 88.

jüngsten Datums[1]) der Transito-Impost. Wiederum zersplitterte sich an der Zentralstelle die Verwaltung der Steuern auf die vier Provinzialdepartements des Generaldirektoriums. Jetzt wurden Provinzialdirektoren mit einem Stabe von Gehülfen und Unterbeamten zur ausschließlichen und einheitlichen Verwaltung der indirekten Steuern bestellt, so daß die Kriegs- und Domänenkammern durch diese neuen Behörden von allen einschlägigen Geschäften entlastet wurden. Und ebenso hatten im Generaldirektorium die Chefs der vier alten Departements mit den indirekten Steuern nichts mehr zu schaffen, sie hatten in diesem Bereiche abzudanken zu Gunsten des Zoll- und Accisedepartements mit seinen französischen Regisseuren unter einem deutschen Minister, also eines neuen, alle Provinzen umspannenden Realdepartements, wie ein solches 1740 für Kommerzien und Fabriken, 1746 für die Heeresverwaltung errichtet worden war. Die damals betretene Bahn wurde weiter verfolgt. Mit den laufenden Verwaltungsgeschäften nicht befaßt, vermittelte doch der dirigierende Minister der Acciseabteilung alle Beziehungen, die sich zwischen den Aufgaben der Regie und dem Gange der allgemeinen Staatsverwaltung ergaben, und erstattete vor allen grundsätzlichen Entscheidungen dem Könige sein Gutachten.

Dem Grundgedanken, aus dem heraus das ganze Gebiet der indirekten Besteuerung eigene Organe und einheitliche Leitung erhielt, gehörte die Zukunft. Die Arbeitsteilung innerhalb des Verwaltungskörpers war immer mehr Grundsatz und Notwendigkeit geworden. Gleichwohl haben sich in der Praxis bei der 1766 geschaffenen Ordnung starke Mißstände ergeben. Dem unleugbaren verwaltungstechnischen Fortschritte, der in der einheitlichen Gestaltung des gesamten indirekten Steuerwesens lag, stand der Nachteil gegenüber, daß durch die neue Einrichtung die Finanzverwaltung des Staates als Ganzes noch mehr den Zusammenhang verlor als bisher. Wie bereits früher eine ganze Provinz, das große Schlesien, so wurde jetzt ein ganzer Verwaltungszweig dem eigentlichen Finanzministerium entzogen. Denn nicht bloß mit der Verwaltung und Erhebung der indirekten Steuern, d. h. ungefähr des dritten Teiles der gesamten Staatseinnahmen, auch mit ihrer Verrechnung hatte das Generaldirektorium nichts mehr zu thun. Der ganze Mehrertrag der Acciseverwaltung, der nach Abführung des Pauschquantums an die Generalkriegskasse verblieb, wurde in den Staatshaushalt überhaupt nicht eingestellt, sondern dem Königlichen Dispositionsfonds überwiesen, und zwar so, daß das Generaldirektorium nicht einmal die Höhe der Summe erfuhr.

Weiter aber: zum Schaden der Sache begannen nun von neuem zwischen den Ressorts die Reibungen und Kämpfe, die an die Zeiten unmittelbar vor der Gründung des Generaldirektoriums erinnern.[2]) Die organische Einheit der inneren Verwaltung, die Treffsicherheit des Apparats ging wieder verloren. Das Ganze wurde lediglich durch die Kabinettsregierung, die unmittelbaren Entscheidungen des Königs streng, aber doch nur notdürftig und äußerlich zusammengehalten. Friedrich machte seinen Kammerkollegien insgemein den Vorwurf, daß

[1]) Bd. I, 443.
[2]) Bd. I, 350.

sie Umtriebe machten, um „seine guten Regie-Einrichtungen rückgängig zu machen und über den Haufen zu werfen".

Und die Ressorteifersucht wurde getragen und geschärft durch den nationalen Gegensatz. Der Einbruch des Franzosentums in die Accisevertwaltung hat nicht den Umfang gehabt, auf den die erregte öffentliche Meinung ihn schätzte. Von den 2000 in Betracht kommenden Stellen sind nur etwa 175—200 mit Franzosen besetzt worden. Gleichviel, diese unter französischer Leitung stehende, nach französischer Regel arbeitende Verwaltung blieb als Fremdherrschaft dem einheimischen Beamtentum wie der Bevölkerung gleichmäßig verhaßt. Dem englischen Gesandten Mitchell wurde das Wort zugeschrieben: die Franzosen sind einmal bei Roßbach von den Preußen geschlagen worden, dafür werden nun die Preußen in allen Städten und alle Tage von den Franzosen geschlagen. Die Zeiten der Vorliebe für französische Art und Bildung und für französischen Besuch waren vorüber. Roßbach und das Auftreten Lessings hatten das ihrige zu dem Umschwunge beigetragen. Selbst einem d'Alembert, der mit der ausgesuchtesten Artigkeit in der Berliner Gesellschaft aufgenommen wurde, entging es nicht, wie im allgemeinen die Stimmung gegen seine Landsleute war; er betrachtete das ihm gemachte Kompliment, einen Franzosen wie ihn habe man hier noch nicht kennen gelernt, als ebenso schmeichelhaft für sich selbst wie bedenklich für seine Nation.

Dem König selber konnten auf die Dauer die der neuen Einrichtung anhaftenden Gebrechen nicht entgehen. Zwar bewahrte er dem Generalregisseur sein Vertrauen und hielt ihn und die Regie gegen alle Angriffe und Anklagen. Aber er wies doch in seinen letzten Lebensjahren die Kritik nicht mehr so kurzer Hand zurück, wie er es früher gethan hatte, und ließ de Launay keineswegs frei schalten und walten. Vor allem aber klagte auch er jetzt über die Unzuverlässigkeit der Franzosen und begann von de Launay zu fordern, daß zur Erledigung gelangende Stellen, wie die des 1781 wegen Betrügereien abgesetzten Stettiner Accisedirektors, mit Deutschen wiederbesetzt werden sollten. Die zwei Jahre hindurch wiederholten Klagen führten endlich in einem Schreiben an de Launay vom 28. Februar 1783 auf die verallgemeinernde Nutzanwendung: „So ist nun die Mehrzahl der Franzosen: zu Hause fortgejagt, setzen sie hier ans Land, erhalten die ersten Stellen in der Regie, plündern die Provinzen und gehen, wenn sie ihr Geld im Beutel haben, nach Frankreich zurück. Ich will infolgedessen nicht mehr, daß Sie Franzosen für dergleichen Stellen nehmen."

Auch das verdroß ihn, daß trotz aller Einschränkungsversuche die Betriebskosten der Regie sehr hoch blieben. Sie verschlangen andauernd mehr als ein Zehntel der Bruttoeinnahme, während sie unter der alten Accisevertwaltung noch nicht den fünfzehnten Teil beansprucht hatten. Allerdings waren damals die Vorkehrungen für die Grenzbewachung unvollkommener und deshalb weniger kostspielig gewesen. Das finanzielle Gesamtergebnis schwankte. Die an die Generalkriegskasse zu zahlende Abschlagssumme, die sogenannte Firation, betrug anfänglich, entsprechend den Erträgen der alten Verwaltung im Rechnungsjahre 1765/66, 4 662 210 Thaler; sie wurde 1772 bei Ablauf des ersten Vertrages im Zusammenhange mit anderen Aenderungen auf 4 395 957 Thaler herabgesetzt, womit

sich der an die Königliche Dispositionskasse gelangende Ueberschuß entsprechend erhöhen mußte. Die Bruttoeinnahme ist von 5585000 Thalern im ersten Jahre der neuen Verwaltung auf 7814634 Thaler im Rechnungsjahr 1785/86 gestiegen, nachdem inzwischen eine neue Provinz dem Staate zugefallen war. Lassen wir deren Erträge außer Betracht, so wird der Ueberschuß, der in diesen 20 Jahren gegen den Reinertrag von 1765/66 erzielt worden ist, nach einer neuerdings angestellten Berechnung im ganzen auf 23½ Millionen veranschlagt werden dürfen. Die Gegner der Regie haben schon damals nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß auch ohne die französische Verwaltung die Acciseerträge mit dem zunehmenden Wohlstand sich erhöht haben würden.

Während bei der Einführung der Regie der fiskalische Gesichtspunkt erst in zweiter Linie stand, war er bei einigen anderen administrativen Reformen das Entscheidende.

Ganz nach dem Muster der Regie erhielt 1766 das Postwesen eine Neuordnung: ein Generalintendant übernahm die Verwaltung der Posten gegen Ablieferung eines festen Betrages in der Höhe der bisherigen Posteinnahme und führte den Ueberschuß, nach Abzug einer Tantieme für die Beamten, an die Königliche Dispositionskasse ab. Auch hier richtete ein Franzose, Jacques Marie Bernard, den neuen Betrieb ein, wurde aber schon 1769 durch einen deutschen Generalpostmeister ersetzt, nachdem er einem Strafprozeß durch Flucht aus dem Wege gegangen war.

Für die Ausübung des 1765 eingeführten staatlichen Tabakmonopols wurde im Frühjahr 1767 die Generaltabakadministration eingesetzt; ein Versuch, das Monopol zu verpachten, war mißglückt. Die Tabakverwaltung stand unabhängig neben der Regie, so jedoch, daß derselbe Minister die Aufsicht über beide führte. Das finanzielle Ergebnis war durchaus günstig, der jährliche Reingewinn stieg, trotz einer schweren Krisis zu Anfang der achtziger Jahre, bis zum Ende der Regierung auf 1624711 Thaler. Der König war unablässig bemüht, die Erträge durch Verbesserung des im Lande gewonnenen Rohstoffes zu steigern; während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges, als die Zufuhr aus Virginien stockte, gewann der einheimische Tabakbau eine beträchtliche Ausbreitung, die sich bald als starke Ueberproduktion herausstellte. Viel hätte der König darum gegeben, wenn es gelungen wäre, die virginischen Blätter für die Fabrikation vollwertig zu ersetzen. Er habe die Idee, schrieb er am 16. Januar 1780 an den Chemiker Achard, „ob es möglich sei, eine solche Sauce zu erfinden, die auf keine Weise schädlich ist und dennoch den hiesigen Landblättertabak dergestalt verbessern kann, daß solcher dem virginischen, wo nicht in totum, so doch in tantum an Bonité gleichkömmt". Aber das Ergebnis der angestellten Versuche bereitete ihm eine große Enttäuschung. Nach einem Bericht der Generaltabakadministration vom 27. Juli 1782 hatten von 1180 eingesandten Proben außer 34 alle übrigen keinen Vorzug vor dem ordinären Landtabak, und die 34, „ungeachtet sie dem äußeren Ansehen nach gute Miene machten", schienen doch nicht geeignet, ohne Nachteil des Absatzes unter die aus virginischen Blättern hergestellte Ware gemischt zu werden, „weil sie zum Teil den schlechten Landblättergeruch, teils einen ihnen eigenen Geruch hätten, der mit dem virginischen gar nicht übereinkäme".

Erst 1781 wurde als Seitenstück zu der Tabakadministration die staatliche Kaffeeregie geschaffen. In diesem Falle bezweckte das neue Monopol ausgesprochenermaßen, einen erst seit einem Menschenalter zu größerer Verbreitung gelangten Luxusgegenstand, eine „dem Vorteil des Staates höchst schädliche Delikatesse", stracks zu bekämpfen: „daß nicht alle Maurer, Mägde und dergleichen von ihrer Hände Arbeit sich nährende Personen Coffée trinken sollten". Nicht genug, daß eine Summe von mindestens 700000 Thalern jährlich aus dem Lande gehe, werde auch die heimische Bierbrauerei durch dies neumodische Genußmittel „abscheulich heruntergebracht". „Se. Majestät sind Höchstselbst in Dero Jugend mit Biersuppe erzogen, mithin können die Leute dorten ebensogut mit Biersuppe erzogen werden, das ist viel gesunder als der Coffée", so beschied der König die pommerschen Stände auf ihre Vorstellung gegen die fiskalische Verteuerung des schwarzen Nasses. Die Errichtung staatlicher Kaffeemagazine und Brennereien, die Bestimmung, daß niemand ohne besondere, nur den Standespersonen erreichbare Erlaubnis rohe Bohnen kaufen und selber brennen durfte, endlich die Festsetzung des schier unerschwinglichen Preises von einem Thaler für das Pfund, das waren die Waffen, mit denen der Kampf zugleich gegen den Konsum und gegen die Kontrebande aufgenommen wurde. Vielleicht würde auf diesem Wege der Kaffee aus der Haushaltung des gemeinen Mannes und des Mittelstandes bald ganz verdrängt worden sein, um durch schauerlichen Sud ersetzt zu werden. Dabei aber hätte nun wieder der Staatssäckel seine Rechnung nicht gefunden; schon klagten de Launay und seine Leute über den Rückgang ihrer Einnahme aus diesem Zweige der Besteuerung. So setzten sie zweimal eine Ermäßigung des Taxpreises durch, bis das Pfund nur noch einen Drittelthaler kostete. Nun stieg die Einnahme, aber der allgemeine Haß gegen die ganze Einrichtung und ihre Werkzeuge, die in alle Küchen und alle Töpfe hineinschnüffelnden Aufpasser, blieb, und nichts hat der Verwaltung des Königs soviel Mißgunst eingetragen, wie diese „Kaffeeriecherei".

Die Errichtung einer Lotterie hatte Friedrich schon vor dem Siebenjährigen Kriege ins Auge gefaßt, um den Gewinn, der durch die Einsätze preußischer Unterthanen auswärtigen Auslosungen zufloß, in die eigenen Kassen zu lenken. Unmittelbar nach dem Kriege nahm der Plan Gestalt an. Auf den Vorschlag des uns schon bekannten Livornesen Calzabigi,[1]) nach dem Vorbild des in Italien und den österreichischen Landen eingebürgerten Zahlenlotto geschaffen, demnächst mit der noch heute bestehenden Klassenlotterie holländischen Musters verbunden, anfangs vom Staate in Selbstverwaltung betrieben, dann an Calzabigi und Genossen, und nach deren Rücktritt an die Etatsminister Graf Reuß und Graf Eickstedt verpachtet, trug dies Unternehmen dem Staate zu Ende der Regierung einen Pachtzins von 75000 Thalern ein, gegen den anfänglichen Betrag von nur 25000 Thalern.

Mit der Einrichtung einer besonderen Behörde für die Zoll- und Accisevertwaltung und mit der Abzweigung der Tabakadministration, der Kaffeeregie und der Lotterie von der allgemeinen Finanzverwaltung, ist die Zahl der organisatorischen Aenderungen der Periode nach 1763 noch nicht erschöpft.

---

[1]) Oben S. 358.

Die alten vier Provinzialdepartements[1]) verringerten sich auf drei, als der König 1766 dem von ihm so hoch geschätzten dirigierenden Minister des dritten Departements, Hagen,[2]) zu seinem die westdeutschen Landesteile Kleve, Mark, Geldern, Mörs und Ostfriesland umfassenden Sprengel noch das vierte Departement mit Halberstadt, Minden, Ravensberg, Tecklenburg, Lingen zuteilte. 1771 wurde auch das Herzogtum Magdeburg, bisher mit der Kurmark verbunden, zu diesem nunmehr alle linkselbischen Provinzen außer der Altmark vereinigenden Departement geschlagen; nach Hagens frühzeitigem Tode folgte ein früherer Offizier, jener Freiherr v. Schulenburg-Kehnert, der, lange Zeit hochangesehen, 1806 durch seinen Anschluß an die fremden Ueberwinder schweres Aergernis gegeben hat. Inzwischen war die alte Vierzahl 1769 wiederhergestellt worden: das erste Departement wurde in der Weise zerlegt, daß der Minister Blumenthal nur Pommern und die Neumark behielt, die Kammerbezirke Königsberg und Gumbinnen dagegen Massow übernahm, der dafür sein bisheriges Departement, das kurmärkische, an Friedrich Wilhelm v. Derschau abgab.

An der damit eingetretenen Verteilung der Provinzen ist zu Friedrichs Lebzeiten nichts mehr geändert worden. Das preußisch-litauische Departement erhielt nach Massows Tode der Magdeburger Kammerpräsident v. Gaudi, wieder ein ehemaliger Offizier, das kurmärkische in Verbindung mit der Salzverwaltung und dem Generalpostmeisteramt nach Derschaus Tode 1779 Friedrich Gottlieb Michaelis, der als Kriegsrat in Breslau, dann als Direktor der kurmärkischen Kammer und zuletzt als Geheimer Finanzrat zahlreiche Sonderaufträge zu des Königs großer Zufriedenheit gelöst hatte, der einzige bürgerliche Minister Friedrichs des Großen. Als Michaelis schon nach zwei Jahren starb, berief der König einen Landrat aus dem Magdeburgischen, der ihm auf seinen Besichtigungsreisen gefallen hatte, den nachmals als Freund Wöllners stark angefeindeten Minister v. Werder. In den beiden anderen Provinzialdepartements haben die 1763 und 1771 ernannten Minister Blumenthal und Schulenburg den König überlebt.

Neue Realdepartements entstanden, außer dem für Accise und Zölle, 1768 für das Bergwerks- und Hüttenwesen, zunächst unter Hagen, dann unter Waitz v. Eschen[3]) und zuletzt unter dem Freiherrn v. Heinitz, sowie 1770 für die Forstverwaltung unter dem eben genannten Freiherrn von der Schulenburg-Kehnert. Wie das Accisedepartement, erstreckte sich auch die neue Bergwerksverwaltung über die ganze Monarchie einschließlich Schlesiens. Heinitz befürwortete die gleiche räumliche Erweiterung für das älteste der Realdepartements, die Abteilung für Manufakturen und Kommerzien; hier aber wie in der Salzverwaltung ließ der König die Scheidung zwischen Alt- und Neuland bestehen.

Dieses älteste Realdepartement, amtlich stets als das fünfte Departement des Generaldirektoriums bezeichnet, trat Ende 1767 noch mehr als bisher aus dem Rahmen der Gesamtbehörde heraus, indem der König verfügte, daß die Manufaktur- und Fabrikenangelegenheiten überhaupt nicht mehr vor das Plenum

[1]) Bd. I, 350.
[2]) Oben S. 359. 384.
[3]) Vgl. Bd. I, 437.

gebracht werden sollten. Doch wurde für gewisse Fälle der Zusammenhang mit dem Gesamtkollegium wiederhergestellt, für andere blieb er immer erhalten. Jahrelang unter der persönlichen Einwirkung des Königs von einem „dirigierenden" Geheimen Finanzrat, dem Schweizer Fäsch,[1]) verwaltet, wurde jetzt dieses fünfte Departement wieder einem Minister anvertraut, demselben Freiherrn von der Horst, der im Accisedepartement den Vorsitz führte. Ihm zur Seite standen mit Befugnissen, die über die Stellung eines vortragenden Rats hinausgingen, für Fabriksachen noch jener Fäsch, und als commissaire général de commerce der uns schon bekannte Freiherr v. Knyphausen, dem für diese Aufgabe die auf den Gesandtschaftsposten zu Paris und London gesammelten Erfahrungen zu gute kamen. Beide traten zurück, als Horsts ebenso unbedeutender und unzuverlässiger wie anspruchsvoller Nachfolger, der Sohn des alten Ministers Görne, seine Gehülfen sich straffer unterzuordnen suchte. Dieser Görne nahm ein Ende mit Schrecken, er wurde abgesetzt und wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder zu Festungshaft verurteilt. Aber auch seine Mitarbeiter verdienten sich keinen Dank. Die Anstellung eines neuen vortragenden Rats lehnte der König 1776 mit dem ungnädigen Bescheide ab: „Ich habe noch nicht gesehen, was alle die Rats des ganzen fünften Departements sonderliches geleistet haben." Und noch 1782 wiederholte er die Klage, daß er mit dem Geschäftsbetrieb bei dieser Behörde gar nicht zufrieden sei.

Die aus inneren Gründen gegebene Personalunion zwischen dem vierten und fünften, dem Accise- und dem Fabrikendepartement, die unter Horst geschaffen und unter seinen Nachfolgern Görne, Bismarck und Heinitz beibehalten wurde, verlor dadurch an Bedeutung, daß in der Acciseverwaltung der Minister, wie wir sahen, einen wirklichen Einfluß auf die Regieangelegenheiten nicht hatte, sondern hier im wesentlichen nur mit der Beschaffung handelsstatistischer Nachrichten und Verkehrstabellen und mit der Aufstellung der Handelsbilanz befaßt war. Doch hat Horst noch verstanden, sich dem herrischen und geschäftskundigen Regiedirektor de Launay gegenüber einigermaßen zu behaupten. Horst besaß die persönliche Gunst des Monarchen und wußte sie sich durch eine eigentümliche Mischung von Geschmeidigkeit und Freimut zu erhalten; er erzählte gern, daß der König einmal von ihm gesagt habe: „Horst ist ein ganz eigentümlicher Mann, wenn ich ihm den Kopf gewaschen habe, fordert er eine Audienz." Auch als er 1774 sein Amt niederlegte und sich auf sein westfälisches Gut zurückzog, blieb er in Gnaden und ward noch wiederholt als Gast und Tischgenosse in Potsdam gesehen. Im Gegensatz zu den fiskalischen Gesichtspunkten de Launays, der aus Besorgnis vor Ausfällen an der Accise den Ausschluß weiterer fremder Fabrikate von dem heimischen Markt oft ungern sah, vertrat Horsts Departement zu Gunsten der Industrie die rücksichtslose Schutzzolltendenz. Zwischen beiden Richtungen vermittelte der König, wie uns gesagt wird, „immer mehr im Sinne des Gewerbeschutzes, als der Fiskalität".

Als zu Beginn der achtziger Jahre Heinitz zweimal auf kürzere Zeit vertretungsweise das vierte und fünfte Departement leitete, versuchte er, die handels-

[1]) Bd. I, 427.

politischen Gesichtspunkte gegen de Launay stärker zur Geltung zu bringen. Aber dieses Mannes Stellung hatte sich inzwischen so befestigt, daß der König bei der „Ministerrevue" am 16. Juni 1783 mit Heinitz über die Angelegenheiten des Accisedepartements überhaupt nicht sprach, um, wie Heinitz meinte, den Regiedirektor nicht zu verletzen; der Minister erlaubte sich deshalb tags darauf in einem schriftlichen Bericht die Bemerkung: „Die gegenwärtige Arbeit des Ministers vom vierten Departement besteht eigentlich nur darin, Eurer Majestät alljährlich die Extrakte und Rechnungsberichte vorzulegen."

Wie König Friedrich die Aufgabe des Industrieschutzes auffaßte, hat er seinem französischen Regiechef, als de Launay wieder einmal im Interesse seiner Acciseeinnahmen vor prohibitivem Uebereifer warnte, eingehend dargelegt: „Ich prohibiere, so viel ich kann, weil dies das einzige Mittel ist, daß meine Unterthanen sich dasjenige selbst machen, was sie nicht anderswoher bekommen können... Wollte ich meinen Unterthanen gestatten, fremde Fabrikwaren, die freilich sehr nach ihrem Geschmack sein würden, einzuführen, was würde in kurzer Zeit aus ihnen werden, da der Luxus in allen Ländern überhand genommen hat und heutzutage die geringste Magd einen Seidenfaden an sich haben will? Sie würden bald alles Bargeld ausgegeben haben, was sie für Wolle, Leinwand und Holz, unsere einzigen Ausfuhrartikel, einnehmen." Aber dieser der merkantilistischen Schulweisheit entnommene Grundsatz, daß man das Geld nicht außer Landes gehen lassen dürfe, leitete ihn nicht ausschließlich; es entging ihm nicht, welchen Segen, welche befruchtende Wirkung und schöpferische Kraft die Arbeit als solche in sich birgt. Durchs Arbeiten, war seine Rede, lernt man Geld verdienen, Geld behalten und macht sich dem Gemeinwesen nützlich. Der Wert der Arbeit sollte den Mangel an natürlichem Reichtum ersetzen, in diesem Lande, dessen Kargheit der Monarch seinem Regiedirektor in den lebhaftesten Farben schilderte: in diesem Lande ohne Gold- und Silberminen, mit seinem sandigen Boden und seiner knappen Weide, mit seinem kleinen, mageren Vieh und seinem geringen Wachstum sauren Landweines. „Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen gesicherten Absatz hätte... Wir wollen uns beide beeifern, meinen Unterthanen die doppelte Kunst zu lehren: ihr Geld zu sparen und Geld zu verdienen." Er sprach von der „Lehrzeit" (apprentissage) seiner Unterthanen, während der es gelte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Er gab zu, daß die Leistungen zunächst noch gering seien, aber „Zeit, Gewohnheit und das eigene Interesse, es besser zu machen", würden nachhelfen. Er berief sich darauf, daß ein einziger Fabrikant 1200 Menschen in Nahrung setzen könne, ein Handelsmann kaum zwölf.

In diesem Sinne sagte de Launay nach des Königs Tode kurz und richtig: „Friedrich der Große hat die Industrie beschützt, weil sie seinem Volke Beschäftigung gab."

Wir kennen bereits die wichtigsten Zweige der damaligen preußischen Industrie. Alle hatten sie unter den Stürmen der Kriegszeit gelitten, alle galt es nicht bloß wiederaufzurichten, sondern, wenn es anging, zu erweitern und zu

vermehren.[1]) Auch die Accisereform von 1766, unter anderen Gesichtspunkten in Angriff genommen, sollte mit ihrer schärferen Grenzhut nebenbei auch dem Industrieschutz dienen.

Wenn bald nach dem Friedensschlusse eine Statistik des Bestandes an Fabriken aufgenommen worden war,[2]) so wurde nun fort und fort auf die Ausfüllung der Lücken Bedacht genommen. Der Blick des Monarchen umspannte das Größte und das Kleinste. Eine Papierfabrik soll angelegt werden, und es erscheint fraglich, ob der erforderliche Vorrat an feinen Lumpen aufzutreiben sein wird. Friedrich verfügt: „Hier im Lande ist der üble Gebrauch, daß die Dienstmägde sowohl in den Städten als auf dem platten Lande die besten Lumpen zu Zunder verbrennen, um Feuer anzumachen; hiervon muß man suchen, die Leute zu entwöhnen, und müssen in der Absicht diejenigen, so die Lumpen einsammeln, mit Schwämmen versehen sein, die sie den Mägden vor Lumpen geben, womit sie ebensogut als mit dem Zunder Feuer anmachen können." Die Begründung einer neuen Fabrik für Baumwollenstoffe und ostindische Tücher wird ihm vorgeschlagen; der König entgegnet, der Baumwollenfabriken würden zum Schaden der eigenen Landesprodukte bald zu viel werden, und wirft die Frage auf: „Und wozu sind auch ostindische Tücher nötig? Die Leute haben sich so lange mit leinen Schnupftüchern beholfen, und das gereicht doch zum besten unserer Leinenfabrikation." Er beobachtet, daß kleine Heiligenbilder bei dem katholischen Volk sehr begehrt sind, und befiehlt deshalb, solche möglichst wohlfeil herzustellen, zuvor aber Erkundigung darüber einzuziehen, „welche Heiligen die Leute am liebsten hätten, die müßten am meisten gemacht werden".

Da wo das Privatkapital für Anlage und Betrieb neuer Fabriken nicht zureichte, half der Staat mit Prämien oder unmittelbaren Geldzuschüssen aus, die man treffend mit den Bürgschaften gegen etwaigen Zinsausfall verglichen hat, wie sie in einer späteren Periode von Staats wegen bei der Anlage der ersten Eisenbahnen gewährt wurden. „Man weiß doch ein für allemal," erklärte der König im Sommer 1779 dem Minister Michaelis, „daß, wenn in meinen Staaten etwas die Kräfte meiner Unterthanen übersteigt, es mir obliegt, die Kosten zu übernehmen, und sie weiter nichts zu thun haben, als die Früchte einzusammeln." Es war die Zeit, von der Friedrich Nicolai zurückblickend sagte: Jeder Unternehmer nützlicher Fabriken und Manufakturen konnte sich den ersprießlichsten Beistand versprechen.

Mittelpunkt aller industriellen Anlagen blieb die Hauptstadt. Anderwärts pflegte der König für den Bau von Fabriken nur Unterstützungen zu bewilligen; in Berlin und in Potsdam baute er sie durch das Hofbauamt auf Staatskosten und schenkte sie dann den Fabrikanten. Nicht weniger als neun Millionen Thaler sind für diesen Zweck von 1763—1786 in Berlin aufgewendet worden, obgleich die Kosten im einzelnen Falle 6—7000 Thaler nicht übersteigen sollten, denn der König erklärte, „daß es meine Intention nicht ist, den Fabriken-Entrepeneurs sozusagen Palais bauen zu lassen". Die Zahl der Berliner Gewerbe-

[1]) Vgl. Bd. I, 429—438.

[2]) Oben S. 378.

treibenden betrug vor dem Kriege 18709; 1765, nachdem die Unbilden der Kriegszeit schon einigermaßen verwunden waren, 18411; aber die Zahl der selbständigen Betriebe war von 10062 auf 8866 zurückgegangen, während die der abhängigen Arbeiter von 8647 auf 9545 gestiegen war. Um die Wende des Jahrhunderts war fast jeder vierte Berliner ein Gewerbetreibender, während 1729 erst auf 9—10 Einwohner ein solcher gekommen war; so ganz hat Berlin in diesen 70 Jahren den Charakter der Ackerstadt abgestreift. Man berechnete im Jahre 1786, daß von der Warenerzeugung der Monarchie dem Werte nach fast ein Drittel auf die Hauptstadt entfalle.

So sehr der Siebenjährige Krieg im allgemeinen den Gewerbefleiß lähmte, hat er doch eine einzelne Industrie, die in der Folge zu großer Blüte gelangte, neu entstehen lassen. Die 1751 angelegte Porzellanfabrik von Wegely hatte ihren Betrieb noch während des Friedens wieder eingestellt. Nun bot sich während der Besetzung von Sachsen Gelegenheit, den Meißnern ihr Geheimnis abzusehen. Der rastlose Gotzkowsky errichtete in Berlin seine Fabrik am Ende der Leipziger Straße und konnte schon während des Winters auf 1762 einige Probestücke im königlichen Hauptquartier vorlegen. Bald nach dem Friedensschlusse kaufte der König von dem Begründer anläßlich seines Bankbruches[1]) die neue Anlage für 225000 Thaler und wandte ihr nun seine unausgesetzte persönliche Aufmerksamkeit zu; wie oft, wenn er aus Potsdam in die Hauptstadt kam, hat er nicht seiner geliebten Fabrik einen Besuch abgestattet. Im Frühjahr 1764 beschäftigte sie bereits 507 Arbeiter und übernahm Aufträge aus Holland und Rußland, und der König glaubte in der Freude über das Gelingen ihren Erzeugnissen vor dem Meißner Porzellan den Vorzug geben zu sollen; Fremde freilich bemängelten den bläulichen Ton der Berliner Ware. Zur Erhöhung des Absatzes diente das über ausländisches Fabrikat verhängte Einfuhrverbot, der reichliche Gebrauch, den der König zu Geschenkszwecken von diesem Gegenstande machte, und die den Juden auferlegte Verpflichtung, bei Eheschließungen Berliner Porzellan in bestimmtem Betrage abzunehmen.

In dem wichtigsten der älteren Industrien, der Tuchfabrikation, in der mit der Residenz die Landstädte, voran die neumärkischen, wetteiferten, wurde schon im ersten Kriegsjahr über den Stillstand des Geschäfts und die Nötigung zur Herabsetzung der Löhne und zur Entlassung von Arbeitskräften geklagt. 1765 waren in Berlin 3683 selbständige Betriebe im Gange, gegen 5251 von 1755; die Zahl der abhängigen Arbeiter war von 2964 auf 3448 gestiegen. Das Wiederaufblühen dieser Industrie in den Friedenszeiten läßt die Berliner Berufsstatistik von 1786 ersehen: sie verzeichnet 7683 Meisterbetriebe mit 6014 abhängigen Arbeitern. In der Neumark waren 1779 31000 Wollarbeiter thätig, in Pommern dagegen nur 800. Im Magdeburgischen galt schon 1769 der Zustand der Wollfabriken wieder als befriedigend; im folgenden Jahre wurden dann noch 100 deutsche und polnische Tuchmacherfamilien in dieser Provinz angesiedelt. In Schlesien hatte sich im Kriege die Zahl der Meister von 3519 auf 3090 verringert; an vielen Orten war, wie der König 1763 auf seiner Rund-

[1]) Oben S. 336.

reise feststellte, kaum die Hälfte der Tuchmacher von 1756 noch vorhanden; er machte es den Behörden dringend zur Pflicht, Fabrikanten aus Sachsen und Arbeiter aus Oesterreich und Polen heranzuziehen, und Schlabrendorff als Haupt der Provinz ließ es an Eifer nicht fehlen. Ihm vor allem hat in diesem Lande, dessen Bewohner lange Zeit sich in das aus schlesischer Wolle zu Aachen oder Leiden gefertigte Tuch gekleidet hatten, die Wollenmanufaktur ihren Aufschwung zu danken gehabt; auf seine Anordnung wurden jetzt Spinnschulen eingerichtet, die Knechte auf dem Lande sollten nicht heiraten dürfen, ehe sie spinnen könnten, und seine Erfahrungen aus Pommern sagten ihm, daß es des Zwanges nicht lange bedürfen werde. Das jetzt auch auf Schlesien ausgedehnte Verbot der Wollausfuhr und Wolldurchfuhr verfehlte seine Wirkungen auf die österreichischen und sächsischen Fabriken nicht. Das Tuchreglement für Schlesien und Glatz von 1765 verband den Hauptinhalt der alten Innungsartikel mit technischen Anleitungen und Vorschriften für die Fabrikation. Erst jetzt begann in dieser Provinz ein Betrieb modernen Stils, indem leistungsfähige Häuser zur Anlage größerer Fabriken nach dem Muster der Berliner und Potsdamer angehalten wurden; bisher hatte der schlesische Kaufmann, wie Schlabrendorff schalt, in der Tuchmanufaktur nichts anderes gethan, „als nur darauf zu raffinieren, wie man dem armen Tuchmacher seine Tücher abpressen und kaum das liebe Brot darauf lassen möge".

Dank den Bemühungen des Königs und des Ministers stieg der schlesische Tuchexport von 1763—1769 von 49143 Stück auf 67290. Nach weiteren acht Jahren beziffert Friedrich in einem Briefe an Voltaire den Wert dieses Ausfuhrzweiges für Schlesien auf 1200000 Thaler, und Heinitz nahm 1783 1234000 Thaler an. Den Wert der Leinenausfuhr, wohl der des ganzen Staates, bemaß der König 1777, allerdings zu hoch, auf 5 Millionen. Für Schlesien allein berechnete Heinitz 1783 vorsichtig nur 3418000, während die offiziellen Aufstellungen Jahr für Jahr rund 4 Millionen, für 1785 sogar $4\frac{1}{2}$ Millionen ergaben. Beide Ausfuhrartikel betrachtete der König als die einzigen, die in nennenswerter Weise die Gesamthandelsbilanz des Staats günstig gestalteten.

Daß er die schlesische Leinwand noch immer als sein Peru[1]) ansah, beweist sein Wort: er werde in den Bezirken der Leinenindustrie keinen Bergbau dulden, selbst keinen Bau auf Gold, damit den Bleichen nicht das Holz entzogen werde. Um die Lücken des Weberheeres auszufüllen, die der Krieg gerissen hatte, wurde im Auslande kaum minder eifrig geworben, als für die Rekrutierung der Regimenter, und jeder zuwandernde Weber erhielt einen Werkstuhl geschenkt. Leider blieb das Los dieser schlesischen Leineweber, dieser in allen deutschen Landen so gedrückten, auch im Volkslied als armselig verspotteten Zunft, überaus kärglich, und es mag schwer zu entscheiden sein, ob das Verhältnis der Gutsunterthänigkeit, in der sich die Mehrzahl befand, ungünstiger wirkte, oder die Art des Betriebes, die keinen Zusammenschluß kannte, sondern den einzelnen Weber ohne Kapital und ohne Intelligenz zum Fabrikanten machte und allen Gewinn dem Händler zufallen ließ.

[1]) Vgl. Bd. I, 430.

Sehr nachdrücklich machte der König in Schlesien den Wunsch geltend, daß die adelichen Grundherren und die katholischen Stifter Fabriken einrichten sollten. Einige Standesherren gingen mit gutem Willen voran, ohne viel Nachfolge zu finden, und die unbedeutenden industriellen Unternehmungen einzelner Klöster erwiesen sich doch bald als verfehlte Anläufe, die man nur dem Herrscher zu Gefallen ihr kümmerliches Dasein von Jahr zu Jahr hinschleppen ließ.

Das Schoßkind der staatlichen Fürsorge und Nachhülfe blieb die junge Seiden- und Sammetindustrie. Man hat berechnet, daß Friedrich während seiner Regierung für diese Industrie in runder Summe 2 Millionen Thaler ausgegeben hat, das Vierfache der den übrigen neuen Fabrikanlagen in der Kurmark zugewandten Unterstützungen. Der Krieg hatte auch hier keine vollständige Stockung, sondern nur eine zeitweilige Einschränkung der Produktion eintreten lassen. Gleich im ersten Friedensjahre entstanden einige neue Unternehmungen, darunter die beiden ersten Anlagen, die an die Stelle der Hausindustrie den fabrikmäßigen Betrieb setzten: die Taffetfabriken zu Frankfurt a. O. und Köpenik. Berlin zählte 1766 schon wieder an 500 Stühle, statt der 400, die zehn Jahre vorher gearbeitet hatten. Aber da der Absatz sich nicht in gleichem Maße steigerte, so führte das genannte Jahr eine schwere Krise herauf, in der nur das Eingreifen des Staates retten konnte, Unterstützung der brotlos gewordenen Arbeiter aus öffentlichen Mitteln, und eine Reihe von Maßnahmen zur Belebung des Geschäfts: eine nicht unerhebliche Erhöhung der schon bisher gewährten Bonifikationen; eine außerordentliche Prämie von zehn Prozent auf größere Verkäufe, welche die Fabriken in den Stand setzte, den Abnehmern einen entsprechenden Rabatt zu gewähren und so die aufgestauten Lager leichter zu räumen; endlich die nach erheblichen Schwierigkeiten geglückte Einrichtung eines Seidenmagazins, das bei wachsendem Umsatz mit erhöhten Mitteln ausgestattet wurde, den Fabriken den Bezug des Rohstoffes erleichterte und Preisschwankungen vorbeugte. Dieser Reform folgte, von einem vorübergehenden Rückschlage im Jahre 1775 abgesehen, ein andauernder Aufschwung. Mit der Zunahme des Umsatzes konnten die Bonifikationen allmählich wieder herabgesetzt werden. 1785 erzielten in Berlin und Potsdam 2935 Stühle einen Ertrag von rund 2 Millionen Thalern; ungefähr der dritte Teil der Ware wurde in die Fremde abgesetzt. Von dem zur Verarbeitung gelangenden Rohmaterial wurde im eigenen Lande jetzt mehr als ein Siebentel gewonnen: 1784 13500 Pfund im Wert von etwa 54000 Thalern, freilich nur zur Verwendung in gröberen Geweben völlig geeignet. Vor allem aber: ein umsichtiger, kluger, leistungsfähiger Unternehmerstand, eine fleißige, geschickte, strebsame Arbeiterschaft waren gerade in der Schule der Seidenindustrie herangebildet worden. Diese Berliner Industrie war darauf vorbereitet, im nächsten Jahrzehnt, als in dem altberühmten Lyon unter dem Schrecken der Jakobinerherrschaft Betrieb und Geschäft darniederlagen, vorübergehend den Weltmarkt zu bedienen. Schon jetzt war die Konkurrenz der sächsischen Seidenfabriken zurückgedrängt, die der hamburgischen aus dem Felde geschlagen.

Auch gegen den Wettbewerb der älteren einheimischen Seidenindustrie wurde den Berliner Unternehmern von Staats wegen Schutz gewährt. Bald

nach Einführung der Regie wurde 1768 in den mittleren und östlichen Provinzen der Monarchie die Einfuhr von Waren aus den Gebieten westlich der Weser allgemein verboten. Den Anlaß gab die Unmöglichkeit, auf anderem Wege die Einschmuggelung französischer und holländischer Seidenstoffe, die sich als Krefelder Fabrikat aufspielten, zu verhindern. Ueberhaupt aber ergab sich dies Verbot folgerichtig aus einem Wirtschaftssystem, das die geographisch zusammenhängenden mittleren Provinzen als ein abgeschlossenes, einheitlich zu behandelndes Zollgebiet,[1]) die abgesprengten Vorlande dagegen als Zollausland betrachtete. Die Krefelder Seidenindustrie ging zwar nicht zurück, wurde aber durch den reißenden Fortschritt der hauptstädtischen erheblich überholt,[2]) der Wert der Berliner Produktion war gegen das Ende dieser Regierung dreimal größer. Krefeld blieb im wesentlichen auf den Absatz nach dem Auslande, zumal nach Holland und über Holland nach Amerika angewiesen; und um den Nachbarn nicht zu Retorsionen Anlaß zu geben, wurde der Zollschutz hier in diesem abgetrennten Wirschaftsgebiet der westlichen Provinzen grundsätzlich auf mäßiger Höhe gehalten.

Dagegen sollte Ostpreußen, das eine selbständige Industrie noch nicht entwickelt hatte, sich durchaus als Absatzgebiet für die mittleren Provinzen betrachten. Daß die Königsberger Kaufleute sich sträubten, Tücher und Wollwaren aus den Landesfabriken zu beziehen, tadelte der König als ein „liebloses" Verfahren und unterwarf deshalb den Einkauf ausländischer Erzeugnisse immer stärkeren Einschränkungen. „Ohngeleckte Bären sind sie noch ein wenig in Städtesachen und in Manufakturen und Industrie gegen polizierte Provinzen," sagte er 1780 von den Ostpreußen. Die Tuchfabriken in Wormditten und einigen anderen Städten vermochten nur gröbere Sorten herzustellen; durch die Hausindustrie der Leinenweberei wurde nach Mirabeaus Urteil doch so viel erreicht, daß hier nicht wie im benachbarten Polen drei Viertel der Einwohner ohne Hemd einhergingen. Ein Beispiel gab der Provinz der Oberpräsident Domhardt, der auf seinen Gütern eine Papiermühle nach Holländer Art und Hammerwerke schuf; auf die Vermehrung der Ziegelbrennereien, die Anlage von Segeltuchfabriken im Interesse des Schiffsbaus wies ihn der König 1781 nachdrücklich hin.

Der Schiffsbau war in dieser Provinz noch unbedeutend. In Königsberg, Memel und Pillau wurden gegen Ende der Regierung jährlich etwa 20 Schiffe vom Stapel gelassen. Mittelpunkt dieser Industrie war vielmehr Stettin. Auswärtige Schiffsbaumeister begannen hier zu Anfang der fünfziger Jahre größere Seeschiffe nach den Regeln der holländischen Kunst zu bauen. Nach dem Kriege wurde an diese Anfänge wieder angeknüpft. 1765 standen 21 Schiffe auf dem Stapel, darunter einige nach Holland und Frankreich zu liefernde große Indienfahrer. Die Werft des Schiffsbaumeisters Quantin auf der „Lastadie" erhielt nun zahlreiche Aufträge für auswärtige Rechnung; bald wurden auch auf Staatskosten große Handelsfregatten zum Verkauf an das Ausland erbaut, und seit 1772 beschäftigte die neugegründete Seehandlung die Stettiner Werften mit

[1]) Bd. I, 438.
[2]) Bd. I, 434.

ihren Bestellungen. Das Geschäft erreichte seine höchste Blüte während des großen Seekrieges von 1780—82, der den Seehandel der westeuropäischen Staaten lähmte; damals herrschte auch auf den kleineren pommerschen Werften, zumal in Rügenwalde, lebhafte Thätigkeit. 1782 wurden in ganz Pommern, an 21 Orten, 99 Schiffe im Gesamtwert von 1 Million Thaler fertiggestellt; ins Ausland verkauft wurden binnen sechs Jahren 113 Seeschiffe für 872970 Thaler. —

In einer für die ganze Monarchie mit Ausnahme von Schlesien aufgestellten Industrie-Statistik, die Heinitz 1783 dem Könige übergab, erscheinen die Seidenfabriken mit 5055 Arbeitern und einem inländischen Absatz von 1356702 Thalern, einer Ausfuhr von 531026. Das Wollgewerbe beschäftigte 39367 Arbeiter und setzte im Inland für 3344166, nach dem Ausland für 1691305 Thaler Ware ab. Die Leinenweberei mit 22523 Arbeitern weist als entsprechende Absatzzahlen 373506 und 897757 Thaler auf, die Lederfabrikation mit 3595 Arbeitern 996614 und 399986 Thaler, die Baumwollenindustrie mit 4503 Arbeitern 540056 und 106765 Thaler, die der Glas- und Eisenwaren mit 8373 Arbeitern 2126675 und 1053844 Thaler. Alle diese Manufakturen mit ihren 83416 Arbeitern und ihrem Absatz von 13½ Millionen verarbeiteten einheimischen Rohstoff im Werte von 4729660, eingeführten im Werte von 3470479 Thalern.

Wenn der Minister Hertzberg in der Akademie der Wissenschaften 1785 am Königs-Geburtstage den jährlichen Gesamtertrag der preußischen Fabrikate auf 16 Millionen angab, so griff er zu niedrig. Die Zahl von 30 Millionen, die er im nächsten Jahre an derselben Stelle nannte, ist als starke Uebertreibung verdächtigt worden, weicht aber, genauer geprüft, von dem Ergebnis, zu dem Heinitz unter Ausschluß Schlesiens mit 13½ Millionen gelangte, nicht allzu erheblich ab; denn von Hertzbergs Summe entfallen einmal ganze 11 Millionen auf Schlesien, und weiter 4½ Millionen auf verschiedene kleinere, von Heinitz nicht herangezogene Industrieerzeugnisse: Tabak, Zucker, Porzellan, Papier, Goldwaren, Seife, Talg, Oel.

Die preußische Industrie, so rühmte Hertzberg in der Rede von 1786, reihe sich auf ihrer gegenwärtigen Stufe vielleicht unmittelbar der Industrie Frankreichs, Englands, Hollands an, der Mächte, die seit zwei Jahrhunderten nahezu das Monopol für Manufakturen, Handel und Schiffahrt gehabt hätten: „Wir haben fast alle erdenklichen Fabriken und Manufakturen, sowohl für die Gegenstände des notwendigen Gebrauches, wie für die Annehmlichkeiten und den Luxus.“ Tuch- und Leinenindustrie nannte der Redner als die am meisten zur Vollkommenheit gelangten Zweige; die anderen Industrien seien der Mehrzahl nach vorerst mittelmäßig, würden sich aber mit der Zeit vervollkommnen können, wenn man fortfahre, ihnen Aufmerksamkeit, Hülfe und Schutz so zuzuwenden, wie es die Regierung mit wahrhaft verschwenderischer Hand bisher gethan habe.

Unberücksichtigt ließen sowohl Hertzberg wie Heinitz in ihren Aufstellungen die Montanindustrie, das Gebiet, das durch Heinitz für die preußische Industrie erst erobert worden ist.

Der Freiherr v. Heinitz ist einer der vielen hervorragenden Männer, die der preußische Staat, dank seiner Anziehungskraft auf große Talente und starke

Charaktere, aus der Fremde gewonnen hat. 1725 in Kursachsen geboren, hatte er den Grund zu der vielseitigen Bildung, die ihn nachmals für die Stelle eines Kurators der Berliner Akademie empfahl, zu Schulpforta gelegt; er hat dann in Braunschweig und in seiner Heimat, wo er der Schöpfer der Freiberger Bergakademie wurde, sich zum praktischen Bergmann ausgebildet und als tüchtiger Verwaltungsbeamter bewährt und damals auf Dienstreisen die Bergwerke von Schweden und Ungarn besucht. Nach seinem Austritt aus dem sächsischen Staatsdienste benutzte er einen längeren Aufenthalt in Frankreich zum theoretischen Studium der Volkswirtschaft und schaffte sich durch eine Reise nach England eingehende Kenntnis der dortigen Grundsätze und Veranstaltungen für Bergbau und Hüttenbetrieb. Der König von Preußen scheint durch die Minister Waitz v. Eschen und Valentin v. Massow, die beide mit Heinitz seit seiner braunschweigischen Zeit in persönlichen Beziehungen standen, auf ihn aufmerksam geworden zu sein; nach dem Tode des Hessen Waitz übertrug er das Bergwerksdepartement am 7. September 1777 diesem Kursachsen. Heinitz gehört zu den selbständigeren Naturen unter den Beratern Friedrichs des Großen. Der junge Freiherr vom Stein, der unter ihm, der Nichtpreuße unter dem Nichtpreußen, seine Schule als preußischer Beamter und Bergmann durchmachte und seine Geschicke von Heinitz mit „Liebe, Ernst und Weisheit" geleitet sah, hat ihn dankbar als einen der vortrefflichsten Männer seines Zeitalters und als das Gegenteil eines mittelmäßigen, steifen, in Förmlichkeiten befangenen Vorgesetzten gerühmt: „Tiefer religiöser Sinn, ernstes anhaltendes Streben, sein Inneres zu veredeln, Entfernung von aller Selbstsucht, Empfänglichkeit für alles Edle, Schöne, unerschöpfliches Wohlwollen und Milde, fortdauerndes Bemühen, verdienstvoll tüchtige Männer anzustellen, ihren Verdiensten zu huldigen und junge Leute auszubilden, waren die Hauptzüge dieses vortrefflichen Charakters und brachten die segensreichsten Früchte in dem seiner Verwaltung anvertrauten Geschäftskreise."

Heinitz hat es als stellvertretender Leiter des Fabrikendepartements mit seinen selbständigen Ideen bei dem Könige nicht getroffen; in der Bergverwaltung ward ihm freierer Spielraum gelassen und dauerndes Vertrauen entgegengebracht. Der vornehmste Schauplatz aber seines Wirkens für diese Verwaltung, die er nach Steins Ausdruck aus dem Nichts erhob, wurde Schlesien, die Provinz, in der nicht weniger als 24 verschiedene Mineralien der Verwertung harrten und für die der König durch eine Instruktion vom 15. Juni 1779, als Heinitz dort seinen ersten Besuch abstatten wollte, dem neuen Minister „alle möglichen Verbesserungen" zur Pflicht machte.

Anlaß zur Errichtung der ersten staatlichen Hochöfen in Schlesien hatte 1753 nicht bloß der Wunsch gegeben, auch in dieser Provinz die Ergänzung des Geschützmaterials zu sichern, sondern zugleich die Notwendigkeit, angesichts des österreichischen Prohibitivsystems den Kampf gegen die alte Eisenindustrie des Nachbarreiches aufzunehmen. „Die Werke seien nicht dazu da, um ewig Bomben zu gießen," erklärte der König gleich anfangs; er sprach die Hoffnung aus, daß mit der Herstellung von Guß- und Schmiedewaren, Stahl, Draht und Blech der Gewinn sich erheblich steigern werde. Der Krieg mit dem vermehrten

Munitionsbedürfnis schaffte den Werken zwar große Aufträge, hemmte aber im ganzen doch ihre Entwickelung; während der ganzen sieben Jahre haben die beiden Hochöfen zu Malapane und die Kreuzburger Hütte, wiederholt vom Feinde verwüstet, nur 180 Wochen arbeiten können. Auf Schwierigkeiten stieß lange Zeit sowohl die Anwerbung geeigneter Meister, wie die Beschaffung des Rohstoffs, bis seit 1768 ergiebigere Erzlager entdeckt wurden. Bald nach dem Kriege fühlte man sich stark genug, um die Einfuhr von Roheisen und Rohstahl aus Oesterreich zu verbieten, und 1767 wurde auf steirische Sensen und Strohmesser ein Eingangszoll von 30 Prozent des Wertes gelegt; sie ganz auszuschließen, konnte man noch nicht versuchen, da die von dem Grafen Posadowsky 1764 zu Peiskretscham bei Tost angelegte Sensenfabrik nicht in die Höhe kam.

Zweifellos fehlte es den schlesischen Hütten anfänglich an geeigneter Leitung. Der Oberforstmeister Reydantz, der in die Bresche treten mußte, klagte nachmals, er habe Baumeister und Ingenieur, Artillerist und Mechanikus, Schmelzer und Förmer, Bergmann und Kohlenschwehler in einer Person sein müssen. Der entscheidende Umschwung erfolgte erst, als die Hütten auf Heinitzens Veranlassung der schlesischen Kammerverwaltung entzogen und dem Berg- und Hüttendepartement übergeben wurden, und als der Freiherr v. Reden an die Spitze des Breslauer Bergamtes trat. Heinitz stellte dem König auf Redens Gutachten vor, daß die Eisenerze Oberschlesiens mächtig genug seien, um sämtliche Werke der Monarchie auf unabsehbare Zeiten mit Schmelzmaterial zu versehen, und der König genehmigte, daß die Mark und Pommern aus einem in Berlin anzulegenden Haupteisenmagazine ausschließlich mit schlesischem und Harzer Eisen versorgt werden sollten. Die Einfuhr schwedischen Eisens wurde am 4. November 1779 verboten; nur die Provinz Preußen blieb ihm geöffnet, die wegen ihrer Entfernung den Eisenbedarf aus Schlesien schwer beziehen konnte und ohnehin mit ihrer Ausfuhr an Korn und Holz eine günstige Handelsbilanz im Verkehr mit Schweden erzielte. Das alte Vorurteil gegen die Festigkeit des schlesischen Eisens wurde endlich überwunden. Versuche vor den Augen von Artillerie-Offizieren erwiesen, daß die schlesischen Barren schwerer sich zerreißen ließen als die gerühmten schwedischen: hatten doch die Potsdamer und Spandauer Gewehrfabriken bisher ausschließlich schwedischen Stahl verarbeitet. Nun forderte der König von den Aeltesten der Breslauer Kaufmannschaft die Anlage einer Stahlfabrik, „um dem Lande die durch die Einfuhr fremder Stahl- und Eisenwaren erwachsenden Nachteile zu ersparen". So entstand seit 1785 an der Malapane die Fabrik Königsfeld mit ihrer großen Zukunft — aus kleinen Anfängen, denn der König mahnte die Unternehmer, „die Sache nicht mit eins so groß zu betreiben und so reinzuplumpen, sondern nur ganz ins kleine damit anzufangen und erst zu sehen, wie die Sache reüssieret".

Heinitz berechnete 1785 den Gewinn der Handelsbilanz seit dem Verbot des schwedischen Eisens im ganzen auf 507786 Thaler, obgleich zunächst noch Einfuhrpässe für dieses Material erteilt wurden, um der von den Privathütten versuchten Steigerung des Eisenpreises entgegenzuwirken. In dem lange gering geachteten Oberschlesien waren damals bereits 47 Hochöfen und 185 Eisenhämmer im Betrieb; man berechnete ihre Produktion, im Gesamtwerte von

532000 Thalern, auf 21819 Zentner an Gußeisen, 123840 an Schmiedeeisen, 2000 an Stahl, 200 an Eisendraht, 1200 an Eisenblech.

Einen glänzenden Erfolg hatte 1784 die Wiederaufnahme der Bleiförderung in der Friedrichsgrube bei Tarnowitz. Hier stellte der König aus Staatsmitteln das Betriebskapital zur Verfügung, um einen Zweig des Bergbaus wiederzugewinnen, der seit 1754 nach der Erschöpfung der Silberberger Bleiminen ganz fehlte. Die Mächtigkeit des Lagers erwies sich als so stark, daß Heinitz nicht bloß den ganzen inländischen Bedarf zu decken hoffte, sondern sich noch eine gewinnbringende Ausfuhr versprach. Ueber die Bedeutung der großen Erfindung eines James Watt durch die Berichte seiner nach England gesandten Techniker hinlänglich unterrichtet, gab der König bei diesem Anlaß für das Tarnowitzer Werk seine Zustimmung zum Bau einer „Feuermaschine"; eine andere wurde am 23. August 1785 im König-Friedrichsschacht bei Hettstätt im Mansfeldischen in Betrieb gesetzt; weitere Dampfmaschinen erhielten dann die Berliner Porzellanmanufaktur und die Salinen zu Schönebeck und Unna.

Lag bei der neuen schlesischen Montanindustrie der Schwerpunkt noch in der Förderung des Rohmaterials, so übertraf im Brandenburgischen der Wert der Fabrikate den der Stoffproduktion um ein Erhebliches; aber Heinitz beklagte das hier geltende Monopol der Splitgerberschen Stahlwarenfabriken zu Eberswalde, weil das Fabrikat an Schärfe hinter dem westfälischen weit zurückstand.

Die reich entwickelten westfälischen Industriebezirke nahmen das Interesse des Ministers, der im Generaldirektorium zugleich dem Provinzialdepartement für diesen Teil der Monarchie vorstand, in hervorragendem Maße in Anspruch. Er schätzte den jährlichen Wert der westfälischen Eisenindustrie auf 600000 Thaler und glaubte das Sauerland schon mit den glänzenden Vorbildern von Sheffield und Birmingham vergleichen zu dürfen, deren industrielle Anlagen er durch seine Bergräte an Ort und Stelle prüfen ließ.

Auf den oft und dringend ausgesprochenen Wunsch des Königs suchte Heinitz überall den Steinkohlenbau zu fördern. Mit Sorge betrachteten König und Minister die Abnahme des Waldbestandes, das Steigen der Holzpreise, zumal nach der Verwüstung der Forsten im Siebenjährigen Kriege; ja schon vor dem Kriege hatte der König für die Heizung der Kasernen in Schlesien die Steinkohlen empfohlen. In der Grafschaft Mark ist der Ertrag dieser Kohle in dem halben Jahrhundert seit 1737 von jährlich 467874 auf 1707461 Scheffel gestiegen. Im übrigen preußischen Westfalen wurden 1785 jährlich 172940 Scheffel gehoben, wovon ein Teil die angrenzenden geistlichen Gebiete speiste; im Saalkreis bei noch sehr unbeholfenem Betriebe nicht viel über 100000 Scheffel, die gerade nur zur Versorgung der Salinen des Herzogtums Magdeburg zureichten. Der stellenweise in dieser Provinz gefundenen, aber kaum angebrochenen Braunkohle sagte Heinitz ihre große Zukunft voraus. In Oberschlesien fehlte es für den Kohlenreichtum an Absatz, da hier Holzmangel sich ausnahmsweise noch nicht fühlbar machte und zur Ausfuhr die Verkehrsmittel nicht hinlangten; so wußte Heinitz für die Steinkohlen von Pleß kaum eine andere Verwendung als zur Herstellung von Ruß für die Schwärzung der Wachsleinwand; doch dachte er schon an ihre Verfrachtung nach Magdeburg, indem er annahm, daß trotz der Ent-

fernung ihr Preis sich dort nicht höher als der des Holzes stellen würde. Dagegen stieg im Fürstentum Schweidnitz der Verbrauch der hier geförderten Steinkohle binnen drei Jahren um das Dreifache, d. h. auf nicht weniger als 415 742 Scheffel im Jahre 1785, da schon zahlreiche gewerbliche Anlagen diese Feuerung zu schätzen wußten: es war das mehr als der zehnfache Betrag dessen, was 1740 in ganz Schlesien an Steinkohle gewonnen worden war. 1786 wurde der Verbrauch im Schweidnitzer Land auf 500 000, im Glatzischen auf 100 000, in Oberschlesien auf 50 000 Scheffel berechnet. Hätte das schlesische Bergamt, so urteilte der Breslauer Kammerdirektor v. Klöber in seinem noch bei Friedrichs Lebzeiten erschienenen Buche „Von Schlesien vor und seit 1740", auch keine andere Aufgabe als die Beschaffung billiger Feuerung durch den Steinkohlenbau, „so würde selbiges dadurch dem Lande schon mehr nützen, als durch den Bau von Gold- und Silberminen".

Was für Schlesien und Westfalen die Steinkohle leistete, sollte anderen Provinzen ein gesteigerter und verständigerer Betrieb der Torfgräberei ersetzen. Nach Pommern wurden zu diesem Behuf Sachverständige aus Ostfriesland gezogen; die Torfstiche im Magdeburgischen und Halberstädtischen hatte man bis zum Ende dieser Regierung auf den vierfachen Ertrag gebracht; für Ostpreußen und die Marken wurde entsprechendes angestrebt.

Mit dem raschen Aufblühen der Montanindustrie hielt die Entwickelung eines alten Betriebes, des Salinenwesens, nicht gleichen Schritt. Zwar ließ der König von 1769—1774 durch den für diesen Verwaltungszweig als Minister in das Generaldirektorium berufenen Klevischen Kammerpräsidenten v. Derschau Reformen sowohl in der Verwaltung der Generalsalzkasse wie in den Grundsätzen für Verpachtung und technische Leitung der Siedereien durchführen, und die Saline Schönebeck stand gegen Ende der Regierung nach wiederholtem Umbau mit einer Leistungsfähigkeit von 17 500 Lasten und einer Schar von etwa 840 Arbeitern als die größte in Deutschland da. Aber über die Güte des gewonnenen Salzes wurde nicht ohne Grund geklagt; die Pächterinnen der großen Staatssalinen, zwei adeliche Damen, waren einseitig auf ihren Vorteil bedacht, die Wirtschaft war durchaus nicht mustergültig. Wandel hat hier wieder erst Heinitz geschaffen, als er unter Friedrichs Nachfolger das Salzdepartement übernahm.

Heinitz berechnete 1785, daß von der Bevölkerung der Monarchie der sechste Teil sich in den auf das Mineralreich gerichteten Industrieen bethätige. Das genügte ihm noch nicht, wenn er in England ein Drittel, in Schweden, Sachsen, Oesterreich drei Achtel der Einwohner von diesen Erwerbszweigen leben sah. —

In den Verfügungen, die der König in Gewerbeangelegenheiten an die Minister, Kammerpräsidenten ergehen ließ, begegnet uns immer wieder die Mahnung zu erhöhtem Eifer, eine gewisse Ungeduld, der die Erfolge nicht schnell genug sich einstellen, oft scharfer Tadel, ja verletzende Drohung. Wenn aber der strenge Gebieter das Gesamtergebnis jahrzehntelanger Arbeit in diesem Bereiche musterte, so erklärte er sich doch auch hier mit dem Fortschritt zufrieden und bekannte, daß alles in seinem Staate Nerv sei und daß jeder an seinem Platz auf Vervollkommnung hinarbeite. Er betrachtet seine Regierungszeit als die Epoche des Aufblühens der preußischen Industrie; durch die Begründung

seiner neuen Manufakturen, so stellt er sich in einer Denkschrift aus dem 42. Jahre seiner Herrschaft das Zeugnis aus, habe er die passive Handelsbilanz der vorangegangenen Regierung zu sehr bedeutendem aktiven Ueberschuß emporgetrieben. Voltaires Wort: „Le siècle de la Prusse est à la fin venu“ — die Selbstvariation eines Verses aus dem Mahomet — galt auch für Preußens Industrie.

So urteilte auch der Hamburger Büsch, dessen von 1759—1800 erschienene nationalökonomische Schriften in unseren Tagen als die wohl lehrreichste zeitgenössische Kritik der preußischen Verwaltung bezeichnet worden sind: „Friedrichs des Großen Meisterwerk war, daß er seinen Staaten, welchen die Manufakturen bis dahin so sehr fehlten, einen so großen Erwerb durch das von ihm geschaffene Manufakturgewerbe gegeben hat.“ Nicht jede Manufaktur lasse sich überall einführen, wahr aber bleibe: „Es gibt Manufakturen, die ein jedes Volk muß haben können, wenn es sie haben will.“ Büsch kannte als Hamburger alle die Klagen seiner Landsleute über die Schädigung ihrer Interessen durch die preußische Wirtschaftspolitik, er betrachtete viele Maßnahmen dieser Politik als verfehlt und tadelte andere sehr scharf; aber er stellte die Thatsache fest, daß trotz aller Prohibitionen und Erschwerungen der Zwischenhandel Hamburgs mit den brandenburgisch-preußischen Staaten infolge ihres wirtschaftlichen Aufblühens jetzt bei weitem größer als vordem geworden sei, sodaß es sehr thöricht sein würde, die Mark Brandenburg in ihren ehemaligen „betrübten und kümmerlichen Zustand“ zurückzuwünschen.

Ohne Frage blieb hinter den Erfolgen der Industrie die Entwickelung des Handels zurück.

„Der Dreißigjährige Krieg,“ so schreibt Friedrich einmal an Voltaire, „hat Deutschland mehr geschadet, als die Fremden glauben. Man hat zuerst mit dem Landbau wieder anfangen müssen, dann mit den Manufakturen, endlich mit einem schwachen Handel.“ Diese im Wachstum zurückgebliebene jüngste Schwester war einstweilen noch das Aschenbrödel; ihre Ansprüche wurden den Bedürfnissen des Industrieschutzes, der im Mittelpunkt der staatlichen Wirtschaftspolitik stand, fast unbedingt untergeordnet.

Es kam hinzu, daß da, wo die Umstände an sich eine Begünstigung des Freihandels nahe legten, wie im Verkehr zwischen Schlesien und den österreichischen Landen, nun wiederum das Industrieschutz-System der Nachbarmacht zur Gegenwehr, zu Sperrmaßregeln nötigte.

Der Rechtsanspruch auf Aufrechterhaltung des alten freien Handels an der schlesischen Grenze, den Preußen durch die Friedensschlüsse von 1742 und 1745 bis zu gewissem Grade gewonnen hatte, war bei den Verhandlungen von Hubertusburg, wie wir sahen,[1]) preisgegeben worden. Der dreizehnte Artikel des Friedens von 1763 erhielt den ausdrücklichen Zusatz, daß bis zu dem zu erstrebenden Abschluß eines Handelsvertrages jeder der beiden Staaten alles auf den Handel

[1]) Oben S. 331.

Bezügliche „selon sa volonté“ einrichten werde. So hatte bald nach der Einstellung des Kampfes mit den Waffen der Zollkrieg von neuem begonnen; in Wien aber glaubte man die schädliche Wirkung der Kampfzölle leichter tragen zu können, als der Gegner. Der durch die österreichischen Einfuhrverbote vom 24. März 1764 wiedereröffnete Kampf galt insonderheit den preußischen Seidenwaren, Wollzeugen und Tüchern, auch den Hüten und Strümpfen; für Preußen war neben zahlreichen, seit dem Mai 1764 erlassenen Einfuhrverboten das wirksamste Kampfmittel jene Sperre der Wollausfuhr,[1]) wodurch man die mühsam sich heraufarbeitenden österreichischen Fabriken zu bedrängen hoffte.

Nicht anders das Bild an den preußisch-sächsischen Grenzen. Ein Wollausfuhrverbot, vorübergehend schon 1755 als Waffe angewendet, dann 1761 erneut, wurde 1763 durch eine Sperre der Durchfuhr polnischer Wolle erweitert. Den vollständigen Bruch führte das Dresdener Edikt vom 27. März 1765 herbei, das alle preußischen Fabrikate aus Sachsen ausschloß. Ein preußisches Edikt vom nächsten 7. Mai vergalt Gleiches mit Gleichem in Bezug auf alle seidenen, wollenen, baumwollenen, leinenen Waren, Gold- und Silbergerät und Porzellan. Nach wiederholtem Austausch von Beschwerden und Anklagen benutzte gegen das Ende des Jahres die Kurfürstin Marie Antonie den eigenhändigen Briefverkehr, den sie seit dem Kriege mit dem Könige von Preußen unterhielt, zu dem Versuch einer persönlichen Friedensvermittelung.

Eine ganz eigenartige Diskussion begann. An eine Betrachtung über die Notwendigkeit, durch Industrie und Handel die Wunden, die der letzte Krieg geschlagen, zu heilen, knüpfte die Kurfürstin ihr Bedauern über die eingetretenen handelspolitischen Mißhelligkeiten: „Sie sind so erleuchtet, Sire, Sie kennen die gesunden Grundsätze, ich muß notwendig annehmen, daß Eurer Majestät schlecht begründete Berichte, gehässige Insinuationen vorliegen. Glauben Sie mir, Sire, ich kenne ein wenig unsere Geschäfte, obgleich ich nicht am Ruder sitze. Unser großes Prinzip ist die Freiheit des Handels und die Gegenseitigkeit. Wenn Eure Majestät dieses System sich zu eigen machen will, mit den Einschränkungen, die das innere Bedürfnis jedes Staates notwendig machen mag, so werden Sie uns zu allem bereit finden, was zu dem gemeinsamen Wohl beider Staaten beitragen kann.“ Der König antwortet mit dem Hinweis auf das sächsische Edikt, durch das er erst zu Repressalien genötigt worden sei, und bemerkt dann ausweichend, die ganzen Streitigkeiten, diese kleinen Erbärmlichkeiten, gingen nur auf die Minister, die großen Perrücken, zurück, die überall von demselben Schlage seien, in Sachsen wie in Preußen: „Vorausgesetzt, daß diese Herren nicht den Verkehr, den Sie, Madame, mit mir zu unterhalten geruhen, verbieten, verzeihe ich ihnen den Rest.“ Aber so läßt sich die Fürstin nicht abfinden; sie stellt jetzt gleichsam die Vertrauensfrage; sie bittet um eine direkte Verhandlung, bei der man viel schneller zu einem ersprießlichen Handelsvertrag kommen werde, als wenn man die großen Perrücken, die Feder in der Hand, in Schlachtordnung aufstelle; sie gibt noch einmal ihre Losung aus: „Liberté et réciprocité“. Friedrich bekennt bewundernd, daß die Kurfürstin in einer Handelskammer oder an der

[1]) Oben S. 398.

Seite eines Richelieu ebenso an ihrem Platze sein würde, wie als Kunstrichterin auf dem Parnaß; er seinerseits kenne zu gut seine Schwäche, um nicht zu wissen, wie schlecht er sich als Unterhändler ihr gegenüber behaupten werde. Ernster fährt er dann fort: „Seit einem halben Jahrhundert, seit Europa anfängt, sich über die Interessen seines Handels aufzuklären, gibt es keinen Staat, wo eine völlige Handelsfreiheit besteht, und was zwischen Nachbarn geschehen kann, beschränkt sich auf eine Uebereinkunft über gewisse, beiden Teilen gleichmäßig vorteilhafte Punkte, was immer eine Beschränkung der Einfuhr voraussetzt." Er schlägt dann die Ernennung von Kommissaren vor, denn nur sie, mit voller Kenntnis des unermeßlichen Details, seien solchen Verhandlungen gewachsen. Die Kurfürstin dankt für das Entgegenkommen, der König schließt: „Wir werden also große Perrücke gegen große Perrücke loslassen, und sie werden Wunder thun. Aber eine innere Stimme sagt mir: ‚Verrate nicht die Interessen des Volkes, das dir anvertraut ist,' und eben nach dieser inneren Stimme wird meine große Perrücke ihre Instruktionen erhalten."

Und so geschah es. Friedrich bedeutete seine Minister, daß der einzige Punkt, der bei den Konferenzen zur Beratung kommen dürfe, ein Abkommen für den Meßverkehr in Frankfurt a. O. und Leipzig sei: „von allen übrigen Sachen, die ich schon auf einen festen Fuß eingerichtet habe, wird nicht mehr die Rede sein können". So hielt sich das Ergebnis der Beratung in bescheidensten Grenzen.

Die stärkste Waffe in der Hand des preußischen Königs war für diesen wirtschaftlichen Kampf sein System der Durchgangszölle. Zum Unglück für die Zeitgenossen, klagte jener Hamburger Büsch in seiner sechs Jahre nach Friedrichs Tode erschienenen „Darstellung der Handlung", habe die geographische Lage seines Staates diesen König zum Meister von fünf der größten Flüsse und von den vorzüglichsten Handelsstraßen in Europa gemacht. Immerhin war diese Waffe zweischneidig; eine gewisse Schädigung des eigenen Handels mußte mit in den Kauf genommen werden. Zunächst allerdings hatte, nach der Einführung des Transitzolles in den vierziger Jahren,[1]) der Magdeburger Handel einen großen Aufschwung genommen, und so glaubte der König 1765, zu dem bisherigen Durchgangszoll unbedenklich noch einen Aufschlag erheben zu können. Der Erfolg sprach dagegen. Die Einnahme aus den Transitogefällen ging im Rechnungsjahr 1766/67 von 118000 Thaler auf 40000 herunter, zwischen Hamburg und Leipzig lenkte der Verkehr den preußischen Straßen aus und scheute nicht den Umweg durch das Hannöversche, westlich um den Harz herum. Der König sagte sich, daß er zu viel versucht hatte, und erließ am 20. Januar 1768 eine neue, zu etwas niedrigeren Sätzen zurückkehrende und vor allem wesentlich vereinfachte Zollordnung; durch Einzelbestimmungen ergänzt, ist sie während der beiden nächsten Jahrzehnte in Kraft geblieben. Nun hoben sich die Zolleinnahmen wieder und überschritten allmählich den bis 1765 eingekommenen Betrag nicht unerheblich. Das letzte Ziel freilich, die Absicht, den ganzen Zwischenhandel den Magdeburgern in die Hände zu spielen, wurde nicht erreicht, obgleich die Abgaben wesentlich geringer waren, wenn die nach Mitteldeutschland bestimmten Waren

[1]) Bd. I, 443.

nicht einfach durchgeführt, sondern auf den Packhöfen zu Magdeburg oder Halle abgeladen wurden.

Dieses vornehmlich gegen den sächsisch-hamburgischen Handel gerichtete Magdeburger Durchgangszollsystem wurde seit 1765 mit einigen Abwandelungen auf Schlesien und den sächsisch-polnischen Handel ausgedehnt. Der Zoll wurde hier schließlich auf Sätze gebracht, die hoch genug waren, um den Wettbewerb der sächsischen Fabrikate zurückzuhalten, und noch gerade niedrig genug, um den sächsisch-polnischen Handel mit Tüchern, Wachs, Garn, Wolle, Rohleder, Vieh und Getreide nicht auf den Umweg durch das österreichische Gebiet zu drängen.

Die Magdeburger Kaufleute bezeichneten es bei ihren Klagen über den Transitzoll als das Beschwerlichste, „daß man so viele Formalien introduziert habe, die Expedition der Waren durch die vielen Anweisungen und Instanzen aufhalte und den auswärtigen Fuhrmann, der weder lesen noch schreiben könne, durch die vielen Zettel in Verwirrung setze". Man gewöhnte sich allmählich an die Neuerungen, zumal als seit 1773 nach den mancherlei Schwankungen ein Zustand eintrat, an dem nichts Wesentliches mehr geändert wurde. Als später nach dem Thronwechsel die Abänderung dieser Zollverfassung in Erwägung gezogen wurde, gab dieselbe Magdeburger Kaufmannschaft, die bei der Einführung der Zölle den völligen Ruin des Elbhandels vorausgesagt hatte, ihre Stimme dahin ab, daß man tiefer eingreifende Umwandlungen nicht vornehmen solle.

Sehr gering war der Ertrag der letzten noch bestehenden Binnenzölle. Der König betrachtete sie vornehmlich als eine Kontrolle gegen den Schmuggel, nicht als Geldquelle. Vor der wissenschaftlichen Kritik fanden sie längst keine Gnade mehr.

Auch die großen politischen Umgestaltungen der Landkarte übten immer von neuem ihre störende Wirkung aus, indem alte Handelswege durchschnitten, alte Absatzgebiete versperrt wurden. Für den schlesischen Handel, insbesondere den Viehhandel nach dem Gebiet der unteren Donau war es ein schwerer Schlag, als Galizien österreichisch wurde und sich mit Zollgrenzen umgab. Und Rußland hatte von seinem Anteil an Polen kaum Besitz ergriffen, so legte man der Getreideausfuhr nach Preußen Erschwerungen auf, die der Königsberger Kaufmannschaft bange Sorge bereiteten.

Den nachteiligen Wirkungen, welche die zum Schutze der heimischen Industrie geführten Zollkriege auf den Handel ausübten, suchte der König, wie schon vor dem Siebenjährigen Kriege,[1]) vornehmlich durch zwei Mittel positiv entgegenzuwirken: durch die Anbahnung von Handelsverträgen und durch die Begünstigung kapitalistischer Unternehmungen.

Einer seiner Minister hat ihm vorgestellt, es sei in der Handelspolitik ebenso nötig, sich Nachbaren wie sich Kolonien zu erhalten — damals hatten die Engländer die ihren in Nordamerika gerade verloren. Der Rat war trefflich, aber im Zeitalter des starren Merkantilismus, wo eben jeder Staat sich mit Zollschranken umgab, war es freilich schwer, die Voraussetzungen für einen Handelsvertrag zu finden. Das vor dem Kriege mit Mühen erlangte Abkommen mit Frankreich hätte Preußen gern erneuert, aber der Wind wehte nicht mehr, der

[1]) Bd. I, 447—456.

1753 der Verhandlung die Segel geschwellt hatte; bei der zwischen den beiden Höfen andauernden Spannung führten die Handelskonferenzen der Jahre 1768—69 zu keinem Ergebnis. Um so mehr wurde eine Verhandlung mit Polen durch die politische und kommerzielle Konjunktur begünstigt. Als dieses Nachbarland durch die Ereignisse des Jahres 1772 von der See abgeschnitten war, erklärte de Launay dem Könige: „Eure Majestät dürfen nur den Schlagbaum zuhalten, um Ihren Staaten den ganzen Zwischenhandel mit Polen zu sichern." Nach einigem Sträuben nahm man dort die preußischen Anträge an, um nur etwas Gewisses zu haben, wie in der Delegation des Reichstages gesagt wurde, und nicht ganz von der Willkür des Nachbarn abzuhängen. Der Vertrag vom 19. März 1775 errichtete an den preußisch-polnischen Grenzen Differenzialzölle für die Waren der beiderseitigen Unterthanen und die Waren jedes dritten; diese wurden mit einer Abgabe von zwölf Prozent des Wertes belegt, jene nur mit einer zweiprozentigen. So hoffte Preußen sich den polnischen Markt für seine Fabrikate zu erobern, den fremden Wettbewerb matt zu setzen und zugleich den polnischen Kornhandel nach Königsberg, Pillau, Elbing und Stettin zu ziehen, auf Kosten Danzigs, das, noch polnisch, jetzt doch als Zollausland behandelt und unter den erhöhten Zoll von zwölf Prozent einbegriffen wurde. Der Vertrag, von dem Könige als großer Gewinn betrachtet, wurde von einem Teil der preußischen Kaufleute, zumal von den schlesischen, mit scheelen Blicken angesehen. Man klagte, daß der schlesische Durchgangshandel jetzt den Gnadenstoß erhalte, und wies die Vertröstung ab, daß bald der Stapel- und Speditionshandel um so größeren Aufschwung nehmen werde. Auch Heinitz hatte Bedenken, de Launay glaubte sie widerlegen zu können. Der König berief eine Kommission zur Prüfung, sie hielt zu Heinitz, aber der König entschied für de Launay und die Beibehaltung des Tarifs von 1775.

Einen wichtigen Erfolg bedeutete der Handelsvertrag mit Spanien von 1782: die schlesische Leinwand, fortan beim Eingang nicht höher besteuert als die französische, vermochte jetzt trotz des weiteren Weges jene auf dem spanischen Markte zu unterbieten und zurückzudrängen. Als damals jenseits des Weltmeeres eine neue Republik entstand, beeilte sich König Friedrich, dort Handelsbeziehungen anzuknüpfen, um Tuche, Wollstoffe und Leinwand, Eisenwaren und Porzellan gegen Reis, Indigo und virginischen Tabak umzusetzen. Der Meistbegünstigungsvertrag zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten von Amerika vom 10. September 1785 hat dann freilich den von beiden Teilen an ihn geknüpften Erwartungen nur wenig entsprochen, da noch auf lange hinaus die maritim und kapitalistisch leistungsfähigeren Engländer im Welthandel die Vermittler zwischen diesen abtrünnigen Kolonien und der alten Welt blieben.

Nichts ist den Fanatikern eines neuen national-ökonomischen Dogmas an der Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen so anstößig, so verdammenswürdig, so unbegreiflich erschienen, als seine Monopole. Ein Mirabeau erklärte, daß er den Ursprung dieser Vorliebe für exklusive Privilegien, den Grund der Verblendung Friedrichs gegen ihre verderblichen Wirkungen nicht habe entdecken können; als Vermutung sprach er aus, daß neben dem rein fiskalischen Gesichtspunkte — denn anscheinend seien diese Monopole dem Staate für schweres Geld abgekauft worden — die Hoffnung mitgewirkt habe, dem Schmuggel Abbruch zu

thun, da natürlicherweise die Furcht vor der Einziehung der Freibriefe die Inhaber zu um so genauerer Beachtung der Zollgesetze angetrieben habe.

Wie völlig griff solche Vermutung fehl! Friedrich hatte über das Monopolwesen seine eigene Theorie. Er betrachtete es als ein notwendiges Uebel, als ein Aushülfsmittel, als eine Uebergangsform des volkswirtschaftlichen Betriebes. Exklusivprivilegien wurden deshalb an Fabrikanten grundsätzlich nur verliehen, um die Einführung eines neuen Artikels zu erleichtern, zumal wenn es galt, einen Großbetrieb zu ermöglichen und schnell in die Höhe zu bringen, gleichsam als ein Patent, um für Kosten und Gefahr dem Unternehmer einen Vorsprung zu sichern. Grundsätzlich erfolgte somit die Verleihung auch nur auf befristete Zeit und wurde nicht erneut, wenn die Unternehmung Kraft gewonnen hatte, auf eigenen Füßen zu stehen. Es versteht sich, daß es dabei bisweilen schwer war, den entscheidenden Zeitpunkt genau zu bestimmen. Den Berliner Unternehmern die Tuchlieferungen für die Regimenter zu Gunsten der neuen westpreußischen Manufakturen zu verkürzen, wollte sich der König nicht entschließen: „Man muß nicht Paulum ausziehen, um Petrum zu bekleiden," so verfügte er eigenhändig. Es blieb nicht aus, daß fortbestehende Alleinrechte ihre Berechtigung im Sinne der Theorie doch schon verloren hatten und nur noch schädlich wirkten, wie nach Heinitzens Auffassung jenes Privilegium der Splitgerberschen Stahlwaren.[1]) Der König selbst leugnete solche schlechten Erfahrungen nicht und kargte deshalb später mit der Bevorzugung Einzelner, wie das andererseits auch die folgerichtige Wirkung der Zunahme des Nationalreichtums und der allgemeinen Leistungsfähigkeit war. „Ein Monopolium wollte ich nicht gerne haben, denn das hat immer einen üblen Erfolg," so erklärte er in seinem letzten Lebensjahre dem schlesischen Provinzialminister, als es sich um die Begründung der dortigen Stahlwarenfabrik[2]) handelte; „der Monopolist wendet keinen rechten Fleiß und Betriebsamkeit an auf die Sache, weil er niemanden neben sich hat, der ihm nacheifert; daraus kommt denn, daß er seine Arbeit negligieret und schlechte Ware macht." So ganz wußte Friedrich die Bedeutung der Konkurrenz für den gewerblichen Fortschritt zu würdigen. Und als Daniel Itzig 1781 für seine neu zu begründende Luxusleiderfabrik wünschte, daß die Schlächter angehalten werden sollten, ihm jährlich eine Zahl roher Rindshäute nach fester Taxe zu liefern, verfügte der König: „Das geht nicht an! Freilich können sie an ihn verkaufen, soviel sie wollen; allein kein Zwang muß dabei sein."

Auch mit den Beihülfen für neue Fabrikanlagen war er zuletzt zurückhaltender geworden. Als er 1781 um 6000 Thaler Zuschuß für die Gründung einer Segeltuchfabrik in Ostpreußen angegangen wurde, antwortete er dem Oberpräsidenten Domhardt sehr unwirsch: „Ihr seid nicht gescheidt, das ist nichts. Die Leute müssen das für ihr eigenes Geld thun, denn sie haben ja den Profit davon. Warum soll ich das Geld geben? Das wird dann nur verzehrt, und aus der Fabrik wird nachher nichts. Wenn die Leute diese Sachen für ihr eigenes Geld machen, so wenden sie auch mehr Fleiß darauf und geben sich mehr Mühe darum."

---

[1]) Oben S. 404.

[2]) Oben S. 403.

In dem Maße nun, als Handelsunternehmungen, zumal überseeische, größerem Risiko ausgesetzt waren als industrielle Anlagen, erforderten sie auch stärkere und vor allem längere Unterstützung durch Monopole. Die Bildung großer kapitalkräftiger Handelsgesellschaften hatte schon der Lehrmeister des Kronprinzen Friedrich, der Kammerdirektor Hille, in jener Denkschrift von 1725[1]) gefordert, aber noch immer galt seine Klage, daß der Kaufmann, reich geworden, den Handel lieber aufgebe und Grundbesitz erwerbe. „Statt daß die Bürger solche Sachen machen und ihre Gelder anlegen sollten," schreibt der alte König 1780, „wollen sie Güter kaufen." So fand auch sein Bestreben, den Magdeburger Eigenhandel auf Kosten der Nachbaren in die Höhe zu bringen, bei der Kaufmannschaft geringes Entgegenkommen. Und in Breslau klagte die Kammer fort und fort über die schlaffe Bequemlichkeit der Kaufleute, die „nach ihrem bekannten Genie" die Waren von den Fremden abholen ließen, statt sie selber auf die auswärtigen Märkte zu führen. Ein Fachmann endlich, der unternehmendste Kaufmann des damaligen Schlesiens, der aus Westfalen zugewanderte Peter Hasenclever, warf seinen neuen Landsleuten vor, daß sie für gemeinnützige Veranstaltungen nie Geld hätten, nie daran dächten, auf gemeinsame Kosten Sachverständige ins Ausland zu schicken, „um Fabriken und Handelsgeheimnisse zu erforschen", daß die Landshuter Kaufmannsinnung im Laufe von elf Jahrzehnten noch nicht einen Groschen für einen kaufmännischen Fonds gesammelt hätte, und daß es in Hirschberg nicht besser stünde.

So verstehen wir, daß der König trotz seines Mißtrauens gegen hergelaufene Projektenmacher[2]) sich zu dem Grundsatze bekannte, bei Begründung von Handelsgesellschaften oder neuen Industrieen Ausländer aus den Staaten heranzuziehen, in denen dieser Handelszweig oder jene Manufaktur schon in Blüte stehe. Wenn er dann auch einmal an einen Betrüger komme, so ärgere und entmutige ihn das doch nicht. Ein Kleeblatt dieser Schmarotzer — Messieurs les Écornifleurs — hat er in beißenden Spottversen verewigt.

Als eine Handelsgesellschaft im größten Maßstabe und mit den mannigfachsten Aufgaben war ursprünglich die preußische Bank gedacht worden:[3]) sie sollte neben den eigentlichen Bankgeschäften und der Münze den gesamten auswärtigen Holzhandel, den schlesischen Leinenhandel, das Geschäft nach Rußland, Polen und Skandinavien, nach dem Mittelmeer und China an sich nehmen und endlich auch als Gesellschaft zur Schiffsversicherung wirken. Wenn nun eine so gewaltige Gründung sich sofort als unausführbar herausgestellt hatte, so wurden doch die Stücke dieses zerschellten Riesenentwurfes sämtlich festgehalten und der Reihe nach einzeln verwirklicht.

Die Seeassekuranz-Gesellschaft, am 31. Januar 1765 zu Berlin mit einem Stammkapital von einer Million Thaler zu 4000 Aktien gegründet, hatte anfangs, wie die Bank selbst, mit dem hartnäckigsten Mißtrauen zu kämpfen; die Stettiner Kaufleute weigerten sich, sie zu benutzen, da sie in Amsterdam oder Hamburg ihre Schiffe billiger und bequemer versichern konnten. Erst ganz all-

[1]) Bd. I, 424.
[2]) Bd. I, 453.
[3]) Oben S. 358.

mählich gewann die einheimische Anstalt in den preußischen Hafenstädten Boden. Eine Brennholzgesellschaft zur Versorgung der Residenzstädte Berlin und Potsdam, die beim Verkauf eine Taxe nicht überschreiten durfte, sollte der willkürlichen und wucherischen Verteuerung des Holzes vorbeugen; eine Nutzholzgesellschaft war in erster Linie bestimmt, den Elbhandel nach Hamburg einheitlich zu organisieren und erhielt zu diesem Zweck das ausschließliche Recht zur Ausfuhr des Schiffs-, Stab- und Kaufmannsholzes aus den Staats- und Kämmereiforsten der Kurmark und des Herzogtums Magdeburg und das Vorkaufsrecht auf alles zur Ausfuhr bestimmte Nutzholz aus den Privatforsten. Beide Gesellschaften, 1766 gegründet, gaben in der Folge ihre Geschäfte an eine staatliche Verwaltung ab.

Erfolglos war, zum Teil wegen ungeeigneter Leitung, die 1765 ins Leben getretene Levantische Kompanie, eine Aktiengesellschaft mit dem Monopol, die bisher auf dem Landwege über Triest und Wien bezogenen Waren, macedonische Baumwolle und türkisches Garn, Kameelhaare, Oel und Südfrüchte zur See einzuführen. Sie mietete fremde Schiffe, da den preußischen die zum Schutze gegen die seeräuberischen Barbaresken unentbehrlichen Türkenpässe fehlten, mußte aber schon 1769 ihre Zahlungen einstellen, als der Hauptunternehmer, der Hofbankier Clement, ein Holländer, sich in den Bankbruch eines Amsterdamer Hauses verwickelt sah. Für das Geschäft nach Rußland erhielt 1766 das Schweiggersche Bankhaus gegen die Verpflichtung, jährlich für 15000 Thaler Porzellan aus der Königlichen Manufaktur abzusetzen, ein gewichtiges Vorzugsrecht: alle Waren aus Rußland, die nicht auf Rechnung seines Petersburger Kontors gingen, unterlagen in Stettin einer Zollerhöhung von zwei Prozent des Wertes; gleichzeitig wurde auf alle russischen Ausfuhren, die nicht auf Rechnung preußischer Unterthanen gingen, ein Zuschlag von fünf Prozent in Stettin und von acht Prozent auf der Elbe gelegt. Der König dachte damit die russische Durchfuhr durch preußisches Gebiet fremden Zwischenhändlern zu entziehen und zugleich mehr und und mehr von Hamburg nach Stettin zu lenken;[1]) er hielt deshalb die neue Ordnung sowohl gegen die diplomatischen Vorstellungen der Zarin, wie gegen die beweglichen Klagen der Breslauer Kaufmannschaft mit Entschiedenheit aufrecht.

Unerfüllt blieb zunächst sein Wunsch, den unmittelbaren Handelsverkehr mit Ostasien[2]) wieder aufgenommen zu sehen. Erst in seinen letzten Regierungsjahren sandten die Emdener Handelsherren abermals Schiffe nach Bengalen, Batavia und China, nachdem ihnen ihr einträglicher Cabotagehandel während des neuen Seekriegs zwischen England und Frankreich frischen Unternehmungsgeist eingeflößt hatte. Erfolgreich trat seit 1769 die Heringskompanie von Emden dem Wettbewerb der Dänen, Schweden und zumal der Holländer entgegen. Mit 6 Schiffen anfangend, ließ sie 1782 schon 32 in See gehen, und in dem Maße, als sie ihren Betrieb erweiterte, konnten ihr immer neue Provinzen zur ausschließlichen Versorgung überwiesen werden, aber mit der Beschränkung, daß der Preis gegen den in ihrem Gründungsjahr für die holländische Ware marktgängigen nicht erhöht werden durfte.

---

[1]) Vgl. Bd. I, 441 ff.

[2]) Bd. I, 453.

Alle diese Unternehmungen übertraf und überdauerte die Seehandlungsgesellschaft von 1772, die nach Erwerbung einer neuen Provinz Anlässen, welche uns noch beschäftigen werden, ihre Entstehung verdankte.

Sorgsam fortgesetzt wurden die im Jahre 1747 eingeführten Handelstabellen. Mirabeau, der von seinem freihändlerischen Standpunkt aus die Aufstellung einer Handelsbilanz überhaupt für „unnütz und illusorisch" erklärte, hat über die Zahlen der amtlichen preußischen Handelsstatistik sehr abschätzig geurteilt. Er verwarf das Bild, das Hertzberg danach zeichnen zu können meinte, als „ein absolut falsches, ohne Grundlage, ohne Wirklichkeit, ohne Scheinbarkeit, ohne Möglichkeit". Nach den richtigeren Ziffern, über die Mirabeau zu verfügen glaubte, würde die preußische Handelsbilanz sich vielmehr so gestellt haben, daß aus ihr nur der Schluß übrig blieb, Preußen eile mit Riesenschritten seinem Ruin entgegen.

Richtig ist, daß diese Tabellen einen unbedingten Wert nicht für sich beanspruchen konnten. Eine neuerdings für die schlesischen Listen angestellte Prüfung hat ergeben, daß von den drei Rubriken „fabrizierte, im Lande verhandelte, ausgeführte Waren" nicht jede die gleiche Glaubwürdigkeit verdient, und schon Heinitz hat den Fehlerquellen dieser bei den Provinzialsteuerdirektionen ausgearbeiteten Zusammenstellungen nachgeforscht. Er hat nach einem Besuch der Frankfurter Messe die Meßberichte der Kriegs- und Domänenkammer einer scharfen Kritik unterworfen und seinerseits, statt des offiziell angenommenen Umsatzes von 2½ Million Thalern für eine einzige Messe, nur im ganzen 3 Millionen für drei Messen herausgerechnet. Als Ressortminister in der Lage, die statistischen Grundlagen genau zu prüfen, als Reformminister, der er für das fünfte Departement werden wollte, nachdrücklich bestrebt, sie sehr scharf zu prüfen, wird Heinitz für die Nachweise, die er uns der offiziellen Statistik gegenüber als berichtigte gibt, besondere Beachtung beanspruchen dürfen, größere als Hertzberg für die seinen, der dieser Minister in einem abseits liegenden amtlichen Wirkungskreise nicht aus den tiefsten Quellen schöpfen konnte.

Heinitz berechnete für das Jahr 1781/82 für das „Pflanzenreich" den Wert der Ausfuhr auf 8586223, den der Einfuhr auf 3069328 Thaler, für das „Tierreich" dieselbe Bilanz auf 4648178 gegen 3648868, für das „Mineralreich" auf 843495 gegen 709447, für die allen drei Reichen angehörigen Erzeugnisse auf 519098 gegen 1759791 Thaler, während für die eigentlichen Luxusartikel, Wein, Thee, Kaffee, Schokolade, Zucker u. s. w., sich eine überaus starke Passivbilanz ergab, mit dem Ausfuhrwert von 270872 gegen eine Einfuhr von 2675011 Thalern. Insgesamt übertraf nach dieser Berechnung der Wert der Ausfuhr (14867516) den der Einfuhr (11834691) um 3032825 Thaler. Der ganze Umsatz, Ein- und Ausfuhr zusammen, betrug also 26 bis 27 Millionen, während die Aus- und Einfuhr Großbritanniens 1786 auf fast 32 Millionen Pfund Sterling, die Frankreichs 1780 auf 377⅔ Millionen Livres berechnet wurde.

Unter den Provinzen erzielten Ostpreußen und Pommern mit ihrer für den Handel günstigen Küstenlage nach der amtlichen Statistik eine Aktivbilanz von fast 500000 und 400000 Thalern; die neue Provinz Westpreußen gewann im

Handel 150000 Thaler; die Neumark dank ihrem Tucherport 180000; Schlesien über 1700000 vornehmlich durch seine Woll- und Leinenwaren; Magdeburg und Halberstadt 168000; Kleve, Mörs und Geldern zusammen 110000; die Grafschaft Mark durch ihre Metallwarenausfuhr fast 500000; Minden, Ravensberg und Lingen 356000; Ostfriesland 316000. Die einzige Provinz mit einer Passivbilanz war die Kurmark; sie verlor beim Austausch nahezu eine halbe Million, bei dem großen Bedarf der Residenzstädte Berlin und Potsdam an Nahrungsmitteln, an Rohstoffen für die Fabriken und an Luxusgegenständen.

Die Zahl der Seeschiffe betrug nach den Erhebungen von Heinitz 1782 in Preußen und Litauen 90 mit 816 Matrosen; in Pommern 303 mit 2235; in Ostfriesland 892 mit 5395. Von den preußischen und pommerschen Schiffen waren nicht weniger als 25 dort und 89 hier während der beiden letzten Jahre 1780 und 1781 gebaut worden, denn durch den Anschluß an das internationale System der bewaffneten Seeneutralität hatte Preußen in dem großen Seekriege Englands gegen Frankreich, Spanien und Holland sich die Unverletzlichkeit seiner Handelsflagge gesichert und damit einen stark gesteigerten Handelsverkehr nach und zwischen den Häfen der Gegner Englands gewonnen. So hat sich die Stettiner Reederei, die 1751 erst 79 Schiffe mit 3899 Lasten zählte, bis 1784 auf 165 Schiffe mit 21791 Lasten vermehrt. Hatte sich die Gesamtzahl der aus- und einlaufenden Schiffe gegen die Zeit vor dem Siebenjährigen Krieg[1]) verringert, so waren doch die einzelnen Schiffsgefäße jetzt ungleich größer: 1751 besaß Stettin nur 2, 1786 78 Schiffe über 100 Lasten. Ein- und Ausfuhr Stettins betrug 1739 zusammen 300000 Thaler, 1786 4½ Million.

Aus der allgemeinen Klage der Kaufleute, daß der Handel unter dem doppelten Drucke der Schutzzölle und der Regie erstickt werde, nahm Heinitz Veranlassung, seine Berechnungen für Schlesien aus den Jahren 1768 und 1782 mit einander zu vergleichen. Er konnte feststellen, daß zwar der Wert des Transits von 1766875 Thalern auf 1239875, der der Einfuhr minder stark von 2231279 auf 2177040 zurückgegangen, daß dagegen der Wert der Ausfuhr fast um eine Million, von 2819730 auf 3746813 Thaler gestiegen war. Er fand es ungerechtfertigt, unter diesen Umständen von einem Verfall des schlesischen Handels zu sprechen, und sah nur die Wahrheit des Satzes bestätigt, daß man sich ganz sichere Kenntnisse über das Ganze verschaffen müsse, ehe man über Grund oder Ungrund der Klagen entscheiden könne. Zu demselben Ergebnis wie Heinitz für den schlesischen, kam damals eine von privater Seite angestellte Berechnung für den preußischen Ostseehandel.

Blieben die Schlußergebnisse trotz aller schonungslosen Umrechnungen, die Heinitz in den offiziellen Listen vornahm, doch noch günstig im Sinne einer starken „Aktivität", so durfte er hoffen, den König von der irreführenden Schönfärberei der herkömmlichen Statistik zu überzeugen. In der That gab Friedrich bei der gemeinsamen Prüfung der Handelsbilanz für 1781/82 dem Minister zu, daß sie offenbare Irrtümer, Verwechselungen, Doppelansätze enthalte, und strich, Heinitz zur Genugthuung, allein bei den zwei Titeln Wolle und Seide fast zwei

[1]) Vgl. Bd. I, 442.

Millionen. Daraufhin setzte ihm Heinitz auch im nächsten Jahre bei Vorlegung der diesmal besonders günstigen Bilanz eingehend die Gründe auseinander, aus denen man sich auf den angegebenen Gewinn von 5423010 Thalern nicht verlassen dürfe; er betonte namentlich, daß durch die Kontrebande ein beträchtlicher Teil des berechneten Aktivüberschusses verloren gehe. Der König verfügte auf den Bericht: „Ich rechne auf 4 Millionen". Er machte eben selber recht erhebliche Abstriche von der offiziellen Statistik, wie er denn zu Heinitz einmal gesagt hat, es sei kein Schade, derartige zu glänzende Tableaux zu haben, wenn nur die, welche davon Gebrauch zu machen hätten, das Wahre und das Falsche zu unterscheiden wüßten. Aber unverkennbar ist er doch immer sehr geneigt gewesen, das zu glauben und anzunehmen, was seinem Herzen wohl that, und Heinitz täuschte sich, wenn er meinte, daß der König den „nationalen Gewinn" wirklich nur auf 3 Millionen jährlich berechne. Friedrichs eigenhändige Aufzeichnungen von 1777 und 1782 ergeben vielmehr, daß er ihn das erste Mal auf 4400000, das zweite Mal auf 4430000 Thaler ansetzte. Umgekehrt betrachtete er die Statistik des Auslandes gern durch ein Verkleinerungsglas; einer seiner Tischgenossen gewahrte zu seiner Verwunderung oft, wie der alte König „über die Bevölkerung, die Staatseinkünfte und Aehnliches in den fremden Ländern sich absichtlich zu geringe Vorstellung machte und festhielt".

Wenn der König berechtigte oder unberechtigte Klagen über den Rückgang des Handels hörte, hat er wohl abweisend geäußert, die Kaufleute seien wie die Landwirte, denen es der liebe Gott niemals recht machen könne.

Vor dem Richterstuhle der neuen Theorie fand seine Agrarpolitik noch weniger Gnade als sein System des Industrieschutzes und der Handelsbalance. „Er hat stets," schalt Mirabeau, „die Landwirtschaft erdrückt, um die Fabriken zu heben." Nun haben wir gehört, mit wie bedeutenden Spenden Friedrich der Landwirtschaft zu Meliorationszwecken und für die Regelung der Schuldverhältnisse zu Hülfe gekommen ist.[1]) Aber daß er den Kornhandel unter staatliche Aufsicht nahm und die Wollausfuhr verbot, das waren in den Augen dieser Doktrinäre seine beiden großen Verbrechen gegen den Landmann.

Von den preußischen Provinzen erzielten das Herzogtum Magdeburg und das Fürstentum Halberstadt, mit ihrem fetten Boden den übrigen landwirtschaftlich weit voraus, einen Ueberschuß und hatten deshalb in früheren Zeiten einen einträglichen Ausfuhrhandel mit Roggen und Weizen nach Hamburg betrieben. Die Marken, Pommern und Schlesien erzeugten im allgemeinen nur das, was der eigene Bedarf erforderte; das Herzogtum Preußen erntete wieder mehr. Kornausfuhrländer waren im damaligen Europa England, dessen Getreidebau in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durch hohe Ausfuhrprämien neuen Antrieb erhalten hatte, und Polen, das gewaltige Massen an Weizen und Roggen über Europa ausschüttete. Das osteuropäische Korn war billiger, schwerer, zum Verschiffen geeigneter als das deutsche; es beherrschte den Weltmarkt für Ge-

---

[1]) Oben S. 359 ff.

treide, dessen Mittelpunkt damals noch Amsterdam bildete; es hatte zeitweilig selbst den inländischen Getreidemarkt des brandenburgisch-preußischen Staates ernstlich bedroht, bis Friedrich Wilhelm I. den Kornhändlern die Einfuhr aus Polen verbot, und nur noch die Durchfuhr nach Königsberg und Stettin für den überseeischen Handel gestattete.

Für seine eigenen Einkäufe, für die Ergänzung seiner Magazine hielt sich der Staat den polnischen Markt dagegen offen, und eben deshalb sprachen die Gegner seiner Wirtschaftspolitik von Verstaatlichung des Kornhandels, von dem Getreidemonopol des Königs von Preußen, des größten Kornhändlers in seinem Reiche.

Auch hier beruhten die Anklagen zum wesentlichen Teile auf Unkenntnis der Verhältnisse und der leitenden Gesichtspunkte. Friedrichs Getreidehandelspolitik kennzeichnet sich, wie neuere Forschungen es überzeugend dargelegt haben, als der erfolgreiche Versuch zu einem Ausgleich zwischen den Ansprüchen der Landwirtschaft und der Industrie, der ackerbauenden Bevölkerung, die sich hohe Kornpreise ersehnt, und der kleinen Leute in der Stadt, die billiges Brot brauchen. „Dem Fürsten liegt es ob," erklärt er in dem Testament von 1768, „in den Getreidepreisen die scharfe Richtschnur und Mittellinie zu ziehen zwischen den Interessen des Edelmanns, des Domänenpächters und des Bauern auf der einen Seite und den Interessen des Soldaten und des Arbeiters auf der anderen." Die Getreidepreise auf einem Durchschnittsmaß zu halten war deshalb das Ziel aller seiner Bestrebungen, der Grundgedanke eines Systems, das nach dem Siebenjährigen Kriege seine volle Ausbildung erhielt. Der Preis sollte nicht unter den Betrag der Produktionskosten sinken, und für diese gab es einen festen Maßstab an der Kammertaxe, d. h. an dem von den Kriegs- und Domänenkammern zum Zwecke der Aemterverpachtung aufgestellten Ansatze für den mutmaßlichen Erlös des auf den Pachtäckern geernteten Kornes, einem Satze, der in den westlichen Provinzen höher, in den östlichen niedriger war und gewöhnlich von dem Marktpreise übertroffen wurde. Im Jahre 1752 betrug die Kammertaxe in der Kurmark 16 Groschen für den Scheffel Roggen, in Pommern 14, in Ostpreußen 12 Groschen.

Das doppelte Ziel dieser Politik ließ sich erreichen mit Hülfe der großen staatlichen Kornmagazine, die, allzeit zugleich aufnahmefähig und abgabefähig, dem Staat in Friedenszeiten es ermöglichten, als Abnehmer oder als Verkäufer, in fetten Jahren durch seine Nachfrage und in mageren durch sein Angebot, den Preis auf ungefähr gleichmäßiger Höhe zu halten. Solche großen Staatsspeicher hatte Friedrich Wilhelm I. in der Hauptstadt und in den Landesfestungen errichtet: zu Spandau, Küstrin, Peitz, zu Magdeburg, Stettin, Kolberg, zu Minden und Wesel, und besonders zahlreich in Ostpreußen: zu Königsberg, Pillau, Memel, Ragnit, Insterburg, Preußisch-Holland, Johannisburg, Marienwerder. Friedrich der Große fügte in Schlesien die alten österreichischen „Kornhäuser" zu Brieg und Glogau dem preußischen System ein und errichtete neue Magazine in Schweidnitz, Glatz, Neiße, Kosel und Hirschberg, außerdem in der Mark zu Zehdenick, Havelberg, Tangermünde und Frankfurt. Endlich wurden nach dem Siebenjährigen Kriege die beiden sogenannten Friedens- oder Stadtmagazine in Berlin und in Breslau angelegt.

Grundsatz für alle weiteren Maßnahmen des Staates auf diesem Gebiet blieb die Weisung, die der König 1748 dem Minister Katte für die Magazinverwaltung erteilt hatte. Der Roggen sollte sich in der Kurmark nicht unter 18 Groschen und nicht über einem Thaler verkaufen, die Preisschwankung also in einem Spielraum von 6 Groschen gehalten werden. Sobald in einer Provinz der Marktpreis die Thalergrenze überstieg, sollten die Magazine sich öffnen und den Roggen zu 20 Groschen anbieten; sank irgendwo der Preis bis unter die Kammertaxe, so sollten die Magazinverwaltungen an Ort und Stelle durch Aufkäufe ihn wieder in die Höhe bringen, „damit solchergestalt die Kornpreise beständig dahin balancieret werden, daß der Bürger, Bauer, Beamte und Edelmann mit einander dabei bestehen können".

Gleich nach zwei Jahren gab die überall sehr reiche Ernte des Sommers von 1750 dem Könige Veranlassung, „zum Soulagement des Landmanns" in sämtlichen östlichen Provinzen umfangreiche Einkäufe zu machen. Auch in den folgenden durchweg guten Jahren würde in Schlesien der Ueberfluß keinen Abnehmer gefunden haben, wenn nicht der Staat zu den Sätzen der Kammertaxe seine Ankäufe fortgesetzt hätte. Unmittelbar darauf wurde Pommern durch wiederholte Mißernten heimgesucht, und nun konnten wieder die Magazine mit ihren Vorräten ausgleichend und rettend dazwischentreten.

Das große Hungerjahr des achtzehnten Jahrhunderts war das Jahr 1771, der Höhepunkt einer Teuerung, die 1770 begonnen hatte und nach dem nochmaligen Mißwachs des Sommers 1772 bis 1774 anhielt. Inmitten der bitteren Not der angrenzenden deutschen Gebiete, die zahlreiche Opfer dem Hungertod verfallen ließ, erfreuten sich die preußischen Provinzen der wohlthätigen Wirkungen des staatlichen Schutzes. Das Magazinsystem bestand bei diesem Anlaß die Probe glänzend und gewann dem Staate jene Tausende neuer Ansiedler, die der Hunger aus Sachsen und Böhmen über die Grenzen trieb. Das freilich erreichte man in Preußen damals nicht, den Roggenpreis, wie der König es wünschte, auf der Höhe von 1½ Thaler zu halten. Denn die Not war so allgemein, daß man mit einer Erschöpfung der Staatsmagazine rechnen und deshalb die Verkäufe in gewissen Grenzen halten mußte. So stieg 1771 hier und da auch in Preußen der Preis auf 2 Thaler und darüber hinaus; aber auf eine Klage aus Hinterpommern über diese unerhörte Teuerung konnte der König darauf hinweisen, daß der Roggen jetzt in Sachsen 2½, in Mähren 3⅙, in der Gegend von Augsburg 7 Thaler kostete.

Erst diese Notjahre lenkten die Aufmerksamkeit der Fremden auf die preußischen Schutzeinrichtungen; ein sächsischer Schriftsteller empfahl ihre Nachahmung. Friedrich selbst aber urteilte nach den Erfahrungen jener Jahre: „Jeder Herrscher, der auf das öffentliche Wohl bedacht ist, hat die Pflicht, sich mit reichlich gefüllten Magazinen zu versehen, um eine Mißernte auszugleichen und der Hungersnot vorzubeugen." Es gelte, eine genaue Berechnung zur Hand zu haben über den Ertrag der verschiedenen Getreidearten in guten, mittleren und schlechten Jahren, den Konsum damit zu vergleichen und auf diesem Wege festzustellen, in welchem Umfang die Ausfuhr zu erlauben sei oder eine Ergänzung einzutreten habe.

Bald war infolge der vier gesegneten Ernten von 1777—80 die Marktlage wieder dahin umgeschlagen, daß die Landwirte bei den niedrigen Preisen nicht bestehen zu können meinten, und wieder brachte nun der Staat durch seine Masseneinkäufe den Preis in die Höhe.

Fiskalische Absichten wurden mit diesen staatlichen Käufen und Verkäufen nicht verbunden, nur soziale. Wenn thatsächlich das Magazinkorn in Notjahren etwas teurer abgesetzt wurde, als es in den Zeiten des Ueberflusses eingekauft worden war, so mochte der Unterschied gerade nur den Zinsverlust decken. „Ich will", so erklärte der König schon 1748 dem Minister Katte, „bei diesem Ankauf und Verkauf nicht das geringste für mich verdienen, sondern nur durch diesen Umschlag die Armut und den gemeinen Mann durch einen leidlichen Kornpreis soulagieren." Vorteil erzielte der Staat nur bei den Getreideeinkäufen in Polen. Die preußische Magazinverwaltung konnte das polnische Getreide sehr billig, zu Zeiten den Scheffel Roggen für 6 bis 8 Groschen, erstehen und bewirkte somit ihre Anschaffungen vorzugsweise dort — sobald nicht beim Sinken der Preise auf dem Binnenmarkte die Rücksichten auf die heimische Landwirtschaft ein anderes erheischten.

Die Gesamtwirkung dieser Getreidehandelspolitik läßt eine im Generaldirektorium ausgearbeitete Tabelle mit den Durchschnittspreisen des Roggens in der Mark, in Pommern und im Magdeburgischen für die 23 Jahre von 1763 bis 1787 erkennen. Die Schwankungen waren, von den bezeichneten Hungerjahren abgesehen, sehr gering. In Berlin hat der Roggen in 16 von diesen 23 Jahren genau oder fast genau auf dem Mittelpreise, 30 bis 31 Groschen, gestanden, in fünf Jahren entfernte er sich nach oben oder unten um 8 bis 9 Groschen, nur 1771 und 1772 schnellte er um 22 bis 24 Groschen in die Höhe. Noch geringer waren die Schwankungen in Stettin, stärker dagegen in Halle, wo ein staatliches Kornmagazin fehlte.

Abgesehen von seiner allgemeinen Bedeutung für die Regulierung des Marktpreises gab das Magazinsystem die Möglichkeit zu unmittelbarer Unterstützung der Landwirte bei dringender Not. Saatkorn wurde 1772 vielfach umsonst gespendet, und ungezählt sind die Fälle, in denen der König einen Einzelnen oder eine Gemeinde aus den Staatsvorräten gegen billigstes Entgelt gespeist hat.

Für den Getreidehandel der Privaten blieb allemal noch Spielraum. Die Einfuhr polnischen Getreides war, wie schon unter der vorigen Regierung, an der pommerschen und märkischen Grenze verboten, an der schlesischen war sie einem Zoll unterworfen. Eine noch höhere Auflage traf dort die Einfuhr von Getreide aus Oesterreich. Je nach der Lage des Marktes wurde in Schlesien der Verkehr mit den Nachbarländern bald erleichtert, bald erschwert oder ganz gesperrt. Die Ausfuhr von Getreide aus dem Magdeburgischen und Pommern wurde nach dem Siebenjährigen Kriege nur noch gegen Pässe, die der König eigenhändig vollzog, gestattet. Ostpreußen behielt seine freie Ausfuhr und das Recht, das auszuführende Getreide aus Polen zu beziehen; der Landwirt dort zu Lande klagte, daß für das einheimische Korn infolgedessen kein Absatz sei, und der König gab zu, daß er mit Magazinkäufen allein nicht helfen könne,

wenn die Kaufleute im Inlande nicht kaufen wollten. Trotz des neuen Wettbewerbs der russischen Ostseehäfen[1]) wurden aus Königsberg 1784 noch an 48000, 1785 an 42000 Wispel ausgeführt. Der Magdeburger Kornhandel blieb trotz aller Erschwerungen der Ausfuhr und Durchfuhr[2]) stets von großer Bedeutung, da für die Verminderung des Absatzes nach dem Auslande die Versorgung der Hauptstadt Berlin mit Brotkorn einen Ausgleich bot. Um den Getreidehandel auf der Elbe und Oder zu heben, empfahl der König wieder die Bildung von Aktiengesellschaften: als er am 27. Dezember 1769 die Minister vom Generaldirektorium an seiner Tafel vereinigt sah, entwickelte er ihnen während des Mahles eingehend seine Gedanken über die zweckmäßigste Art, wie Rittergutsbesitzer und erfahrene Kaufleute sowohl auf der Elbe wie auf der Oder den Korn- und Holzhandel betreiben könnten, zumal um den Hamburgern den Zwischenhandel zu entreißen; den Edelleuten, die dadurch die Einkünfte ihrer Güter merklich verbessern würden, könne die Beteiligung an solcher Handlungssocietät „zu keiner Verkleinerung" gereichen, „indem nicht abzusehen, warum sie nicht auf die beste Weise aus ihren Denrées den besten Nutzen ziehen sollten". Schnell nahm der Plan Gestalt an; am 5. Februar 1770 erhielten die Magdeburger Kompanien ihre Freibriefe: das Recht zur Ausfuhr einheimischen Getreides, soweit der Roggen auf den Märkten von Berlin und Magdeburg unter einem bestimmten Preise bleiben würde, und das ausschließliche Recht zur Durchfuhr fremden Getreides aus Anhalt und Sachsen. Dagegen ist die für den Oderhandel geplante Gesellschaft nicht zu stande gekommen.

Nicht anders als um die Einschränkungen des Getreidehandels stand es um das Verbot der Wollausfuhr. In beiden Fällen entschädigte die wachsende Aufnahmefähigkeit des inländischen Marktes den Landwirt für den Verlust auswärtiger Absatzgebiete.

Die Klagen und Befürchtungen, zu denen 1719 den Schäfereibesitzern das Ausfuhrverbot Friedrich Wilhelms I.[3]) Anlaß gegeben hatte, fanden einen Widerhall in Schlesien, als seit 1754 die Sperrmaßregeln, im Zusammenhang der zollpolitischen Maßregeln gegen die Nachbarn, auf diese Provinz ausgedehnt wurden. Die Schafzucht stand in Schlesien in hohem Flor. Man wandte ihr hier eine Sorgfalt zu, die anderwärts noch unbekannt war, in Auswahl der Zuchtböcke, der Weideplätze, des Winterfutters, der Streu. Die schlesische Wolle aus der Gegend um Namslau und Oels wurde auf dem europäischen Markt kaum geringer als die spanische geschätzt; nach Holland wurde zu Anfang des Jahrhunderts, ehe die österreichische Regierung die Ausfuhr mit einem Zoll belegte, schlesische Wolle für eine halbe Million Thaler verkauft, um in Leyden zu Tüchern im Werte von 2½ Million verarbeitet zu werden, während daheim die Tuchwirker für ihre damals noch gröbere Ware die Mittelwolle bevorzugten. Nach Oesterreich ging um 1750, vor dem Beginne des Zollkriegs, schlesische Wolle jährlich im Durchschnittswerte von 99000 Thalern, und auch die sächsischen

[1]) Vgl. oben S. 213.
[2]) Vgl. oben S. 6.
[3]) Bd. I, 429.

Tuchfabriken bezogen einen sehr großen Teil ihres Rohstoffes aus Schlesien, im Werte von jährlich 120000 Thalern. Trotzdem waren bei der Größe des Schafbestandes die Wollpreise in Schlesien niedriger als in der Mark; sie fielen im Jahre 1755 infolge der neuen Prohibitivpolitik noch um ein beträchtliches, und das 1755 ausgesprochene Verbot der Ausfuhr nach Sachsen wurde deshalb bald durch einen mäßigen Ausfuhrzoll ersetzt. Gleich darauf kam der Krieg und brachte die Wollpreise auf unerhörte Höhe, indem er aller Orten, in Schlesien, in Sachsen, in der Mark, furchtbare Verheerungen unter den Schäfereien anrichtete. Zwar wurde wenigstens in Schlesien der Abgang auffallend schnell ersetzt, denn 1765 war hier bereits wieder der Schafbestand von 1763 erreicht; aber inzwischen hatten dieselben Behörden, die vor dem Kriege sich im Interesse der Landwirtschaft gegen das Ausfuhrverbot ausgesprochen hatten, jetzt im Interesse der Industrie dies Verbot gefordert, und so war Anfang Oktober 1761 die Wollausfuhr aus Schlesien gesperrt worden.

Die Folge hat dann gezeigt, daß bei dem Aufblühen der Tuchindustrie die Wollpreise trotz des Ausfuhrverbotes auf einer Höhe blieben, bei der, wie der nachmalige preußische Minister Strumsee in einer seiner staatswirtschaftlichen Abhandlungen hervorhob, sowohl der Landmann als der Fabrikant bestehen konnte. Nur vorübergehend hatte „die Noblesse", der Stand der Gutsbesitzer, wie es 1755 vorausgesagt worden war, ein Opfer bringen müssen. 1756 waren in den östlichen und mittleren Provinzen über 5612362 Schafe vorhanden, davon etwas über eine Million in der Kurmark, ungefähr eine halbe in der Neumark und im Magdeburgischen, 2200000 allein in Schlesien. Eine Zählung vom Dezember 1783 ergab für die ganze Monarchie 6808089 Stück, während als Schafbestand des damaligen Englands 12 Millionen gerechnet wurden. Damit war in Preußen ein Höhepunkt erreicht. Die nächsten Jahre brachten ein großes Schafsterben, aber auch sonst verringerten, wenigstens in Schlesien, die Besitzer ihre Herden, trotz hoher Wollpreise.

Unter allen Umständen konnten gegen das Ende der Regierung die preußischen Schäfereien, die da gefürchtet hatten, an dem Ausfuhrverbot zu Grunde zu gehen, den Bedarf der einheimischen Industrie nicht mehr decken. Nach der Berechnung von Heinitz mußte jährlich für etwa 350000 Thaler Wolle aus Spanien, Polen und Mecklenburg eingeführt werden. Teilweise allerdings war dieser fremde Rohstoff den Fabriken wegen seiner Eigenart unentbehrlich; die schlesischen Zeugmacher bezogen für ihre Kammarbeit einschürige Wolle aus Polen, da die zweischürige schlesische nur für Tuche verwendbar war. Für die feinsten Stoffe aber blieb man noch immer auf spanische Wolle angewiesen. Daß Spanien um 1750 die Ausfuhr seiner edlen Zuchttiere bei Todesstrafe verboten hatte, gereichte dem König von Preußen zum schweren Kummer. Erst 1785 wurde das Verbot aufgehoben, und nun wurde nach dem Vorgang von 1748 alsbald wieder eine Herde Böcke und Mutterschafe „tief in Andalusien" aufgekauft. Was sich durch Veredelung der Zucht noch erreichen ließ, lehrte ein Vergleich mit den Ergebnissen der Musterwirtschaft in England. Dort erzielte man einen Zentner Wolle von 30 Schafen und verkaufte ihn für 110—170 Thaler, in Preußen aber trugen erst 50 Schafe

einen Zentner ein und der Zentner pommerscher und märkischer Wolle wurde nur mit 27½ Thaler, der feinster schlesischer Wolle mit 64 bezahlt.

Die Kritik, die über die preußische Wirtschaftspolitik, als der große König kaum die Augen geschlossen hatte, ein vollständiges und grundsätzliches Verdammungsurteil abgab, hat sich bei Friedrichs Lebzeiten noch im Hintergrund gehalten.

Allerdings ist er bei seinen Ministern, und zwar keineswegs selten, mit seinen Anordnungen und Entwürfen auf Einwände und Widerspruch gestoßen, und wenigstens in einem Falle hat der Widerspruch geradezu eine herausfordernde Form angenommen. Es war im Herbst 1766. Eben hatte der König seine neuen Schöpfungen ins Leben gerufen, die französische Regie des Zoll- und Accisewesens, das straffere Transitzollsystem, die Tabaksadministration, die Bank, die Handelsgesellschaften. Die allgemeine wirtschaftliche Lage wollte sich noch nicht bessern, der Großkanzler Jariges empfahl deshalb eine Untersuchung über die Ursachen des Verfalls von Handel und Industrie. Der König entgegnete, die Ursachen seien ihm wohlbekannt, und wies vor allem auf die „Caprice" der Kaufleute gegen seine neuen Einrichtungen hin; indes forderte er vom Generaldirektorium einen eingehenden Bericht ein, wie ihn der Großkanzler wünschte. Diesen Auftrag nun benutzten die Minister zu einem schonungslosen Vorstoß gegen das ganze Gefüge jener neuen Veranstaltungen. Der König war über ihre „impertinente Relation" entrüstet, er argwöhnte eine Bestechung. Mit Hohn erklärte er, die Minister, die den Bericht unterzeichnet hatten, „mit ihrer Ignoranz" entschuldigen zu wollen; aber die „Malice und Korruption" des Konzipienten müsse exemplarisch bestraft werden: „sonsten bringe ich die Kanaillen niemals in die Subordination". Der Verfasser, ein Geheimer Finanzrat Ursinus, hatte früher bei dem Könige einiges gegolten, aber er fand keine Gnade und wurde, da bei der Untersuchung kleine Unregelmäßigkeiten seiner Amtsführung sich ergaben, zu einjähriger Festungshaft verurteilt. Seitdem legten sich die Minister, wenn sie Bedenken geltend zu machen hatten, große Vorsicht auf, wie Heinitz mit seinen Angriffen auf die Regie, mit denen er doch nicht zum Ziele kam.

Schärfer oder behutsamer zum Ausdruck gebracht, galten aber diese Einwände immer nur der Ueberspannung des Systems, nicht dem System selbst. Sowohl Ursinus, das Opfer von 1766, wie Heinitz waren gemäßigte Merkantilisten, gingen also von derselben Grundanschauung aus wie der König. Grundsätzliche Anhänger des Freihandels, wie etwa der Kriegsrat Bertram in Königsberg, der den Accisetarif für seine Provinz gern in seinem Sinne ausgestaltet hätte, gab es in dem damaligen Preußen gewiß nur in sehr kleiner Zahl. Indem also der Gegensatz der Prinzipien, des alten und eines neu aufsteigenden Systems, bei den Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Könige und seinen Beratern noch nicht in die Erscheinung trat, war Friedrich geneigt, sich dem Widerspruch gegenüber stets als Reformer, als den Vertreter des Fortschritts zu betrachten. „Die Menschen," klagt er in dem Testament von

1768, „bewegen sich, wenn man sie antreibt, und halten still, sobald man einen Augenblick aufhört, sie zu stoßen. Jedermann hält nur die Gebräuche seiner Väter für gut. Man liest wenig, man hat keine Lust, sich darüber zu unterrichten, wie man etwas anders machen kann, und von mir, der ich immer nur Gutes gethan, denken sie, daß ich ihnen das Messer an die Kehle setzen will, sobald es sich darum handelt, eine nützliche Verbesserung oder überhaupt eine Aenderung einzuführen. Ich habe mich in solchen Fällen auf meine redlichen Absichten und auf mein gutes Gewissen verlassen, sowie auf die Kenntnisse, die ich mir verschafft habe, und bin ruhig meines Weges gegangen."

Einige Jahre später gewahrte er wohl, daß ein Streit um die ersten Voraussetzungen begonnen hatte, daß jenseit der Landesgrenzen eine neue Auffassung von den Bedingungen und Ansprüchen des staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens sich Bahn brach. Aber er verließ sich darauf, daß seine alte Praxis mehr wert sei, als die neue Theorie. „Die Herren Encyklopädisten," schreibt er am 5. September 1777 an Voltaire, „werden vielleicht nicht immer meiner Meinung sein; ein jeder kann die seine haben. Allemal, wenn die Erfahrung von allen Führern der sicherste ist, so wage ich zu sagen, daß meine Sätze einzig allein auf das sich gründen, was ich gesehen und was ich überlegt habe."

Dritter Abschnitt.

Bündnis mit Rußland und erste Teilung Polens.

In den Anfängen seiner Regierung hatte Friedrich der Große seine Politik ganz auf den Gegensatz zwischen Frankreich und England gestellt. Als so unversöhnlich galt ihm dieser Gegensatz, daß er sicher glaubte, unter allen Umständen bei der einen oder bei der anderen dieser beiden europäischen Vormächte ein Bündnis zu finden. So rein und restlos schien ihm die Rechnung aufgehen zu müssen, daß er seinen ersten Krieg gewagt hatte, ohne vorher einen Kampfgenossen sich gesichert zu haben.

Später hat er an sich selber erfahren, daß der Versuch, es mit Frankreich und England zugleich zu halten, unmöglich war, daß zwischen beiden gewählt werden mußte. Als er im Januar 1756 mit England den Westminstervertrag schloß, verließ ihn der Gefährte seiner beiden ersten Kriege tief verletzt und schloß sich in dem dritten schlesischen Kriege Preußens Gegnern an.

Der Gegensatz zwischen den beiden großen Westmächten bestand auch nach den Friedensschlüssen von 1762 und 1763 in aller Schärfe fort. Ein enges Bündnis zwischen Frankreich und Englands altem Gegner Spanien, der Familienvertrag zwischen den beiden bourbonischen Kronen und Streitigkeiten zwischen Spanien und England jenseit des Weltmeeres brachten schon nach wenigen Jahren neuen Krieg in Sicht. Und bald beobachteten Englands europäische Widersacher mit Schadenfreude Beginn und Verlauf des verderblichen Kampfes zwischen dem britischen Mutterlande und den amerikanischen Kolonien, an dem die Macht, welche im Siebenjährigen Kriege ihren stolzen Erbfeind gedemütigt hatte, in neuen sieben Kriegsjahren sich erschöpfte.

Der Gegensatz zwischen Frankreich und England bestand fort, aber er brachte keinen Vorteil mehr für Preußen. Die französische Politik hielt ihm ihr Antlitz beharrlich abgewandt. Andere politische Kombinationen, andere Allianzen kamen und gingen, das Bündnis der Höfe von Versailles und Wien hat von 1756 bis zu der großen französischen Staatsumwälzung unerschütterlich angedauert, der einzige feste Pol in der damaligen europäischen Staatenwelt.

Nicht mehr die Wahl zwischen Frankreich und England blieb dem Könige von Preußen, nur nach der englischen Seite bot sich ihm noch die Möglichkeit zum Anschluß. Aber wenn das französische Bündnis nicht erreichbar war, so erschien das englische nicht begehrenswert. König Friedrich hielt sich nach den beim Ausgang des letzten Krieges gemachten Erfahrungen an den oft wiederholten Grundsatz: Man könne zwar mit einem englischen Ministerium ein Bündnis schließen, aber nicht mit der englischen Nation; denn sobald das Ministerium eine Aenderung erleide, würden die von ihm eingegangenen Verpflichtungen als nichtig und ungeschehen betrachtet, wofern sie für die neuen Minister unbequem wären. In der gleichen Auffassung von dem Werte eines Bündnisses mit England hat genau hundert Jahre nach dem Abschluß des Westminstervertrages Otto von Bismarck in der berühmten Denkschrift vom 26. April 1856 zurückschauend warnen zu sollen geglaubt: „Die insularische Sicherheit macht es England leicht, einen kontinentalen Bundesgenossen je nach dem Bedürfnis der britischen Politik zu halten oder sitzen zu lassen, und ein Ministerwechsel reicht zur Bewirkung und Rechtfertigung des Revirement hin, wie Preußen das im Siebenjährigen Krieg erlebt hat."

Aeußerlich stand man mit dem bisherigen Bundesgenossen ein wenig besser, als mit dem bisherigen Feinde; denn die diplomatischen Beziehungen zu England wurden, trotz einiger Pausen bei der Ablösung der Gesandten, immer aufrecht erhalten, während die zu Frankreich nach dem Kriege noch Jahre hindurch ganz ausgesetzt blieben. Wie man Krieg geführt hatte ohne vorangegangene Kriegserklärung, so war auch kein Friede förmlich geschlossen worden. König Friedrich machte aus seiner Gleichgültigkeit gegen Frankreich kein Hehl. Als im Frühjahr 1763 ein nach Stockholm bestimmter französischer Diplomat auf der Durchreise durch Berlin um eine Audienz ersuchte, wurde ihm anheimgestellt, sich zu gedulden, bis der König das nächste Mal aus Potsdam kommen werde; es war darauf abgesehen, daß der Franzose sich langweilen und weiterreisen sollte, was dann auch bald geschah. Die Wiederherstellung einer diplomatischen Vertretung wurde zwar im ersten Friedensjahre mehrfach erörtert. Aber der zunächst für den Berliner Posten in Aussicht genommene General Montazet wurde von preußischer Seite als nicht genehm bezeichnet, weil er sich während des ganzen Krieges im österreichischen Hauptquartier befunden habe. Mit der Persönlichkeit des nunmehr vorgeschlagenen Grafen Mailly, eines der Kriegsgefangenen von Roßbach, erklärte sich König Friedrich einverstanden; aber da seine Ernennung dann stillschweigend unterlassen wurde, so ging auch der bereits designierte Baron von der Goltz, der Unterhändler des preußisch-russischen Friedens, nicht nach Paris ab. Am dritten Ort hatten sich die preußischen Diplomaten gegen die französischen Kollegen auf kühle Höflichkeit zu beschränken.

Bei dieser Spannung zwischen Preußen und den beiden Westmächten gewann derjenige Staat für die preußische Politik entscheidende Bedeutung, der zwar nie unterschätzt, aber bisher doch nur als Nebenfaktor in die politische Rechnung eingestellt worden war.

„Von allen Nachbaren Preußens," so hatte Friedrich im Jahre 1746 geschrieben, „ist das russische Reich der gefährlichste, sowohl durch seine Macht,

wie durch seine örtliche Lage. Die, welche nach mir unser Land regieren werden, haben Anlaß, die Freundschaft dieser Barbaren zu pflegen, da sie im stande sind, durch die ungeheure Zahl ihrer leichten Truppen Preußen von Grund aus zu verwüsten, während man ihnen den Schaden, den sie anrichten können, nicht vergelten kann, wegen der Armseligkeit ihrer an Preußen angrenzenden Landschaften." Galt ihm Frankreich als begehrenswerter Bundesgenosse für die Offensive, für einen Eroberungskrieg gegen Oesterreich, war England 1742 und 1745 mit Erfolg als Vermittler des Friedens angerufen worden, so hatte er von Rußland vordem nur passive Assistenz begehrt, schon zufrieden, wenn diese Macht ihm während eines Waffenganges nicht in den Arm fiel; vor Beginn seines ersten, seines zweiten Krieges hatte er sich jedesmal die Frage vorgelegt,[1]) ob er Aussicht habe, den Rücken gegen Rußland frei zu behalten. Wiederum war es nach dem zweiten schlesischen Kriege seine Ansicht, daß Oesterreich ohne die Beteiligung Rußlands einen Angriffskrieg gegen ihn nicht wagen würde, und deshalb hatte er im Januar 1756 sein Bündnis mit Frankreich aufs Spiel gesetzt, um mit Englands Hülfe Rußland von der für Preußen bedrohlichen Verbindung mit Oesterreich abzuziehen.

Hatte er bei dieser Hoffnung, seine Beziehungen zu Rußland nach dem Verhältnis zu England regeln zu können, die politische Selbständigkeit des nordischen Reiches in verhängnisvoller Weise unterschätzt, so übertraf auch die militärische Leistungsfähigkeit dieses Staates, wie sie sich im Siebenjährigen Kriege offenbarte, alle bisherigen Annahmen um ein Erhebliches. Ein Grund mehr für Preußen, sich um die Wiederherstellung der guten Beziehungen zu bemühen, die einst zwischen Peter dem Großen und Friedrich Wilhelm I. bestanden hatten. Aber das dem rein persönlichen Antriebe eines unfähigen Herrschers entsprungene, den Russen durchaus mißliebige Bündnis vom Frühjahr 1762 war, noch ehe es ratifiziert werden konnte, mit seinem Urheber in das Grab gelegt worden. Und für die Wiederanknüpfung der so schnell zerrissenen Bande konnte es nicht förderlich sein, daß der König von Preußen die den kriegführenden Teilen recht dringlich angebotene russische Friedensvermittelung artig, aber entschieden zurückgewiesen hatte.

Als Gesandter der Zarin ging bald nach ihrem Regierungsantritt der Kurländer Graf Keyserling nach Warschau, dessen wohlmeinende Gesinnung in Berlin, wo er früher einige Jahre hindurch seinen Hof vertreten hatte, bekannt war.[2]) Vor seiner Abreise aus Petersburg äußerte er im August 1762 zu dem preußischen Gesandten Goltz, es liege zwar nicht im Interesse Rußlands, mit seinen Nachbaren Bündnisse zu schließen, durch die man nur zu leicht in fremde Händel verwickelt werde; gleichwohl werde seiner Ansicht nach die Kaiserin nicht abgeneigt sein, mit Preußen eine engere Verbindung für die Behandlung der polnischen Angelegenheiten einzugehen. König Friedrich, der damals noch Schweidnitz belagerte, beschied seinen Gesandten nicht ablehnend, aber ausweichend. Vorerst müsse er aus dem Labyrinth dieses Krieges hinausgelangt

[1]) Bd. I, 48, 49, 91 ff., 201 ff.
[2]) Bd. I, 560.

sein; sonst aber werde sich ein Abkommen wegen Polen leicht erreichen lassen, da er selber nichts anderes fordere, als daß ein Prinz aus dem Hause Oesterreich unbedingt von der Wahl ausgeschlossen bleibe; jeder andere Kandidat des russischen Hofes, auch ein sächsischer Prinz, werde ihm genehm sein. Er erinnerte sich wohl jenes alten, in Wien thatsächlich noch nicht vergessenen Planes, dem Schwager Maria Theresias, dem Prinzen Karl von Lothringen, die polnische Krone zuzuwenden.

Keyserling war sehr diensteifrig. Auf der Durchreise durch Königsberg stellte er dem Kammerpräsidenten Domhardt vor, Preußens Interesse erheische einen Freundschaftsvertrag, wohl auch einen Handelsvertrag mit Rußland, aus dem sich später vielleicht ein Schutzbündnis entwickeln werde. Aus Ergebenheit für ihre beiden Höfe werde er mit Freuden und mit den zweckmäßigsten Ratschlägen dazu helfen; aber der König möge zu einer geheimen Verhandlung den geeigneten Mann nach Warschau schicken, denn auf die Verschwiegenheit des dortigen preußischen Gesandten Benoit — Keyserlingk kannte ihn von seiner früheren Warschauer Mission her — wolle er sich nicht verlassen. So entsandte Friedrich einen ostpreußischen Edelmann, der vor zwanzig Jahren vorübergehend im diplomatischen Dienst verwandt worden war und jüngst nach dem Friedensschluß mit Rußland bei den Ausführungsverhandlungen mitgewirkt hatte, den Geheimen Legationsrat v. Korff. Am 22. Januar 1763 erstattete Korff seinen ersten Bericht. Keyserling bezeichnete als die beiden Ziele der polnischen Politik seiner Gebieterin: Aufrechterhaltung der Wahlfreiheit und Wahl eines Piasten. Bald darauf war er zu der Erklärung ermächtigt, die Kaiserin sei bereit, mit dem Könige über die politische Frage in unmittelbaren Briefwechsel zu treten, wünsche ihn aber von preußischer Seite eingeleitet zu sehen. Doch kam sie gleichzeitig ihrerseits dem Könige um einen weiteren Schritt entgegen. Am 14. Februar ersuchte ihn ihr Gesandter Fürst Dolgoruki im Hauptquartier zu Leipzig im offiziellen Auftrage um Aufklärung über seine Absichten für Polen und regte ein gemeinsames Vorgehen an. Und nun teilte der König der Kaiserin am folgenden Tage eigenhändig den in diesem Augenblick erfolgten Abschluß seines Friedens mit und knüpfte daran die Bemerkung, das sicherste Mittel zur Befestigung des glücklich vollbrachten Werkes werde in der Befolgung der gestern ihm durch Dolgoruki dargelegten Ideen liegen, auf daß nicht beim Tode des nach den neuesten Nachrichten bedenklich erkrankten Königs von Polen das Kriegsfeuer von neuem entbrenne. Von allen Bewerbern um die Krone erklärte er nur die Prinzen vom Hause Oesterreich ausschließen zu müssen, nach den Gesetzen einer gesunden Politik, aber wohl auch im eigenen Interesse Rußlands; mit jedem anderen, den die Kaiserin vorschlage, werde er einverstanden sein, doch scheine ihm ihrem gemeinsamen Interesse am besten ein Piast zu entsprechen.

Katharina antwortete am 4. März, sie willige gern in den Ausschluß eines Oesterreichers, wofern der König jedem von Frankreich unterstützten Bewerber gegenüber das Gleiche thun wolle. Auch sie erklärte sich für einen Piasten, aber für einen Piasten, der nicht am Rande des Grabes und nicht im Solde einer fremden Macht stehe.

Jetzt erst hielt Friedrich den Augenblick für gekommen, die Bedingung

auszusprechen, auf die er den entscheidenden Wert legte. In seinem Briefe vom 5. April, soeben in seine Hauptstadt zurückgekehrt, bezeichnete er der Zarin als das wirksamste Mittel zur Erhaltung des Friedens die Vereinbarung „eines Vertrages und gewisser Garantien, die denjenigen Mächten, welche ehrgeizige Absichten hegen, die Lust, sie in Ausführung zu bringen, nehmen würden." Gemeint war, was Katharina sofort verstand, die russische Garantie für den preußischen Besitzstand einschließlich Schlesiens.

Damit war Katharina vor die Entscheidung gestellt. Eine Abrede für den einzelnen Fall, für die polnische Wahl, wollte Preußen erweitern zu einem politischen System: Rußland sollte zwischen Preußen und Oesterreich wählen. Lieber, das scheint Katharinas erster Gedanke gewesen zu sein, verzichtete sie auf das besondere Abkommen ganz. Oder sie machte den Versuch, den bisherigen Meinungsaustausch so auszulegen und zusammenzufassen, als sei man in der polnischen Frage bereits einig und gegenseitig gebunden. Denn dahinaus geht das ebenso artige wie schlaue Brieflein, das sie am 7. Mai dem Könige von Preußen zur Antwort sandte: Da sie alle beide jetzt mit den inneren Angelegenheiten ihrer Staaten voll beschäftigt seien, fürchte sie fast, durch ein Schreiben lästig zu fallen; andererseits würde Stillschweigen als Gleichgültigkeit oder Kälte erscheinen, angesichts des Inhalts des an sie gerichteten Briefes: „Ich bin von dem, was Eure Majestät mir darin schreibt, überzeugt: daß unsere gegenseitigen Interessen intimere Bande erheischen. Aber ich glaube auch, daß, da wir sie beiderseits wünschen, sie von uns abhängen. Sie sind schon da, obgleich die gewöhnlichen Formalitäten nicht angewandt worden sind. Was die polnischen Angelegenheiten anbetrifft, so verlasse ich mich darin vollkommen auf das Wort Eurer Majestät und danke Ihnen aufrichtigst für die freundschaftliche Art, womit Sie dem, was ich vorschlug, zugestimmt haben."

So leichten Kaufs aber wollte Friedrich sich nicht ergeben. „Ich werde den Augenblick abwarten," antwortete er am 23. Juni, „wo die gewichtigen Dinge, die Sie beschäftigen, Ihnen Zeit lassen werden, präciser auf das zu antworten, was ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu schreiben."

Gewiß stellte die Kaiserin von Rußland seine Geduld auf eine harte Probe. Aber ihr Zaudern hatte schwerwiegende Gründe.

Die Meinung Keyserlings, daß Rußland nicht wohl daran thue, sich durch eine Allianz die Hände zu binden, scheint damals unter den russischen Staatsmännern in der That die vorherrschende gewesen zu sein. Das Bündnis mit Oesterreich, so rechnete man der Kaiserin vor, habe ihrem Reiche 60 Millionen gekostet, außer ungezählten Menschenopfern. Als der österreichische Gesandte Graf Mercy d'Argenteau den ehemaligen Großkanzler, den aus der Verbannung zurückberufenen greisen Alexei Bestushew, für die Wiederherstellung des alten Verhältnisses zu dem Wiener Hofe zu gewinnen suchte, meinte dieser erfahrenste und verschlagenste aller russischen Staatsmänner, offenbar aufrichtig, er würde seiner Herrin, falls sie ihn um seine Meinung anginge, den Rat geben, niemals ein Bündnis zu schließen, weder mit dem Wiener noch mit dem Berliner Hofe. Vor die Wahl gestellt, würde aber der alte Widersacher Preußens, obgleich er schließlich durch einen Liebesdienst der österreichischen Diplomatie zu Fall ge-

kommen war,[1]) sich auch jetzt noch entschieden mehr der österreichischen als der preußischen Sache zugeneigt haben. Vollends Woronzow, der noch immer Großkanzler war, der eigentliche Träger der Politik des Siebenjährigen Krieges, mußte einem Bündnis mit Preußen im Innersten entgegen sein. Auch Orlow, der Mörder Peters III., der erklärte Günstling, galt als österreichisch gesinnt, und mit Sorge hörte König Friedrich von dem Gerücht, daß diesem Manne in Wien die Reichsfürstenwürde zugedacht werde. Der von der Kaiserin je länger je mehr zu den auswärtigen Angelegenheiten herangezogene Nikita Panin, durch seine politische Vergangenheit nicht gebunden, wurde von preußischer Seite eifrig umworben, wahrte aber vorerst abwartende Zurückhaltung. Katharina selbst bekannte in einem vertraulichen Schreiben an Keyserlingk, ihr Ziel sei, zu allen Mächten im freundschaftlichen und sogar in einem Defensivverhältnis zu stehen, um sich stets auf die Seite der Vergewaltigten stellen zu können und dadurch der Schiedsrichter von Europa zu sein.

Das Bedenklichste war, daß ein Bündnis mit Preußen sofort eine peinliche, gefährliche Erinnerung wecken mußte. Was der Thronumwälzung von 1762 und der angemaßten Krone der landfremden Tochter eines kleinen und verarmten deutschen Fürstenhauses in den Augen ihrer russischen Unterthanen eine Sanktion gab, war vor allem die Abwendung der neuen Herrin von der Politik Peters III. Wenn sie jetzt den leitenden Gedanken dieser Politik wieder aufnahm, ihr nachträglich eine Rechtfertigung erteilte, so konnte das den noch schwankenden Grundlagen ihrer Stellung den verhängnisvollen Stoß geben. Der preußische Gesandte machte die Wahrnehmung, daß in Petersburg fast allgemein ihrer Herrschaft nur kurze Dauer vorausgesagt wurde. Er sah die Ursachen der Unzufriedenheit mit der Regierung Katharinas in ihrem übertriebenen Reformeifer, in der wenig glücklichen Auswahl der Berater, in der leidenschaftlichen Zuneigung der Zarin für den Favoriten Orlow. Jeden Augenblick konnte ihr eigener Sohn als Gegenkaiser auf den Schild erhoben werden: hielten doch viele dafür, daß die Herrschaft der Mutter nur eine Art Zwischenreich sei, bis der beim Tode des Vaters siebenjährige Großfürst Paul zu seinen Jahren gekommen sein werde. Und weiter: nach der Ermordung Peters III. lebten in Rußland zwar nicht mehr drei Kaiser, wie in der Woche nach Peters Sturz, aber immer noch zwei: neben Katharina der unglückliche Iwan Antonowitsch, der nach einjähriger Regierung als einjähriges Kind entthronte Zar und Enkel eines Zaren, der Gefangene von Schlüsselburg.

So sprachen die stärksten Bedenken gegen eine neue Verbindung mit dem in Katharinas ersten Manifest als „Todfeind“[2]) angeklagten Könige von Preußen. Und doch erheischte die Lage der polnischen Angelegenheiten einen schnellen Entschluß. Der Tod König Augusts durfte von heute auf morgen erwartet werden; also stand nach den Erfahrungen von 1733 ein Bürgerkrieg vor der Thür und im Zusammenhang damit vielleicht eine bewaffnete Einmischung fremder Mächte. Unmöglich konnte Rußland abseits bleiben. Aber es war

[1]) Oben S. 157.

[2]) Oben S. 316.

gefährlich, für sich allein, ohne das Einverständnis mit wenigstens einer Macht, vorzugehen. Katharina, die im Juli 1763 ein russisches Corps nach Litauen geschickt hatte, wiegelte einen Monat später stark ab: indem sie ihre Anhänger in Polen vor unvorsichtigen Schritten, vor einer übereilten Schilderhebung warnen ließ, wies sie zumal darauf hin, daß sie noch keine Allianz habe; sie arbeite erst daran.

Noch immer seit hundert Jahren hatte bei jeder Königswahl der König von Frankreich, um die Republik Polen für sein europäisches Föderativsystem zu gewinnen, einem Manne seines Vertrauens, einem seiner Verwandten die Krone auf das Haupt zu setzen gesucht. Ludwig XIV. hatte 1669 und 1674 für den großen Condé, 1696 für den Prinzen von Conty die französische Diplomatie und das französische Gold arbeiten lassen und Ludwig XV. zu Gunsten seines Schwiegervaters Stanislaus Leszczynski ein Heer an der Weichselmündung auf polnischen Boden gesetzt. Damals hatte Rußland die französische Intervention im Bunde mit Oesterreich bekämpft, indem sich die Kaiserin Anna nach dem Vorgange Kaiser Karls VI. für den Kurfürsten von Sachsen erklärte. Wieder war es um 1750, als von neuem ein Conty um die dereinstige Nachfolge des Sachsen sich bemühte, zu einem Einverständnis zwischen den beiden Kaiserhöfen gegen den französischen Bewerber gekommen, diesmal zu Gunsten des Schwagers der Kaiserin Maria Theresia.[1])

Aber war es denn möglich, auch heute noch mit dem Bundesgenossen von damals, dem Kampfgefährten aus dem Siebenjährigen Kriege, in Polen zusammenzugehen?

Vor dreißig Jahren hatte Rußland den sächsischen Bewerber, der sich die österreichische Unterstützung durch seine Garantie der pragmatischen Sanktion Karls VI. gesichert hatte, um so eher sich gefallen lassen, als dieser Bewerber dem damals am Zarenhofe allmächtigen Grafen Biron die Belehnung mit dem Herzogtum Kurland in Aussicht stellte. Jetzt aber lagen die Verhältnisse völlig anders. Rußland hatte seine eigene Partei in Polen, eine geschlossene, zahlreiche, mächtige Partei, deren Wünsche die Zarin berücksichtigen mußte, wenn sie ihrer sicher bleiben wollte.

Den Kern dieser russischen Partei bildete die weitverzweigte Vetterschaft des dem alten litauischen Regentengeschlechte verwandten Hauses der Czartoryski. Bezeichnenderweise nannte man die Partei allgemein „die Familie", eine Familie, gegen die keine andere im ganzen Land aufkam, die Familie schlechthin. Neben dem Kanzler von Litauen, Fürst Michael Czartoryski, dem 1696 geborenen Senior des Geschlechtes, standen seine Brüder Theodor, der Bischof von Posen, und August, der Woiwode von Klein-Rußland, der durch eine kluge Heirat den gewaltigen Reichtum der Familie begründet hatte, dann dessen Sohn Adam, der Hetman von Podolien, vier Vettern aus dem Hause Poniatowski und andere Vettern aus den Sippen der Massalski, Oginski, Lubomirski. Der russische Gesandte verglich die Familie mit einer kleinen, in vortrefflicher Ordnung regierten Republik innerhalb der großen, auf das schlechteste regierten.

[1]) Oben S. 427; Bd. I, 563.

In den Thronstreitigkeiten zu Anfang des Jahrhunderts hatten die Czartoryski auf Seiten des Schwedenkönigs und seines Schützlings Leszczynski gegen August den Starken gekämpft, dann mit dem Sieger ihren Frieden geschlossen, bei der zwiespältigen Wahl von 1733 abermals zu Leszczynski gehalten und nach dessen Verdrängung abermals die Partei gewechselt. Zwanzig Jahre hindurch die kräftigste Stütze des sächsischen Hofes, trennte sich die Familie im Jahre 1754 von August III. anläßlich eines schweren Zerwürfnisses mit dem Günstling Brühl und übernahm die Führung der parlamentarischen Opposition, während der Hof sich jetzt mit der Partei der Potocki versöhnte und verbündete, denen sich der Sohn des Grafen Brühl verschwägert hatte. Die Beziehungen zu Rußland aber pflegten die Czartoryski und Poniatowski weiter.

Also sah sich Katharina II. von vornherein auf diese Partei angewiesen und gegen die sächsische Dynastie gestellt. Besondere Anlässe führten beide Teile noch näher aneinander. Von der Ritterschaft Kurlands war 1758 Prinz Karl, der dritte Sohn des Königs von Polen, zum Herzog gewählt worden, dem Hofe zu liebe, aber gegen die kurischen Landesgesetze, die einen Katholiken von der Herzogswürde ausschlossen. Als vier Jahre darauf der alte Biron, aus der Verbannung zurückgekehrt, sein Herzogtum heimforderte, erklärte sich Rußland für ihn, und ebenso im polnischen Senat Michael Czartoryski, zu Katharinas lebhafter Genugthuung. Der sächsische Prinz wurde im April 1763 durch russische Truppen aus Mitau verdrängt, der offene Bruch zwischen der Zarin und dem polnischen Hofe war da. Ueberdies, schon war Katharina entschlossen zur nachdrücklichen Unterstützung der Dissidenten in Polen, zumal der Griechisch-Gläubigen, gegen die Unduldsamkeit der katholischen Staatskirche Polens. Der Abt des Heiliggeist-Klosters zu Wilna, Theophan Leontowitsch, hatte ihr in wiederholten Unterredungen die gedrückte Lage seiner und ihrer Glaubensgenossen geschildert und auf ihre gerade aufs Ziel losgehende Frage, welchen politischen Vorteil Rußland aus dem Schutz der russisch-griechischen Bekenner in Polen ziehen könne, den lockenden Ausblick eröffnet: „Unser russisches Reich wird 600 Werst des allerbesten, fruchtbarsten Landes mit einer ungezählten Menge rechtgläubigen Volkes gerecht und gesetzlich vor der ganzen Welt an sich nehmen können.“ Und wie mußte nicht eine solche zugleich religiöse und national-russische Propaganda Katharinas Stellung im eigenen Lande befestigen. Bisher, so lange seine polnische Politik auf der Verbindung mit der katholischen Hofburg und dem Konvertitenkönig beruhte, hatte Rußland für die Klagen der griechisch-katholischen Polen nur ein halbes Ohr gehabt und das aus einem Vertrag von 1686 ihm zustehende Schutzrecht nur in sehr bescheidenem Maße geltend gemacht. Katharina nahm die doppelte Forderung in ihr politisches Programm auf: Schutz der Dissidenten für die Zukunft und Ersatz des in der Vergangenheit ihnen entrissenen Besitzes. Auch das konnte sie nur erreichen, wenn sie der sächsischen Herrschaft in Polen ein Ende machte und einem ihrer Anhänger, einem Mitgliede der „Familie“, auf den Thron half.

Katharina entschied sich für den Neffen der Familienhäupter, den jungen und schönen, aber unbedeutenden Grafen Stanislaus Poniatowski, dem sie vor einigen Jahren, als er die Republik Polen in Petersburg vertrat, keine

Gunst versagt hatte. Die Sendung Keyserlingks nach Warschau, so schrieb sie ihrem Auserkorenen gleich nach ihrer Thronbesteigung, bezwecke, ihn nach dem Tode Augusts III. auf den Thron zu erheben; selbstbewußt setzte sie hinzu: „Wenn es meinem Gesandten nicht gelingt, Sie zum Könige zu machen, so will ich, daß Adam Czartoryski König wird." Wie es heißt, ist Keyserlingk es gewesen, der ihr geraten hat, nur im Notfall sich für den reichen, klugen, thatkräftigen Czartoryski zu erklären, den glühenden polnischen Patrioten, den Vorkämpfer für eine politische Verjüngung und innere Erstarkung seines Vaterlandes.

Die Entscheidung für die „Familie", für Poniatowski, schloß noch nicht die Entscheidung für das Bündnis mit Preußen ein. Wenn es gelang, wie vorläufig von Preußen selbst, so auch von den anderen an der polnischen Thronfrage unmittelbar beteiligten Mächten die Zustimmung zu dem russischen Plane zu erzielen, so kam Katharina über die von preußischer Seite gestellten, ihr bedenklichen Bedingungen hinweg. König Friedrich hat es nicht erfahren, daß sie in Versailles und in Wien, in ganz ähnlicher Weise wie bei ihm selber, eine Verständigung wegen der Wiederbesetzung des polnischen Thrones gesucht hat.

In Frankreich wurde ihre Annäherung kühl, fast unfreundlich abgewiesen. Der Wiener Hof nahm den Versuch mit Ueberraschung und entschiedenem Mißtrauen auf. Man argwöhnte, daß Rußland bereits mit Preußen im Einverständnis sei. Und wie der König von Preußen die Zarin zu einem Vertrage zu bewegen suchte, der vor allem ihm Schutz gegen Oesterreich gewähren sollte, so betrachtete man umgekehrt in Wien jedes Abkommen mit Rußland für unnütz, wo nicht lästig, das nicht auf Sicherung gegen Preußen hinauskam. Die österreichische Antwort beschränkte sich somit auf Allgemeinheiten, ließ aber immerhin deutlich erkennen, daß man der Fortdauer des sächsischen Königtums in Polen vor jeder anderen Lösung den Vorzug gab.

Angesichts dieser Zurückhaltung der verbündeten Höfe von Wien und von Versailles ließ sich die Zarin nun endlich herbei, am 20. Juli in einem Briefe an den König von Preußen den Entwurf zu einer Vertragsurkunde zu erbitten. Unverzüglich sandte ihn Friedrich ihr am 6. August zu, mußte aber zu seiner Befremdung bemerken, daß man sich in Petersburg mit der Ausarbeitung eines Gegenentwurfs nicht gerade beeilte. Woche auf Woche verging, alle Vertröstungen Panins auf baldige Antwort blieben ohne Erfüllung, und als die Kaiserin ihm im Oktober Wassermelonen aus Astrachan für seine Tafel schickte, gestand Friedrich seinem Gesandten, jetzt dem Grafen Solms-Sonnenwalde, ein Allianztraktat würde ihm lieber sein.

Es unterliegt keinem Zweifel: Katharina hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Oesterreich für die Thronkandidatur ihres polnischen Schützlings gewinnen und dann von einem Bündnis mit Preußen absehen zu können. Die Entscheidung mußte fallen, als am 5. Oktober König August III. einem Schlaganfall erlag, nur sechs Monate nach der Rückkehr in seine sächsische Residenzstadt. „Lachen Sie mich nicht aus," schrieb Katharina an Panin, „daß ich vom Stuhl aufgesprungen bin, als ich die Nachricht vom Tode des Königs von

Polen erhielt; der König von Preußen ist vom Tisch aufgesprungen, als er es hörte.“ An einem und demselben Tage, dem 17. Oktober, richtete sie eigenhändige Briefe an Friedrich und an Maria Theresia. Dieser schrieb sie, vertrauensvoll wolle sie ihr nicht länger verhehlen, daß sie auf einem gesetzmäßigen, freien und regelrechten Wahltage der Wahl eines Piasten nicht entgegen sein werde; seien diese Absichten ihr annehmbar, so möge die Kaiserin-Königin ihren Minister in Warschau anweisen, mit dem Vertreter Rußlands zusammenzugehen. Dem König von Preußen durfte sie nach den vorangegangenen Verhandlungen jetzt ohne weiteres den Namen ihres Auserkorenen nennen: obwohl nicht reichbegütert, werde Stanislaus Poniatowski doch an dem Familienintereſſe der Czartoryskis eine Stütze finden. In beiden Briefen wurden die russischen Truppenbewegungen an der polnischen Grenze mit dem Intereſſe Rußlands an der Wahlfreiheit und an dem Ruheſtande Polens begründet.

Maria Theresias Antwort war gewunden, verklausuliert, vieldeutig, sie sollte nach Kaunitzens Absicht durch diese ihre Fassung den Russen zu denken geben. Maria Theresia erklärte sich in erster Linie für die Wahl des Kurfürsten von Sachsen, wollte aber auch der Wahl eines polnischen Magnaten nicht entgegen sein, wenn nur das polnische Staatsgebiet unangetastet und die Wahlfreiheit unverletzt bliebe; militärische Demonstrationen empfahl sie zu unterlassen. Friedrich antwortete unbedingt zustimmend. Und schon unmittelbar nach dem Eintritt des Interregnums hatte er aus eigenem Antrieb der Zarin geschrieben, ein Wort von ihr würde genügen, um den sächsischen Kurprinzen von seiner Bewerbung abstehen zu lassen.

Katharina konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Auf einem Hoffeste im November drückte sie dem preußischen Gesandten ihre Freude über die Antwort seines Gebieters aus: allen Scheelsüchtigen zum Trotz werde sie also die Genugthuung haben, in gutem Einvernehmen und als Freundin mit dem Könige zu leben; als sie im Verlauf des Abends den Gesandten in der Nähe ihres Spieltisches bemerkte, sprach sie ihn noch einmal an: sie sei heute sehr guter Laune, sie hoffe, er werde die Ursache erraten.

Gerade jetzt hatten die Gegner Preußens in Katharinas Umgebung noch einen Versuch gemacht, sie mit Mißtrauen zu erfüllen. Den Anlaß bot das Erscheinen eines türkischen Gesandten in Berlin, des ersten Vertreters, den die Pforte am preußischen Hofe beglaubigt hat. Das Schreckgespenst eines Bündnisses zwischen dem Könige von Preußen und dem Großherren wirkte so beunruhigend, daß Katharina in Wien vorstellen ließ, ein solcher Vertrag würde sowohl für Rußland wie für Oesterreich bedenklich, gefährlich sein; man müsse gemeinsam in Konstantinopel den Plan bekämpfen. Aber es gelang dem König, die Zarin von der Thatsache zu überzeugen, daß er seine freundlichen Beziehungen zu der Pforte dahin ausnutzte, sie für die polnische Politik Rußlands günstig zu stimmen.

Es bleibt dahingestellt, wie weit dieser Zwischenfall mit im Spiele war, wenn die Erklärung auf den preußischen Bündnisantrag vom vorigen Sommer noch immer auf sich warten ließ. Katharina beharrte bei ihrer Taktik, die Sache so hinzustellen, als sei bereits alles abgemacht; in diesem Sinne hatte

ſie in jenem gleich nach dem Tode Auguſts III. an Friedrich gerichteten Briefe die verfängliche Wendung gebraucht, daß damit der Fall des „Konzerts“ gegeben ſei. Graf Panin, ſeit dem November 1763 offiziell mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut, ließ ſich zunächſt nur angelegen ſein, in wiederholten Beſprechungen mit dem Grafen Solms zu ergründen, zu welchen Leiſtungen der König ſich für die polniſche Wahlcampagne, an die der preußiſche Vertragsvorſchlag noch nicht gedacht hatte, wohl verſtehen würde. Er legte dem Geſandten den Entwurf zu einer Erklärung vor, durch die Rußland allen Polen, welche einer Königswahl einen Sonderbund, eine Konföderation entgegenzuſetzen verſuchen würden, mit Feuer und Schwert zu drohen gedachte; er ſprach die Erwartung aus, daß Preußen dieſe Erklärung durch eine zwar nicht gleichlautende, aber immerhin nachdrückliche Kundgebung unterſtützen werde. Er ließ keinen Zweifel darüber beſtehen, daß Rußland auf „reelle Aſſiſtenz“ rechne, falls die Kaiſerin ſich veranlaßt ſehen ſollte, ihre Truppen in Polen einrücken zu laſſen; der König von Preußen dürfe ſich, wenn er einmal die Erſprießlichkeit eines noch zu vereinbarenden Planes anerkannt haben würde, nicht weigern, der Ausführung allen möglichen Vorſchub zu leiſten.

König Friedrich faßte dieſe Aeußerungen ſo auf, als wolle man ihn noch vor Abſchluß des Bündniſſes zum Handeln, zum Eingreifen in die polniſchen Wirren drängen. Er war feſt entſchloſſen, nur Zug um Zug vorzugehen. Er wies darauf hin, daß Rußland nach ſeinem Bündnis mit der Republik — kraft der Bürgſchaft, die Peter der Große 1716 für die polniſche Verfaſſung übernommen hatte — berechtigt ſei, unter Umſtänden ſeine Truppen in Polen einrücken zu laſſen, daß dagegen Preußen durch nichts zu dem gleichen Schritte ermächtigt werde; zur Einmiſchung werde ihm vielmehr erſt das Verteidigungsbündnis mit Rußland unter Umſtänden einen Rechtstitel bieten.

Panin ließ eine Aeußerung fallen, die, wie es ſchien, einen lockenden Ausblick eröffnen ſollte. Indem er kurz vor Neujahr in einer der Beſprechungen mit Solms dringender denn je die Notwendigkeit betonte, auch preußiſche Truppen an den Demonſtrationen zu beteiligen, ſetzte er bedeutſam hinzu, der König werde es nicht zu bereuen haben, Verpflichtungen gegen den ruſſiſchen Hof eingegangen zu ſein; denn wenn wider alles Erwarten die Dinge zum Aeußerſten kommen ſollten, ſo ſtehe er, Panin, dafür, daß Preußen ſeine Mühe belohnt finden werde, ebenſo wie Rußland: man werde nicht umſonſt gearbeitet haben. Es ſei das eine Sache, die er im voraus eingeleitet habe, über die er ſich aber zur Zeit noch nicht näher auslaſſen könne. Aber der König ließ einfach antworten, trotz ſeiner aufrichtigen und ſtetigen Abſicht, der Kaiſerin alle von ihm abhängenden Gefälligkeiten zu erweiſen, ſei es ihm unmöglich, ſeinen Staat in gefährliche Dinge zu verflechten ohne vorherigen Abſchluß eines Bündniſſes. Seinem Geſandten geſtand er: „Ich glaube zu durchſchauen, daß dieſer Miniſter vaſte Abſichten auf das Königreich Polen hat, die er einſtweilen noch verbirgt.“

Je mehr Zeit ins Land ging, um ſo verſtimmter und mißtrauiſcher wurde Friedrich. Schon äußerte er gegen Solms den Verdacht, daß die Ruſſen ihn mit der Perſpektive eines Bündniſſes ſo lange „amüſieren“ wollten, bis ſie mit ſeiner Hülfe in Polen am Ziele ſein würden, um dann das Bündnis auf ſich

beruhen zu lassen. In einem Brief, den er am 14. Januar anläßlich jener Verhandlung mit dem Sultan an die Zarin richtete, schwieg er von dem angetragenen Bündnis ganz. „Ich will sehen," so erläuterte er seinem Gesandten seine neue Taktik, „ob diese Leute mehr Empressement, zum Abschluß zu kommen, zeigen werden, wenn ich meinerseits keines zeige."

Derweil hatte in Polen der Wahlkampf begonnen. Die Bewerber traten in die Schranken. Das eine ergab sich sofort, daß der lebhafteste Widerstand gegen den russischen Kandidaten von dem Kurhause Sachsen ausging.

Die preußische Politik stand der sächsischen Bewerbung wesentlich anders gegenüber als vor dreißig Jahren. König Friedrich hat den Russen rund heraus erklärt, daß an sich die Fortdauer des sächsischen Königtums in Polen das preußische Interesse nicht berühren würde; denn die Regierung Augusts III., dessen Wahl Friedrich Wilhelm I. 1733 als eine empfindliche Schädigung Preußens betrachtete, hatte zwar gewisse Unbequemlichkeiten mit sich gebracht, aber in zwei Kriegen, die Preußen gegen Sachsen geführt hatte, war Polen trotz der Personalunion neutral geblieben. Seit dem letzten Friedensschlusse, seit jener Begegnung in Moritzburg gab sich das sächsische kurprinzliche Paar der Hoffnung hin, bei einer Bewerbung um die polnische Krone preußischer Unterstützung teilhaftig zu werden; ja die nunmehrige Kurfürstin Maria Antonie glaubte sich in dem Briefe, den sie unmittelbar nach ihres Schwiegervaters Tode an den König von Preußen richtete, auf ein „Versprechen" berufen zu dürfen. Solche Hoffnung schnitt Friedrich nun freilich unverzüglich ab. Das Schreiben der Kurfürstin teilte er zur Kennzeichnung der Lage der Kaiserin von Rußland mit — wie sich versteht ohne die auf das angebliche Versprechen bezügliche Stelle; der Schreiberin aber antwortete er sehr deutlich: er fürchte, daß Rußland ihrem Plan mehr entgegen sei, als sie annehme, und daß er seinerseits genötigt sei, auf Rußland Rücksicht zu nehmen. Dabei blieb er auch in allen folgenden Briefen an Maria Antonie. Er könne für Sachsen nichts thun, da mehr als ein Beispiel zeige, daß man bei dem Versuche, es zwei Personen zugleich recht zu machen, es mit allen beiden verderbe. Rußland habe sich entschieden für die Wahl eines Piasten: „ich gestehe Ihnen ganz unbefangen, daß ich mich mit der Kaiserin von Rußland nicht überwerfen möchte. Eure Kurfürstliche Durchlaucht weiß, daß die Händel der großen Fürsten nicht vor die Civilgerichte kommen, wie die der Privatleute. Die Jurisprudenz der Souveräne ist für gewöhnlich das Recht des Stärkeren, und der Schwächere, wenn er klug ist, darf sich auf einen Kampf, in welchem er unterliegen muß, nicht einlassen." Friedrich hätte die Kurfürstin an das Schicksal ihres wittelsbachischen Vaters, Kaiser Karls VII., erinnern können.

Es war ein schwerer Schlag für die sächsische Sache, daß am 17. Dezember 1763 der milde und wohlmeinende Kurfürst Friedrich Christian nach vierundsiebzigtägiger Regierung durch die Blattern dahingerafft wurde. Sein dreizehnjähriger Sohn, Kurfürst Friedrich August, konnte nicht daran denken, in den Wettbewerb um die polnische Krone einzutreten; er überließ die Ansprüche des wettinischen Hauses seinem Oheim und Vormunde, dem Prinzen Xaver. Für ihn, den Schwager, warb jetzt Maria Antonie ebenso eifrig, wie bisher für den Gatten; für ihn, den Lieblingsbruder, wirkte am französischen Hofe die Dauphine

Maria Josepha, und in Polen gab es unter der sächsischen Partei viele, die für diesen nicht regierenden Prinzen lieber als für den Träger des Kurhutes stimmen wollten.

Hätte der König von Frankreich sich entschlossen, offen und entschieden die Bewerbung Xavers zu unterstützen, der Sachse wäre dem russischen Kandidaten ein gefährlicher Gegner geworden. Aber Ludwig XV. hatte auf die wiederholten Anfragen seiner Bundesgenossin, der Kaiserin Maria Theresia, ob er bereit sei, mit Geld und Truppen für Xaver einzutreten, nur ablehnende Antworten. Die französische Politik ließ nicht einmal klar erkennen, ob sie dem sächsischen Prinzen, ob dem Prinzen von Conti den Vorzug gab. Man beharrte in Versailles bei dem Programm des Herzogs von Choiseul: „Wir haben in Bezug auf Polen ein System der Indifferenz und Neutralität angenommen, von dem wir uns nicht entfernen wollen." Am wenigsten durfte, das sprach Ludwig selber mit voller Ueberzeugung aus, um Polens willen ein neuer Krieg gewagt werden. Und wenn das Gerücht auftrat, Rußland und Preußen trügen sich mit der Absicht, polnisches Gebiet an sich zu reißen, so tröstete man sich mit der Erwägung, daß die gegenseitige Eifersucht der Nachbarn Polen ausreichend gegen eine Zergliederung schütze. Man beschränkte sich also schließlich auf die ebenso hochtönende wie unaufrichtige Erklärung, daß der König von Frankreich die Republik Polen mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln unterstützen würde, falls die Wahlfreiheit gefährdet werden sollte.

In ganz unbestimmten, überaus vorsichtigen Ausdrücken trat eine Kundgebung des Wiener Hofes für den Grundsatz der freien Wahl ein. Kam es doch dem Fürsten Kaunitz nach seiner in vertraulichen Schriftstücken oft wiederholten Formel vor allem darauf an, sich mit Ehren und Anständigkeit aus der peinlichen Lage herauszuziehen. Mit Genugthuung, obgleich nicht ganz mit Beruhigung nahm man deshalb in Wien von den Erklärungen Kenntnis, durch die der preußische und der russische Hof die ihnen untergeschobenen Teilungsgelüste nachdrücklich in Abrede stellten.

In der Ueberzeugung, zur Stunde der Entscheidung weder von Oesterreich noch von Frankreich ernsthafte Unterstützung zu erhalten, ist Prinz Xaver im Februar 1764 von seiner Bewerbung zurückgetreten. Der Dresdener Hof ließ sich nunmehr das Feldgeschrei „Piast gegen Piast" gefallen und erklärte sich für den Krongroßfeldherrn Branicki, immer mit dem Vorbehalt, nach dem Tode dieses hochbetagten Magnaten den Prinzen Xaver von neuem vorzuschieben.

Die einheimischen Gegner der Czartoryski ließen es an tapferen Vorsätzen und großen Worten nicht fehlen. Branicki machte sich anheischig, das Kronheer auf 20000 Mann zu bringen, das Haus Potocki und Fürst Karl Radziwill, der Woiwode von Wilna, versprachen, je 10000 Streiter aufzustellen. So hoffte man, den Russen im Felde gewachsen zu sein, wenn aus Oesterreich und Frankreich wenigstens Geld kam, ohne welches man die Truppen allerdings nicht bei einander zu halten vermochte.

Die Kaiserin von Rußland konnte nicht wissen, wie wenig Ernst es den beiden verbündeten Höfen von Wien und Versailles um ihre Bekämpfung der russischen Kandidatur war. Es war für Rußland kein Kleines, den Bund der

beiden Mächte diesmal gegen sich zu haben, deren Zerwürfnis während des letzten polnischen Interregnums die Entscheidung in die Hände der damaligen Zarin gelegt hatte. Katharina mußte sich auf den Kampf mit ihnen und vielleicht auch mit den Türken einrichten, wenn es nicht gelang, diese Mächte durch eine verstärkte politische Aufstellung einzuschüchtern. Und so entschloß sie sich endlich, das preußische Bündnis anzunehmen.

Am 26. Januar 1764 war Graf Solms in der Lage, das vor einem halben Jahre verheißene russische Gegenprojekt seinem Hofe einzusenden. Am 7. Februar war das Schriftstück in des Königs Hand. Friedrich sandte es umgehend zurück; er hatte, wie er der Zarin am 15. Februar schrieb, „nur ein paar leichte Klarstellungen" hinzuzufügen gehabt.

Der russische Gegenentwurf, wie er demnach im wesentlichen dem am 11. April unterzeichneten Vertrage zu Grunde gelegt wurde, erhielt sein Gepräge durch die der Haupturkunde angehängte Konvention wegen der polnischen Königswahl mit dem Zweck, gemeinsam dem Stolnik von Litauen, Stanislaus Poniatowski, in kräftigster Weise durch gute Dienste und Bemühungen die möglichste Einstimmigkeit zu verschaffen und ihn auf den Thron zu heben. Die Kaiserin nahm es auf sich, das Feuer einer gegen seine Wahl gerichteten Konföderation mit ihren alleinigen Kräften zu dämpfen, der König sollte dazu vorerst nur durch militärische Demonstrationen an der Grenze und durch Verhandlungen mitzuwirken verpflichtet sein, durch unmittelbare Beteiligung am Kampf erst dann, wenn ein fremdes Truppencorps thatsächlich in Polen eingedrungen sein würde, und zwar in solchem Falle durch Entsendung von 20 000 Mann — auf diese Ziffer drückte Friedrich die russische Forderung von 20—30 000 herab. Sollte die eine der beiden Vertragsmächte in den eigenen Grenzen von einer feindlichen Macht angegriffen werden, so war der andere Teil zur Stellung von weiteren 20 000 Mann verpflichtet. Eine an die Polen zu richtende Erklärung, gegen deren Veröffentlichung jetzt, da das Bündnis Gestalt annahm, auf preußischer Seite keine Bedenken mehr bestanden, wollte Friedrich möglichst abgeschwächt wissen; denn niemand solle zu sagen berechtigt sein, daß man mit Gewalt vorgehe. Es wurde dann in der Konvention für diese Kundgebung die Form vorgesehen: „Falls Angehörige der polnischen Nation die Ruhe der Republik stören und eine Konföderation gegen den rechtmäßigen König schließen sollten, so würden die Kaiserin und der König ihre Truppen in Polen einrücken lassen und ohne Schonung alle Härten des Krieges gegen die Personen und ihren Besitz ausüben."

Die Nebenkonvention sollte geheim bleiben, der Hauptvertrag war bis auf vier Zusatzartikel für die Oeffentlichkeit bestimmt. Und hier also erzielte König Friedrich in dem zweiten Artikel, in welchem die beiden Mächte sich den Besitz ihrer in Europa gelegenen Besitzungen verbürgten, den großen Erfolg, daß damit Rußland sich vor aller Welt zur Verteidigung desselben Schlesiens verpflichtete, dessen Losreißung von Preußen der vornehmste Zweck der drei mit Oesterreich geschlossenen Verträge von 1746, 1757 und 1760 [1]) gewesen war.

[1]) Bd. I, 305 (2. Aufl.). Bd. II, 45. 249.

Die dem angegriffenen Teile zu leistende Bundeshülfe wurde im dritten Artikel zunächst zwar nur auf 10 000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter festgesetzt, aber im vierten Artikel verhießen beide Staaten einander im Bedürfnisfalle Unterstützung mit ihrer gesamten Macht. Der erste der Geheimartikel bestimmte, daß die Truppenstellung mit Geld abgelöst werden konnte, wenn Rußland von seiten der Türken und wenn Preußen in seinen westlich der Weser gelegenen Gebieten angegriffen würde, eine Erleichterung der Bundespflichten, die, bei der Unwahrscheinlichkeit eines Krieges im nordwestlichen Deutschland, wesentlich dem Könige von Preußen zu gute kam. Im zweiten Geheimartikel verpflichtete man sich — ein Zugeständnis an den russischen Standpunkt — zur Aufrechterhaltung der in Schweden bestehenden Verfassung; im dritten verbürgte Preußen dem Großfürsten Paul den Besitz des gottorpischen Anteils am Herzogtum Holstein; der vierte stellte Verfassung und Wahlfreiheit der Republik Polen unter den Schutz der beiden Mächte, und ein „Article séparé" nahm ihr gemeinsames Vorgehen zu Gunsten der polnischen Dissidenten in Aussicht.

Der König verhehlte sich nicht, daß das Bündnis ihn, der soeben aus einem Kampfe auf Tod und Leben hervorgegangen war, sofort in einen neuen Krieg verwickeln konnte, dessen Anlässe ihn im Grunde nichts angingen; denn es war für Preußen in der That an sich gleichgültig, ob der neue König von Polen Poniatowski oder Branicki oder Xaver von Sachsen hieß. Seinetwegen, äußerte König Friedrich im Hinblick auf die im Hubertusburger Frieden vereinbarte und eben jetzt erfolgte Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige, möge man noch zehn Könige der Römer zu Frankfurt und zwanzig Könige von Polen zu Warschau krönen. Er beruhigte sich damit, daß ein Krieg um die polnische Thronfolge nicht wahrscheinlich sei: „Das beste ist," sagte er im Augenblick der Unterzeichnung des Bündnisses, „daß man zu der Annahme Grund hat, den casus foederis nie eintreten zu sehen; sonst würde ich eine große Dummheit begangen haben, mich in diese Dinge einzulassen, gegen meine wahren Interessen und ohne die Hoffnung, einen Vorteil daraus zu ziehen." Immerhin kamen ihm von Zeit zu Zeit „kleine Skrupel". Doch wiederholte er sich dann, daß gerade die vollendete Thatsache des preußisch-russischen Bündnisses eine Friedensbürgschaft sei, daß Oesterreich gegen Rußland und Preußen zugleich den Kampf nicht aufnehmen werde, daß Oesterreich den Frieden ebenso nötig habe, wie er selber.

Die Ereignisse sollten ihm recht geben. Das einzige, was die Höfe von Wien und Versailles gegen die Bewerbung Poniatowskis jetzt noch unternahmen, war der Versuch, die Türken gegen Rußland vorzuschieben. Durch den französischen Gesandten Vergennes aufgereizt, erklärte Mustapha III. zwar seine Zustimmung zu dem von Rußland und Preußen aufgestellten Grundsatz, daß nur ein Piast die polnische Krone tragen solle: Stanislaus Poniatowski aber sei zu jung, zu unerfahren und vor allem noch unvermählt; so werde er vielleicht nach seiner Krönung durch eine Heirat seine Macht auf Kosten der polnischen Libertät und zum Schaden der Nachbarn vergrößern wollen. Nicht ohne Erfolg hatten die Feinde der Zarin das Gerücht ausgesprengt, daß sie ihrem Geliebten von ehedem alsbald nach seiner Wahl zum Könige die Hand zu reichen gedenke.

Nun gebot Katharina, um den türkischen Gegenzug abzuwehren, ihrem Schützling sehr einfach, sich noch vor der Königswahl zu verheiraten oder doch zu verloben. Schon seine Verwandten hatten ihm das geraten. Stanislaus weigerte sich, gelobte aber demnächst in seiner Wahlkapitulation, keine Ehe ohne Zustimmung von Reichstag und Senat zu schließen, nur eine römische Katholikin zu wählen und den Vorzug allemal einer Polin zu geben.

Inzwischen hatten seine Anhänger mit russischer Hülfe sich freie Bahn geschaffen. Am 7. Mai 1764 wurde zu Warschau der Konvokationsreichstag eröffnet, der die Vorbereitungen für den Wahltag zu treffen hatte, nachdem bei den Wahlen der Landboten auf den stürmischen Palatinatsversammlungen diesmal zur allgemeinen Ueberraschung im ganzen nur zehn Edelleute totgeschlagen worden waren. Die Landboten von der Patriotenpartei, wie sie sich nannten, von Branicki geführt, zogen unter Einspruch gegen die Anwesenheit russischer Truppen alsbald von Warschau ab. Aber Branicki und Radziwill hatten noch keine 10000 Mann unter den Waffen. Am 26. Juni wurde Radziwill in Litauen bei Slonim von den Russen geschlagen und flüchtete auf türkisches Gebiet. Die Wahl Poniatowskis war entschieden, zahlreiche Gegner traten in sein Lager über. Als der Wahlreichstag Ende August zusammentrat, waren nur Parteigänger Rußlands erschienen. Einstimmig wurde Poniatowski am 7. September gewählt. „Ich gratuliere zum König, den wir gemacht haben," schrieb Katharina an Panin. Und König Friedrich beglückwünschte seine Bundesgenossin in dem blühenden Stile, dessen er sich in seinen eigenhändigen Briefen an Katharina jetzt zu bedienen pflegte: „Nichts scheint mir bewunderungswürdiger, als daß Sie so viele große Dinge sozusagen ohne Anstrengungen und ohne Anwendung von Zwang oder Gewalt ausgeführt haben. Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Eure Kaiserliche Majestät zwingt alle Welt bis zu der Hohen Pforte, die Trefflichkeit Ihres neuen Systems anzuerkennen. Sie sprechen, und die Welt schweigt vor Ihnen."

Immerhin berechnete man, daß die Unkosten der polnischen Königswahl sich für Rußland auf drei Millionen Rubel beliefen, die Ausgaben für die Verpflegung der russischen Truppen ungezählt.

Das polnische Interregnum war ohne Krieg zu Ende gegangen, das neue Bündnis mit Rußland für Preußen nicht gefährlich geworden.

Aber trotz aller Beteuerung der Freundschaft, Verehrung und Bewunderung in seinen Briefen an die Zarin, trotz aller Ueberschwenglichkeiten in Katharinas Antworten gewann der König von Preußen an diesem Bündnis keine Freude. „Der reelle Vorteil der Verbindung mit Rußland," sagte sein Minister Finckenstein einmal, „ist diese anscheinende Intimität, die dem Wiener Hofe imponiert." Und damit tröstete sich auch Friedrich selber, so oft ihm an seinen Verbündeten etwas verdroß: „So lange ich im Bunde mit Rußland bin, werde ich mich um die üble Laune des Wiener Hofes wenig kümmern."

Den nächsten Anlaß zu einer von den Gesichtspunkten der russischen Politik abweichenden Haltung gab dem König der Wunsch und Antrag Katharinas, das

Bündnis mit Preußen zu erweitern zu einer großen nordischen Koalition, deren weitere Teilnehmer in erster Linie England, in zweiter, als mehr „passive Mitglieder", Schweden, Dänemark, die Niederlande und einige deutsche Staaten, wie Sachsen, sein sollten.

Schon während der dem Abschluß mit Preußen vorausgehenden Verhandlungen hatte Panin der Aufnahme Englands in das Bündnis das Wort geredet, und wieder und wieder kam er auf sein nordisches System zurück. Friedrich berief sich demgegenüber zunächst auf seine Erfahrungen mit England im letzten Kriege, auf die Inkonsequenz der englischen Politik, auf die Unzuverlässigkeit der Minister vom Schlage Butes, auf die für ihn vorliegende moralische Unmöglichkeit, vor einem gründlichen Systemwechsel dort wieder Verbindungen anzuknüpfen.

Stärker noch fiel ein zweiter Grund ins Gewicht. Ausgangspunkt des russischen Vorschlags war die Erwägung, daß ein Gegengewicht gegen die katholische Allianz der bourbonischen Höfe und Oesterreichs geschaffen, gegen den südeuropäischen Bund ein nordeuropäischer gestellt werden müsse. Friedrich aber wollte es gerade vermeiden, in die Streitigkeiten der Briten mit den bourbonischen Kronen abermals, wie 1756, verwickelt zu werden. Er gab den Russen ihre These nicht zu, daß die in Amerika anhebenden Kriege regelmäßig und notwendig ihre Fortsetzung in Europa zu finden hätten. Die Engländer, so legte er den Russen im März 1766 die Grundlinien seiner Auffassung dar, „haben sich von den Franzosen und Spaniern alles zu gewärtigen; mit ihnen in dieser Lage ein Bündnis schließen, heißt sich leichten Herzens in einen neuen Krieg stürzen, an dessen Gegenstand Preußen kein Interesse hat". Nur dann sei für ihn eine Verbindung mit England denkbar, wenn ihr jede Verpflichtung fern bliebe, aus der eine Störung des Ruhestandes in Deutschland folgen könne.

Noch weniger Gnade fanden in Friedrichs Augen die von Rußland als passive Teilnehmer gedachten Staaten. Von den Niederlanden, der „Republik der Kaufleute", sagte er wegwerfend: „Ihr Handel ist ihr Gott und ihr alles." Und der holländische Handel gravitierte nach Frankreich und gewann, wenn die Republik in einem europäischen Kriege neutral bleiben konnte. Ein Abkommen mit den Dänen, den Schweden kennzeichnete Friedrich lediglich als eine Geldfrage; doch verlohne es nicht die Mühe, der ganz heruntergekommenen schwedischen Macht Anträge zu machen. Sachsen endlich mußte nach seiner Auffassung ganz außer Betracht bleiben bei der engen Verbindung, die der Dresdener Hof mit dem Wiener und dem Gesamthause Bourbon noch immer unterhalte. Friedrich erklärte offen, daß er die Sachsen zu gut kenne, um ihnen jemals zu trauen. Er glaubte zu bemerken, daß die sächsische Diplomatie seinen Interessen am Hofe Katharinas ebenso entgegenarbeite, wie vor dem letzten Kriege am Hofe Elisabeths und an dem damals mit Preußen verbündeten französischen Hofe. Der „Geist des Grafen Brühl" schien ihm wieder aufzuleben. Einen besonderen Grund, den er noch gegen eine Allianz mit Sachsen hatte, verschwieg er den Russen: denselben Grund, aus dem er früher nichts von der Aufnahme der Sachsen in sein Bündnis mit Frankreich hatte hören wollen. Er war entschlossen, wenn es noch einmal zum Bruch zwischen Preußen

und Oesterreich kam, wieder wie 1756 zu verfahren, das sächsische Gebiet zur Operationsbasis zu machen und als Kornkammer, Goldmine und Aushebungsrevier auszunutzen.

Unausgesprochen blieb den Russen gegenüber auch die Erwägung, daß es dem Könige vorteilhafter schien, wenn die Zarin auf das Bündnis allein mit Preußen angewiesen blieb, als wenn sie sich ein großes föderatives System ausbaute, in welchem Preußen unter Umständen entbehrt werden konnte.

So leicht indes ließen sich die Russen mit ihrem großen Plan nicht abweisen. Als im Frühjahr 1766 der holsteinische Konferenzrat v. Saldern als russischer Gesandter nach Kopenhagen ging, setzte er auf der Durchreise durch Berlin alle Hebel an, um die preußischen Bedenken zu überwinden. Der König empfing ihn wiederholt unter vier Augen. Gründe und Gegengründe wurden ausgetauscht. Saldern bemerkte, wie der König sich verfärbte, als die Rede auf Sachsen kam, und zum Schluß einer längeren Auseinandersetzung über England trat Friedrich ganz nahe an den Gesandten und flüsterte ihm ins Ohr, als wären Zeugen zugegen, die es nicht hören dürften: „Les Anglais sont des misérables."

Rußland mußte schließlich auf seinen Wunsch verzichten; die aufdringliche Art aber, mit der Saldern ihm die große Allianz empfehlen wollte, hatte auf den König einen peinlichen Eindruck gemacht. Die „diktatorische" Sprache dieses Diplomaten erinnerte ihn an einen gern von ihm als klassisches Beispiel benutzten Vorgang aus der römischen Geschichte, das Auftreten des Popilius Länas vor Antiochus von Syrien. Er fand die Klage seines Gesandten Solms bestätigt, daß die russischen Minister geneigt seien, gegen die Vertreter befreundeter Staaten im Tone der Ueberhebung zu sprechen.

Am meisten verdroß ihn ein Versuch Rußlands, in die inneren Angelegenheiten Preußens einzureden. Die Vorrechte, die das Berliner Bankhaus Schweigger für den russischen Handel erhalten hatte [1]), wurden in Petersburg beanstandet, und eine Erhöhung des preußischen Posttarifs gab den Russen zu der Forderung Anlaß, daß diese „ohne vorgängige Unterhandlung und reziprokes nachbarliches Einverständnis" getroffene Maßregel wegen ihrer finanziellen Nachteile für Rußland aufgehoben werde. Friedrich fuhr auf: das sei die Folge davon, daß man die russischen Minister durch allzuviel Gefälligkeit verzogen habe. Er verkündete es seinen Kabinetsministern als seinen festen und unwiderruflichen Grundsatz, daß er einen ersten Schritt „dieser Leute" zur Einmischung in seine Angelegenheiten nicht dulden werde, möge geschehen, was da wolle; sonst werde er von Rußland abhängig werden, wie Polen und Schweden, oder wie der Hospodar der Walachei den Türken gegenüber. Unter einen der Erlasse an seinen Gesandten, die, wie er wußte, unterwegs von den Russen regelmäßig geöffnet wurden, schrieb er eigenhändig: „Ich fange an, des Joches, das man mir auferlegen will, gründlich müde zu werden. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, der Bundesgenosse der Russen zu sein, aber solange meine Augen geöffnet sein werden, werde ich nicht ihr Sklave sein. Das können Sie jedem sagen, der es hören will."

[1]) Vgl. oben S. 413.

* The fundamental question is whether Fr. or Cath. was the chief person who secured Art. IX in the Treaty of 1764 and which of the two was most active in seeing it fulfilled — i.e. in promoting the reforms which the Czartoriski family & Poniatowski had in mind. cf Bain, Last King of Poland.

cf below p. 445

Der Geschicklichkeit des Gesandten gelang es, die Russen von ihrem Ansinnen zurückzubringen.

Den innersten Widerspruch, unter dem das preußisch-russische Bündnis litt, hat Friedrich sich nicht verhehlt: daß es ganz gegen das Interesse seines Staates war, wenn er jetzt wohl oder übel die Herrschaft Rußlands in Polen aufrichten half. Altbrandenburgischer Grundsatz war, daß die im Niedergang begriffene polnische Macht nicht wieder erstarken dürfe, sie, die auf die Mark und auf Pommern drückte, das Herzogtum Preußen von allen Seiten umschloß und von den brandenburgischen Kernlanden trennte und auch der neuesten Erwerbung, der Provinz Schlesien, in ihrer ganzen Länge vorgelagert war. Die Bedrohung, der man von einem starken Piastenreich sich versah, wurde aber ungleich gefährlicher, sobald Polen ein russisches Nebenland und der ständige Lagerplatz russischer Heere wurde und Rußland derart auf eine Grenzlinie von mehreren hundert Meilen in unmittelbare Berührung zu dem preußischen Staate trat.

Wenn nun in Wien das Vordringen der russischen Macht nach Westen nicht minder mit Sorge betrachtet wurde, so lag die Frage nahe, die Friedrich von jetzt ab sich immer von neuem vorgelegt hat: ob nicht einmal der Tag kommen werde, an dem der gemeinsame Gegensatz gegen den Nachbar im Osten die beiden deutschen Mächte nach so viel Blutvergießen wieder zusammenführen werde.

Zunächst freilich war zwischen ihnen gleich wegen der Ausführung der Friedensbestimmungen neuer ärgerlicher Streit entbrannt. Einer der Artikel von Hubertusburg besagte, daß die beiderseitigen Unterthanen, die während des Krieges zum Eintritt in die Dienste des anderen Staates gezwungen worden seien, ausgeliefert werden sollten. Friedrich erbot sich, 3085 in sein Heer eingereihte Oesterreicher nach Hause zu senden gegen Freilassung einer annähernd gleichen Zahl von Preußen. Nun aber fand es Maria Theresia vom militärischen Standpunkt aus bedenklich, bei den Regimentern, wie Kaunitz es für richtig hielt, kundmachen zu lassen, daß den preußischen Unterthanen auf Verlangen der Abschied erteilt werden würde; denn dann werde man, sagte die Kaiserin, wenigstens noch 6000 auserlesene Mann entlassen müssen, zu den 1200, die man auszuliefern bereit war. So wurde von österreichischer Seite die Verhandlung abgebrochen.

Bald aber begannen die Beziehungen zwischen den beiden Höfen sich wenigstens äußerlich etwas freundlicher zu gestalten.

Am 18. August 1765 starb im Alter von 57 Jahren Kaiser Franz I., von jedermann bald vergessen, nur von seiner Gattin, die ihm sechzehn Kinder geschenkt hatte, als der „vollkommenste und liebenswürdigste Herr", „ihr Trost in allem in einem harten Lebenslaufe" schmerzlich, ja leidenschaftlich betrauert. Mitregent in den österreichischen Erblanden an seines Vaters Statt wurde der vierundzwanzigjährige Erzherzog und römische König Joseph, nunmehr römisch-deutscher Kaiser. Ob auch er sich damit begnügte, nur ein „Gast bei Hofe" zu sein, als den sein Vater in einer Mischung von Scherz und Verdruß sich bezeichnet hatte? Oder zog eine neue Aera der österreichischen Politik mit dem jungen Kaiser herauf? Den König von Preußen beschäftigten diese Fragen leb-

haft. Sein Gesandter Rohd schilderte ihm Joseph als friedfertig und als sparsam, und Friedrich sprach die Hoffnung aus, daß es bei solchen Gesinnungen zu besserem Verständnis zwischen ihm und dem Wiener Hofe kommen, daß man es wenigstens nicht mehr nötig haben werde, jeden Augenblick zum Kampf bis aufs Messer bereit zu sein. Ja, jenem russischen Diplomaten Saldern sagte er von Joseph mit leicht verständlicher Absicht: „Ein guter und friedlebender Fürst, der die Franzosen verabscheut; er wird sich niemals in gefährliche oder zweideutige Dinge einlassen, dafür sage ich gut."

Joseph II., 1765–1790

Fürst Kaunitz galt, wie es den Anschein hatte, bei dem Sohne weniger als bei der Mutter. Daß der Staatskanzler, über die Bevorzugung seines Gegners Lacy durch Joseph, wohl auch über des Kaisers sehr bald bemerkbare Selbständigkeit verstimmt, im Juni 1766 der Kaiserin-Königin ein mit Lebhaftigkeit zurückgewiesenes Entlassungsgesuch eingereicht hat, blieb dem Könige von Preußen nicht unbekannt; als schon früher ein Gerücht über den bevorstehenden Rücktritt umlief, meinte er, der Wiener Hof solle keine Dummheit begehen, denn Kaunitz sei ohne Frage der beste Kopf, über den man dort verfüge. Kaunitz selbst sprach sich gegen den preußischen Gesandten jetzt gern in dem Sinne aus, daß ihm für die Ruhe Europas nichts wünschenswerter erscheine, als ein gutes Einvernehmen zwischen seinem jungen Herrn und dem Könige von Preußen. Mit dem Freimut, auf den er sich etwas zu gute thue, gestehe er offen, daß er dem Könige vordem viel Böses habe zufügen wollen, darüber aber müsse man den Schleier ziehen, und wie sein Einfluß auf die Staatsgeschäfte ja nicht unbekannt sei, so könne er als Ehrenmann versichern, daß Schlesien in Wien jetzt vergessen sei und in Zukunft nicht mehr zum Erisapfel werden solle. Schon wagte Kaunitz mit kleinen Geschenken aufzuwarten: mit einer Trüffelsendung, mit Oefen nach einem von ihm selbst erfundenen Modell. Friedrich maß diesen Annäherungsversuchen keine übertriebene Bedeutung bei, aber er wies seinen Gesandten an, dem Staatskanzler Artigkeiten zu sagen, wo nur immer die Gelegenheit sich biete. Und als Kaunitz angelegentlich den Wunsch äußerte, für seine auserlesene, ihm sehr am Herzen liegende Gemäldesammlung ein getreues Bild des Königs zu besitzen, versprach Friedrich sofort, daß er gegen seine sonstige Gewohnheit sich malen lassen werde, und ließ ihm durch den Gesandten sagen: „Wenn Kaunitz eine schöne Frau wäre, würde ich mich hüten, ihm das Porträt eines hinfälligen Greises zu schicken, aber in seiner Eigenschaft als Minister wird er es, wie ich mir schmeichle, nicht so genau nehmen."

Lessening of Kaunitz's control:

Auf ernstere Proben durfte die neue Eintracht, die man im Munde führte, freilich nicht gestellt werden. Als Kaiser Joseph im Juni 1766 an eine Reise nach Böhmen einen Besuch des Dresdener Hofes und eine Besichtigung des Torgauer Schlachtfeldes zu knüpfen sich vornahm, glaubte Friedrich nach gewissen Andeutungen, die man in Wien seinem Gesandten gemacht hatte, eine Aeußerung des österreichischen Gesandten Rugent als Aufforderung zu einer Zusammenkunft auffassen zu sollen. Schon hatte er alles zur Reise vorbereiten lassen, einer unmittelbaren Einladung gewärtig. Aber Rugent, der zur Begrüßung seines Gebieters nach Dresden gegangen war, beschränkte sich unerwarteterweise darauf, in einem Brieflein vom 24. Juni an den Minister Finckenstein einfach mitzu-

A. through Rugent desires a meeting w. Joseph II in 1766

teilen, daß der Kaiser am 28. in Torgau sein werde und noch denselben Abend in Bautzen Nachtquartier zu nehmen gedenke. Nun genügte die Entsendung eines Vertreters zur Begrüßung des hohen Reisenden. Friedrich war äußerst betreten und blieb verstimmt. „Wir sind," schrieb er seiner schwedischen Schwester, „bei Komplimenten, Aufmerksamkeiten, Höflichkeiten stehen geblieben; der Teufel wird nichts dabei verlieren, denn es steht geschrieben im Buche des Schicksals, daß Rom und Karthago nicht neben einander bestehen können." Er erging sich in Vermutungen über die Gründe des befremdlichen Verhaltens der Oesterreicher; er witterte den Einfluß Kaunitzens oder des Feldmarschalls Lacy, der den Kaiser begleitete. Oder war es die Besorgnis der Kaiserin-Königin gewesen, ihren Sohn durch diese Begegnung berückt, verführt zu sehen? Oder etwa die Rücksicht auf den französischen Hof? Thatsächlich hatte Maria Theresia von vornherein ihrer Umgebung keinen Zweifel darüber gelassen, daß es ihr ungemein leid thun würde, wenn diese Zusammenkunft stattfände. Und Kaunitz, an sich dem Plane geneigter, wollte doch unter allen Umständen den Schein vermieden wissen, als ob die Anregung von Joseph und nicht von Friedrich ausgehe. So hatte der junge Fürst wohl oder übel darauf verzichten müssen, einen Mann zu sehen und zu sprechen, der, wie er seiner Mutter nachher freimütig gestand, seine Neugierde außerordentlich gereizt hätte. Die Kaiserin aber frohlockte: „Die Zusammenkunft, die er und der König wünschten, ist nicht zu stande gekommen, weil die Vorsehung es nicht so wollte."

Aussichtslos von vornherein war ein Einfall, den Kaunitz in demselben Jahre gesprächsweise vorbrachte. Zu seiner großen Ueberraschung hörte der junge preußische Legationsrat Edelsheim, der den beurlaubten Rohd im Herbst für einige Zeit vertrat, eines Tages aus dem Munde des Staatskanzlers einen längeren moralisch-politischen Vortrag über die Schäden, die Vorurteil und Ehrgeiz der Menschheit zufügten. Religiöses Vorurteil führe den Klöstern, politischer Ehrgeiz den großen Armeen fortgesetzt Scharen von Staatsbürgern zu und mache sie zu unnützen Gliedern der menschlichen Gesellschaft. Wozu einen versteckten Krieg führen mitten im Frieden? Sei es denn nicht möglich, sich über eine allgemeine Abrüstung zu einigen, etwa nach dem Maßstabe, daß jeder Staat drei Viertel der Streitkräfte, die er im Zeitpunkte der Friedensschlüsse von 1763 unter den Waffen gehabt habe, entlasse und daß man durch Bevollmächtigte die gewissenhafte Ausführung dieser Vereinbarung gegenseitig überwache? Der König von Preußen eröffnete seinem Vertreter, er habe sehr wohl gethan, sich auf diesen Gegenstand nicht einzulassen. Sollte Kaunitz darauf zurückkommen, so möge Edelsheim ihm bemerken, daß dieses Projekt ein wenig nach den Ideen des Abbé St.-Pierre schmecke, des bereits vor mehr als zwanzig Jahren von Friedrich unsanft abgewiesenen[1]) Schwärmers für den ewigen Frieden.

Wenige Monate nach diesem verschämten Abrüstungsantrage sahen sich die beiden Mächte zu neuen Kriegsvorbereitungen gegen einander veranlaßt. Denn in Polen hatte sich wiederum Zündstoff aufgehäuft für einen europäischen Brand.

---

[1]) Vgl. Bd. I, 178 (2. Aufl.).

Katharina II. hatte mit Hülfe der Familie Czartoryski die Wahl des ihr genehmen Königs kaum erzwungen, als schon ihre bisherige Partei von den Wegen Rußlands abzulenken begann. Beide, die Zarin und die Czartoryskis, wollten das Königtum Poniatowskis als Werkzeug für ihre besonderen Zwecke benutzen. Katharinas großes Ziel blieb die Herstellung der konfessionellen Parität, die Czartoryski glaubten die Stunde für ihre Verfassungsreform gekommen. Auf dem Konvokationsreichstag von 1764 hatte Rußland die Reformpartei, um ihrer Unterstützung im Wahlkampf sicher zu bleiben, bis zu gewissem Grade gewähren lassen. Mit den dort eingesetzten ständigen Kommissionen für Rechtspflege und Finanzen, Heerwesen und Polizei waren als Gegengewicht gegen die Willkür und Mißwirtschaft der großen Kronbeamten Verwaltungskörper geschaffen worden, die als Ansätze für die Ausgestaltung einer festeren Staatsordnung dienen mochten. Auf dem Krönungsreichstag im Herbst 1764 waren dann die Gegensätze schon auf einander gestoßen, ohne daß von hüben und drüben der Kampf offen aufgenommen wurde. Der König und die Reformpartei beugten sich dem Machtgebot Rußlands, indem man an die Ausrottung des Grundübels, die Abschaffung des Liberum Veto, für diesmal nicht herangiing, und einen Gesetzentwurf zur Anerkennung der Religionsfreiheit der Dissidenten vor den Reichstag brachte; Katharina aber nahm es hin, daß diese Vorlage von den Landboten unter wildem Toben, ohne auch nur zur Verlesung zu gelangen, totgeschrieen wurde.

Als zwei Jahre später der gesetzliche Zeitpunkt für die Einberufung des ersten ordentlichen Reichstages gekommen war, hatte die Gnade Katharinas ihren ehemaligen Schützlingen sich bereits ganz abgewandt. Rußland war entschlossen, seine Paritätsforderung mit Waffengewalt durchzusetzen und untersagte andererseits jede Reformpolitik. Dadurch werde ihm, schrieb König Stanislaus beweglich nach Petersburg, sein Königtum zum Nessushemd; er sehe sich vor die Wahl gestellt, entweder zum Reichsverräter zu werden, oder sich von der Kaiserin loszusagen. Er entschied sich für das Zweite. Er wagte, in der Religionssache den Kampf gegen Rußland aufzunehmen. Indem er für die Vorrechte des katholischen Bekenntnisses zu der überwiegenden Mehrheit der Nation stand, hoffte er, daß sie ihm ihrerseits auf der Bahn der Reform folgen werde. Aber der Reichstag ließ den König in der Verfassungsfrage im Stich. Zugeständnisse zu Gunsten der Dissidenten wurden abgelehnt, aber auch die von Stanislaus empfohlenen politischen Reformen. Durch feierlichen Beschluß wurde die Fortdauer des Liberum Veto ausgesprochen; nur für die Wahl zum Reichstage und zu den Gerichtshöfen sollten Mehrheitsbeschlüsse gelten.

Verlauf und Ergebnis dieses Reichstags von 1766 offenbarten, wenn es dessen noch bedurft hätte, die ganze Zerfahrenheit und Fäulnis der öffentlichen Zustände in Polen. Parteihader, Unbeständigkeit und Eigennutz hatten sich stärker erwiesen, als jede andere Regung und Rücksicht. Das Liberum Veto wurde doch deshalb vor allem als ein Palladium der polnischen Freiheit betrachtet, weil es bei der allgemeinen Bestechlichkeit für jeden einzelnen ein nutzbares Recht war. Die Einführung des Majoritätsprinzips wäre den Schlachtizen an den Geldbeutel gegangen. Das Wort des Königs von Preußen an seinen

Gesandten in Warschau traf völlig zu: „Sie wissen doch, daß man in Polen mit Geld alles macht."

Russian armies lead Peace war in Poland

Bei der Käuflichkeit der Kleinen wie der Großen, bei der unbezähmbaren Eifersucht zwischen den Parteihäuptern durfte die Zarin sich sagen, daß sie stets die eine Hälfte der Nation für die ehrgeizigen Pläne Rußlands zur Verfügung haben werde; daß die, welche gestern noch Rußlands Gegner gewesen waren, morgen dieser auswärtigen Macht zum Knappendienst bereit standen, sobald die Aussicht sich bot, die einheimischen Rivalen aus dem Regiment, aus den gewinnbringenden Aemtern zu verdrängen. Die Gegner Rußlands von 1763 und 1764, die Ueberbleibsel der alten sächsischen Partei, alle endlich, die aus irgend einem Grunde mit der Regierung des Poniatowski und der Hegemonie der Czartoryskis unzufrieden waren, hatten zur Zeit die Augen auf Rußland gerichtet, schon ganz bereit, in der soeben noch als Gewissenssache bezeichneten Frage der Dissidentenrechte Zugeständnisse zu machen. So konnte Rußland sich anschicken, das was auf dem Reichstag ihm mißglückt war, nach dem Reichstag und ohne den Reichstag auszuführen. Hatte sich der Reichstag der russischen Politik versagt, so hatte sie noch einen stärkeren Hebel anzusetzen: den organisierten Bürgerkrieg, die Konföderation.

"Confederations"

Eine polnische Konföderation, der wildeste Auswuchs der chronischen Anarchie, zu welcher in diesem unglücklichen Lande der völlige Bankbruch des Parlamentarismus geführt hatte, kennzeichnete sich als ein gleichsam völkerrechtlicher Bund der souveränen Edelleute beim Versagen der staatsrechtlichen Organe des nationalen Lebens. „Zum Besten des Königs und der Republik" verpflichteten sich die Mitglieder auf ein Bundesprogramm und seine gewaltsame Durchführung, erklärten sich als die zeitweiligen Inhaber der öffentlichen Gewalt und hielten sich für befugt, der Republik während dieses Ausnahmezustandes auf einem Konföderationsreichstage ihre Bundesartikel nach dem sonst durch die Geschäftsordnung ausgeschlossenen Mehrheitsprinzipe als gültige, dauernde Gesetze aufzuerlegen. Deshalb hat Jean Jacques Rousseau in dem Wesen der polnischen Konföderation die altrömische Diktatur wiedererkennen wollen. Durch den Reichstagsbeschluß von 1716 verpönt, war der Konföderationsunfug während der Zwischenreiche von 1733 und 1764 doch wieder aufgelebt, und jetzt hatte die Zarin den Triumph, nicht eine Konföderation, sondern zwei für sich aufzubieten.

Confederation in 1766

Die Häupter der Protestanten und der Griechen konföderierten sich unter Führung des Grafen Goltz und des Generals Grabowski, die katholischen Gegner des Hofes, darunter auch zahlreiche Prälaten, erwählten zu ihrem Marschall denselben Karl Radziwill, der 1764 ein Heer gegen die Russen geführt hatte; jetzt hatten ihn die Russen sich mit ihren Rubeln verpflichtet und aus seinem Dresdener Exil zurückgerufen. Genugthuung für die Dissidenten und Abschaffung aller seit 1764 eingeführten Reformen war die gemeinsame Losung aller Konföderierten: die Zarin durfte zufrieden sein.

Fr.'s attitude towards situation in Poland

Der König von Preußen sah dieser neuen Wendung mit geteilten Empfindungen zu. Der Kampf gegen die Verfassungsreform, die Bewegung für das Liberum Veto hatte durchaus seine Billigung; denn mit seinen Ministern bekannte er sich ohne Einschränkung zu dem von den Vätern ererbten Grundsatze,

daß jede Aenderung der polnischen Verfassung, jeder Versuch zur Beseitigung der „Anarchie", jede Erstarkung Polens als eine Gefahr für Brandenburg zu betrachten sei. Unter diesem Gesichtspunkt war er anfänglich, als Katharina und Panin des neuen polnischen Königs noch sicher zu sein glaubten und deshalb eine Stärkung seiner Regierungsgewalt noch für nützlich hielten, viel entschiedener als Rußland für das Liberum Veto eingetreten; er hatte dringend vor Neuerungen gewarnt, deren politische Tragweite sich nicht absehen ließ. Andererseits hatte er allzeit, nach erfolgter Königswahl nicht minder als während des Zwischenreiches, der Zarin Mäßigung an das Herz gelegt, sich immer von neuem gegen die Anwendung von Zwang und Waffendruck ausgesprochen. Er fürchtete, daß diese unverhüllte Herrschsucht und Gewaltthätigkeit, die immer wiederholte Einlagerung russischer Truppen auf polnischem Boden, die militärische Assistenz Rußlands bei allen Staatsakten der Republik doch endlich einmal die Nachbarn, die Oesterreicher vor allen und vielleicht auch die Türken, in den Harnisch bringen würde. Dann war doch der casus foederis für ihn da, dem er vor drei Jahren glücklich entgangen war.

Mittelsmann zwischen der Hofburg zu Wien und dem Königsschlosse zu Warschau war, was dem Könige von Preußen nicht unbemerkt blieb, Fürst Andreas Poniatowski, der Bruder des Königs Stanislaus, Generalfeldwachtmeister in österreichischen Diensten. Durch ihn ließ Kaunitz dem Könige und den Czartoryskis raten, angesichts der Drohungen Rußlands und Preußens den Mut nicht zu verlieren, sondern mit Adel und Geistlichkeit fest zum Schutze des Glaubens zusammenzustehen. Zugleich rief man den Bundesgenossen in Versailles zu gemeinsamem Vorgehen auf, um dem König von Polen zu größerer Selbständigkeit zu verhelfen und ihm ein Bündnis mit der hohen Pforte zu vermitteln. Und doch konnte sich Kaunitz des Zweifels nicht erwehren, ob nicht etwa Stanislaus und Katharina insgeheim einverstanden waren. Gleichviel, man hielt es für erforderlich, sich den Anschein zu geben, daß Oesterreich, wenn die Dinge in Polen auf die Spitze getrieben würden, sich zu entscheidenden Gegenmaßregeln zu entschließen vermöge. Dem englischen Gesandten erklärte Maria Theresia um die Jahreswende mit der Haltung und dem Blicke, die ihr bei ernsten Eindrücken und in Augenblicken der Erregung eigen waren: „Ich will offen mit Ihnen reden und Sie werden es verstehen, wenn wir nicht mit gekreuzten Armen zulassen können, daß ein Fürst, mit dem wir in Freundschaft leben, freventlich unterdrückt wird." Man rüstete also und rüstete eifrig. Befehle ergingen zur Zusammenziehung größerer Truppenmassen und zur Anlegung von Magazinen in Böhmen und in Mähren, und General Laudon wurde nach Wien berufen, wie es hieß zur Feststellung des Feldzugsplanes, dessen Ausführung ihm obliegen würde.

Nach Berlin gelangten die ersten Nachrichten über österreichische Rüstungen in den letzten Tagen des Jahres 1766. Der König wollte zunächst nicht glauben, daß seine alten Gegner wirklich an Krieg dächten. Nun aber mehrten sich die Anzeichen. Friedrich hatte seine Augen und Ohren überall; er rühmte sich, daß nicht der kleinste Vorgang in den Erblanden der Kaiserin-Königin ihm entgehen solle. Wie vor elf Jahren stellte er sich die von allen Seiten, aus Wien, von

den schlesischen Grenzen, aus Dresden, aus dem Haag einlaufenden Berichte zusammen, verglich sie miteinander, teilte sie seinen Gesandtschaften mit zur Begutachtung und zur Prüfung und als Anhaltspunkte für ihre eigenen Beobachtungen, übermittelte sie zur Warnung dem russischen Hofe. Freilich konnte er sich die politische Rechnung der Oesterreicher nicht wohl erklären. Eine Einwirkung von französischer und spanischer Seite, vom allgemeinen katholischen Standpunkte aus, erschien unwahrscheinlich, und ebenso, daß man in Wien seine Hoffnung auf die Türken gestellt haben sollte. Vielleicht, daß man durch diese militärischen Demonstrationen Rußland einschüchtern zu können hoffte. Eine vierte Möglichkeit, die Friedrich in Erwägung zog, beunruhigte ihn am meisten: arbeitete man etwa von Wien aus auf eine Palastrevolution hin, auf den Sturz Katharinas? Nach seinem Grundsatz, daß Vorsicht die Mutter der Sicherheit sei, setzte auch er sich in Positur. „Da ich meine Vorbereitungen den ihren proportioniere," schreibt er am 12. Februar dem Prinzen Heinrich, „soll mich die Königin von Ungarn nicht unversehens erwischen, was auch ihre Absichten sein mögen. Die Armeen sind schon eingeteilt, die Märsche geregelt und sehr viel Werk und Arbeit vorausgethan. Wir können zum Beginn 140000 Mann ins Feld stellen und diese Zahl wird sich im zweiten Feldzug um 30000 Mann vermehren lassen." „Ich lasse diese Leute," schreibt er drei Tage später, „ruhig thun, was sie beschlossen haben, und wenn es zum Aeußersten kommen muß, soll man uns früher fertig finden, als man denkt."

Die Vorfrage war ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Unbedingt war er entschlossen, wenn die Russen und Oesterreicher wegen der polnischen Wirren handgemein wurden, seine Verpflichtungen gegen den Bundesgenossen zu erfüllen. So hart es ihn ankommen mochte. Denn nicht damit genug, daß er für Rußland sich in neuen Krieg stürzen sollte, mußte er sich auch sagen, daß er durch seine Waffenhülfe wiederum dazu beitrug, die russische Macht zu vermehren, die russische Anmaßlichkeit zu steigern, die Unterjochung Polens unter die russische Herrschaft zu besiegeln. „In ganz Europa," schrieb er seinem Gesandten Solms am 12. Februar 1767, „sagt man frei öffentlich, daß die Kaiserin Polen auf kurländischen Fuß hinabdrücken und einen König haben will, der das Land unter russischer Leitung regieren und nichts ohne der Kaiserin Erlaubnis thun soll." Er machte es diesem Gesandten zum Vorwurf, daß er die russische Politik beschönige, über die russische Herrschsucht den Schleier ziehe. Aber trotz allem kam er zu dem Ergebnis: „Man muß die Prozeduren der Russen in Polen ertragen, weil wir wenn sie mit dem Wiener Hofe im Bunde stünden, diese Prozeduren ebenso dulden müßten." Die Oesterreicher, äußerte er in demselben Gedankengange, würden jetzt zu spät gewahr, daß sie ehedem den Russen allzuviel Gelegenheiten geboten hätten, ihren jetzigen großen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten zu gewinnen.

Entschlossen, trotz solcher Bedenken das Bündnis mit Rußland inmitten der neuen Wirren festzuhalten, hielt König Friedrich es doch für geboten, sich für den Kriegsfall den Anspruch auf Entschädigung, und zwar auf Landgewinn zu sichern. Die Aeußerung Panins aus dem Dezember 1763, daß Preußen, wenn die Dinge zum Aeußersten kämen, nicht umsonst gearbeitet haben

sollte, sie war, damals anscheinend überhört, nicht vergessen worden. Friedrich ließ den russischen Staatsmann jetzt an jene Worte erinnern, als er am 19. Februar, nach wiederholter Beratung mit seinen Kabinetsministern, den Entwurf zu einem neuen, den Zeitläuften angepaßten Vertrag nach Petersburg sandte. Dort ging man gern und ganz und diesmal auch rasch auf einen Vorschlag ein, dessen unmittelbare Vorteile durchaus auf russischer Seite lagen. Das am 4. Mai 1767 zur Unterzeichnung gelangte Abkommen verpflichtete den König von Preußen, bei bewaffnetem Vorgehen Oesterreichs gegen die in Polen eingerückten russischen Truppen auf Ansuchen der Zarin mit seiner gesamten Macht eine Diversion gegen die Erblande der Kaiserin-Königin zu machen. Rußland übernahm, ihn gemäß dem Bündnis von 1764 mit einem Hülfscorps, erforderlichen Falls aber mit ganzer Macht zu unterstützen und ihm beim Friedensschluß eine den „immensen" Kriegskosten entsprechende Entschädigung zu verschaffen. Auf Wunsch der Russen wurde noch ein Artikel aufgenommen, wonach es freier Vereinbarung vorbehalten blieb, den Geldbeitrag, den Preußen 1764 für den Fall eines russisch-türkischen Krieges zugesagt hatte, in Truppenhülfe zu verwandeln.

Preußen hatte jetzt diplomatisch und militärisch seine Aufstellung genommen. Wäre es damals zum Bruche gekommen, so hätte der Krieg, allem Ermessen nach, dem Könige nur Gewinn bringen können. Seine Lage war in Anbetracht seiner Stellung zu Rußland und bei der Lethargie Frankreichs ungleich günstiger als 1756. Jetzt wie damals wurde in beiden Lagern gerüstet, in Preußen wie in Oesterreich. Jetzt wie damals war der König von Preußen entschlossen, wenn es sein mußte, vom Leder zu ziehen, zugleich aber entschlossen, den äußersten Notfall, einen wirklichen Zwang abzuwarten. Jetzt wie damals verfolgten seine militärischen Maßnahmen den Nebenzweck, über die Absichten des Gegners Klarheit zu gewinnen. Und die Klärung wurde herbeigeführt, damals wie jetzt; aber diesmal in entgegengesetzter Richtung. Weit davon entfernt, die preußischen Rüstungen als willkommenen Vorwand für die Fortsetzung der eigenen zu benutzen, wie 1756, lenkte man in Wien ein, wie 1749,[1]) und ließ beschwichtigende Erklärungen abgeben. Im Auftrage des Fürsten Kaunitz eröffnete Rugent schon Anfang Februar 1767 dem Grafen Finckenstein anläßlich der Gerüchte über österreichische Rüstungen, alles, was in Wien geschehe, gelte einzig und allein dem Plane des Kaisers zur Verbesserung seines Heerwesens. Finckenstein entgegnete, auch die preußischen Vorkehrungen bezweckten nichts anderes, als die Reiterei auf den kompletten Friedensfuß zu bringen. „Die Reiterpferde, die wir kaufen lassen, haben ihnen den Floh ins Ohr gesetzt," folgerte der König; „sie haben begriffen, daß wir mit Rußland im reinen sind." Er erklärte, jetzt die weitere Entwickelung ruhig abwarten zu wollen: „Ich bin auf alles gefaßt. Muß Krieg geführt sein, so werde ich ihn führen, und muß Friede gehalten werden, so werde ich ihn halten. Und offen gesagt, nach den Unglücksschlägen, die letzthin den Staat getroffen und erschüttert haben, wäre es zu wünschen, daß wir noch einige Jahre hätten, um ihn sich erholen zu lassen und zugleich streitbar zu machen."

[1]) Vgl. Bd. I, 473 ff.

Triumph / Russian influence at a Confederation / Radom in 1767 (Oct.).

But Austria was only making a bluff:

Es zeigte ſich dann immer deutlicher, daß die öſterreichiſchen Rüſtungen in der That nur, wie Friedrich es vermutet hatte, als Demonſtrationen gemeint geweſen waren, auf die man einen ſtärkeren Trumpf nicht folgen zu laſſen beabſichtigte. Im Juni 1767 urteilten der König von Preußen und Graf Panin übereinſtimmend, daß der Wiener Hof angeſichts der engen Verbindung zwiſchen Rußland und Preußen jetzt auf jeden Einſpruch verzichtet habe. Die Vorſicht des Staatskanzlers begegnete ſich mit der tiefen Abneigung der Kaiſerin gegen neuen Krieg. Sie ſchaudere, hat Maria Thereſia einige Wochen ſpäter dem päpſtlichen Nuntius geſagt, wenn ſie daran denke, wieviel Blut während ihrer Regierung gefloſſen ſei. Nur die äußerſte Notwendigkeit werde ſie dahin bringen, daß um ihretwillen noch ein Tropfen vergoſſen werde.

and did not intend to really intervene on behalf of Poniatowski

So verlief das Jahr 1767 ruhiger, als ihm an ſeiner Schwelle vorausgeſagt worden war. Auch in Polen kam es nicht zum offenen Bürgerkriege, zu einer Erhebung gegen die ruſſiſchen Unterdrücker. Rußland beherrſchte, wie es ſchien, mit dem unter ſeinem Schirm zuſammengetretenen Sonderbunde die Lage völlig.

Allerdings mußte dieſe Konföderation beſtändig unter eiſerner Rute gehalten werden. Zwei Gewaltakte des ruſſiſchen Geſandten Repnin bezeichnen ihre Geſchichte. Als zu Radom in Kleinpolen Anfang Juni die Einzelkonföderationen ſich verſchmolzen, gelangte die Bundesakte der Generalkonföderation in dem von Repnin vorgeſchriebenen Wortlaut doch erſt zur Unterzeichnung, als ruſſiſche Soldaten das Verſammlungshaus umſtellten und ihre Kanonen auffuhren. Und als am 3. Oktober der von den Konföderierten verlangte außerordentliche Reichstag zuſammengetreten war, konnte Repnin nicht anders zum Ziel kommen, als daß er die Wortführer der Gegenpartei, die Biſchöfe von Krakau und von Kiew und drei weltliche Würdenträger, verhaften und in die Gefangenſchaft nach Rußland abführen ließ, unter dem Vorwand, daß ſie ſich gegen die Majeſtät der Zarin vergangen hätten. „Alles iſt verloren," meldete damals der päpſtliche Nuntius nach Rom. Die vom Reichstag eingeſetzte Kommiſſion beſchloß nun wie Repnin es verlangte; ſie mußte ſich von dem Biſchof von Kujavien die höhniſche Frage gefallen laſſen: ob ſie denn auch den Koran angenommen haben würde, wenn Repnin es geboten hätte. Das große Ergebnis war, daß die Kommiſſion und demnächſt der Reichstag die ſtaatsbürgerliche Gleichſtellung der Katholiken und der Diſſidenten, ſowohl der nichtunierten Griechen wie der Proteſtanten ausſprach und den nicht katholiſchen Edelleuten den Zutritt zu allen Aemtern und Würden, allein die Königskrone ausgenommen, eröffnete. Für die Geſchäftsordnung hatte Rußland den Reformfreunden ſo viel nachgegeben, daß während der drei erſten Wochen eines Reichstages für die Erledigung der Finanzvorlagen Mehrheitsbeſchlüſſe Platz greifen ſollten.

Gathering of Local Confederations into a General Confederation at Radom in Oct. 1767.

was forced by Repnin on it. (cf. Bern)

Single concession to Russians:

Am 5. März 1768 löſte die Konföderation ſich auf, die ruſſiſchen Truppen begannen das Gebiet der Republik zu räumen.

Calm w. ref. 1768 opens:

Der König von Preußen freute ſich der politiſchen Windſtille: Europa endlich einmal nicht angefüllt „von Faktionen, Negociationen und Intriguen", nicht in den „Geburtswehen eines neuen Krieges". „Ich bin viel zufriedener," ſchreibt er am 20. Januar 1768 an den Geſandten in Wien, „wenn Sie mir

über Opern, Schlittenfahrten und ähnliche Vergnügungen von dort berichten, als wenn Sie mir politische Verwickelungen anzukündigen haben." Und an den Prinzen Heinrich nach Rheinsberg am 1. Februar: „Die beste Nachricht, die ich Ihnen von hier senden kann, ist die, daß es keine gibt."

Aber schon am 12. März meldete ihm sein Gesandter in Warschau, daß in der polnischen Ukraine eine neue Konföderation im Entstehen war. Friedrich beklagte den Zwischenfall als höchst ungelegen, da er den Russen einen Vorwand bieten werde, ihre Truppen in Polen zu lassen. Die Bewegung griff weiter um sich. Was anfangs ein „Strohfeuer" schien, kennzeichnete sich dem König von Preußen nach zwei Monaten als „ein Aufstand des ganzen Königreichs gegen das Ergebnis des letzten Reichstags". Die Stadt Bar in Podolien war der Ausstrahlungspunkt. Die Religion gab das Panier. Die Konföderation nannte sich die heilige, Lutheraner und Calviniſten, getaufte Juden und nichtunierte Griechen wurden von dem Bunde ausgeschlossen. Die große Gegnerschaft der Czartoryskis, in ihrer Hoffnung den König Stanislaus gestürzt zu sehen durch die Russen getäuscht, trat jenem Bündnis wider Rußland bei, wie vor anderthalb Jahren dem für Rußland. Der Kleinkrieg mit allen seinen Schrecken begann. Kaum mehr als 10000 Russen standen noch auf polnischem Boden. Man überfiel sie in ihren Quartieren, ermordete oder verstümmelte sie; man goß den gefangenen Kosaken siedendes Pech in den Hals. Nun sannen die Russen, wo Konföderierte in ihre Hände fielen, auf noch scheußlichere Martern.

Wie König Friedrich sofort zutreffend vermutete, wurde die Bewegung geschürt und ermutigt durch den französischen und den sächsischen Hof. Prinz Karl von Sachsen verhieß 4000 Mann aufzubringen, Frankreich sandte Gelder und Offiziere. Freilich waren die Wahrnehmungen, die Oberst Dumouriez im Lager der Konföderierten alsbald über die Zuchtlosigkeit der Truppen, über den Leichtsinn und die Liederlichkeit der Führer, ihre Eifersucht und ihre Zänkereien machte, so niederdrückend wie möglich für die fremden Gönner.

Mehr als von den Polen erwartete man in Versailles von den Türken. Die französische Diplomatie am goldnen Horn ließ es nicht an sich fehlen. Eine Verletzung der türkischen Grenze bei Balta durch die Russen im Juli 1768, bei Verfolgung podolischer Konföderierten, gab der Kriegspartei im Divan das Uebergewicht. Nach dem Sturze des friedliebenden Großveziers wurde Anfang Oktober der Krieg gegen Rußland beschlossen, der russische Gesandte Obreskow als Staatsgefangener in das Verließ der sieben Türme geworfen.

Bis zuletzt hatte König Friedrich nach dem Ereignis von Balta gehofft, daß trotz der Gärung, in welche die europäische Politik, einer siedenden Flüssigkeit gleich, geraten sei, der Friede gewahrt bleiben werde. Jetzt sah er im Gefolge des russisch-türkischen Zusammenstoßes den allgemeinen Krieg kommen, „die Frucht der Intriguen Frankreichs", falls das nicht der Penetration des Herzogs von Choiseul allzuviel Ehre erweisen heiße. „Umgeben von so viel Mächten," schreibt er am 28. November 1768, „die schon in Aktion sind oder dicht vor ihr stehen, werde ich nicht mit gekreuzten Armen stehen bleiben können; man muß sein Wörtchen mitsprechen wie die anderen."

John Casimir's prophecy in 1662.

Auf dem Reichstage von 1662 hat König Johann Kasimir von Polen seinen Landsleuten ihr Schicksal vorausgesagt. Gott möge ihn einen falschen Propheten sein lassen, rief er ihnen zu, aber er fürchte, daß dank ihrem weltberühmten Recht der freien Königswahl dereinst noch der Moskowiter, der Brandenburger und der Oesterreicher die Republik Polen unter sich teilen würden.

Zu jener Zeit hat der große Kurfürst im Marienburger Vertrag von 1656 von dem ihm verbündeten Schwedenkönig sich als Ersatz für die Kriegskosten den Besitz der vier Palatinate Kalisch, Posen, Sieradz und Lenczyca, d. h. fast des ganzen Großpolens, zusichern lassen, dann aber dieser verlockenden Aussicht mit der Abkehr von dem schwedischen Bündnis entsagt. In dem großen nordischen Kriege zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hat der König von Polen selber eine Teilung des polnischen Staatsgebiets angeregt, bei der er ein Los an das siegreiche Schweden, ein zweites an Brandenburg-Preußen überlassen und den Rest für sein sächsisches Kurhaus als Erbkönigreich behalten wollte, und nach dem Altranstädter Frieden hat derselbe König August, um die polnische Krone für sich wiederzugewinnen, den Nachbarn nochmals Stücke von Polen angeboten. Der erste König von Preußen ist 1710 auf diese Entwürfe mit Eifer eingegangen, er begehrte das polnische Preußen, Ermland und Samogitien, auch die Anwartschaft auf Semgallen und Kurland; aber nach der Vernichtung des schwedischen Heeres bei Pultawa fühlte sich Peter der Große so sehr als Herr der Lage im europäischen Osten, daß er von der Teilung eines Landes, welches jetzt ganz in seine Hände gegeben war, nichts hören wollte. Nach der zwiespältigen Königswahl von 1733 hat sowohl Frankreich im Namen seines Schützlings Stanislaus Leszczynski, wie die Zarin Anna als Patronin des wettinischen Gegenkönigs dem Berliner Hofe einen Streifen Landes zur Verbindung zwischen Pommern und Ostpreußen angeboten. Aber Friedrich Wilhelm I. fand nicht den Entschluß, für die eine oder die andere Sache offen Partei zu nehmen, obgleich er einmal geäußert hat, er wolle für Marienburg, Pelplin, Stargard und Mewe — die Stationen auf seinen Fahrten nach Königsberg oder Marienwerder — mit Vergnügen seine Ansprüche auf Jülich und Berg drangeben.

So hat auch der Kronprinz Friedrich in dem territorialen Zukunftsbild des preußischen Staates, das der Gefangene von Küstrin 1731 mit kecker Feder entwarf, Polnisch-Preußen als ein unentbehrliches Bindestück eingezeichnet. Er hat in den „Politischen Träumereien" des Testaments von 1752 nochmals auf diese Erwerbung hingewiesen, und wieder als der Krieg mit Rußland kam, hat er zu Zeiten an sie gedacht.[1])

Eben in den Herbsttagen von 1768, bei denen unsere Erzählung angelangt ist, am 7. November, brachte Friedrich eine Umarbeitung seines „Politischen Testaments" von 1752 zum Abschluß. Wieder ergeht er sich in „Politischen Träumereien"; wieder sieht er im Geiste dereinst Sachsen, Schwedisch-Pommern,

[1]) Vgl. Friedrich der Große als Kronprinz (2. Aufl.) S. 195, 265 und oben Bd. I, 299, Bd. II, 56, 243.

Polnisch-Preußen in die Grenzen seines Staates einbezogen. Dann werde man nach Befestigung einiger Weichselplätze Ostpreußen gegen russische Anschläge verteidigen können. Aber er sagt sich zugleich, daß eben Rußland diejenige Macht sei, bei der man wegen des polnischen Preußen das größte Hindernis finden würde. So werde es vielleicht besser sein, jenes Land durch Verhandlung stückweise zu gewinnen, als durch das Recht des Krieges. Vielleicht werde Rußland in einem Falle, da sich ihm der preußische Beistand als ein dringendes Bedürfnis ergäbe, geneigt sein, Thorn, Elbing und eine Bannmeile an Preußen zu überlassen, zur Verbindung von Pommern mit der Weichsel.

An sich konnte die Lage Preußens in Europa zu jenem Zeitpunkt für die Aufnahme großer Entwürfe günstig erscheinen. König Friedrich, mit seinem Rückhalt an Rußland, sah sich von den seit kürzerer oder längerer Zeit ihm entfremdeten oder verfeindeten Mächten auf einmal angelegentlich umworben.

Frankreich, sein Bundesgenosse von ehedem, nahm damals einen großen Anlauf, sein durch den Ausgang des letzten Krieges stark erschüttertes Prestige wiederherzustellen. Im Sinne seiner alten osteuropäischen Politik, die als eine ihrer vornehmsten Aufgaben die Unterstützung Polens betrachtete, hatte Frankreich die Türken zu ihrer Kriegserklärung gegen Rußland gebracht. Und den Engländern zum Tort riß man im Mittelmeer ein starkes Außenwerk an sich: durch Kauf erwarb man von der Republik Genua die Insel Korsika, auf die Gefahr hin, daß England darob zu den Waffen griff. Im Zusammenhang dieser Politik hielt es der Herzog von Choiseul nicht nur für angezeigt, die diplomatischen Beziehungen zu Preußen wieder aufzunehmen, sondern empfahl schon im Herbst 1767 dem Wiener Hofe, gleichfalls eine Annäherung an Preußen zu suchen, um diese Macht aus der engen Verbindung mit Rußland herauszuziehen und damit dessen Stellung in Polen zu schwächen.

Oesterreich ging nach anfänglichen Bedenken auf diese Anregung ein. Kaunitz, bei dem die Neigung für künstliche politische Kombinationen mit den Jahren zunahm, schwelgte in weiten Ausblicken. Er hielt einen gegen Rußland gerichteten Dreibund zwischen Oesterreichern, Preußen und Osmanen nicht für unmöglich, ja er sah bereits Schlesien unter das österreichische Zepter zurückkehren, indem er annahm, daß Preußen zwar nicht sofort, aber in der Folge, etwa beim Erlöschen des auf wenigen Augen stehenden Mannesstammes der Dynastie, sich bereit finden könne, Schlesien gegen Kurland und einen Teil von Polnisch-Preußen umzutauschen. Wohl möge sein Gedanke, meinte er, abenteuerlich erscheinen. Aber habe man nicht auch seinen großen Plan, Frankreich für Oesterreich zu gewinnen, 1749 als chimärisch bezeichnet? Und doch habe der 1756 Gestalt angenommen. Die Jugend urteilte in diesem Falle nüchterner als das Alter. Der junge Kaiser unterzog des alten Kanzlers „Projekt zu einem neuen politischen System" einer einschneidenden, abweisenden Kritik, und die Kaiserin-Königin stellte sich auf die Seite ihres Sohnes. Darin aber waren alle drei einig, daß eine Verständigung mit Preußen augenblicklich wünschenswert sei und daß man den Versuch machen müsse. In einer Audienz, die Maria Theresia am 4. September 1768 zu Schönbrunn dem preußischen Gesandten erteilte, kam der Gedanke offen zur Aussprache, daß Oesterreich und Preußen

in den Wirren des Ostens durch ihr Einverständnis den Ton angeben könnten. Maria Theresia stellte weitere Eröffnungen in Aussicht.

In London, wo das Vorgehen Frankreichs im Mittelmeer zwar ohne Einspruch, aber mit großem Unbehagen aufgenommen wurde, hatte der Staatssekretär Rochefort gegen das Ende des Jahres ein Gespräch mit dem preußischen Gesandten Maltzan über die allgemeine politische Lage und sprach schließlich die Bereitwilligkeit Englands zu Subsidienzahlungen an Preußen aus; zwar werde das Parlament in Friedenszeiten Hülfsgelder nicht bewilligen wollen, aber im Kriegsfall könne man sie doppelt reichlich bemessen.

Auch Rußland begann wieder, dem preußischen Verbündeten eine engere Verbindung mit England zu empfehlen. Im übrigen beschränkte sich Panin gegen den Grafen Solms nach dem Bruch mit der Türkei auf die allgemeine Bemerkung, daß man jetzt Preußen als Freund in der Not zu erproben hoffe.

Wie sollte der König von Preußen zwischen den entgegengesetzten Interessen, Ansprüchen und Anträgen der vier großen Mächte Stellung nehmen?

Den Westmächten gegenüber war sie leicht gefunden. Friedrich war fest entschlossen, sich ihren Händeln völlig fernzuhalten und deshalb weder mit England noch mit Frankreich eine nähere Verbindung einzugehen.

Bei der Wiederanknüpfung mit Frankreich, zu der er sich bereit fand, ging er wesentlich von dem Wunsche aus, Handelsvorteile zu gewinnen, und vermied alles, was die Russen mit Mißtrauen erfüllen und bei ihnen den Anschein erwecken konnte, als wenn er die Franzosen vielmehr suche, als sich von ihnen suchen lasse. Das dürfe ihm, sagte er dem Minister Finckenstein, nicht als spießbürgerliche Eitelkeit gedeutet werden.

Das Subsidienangebot der Briten wies er stolz und schroff zurück. „England scheint sich einzubilden," schrieb er seinem Gesandten, „daß es sich mit seinem Gelde beliebig viel Bundesgenossen verschaffen kann. England täuscht sich indessen furchtbar, wenn es sich schmeichelt, mich durch diesen Köder in seine Allianz hineinzuzerren. Nach den Verrätereien, die ich von seiner Seite zu Ausgang des letzten Kriegs erfahren habe, werde ich sicher weder sein Gold noch seine Freundschaft suchen. Der König von Preußen nimmt Subsidien nur, wenn ganz Europa gegen ihn verbündet ist und man ihm an die sieben Provinzen auf einmal entrissen hat. Und wenn sie mir Tausende an Subsidien anböten, ich werde nicht wieder ihr Verbündeter werden, es sei denn unter dem Zwang des äußersten Unglücks."

Ganz anders Friedrichs Verhalten gegen die Oesterreicher. Nach jenem huldvollen Empfange seines Gesandten durch die Kaiserin-Königin wies er diesen sofort an, gesprächsweise auf die Zweckmäßigkeit eines Abkommens für den Ruhestand des deutschen Reichs hinzuweisen. Der Gedanke fiel in Wien auf fruchtbaren Boden. Im November kehrte Graf Rugent, der kaiserliche Gesandte, mit eingehenden Instruktionen von einer Urlaubsreise nach Berlin zurück. Am 15. empfing ihn der König in Potsdam. Rugent hatte zu versichern, daß die kaiserlichen Majestäten, so wenig sie einen neuen Krieg scheuen würden, „die Beibehaltung der allgemeinen Ruhe, wenigstens in Deutschland", zum ersten und größten Endzweck ihrer Politik gemacht hätten. Der König stimmte mit Leb-

haftigkeit ein: „Wir sind Deutsche, was liegt uns daran, ob in Kanada und auf anderen amerikanischen Inseln die Engländer und Franzosen sich zusammen herumschlagen? Ob der Paoli den Franzosen wegen Korsika die Hände voll zu schaffen gibt? Ob die Russen und die Türken sich einander in die Haare fallen? So lange wir zwei, das Haus Oesterreich und ich, uns wohl einverstehen, hat Deutschland von Kriegsunruhen wenig zu befahren. Die Kaiserin-Königin und ich haben lange verderbliche und kostspielige Kriege wider einander geführet, und was haben wir endlich davon?" Rugent schlug nun vor, da der Abschluß von Verträgen unliebsames Aufsehen zu erregen pflege, so möchten die Monarchen brieflich sich bindende Zusagen geben, oder auch von Mund zu Mund bei einer Zusammenkunft. „Sie haben recht," erwiderte der König, „wir werden uns Kavalliersparole geben, wie Franz I. und Karl V., das wird sicherer sein, als alle Verträge."

Man nahm eine Zusammenkunft für den nächsten Herbst, die Zeit der schlesischen Revuen, in Aussicht. In weiteren Verhandlungen, bei denen es nicht an vorübergehenden Mißverständnissen fehlte, wurde verabredet, daß der Kaiser Anfang September zum Besuche des Königs nach Neiße kommen würde.

Eine Neutralitätserklärung für Deutschland hatte dem König von Preußen vor zwölf Jahren die Freundschaft seines damaligen Verbündeten gekostet. Graf Finckenstein mahnte zur Vorsicht: vielleicht lege es der Wiener Hof nur darauf an, Preußen und Rußland auseinanderzubringen. Der König erwiderte, die Russen würden aus seiner Haltung sehr wohl entnehmen, daß er sich von der Allianz nicht ablenken lasse; denn er erfülle alle Vertragspunkte und beabsichtige außerdem, die Erneuerung des Bündnisses zu beantragen.

In der That begann Preußen demnächst ohne Weigern mit der Zahlung der 1764 ausbedungenen Hülfsgelder für den Türkenkrieg, so schmerzlich es dem Könige ankam, diese 400 000 Rubel jährlich ins Ausland gehen zu lassen. Die Erneuerung des Bündnisses aber, von dessen acht Jahren fast fünf bereits abgelaufen waren, wünschte er sowohl an sich, weil die Verlängerung von größter Wichtigkeit für seine Machtstellung in Europa war, wie in der Hoffnung, im gegenwärtigen Augenblicke günstigere Bedingungen zu erzielen, um für sein teures Geld nicht das leere Nachsehen zu haben.

Unter dem Gesichtspunkt, daß neue Schwierigkeiten, türkische Schmerzen zu den bereits reichlich vorhandenen polnischen, die Russen den Interessen Preußens zugänglicher machen würden, hätte er das Eingreifen der Türken in die polnische Frage sich schon genehm sein lassen, wenn nicht ganz entschieden die Befürchtung überwogen hätte, daß aus diesem orientalischen Krieg ein allgemeiner Brand entstehen könnte. „Guter Gott," so seufzte er, „warum hat man sich nicht darauf beschränkt, die polnische Königswahl zu machen? Alles ging wunderschön, aber diese unglückliche Dissidentensache hat alles verdorben."

Was begehrte er nun aber von Rußland am Vorabend dieses orientalischen Krieges als Preis für die Erneuerung des Bündnisses und als Balsam für das schmerzliche Geldopfer? Ueberraschend wenig. Nichts anderes als die russische Bürgschaft für den Erbanspruch der königlichen Linie seines Hauses auf die Markgrafentümer Ansbach und Baireuth — einen Wechsel auf voraussichtlich

ferne Zukunft, der allen Wert verlor, wenn der Erbfall nicht mehr während der Dauer dieser Allianz eintrat. Er weihte am 2. November Finckenstein in diese seine Absichten ein; er nahm sich zugleich vor, die Russen kommen und einstweilen kein Wörtchen von einer Verhandlung laut werden zu lassen. Gleichwohl that er dann in einem Briefe an die Zarin vom 15. Dezember seinerseits den ersten Schritt und bot ihr nicht bloß die Verlängerung des Bündnisses an, sondern machte auch zugleich eine Andeutung über seine Hauptbedingung, „die sein Haus sehr interessierende Angelegenheit".

Denn daß er in der That nur Ansbach und Baireuth dabei im Sinne hatte, läßt mit aller Deutlichkeit sein nächster Schritt ersehen. Am 21. Januar 1769 übersandte er auf Katharinas Ersuchen einen Entwurf zu dem neuen Vertrage: der eingefügte Artikel wegen der fränkischen Erbfolge offenbarte jetzt den Russen, wie billig die Verlängerung des Bündnisses zu haben war.

Im politischen Meinungsaustausch mit dem Prinzen Heinrich hat der König später selber zugestanden, daß diese Bürgschaft für Ansbach und Baireuth, sein einziger Gewinn aus dem Bündnis mit Rußland, nicht viel bedeute; aber er vertrat dem Bruder gegenüber die Ansicht, daß einen Landzuwachs nach der polnischen Seite weder Rußland noch Oesterreich ihm gönnen würden. Heinrich nahm im Gegenteil an, daß beide sich in diesen schweren Zeitläuften wohl dazu würden bequemen müssen. „Ich will Sie als Herrn der Ufer des Baltischen Meeres sehen," ruft er dem Könige einmal zu. Erwerbung eines guten Stückes von Polen wurde allmählich des Prinzen ceterum censeo.

Vielleicht ist Heinrich schon Anfang 1769 beteiligt gewesen, wenn der König damals, vierzehn Tage nach der Uebersendung seines Vertragsentwurfes, sich nachträglich entschloß, mit aller Vorsicht einen Fühler auszustrecken. Einem Erlaß an Solms vom 1. Februar fügte er eigenhändig eine Nachschrift hinzu, einen kleinen Roman: der Graf Lynar sei nach Berlin gekommen zu einem Hochzeitsfest, derselbe, der die Konvention von Kloster Zeven abgeschlossen habe, ein großer Politiker, der aus dem Innersten des Dorfes — Lübbenau im Spreewald —, auf das er sich zurückgezogen habe, noch Europa regiere. Dieser Graf Lynar habe eine ziemlich sonderbare Idee, um alle politischen Interessen zu vereinigen und den Dingen in Europa auf einen Schlag ein anderes Aussehen zu verleihen: „er will, daß Rußland dem Wiener Hofe für seinen Beistand gegen die Türken Lemberg mit Umgebung anbiete, uns Polnisch-Preußen mit Ermland und dem Schutzrecht über Danzig gebe und sich selber als Kriegskostenentschädigung einen ihm zusagenden Teil von Polen angliedere."

Der König überließ es seinem Gesandten, ob er von dieser „Idee" mit dem Grafen Panin sprechen wollte oder nicht. Solms brachte nach einigem Zaudern seinen Wechselbalg zum Vorschein. Panin durfte, da er Preußens Bedingung für die Erneuerung des Bündnisses bereits kannte, sich auf eine rein akademische Betrachtung beschränken. Aber bezeichnend bleibt die Wendung, die er sofort der „Idee" gab. Es würde sich nicht verlohnen, drei so große Mächte in ein Bündnis zusammenzufassen einzig und allein um die Türken über den Dnjestr zu werfen; solch ein Bund müßte nichts Geringeres bezwecken, als sie ganz aus Europa und einem guten Stück von Asien zu vertreiben. Und als-

dann könne Oesterreich mit türkischem Gebiet, nicht aber in Polen, sich entschädigen, und Preußen werde in diesem Falle allerdings das polnische Preußen und Ermland beanspruchen dürfen. Rußland selbst, erwiderte Panin auf eine Frage des Grafen Solms, besitze bereits mehr Land, als man regieren könne und werde sich deshalb allemal mit einigen Grenzfestungen begnügen.

Friedrich bemerkte seinem Gesandten lakonisch, er zweifle, ob der Plan Panins so leicht auszuführen als zu entwerfen sei; in Wien werde man große Schwierigkeiten machen. Von dem Pseudo-Lynarschen Projekt ward nun nicht weiter gesprochen. Erklärten sich doch die Russen nicht einmal mit dem bescheidenen preußischen Vertragsentwurf ohne weiteres einverstanden. Die Forderung der Bürgschaft für die fränkische Erbfolge begegnete Einwänden. Wie 1763 schleppte sich die Verhandlung endlos hin. Rußland hatte den Vorteil, daß der bestehende Vertrag noch auf drei Jahre lief, während derer man also im ungestörten Genuß der preußischen Subsidien blieb. Schon war der August herangekommen, und nunmehr eröffnete König Friedrich dem Minister Finckenstein seine Absicht, die Verhandlung jetzt seinerseits hinzuziehen. Die für die Begegnung mit Joseph II. verabredete Zeit war gekommen. „Ich bin neugierig, zu hören," meinte Friedrich, „was der Kaiser mir sagen wird. Sollten wir sehr vorteilhafte Anträge erhalten, so müßte man sie zurückweisen, wenn wir die Unvorsichtigkeit gehabt hätten, uns vorschnell zu binden; während, wenn der Kaiser nichts Interessantes sagt, es noch immer Zeit sein wird, unseren Vertrag mit den Russen abzuschließen."

In der Frühe des 25. August traf der König in Neiße ein und stieg in der bischöflichen Residenz ab, begleitet von dem jetzt fünfundzwanzigjährigen Thronfolger und seinen Kriegsgefährten, dem Prinzen Heinrich, Seydlitz, Tauentzien. Um die Mittagsstunde kam der Graf von Falkenstein, denn unter diesem Namen reiste Kaiser Joseph, mit seinem Schwager, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, und den beiden nach Dauns Tode angesehensten Führern seines Heeres, Lacy und Laudon. Der Besuch währte drei Tage. Der Kaiser, der sein Inkognito streng festhielt, wohnte im Gasthofe zu den drei Kronen und war des Königs Gast nur an der Tafel, auf der in den Augen der Oesterreicher die Weine und das Obst mehr Anerkennung fanden, als die „militärische Auswahl" der Speisen. Das Wort führten bei Tisch ausschließlich die beiden gekrönten Häupter. Die Vormittagsstunden waren der Besichtigung der Truppen, die Abende der italienischen Oper gewidmet. Für die politischen Gespräche war Joseph von Kaunitz mit einer sehr ausführlichen Denkschrift ausgerüstet. Er fand keine Gelegenheit, über die künftige Regelung der Erbfolge in Preußen sich auszulassen, die Kaunitz in der Weise sich dachte, daß für die österreichische Anerkennung des weiblichen Erbrechtes im preußischen Hause der König der Nachfolge in Ansbach und Baireuth entsagen sollte. Auch ging Friedrich Erörterungen über das Verhältnis Oesterreichs zu Frankreich und sein eigenes zu Rußland möglichst aus dem Wege. Er gestand indes ein, daß das Bündnis mit Rußland ihm bisweilen unbequem sei, und daß, wenn nicht heute, so doch vielleicht in zwanzig Jahren ein Zusammenschluß zwischen Oesterreich und Preußen, das deutsch-patriotische System, wie er sich ausdrückte, erforderlich

werden könne, um den Herrschgelüsten, dem Despotismus Rußlands zu steuern. Seinen Wunsch, mit dem Wiener Hofe gute Freundschaft zu halten, betonte er stark. Und als Joseph von reiflichen Erwägungen sprach, die voranzugehen haben würden, entgegnete Friedrich mit Lebhaftigkeit: „Nein, fangen wir gleich heute an. Als ich jung war, war ich ehrgeizig; ich bin heute nicht mehr derselbe, nein, nicht mehr derselbe. Ihr haltet mich für unzuverlässig, ich weiß es, ich habe es ein wenig verdient, die Umstände verlangten es, aber das hat sich geändert."

Das Ergebnis der Verhandlungen von Neiße war, daß Joseph das Versprechen unbedingter Neutralität für alle kriegerischen Verwickelungen, das er haben wollte, von dem Könige doch nicht erhielt. Solche uneingeschränkte Zusage stand in dem aus Wien von ihm verlangten Entwurfe zu den Briefen, die verabredetermaßen zwischen den beiden Herrschern ausgetauscht werden sollten. Aber Friedrich verstand sich nur dazu, für den Fall eines neuen Krieges zwischen Frankreich und England die Nichteinmischung unbedingt zu geloben. Für alle anderen Fälle versprach er nur, den Kaiser nicht in seinen eigenen Besitzungen mit Krieg überziehen zu wollen. Diese Zusage konnte insofern unbedenklich erteilt werden, als Oesterreich auf eine bewaffnete Einmischung in die polnischen Händel längst völlig verzichtet hatte und somit nicht zu erwarten stand, daß der casus foederis des preußisch-russischen Abkommens von 1767 noch eintrat, das ja den König unter Umständen zu einem Angriff auf die österreichischen Erblande verpflichtete. Dagegen behielt Friedrich durch die Verklausulierung dieses Reverses von Neiße völlig freie Hand, wenn es wegen der Türken zum Bruch zwischen Oesterreich und Rußland kam, der Zarin sein vertragsmäßiges Hülfscorps zu stellen.

Und deshalb hielt der Kaiser den politischen Ertrag der Zusammenkunft für wenig befriedigend: die ausgetauschten Zusagen, so wie der König sie verklausuliert habe, seien ohne Bedeutung. Kaunitz urteilte, Friedrich halte offenbar die Russen für weit weniger furchtbar, als er sie hinstelle, und fürchte in Wirklichkeit nur das eine, daß der Wiener Hof sie früher oder später ihm abspenstig mache. Verstimmt über den Ausgang der ersten von ihm geführten Verhandlung und zugleich offenbar von dem Wunsche beseelt, sich der Mutter als den Unbestochenen, Unverführten zu zeigen, kennzeichnete Joseph ihr ihren großen Feind: „Ein Genie und ein Mann, der bewundernswert spricht, aber jede seiner Aeußerungen verrät den fourbe."

Der alte König hat den jugendlichen Fürsten, der diese Schilderung von ihm entwarf, damals sehr günstig beurteilt. Er war, so lesen wir in der 1775 entstandenen Fortsetzung der Histoire de mon temps, „von der liebenswürdigsten Lauterkeit und Offenheit, voll Lebhaftigkeit und Frohsinn. Eine schöne Seele, reine Absichten verbanden sich mit einem unermeßlichen Verlangen, sich zu unterrichten, und dem edlen Ehrgeiz, seinem Vaterlande nützlich zu sein. Bei einem solchen Charakter knüpften die Bande der Hochachtung und Freundschaft sich zwischen den beiden Monarchen schnell." In einem Briefe an d'Alembert nannte er gleich nach der Zusammenkunft Joseph II. den besten Kaiser, den Deutschland seit lange gehabt habe. Er glaubte in der That damals, auf dem besten Wege

zu sein zur allmählichen Herstellung eines Einvernehmens, das gegen den Ehrgeiz Rußlands ein Gegengewicht bilden mochte. Allerdings, als Prinz Heinrich ihn zu der Aussicht beglückwünschte, daß Friedrich und Joseph dereinst das römische Reich unter sich aufteilen würden wie Octavian und Antonius, da wies er solchen Optimismus zurück: nicht er mehr werde die Versöhnung erleben.

Jedenfalls hatte für jetzt der Kaiser dem Könige nichts „Interessantes" in jenem Sinne eröffnet oder vorgeschlagen, daß danach die Erneuerung des Bündnisses mit Rußland entbehrlich oder gar unzweckmäßig erscheinen konnte. Andererseits liefen unmittelbar nach der Zusammenkunft, und offenbar im inneren Zusammenhang mit ihr, Erklärungen aus Petersburg ein, die dem preußischen Standpunkt durchaus entgegenkamen. Denn man war nunmehr dort bereit, den Artikel wegen Ansbach und Baireuth ohne Vorbehalt anzunehmen, und verzichtete zugleich auf eine stärkere Bindung Preußens in der schwedischen Frage und auf die Hereinziehung Englands in das Bündnis. So stand dem Abschluß nichts mehr im Wege. Am 23. Oktober 1769 wurde die neue, den alten Vertrag bis Ende März 1780 verlängernde Urkunde in Petersburg unterzeichnet.

Die Russen hatten in ihrem Kriege gegen die Türken dieses erste Jahr erst gegen das Ende des Feldzuges mit der Einnahme der Festung Chotzim und dem Einmarsch in die Moldau einen Erfolg erzielt. Den Generalen Katharinas, spottete Friedrich in seiner alten Geringschätzung der russischen Kriegskunst,[1]) fehle es in der Taktik und Lagerkunde an den einfachsten Grundbegriffen, aber die Generale des Sultans seien noch unwissender. Das Jahr 1770 brachte größere Entscheidungen. Die Zarin entsandte ihre Ostseeflotte ins Mittelmeer, um den Inselgriechen die Freiheit zu erkämpfen. In der Bucht von Tschesme gegenüber Chios wurde am 5. Juli die türkische Seemacht vernichtet, wenige Wochen später überwältigte in Bessarabien General Rumianzow an zwei Schlachttagen zuerst das Aufgebot des Tatarenchans und dann das Heer des Großveziers. Die Pforte rief die Vermittelung Oesterreichs und Preußens an.

Unter so veränderten Aspekten hatte der zu Neiße dem Kaiser zugesagte Gegenbesuch des Königs von Preußen statt. Am 3. September traf Friedrich mit dem Thronfolger, seinem Bruder Ferdinand, dem Erbprinzen von Braunschweig und dem General Lentulus zu Mährisch-Neustadt ein. Seine Erwartung, auch die Kaiserin-Königin hier zu treffen, erfüllte sich nicht. Wohl aber hatte der Staatskanzler den Kaiser diesmal begleitet — 40 Jahre waren verflossen, seit Friedrich den jungen Grafen Kaunitz im sächsischen Lustlager bei Mühlberg zuerst gesehen hatte.[2]) Die Preußen waren in weißen Waffenröcken gekommen, um ihren Gastfreunden den Anblick des ihnen aus den Kriegen sattsam bekannten Blau zu ersparen, und als sein Rock bald die Spuren des Schnupftabaks zeigte, scherzte der König: „Ich bin nicht reinlich genug, um Ihre Farbe zu tragen." Das Gefolge hatte den Eindruck, daß Kaiser und König „ohne alle Prätensionen und Reserven" miteinander verkehrten; die Unterhaltung während den Mahlzeiten war so heiter und anregend wie nur möglich. Mit feinen Schmeicheleien

[1]) Vgl. oben S. 216.

[2]) Vgl. „Friedrich der Große als Kronprinz" S. 36 (2. Aufl.).

kargte Friedrich nicht. Indem er sich einmal den General Laudon als Tischnachbar ausbat, setzte er hinzu: „Ich habe ihn lieber an meiner Seite, als mir gegenüber," und als Laudon sich verspätet hatte, bemerkte Friedrich: „Sonst ist er oft genug früher als ich zur Stelle gewesen." Nach einer der militärischen Besichtigungen äußerte er artig: „Wenn Gott Mars sich eine Leibgarde aussuchen müßte, so würde ich ihm raten, die kaiserlichen Grenadiere zu wählen." Daß die österreichische Infanterie gegen früher sehr gewonnen habe, bekannte er auch seinen eigenen Leuten, meinte aber, er wolle nicht tauschen; die Artillerie schien ihm sehr gut, die Reiterei erbärmlich. Am dritten Tage der Zusammenkunft richtete ein Wolkenbruch furchtbare Verheerungen unter dem Lagerzeug und Gepäck der Oesterreicher an; Friedrich selbst mußte stundenlang in seinen Mantel gehüllt am Herdfeuer stehen, während Rock und Beinkleider zum Trocknen aufgehängt waren. Er sprach sein Bedauern aus, daß die Truppen ihn vermaledeien würden, diesen Teufelskerl, der selbst jetzt im Frieden ihnen Not mache. Und in der That entlockte dieser überaus störende Zwischenfall keinem Geringeren als dem Kaiser selber den Stoßseufzer: „Es scheint, daß uns dieser Mensch überall Pech bringt."

Bei den Verhandlungen führte diesmal Kaunitz für seinen Hof das Wort. Er hatte sich in seiner methodischen Umständlichkeit auf das sorgfältigste vorbereitet, den Gang, den er den Unterredungen zu geben wünschte, genau überlegt. An Friedrichs springender Art das Gespräch zu führen vermißte er logische Folgerichtigkeit; ja er glaubte in einem Falle von des Königs „kindischen" Ideen sprechen zu dürfen, die er einem Manne von soviel Geist nicht zugetraut habe. Mehr Klarheit in dieses Mannes verworrene Vorstellungen zu bringen, ihn weiter und schärfer blicken zu lehren, bezweckte nach Kaunitzens ausgesprochener Absicht der einstündige politische Vortrag, den er am 4. September dem König hielt, nachdem er vorher ausdrücklich gebeten hatte, ihn nicht zu unterbrechen. Kaunitz entwickelte hier mit eingehender Begründung die Gesichtspunkte, die beide Höfe zu befolgen haben würden, um Mißtrauen und Eifersucht aus ihrem Verkehr miteinander völlig zu bannen. In einem Schriftstück, das er seinen politischen Katechismus nannte, hatte er diese Regeln auf zehn Paragraphen gezogen — was lag näher als von Kaunitzens Dekalog zu sprechen? Die neuen zehn Gebote waren zum Teil sehr allgemeiner Natur. Greifbare Bedeutung hatte der Vorschlag, daß weder Oesterreich in Petersburg, noch Preußen in Versailles Annäherungsversuche machen solle, und daß man etwaige Bündnisanträge der Franzosen an Preußen oder der Russen an Oesterreich wechselseitig sich mitteilen möge. Auch empfahl der Katechismus, einer solle des anderen Vorteil nicht hindern, sobald es sich nur um geringe Dinge handle; wo Größeres vorliege, solle man ein auf Gegenseitigkeit beruhendes Abkommen anstreben.

Seine wohlgesetzte Rede trug dem Staatskanzler eine Umarmung und reiche Lobsprüche ein. Offenbar galt des Königs Befriedigung mehr noch der Endschaft des Vertrags, als dem Inhalt. Er erbat sich eine Abschrift des Katechismus und erklärte, die allgemeinen Leitsätze sich ohne weiteres aneignen zu können. Aber die gegenwärtige Lage störe und beunruhige ihn: dieser „verfluchte Türkenkrieg".

Es war ihm nun nicht unerwünscht, daß man ihn bevollmächtigte, den Russen eine Mitteilung darüber zugehen zu lassen, daß Oesterreich unter Umständen sich zu Gunsten der Pforte den russischen Fortschritten und Ansprüchen mit bewaffneter Hand entgegenstellen werde. Danach hoffte er, für den Sultan milde Friedensbedingungen zu erlangen, diesen sich wohlgesinnt zu erhalten und einen Krieg aus der Welt zu schaffen, der so leicht allgemeine Ausdehnung gewinnen konnte.

So schied man aus Neustadt beiderseits zufrieden. Friedrich wiederholte sein wohlwollendes Urteil über Joseph und nannte Kaunitz einen Mann von viel Geist, der sich dessen aber auch bewußt sei und einige Huldigung verlange. Kaunitz wiederum, für den ihm gespendeten Weihrauch sehr empfänglich, glaubte den König bekehrt zu haben. Er werde mit anderen Empfindungen über und für die Oesterreicher von dannen gezogen sein. „Ich habe Grund zu glauben," sagte Kaunitz, „daß er uns nun künftighin trauen wird, soweit es ihm möglich ist, jemand zu trauen, und daß auch wir ihm mehr trauen dürfen, als es bisher vernünftig gewesen wäre."

Alles kam nun darauf an, wieviel sich unter dem Eindruck der Neustädter Tage zu Gunsten der Türken, der gemeinsamen Schützlinge von Preußen und Oesterreich, bei ihren Ueberwindern erreichen ließ. In einem eigenhändigen Schreiben an Katharina II. vom 14. September legte ihr König Friedrich die Frage vor, ob die Vermittelung der beiden Mächte ihr genehm sein werde; er habe Kaunitz maßvoller gefunden, als er erwartet. Zur Erläuterung ließ er durch seinen Gesandten den Russen sagen, Oesterreich werde voraussichtlich sich ruhig halten, wofern nur Moldau und Walachei unter türkischer Herrschaft blieben. Auch bat er im Einverständnis mit dem Wiener Hofe um einen Plan zur Beilegung der polnischen Wirren.

In Petersburg hatte man die zweite Zusammenkunft der beiden deutschen Fürsten mit gesteigerter Eifersucht und Sorge sich vorbereiten und abspielen sehen. Ein so merkwürdiges Phänomen wie diese Annäherung zwischen zwei Gegnern, die aller Welt als unversöhnbar gegolten hatten, machte es der Zarin wünschenswert, ihr Verhältnis zu Preußen gleichfalls persönlicher auszugestalten und im Lichte der Vertraulichkeit und Freundschaft erstrahlen zu lassen. Der Anregung zu einer Zusammenkunft zwischen Zarin und König war Friedrich im Vorjahre ausgewichen. Nunmehr hatte Katharina bereits im Juli den Prinzen Heinrich eingeladen, seinen brüderlichen Besuch in Stockholm bei der Königin Ulrike auf Petersburg auszudehnen, und der König hatte seine Zustimmung zu der Reise erteilt.

Heinrich erreichte Petersburg am 12. Oktober. Nach den Unbilden einer langen stürmischen Seefahrt sah er sich alsbald in den Strudel der ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten und Vergnügungen hineingerissen. Aber trotz des ebenso glänzenden wie herzlichen Empfanges mußte er sich bald überzeugen, wie schwierig der ihm mit auf den Weg gegebene Auftrag war, diesen Hof zur Mäßigung und Nachgiebigkeit sowohl den Türken wie den Polen gegenüber zu bestimmen. Von Woche zu Woche war der preußische Prinz Zeuge der berauschenden Wirkung, welche die rasch sich folgenden Triumphposten vom türkischen Kriegs-

schauplatz auf die hauptstädtische Bevölkerung, den Hof, die Kaiserin ausübten. In voller Siegeszuversicht schienen ihm die Russen ganz von dem Gedanken beseelt, ihre militärischen Erfolge politisch möglichst vollständig auszunützen. Dabei ließ Graf Panin immer von neuem durchblicken, daß es leicht sein werde, die Oesterreicher, mit denen doch Preußen die Russen schrecken wollte, durch Zusicherung eines Anteils an der Beute in diesen heiligen Krieg mithineinzuziehen. Andeutungen, die den Prinzen veranlaßten, seinerseits zu bemerken, daß österreichische Erwerbungen an türkischem Gebiete dem König von Preußen in anderer Weise zu Gute geschrieben werden müßten. Aber er glaubte Grund zu der Vermutung zu haben, daß man hier sich sehr schwer dazu herbeilassen werde, Preußen einen Gewinn nach der polnischen Seite hin zu gönnen; gegen Erwerbungen in Deutschland werde man nichts einzuwenden haben.

Schon kurz vor der Ankunft des Prinzen Heinrich hatte die Zarin am 9. Oktober die Vermittelung der anderen deutschen Mächte abgelehnt, da sie sonst auch England zu dieser Vermittelung hinzuziehen müsse. Nur „gute Dienste", die schonendste Form diplomatischer Dazwischenkunft, wollte sie sich gefallen lassen, erteilte aber alsbald ihrem General Rumianzow den Befehl, durch unmittelbare Verhandlung mit dem Großvezier einen Versuch zur Herstellung des Friedens zu machen. Der Versuch mißlang. Bis man darüber klar sah, mußten die sich herandrängenden Friedensstifter hingehalten werden. Erst Anfang November übergab Panin dem Prinzen Heinrich einen Entwurf zur Herstellung des Ruhezustandes in Polen mit einigen Zugeständnissen in der Dissidentenfrage; erst am 20. Dezember ließ die Zarin eine Mitteilung über die von ihr beabsichtigten Forderungen an die Pforte nach Berlin abgehen.

Sie begehrte: es sollten Moldau und Walachei, gerade die Gebiete, die der Wiener Hof als unantastbar betrachtet wissen wollte, entweder als Entschädigung für die Kriegskosten auf 25 Jahre in russischen Besitz übergehen oder in unabhängige Staaten verwandelt werden; die große und die kleine Kabardei am Nordabhang des Kaukasus, samt Asow und einer Insel des griechischen Archipels, unmittelbar an Rußland fallen. Es sollte den Tatarenstämmen vom Djnepr bis zur Krim die Unabhängigkeit gewährt und dem russischen Handel und der russischen Schiffahrt das Schwarze Meer geöffnet werden.

Prinz Heinrich riet seinem königlichen Bruder, den Widerstand gegen dieses Friedensprogramm dem Wiener Hof und der Pforte zu überlassen. Damit werde er sich bis auf weiteres freie Hand wahren. Andernfalls laufe er Gefahr, die russische Allianz zu verlieren.

König Friedrich faßte die Lage und seine Aufgabe anders auf.

Er hatte den ganzen Herbst hindurch in seinen Briefen an den Bruder und in seinen Erlassen an den Gesandten immer von neuem den Russen Mäßigung gepredigt. Panins Hoffnung auf einen Bund mit Oesterreich schien ihm „absolut unpraktikabel", denn nie und nimmer werde Kaunitz mit den Türken, den Freunden seiner französischen Freunde, brechen wollen, um den Kuchen mit den Russen zu teilen. Die Zarin, so warnte er, stehe am Rubikon. Sie könne den Krieg nicht fortsetzen, ohne einen allgemeinen Brand zu entfesseln.

Er hatte schon die Zurückweisung seiner Vermittelung, noch mehr aber die

mit unverhüllter Beziehung auf sein Anerbieten eingeleitete direkte Verhandlung mit dem Großvezier den Russen sehr verdacht. „Die Leute können uns als Vermittler annehmen oder ablehnen, aber sie sollen sich nicht offen über uns mokieren," schalt er damals. Jetzt, am 2. Januar 1771, schrieb er dem Prinzen Heinrich: „Mir sind Hörner gewachsen, als ich die Friedensbedingungen erhielt!" Das sei eine Kriegserklärung, nicht geeignet in Wien vorgelegt zu werden; das sei zu stark, für alle europäischen Mächte unerträglich. Alle Gefälligkeit für einen Bundesgenossen habe ihre Grenzen, die Staaten lenke das eigene Interesse. Was auch die Folge sein möge, ihm sei es unmöglich, in diesem Augenblick zu dissimulieren, es gelte deutlich zu reden. Er antwortete dann der Zarin unumwunden, daß er wohl für Asow, die Kabardeien und die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer die Zustimmung Oesterreichs zu erwirken hoffen könne, für den Rest der Bedingungen nicht.

Ehe diese Antwort in Petersburg einlief, war dort eine Wendung erfolgt, die den preußischen Gast seiner Besorgnis überhob, anläßlich dieser Friedensbedingungen einen Bruch zwischen den beiden verbündeten Höfen eintreten zu sehen. Der Wiener Hof selbst leistete der ihm so ärgerlichen preußisch-russischen Allianz den Dienst, einen Ausweg aus den Fährnissen zu weisen, die ihren Bestand bedrohten.

Im polnischen Grenzgebiet nach Ungarn zu hatte sich seit dem Sommer 1769 geräuschlos eine österreichische Occupation vollzogen. Den ersten Anlaß gab das Ersuchen des Königs Stanislaus an den Wiener Hof, in dem polnischen Teile der Zips, dem nach Ungarn vorspringenden, durch die hohe Tatra von Polen getrennten Bezirk der dreizehn Flecken, den Ausschreitungen der polnischen Konföderierten zu wehren. Bereitwillig kamen die Oesterreicher dieser Aufforderung nach, nahmen aber nun alsbald Veranlassung, in der ganzen Gemarkung die kaiserlichen Adler aufzupflanzen, um einen alten Rechtstitel der Krone Ungarn in Erinnerung zu bringen, denn die dreizehn Flecken waren vor mehr als 300 Jahren, in dem Jahrhundert höchster Entfaltung der Jagellonenmacht, damals als auch Westpreußen an Polen verloren ging, durch König Sigmund von Ungarn an Wladislaw II. verpfändet worden. Im Friedensschluß von 1589, nach der Niederlage der habsburgischen Waffen in der Schlacht bei Pitschen, hatte Kaiser Rudolf auf die Wiedereinlösung des Pfandes Verzicht geleistet. Aber man besann sich jetzt darauf, daß diesem Vertrage noch die Bestätigung der ungarischen Stände fehle, man machte die weitere Entdeckung, daß das verpfändete Gebiet im Augenblick des Uebergangs an Polen weit umfangreicher gewesen sei, als der spätere Dreizehnfleckenbezirk, und der Präsident des Hofkriegsrats erhielt deshalb im Juli 1770 Befehl, die Truppen und die Grenzzeichen so weit vorzuschieben, daß nunmehr auch Teile der Starosteien Neu-Sandek, Neumarkt und Czorßtyn in den Bereich der Occupation fielen.

Sofort erhob der polnische Großkanzler auf Befehl seines Königs Einspruch. Er erhielt die Antwort, daß die Kaiserin-Königin zu einer gütlichen Beilegung der streitigen Grenzfragen gern die Hand bieten werde. Eine neue Verwahrung

blieb nicht aus, und Kaunitz, der von Anfang an Bedenken gegen die Besetzung der drei Starosteien geltend gemacht hatte, bekannte seiner Gebieterin, er könne nach dem was er von den verschiedensten Seiten über den Wert der Ansprüche höre, zu seinem Bedauern sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man nur allzu sehr recht habe, das Geschehene einfach eine Eroberung zu nennen. Maria Theresia erwiderte — es war Ende Oktober 1770 —: „Ich habe eine sehr geringe Meinung von unseren Ansprüchen." Schon aber hatte die österreichische Verwaltung in den umstrittenen Landesteilen sich häuslich eingerichtet. Eine dritte Beschwerde des polnischen Großkanzlers stellte die Thatsache fest, daß der Administrator Török den Adel der Starostei Neu-Sandek schriftlich befragt habe, ob er die Kaiserin als Erbherrin anerkenne, und zumal das Amtssiegel der österreichischen Behörde mit seiner Umschrift „Sigillum administrationis terrarum recuperatarum" gab den Polen schweres Aergernis.

Wie hätten sich die Russen diese Blöße ihrer Gegner entgehen lassen sollen? Als Prinz Heinrich am 6. Januar 1771 von einem Ausfluge nach Moskau wieder in Petersburg eintraf, stand die Kunde von dem Streit um die Starosteien im Mittelpunkt des politischen Tagesgesprächs. Am 8. Januar abends war der Prinz in kleiner Gesellschaft Gast der Kaiserin. Im scherzenden Tone erzählte sie ihm das Vorgehen der Oesterreicher und fügte hinzu: „Aber warum sollte alle Welt nicht auch zugreifen?" Der Prinz antwortete, der König, sein Bruder, habe in Polen zwar einen Kordon gegen die Pest ziehen lassen, aber keine Starosteien occupiert. „Aber warum nicht occupieren?" sagte die Kaiserin lachend. Bald darauf trat Graf Zacharias Tschernyschew, der als ein Wortführer der Kriegspartei im Staatsrate galt, auf den Prinzen zu, brachte das Gespräch auf denselben Gegenstand und schloß: „Aber warum nicht das Bistum Ermland wegnehmen? Denn schließlich muß doch jeder etwas haben!"

Das Eis war gebrochen. Man bot in Petersburg, was man bisher sorgsam vermieden hatte, den Preußen ein Stück polnischen Landes an. In den Woronzowschen Palast an der Gartenstraße, sein Absteigequartier, zurückgekehrt, entwarf der Prinz noch in der Nacht einen Bericht an den König über das, was er soeben gehört hatte: „Obgleich das nur wie im Scherz hingeworfen war, ist es doch sicher nicht um nichts und wieder nichts gesagt, und ich bin fest überzeugt, daß es sehr wohl möglich sein wird, von dieser Gelegenheit Nutzen zu ziehen." Der Prinz schloß seinen eiligen Brief mit der Ankündigung eines weiteren Berichtes über eine Unterredung, zu der ihn für morgen Graf Panin aufgefordert habe.

Diese Verhandlung des nächsten Tages galt der Haltung Oesterreichs gegenüber den russischen Ansprüchen an die Pforte. Der russische Minister wollte die Lage nicht so ernst auffassen, wie der König von Preußen. Ueber die Besetzung der Starosteien äußerte er sich nicht gerade zufrieden, von Ermland sagte er kein Wort. Im Gespräch mit dem preußischen Gesandten Solms meinte Panin, Rußland und Preußen müßten Oesterreichs Vorgehen in Polen eher hindern, als seinem Beispiel folgen; so werde er es der Kaiserin raten. Gleichwohl blieb der Prinz, wie er an den König schrieb, der Meinung, daß man nichts aufs Spiel setze, wenn man unter einem plausiblen Vorwande sich Ermlands be-

mächtige, vorausgesetzt, daß die Oesterreicher die Starosteien, auf die sie dem Vernehmen nach Rechtstitel geltend machten, wirklich genommen hätten.

In eben diesen Tagen sagte der russische Botschafter Wolkonski in Warschau zu dem preußischen Gesandten Benoit, er wünsche lebhaft, daß der Wiener Hof bei seinem Entschlusse beharren möchte, und daß Preußen und Rußland übereinkämen, ebenso zu verfahren, und zwar für ein bedeutend größeres Stück Land, das die Mühe verlohnen würde. Offenbar waren die Ansichten in den russischen Regierungskreisen geteilt. Panin hielt fest an dem wiederholt feierlich verkündeten Grundsatz, daß Rußland eine Zerstückelung Polens nicht dulden dürfe. Das war ehrenvoll für die Zarin und brachte Gewinn: den Vorteil, daß Polen ausschließlich dem russischen Einfluß unterworfen blieb. Andererseits beunruhigte das Vorrücken der Oesterreicher über die polnische Grenze. Solchen Entschlusses hatte man von dieser Seite sich wohl nicht versehen: was war dahinter zu suchen? Rußland befand sich in einem heiklen Dilemma. That man nichts, um Preußen bei guter Laune zu erhalten und an das russische Bündnis zu fesseln, so war die Gefahr vorhanden, daß Oesterreich, im Rücken frei geworden, zu Gunsten der Türken losschlug; bot man die Hand zu einer Vergrößerung Preußens, so war vielleicht noch mehr zu befürchten, daß Oesterreich losschlug, um diese Vergrößerung seines alten Widersachers zu verhindern.

Als König Friedrich den Brief seines Bruders vom 8. Januar erhielt, stand er noch ganz unter dem peinlichen Eindruck der Mitteilung über die Friedensbedingungen, die seine Bundesgenossen sich erzwingen wollten. Wohl hatten die Andeutungen, die man dem Prinzen Heinrich in Petersburg gemacht hatte, äußerlich einen Berührungspunkt mit Friedrichs eigenen Wünschen. Aber der Grundgedanke seines Pseudo-Lynarschen Projektes war die Erhaltung des Friedens, der Ausgleich zwischen Rußland und Oesterreich auf Kosten Polens gewesen, und Preußen hatte seinen Anteil am Gewinn ohne Blutzoll, als Maklerlohn, einheimsen sollen. Jetzt dagegen war dem Anschein nach dieser Gewinn nur als Kampfpreis zu haben. Denn so scharf, wie sich der Gegensatz zwischen den beiden Kaiserhöfen neuerdings zugespitzt hatte, schien der Versuch ganz aussichtslos, Oesterreich als dritten im Bunde zu gewinnen.

Friedrich war überdies nicht der Meinung, daß Oesterreich die besetzten Starosteien behalten wollte. In dem Kriege, den er erwartete, werde es sich, so urteilte er, um ganz andere Dinge handeln, als um Grenzregulierungen in Polen. Er sah also in dem versteckten Angebot Rußlands nur den kecken Versuch, ihn mit einem recht dürftigen Köder für den Krieg gegen Oesterreich einzufangen: Ermland sei nicht wert, sechs Sous dafür auszugeben. Viel geratener schien, neutral zu bleiben und die Gelegenheit abzuwarten. Jeder Augenblick, um den der Frieden sich verlängerte, gab dem Staate neue Kräfte, derweil Rußland und Oesterreich sich im Kampf miteinander erschöpfen mochten. So schrieb er dem Prinzen Heinrich am 24. Januar, und am 31. wiederholte er: „Was die Besitznahme von Ermland anbetrifft, so habe ich davon abgesehen, weil das Spiel die Kerze nicht wert ist. Die Portion ist so winzig, daß sie das Geschrei, das sie veranlassen würde, nicht lohnen würde. Polnisch-Preußen wäre der Mühe wert, selbst ohne Danzig, denn wir erhielten die Weichsel

und die freie Verbindung mit dem Königreich, eine wichtige Sache. Handelte es sich darum, Geld daran zu wenden, so wäre es der Mühe wert, sogar reichlich zu geben. Aber wenn man sich nach Kleinigkeiten reißt, so macht das den Eindruck der Habsucht und Unersättlichkeit, und ich möchte nicht, daß man mir noch mehr von diesen Eigenschaften zumißt, als man es ohnehin in Europa thut."

Also auch für Polnisch-Preußen, auch für den größeren Gewinn, wollte er nur Geld einsetzen, nicht Gut und Blut. Er sei entschlossen, eröffnete er am 7. Februar dem Minister Finckenstein, an seinem Neutralitätsplan absolut und um jeden Preis festzuhalten: „Das ist eine Erwägung, die wir im Lauf dieser Unterhandlung beständig vor Augen haben müssen, und ich verständige Sie darüber vorweg, als über einen Grundsatz, von dem ich mich niemals entfernen werde."

In diesen Anschauungen und Vorsätzen trat ein Umschwung ein mit der Wiederankunft des Prinzen Heinrich. Ihn erwartete der folgenreichste Augenblick seines politischen Lebens; er gewann auf den entscheidenden Entschluß seines königlichen Bruders einen Einfluß, wie Friedrich ihn sonst wohl niemals einem seiner Gehülfen vergönnt hat.

Noch am Morgen des 17. Februar, an dem der Prinz abends in Berlin wieder eintraf, hatte der König in einem Erlaß an den Gesandten in Wien die von den Oesterreichern besetzten polnischen Landstriche als „kleine Parzellen" bezeichnet. Tags darauf kam Heinrich nach Potsdam und blieb bis zum 24. Auch Finckenstein wurde zu den Beratungen hingezogen. Eine Niederschrift über ihren Inhalt liegt nicht vor. Aber aus allen vorangegangenen und allen folgenden Briefen des Prinzen an den König läßt sich leicht abnehmen, mit welchen Gründen er seine Sache geführt hat. Er wird noch einmal gewarnt haben, durch eine übellaunige Kritik der russischen Ansprüche, durch eine Drohung mit dem Rückzug auf die Linie der gleichgültigen Neutralität das Bündnis mit der Zarin zu verscherzen; er wird seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben haben, daß Rußland angesichts der streitbaren Haltung des Wiener Hofes zu Zugeständnissen an Preußen sich bereit finden, Oesterreich aber vor einem Kriege am letzten Ende zurückschrecken werde. „Sie halten die Wage zwischen Oesterreich und Rußland," so schrieb er dem Bruder recapitulierend bald nach dem Besuche in Potsdam; „Rußland wird sich schließlich dazu bequemen müssen, für die Vorteile, die Sie ihm verschaffen, Ihnen einen Vorteil zuzugestehen; wenn das die Oesterreicher sehen, werden sie ebenfalls einen Vorteil suchen, und so werden die drei Mächte über ihre wahren Vorteile zu einem Vergleich auf Gegenseitigkeit gelangen."

Die Frucht der Beratungen im Potsdamer Stadtschlosse, der entscheidende Erlaß an den Grafen Solms vom 20. Februar 1771, wurde von Finckenstein entworfen und von Heinrich, wie der König verbindlich sagte, „approbiert". „Wenn unsere kleinen Acquisitionsprojekte glücken," schrieb er dem Prinzen einige Wochen später, „so werden sie Ihnen, mein lieber Bruder, ausschließlich gedankt werden."

Der Erlaß an Solms geht davon aus, daß die Oesterreicher ein Gebiet, zwanzig Meilen lang, vom Saroscher Komitat bis zur schlesischen Grenze gerechnet, mit mehreren Städten und an 97 Dörfern in ihren Kordon hinein-

gezogen und die Beschwerde der Republik Polen ausweichend beantwortet hätten, so jedoch, daß ihre Absicht, alte Ansprüche geltend zu machen, deutlich werde. Auch Preußen habe derartige Ansprüche. Der König beabsichtige, das Beispiel der Oesterreicher zu befolgen und sich in den Besitz einer kleinen polnischen Provinz zu setzen, um sie herauszugeben, wenn jene von ihrem Unternehmen abstehen würden, oder sie zu behalten, wenn jene ihre angeblichen Ansprüche geltend machen wollten. Es handle sich nicht mehr darum, Polen in seinem Gesamtumfang zu erhalten, da die Oesterreicher einen Teil abgliedern wollten, sondern es gelte zu verhindern, daß diese Abgliederung das Gleichgewicht zwischen der österreichischen und der preußischen Macht beeinträchtige, dessen Erhaltung so erheblich für Preußen und so wichtig für Rußland selbst sei.

Mit welchem Eifer der König im Gegensatz zu seiner bisherigen Zurückhaltung diese Idee jetzt ergriffen hatte, läßt ein zweiter Erlaß von demselben Tage ersehen, in welchem er den Gesandten anspornte, die Gelegenheit, seinem Gebieter einen hervorragenden Dienst zu leisten, wahrzunehmen. Ob größer oder kleiner, werde die Erwerbung den Staat allemal für die an Rußland gezahlten Subsidien entschädigen. „Salbe für die Brandwunde!“ setzte der König eigenhändig unter die Ausfertigung; „Ihre Aufgabe wird es sein, zu sehen, wie Sie die Sache glücken lassen.“

Als Aequivalent für seine Subsidien also war die Erwerbung gedacht; nicht als Lohn für eine noch zu leistende Waffenhülfe. Noch immer also hielt der König daran fest, daß aus dem türkischen Kreuzzuge der Russen kein allgemeiner Kampf, keine Beteiligung Preußens am Kriege folgen solle, folgen dürfe. Die Kombination, die ihm vorschwebte, tritt uns ganz erst aus einem dritten Erlaß entgegen, der am 27. Februar an Solms abging. Panin hatte dem preußischen Gesandten, als Prinz Heinrich schon abgereist war, gesagt, wenn Rußland auf alle Vorteile aus seinem Kriege gegen die Pforte verzichten solle, so müsse man darauf denken, ihm eine Entschädigung für solchen Verzicht zu verschaffen. Eben das war des Königs Meinung. Rußland möge doch, so schrieb er an Solms, seine Entschädigung in Polen suchen. Dann entfiel für Oesterreich, so ergänzte sich die Gedankenreihe, der Anlaß zur Einmischung in den Türkenkrieg und dann wiederum für Preußen die Pflicht zur Truppenstellung an Rußland.

Noch war alles unsicher. Der König bezeichnete die dem Grafen Solms aufgetragene Unterhandlung als ebenso wichtig wie schwierig. Ob Rußland auf den Plan eingehen werde, war durchaus noch nicht abzusehen, wenn auch Friedrich daran erinnern ließ, daß mehrere Persönlichkeiten am Petersburger Hofe bereits auf denselben Gedanken gekommen seien.

Um die Mitte des März entledigte sich Solms in wiederholten Besprechungen mit Panin seines großen Auftrags. Der russische Minister verhielt sich nicht so ablehnend, wie jener gefürchtet hatte. Wohl bezeichnete er es als überaus schwierig und peinlich, daß Rußland nach so vielen feierlichen Erklärungen zu Gunsten der Unverletzlichkeit des polnischen Besitzstandes diesen Grundsatz jetzt verlassen solle; aber Solms gewann den Eindruck, daß Panin sich der Mehrheit im Staatsrat werde fügen müssen Vor jedem weiteren Schritte hielt es Panin

für erforderlich, eine Aeußerung der Kaiserin-Königin über die österreichischen Rechtsansprüche auf die polnischen Grenzgebiete herbeizuführen, und ließ den König von Preußen auffordern, die entsprechende Anfrage nach Wien zu richten.

Inzwischen hatte der Wiener Hof in richtiger Voraussicht der Deutungen und Nutzanwendungen, denen seine eigenmächtige Grenzschiebung ausgesetzt war, bereits die Formel für die öffentliche Vertretung seines Vorgehens gefunden und sich zugleich für alle Fälle eine Rückzugslinie gesichert. Schleunigst änderte man die verdächtige, verräterische Amtsbezeichnung, die der Administrator der „wiedererworbenen" Provinzen bisher geführt hatte, in einen minder vorgreiflichen Titel. Und in einem Schreiben an den König von Polen vom 26. Januar 1771 erklärte Maria Theresia sich bereit, freundschaftlich über „Arrangement und Determination der notorisch seit jeher ungewissen und strittigen Grenzen zwischen Ungarn und Polen" verhandeln zu wollen — sobald der Friede zwischen Rußland und der Pforte geschlossen und das Königreich Polen zu befestigtem Ruhestand zurückgeführt sein werde. Schon jetzt aber müsse sie erklären, daß sie unabhängig von dieser Grenzverhandlung den unter dem Namen der Zipser Städte bekannten Distrikt ihres Königreichs Ungarn wiedereinzulösen beabsichtige. Daß man im stillen hoffte, bei der freundschaftlichen Verhandlung schließlich auch die drei Starosteien zu gewinnen, erhellt aus dem Vorschlag, den Kaunitz am 18. April der Kaiserin-Königin machte: man solle eine Verständigung mit dem König von Polen auf der Grundlage suchen, daß man seinem Bruder Andreas Poniatowski die ihm zustehenden Einkünfte aus den Starosteien auf Lebenszeit ließe oder eine gleiche Summe anderweit auswürfe.

Genau im Sinne des Schreibens an den Polenkönig war nun auch die Erklärung gehalten, die der Gesandte van Swieten am 27. April in der Audienz abgab, in der König Friedrich, um gemäß der Verabredung mit Rußland die Ansicht des Wiener Hofes zu erkunden, ihm vorstellte: das Zweckmäßigste für die Erhaltung des Friedens werde sein, wenn Rußland sich für die Kosten seines Türkenkrieges nicht mit türkischem, sondern mit polnischem Gebiet entschädige, wenn Oesterreich den in Besitz genommenen Grenzstrich behalte und auch Preußen dann seine Konvenienz in Polen suche.

Schon aus dieser Unterredung und mehr noch aus einigen Gesprächen Finckensteins mit dem österreichischen Gesandten gewann Friedrich den Eindruck, daß Oesterreich dem Teilungsplan doch nicht entgegen sein werde. Zwar beteuerte jener, daß es mit der Gesinnung der Kaiserin-Königin nicht in Einklang stehe, in Polen mehr zu nehmen, als sie von Rechts wegen fordern dürfe; aber er ließ doch die Aeußerung fallen, wenn es nicht glücke, die Türken zu ausreichenden Abtretungen an Rußland zu bestimmen, werde allerdings Polen herhalten müssen. Und wenn er bei Erörterung der Einzelheiten des Plans bemerkte, daß der für Oesterreich bestimmte Anteil mit dem den Russen zu überweisenden nicht zu vergleichen sei, so zogen der König und Finckenstein den freilich unzutreffenden Schluß, daß Oesterreichs Bedenken nicht dem Teilungsplan an sich, sondern nur der Kleinheit der Portion gälten, daß nur Neid und Eifersucht noch im Wege stünden.

Nach Petersburg meldete der König tags nach der Audienz des österreichi-

schen Gesandten als vorläufiges Ergebnis, daß die Kaiserin-Königin seiner Meinung nach das occupierte polnische Gebiet behalten, nie aber in eine Abtrennung der Moldau und der Walachei von der Türkei willigen werde.

Wenigstens in dem zweiten Punkt traf Friedrich das Richtige. Davon überzeugte sich Panin am 31. Mai in einer Unterredung mit dem österreichischen Gesandten Lobkowitz. Panin teilte ihm offiziell, in Gegenwart des preußischen Vertreters, das russische Friedensprogramm mit, in welchem jetzt die Erwerbung der beiden Kabardeien gestrichen war und statt der russischen Sequestration der Donaufürstentümer nur deren Lostrennung vom türkischen Staatskörper gefordert wurde. Panin setzte hinzu, eine Andeutung des Teilungsplanes: es scheine, daß man sich in Wien für die Kosten der Rüstung mit polnischen Gebieten, auf die man Rechtsansprüche habe, schadlos halten wolle; auch Preußen werde dann vermutlich derartige Ansprüche gegen Polen erheben; dafür könne man Polen entschädigen durch die Moldau und die Walachei. Lobkowitz verlas darauf einfach den Satz seiner Instruktion, der es als mit den Interessen Oesterreichs unvereinbar bezeichnete, diese Fürstentümer von der türkischen Herrschaft befreit zu sehen.

Dem leitenden russischen Staatsmann hätte viel daran gelegen, eine Verständigung mit Oesterreich zu erzielen. Vertraulich hat er Lobkowitz gewarnt: das Vorrücken der Oesterreicher in Polen könne einen unruhigen Nachbar verleiten, das gleiche zu thun, was den Russen keineswegs erwünscht sein würde. Eine Aeußerung, die in Wien sehr beachtet wurde und wohl annehmen läßt, daß Panin eine andere Lösung, im Einverständnis mit Oesterreich auf Kosten der Türken herbeigeführt, dem Ausgleich auf Kosten der Polen im Einverständnis mit Preußen allemal vorgezogen haben würde. Bei der ablehnenden Haltung des Wiener Hofes blieb aber jetzt nichts übrig, als einseitig mit Preußen sowohl die Friedensverhandlung mit der Pforte wie den polnischen Teilungsvertrag zum Abschluß zu bringen, um dann vor den fertigen Thatsachen von den Oesterreichern ihr letztes Wort zu heischen. Unmittelbar nach der Konferenz mit Lobkowitz eröffnete also Panin dem Grafen Solms, daß er von seiner Gebieterin beauftragt sei, die Verhandlung wegen der beiderseitigen Erwerbung polnischen Gebietes mit Preußen in die Wege zu leiten und demgemäß um einen Vertragsentwurf zu bitten.

Dem Könige von Preußen war es an sich nur recht, daß die beiden Kaiserhöfe auf dem Wege direkter Verhandlung einander nicht näher gekommen waren. Um so mehr, als er sich jetzt ganz der Meinung des Prinzen Heinrich angeschlossen hatte, Oesterreich werde sich schließlich allem fügen, zumal wenn die Muselmanen inzwischen die Waffen niederlegten. Als demnächst der Wiener Hof auf die russischen Eröffnungen vom 31. Mai eine förmliche Ablehnung nach Petersburg sandte und sie nach Berlin mitteilte, sagte Friedrich zu Swieten in einer langen Audienz am 13. August: „Es thut mir leid, daß mein Projekt nicht den Beifall Ihrer Kaiserlichen Majestäten gefunden hat. Es war eine Verständigungsidee, die mir gekommen war und die ich vorgeschlagen hatte, weil ich ein Mittel finden wollte, eine Sache, die zu weit gehen könnte, ins Gleiche zu bringen; ich werde noch nach zwanzig anderen Ideen suchen, wenn ich kann, und sie Euch

vorschlagen; vielleicht findet sich eine, die Ihr Euch zu eigen machen könnt. Sehen Sie, ich bin alt, mein Hirn ist verbraucht, daher kommen mir nur hohle Ideen, aber Ihr sollt sie prüfen und beurteilen. Uebrigens bin ich in der Politik nur eine Novize im Vergleich zu dem Fürsten Kaunitz." Eine neue Variation der in Neustadt dem Staatskanzler dargebrachten Huldigungen.

Weder am preußischen noch am russischen Hofe ahnte man, daß inzwischen Kaunitz in aller Stille einen Gegenzug gethan hatte, der folgerichtigerweise hätte zum Bruch führen müssen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1771 wurde zu Konstantinopel im tiefsten Geheimnis zwischen dem österreichischen Internuntius Thugut und den Bevollmächtigten des Großherrn ein Bündnis unterzeichnet. Oesterreich verpflichtete sich, einen Uebergang der Russen über die Donau als Kriegsfall zu betrachten, und versprach der Pforte seine Beihülfe zu einem Frieden entweder auf der Grundlage des Belgrader Vertrags von 1739 oder unter anderen, nach Zeit und Umständen annehmbaren Bedingungen. Dafür ließ man sich die Abtretung der kleinen Walachei, westlich von der Aluta, und Hülfsgelder in der Höhe von 11¼ Millionen Gulden, zahlbar zum fünften Teil sofort, zu vier Teilen binnen acht Monaten, von den Türken zusichern, trotz der Abneigung Maria Theresias gegen solches Geldgeschäft: „Ich nehme nicht gerne Geld von diesen Leuten," schrieb sie nach Abschluß des Vertrages an Kaunitz. Sie hatte sich aus Gewissensbedenken erst nach langem Sträuben auf diese Verbindung mit den Ungläubigen eingelassen.

Der Staatskanzler hatte sich schon zu Anfang des Jahres zu seiner Sicherheit von der Kaiserin-Königin ein Handschreiben ausfertigen lassen, des Inhalts, daß sie sich nach reiflicher Ueberlegung fest entschlossen habe, die Erfolge Rußlands nicht mehr mit der bisherigen Gleichgültigkeit zu betrachten. Zugleich hatte sie die Zusammenziehung eines Heeres von 60000 Mann angeordnet. Durch diese Veranstaltung und durch die nunmehr in Petersburg abgegebene Erklärung, daß Oesterreich einen Donauübergang der Russen als Kriegsfall betrachten würde, glaubte Kaunitz die Lage zu beherrschen. Wirklich Krieg zu führen, hielt er für bedenklich, falls nicht, was jetzt kaum noch anzunehmen war, Preußen neutral blieb; ja, Kaiser Joseph hatte seine Stimme sogar dahin abgegeben, daß man nur mit Preußen im Bunde die Waffen gegen Rußland kehren dürfe. Gleichviel, der Staatskanzler verließ sich fest auf den tiefen Eindruck, den seine Rüstungen machen würden; des preußischen Königs „Furcht vor einem Kriege" war der, wie er meinte, unanfechtbare Ansatz seiner politischen Rechnung. So schmeichelte er sich mit der „wohlbegründeten Hoffnung", die Kaiserin-Königin „nicht nur mit Wahrung ihres Ruhmes und ihrer Sicherheit, sondern auch ohne Wagnis und Gefahr und sogar mit einigen wirklichen Vorteilen" aus allen Wirren hervorgehen zu lassen. Oder, wie Joseph es einmal zusammenfaßte, es galt: Rußland mit „einigen mäßigen Vorteilen" zu befriedigen; die Türken aus Oesterreichs Händen einen leidlichen Frieden entgegennehmen zu lassen; für das Erzhaus die kleine Walachei einzuheimsen und die dreizehn Zipser Städte samt der Herrschaft Lublo „wiedereinzulösen"; durch Verzicht auf den ganzen Rest des besetzten polnischen Grenzgebiets Rußland dafür zu gewinnen, daß es in Gemeinschaft mit Oesterreich eine Teilung Polens

verhinderte; den König von Preußen endlich, und zwar ihn allein, leer ausgehen zu lassen.

Für nicht weniger als dreizehn verschiedene Fälle hat Kaunitz damals in einer seiner großen Denkschriften vorgebaut. Zwei Umstände aber ließ er außer Betracht: daß Rußland sich keineswegs mit „einigen mäßigen" Vorteilen zu begnügen gedachte, vielmehr jetzt fest entschlossen war, sich für jeden Verzicht nach der türkischen Seite reichlich auf der polnischen zu entschädigen, und daß des preußischen Königs „Furcht vor einem Kriege" eben nur in der Einbildung von Kaunitz bestand.

Friedrich sah seit Mitte August seine Hoffnung mehr und mehr schwinden, durch den polnischen Teilungsplan zugleich den Krieg abzuwenden und sich Gewinn zu sichern. Er bezeichnete den Krieg zwischen Rußland und Oesterreich schon als unvermeidlich, es müßte denn sein, „daß der Beichtvater das Gewissen der Kaiserin-Königin erweichte wegen des für die Türken zu vergießenden Christenblutes". Er beabsichtigte nicht mehr, wie im vorigen Winter, dann neutral zu bleiben. Auch er rüstete. Er „bereitete sich auf alle Rollen vor, ohne den Krieg zu wünschen und ohne ihn zu fürchten".

Aber wenn er einerseits sich durch die Rüstungen der Oesterreicher nicht einschüchtern ließ, so verlangte er andererseits von den Russen, daß sie kein Mittel zur Verständigung mit jenen unversucht ließen. Noch schwebte die Streitfrage, in welcher der König von Anfang an den springenden Punkt erkannt hatte; von ihrer Erledigung in seinem Sinne ließ er die Zusage seiner Waffenhülfe abhängen. „Panin," schreibt er am 14. August an den Prinzen Heinrich, „muß sich entscheiden über Moldau und Walachei, darin liegt der Knoten." Bei der Verhandlung über den polnischen Teilungsvertrag machte er nunmehr, am 30. September, die Fortdauer der türkischen Oberherrschaft über die beiden Fürstentümer ausdrücklich zur Bedingung.

Damit wollte er den Oesterreichern ihren Rückzug erleichtern. Hatte er doch soeben gehört, wie Maria Theresia im Grunde ihres Herzens dachte. In einer langen Unterredung mit dem preußischen Gesandten Rohd hatte sie am 5. September appelliert an die freundschaftliche Gesinnung seines Königs: in Friedrichs Hand liege es, die Russen zum Verzicht auf die Donaufürstentümer zu bestimmen und dann die Türken zur Annahme der sonstigen russischen Bedingungen geneigt zu machen. Friedrich war aufrichtig erfreut. Er las den Bericht seines Gesandten dem Oesterreicher van Swieten vor, der sich „ein wenig deroutiert" fühlte; er brauchte beständig den Ausdruck „das Ultimatum des Wiener Hofes" und gab seine Befriedigung in beinahe stürmischer Weise zu erkennen. „Seine Lebhaftigkeit," berichtete Swieten nach Wien, „und sein Eifer für den Frieden waren außerordentlich; meine Arme, Schultern und Hände haben zum öfteren den Druck seiner Gesten zu spüren bekommen."

Auch Kaunitz fühlte sich durch die Offenherzigkeit seiner Gebieterin „deroutiert". Er beklagte sich bitter, durch die Erklärung der Kaiserin das Werk dreier Jahre zerstört zu sehen; denn niemand werde jetzt mehr an den Ernst der österreichischen Kriegsvorbereitungen glauben. Er beeilte sich, durch den Gesandten in Berlin die Aeußerungen der Kaiserin abschwächen zu lassen, und dort setzte man deshalb die eigenen Rüstungen einstweilen fort.

Endlich, erst in den Weihnachtstagen, erhielt König Friedrich von der Zarin die bindende Erklärung, daß sie, so schmerzlich es ihr sei, christliche Provinzen unter das Joch der Ungläubigen zurückkehren zu lassen, die Donaufürstentümer herausgeben wolle. Und nach einem weiteren Monat gab van Swieten dem preußischen Hofe Kenntnis von der nach Petersburg gesandten Erklärung seiner Regierung, daß Oesterreich nach Beseitigung jenes Streitpunktes den Rest der russischen Vorschläge in Konstantinopel unterstützen werde und zugleich bereit sei, sich über die Erwerbung polnischen Gebietes mit Rußland und Preußen zu verständigen.

Die Entscheidung in Wien war erfolgt unter dem doppelten Eindruck neuer türkischer Niederlagen und der Erkenntnis, daß Rußland und Preußen in der polnischen Frage bereits handelseins geworden seien. Noch immer aber wünschte man das Odium der Vergewaltigung Polens auf die beiden anderen Mächte allein abzuwälzen. Sieben verschiedene Projekte hatte Kaunitz wieder ausgeklügelt, alle darauf berechnet, dem Erzhause statt polnischen Gebiets Landgewinn anderwärts zu verschaffen. Unter allen Lösungen die liebste wäre ihm gewesen, statt der polnischen Teilung eine Teilung der europäischen Türkei zwischen den beiden Kaiserhöfen, mit Wiederherstellung ihrer alten Allianz und Abkehr Rußlands von Preußen. Nie aber hätte Maria Theresia zu solchem Verrat an ihren islamitischen Verbündeten die Hand geboten. Dagegen war sie ganz damit einverstanden, daß noch ein Versuch gemacht wurde, durch ein Tauschgeschäft mit Preußen um die polnische Erwerbung herumzukommen.

Van Swieten wurde mit den erforderlichen Vorschriften versehen. Am 4. Februar 1772 entledigte er sich vor König Friedrich seines heiklen Auftrages. Er begann damit, daß sein Hof geneigt sein würde, durch das ihm zugedachte, aber nicht eben zusagende Teilstück polnischen Landes den für Preußen bestimmten Anteil zu vergrößern. „Aber," fragte der König, „warum wollt Ihr, daß ich Eure Portion nehme? Ich verstehe nicht." Nun gab jener die Erläuterung: „Eure Majestät könnte uns die Grafschaft Glatz und ein Stück von Schlesien abtreten." — „Comment! Comment!" rief der König mit Lebhaftigkeit. Van Swieten bot seine ganze Beredsamkeit auf, um den Vorschlag einleuchtend zu machen, bis der König ihm bedeutete: „Aber der Kaiser hat mir selbst versprochen, daß er niemals daran denken würde, Schlesien oder Glatz wiederzuhaben, und Fürst Kaunitz hat es mir sehr förmlich und feierlich wiederholt."

Drei Tage nach dieser Unterredung schrieb Friedrich an Finckenstein: „Ich merke, wie Kaunitz sich bedrückt fühlen muß, seinen Plan gestört und sich genötigt zu sehen, den Umständen zu weichen. Aber was auch die Projekte sein mögen, die er in seinem Haupte wälzt, so glaube ich doch hinreichend wahrzunehmen, daß er nicht vom Leder ziehen will, und diese Ueberzeugung genügt mir, um mich zu beruhigen und um für den Verlauf unserer Angelegenheiten das Beste zu hoffen. In der That, vorausgesetzt, daß wir festhalten, Rußland und ich, und daß mein Vertrag mit dieser letzteren Macht gezeichnet wird, wird der Wiener Hof wohl sich fügen und sich schließlich gern oder ungern mit der Portion begnügen müssen, die ihm von Polen angewiesen werden wird."

Inzwischen war der preußisch-russische Teilungsvertrag am 15. Januar zu

Petersburg in der That unterzeichnet worden. Ein Zusatzartikel betraf den Fall, daß die beiden Mächte aus diesem Anlaß Krieg mit Oesterreich bekamen. Aber am 5. August 1772 hat der Wiener Hof sich dem Abkommen angeschlossen.

Niemand hat damals das Vorgehen der Teilungsmächte gegen Polen und ihr eigenes Vorgehen schärfer verurteilt, als Maria Theresia. Bis zuletzt hat sie gegen die Politik ihrer Berater angekämpft. Mehr als einmal offenbart sich in ihren Briefen und Denkschriften ihre ergreifende Gewissensangst. Sie bekennt, daß sie sich schämt, sich sehen zu lassen. Als alle ihre Länder angefochten waren, habe sie sich auf ihr gutes Recht und den Beistand Gottes gestützt; jetzt sei das Recht himmelschreiend gegen sie. Seit dem Anfang ihrer unglücklichen Regierung sei all ihr Trachten auf eine wahrhaftige und gerechte Haltung, Worthalten, Mäßigung und treue Erfüllung ihrer Verpflichtungen gerichtet gewesen, das habe ihr das Vertrauen, ja die Bewunderung von ganz Europa, die Ehrfurcht und Anerkennung selbst der Feinde gewonnen. Seit einem Jahr sei das alles verloren, und nichts auf der Welt habe sie mehr geschmerzt, als dieser leider nicht unverschuldete Verlust ihres guten Rufes.

In der österreichischen Politik seit 1770 sah sie eine lange Kette von Fehlern. „Der allzu drohende Ton gegen die Russen, unser geheimnisvolles Betragen sowohl gegen unsere Verbündeten als gegen unsere Gegner, alles folgte aus dem von uns aufgestellten Grundsatze, aus dem Kriege zwischen der Pforte und Rußland Gewinn zu ziehen, um unsere Grenzen auszudehnen und Vorteile zu erlangen, an die man vor dem Kriege überhaupt nicht gedacht hatte. Man wollte auf preußische Manier handeln und gleichzeitig den Anschein der Ehrlichkeit retten.“ Jetzt habe man sich in die Lage gebracht, selbst von dem König von Preußen der Falschheit und Doppelzüngigkeit beschuldigt zu werden, und zwar mit Recht.

Am meisten schmerzte es die Kaiserin, daß die beiden anderen Teilungsmächte nicht unterließen, auf das Beispiel hinzuweisen, das Oesterreich ihnen gleich im Anfang mit der Besetzung polnischer Grenzlande gegeben hatte. „Unsere Unternehmungen gegen polnisches Gebiet,“ sie gestand es ein, „gewährten dem Könige von Preußen einen Vorwand, einen Teil dieses Königreichs zu besetzen. Unsere Konvention mit der Pforte gab Anlaß zu der zwischen Preußen und Rußland. Unsere kriegerischen Kundgebungen bestimmten die russische Macht, ihre Anstrengungen zu verdoppeln und sich mehr und mehr des Königs von Preußen zu versichern, indem sie ihm einen Anteil an der Zerstückelung Polens zugestand.“ Statt selbst im trüben zu fischen, um einige elende Distrikte zu erlangen, hätte man, so meinte die Kaiserin, sich darauf beschränken sollen, für den Fall eines preußischen Anschlags auf Polen ein Heer zum Einmarsch in Schlesien bereit zu halten.

Wie Maria Theresia lehnte auch Kaunitz die Verantwortung von sich ab; beide, die alte Kaiserin und ihr Kanzler, wälzten sie dem jungen Kaiser zu. Preußen habe, sagte Kaunitz in einem Rückblick, so lange nicht den kleinsten Schritt zur Vergrößerung auf Kosten Polens gewagt, bis Oesterreich die anfangs nur im Interesse der eigenen Sicherheit geplanten Maßnahmen für den Grenzschutz wider seinen, des Staatskanzlers, Rat „in einen Eroberungsplan“ ver-

wandelt und dadurch dem Könige von Preußen die gewünſchte Gelegenheit gegeben habe, ſich auf dieſes Beiſpiel zu beziehen.

Als Friedrich der Große 1775 bei Fortſetzung ſeiner zeitgeſchichtlichen Denkwürdigkeiten die Geſchichte der polniſchen Teilung ſchilderte, ſchrieb er, daß ein ſo entſcheidender Schritt wie die Beſetzung der an die Zips anſtoßenden Staroſteien durch die Oeſterreicher den Teilungsvertrag „verurſacht“ habe. Indem der königliche Geſchichtſchreiber einige Jahre ſpäter ſeinen erſten Entwurf umarbeitete, hat er ſorgſam abwägend den Ausdruck dahin abgeſchwächt, daß der Schritt der Oeſterreicher dem Teilungsvertrage „am meiſten die Wege geöffnet“ habe. Die Wege geöffnet — in dem Sinne, daß ohne jenes Vorgehen Oeſterreichs Rußland ſich dem Wunſche Preußens nach Erwerbung des Zwiſchenlandes zwiſchen ſeinen alten Provinzen nicht ohne weiteres gefügt haben würde.

Vierter Abſchnitt.

Weſtpreußen.

Die Opfer an Land und Leuten, welche die Teilungsverträge von 1772 dem polniſchen Reiche auferlegten, ſind nicht ſein erſter Eigentumsverluſt geweſen. In den Zeiten ſeiner Machtfülle, nach der Vereinigung mit Litauen, unter der kräftigen Fremdherrſchaft der Jagellonen ſchnell emporgeſtiegen, zum Schrecken und Schaden ſchwächerer Nachbarn, hatte das große Reich ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert einen erheblichen Teil ſeiner Eroberungen wieder aus der Hand geben müſſen: im Frieden von Oliva Livland an Schweden und kleinere Gebiete ſamt der Souveränetät über das Herzogtum Preußen an Brandenburg, im Frieden von Andruſſow weite Landſchaften am Dnjepr mit Smolensk, Tſchernigow und Kiew an Rußland.

Durch das Abkommen von 1772 erwarb Preußen das Bistum Ermland, die Woiwodſchaften Marienburg, Kulmerland und Pomerellen, aber nicht die Städte Danzig und Thorn; dazu Teile der großpolniſchen Woiwodſchaften Poſen, Gneſen, Inowrazlaw und Brzesk; Rußland das bisher im polniſchen Beſitz gebliebene Stück von Livland und die weißruſſiſchen, zum großen Teil von griechiſchen Katholiken bevölkerten Gebiete Litauens öſtlich von der Düna und von der Quelle des Drujak bis zu deſſen Einmündung in den Dnjepr; Oeſterreich die nach den alten Landen Halitſch und Wladimir benannten, aus den Stücken von ſieben kleinpolniſchen Woiwodſchaften zuſammengeſchlagenen Königreiche Galizien und Lodomirien. Als die Oeſterreicher gegen den Buchſtaben der Petersburger Abkunft über Bug und Weichſel noch hinausgriffen und ihre Grenzen durch den fruchtbarſten Teil Podoliens von der Podgorze zum Zbrucz vorſchoben, hat auch König Friedrich Veranlaſſung genommen, ſeinen Anteil zu erweitern. Die Vertragsbeſtimmung, daß die Netze Grenze ſeiner Erwerbung ſeien und ganz (en entier) ihm gehören ſolle, wurde dahin ausgelegt, daß am linken Ufer des Stroms bis zur Südſpitze des Goplo-Sees eine Liſiere — das Ueberſchwemmungsgebiet der Netze, wie man ſagte — von Preußen beanſprucht werden dürfe. Nur ein kleiner Teil des unter dieſer Begründung beſetzten Gebietes iſt nach

endlosen Verhandlungen mit Rußland und Polen, da auch Oesterreich seine nachträgliche Forderung einschränkte, wieder geräumt worden.

Bei einer von der russischen Regierung veranlaßten vorläufigen Schätzung war man davon ausgegangen, daß die Lose der drei Mächte an innerem Wert, der Umfang, die Bevölkerungszahl und die Erträge ineinander gerechnet, sich gleich sein sollten. Nach dieser russischen „Evaluation" wurde für den preußischen Anteil angenommen, daß er, sowohl an Umfang wie an Einwohnern, hinter den beiden anderen zurückbleiben, aber an Einkünften mehr als das Doppelte des österreichischen, mehr als das Dreifache des russischen Anteils abwerfen würde. Zu einer irgendwie sicheren Vergleichung waren doch die damals verfügbaren statistischen Unterlagen viel zu dürftig. Ueber Bodenfläche und Seelenzahl ihrer Erwerbungen haben sich die neuen Besitzer nur allmählich und immer noch nur ungenau zu unterrichten vermocht. Der Landzuwachs Preußens, damals auf 630 Quadratmeilen angenommen, war in Wirklichkeit um etwa 30 größer; der russische hat nicht ganz 1700 Quadratmeilen betragen; der österreichische nicht 2700, wie bei der Besitzergreifung ein Ingenieur berechnete, sondern nur wenig über 1500.

Der Besitzergreifung trat nirgends Widerstand entgegen. Westpreußen hatte sich in die Gemeinschaft mit der Republik Polen nie ganz hineingelebt. Im ersten Jahrhundert nach der Losreißung von der Ordensherrschaft nur durch Personalunion mit dem Jagellonenreiche verbunden, hatte das eroberte Land noch seine alte landständische Verfassung bewahrt; damals durfte auf dem Gesamtlandtage der drei preußischen Palatinate nicht polnisch gesprochen werden. Erst der Lubliner Reichstag von 1569 hatte der Sonderstellung von Polnisch-Preußen ein Ende gemacht; erst seitdem erschienen preußische Landboten auf der polnischen Reichsversammlung, von der man dann freilich die Städtevertreter schnell verdrängt hat. Im letzten Jahrhundert war diese Reichsstandschaft ganze Jahrzehnte hindurch unterbrochen gewesen; denn von 1713—28 und von 1735—60 waren die westpreußischen Gesamtlandtage, auf denen die Abgeordneten zum Reichstage zu wählen waren, nie zu stande gekommen. Jetzt begrüßten in Westpreußen die zahlreichen Protestanten, wie vor einem Menschenalter ihre Glaubensgenossen in Schlesien, die neue Landesherrschaft mit ungeheuchelter Freude; sie, die bisher, wie es in einem Bericht an den König heißt, der „Härte und Gewalt" des polnischen Adels und der katholischen Geistlichkeit hülflos überantwortet gewesen waren. Noch standen die Greuel des Thorner Blutbades von 1725 in schreckhafter Erinnerung; hoffte doch der König, daß alles, was dissidentisch in Polen war, jetzt bei ihm eine Zuflucht suchen würde. Aber auch unter den Katholiken fehlte es nicht an solchen, die mit dem Uebergang unter preußische Botmäßigkeit ganz einverstanden waren. Die gelehrte Gräfin Skorzewska, am Berliner Hofe längst wohlbekannt und von dem König als „eine Art Phänomen" gepriesen, kam bei Nacht und Nebel verkleidet zu dem preußischen Grenzkommissar gefahren, um ihn zu bestimmen, ihre Güter am linken Netze-Ufer in die Abmarkungslinie hineinzuziehen. Vorsichtshalber wurden auf dem platten Lande bei dem gemeinen Mann Haussuchungen nach Waffen angestellt, die aus dem letzten Bürgerkrieg noch vorhanden sein mochten; indes war die neue

preußische Provinz schon seit zwei Jahren von den Streifzügen der Konföderierten nicht mehr heimgesucht worden. Wo in der Nachbarschaft jenseits der neuen Landesgrenze einzelne Staroſten bewaffnete Haufen als sogenannte Haustruppen zusammenzogen, erschienen preußische Kommandos, um die sofortige Auflösung dieser Banden zu fordern. Bei solchen und ähnlichen Anlässen blieben zwischen den preußischen Offizieren und den polnischen Edelleuten Reibungen nicht aus; aber als der Generalmajor Lossow einen Magnaten fordern zu müssen meinte, schrieb ihm der König: „Meine Generals würden viel zu schaffen haben, wenn sie sich mit jedem dergleichen polnischen Narren und Windbeutel wollten zu thun machen und herumschießen — es sollte mir leid sein, um solch einer polnischen Kanaille halber einen braven General zu riskieren."

Er hatte sich seine Anschauung von den polnischen Edlen gebildet, als er sie, noch Kronprinz, 1735 zu Königsberg an dem Emigrantenhofe des Königs Stanislaus beobachten konnte, wie sie den französischen Gesandten umschwärmten, wenn er Wechsel bekommen hatte, und unsichtbar wurden, sobald der Franzose sein Geld verteilt hatte — so hat Friedrich das erbauliche Schauspiel dreißig Jahre später einem russischen Diplomaten geschildert. Die Polen, „diese ganze imbecille Gesellschaft mit den Namen auf ki", blieben ihm „eine in jeder Hinsicht verächtliche Nation", deren einzige Entschuldigung ihre Unbildung sei: „stolz in der Sicherheit und feige in der Gefahr". Mit welchem Hohn überschüttet nicht sein 1771 entstandenes burleskes Heldengedicht „La guerre des Confédérés", ein Seitenstück zu dem Palladion von 1749,[1]) die Kämpen der „heiligen" Konföderation von Bar, die „Bastardkinder der Zwietrachtsgöttinnen", sie selber und ihre zelotischen geistlichen Hintermänner! Ohne Frage spannte hier die Satire ihren Bogen zu straff; denn wenn auch Dumouriez und die anderen Franzosen im konföderierten Lager über die polnische Wirtschaft dieser Glaubenskämpfer kaum minder wegwerfend urteilten als Friedrich, so bildet immerhin jener vierjährige Guerillakampf gegen die russische Invasion ein nicht unrühmliches Blatt in der Geschichte des polnischen Zersetzungsprozesses.

Nun aber war auch schier alles ausgeschöpft und verbraucht, was an Kräften des moralischen und physischen Widerstandes in der unglücklichen Nation noch vorhanden gewesen war. Ohnehin wurde jeder weitere Kampf völlig aussichtslos in dem Augenblick, da nicht bloß Preußen mit den Russen gemeinsame Sache machte, sondern auch Oesterreich, auf dessen Unterstützung die Liga von Bar bis zuletzt gehofft hatte. Nach dem Fall ihrer letzten Vesten entwichen die Führer der Konföderierten, wie der wackere Pulawski, in das Ausland.

Niemand wird die polnischen Unabhängigkeitskämpfer schelten dürfen, weil sie angesichts der ungeheuren gegen ihr Vaterland zusammengetretenen Koalition die Waffen niederlegten. Aber noch hätte dem vergewaltigten Reiche zur Rettung der nationalen Ehre der Weg des passiven Widerstandes offen gestanden. Es hätte gegolten, dem Gewaltakt des Dreibundes unter keinen Umständen die legale Anerkennung, die Sanktion durch einen Reichstagsbeschluß zu erteilen.

Auf eine feierliche Anerkennung ihrer Erwerbungen, eine Abtretung in

[1]) Bd. I, 506 (2. Aufl.).

rechtlichen Formen, legten die drei Mächte, wie sich versteht, den größten Wert. Um eine Art Grundlage für die Verhandlung zu schaffen, veröffentlichten sie Manifeste über ihren angeblichen Rechtstitel. „Wir wollen für die Gültigkeit unserer Rechte nicht einstehen, auch nicht für die der russischen und noch weniger für die der österreichischen," schreibt König Friedrich in demselben Geschichtswerk, in welchem er die Ansprüche seines Hauses auf Schlesien als „unbestreitbar" bezeichnet hatte.

Zum 19. April 1773 stand die Eröffnung des Reichstags bevor, der mit den drei Nachbarn über die Abtretung verhandeln sollte. Der Zarenhof empfahl den beiden anderen Mächten das russische Hausmittel, das auf so vielen polnischen Reichstagen Wunder gewirkt hatte: die Bestechung. Kaunitz war zweifelhaft. Er meinte, es sei von dem polnischen Adel nimmermehr zu erwarten, daß er sich mit dem Vorwurf des Vaterlandsverrates beladen werde; er hielt deshalb Zwang für ein sichereres Mittel und schlug die Besetzung noch weiterer polnischer Gebiete vor. Man entschied sich dann für ein gemischtes System, bei dem Ueberredung, Zwang und Bestechung ineinandergreifen sollten. Die drei Gesandten, der Russe Stackelberg, der Preuße Benoit und der Oesterreicher Reviczky, die Triumvirn, wie sie sich nannten, verständigten sich über die Verwaltung einer gemeinsamen Kasse, aus der die Blutgelder an die Senatoren und die Landboten gezahlt wurden. Es kam, wie Saldern, Stackelbergs Vorgänger, beim Scheiden aus Warschau geraten hatte: „Versorgen Sie sich nur gut mit Kassa, allhier muß jeder vier bis sechs Freunde unter den Personen von Gewicht und eine Anzahl Schreier haben; es genügt nicht, Geld unter diese Leute auszuteilen, man muß mit ihnen leben, sie bewirten und trunken machen, in vino veritas!"

Schon hatten Fürst Adam Czartoryski und andere Magnaten ihren Frieden mit der Zarin geschlossen, der eigentliche Geschäftsführer der drei Mächte auf dem Reichstage aber wurde der Reichstagsmarschall Graf Poninski. Die Versammlung tagte, um dem Liberum veto die Spitze abzubrechen, in den Formen eines Konföderationsreichstages[1]). Am 14. Mai überwies das Plenum die Verhandlung mit den Mächten einer Delegation; bis dahin hatte die Kasse der Triumvirn 8000 Dukaten aufgewendet. Um die Mitte des September waren die Gesandten mit der Delegation einig; am 30. wurden die Ausschußbeschlüsse vom Reichstage nach mehreren erregten Sitzungen einstimmig angenommen. Voll Genugthuung meldete der österreichische Gesandte nach Hause, die Formen seien derart gewahrt worden, daß es ganz den Anschein habe, als ob ein ungezwungener und freiwilliger Vergleich abgeschlossen worden sei; auch habe die Sache nicht viel Geld gekostet, nur 15000 Dukaten für jeden der drei Höfe aus der gemeinsamen Kasse. Die Volksvertreter waren nicht allzu anspruchsvoll gewesen, ein polnischer Fürst hat seine Stimme für 30 Dukaten gekauft, und manche hatten kein Gold genommen, sondern sich mit einigen Tonnen Salzes begnügt.

Mit Beschämung gewahrte der sächsische Gesandte Essen, der an sich mit seinen Sympathien auf der Seite der Polen stand, wie schmachvoll diese Märtyrer

[1]) Vgl. oben S. 446.

sich gebärdeten und wie die Ausschußmitglieder am Pharao-Tische dieselben Friedrichsdor und Imperiale auf die Karte setzten, die sie eben von dem preußischen oder russischen Gesandten erhalten hatten. Und der päpstliche Nuntius bestätigte ihm, daß die geistlichen Herren nicht besser seien als der Laienadel. „Es ist fast nicht mehr möglich, das Bild der hiesigen Vorgänge zu zeichnen," klagte dieser sächsische Diplomat; „soviel die Zeitungen auch darüber schreiben mögen, sie sagen nicht genug. Sie sprechen nur von Inkonsequenz, von Leichtfertigkeit und von den lächerlichen Erscheinungen, aber sie kennen nicht die Rechtsverletzungen, die Räubereien, das öffentliche Feilbieten der Erkenntnisse in den Prozessen, den Ruin ganzer Familien und die schauderhaften Dinge, welche die Häupter der Delegation treiben, wofern nur Gold in ihre Beutel rinnt. . . . Auch läßt mich diese Verderbtheit, dieser Sittenverfall fürchten, daß das Unglück der Nation noch nicht an seinem Ziele ist."

Mangel an Gemeinsinn und schmutzige Habgier, Parteifanatismus und Korruption, alle schon so oft gegeißelten Schäden des öffentlichen Lebens, alle wüsten Auswüchse der polnischen „Anarchie" waren auf diesem Reichstage, der die Augen von ganz Europa auf sich lenkte, in erschreckender Weise zu Tage getreten.

In ihrer Anarchie, in der Auflösung aller staatlichen Ordnung und politischen Zucht, ist den Polen zuerst die Integrität ihres Gebietes und zwei Jahrzehnte später ihre nationale Selbständigkeit verloren gegangen. Nachdem sie selbst in wahnwitziger Lemurenarbeit die Fundamente ihres Staatswesens abgegraben hatten, mußte der Bau endlich zusammenbrechen.

Diese polnische Anarchie war gehegt und gepflegt worden nicht bloß von den Polen selbst, als das gepriesene Palladium ihrer republikanischen Freiheit, sondern auch von den auswärtigen Mächten. Nicht bloß von den Nachbarn, sondern auch von denen, die sich als die Erbfreunde und berufenen Beschützer Polens hinstellten. Denn auch französische Staatsmänner haben noch 1760 die polnische „Anarchie" als für Frankreich ersprießlich bezeichnen zu sollen geglaubt, ganz wie vom russischen Standpunkte aus Katharina II. von der „glücklichen Anarchie" Polens sprach.

Frankreich hat sich angesichts der polnischen Teilung mit seiner historischen Beschützerrolle wohlfeil abgefunden, indem es an dem verbündeten Wiener Hofe eine vorwurfsvolle Vorstellung anbrachte, die dem Fürsten Kaunitz die sarkastische Bemerkung entlockte, dieser Unmut werde schnell verrauchen: „vanae sine viribus irae." Auch der Versuch Frankreichs, seinen alten Feind England zu gemeinsamem Einspruch gegen das Vorgehen der drei Ostmächte zu gewinnen, mußte sich seiner Aussichtslosigkeit von vornherein bewußt sein. Das britische Kabinet beschränkte sich darauf, seinen Vertretern im Ausland zu eröffnen: obgleich der Teilungsvertrag die Befürchtung nahelege, daß der Handel Europas darunter leiden könnte, so messe doch weder der König von England noch eine andere handeltreibende Macht der Veränderung solche Bedeutung bei, daß man sich ihr direkt widersetzen müsse. England beunruhigte sich erst, als Klagen aus Danzig nach London kamen, und stachelte nun die Danziger zum Widerstand gegen Preußen auf, sah aber sofort von dieser Einmischung ab, als ein Edikt vom 11. Mai 1774 dem

britischen Handel in Westpreußen die unter polnischer Herrschaft ihm gewährten Vergünstigungen auch für die Zukunft verbürgte.

Auf den ersten Blick fällt an dem Vorgang von 1772 nur die eine Seite auf, daß drei Starke einen Schwachen vergewaltigt haben. Vom Standpunkt der preußischen Geschichte tritt uns vielmehr die Kehrseite entgegen, daß die eine der drei Teilungsmächte den beiden anderen, die miteinander verbündet noch vor kurzem den erbittertsten Krieg gegen die dritte geführt hatten, mit den Waffen der Diplomatie einen großen politischen Erfolg abgerungen hat. Kaunitz hatte es im Jahre des Hubertsburger Friedensschlusses als unverrückbaren Grundsatz für die österreichische Politik aufgestellt, daß man Polen in seinem Besitzstande zu erhalten suchen müsse; er hatte damals gemeint, daß die Erwerbung einer Landesverbindung zwischen Weichsel und Oder für Preußen noch von größerem Vorteil sein würde, als die Eroberung Schlesiens. Und noch mehr als Oesterreich hatte Rußland wünschen müssen, Preußen an der Weichsel nicht festen Fuß fassen zu sehen.

Rußland erhob seit dem Beginn des Jahrhunderts den Anspruch, als der Erbe Schwedens das altumstrittene dominium maris baltici auszuüben. Die Gestade der Ostsee im Osten, Süden und Westen kamen unter russische Herrschaft oder russischen Einfluß. Ingermanland, Karelien, Esthland, Livland wurden russische Provinzen, Kurland eine russische Satrapie, die Herzöge von Holstein und von Mecklenburg, mit Prinzessinnen aus dem Hause Romanow vermählt, Schützlinge zugleich und Schildknappen der russischen Politik. Und im Jahre 1713 hat die schwedische Festung Stettin sich einem russischen Belagerungsheer ergeben. Damals zuerst offenbarte sich, was das Emporkommen der preußischen Monarchie im nördlichen Deutschland bedeutete. Als Russen, Polen und Dänen über die Spolien der zusammenbrechenden schwedischen Macht das Los warfen, da ließ sich das waffenstarke Preußen nicht wieder, wie 1648 das noch fast wehrlose Brandenburg, von den Fremden den Platz an der Sonne wegnehmen; die Oder, nach der Klage des Großen Kurfürsten lange Zeit „fremder Nation Gefangene", wurde frei, die Odermündung wurde preußisch. Jetzt, 60 Jahre später, wurde auch die Weichsel in ihrem unteren Lauf wieder ein deutscher Strom. Mit Rußlands Zustimmung, wie 1713 die untere Oder, und doch im Grunde gegen Rußland. Dem Zaren Peter III. war es von den Russen schwer verdacht worden, daß er Ostpreußen dem angestammten Besitzer zurückgegeben hatte; es ist nicht verwunderlich, daß Peters Nachfolgerin sich lange gesträubt hat, Westpreußen diesem Nachbarn zu überantworten. Eine Aeußerung Katharinas gegen Panin läßt ersehen, daß die Zarin fürchtete, Preußen werde im Besitz von Danzig sich alsbald eine Kriegsflotte schaffen. Deshalb war man gegen den dringenden Wunsch des Königs, seinem Anteil Danzig zugelegt zu sehen, in Petersburg schlechterdings taub geblieben. Sehr zutreffend urteilte Kaunitz, daß Rußland nur durch die Macht der Verhältnisse gezwungen in die Teilung Polens gewilligt habe, denn es habe dadurch verloren; viel mehr als um die Erwerbung einiger polnischer Landschaften sei es der Zarin um die Behauptung ihres ausschließlichen Einflusses in Polen zu thun, den sie mit keiner anderen Macht teilen wolle.

So wenig ist Friedrich der Große, wie er bisweilen es gefürchtet hatte,[1]) in dem russischen Bündnis Rußlands Sklave geworden. Preußen hatte, obgleich sein Los äußerlich das kleinste war, doch den Hauptgewinn bei der Teilung davongetragen und war der einzige unter den drei Gewinnern, der sich des Erreichten mit ungemischter Empfindung freute.

Wäre Polen nicht bereits seit lange dem russischen Einflusse so tief verfallen gewesen und hätten nicht noch zuletzt, vor und während dem Siebenjährigen Kriege, die Einheimischen und die Fremden, die Czartoryskis und ihr Anhang und die österreichische Diplomatie, miteinander gewetteifert, das Uebergewicht Rußlands in Polen immer stärker zu befestigen, so hätte der preußischen Politik vielleicht noch ein anderer Weg offen gestanden. Preußen hätte an den Versuch denken können, im Bündnis mit Polen dem Vordrängen der russischen Macht an die Weichsel bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen. Aber schon war Polen in seinem selbstverschuldeten traurigen Zustande gar nicht mehr bündnisfähig: das zerbrochene Rohr, welches dem die Hand durchbohrt, der sich darauf stützen will.

König Friedrich vereinigte die Hauptmasse des neu erworbenen Gebietes zu einem Kammerbezirk, zu dem von altem Besitz noch die bisher Königsbergischen Aemter Riesenburg und Marienwerder gelegt wurden; die Königsberger Kammer erhielt zum Ersatz aus der neuen Erwerbung das Ermland. Zu Marienwerder schlug die neue Kammer ihren Sitz auf. Im Netzelande wurde eine besondere Verwaltung zu Bromberg bestellt; zuerst selbständig, ist sie 1775 der Behörde in Marienwerder als „Kammerdeputation" angegliedert worden. Der Hauptbezirk wurde in sieben, der brombergische in vier Kreise zerlegt, deren Landräte, wie in Ostpreußen, ohne Mitwirkung der Kreisinsassen vom Könige ernannt wurden. Beide Bezirke erhielten den Gesamtnamen Westpreußen und der königliche Titel „König in Preußen" wurde jetzt nach der „Wiederergänzung" des Reiches[2]) in „König von Preußen" verwandelt.

Die Kammerverwaltung der beiden neuen Bezirke trat zunächst nicht unter die Zentralverwaltungsbehörde des Staates, das Generaldirektorium, sondern unmittelbar unter das Kabinet. Doch blieb die Sonderstellung hier nicht wie die der schlesischen Kammern eine endgültige; nach einem Jahrzehnt ist das Neuland dem Amtsbereich des Generaldirektoriums eingefügt worden, beim Tode des ersten westpreußischen Kammerpräsidenten, des trefflichen Domhardt.

Johann Friedrich Domhardt war als braunschweigischer Unterthan geboren. Der Vater, vom Harz nach Litauen eingewandert, konnte als Domänenpächter auf keinen grünen Zweig kommen; erst der Sohn brachte die Wirtschaft in die Höhe. Er erwarb sich als Amtmann die Anerkennung Friedrich Wilhelms I. und wurde auch dem Kronprinzen Friedrich persönlich bekannt. Ein Praktiker von dem Schlage, wie Friedrich sich seine Staatspächter wünschte,[3]) war er

---

[1]) Oben S. 441.

[2]) „Regno redintegrato" lautete die Umschrift der Huldigungsdenkmünze.

[3]) Bd. I, 359. 360 (2. Aufl.).

1746 zum Kriegs- und Domänenrat in Königsberg ernannt, und gleich darauf nicht zum wenigſten wegen ſeines Rufes als Pferdezüchter [1]) an die Gumbinner Kammer verſetzt worden. Zu Beginn des Krieges wurde er deren Präſident auf Empfehlung des Feldmarſchalls Lehwaldt, dem er ſich beim Erſcheinen des Feindes unentbehrlich gemacht hatte. Domhardt iſt während der ruſſiſchen Occupation, wie alle Beamten für die Zarin in Pflicht genommen, für das Wohl der Provinz geſchickt und hingebend eingetreten; ſelbſt in einem Augenblick ſtarker Verſtimmung hat König Friedrich nachmals das Verdienſt an Domhardt anerkannt, daß er die Ruſſen zu ſchonenderer Behandlung des Landes vermocht habe. Sein aus kleinſten Anfängen erwachſenes Vermögen hatte der kluge Rechner auch während der Kriegsläufte zuſammenzuhalten und zu mehren verſtanden; ſo war er im ſtande, als nach dem Friedensſchluß der Bodenpreis niedrig ſtand, ſeinen Grundbeſitz in der Provinz ſehr anſehnlich zu vergrößern. Zu dem Vorſitz in der litauiſchen Kammer erhielt er jetzt auch den in der Königsberger. Domhardt iſt in ſeiner langen Amtsthätigkeit, bis zuletzt, nicht ſelten ſtrengen Verweiſen ausgeſetzt geweſen, und mehr als einmal ganz unverdienten. Aber der König hat ihn dann wieder durch das völlig aufrichtige Zeugnis beſchwichtigt, daß Domhardt von allen ſeinen Präſidenten einer der tüchtigſten ſei, und als er den treuen Diener bald nach dem Ausgang des Krieges zu Beratungen über das Wohl der Provinz zu ſich beſchied, gab er ihm bei einer Wanderung durch den Park von Sansſouci einen ſeiner hiſtoriſchen Krückſtöcke zum Andenken. Andere Gunſtbeweiſe folgten. Die Schwierigkeiten der Stellung des zugewanderten Roturiers neben den vornehmen alteingeſeſſenen preußiſchen Oberräten, den Mitgliedern des Königsberger Etatsminiſteriums, glich der Monarch 1771 dadurch aus, daß er dem Kammerpräſidenten den Adel und das beredte Standeswappen mit der goldenen Garbe und dem ſilbernen Pferd verlieh.

Noch während Friedrich mit den Ruſſen über das Schickſal Polens verhandelte, hatte ihm Domhardt Nachweiſungen über die Ertragsfähigkeit der benachbarten polniſchen Gebiete vorlegen müſſen. Für die Einrichtung der preußiſchen Verwaltung in der neuen Provinz hätte keine geeignetere Kraft ausgewählt werden können, als dieſer erprobte Organiſator, Kameraliſt und Landwirt mit ſeiner feſt geſchloſſenen, ſich überall durchſetzenden Perſönlichkeit. Domhardt behielt die Leitung ſeiner beiden alten Kammerbezirke bei, als er jetzt mit dem Titel eines „Oberpräſidenten der preußiſchen Kammern“ auch die weſtpreußiſche übernahm. Die Berufslaſt des bereits Sechzigjährigen in ſeinem weiten, von den Grenzen der Neumark bis an die Memelmündung auseinandergeſtreckten Reiche hätte eine minder thatkräftige und ſchaffensfreudige Natur erdrücken mögen. Ein wahres Nomadenleben, wie treffend geſagt worden iſt, begann jetzt für ihn, und voll Anerkennung ſchreibt ihm ſein König einmal eigenhändig: „Sie haben jetzt ſo viel zu thun, daß ich Sie nicht überladen muß mit mehrerer Arbeit.“ Wohlwollend und human, ohne akademiſches Studium ein Mann von echter Herzensbildung, ging Domhardt in ſeiner unmittelbaren Aufgabe, das fiskaliſche Intereſſe zu vertreten und „das Kameralweſen in gehörigen Zug zu bringen“, nicht auf,

[1]) Oben S. 376.

sondern behielt allezeit das höhere Ziel, die große Erziehungsarbeit im Auge, aus den neuen Unterthanen, wie der König es ihm gesagt hatte, „Menschen und nützliche Glieder des Staates zu machen".

Ein selbstgemachter Mann, ein Beamter ohne gelehrte Berufsbildung wie Domhardt war auch der erste Verwalter des Netzedistrikts, Franz Balthasar Schönberg von Brenckenhoff. Ein Wirt aus der hohen Schule Leopolds von Anhalt, nach damaligem dessauischen Zuschnitt ohne jeden höheren Unterricht aufgewachsen, beschlagen nur in der Landwirtschaft und in Geldsachen, bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre Page des alten Fürsten, später unter dem Sohne und Enkel Kammerdirektor, hatte er nach seinem Uebertritt in preußische Dienste das Retablissement in der Neumark und in Pommern zur vollen Zufriedenheit des Königs durchgeführt. [1]) So war er an der Netze schon zu Hause, wie Domhardt an der Weichsel. Auch für ihn begann mit dem Augenblick der Besitzergreifung ein unruhiges Wanderleben, die Zeit, von der er wohl sagte, sein ganzer Gehalt habe damals kaum zur Unterhaltung seines Wagens und zum Biergeld für die Vorspänner zugereicht. In dem Grenzgebiet zwischen deutschem und slavischem Wesen gewährte der untersetzte fettleibige Mann, mit den leuchtenden Augen in dem roten viereckigen Gesicht, dem polnischen Magnaten und Schlachtizen eine Gastfreundschaft, die ihrem Umfang nach fürstlich, in ihren Formen ganz ländlich und patriarchalisch war, wo der Schafstall abwechselnd als Schauspielhaus und als Speisesaal diente, wo Grafen, Excellenzen, Durchlauchten, Männlein und Weiblein, in derselben Stube auf einer Streu vorlieb nehmen mußten, und wo es dem Hausherrn nicht darauf ankam, an der Tafel schlichte Ackersleute zwischen seine vornehmen Gäste zu setzen. Mancher kleine deutsche Fürst, so hieß es, unterhalte weniger Leute in Sold und Brot als Brenckenhoff. Seinen Reichtum hatte dieses Original vor dem Siebenjährigen Kriege im kleinen durch Pferdehandel, während des Krieges im großen durch Lieferungen für das preußische Heer und glückliche Finanzspekulationen gewonnen. Als preußischer Beamter setzte er seine Handelsgeschäfte fort, jetzt freilich nicht immer mit Erfolg. Neumärkische Tücher, die er für die russischen Truppen im Türkenkrieg lieferte, ließ er in der Moldau, wo er zeitweise ein Gut in Pacht hatte, gegen Häute, Wachs, Talg und Honig eintauschen. Dreister Spekulant mit sorgloser Verachtung einer ordentlichen Buchführung, hatte er sich doch schließlich verrechnet, auch seine landwirtschaftlichen Experimente auf seinen ausgedehnten Besitzungen schlugen vielfach nicht ein, und große Kapitalien, die er ausgeliehen hatte, übertrug er mit den Beständen der ihm ohne hinreichende Aufsicht übergebenen Meliorationskasse. Zu spät, erst während Brenckenhoffs letzter Krankheit, gewahrte der König die „verteufelte Konfusion" in der Geschäftsführung des Mannes, dem er das unbedingteste Vertrauen geschenkt hatte und bei dessen Tode im Jahre 1780 sich nun ein Defekt von über 100000 Thalern offenbarte. Allerdings wurde dieser Betrag durch den Brenckenhoffschen Grundbesitz gedeckt, und vielleicht übertroffen durch die Summen, die er mit freigebiger Hand aus seinem Eigen in die seiner Leitung anvertrauten gemeinnützigen Unternehmungen gesteckt hatte.

---

[1]) Oben S. 354. 367.

Den Domhardt und Brenckenhoff, seinen rüstigen und umsichtigen Landpflegern in dem so lange verwahrlosten „wiedergewonnenen" Gebiete, stellte der König für eine vorübergehende, aber überaus wichtige und schwierige Aufgabe als dritten den Geheimen Finanzrat Roden zur Seite: der sollte im ganzen Neulande die Vermessung der Liegenschaften, die Klassifikation des Bodens, die Veranlagung einer Grundsteuer nach dem Fuß des ostpreußischen Generalhubenschosses in die Wege leiten. Der König hatte diesen Beamten 1763 beim Retablissement im Klevischen als anstellig und brauchbar kennen gelernt und dann in die Finanzverwaltung nach Berlin gezogen. Jetzt umgab er ihn mit einem großen Stabe von Kriegsräten, „den besten und ausgelesensten aus allen Kammern", von Ingenieuren und Feldmessern, und diktierte ihm selber zu Sanssouci seine Instruktion. „Ich weiß," so entließ er Roden nach Westpreußen, „daß Er auf dem Generaldirektorio der fleißigste ist; sei Er mir auch in Preußen fleißig und reite Er brav umher, so wird Er mager werden und gesund wieder nach Hause kommen."

„Ich werde hinkommen, um alles selber zu besehen und einzurichten," hatte Friedrich am 1. April 1772 an Domhardt geschrieben. Am 4. Juni erreichte er in seinem Reisewagen nach der Fahrt durch seine neue Provinz die Weichsel gegenüber von Marienwerder. Domhardt erwartete ihn am linken Ufer bei der roten Bude; drüben waren die Beamten der neuen Kammer zur Stelle, sämtliche von ihr abhängige Landräte, Forst- und Accisebeamte, sowie Roden mit seinen Gehülfen. Nach dem Uebersetzen über den Strom stieg der König zu Pferde und ritt durch die Stadt in das Lager der zur Heerschau versammelten ostpreußischen Regimenter. Die Pausen zwischen den Truppenübungen dieser Tage wurden durch die Vorträge der Beamten ausgefüllt. Als am 7. wegen Unwetters das Manöver abbestellt werden mußte, ließ sich der König doch nicht hindern, nach der Motauer Spitze zu fahren, um für die Strombauten, die er zu Gunsten der Nogatschiffahrt vorzunehmen beabsichtigte, ein Bild von der Oertlichkeit zu gewinnen. Jahr für Jahr kam er nun zum Besuch seiner „Halbwilden" wieder, regelmäßig im Juni. Im Dorfe Mokrau, in dessen Nachbarschaft die Truppenmusterung stattfand, zwischen Marienwerder und Graudenz, ließ er sich für seine Unterkunft den schlichten Fachwerkbau unter einem Strohdach herrichten, der nun bis 1785 die klassische Stätte seiner westpreußischen Regententhätigkeit blieb. Er selbst war doch, die Verdienste eines Domhardt in Ehren, der „eigentliche Oberpräsident" der neuen Provinz, als den ein Mitglied der Marienwerderschen Kammer ihn bezeichnet hat.

Friedrich sagte bei seinem ersten Besuch zu jedem, der es hören wollte, er habe auf der ganzen Reise nichts gesehen, als Sand, Nadelholz, Heidekraut und Juden. Um so weniger, meinte er, werde man ihm den neuen Besitz neiden. Im stillen gab er zu, daß er das beste Los gezogen habe. „Ich habe dies Preußen gesehen," schreibt er nach der Reise an den Prinzen Heinrich, „das ich gewissermaßen aus Ihren Händen erhalte. Es ist eine sehr gute, sehr vorteilhafte Erwerbung, sowohl für die politische Lage des Staates wie für die Finanzen. ... Unser Anteil ist der vorteilhafteste in Anbetracht des Handels. Wir werden Herren über alle Erzeugnisse Polens und über seine ganze Einfuhr,

und der allergrößte Vorteil ist, daß wir als Herren des Getreidehandels zu keiner Zeit mehr einer Hungersnot ausgesetzt sein werden."

Allerdings mußte er hinzusetzen, er halte Kanada für ganz ebenso gesittet wie dieses mit keinem anderen europäischen Lande zu vergleichende Polen: „Keine Ordnung, alles außer Rand und Band. Kulm z. B. sollte 800 Häuser haben, nicht 100 stehen, und ihre Bewohner sind Juden und Mönche, noch dazu von der elendesten Art." Auch die 27 kleinen Städte in dem großpolnischen Landstrich zwischen Drage, Netze und Weichsel waren fast ausschließlich von Juden bevölkert. Von Inowrazlaw sagt Friedrich, er habe nie eine miserabler gebaute Stadt gesehen. Brombergs Einwohnerzahl war auf 600 gesunken. Fast überall in diesen armseligen Städten fehlten Aerzte und Apotheken. Einander gleich in ihrer Dürftigkeit, unterschieden sie sich um so mehr durch die Mannigfaltigkeit von Maß und Gewicht.

Als d'Alembert das Baltische Meer zu seinem neuen Herren beglückwünschte, antwortete ihm Friedrich, daß er keine große Neigung habe, mit diesem Meere, nach dem Vorbild des Dogen von Venedig, seine Vermählung zu feiern, denn das Klima dieser Gestade sei rauh und die Anwohnerschaft ähnle ein wenig den Irokesen. „Man hat mir ein Stück Anarchie zu bessern und zu bekehren gegeben," schreibt er seinem gelehrten Freund ein andermal. Hier wäre ein großartiges Versuchsfeld für die Staatsweisheit und Regierungskunst der Herren Encyklopädisten: „So schön ihr Staatsgebilde sein mag, ich verzweifle an meinem bißchen Verstand, es so in Gang zu bringen, wie Ihre gelehrten Gesetzgeber, die niemals regiert haben, es vorschreiben. Schließlich, es wird dabei herauskommen, so viel wie kann, und man wird mir meinen guten Willen in Anrechnung bringen, etwa wie einem Schüler, der in Abwesenheit seiner Lehrer Lektionen erteilen will und, weil er sie nicht recht begriffen hat, es verkehrt macht".

Der alte Praktiker, mit seinen ironischen Komplimenten für die modernsten der Staatstheoretiker war gegen eine Schwäche jedenfalls gefeit: gegen den dilettantischen Uebereifer, der die Ergebnisse nicht abwarten kann und, wie Friedrich es nachmals an seinem Nachahmer Joseph getadelt hat, den zweiten Schritt thun möchte, bevor der erste gethan ist. Ohne Rast, aber auch ohne Hast sollte die Kulturarbeit an dem preußischen „Kanada" oder „Sibirien" gethan werden. „Eines nach dem andern!" und „Nicht ins Wilde hinein" waren die Losungen, die er mehr als einmal ausgab, wenn seine braven Werkmeister, um ihren Eifer zu zeigen, zu viel Gutes auf einmal leisten wollten.

Den Vortritt vor allen anderen Aufgaben hatte das große Werk, das gleichzeitig mit der Besitzergreifung begonnen, mit staunenswerter Spannkraft binnen 16 Monaten zu einem ersten Abschluß gebracht wurde. Wie die neue Erwerbung eine Landbrücke zwischen der Mitte und dem Osten der Monarchie darstellte, so sollte alsbald zwischen Oder und Weichsel auch eine Wasserverbindung geschaffen werden. Um sich wegen des Danziger Handels schadlos zu halten, sei er gewillt, so eröffnete der König am 26. Februar 1772 dem Präsidenten Domhardt, Weichsel und Netze durch einen Kanal zu kombinieren, die Nogat mehr räumen und schiffbar machen zu lassen, um so den Danziger Handel unvermerkt nach Elbing und Bromberg zu ziehen. Noch in demselben Jahre mußte

mit dem Kanalbau zwischen Brahe und Netze, Bromberg und Nakel, der Anfang gemacht werden. Brenckenhoff besorgte die Anschläge. Arbeiter wurden aus Sachsen, Anhalt, Thüringen, Böhmen herangezogen. In der ersten Zeit gruben an 6000 Mann Tag und Nacht. Brenckenhoff beklagte nachher, daß man sich nicht Zeit gelassen hatte, das Bruchland bei Nakel vorher auszutrocknen, was die Aushebung des Kanals erleichtert haben und vielen Arbeitern Gesundheit und Leben erhalten haben würde. Als der König im Juni 1773 durch das Netzeland fuhr, sah er die ersten beladenen Schiffe auf der neuen Wasserstraße. Im Jahre 1775, als die ganze Arbeit gethan war, strichen bereits 222 Schiffe und 1151 Flöße durch den Kanal. Der König hatte 680000 Thaler für das Werk angewiesen; bis auf 40000 wurden sie verbraucht. An diesen Bau schloß sich die Regulierung der Netze zwischen Nakel und Driesen. Dann wurden einige Nebenflüsse der Netze und der Weichsel schiffbar gemacht. Die Absicht des Königs, den Wasservorrat der Weichsel „successive, immer mehr und mehr, nach der Nogat zu zwingen und abzuleiten", wurde durch die Strombauten an der Montauer Spitze so weit erfüllt, daß die Nogat, bisher nur halb so stark wie die Weichsel nach der Gabelung, von jetzt ab mehr Wasser führte als der Hauptstrom. Nach diesem Ergebnis wurde 1783 zwischen der Nogat und Elbing der anderthalb Meilen lange Kraffuhlkanal angelegt.

Während Brenckenhoff den großen Kanal baute, brachte Roden sein Katasterwerk zu stande, allerdings ohne die Vermessung vollständig durchzuführen. Männiglich mußte Rede und Antwort stehen, seine Ansprüche erhärten und seine Verschreibungen vorweisen. So eröffnete sich den Kommissaren und dem König ein voller Einblick in den Abgrund der polnischen Anarchie.

Vom Netzegebiet hieß es: „Das Land wüste und leer, die Viehrassen schlecht und entartet, das Ackergerät höchst unvollkommen, bis zur Pflugschar alles ohne Eisen, die Aecker ausgesogen, voll Unkraut und Gestein, die Wiesen versumpft, die Wälder gelichtet." Ebenso untröstlich sah es im polnischen Preußen aus, am schlimmsten im Kulmischen und zwischen Konitz und Hammerstein. Ueber die Starostenwirtschaft berichtete Domhardt: „Unordnung und Finsternis haben bisher in diesen Gegenden ihr festes Quartier gehabt. Lediglich die despotische Willkür der Starosten gab den Ausschlag bei Bestimmung der Praestandorum und bei Benutzung der Pertinenzien. Man findet weder Register noch Rechnungen von den bisherigen wirklichen Einnahmen. Ausmitteln läßt sich, daß meistens, namentlich in Pommerellen, die Bauernzinse so in die Höhe getrieben sind, daß es für die Folge unmöglich ist, dieselben zu erzwingen, wenn man die Holzdiebereien nicht länger passieren lassen will, aus deren Erträgnis größtenteils Brot und Zins genommen wurde. Es gibt einzelne Starosteien mit undankbarem Boden, wo sich die Mehrzahl der Bauern ohne Brot behelfen und von Wurzelwerk und schlechtem Gemüse leben mußte. Das wenige Getreide, das sie bauten, verkauften sie, um die ihnen auferlegten Lasten zu erschwingen." Auch die Geistlichkeit hatte noch jüngst ihre finanziellen Ansprüche an die Bauern sehr erheblich gesteigert.

„Das einzige Land, wo die Masse des Volkes aller Rechte der Menschheit entbehrt," so hat ein König von Polen, Stanislaus Leszczynski, sein Reich gekennzeichnet: man betrachte hier die Bauern als Geschöpfe einer anderen Art

und verweigere ihnen fast die Luft zum atmen. Und wenn im eigentlichen Polen die Grundholden der königlichen Tafelgüter und der Geistlichkeit besser gestellt waren als die des Adels, so war in Westpreußen die Lage ihrer aller gleich schlecht. Schon durch die polnische Prozeßordnung von 1523 der Verfügungsfähigkeit vor Gericht beraubt, waren sie leibeigen im eigentlichen Sinne, seitdem die Konföderationsakte von 1573 den Grundherren unumschränkte Gewalt über ihre Bauern zuerkannt hatte, verkaufbar und vertauschbar, ohne Eigentumsrecht an ihrer beweglichen Habe, die dem Peculium der römischen Sklaven gleichgerechnet wurde, geschweige denn an den Höfen und Hufen, jederzeit absetzbar, ungemessenem Frondienst unterworfen. Auch das Besitzrecht der verhältnismäßig nicht zahlreichen persönlich freien Bauern, zumeist deutscher Zuwanderer, die ihre Grundstücke in emphyteutischem Besitz als Zeitpächter bewirtschafteten, war unter dem Druck der Grundherren und in den Stürmen der Bürgerkriege immer unsicherer geworden. Und selbst die wenigen erblichen Wirte, die zu kulmischen Recht angesessenen Freischulzen und Lehnbauern und die ihnen ungefähr gleichgestellten Hauländer, Erbzinsleute auf gerodetem Waldboden, litten unter der Willkür der die Staatsgewalt vertretenden und schändenden Starosten.

Nicht viel besser als die Lebenshaltung der Bauern war die des vielverspotteten polnischen Bauernadels, dieser Edlen, die barfuß einhergingen, weil sie den Bastschuh verschmähten, der sie den Bauern gleichgemacht haben würde. „Privilegierte Taugenichtse," hat sie ein Kenner genannt, „Leute ohne Besitz und ohne Heimstätte, stupide unwissend, käufliche Sklaven der großen Herren, aber des Glaubens lebend, daß ihr Liberum veto und ihr Privileg, sich, soweit sie es dazu haben, zu berauschen, ihre Edelmannsqualität genugsam erhärten." Unter denen, die noch Grund und Boden ihr eigen nannten, waren manche doch an der Grenze des Nichts angelangt. Auf dem Gut Soboncz in der pommerellischen Starostei Kischau fanden die preußischen Kommissare nicht weniger als zwölf Edelleute als Besitzer vor, einer hatte zwei Hufen im Besitz, drei je eine, fünf je eine halbe, drei zusammen drei Viertel Hufen.

Die neue preußische Verwaltung schuf sich zunächst reinen Tisch durch völlige Beseitigung der Starosteiverfassung. Die Starosten, für die Wahrnehmung ihrer richterlichen und sonstigen obrigkeitlichen Aufgaben mit dem Nießnutz von Staatsgütern ausgestattet, hatten nach einem Gesetz von 1562 die „Quarte" ihrer Einkünfte, wie sie alle fünf Jahre durch eine „Lustration" ermittelt werden sollten, an den Staat zu zahlen; wie es um die Ausführung dieses Gesetzes stand, ergibt die 1769 festgestellte Thatsache, daß ein halbes Jahrhundert hindurch diese Schatzungen unterblieben waren. Der König von Preußen verfügte jetzt die sofortige Einziehung sämtlicher Starostengüter. Bis zum 1. Juni 1773 sollten sie, um die Erträge festzustellen, von Staats wegen bewirtschaftet, von da ab, zunächst immer auf die kurze Frist von drei Jahren, verpachtet werden. Den bisherigen Inhabern wurde eine mäßige Geldentschädigung in Aussicht gestellt. Es war dem König ganz willkommen, daß sich eine Anzahl Starosten zur Huldigung vor seinen Bevollmächtigten in Marienburg am 27. September 1772 nicht einfanden und damit einen Anlaß gaben, ihr Amtsgut ohne weiteres einzuziehen; hat doch ein westpreußischer Graf damals zu der Rolle

eines agent provocateur sich bereit gefunden. Im ganzen sind im westpreußischen Kammerbezirk als Entschädigung an Starosteibesitzer 380000 Thaler ausgezahlt worden, einschließlich 50000 Thaler zur Deckung der Schulden des Bischofs von Ermland. Ohne Härten ist es bei dieser Wiedereinziehung der Staatsgüter nicht abgegangen, aber der König berief sich darauf, daß er mehr gegeben habe, als aus gleichem Anlaß die österreichische Regierung, oder gar die Russen, die gar keine Entschädigung gewährt hätten.

Andere Staatsäcker waren unter polnischer Herrschaft ohne Verbindung mit einem obrigkeitlichen Amte als Gratialgüter an Manutenare ausgegeben worden, teils auf Lebenszeit, teils erblich auf vier oder sechs Augen. Diese wurden zum größeren Teil in Rittergüter verwandelt.

Die Herrichtung der in das Staatseigentum zurückkehrenden Ländereien erforderte sehr erheblichen Aufwand. Die Wohnhäuser waren zumeist „in den schlechtesten Umständen und mehr Viehställen ähnlich", auch die sogenannten Schlösser der Starosten nur von Holz oder Lehmfachwerk, und als im Sommer 1775 die westpreußische Kammer eine lange Liste der durch einen Sturm umgestoßenen Scheunen und Ställe vorlegte, meinte der König, das wundere ihn bei dem Zustand der Gebäude in dem alten polnischen Preußen nicht. Insgesamt hat das „Retablissement" der westpreußischen Domänen mehr als 4 Millionen Thaler erfordert.

Der Verstaatlichung der Starosteien ging zur Seite eine Sequestration des Kirchengutes. Alle geistlichen Liegenschaften, nur die Pfarräcker der „geringen und Dorfpfaffen" ausgenommen, wurden in staatlichen Wirtschaftsbetrieb genommen, in der Weise, daß der Grundherr, Bischof, Prälat oder Abt, nach Abzug aller Unkosten die Hälfte des Reinertrages, der Staat als Grundsteuer die andere Hälfte erhielt; jede aus späteren Verbesserungen erwachsende Mehreinnahme sollte zu der fiskalischen Halbscheid geschlagen werden. Eine Klausel zu Gunsten des status quo der katholischen Kirche in dem 1773 mit der Republik Polen geschlossenen Abtretungsvertrag ließ der König für diese inzwischen thatsächlich bereits durchgeführte Neuordnung nicht gelten. Begründet wurde die Maßregel mit dem offenkundigen Verfall der geistlichen Gutsverwaltung und mit dem Hinweis darauf, daß die Prälaten durch die Wirtschaftsmühen von den Aufgaben der Seelsorge allzusehr abgelenkt würden. „Unsere Bischöfe," schrieb der König an Voltaire, „behalten 24000 Thaler Rente, die Aebte 7000. Die Apostel hatten nicht so viel. Man verständigt sich mit ihnen in der Weise, daß man sie von den Sorgen dieser Welt entlastet, auf daß sie sich ohne Ablenkung befleißigen, das himmlische Jerusalem zu gewinnen, das ihre wahre Heimat ist."

Nur mit der Hälfte des den Geistlichen auferlegten Satzes, mit 25 Prozent vom Reinertrag der Güter, wurden die Edelleute zur Staatssteuer, der den Grundsätzen des ostpreußischen Generalhubenschosses nachgebildeten Kontribution, veranlagt, und der protestantische Adel erhielt noch einen Nachlaß von 5 Prozent. Außerdem hatten Rittergutsbesitzer und freie Bauern Lehnpferdegelder nach dem Muster der alten Provinzen zu entrichten. Für die Besteuerung der Bauern hatte der König die Richtschnur gegeben, daß die kleinen Leute möglichst geschont

werden sollten. Demgemäß wurden bei der Einschätzung der gutsunterthänigen Bauern alle Fronen, Zehnten und Lasten, die sie dem Grundherrn oder zu Kirchen- und Schulzwecken schuldeten, von dem Bruttoertrag der Wirtschaft abgezogen; von dem so berechneten Reinertrag hatten sie dann an Kontribution 33⅓ Prozent zu zahlen. Die Kölmer und sonstigen Freibauern wurden, soweit sie nicht Lehnpferdegelder aufbrachten, mit 28, sonst mit 25 Prozent vom Reinertrag veranlagt. Von den Stadtgemeinden zahlten die kleinen Ackerstädte Kontribution, die etwas größeren Gemeinwesen Accise.

Den Bauern verkündete gleich bei der Besitzergreifung das Patent vom 28. September 1772 die Befreiung von Sklaverei und Leibeigenschaft. Die damit nicht aufgehobene Erbunterthänigkeit der gutspflichtigen Bauern wurde durch die uns schon bekannte Verordnung vom 8. November 1773 [1]) geregelt. Hatte der König anfänglich Domhardt mit der Weisung versehen, daß kein Bauer mehr als drei Tage in der Woche Frondienste leisten solle, so wurde jetzt der Dienst der Amtsbauern sogar auf 60 Tage im Jahre beschränkt, und es wurde streng darauf gehalten, daß die Domänenpächter mit den Leuten nicht „nach dem harten polnischen Fuß" umgingen. Den adelichen Grundherren empfahl die Verordnung von 1773, die Dienste ihrer Bauern nach den für die Aemter aufgestellten Grundsätzen zu regeln; da, wo bisher Dienstkontrakte nicht bestanden, sollten die Edelleute sie binnen Jahresfrist abschließen oder gewärtigen, daß auf ihren Gütern ohne weiteres die den Amtsbauern gewährten Bedingungen rechtliche Geltung gewönnen. Den erblichen Besitz ihrer Güter sicherte den Bauern eine Verordnung vom 20. Februar 1777.

Es ist kennzeichnend, daß der König bei der Volkszählung, die er in der neuen Provinz alsbald anstellen ließ, die Nationalität, die Sprache festgestellt wissen wollte. Der Wunsch, das Land möglichst zu germanisieren, war von vornherein vorhanden und machte sich je länger desto entschiedener geltend.

Zwei Mittel wurden gleichzeitig angewandt: Zurückdrängung des polnischen Adels aus dem Grundbesitz und Ansiedelung deutscher Bauern und Bürger.

In erster Hinsicht war mit der Einziehung der Starosteigüter schon ein Erhebliches erreicht. Der König entschied, daß die aus diesen und den geistlichen Gütern entstandenen 79 Domänenämter nur an Deutsche zu verpachten seien, zielbewußter als Domhardt, der kein Arg dabei gehabt hätte, „bemittelte und vernünftige polnische Edelleute" als Staatspächter zu empfehlen. In derselben Tendenz wollte der König die Ankäufe, die der Staat zur Vergrößerung seines Domanialbesitzes machte, nur auf die Güter polnischer Grundherren erstreckt wissen, um, wie er wiederholt an Domhardt schreibt, das „unordentliche polnische Volk", das „garstige und koddrige Polenzeug" loszuwerden. Gelegenheit zu solchen Ankäufen erwartete er genug, in der Annahme, daß die sujets mixtes, diejenigen Edelleute, die gleichzeitig noch unter polnischer Oberhoheit, oder jetzt auch unter russischer und österreichischer standen, den Wunsch haben würden, sich eines Teiles ihrer Güter zu entäußern, um sich „unter einer Herrschaft zu fixieren". Fügte es sich bei solchem Ankauf, daß protestantische Bauern aus

[1]) Oben S. 378. 380.

der „Oppreſſion“ einer katholiſchen Grundherrſchaft gelöſt wurden, ſo war das dem Könige um ſo lieber. Und entgegen ſeinem ſonſtigen Grundſatze geſtattete er in der neuen Provinz, daß adeliche Güter, ſoweit ſie bisher in polniſchen Händen geweſen waren, von bürgerlichen Deutſchen erworben werden durften, wofern die Käufer nicht die „alte polniſche Wirtſchaft“ fortſetzen, ſondern den Betrieb „ordentlich und regelmäßig“ einrichten würden. „Obwohl in anderen Provinzen es wider die Geſetze läuft“, ſo legt er in einer Inſtruktion für die Bromberger Kammerdeputation ſeine Beweggründe dar, „daß Leute bürgerlichen Standes adeliche Güter acquirieren, ſo wollen Seine Königl. Majeſtät doch in Weſtpreußen ſolches accordieren, um nur die Polen los zu werden, weil Ihnen dorten ein guter Bürger lieber iſt, als alles das polniſche Volk.“ „Das polniſche adeliche Zeug,“ ſchilt der König ein andermal anläßlich eines Berichtes über Grundſteuer-Rückſtände, „iſt nicht ordentlich und verthut ſein Geld in Polen;“ er befahl deshalb, daß den am Hofe in Warſchau und ſonſt in Altpolen weilenden Edelleuten kein Pfennig von ihren Einkünften verabfolgt werde, bis ſie ihre Abgaben völlig berichtigt haben würden.

Den Gedanken, weſtpreußiſche Rittergüter aufzukaufen, um ſie unter bäuerliche Koloniſten auszuteilen, hat der König in ſeinen letzten Jahren mehrfach ausgeſprochen, ohne daß, wie es ſcheint, die That folgte.

Mit der Anſetzung deutſcher Koloniſten, freier Erbzinsleute, ſollten zunächſt den verkommenen polniſchen Bauern Lehrmeiſter an die Seite geſtellt werden. „Das ſicherſte Mittel,“ ſo ſchrieb der König noch vor der Beſitzergreifung an Domhardt, „dieſen ſklaviſchen Leuten beſſere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer ſein, ſolche mit der Zeit mit Deutſchen zu vermiſchen, und wenn es nur anfänglich mit zwei oder drei in jedem Dorfe geſchehen kann.“ Später hielt er es für zweckmäßiger, die deutſchen Zuwanderer in geſchloſſener Maſſe anzuſetzen: „Es müſſen gleich ganze Dörfer und Kolonien, mitten unter dem groben und butten Zeug, angelegt werden, die ganz allein wohnen und ihre Nahrung und Gewerbe vor ſich treiben, damit das hieſige Volk um ſo beſſer ſiehet und gewahr wird, wie jene ſich einrichten und wirtſchaften.“ So entſtanden auch in dieſer Provinz neue Dörfer, im Ganzen etwa 50, teils wie anderwärts [1]) auf den Domänenvorwerken, die nach des Königs Abſicht ſämtlich, ſoweit ſie nicht Brauereien enthalten, mit Bauern beſetzt werden ſollten, teils auf Rodungen, im Bruchland oder im Streuſand, die meiſten längs der Netze an der Grenze nach Altpolen. Mecklenburger und Lauſitzer, längſt als „gute und fleißige Wirte“ bekannt, ferner Pfälzer, Thüringer, Sachſen wünſchte der König vorzugsweiſe als Koloniſten herangezogen, auch Deutſche aus Polen — „ſchlechterdings aber keine Stockpolen“. An der Grenze ließ er vielmehr ſcharf fahnden „auf das ſchlechte polniſche Zeug, ſo ins Land hereinkömmt“. Beſondere Bedeutung für Weſtpreußen gewannen die Württemberger-Kolonien, die in den letzten Regierungsjahren gegründeten Dörfer, deren Bewohner inmitten der plattdeutſchen und polniſchen Bevölkerung auf 100 Jahre hinaus ihren ſchwäbiſchen Typus, ihre Bräuche und ihre Lieder ſich gewahrt haben.

[1]) Oben S. 368. 369.

Die besten Aussichten hatte die Germanisation in den Städten. Hier hatte das deutsche Element in den Zeiten der Fremdherrschaft sich widerstandsfähiger gezeigt als auf dem platten Lande. Ein polnisches Bürgertum, ein polnischer Handwerkerstand war noch nicht vorhanden. Es kam also hier nur darauf an, die klaffenden Lücken in den deutschen Bürgerschaften auszufüllen, die furchtbaren Spuren des allgemeinen Niederganges der polnischen Wirtschaft.

Der Wiederaufbau der verwüsteten Städte hatte mit dem Sommer 1774 begonnen; bis dahin waren die verfügbaren öffentlichen Mittel durch den Kanalbau und die Herrichtung von Kasernen in Anspruch genommen. Vorweg verfügte der König, daß das städtische Retablissement „nicht ins Wilde hinein, sondern mit Ordnung und auf eine solide Art" in Angriff zu nehmen sei, in der Weise, daß zuerst nur die beträchtlichsten Orte Kulm, Graudenz, Bromberg, denen dann noch Mewe angereiht wurde, Berücksichtigung finden sollten. Als die westpreußische Kammer im Herbst 1774 das begonnene Werk gleich auf fünf weitere Städte auszudehnen vorschlug, tadelte sie der König, weil sie in seine Idées schlecht entriere. Die Gesamtkosten dessen, was für die Städte seines westpreußischen Kammerbezirks zu leisten sei, berechnete Domhardt auf 626 402 Thaler. Der König setzte zunächst für jedes Jahr 100 000 Thaler aus. An Luxusbauten durfte dabei freilich nicht gedacht werden. Als nach einigen Jahren die Herstellung des großen Saales im Marienburger Schloß ihm empfohlen wurde, erklärte der König, dazu keinen Pfennig geben zu können. Vielmehr bot der Hochmeisterpalast jetzt einer Webergemeinde, das Hochschloß einer Kaserne Raum.

Die dem Könige einzureichenden Voranschläge hatten zu enthalten ein Verzeichnis der wüsten Stellen in jeder Stadt und Listen für Heranziehung von Kaufleuten und für Ansetzung von Handwerken, je nach den Aussichten auf Fortkommen, die sich den einzelnen Gewerben nach den örtlichen Verhältnissen boten. Tuchmacher und Weber wollte der König zunächst nicht in die neue Provinz ziehen, wo sie die Absatzbedingungen der neumärkischen Wollindustrie stören würden, sondern „nur die gemeinsten Handwerker", Maurer, Zimmerleute, Tischler, Lohgerber, Lederarbeiter, Wagenmacher und Bortenwirker. „Schuster und Schneider", schreibt er noch 1775 aus seinem „Kanada" an d'Alembert, „sind in diesem Lande gesuchte Virtuosen, weil es keine gibt." Maurer und Zimmerleute aus der Fremde schaffte die Berliner Oberbaudirektion auf die jetzt überall herzurichtenden Bauplätze herbei. Unter 927 Familien, die zu Friedrichs Zeiten in die von ihm erworbenen polnischen Städte eingewandert sind, begegnen uns 71 Schuhmacher, 64 Schneider, 24 Bäcker, 20 Fleischer, 64 Gärtner, 60 Maurer, 36 Zimmerleute, 51 Tuchwirker, 33 Zeugmacher, 44 Kaufleute. Alle diese Zuwanderer wurden in fertige Häuser und Werkstätten eingewiesen.

Ganz lag das alte Braugewerbe der Städte danieder. Gegen die städtischen Privilegien von 1581 hatten allerorten die Staroſten, die Edelleute überhaupt, Bierbrauereien und Schnapsbrennereien für den gewerbsmäßigen Verschleiß angelegt, während sie von Rechts wegen nur für ihren eigenen Bedarf brauen sollten, und ihre Krüge schoben sich bis in die städtischen Weichbilder hinein. Der neue Landesherr verbot die Erteilung neuer Braugerechtigkeiten an ländliche Besitzer und befahl die alten Konzessionen zu prüfen; sie alle aufzuheben

wagte er nicht, da er damit wohlerworbene Rechte zu verletzen fürchtete. Aber auf den Domänen ließ er in der Folge das Brauen ganz einstellen und ermunterte dafür die Städte zur Anlegung neuer Brauereien, zumal zur Herstellung des in Polen so beliebten starken Bieres nach englischer Art, das man dann jenseits der Grenze als echtes Gebräu an den Mann bringen mochte.

Allmählich konnte nun daran gedacht werden, den anfänglich absichtlich beschränkten Kreis der Industrieen zu erweitern. In Kulm, Konitz, Schönlanke arbeitete sich eine Tuchmanufaktur empor, die der König wieder auf die Nachahmung der englischen Technik hinwies; in Elbing wünschte er eine Färberei anzulegen; die Städte an der Weichsel, wie Marienburg und Mewe, die das polnische Rohleder bequem beziehen konnten, sollten sich auf die Lohgerberei werfen. Auch mit der Fabrikation von Strümpfen, Mützen und Handschuhen, Tabakspfeifen und Spiegeln sollte ein Anfang gemacht werden. Alle diese Industrieen wurden mit ihrem Absatz vorzugsweise auf Polen angewiesen; je näher ein Ort der Grenze lag, desto geeigneter erschien er zur Entfaltung des Gewerbefleißes. Die Verfertigung der in Polen stets begehrten Schärpen von bunter Wolle wurde ausnahmsweise noch auf dem platten Lande gestattet.

Die Städte blühten sichtlich auf. Es hat lange gedauert, bis Friedrich die ersten Früchte seiner Bemühungen sah, aber noch kurz vor seinem Tode hat er gegen einen seiner Minister es anerkannt, daß die Westpreußen anfingen, „etwas industriöser und aufgeklärter zu werden"; das und überhaupt der Fortgang der Fabriken habe ihn erfreut. Die westpreußischen Stadtkämmereien nahmen 1774 nur 76875 Thaler ein, 1786 schon 141966; die Ziffer ihrer Schulden war in diesen 13 Jahren von 362117 auf 274634 Thaler gesunken.

Nach den vollständig nicht mehr erhaltenen Listen haben sich zu Friedrichs Zeit neben jenen 927 in die westpreußischen Städte eingewanderten Familien auf dem Lande 1279 angesiedelt, ein Zuwachs von etwa 11000 Köpfen auf eine Bevölkerung, die bei der Besitzergreifung auf 5—600000 geschätzt wurde und nach der Zählung von 1782 in den Bezirken von Marienwerder und Bromberg 561372 Köpfe betrug, das Ermland mit mehr als 100000 Einwohnern ungerechnet. Raum blieb in dem dünn bevölkerten Lande noch für viele; im Jahre 1780 legte die westpreußische Kammer einen Entwurf vor, wonach noch 14774 Familien angesetzt werden sollten.

So willkommen der neuen Landesherrschaft jeder arbeitsame Ansiedler war, so unerfreulich waren ihr die zahlreichen Nomaden, die man im Lande vorfand. Gegen Zigeuner und Landstreicher richtete sich gleich eines der ersten Edikte, obgleich der König wußte, daß Husarenpatrouillen hier bessere Wirkung thun würden, als Edikte. Wiederholt ließ er die Tucheler Heide durch Fußvolk und Reiter „abkleppern", um alle „Vagabunden und loses Gesindel" aufzugreifen. Betteljuden sollten ebensowenig wie in den alten Landesteilen geduldet werden; doch bedingten die eigentümlichen örtlichen Verhältnisse, daß die Abschaffung dieser Fahrenden „nur allmählich und ohne Ungestüm" zu bewirken war. Bemittelte Juden sollten nach den für Ostpreußen geltenden Bestimmungen in den größeren, den „accisebaren" Städten, zumal in den Grenzstädten nach Polen zu, eine Freistätte haben.

Von dem Hausiergeschäft der Juden und von der Elbinger Kaufmannschaft abgesehen, war von Handel in der neuen Provinz, wie die amtlichen Erhebungen ergaben, so gut wie gar nicht die Rede. „Wir debitieren nirgends," antwortete die Stadt Krone kurz und bündig auf die amtliche Umfrage. Von der durch Domhardt vorgeschlagenen Einsetzung eines kaufmännischen „Kommerzkollegiums" sah der König unter diesen Umständen ab, bis die Handlung der Provinz erst in „Ordnung und zu besserem Flor" gebracht sein würde. Noch mehr aber als anderwärts schien es hier angezeigt, großhändlerische Unternehmungen durch Monopole aufzumuntern, ja überhaupt zu ermöglichen.

So wurde am 14. Oktober 1772 zu Berlin die Seehandlungsgesellschaft begründet: sie sollte mit eigenen oder gecharterten Schiffen unter preußischer Flagge unmittelbaren Verkehr mit überseeischen Häfen unterhalten und zur Sicherung ihrer Geschäfte das ausschließliche Recht zur Anfuhr von Seesalz und für das Weichselgebiet zum Aufkauf und zur Ausfuhr von Wachs haben. Für den Absatz des durch die Seehandlung angefahrenen Salzes erhielt gleichzeitig eine andere Gesellschaft, die sogenannte Compagnie de Prusse, das Monopol. Schwer beeinträchtigt fühlte sich durch das Privileg der Seehandlung die ostpreußische Kaufmannschaft, und auch die Schlesier klagten fort und fort über den ihnen dadurch erwachsenden Schaden. Nicht ohne die Billigung des Präsidenten Domhardt versuchte das Königsberger Kommerzkollegium der Neuordnung entgegenzuwirken, bis ihr der König für ihr „mutwilliges und frevelhaftes Widerstreben" eine strenge, auch den Kammerpräsidenten treffende Rüge erteilte. Indessen wollten die Geschäfte der beiden Monopolgesellschaften nicht blühen. Zumal die zweite geriet in Verlegenheiten durch den Ankauf großer Salzvorräte, für die es an Abnehmern fehlte. Sie wurde nun im Mai 1775 mit der Seehandlung verschmolzen, und diese erhielt, bis die Schulden der aufgelösten Gesellschaft getilgt sein würden, Nachlaß des ihr für ihre Salzzufuhren auferlegten Eingangszolles. Sehr viel versprach sich der König von einem am 3. Januar 1779 getroffenen Abkommen: gegen Erlegung einer Pachtsumme von jährlich 400 000 polnischen Gulden übernahm eine Warschauer Zweiganstalt der Seehandlung den bisher von der Krone Polen betriebenen Salzhandel. Aber die Verwaltung der großen, jetzt österreichischen Salzwerke Galiziens begünstigte Wettbewerber, und so sah sich die Seehandlung veranlaßt, im Mai 1781 ihren Vertrag zu kündigen. Bald darauf erhielt das Ansehen der Gesellschaft einen harten Stoß, als 1782 die gegen ihren damaligen Leiter, den Minister Friedrich Wilhelm v. Görne eingeleitete Untersuchung die unlautere Geschäftsführung dieses Mannes, seine gewagten Geldgeschäfte mit polnischen Magnaten, Wechselreitereien, ja unleugbare Veruntreuungen offenbarte. Zwar wurden die Verluste der Seehandlung durch die Konfiskation Görneſcher Güter gedeckt, aber der Kredit der Anstalt blieb erschüttert, bis ganz allmählich die geschickte und sachkundige Leitung des Geheimen Finanzrats Struensee bessere Tage für sie heraufführte.

Alle Bemühungen um die Hebung des Handels blieben freilich Stückwerk, solange man, wie damals gesagt worden ist, nur den Rumpf und nicht das Haupt hatte, solange Danzig außerhalb der preußischen Staatsgrenzen blieb. Der Versuch, die vier preußisch gewordenen Vorstädte am linken Weichselufer —

sie und den Hafen von Neufahrwasser hatte man kurzerhand in die Grenze einbezogen — auf Kosten der Hauptstadt emporzubringen, führte zu keinem befriedigenden Ergebnis; sie blieben wirtschaftlich von Danzig abhängig. Aber der Danziger Handel litt schwer unter dem Differentialtarif des preußisch-polnischen Handelsvertrages von 1775;[1]) den Import der zur Versorgung des westpreußischen Hinterlandes und des Königreichs Polen bestimmten Waren verlor man im wesentlichen an Elbing; im Ausfuhrgeschäft behauptete sich noch ungefähr der alte Kornhandel der Danziger, ihr Holzhandel sank beträchtlich. Schon erhoben sich Stimmen, zumal unter dem jüngeren Geschlecht, die den Anschluß an den mächtigen Nachbar, die freiwillige Unterwerfung empfahlen. Und zahlreiche Danziger wanderten in die neue preußische Provinz aus. Wenn die Stadt in der Umklammerung durch die preußischen Zollinien und Militärkordons nicht ganz erstickt wurde, so hatte sie das nur der Fürsprache Rußlands zu danken.

Durchgreifender als alles, was sonst in der neuen Provinz geschah, war die Einführung einer gerechten und wirksamen Rechtspflege und die Schöpfung einer Volksschule.

Ein Federstrich beseitigte den ganzen Wust der alten Gerichtsverfassung, „die weltbekannte, und in öffentlich gedruckten Schriften polnischer Geschichtschreiber selbst abgeschilderte tumultuarische und aller rechtschaffenen, unparteiischen Rechtspflege widerstreitende Prozedur und Gewalt der bisherigen Gerichte, sie haben Namen wie sie wollen". In diesem unglücklichen Lande, so schilderte Friedrich den bisherigen rechtlosen Zustand in einem Briefe an d'Alembert, habe statt jedes Gesetzes der Stärkere ungestraft den Schwachen unterdrückt; aber das sei jetzt gewesen. Fortan war niemand die Berufung von dem ersten Richter an einen höheren verschränkt. Ueber den nach altländischem Muster eingerichteten Stadtgerichten, Domänenjustizämtern und Patrimonialgerichten stand das Oberhof- und Landesgericht zu Marienwerder, seit 1773 „westpreußische Regierung" genannt; neben sie trat 1773 für den Netzedistrikt das Hofgericht zu Bromberg. Die dritte Instanz bildete das Berliner Obertribunal. Für die materielle Rechtsprechung erkannte die Instruktion für die westpreußische Regierung vom 21. September 1773 die alten statutarischen Ortsrechte an, während das ostpreußische Landrecht von 1721, das Römische Recht und in gewissen Fällen auch das Corpus Juris Fridericianum von 1751 subsidiäre Geltung haben sollten. Im Strafrecht fanden die uns bekannten menschlichen Grundsätze des Königs Anwendung, der „in criminalibus eher zu gelinde als zu scharf" erkannt wissen wollte. Und auf dem klassischen Boden der Unduldsamkeit und der Dissidentenverfolgungen galt nunmehr der Satz, daß der Justiz „ohne die mindeste Rücksicht auf die Religion" ihr Lauf zu lassen sei: „ohne daß nur gefragt wird, zu welcher Religion die Parteien sich bekennen".

Das Fehlen jeder Schule auf dem platten Lande bemerkte der König gleich auf der Rundreise des Sommers von 1772 als eine der frembartigsten Begleiterscheinungen der polnischen Anarchie und Barbarei. Er erhob gegen die polnischen Edelleute, die „Tyrannen" ihres Vaterlandes, die Anklage, sie

[1]) Vgl. oben S. 410.

hätten, um das Spiel ihrer Willkür desto weiter treiben zu können, das Volk absichtlich in Unwissenheit verkommen lassen. Erst mit der Zeit, und nur durch eine bessere Erziehung, würde man dahin gelangen, diese Irokesen zu zivilisieren. Nach einem Bericht der Kammer, erschien die Anstellung von zunächst 211 Schulmeistern erforderlich, wenn „die heranwachsende Landjugend" nicht „gleich ihren Vätern aller Edukation und auch des notdürftigen Unterrichts" beraubt bleiben sollte. Der König stiftete einen Schulfonds, dessen Zinsen zu Lehrergehältern verwendet werden sollten; er wollte jeden Lehrer mit 60 Thalern an Bareinkommen, Brennholz und mit einem Morgen Gartenland ausgestattet wissen. Evangelische Schulmeister mußte der Minister Zedlitz herbeischaffen, der sie zumeist dem hallischen Waisenhaus entnahm, deutsche Katholiken der schlesische Provinzialminister, polnische der Bischof von Ermland. Die Fürsorge des Staates für den Volksunterricht galt zunächst den Domanialdörfern; aber die Rittergüter mußten wohl oder übel dem Beispiel folgen. Zu Ausgang des Jahrhunderts, im dritten Jahrzehnt der deutschen Verwaltung, zählte man in Westpreußen mit Ausschluß des Netzelandes unter 750 Landschulen 173 auf adlichen Gütern. In dem Bromberger Bezirk, der an dem westpreußischen Schulfonds nicht teilhatte, waren bis 1778 58 katholische und 177 evangelische Lehrer berufen worden; es fehlten damals noch 112 Katholiken, 43 Protestanten. Auch in den Städten mußte sich das Schulwesen aus den armseligsten Zuständen emporarbeiten: die Stadt Bromberg war beim Verfall ihrer Kämmerei nicht im stande, einen Lehrer für die evangelischen Zuwanderer anzustellen; man mußte die Hülfe des Königs anrufen.

„Es war nur gerecht," schrieb Friedrich bald nach der Erwerbung von Westpreußen an Voltaire, „daß ein Land, das einen Kopernikus hervorgebracht hat, nicht länger in der Barbarei jeglicher Art versumpfte, in welche die Tyrannei der Gewalthaber es versenkt hatte." Bei der Besitzergreifung hatte er dem verwahrlosten Lande verheißen, so zu regieren, „daß die vernünftigen und wohldenkenden Einwohner glücklich und zufrieden sein könnten und keine Ursache haben würden, die Veränderung zu bereuen." Der Erfolg hat seine Bemühungen gelohnt, und an Dank hat es ihm in der neuen Provinz nicht gefehlt. „Fragen Sie die Leute, die an der Netze wohnen," durfte General Lentulus 1773 zu einem Vertreter der Stadt Danzig sagen, „und sehen Sie dann, wie glücklich und zufrieden dieselben sind." Die Aufgabe, vor der die preußische Verwaltung stand, war schwer; schier unermeßlich, weil überall schlechterdings von vorn angefangen werden mußte. Aber sie wurde erleichtert durch das Fehlen derjenigen Gegentriebe, die später in den ehemals polnischen Landesteilen der Monarchie die Befestigung des Staatsgedankens und des Deutschtums gehemmt haben.

Noch war nichts zu spüren von einem solidarischen Gegensatz der polnischen Nationalität gegen die preußische Obrigkeit und die deutsche Mitbürgerschaft. Geschädigt fühlte sich nur der bisher herrschende Stand, der in seiner Willkürherrschaft und in seiner Zuchtlosigkeit gestörte Adel, und ihm war mit seiner landständischen Verfassung die einzige Möglichkeit zu politischer Opposition genommen, wenn anders er in seiner wirtschaftlichen und sittlichen Verkommenheit überhaupt noch politische Regungen hatte. Der polnische Bauer hatte bei dem

Wechsel der Landesherrschaft nur gewonnen; von einem polnischen Bürgertum, einem polnischen Handwerkerstand, die beide sich in der Folge, dank der neuen Ordnung der Dinge, kräftig entwickelt haben, war wie gesagt noch nicht die Rede. Und vor allem die Geistlichkeit stand entweder teilnahmlos beiseite, oder zeigte sich nach dem Vorgang der Landesbischöfe ergeben und zuverlässig. Aus der Ferne aber geschah nichts, um die Stimmung des polnischen Klerus gegen den preußischen Staat zu erregen. Die Kurie, damals von den katholischen Mächten hart bedrängt, dem König von Preußen aber, wie wir noch hören werden, durch mancherlei Gefälligkeiten zu Dank verpflichtet, enthielt sich jeder Einmischung in das Verhältnis zwischen diesem protestantischen Staate und seinen katholischen Unterthanen. So standen die westpreußischen Katholiken der neuen Herrschaft ohne konfessionelles Mißtrauen gegenüber, während alles, was evangelisch war, ihr warme Sympathien entgegentrug.

Wesentlich kam ferner der moralischen Eroberung dieser Landschaften der Umstand zu gute, daß nach der Teilung von 1772 noch ein selbständiges Polenreich fortbestand, und daß ein einziger Blick über die Grenze in das altpolnische Chaos hinein vollauf genügte, um die ungeheure Ueberlegenheit der deutschen Kultur und die Segnungen einer festen Staatsordnung und Verwaltung erkennen zu lassen. Und endlich war der Umfang der neuen Provinz nicht so groß, daß der deutsche Gesamtcharakter des Staates beeinträchtigt, oder daß die Verwaltung vor unmögliche Ausgaben gestellt worden wäre, wie zwanzig Jahre später nach den polnischen Erwerbungen Friedrich Wilhelms II., dem weder geeignete Beamte für die Besetzung der Behörden, noch Geldmittel für die Bewirtschaftung des dem Fiskus massenhaft zufallenden Grundeigentums in ausreichendem Maße zur Verfügung standen.

Für alles weitere sorgte eine weise Verbindung von Schonung und Strenge. König Friedrich hat seine Behörden bei Gelegenheit darauf hingewiesen, daß er gegen die katholische Geistlichkeit mehr „Ménagement“ beobachten müsse, als die dem gleichen Bekenntnis angehörige österreichische Regierung. So wollte er überhaupt die Gefühle der neuen Unterthanen nicht verletzt sehen; ein Landrat im Netzelande, der es den adelichen Kreisinsassen gegenüber an Takt fehlen ließ, wurde abgesetzt. Auch wünschte der König, daß seine deutschen Beamten zwischen polnischer Bevölkerung der fremden Sprache mächtig sein sollten. Nie aber durften Rücksicht und Schonung zu Handlungen oder Unterlassungen führen, die als Schwäche gedeutet werden konnten. Dem Bromberger Kammerdirektor schärfte drum der König die goldene Regel ein: „So muß Er auch mit denen Polen keine Komplimente machen, denn dadurch werden sie noch mehr verdorben, sondern Er muß scharf darauf achten, daß sie den Ordres gehörig nachleben.“

Die Politik des großen Königs im Weichsel- und Netzelande in ihrer Sicherheit und Stetigkeit, ihrem Selbstbewußtsein und ihrer Zuversicht kennzeichnen die Worte eines seiner Gehülfen, des Generals Lentulus: „Was gemacht wird, ist nicht auf kurze Zeit, sondern auf die Jahrhunderte gemacht.“

Fünfter Abschnitt.

Staatshaushalt und Heerwesen.

Die Erwerbung von Westpreußen brachte dem Staate an Bevölkerung und zumal an Einnahmen einen so beträchtlichen Zuwachs, daß der König sich endlich am Ziele eines lang gehegten Wunsches sah. Er konnte sein Heer bis zu der Zahl vermehren, die er schon 1752 als für die Sicherheit der Landesgrenzen erforderlich bezeichnet hatte.

Hinter den ersten, allzu erwartungsvollen Anschlägen blieben die finanziellen Erträge der neuen Provinz freilich nicht unerheblich zurück. Friedrich hatte anfänglich auf eine Einnahme von 6 Millionen Thalern gehofft. In einem zweiten Ueberschlage rechnete er bereits vorsichtiger auf nicht ganz $3\frac{1}{2}$ Million. Schließlich wurde in den Staatshaushaltsetat des Generaldirektoriums für 1775/76, den ersten, der die neuen Lande berücksichtigte, die Einnahme von 1636595 Thalern für Westpreußen einschließlich des Netzegebiets und von 140364 Thalern für das Ermland eingestellt. Thatsächlich schloß die Einnahmerechnung bald etwas höher ab. Im Jahre 1779 durfte der Ertrag auf 2111000 angenommen werden.

Die westpreußische Einnahme des Rechnungsjahres 1775/76 stand zum größeren Teil auf dem Etat der Generaldomänenkasse, mit 922354 Thalern, von denen nur wenig über ein Zehntel (96060 Thaler) für die Zwecke der laufenden Verwaltung in der Provinz verblieb. Als Einnahme der Generalkriegskasse aus Westpreußen wurden 714240 Thaler eingestellt; davon wurden für den Unterhalt der in die Provinz gelegten neu errichteten Regimenter 365514 angewiesen. Wenn nun auch für diese Truppen aus der Generalkriegskasse unter einem anderen Titel noch weitere 133682 Thaler gezahlt wurden, so belief sich doch nach dem Etat die reine Einnahme der beiden großen Staatshauptkassen aus Westpreußen auf 1041339 Thaler. Sofort konnten 400000 Thaler von der westpreußischen Einnahme bei der Generaldomänenkasse der Disposition des Königs vorbehalten bleiben, sei es zur Ueberführung in den Staatsschatz, sei es für gemeinnützige Unternehmungen oder zur Bestreitung außerordentlicher militärischer Ausgaben. Ein großer Teil der Aufwen-

dungen, die für das Retablissement der neuen Provinz gemacht wurden, ist somit aus ihren eigenen Mitteln gedeckt worden. So viel vermochte eine geordnete, sparsame und reinliche Haushaltung schon in ihren ersten Anfängen zu leisten.

In dem genannten Rechnungsjahre betrug die etatsmäßige Bruttoeinnahme der Generaldomänenkasse 8095661 Thaler, die der Generalkriegskasse, ohne den Zuschuß aus jener, 4992145, die Einnahme der schlesischen Provinzialkasse etwas über 3½ Million. Zu dieser Gesamteinnahme von rund 16⅓ Million — von einigen anderen in die Etats der Finanzbehörden nicht aufgenommenen Einkünften abgesehen — trug also Westpreußen mit seinen 1¾ Millionen mehr als ein Zehntel bei.

Auch dadurch gewann der König für seinen Staatshaushalt größere Bewegungsfreiheit, daß gleichzeitig mit der Erschließung der westpreußischen Einnahmequelle der Staatsschatz eine vorerst als ausreichend betrachtete Höhe erreichte.

Beim Friedensschluß hatte der König von den großen Summen, die für die Fortsetzung des Krieges bereit lagen,[1]) nach Abtragung der Kriegsanleihe und nach Aufwendung von 7½ Million für die Neueinkleidung der Truppen und für die Ergänzung der Artillerie und des Fuhrwesens nicht weniger als 14158880 Thaler dem Schatz überwiesen. Doch mußte einstweilen diese Metallmasse zum großen Teile in den während des Krieges ausgeprägten unterwertigen Münzen hinterlegt werden. Alljährlich wurde nun ein Teil dieser schlechten Münze zur Umschmelzung herausgezogen und durch gutes Gold ersetzt; infolgedessen stieg der Nennwert des Schatzgeldes nicht so schnell, als dies im Verhältnis zu der wirklichen Zufuhr hätte geschehen müssen. Ende Mai 1769, beim Abschluß der Jahresrechnung, lagen im Tresor 19157203 Thaler, darunter noch fast 6 Millionen in geringen Sorten. 1770 war der Schatz um 224000 Thaler gestiegen, der Vorrat an schlechter Münze um 2 Millionen verringert. 1771 war kein minderwertiges Geld mehr vorhanden, die Gesamtziffer aber nach dieser Ausstoßung um 960000 Thaler zurückgegangen. 1772 um ein Geringes vermehrt, hatte der Schatz im folgenden Jahr nach einem nochmaligen kleinen Zuwachs die Summe von 19249920 Thalern erreicht. Auf dieser Höhe ließ ihn nun der König zunächst stehen, nachdem er 1768 in seinem zweiten politischen Testament, wie schon in dem ersten von 1752,[2]) 20 Millionen als die Summe genannt hatte, welcher der Tresor zuzustreben habe.

Außerdem ist der kleine Schatz, der Mobilmachungsfonds, dessen erste Ausstattung von 640000 Thalern sofort ausschließlich in vollwertigem Golde bestand, von 1763 bis 1776 auf 4266863 Thaler gebracht worden.

Nach Erfüllung seines Sparprogramms stand der König jetzt vor der Frage, wie er die im Verhältnis zu dem Gesamteinkommen des Staats sehr erheblichen jährlichen Ueberschüsse verwenden, d. h., wie er das Extraordinarium des Staatshaushalts künftig regeln sollte.

Verfügbar waren in erster Linie 1800000 jährliche Tresorgelder, nämlich je 700000 aus den alten Provinzen und aus Schlesien,[3]) und jene 400000

[1]) Oben S. 353.

[2]) Vgl. Bd. I, 387.

[3]) Bd. I, 385.

aus Westpreußen. Dazu gewisse Einnahmen, die dem Dispositionsfonds unmittelbar aus den Domänenkassen einzelner Provinzen zugingen. 50000 aus dem Königsberger und dem litauischen Kammerbezirk, 21000 aus den Marken, 100000 aus Ostfriesland. Weiter die in der Forst- und der Domänenverwaltung über den Etat hinaus erzielten Einnahmen, die im Jahr vor dem letzten Kriege 705000 Thaler betragen hatten und jetzt im Frieden noch stiegen; der Ertrag des Magdeburger Transito-Impostes,[1]) der nach dem Rückgang von 1766 sich bis 1786 wieder auf 102454 Thaler hob. Endlich die Ueberschüsse der nach dem Kriege neu eingerichteten, den alten Finanzkollegien entzogenen Verwaltungen: Regie, Tabaksadministration, Bank, Lotterie, Post.[2]) Der König hat 1779 die seit 1763 neu erschlossenen Einnahmequellen, abgesehen von den westpreußischen Einkünften, auf fast 3 Millionen berechnet und die für das Extraordinarium verfügbaren Ueberschüsse 1768 auf 4700000 Thaler, 1777 auf 5700000, 1783 auf 7120000 — bei einer Staatseinnahme von nunmehr 21730000 Thalern.

Abrechnungen dieses großen, jeder Aufsicht der Finanzbehörden und jeder Kontrolle der Oberrechenkammer entrückten Dispositionsfonds sind uns nicht erhalten. Aber für ein einzelnes Jahr, 1774, liegt der schon erwähnte[3]) eigenhändige Anschlag des Königs über die „Dépense“ vor, die er aus diesen Ueberschußgeldern zu decken gedachte. Da erscheinen 600000 Thaler für den Netzekanal,[4]) weiter 40000 Thaler Entschädigung für die Inhaber der polnischen Starosteigüter,[5]) 340000 für Meliorationen am Rhyn, in Pommern, der Neumark, im Magdeburgischen; 56000 für die schlesischen Städte, 80000 für die Anlage von 30 Dörfern in Oberschlesien; 40000 an die Stadt Königsberg für Brandschaden; je 200000 für Berlin und Potsdam, wohl besonders für Fabriken und sonstige Bauten, außerdem 160000 für den Bau der Berliner Bibliothek. Militärischen Zwecken sollten dienen: 300000 Thaler für die schlesischen, 200000 für die westpreußischen Festungen, 230000 für Kasernen, 170000 für Veränderung der Infanteriegewehre, 140000 für die Artillerie. Endlich 480000 Thaler für die Subsidienzahlung an Rußland.[6]) Danach betrug in diesem Jahre das Extraordinarium für Aufgaben der Landeskultur 1716000, der Zuschuß für die Heeresverwaltung (einschließlich der als Ablösung für Hülfstruppen bezahlten Subsidien) 1520000 Thaler. Der Zusammenstellungen für die vier letzten Regierungsjahre, die der Minister Hertzberg über die zum besten der Landwirtschaft und Industrie und für die Landeswohlfahrt insgemein aufgewandten Gelder veröffentlicht hat, wurde in anderem Zusammenhang[7]) schon gedacht.

Ein Vergleich jener Ziffern mit der Gesamthöhe des jährlichen Ueberschusses läßt ersehen, daß der König auch nach Erfüllung seines ursprünglichen Programms mit Thesaurieren fortfuhr. Der Schatz war gefüllt, nun aber wurde

---

[1]) Oben S. 389. 408.
[2]) Oben S. 358. 385—392.
[3]) Oben S. 363. Dort ist Z. 13 v. u. zu lesen statt 1976000: 1716000.
[4]) Oben S. 485.
[5]) Oben S. 488.
[6]) Oben S. 455.
[7]) Oben S. 363.

ein Anbau nach dem andern angefügt. Zu dem Tresor und dem kleinen Tresor traten drei Nebenabteilungen, zuletzt noch eine vierte.

Ein Schatzdepot zu Breslau, im Keller unter der „Kriegskasse", das der König 1770 anzusammeln befahl, wurde bis 1774 auf 3269000 Thaler gebracht, die Jahresquote für die Feldverpflegung eines in Schlesien mobil zu machenden Heeres von 70000 Mann. Einen entsprechenden Geldvorrat für ein an der Elbe zu versammelndes Armeecorps stellten die sogenannten Magdeburgischen Fouragegelder dar, 1776 mit 900000 Thaler bei der Bank niedergelegt. Ein eiserner Bestand bei der Generalkriegskasse war bestimmt, die rechtzeitige Auszahlung des Soldes im Kriege sicher zu stellen; vor 1756 nur auf 680000 Thaler bemessen, den Betrag einer einmaligen Monatslöhnung,[1]) zählte er 1777 schon 4 Millionen, und der König beabsichtigte, ihn binnen drei Jahren auf 11 Millionen zu bringen. Endlich verfügte er, erst im letzten Regierungsjahre, daß über weitere Zugänge des Tresors besondere Rechnung „unter dem Titel von Subsidiengeldern" geführt werden sollte, und stattete dieses neue Konto alsbald mit 3 Millionen aus.

Das fortgesetzte Thesaurieren hatte seine guten Gründe. Der König berechnete nach dem letzten Kriege die Kosten eines Feldzugs auf 11 bis 12 Millionen, außer den Summen, die schon zur Friedenszeit für das Heer angewiesen waren. Hatte er früher gemeint, nur für vier Feldzüge Vorsorge treffen zu müssen, so hielt er es nach einem siebenjährigen Kriege für geraten, sich auf acht Kriegsjahre einzurichten. Im Jahre 1768, als der Schatz nur auf den Fuß von 20 Millionen zugeschnitten war, sah sich Friedrich somit genötigt, wieder mit einer Beschlagnahme des Nachbarlandes, mit den Hülfsmitteln Sachsens[2]) zu rechnen: 5 Millionen aus Sachsen, 4700000 Thaler an Ueberschuß aus den eigenen Staatseinnahmen, die Treforquanta mitgerechnet, und 2300000 aus dem Staatsschatz ergaben den Jahresbedarf von 12 Millionen.

Noch 1776 glaubte er, im Kriegsfall des sächsischen Zuschusses nicht entraten zu können. Zu Grunde gelegt wurde der Rechnung diesmal — denn neue Anschläge ließen eine Ersparnis möglich erscheinen — die Jahressumme von 11 Millionen. Der Ueberschuß der laufenden Einnahme, auf 5700000 Thaler berechnet, bedurfte also, um diese Summe zu decken, noch der Ergänzung durch 5300000. Verfügbar waren damals an Ersparnissen, außer den Mobilmachungsgeldern, 19300000 im Staatsschatz, 3200000 in der Breslauer Schatzniederlage, 900000 Magdeburger Fouragegelder, 4 Millionen als Vorrat der Generalkriegskasse; insgesamt 27400000 Thaler. Eine Summe, die um jene 5300000 Thaler jährlich gekürzt, in fünf Feldzügen erschöpft war, ja voraussichtlich schon in vier, da in Kriegsläuften ein Ausfall in der ordentlichen Staatseinnahme und mithin ein Rückgang des Jahresüberschusses vorausgesetzt werden mußte. Und darum lenkten sich die Blicke des königlichen Feldherrn und Staatswirtes, der für die doppelte Zeit mit seinem Schatze reichen wollte, auch damals wieder nach Sachsen.

---

[1]) Vgl. Bd. I, 386.

[2]) Vgl. oben S. 441.

Nun sollte es sich fügen, daß in Friedrichs letztem Kriege die Sachsen nicht gegen ihn, sondern an seiner Seite fochten, Geld also ihm aus dieser Quelle nicht zufloß. Und so geschah es, daß er bei seinen weiteren finanziellen Voranschlägen Sachsen ganz außer Betracht ließ. Der eine Feldzug von 1778 und die Vorbereitung zu einem zweiten haben 17 Millionen erfordert; danach schien es zunächst genügend, in Zukunft 12 Millionen für jeden Feldzug anzusetzen. Ein 1784 entstandener Anschlag geht davon aus, daß der Jahresüberschuß von 7120000 Thalern sich zu Kriegszeiten auf 6 Millionen ermäßigen wird; die dann für die Feldzugskosten noch fehlenden andern 6 Millionen will der König drei Jahre hindurch aus den bei den Zweigniederlagen des Staatsschatzes aufgestapelten Geldern und für drei weitere Jahre aus dem alten Tresor decken. In einem Anschlag von 1786 wurden die Kosten eines Feldzugs reichlicher zu 14856259 Thaler angenommen.

Zu Ende dieser Regierung lagen bei einer Jahreseinnahme von nicht ganz 22 Millionen im alten Tresor 22638339 Thaler, einschließlich 3 Millionen „Subsidiengelder"; im kleinen für die Mobilmachung 4454411; im schlesischen Schatz 9330000; an Magdeburger Fouragegeldern 8800000 bei der Bank, die damit (seit 1785) das ihr bei ihrer Gründung in Aussicht gestellte Depositum[1]) in voller Höhe erhalten hatte; bei der Generalkriegskasse als eiserner Bestand 6052250 Thaler. Im ganzen 51302010 Thaler, statt der rund 10 Millionen, die König Friedrich von seinem Vater überkommen hatte.

Für den Unterhalt des Heeres in Friedenszeiten blieben in herkömmlicher Weise die Erträge der Steuerverwaltung und das sogenannte Adjutum der Generaldomänenkasse bestimmt. Dieser Zuschuß ist zwischen 1740 und 1786 von 1½ Million auf das Doppelte gestiegen. Das Friedensbudget des Heeres hatte 1740 nicht ganz 5½ Million, im letzten Rechnungsjahr vor dem Siebenjährigen Krieg 8300000 Thaler betragen; nach dem Krieg hat es sich bis zum Ausgang Friedrichs II. von 9 Millionen auf mehr als 12¼ Million vermehrt; doch blieb diese Steigerung von 1740 bis 1786 hinter dem Wachstum der inzwischen fast um das Dreifache vermehrten Staatseinnahme erheblich zurück.

Das Heer war im Augenblicke des Friedensschlusses nahezu vollzählig gewesen. Friedrich hat damals gesagt, daß er für einen neuen Feldzug 219000 Mann, darunter 188000 Feldsoldaten, in Bereitschaft gehalten habe. Nach Auflösung von 8 Garnisonbataillonen, aller während des Krieges errichteten Freischaren, Rekrutenbataillone und Landmilizen und der letzten Reste der ehemals sächsischen Truppen[2]) und nach Zurückführung der alten Regimenter[3]) ungefähr auf die vor dem Kriege ihnen vorgeschriebenen Stärken zählte das Heer

---

[1]) Vgl. oben S. 358.
[2]) Vgl. oben S. 35. 63. 170.
[3]) Vgl. oben S. 354.

nach dem Friedensschluß wieder wie beim Ausbruch der Feindseligkeiten[1]) etwas über 150000 Mann.

Die Verringerung der Truppenzahl wurde nicht nur durch finanzielle Erwägungen, sondern vor allem durch den Rückgang der Bevölkerung geboten. Den Kantons mußte Zeit gelassen werden, sich nach der starken Aushebung der letzten Jahre, in denen man die Bauernburschen noch als halbe Kinder den Rekrutenbataillonen eingereiht hatte, zu erholen. Der König traf die Anordnung, daß nicht mehr als 70000 Landeskinder im Heere dienen sollten. Mit dem Ueberschuß über diese Zahl blieben die Kantons in äußersten Kriegsnöten eine letzte Hilfsquelle für das Heer, die Friedrich „wie einen Augapfel" hüten zu wollen erklärte. Bei der starken Vermehrung der Bevölkerung in den ersten Friedensjahren[2]) war die Gesamtziffer der „Enrollierten", der für den Heerdienst vorgemerkten waffenfähigen Jugend, bereits 1773 beträchtlich größer als 1756, die westpreußischen Kantons ungerechnet.

Schon vor der Erwerbung von Westpreußen war der König 1768 beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges zu einer ersten neuen Heeresvermehrung, im Umfang eines Zehntausends, geschritten: zwölf märkische Musketierregimenter wurden um 40 Köpfe auf die Compagnie, die Husaren um 300 Mann auf das Regiment vermehrt, und Schlesien erhielt ein neues Feldbataillon. Es folgte dann 1772 die Aufstellung von 5 westpreußischen Musketierregimentern, 4 neuen Bataillonen bei den ostpreußischen Garnisontruppen, einem Husarenregiment, 2 Bataillonen Artillerie; zugleich wurden bei 36 alten Infanterieregimentern die Compagnien um je 20 Mann verstärkt.

Das Heer hatte mit dieser Vermehrung die Stärke von 186000 Mann erreicht und zählte jetzt 110 Bataillone Feldinfanterie, deren Grenadiercompagnieen im Kriege zu 25 gesonderten Bataillonen zusammenzutreten hatten, 7 ständige Grenadierbataillone, 1 Bataillon Fußjäger, 36 Garnisonbataillone, 63 Schwadronen an Kürassieren, 70 an Dragonern, 90 an Husaren, 10 an Bosniaken, eine an reitenden Jägern, 8 Bataillone Feldartillerie, 11 Compagnien Festungsartillerie. Für den Kriegsfall wurde vorgesehen die Anwerbung von 23 Freibataillonen in der Stärke von 18768 Mann, die Errichtung von 5 Schwadronen Dragonern und von 2 Garnisonbataillonen und eine Verstärkung der Cadres bei der Kavallerie und den Feldbataillonen. Ein 1772 bis ins einzelne ausgeführter Mobilmachungsplan setzte die „Summe der ganzen Force" mit 226777 Köpfen an, die zum Ausmarsch bestimmten Feldtruppen mit 197256; dazu sollten 3832 Mann an Landmilizen zusammengezogen werden.

Der preußische Soldat jener Zeiten war nicht mehr der miles invictus, als den ihn nach dem zweiten schlesischen Kriege sein Kriegsherr gepriesen hatte,[3]) aber es galt auch von ihm, daß er nur in Schlachten, nicht im Kriege überwunden sei: proeliis ambiguus, bello non victus. Und nicht nur hohen

---

[1]) Oben S. 14.
[2]) Oben S. 372.
[3]) Bd. I, 544.

Ruhm, auch Popularität hatte ſich der Soldat erworben, bei groß und bei klein. Das bezeugte der damals durch den Siebenjährigen Krieg herbeigeführte Aufſchwung einer ſeither in Flor gebliebenen Nürnberger Induſtrie: das Völklein der Kinderſtuben kannte jetzt kein ſchöneres Spielzeug als die Bleiſoldaten. Die Erwachſenen aber konnten ſich im Schauſpiel nicht ſatt ſehen an den martialiſchen Geſtalten, die Leſſing und ſeine Nachahmer über die Bretter gehen ließen. Minna von Barnhelm, nach Goethes Urteil „die wahrſte Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, von vollkommen norddeutſchem Nationalgehalt", iſt ein unvergleichliches Denkmal für das damalige preußiſche Heer geblieben, welches auch darin ſein „Soldatenglück" bewährte, daß es dieſen Herold fand. Leſſing hatte als Sekretär des heldenmütigen Generals Tauentzien[1]) in Breslau und in den Belagerungslinien vor Schweidnitz den Geiſt des preußiſchen Offiziercorps kennen und ſchätzen gelernt, aus dem früher einer der beſten ihm als Freund nahe getreten war. Die Züge Ewalds von Kleiſt lieh er ſeinem Tellheim, dieſer Verkörperung der preußiſchen Offiziersehre. Die Soldatentypen der „Minna" waren aus dem Leben gegriffen und, wenn auch verklärt, ſo doch ohne jede Uebertreibung gezeichnet. Als gute alte Bekannte begrüßte ein Recenſent den ſackgroben und pudelhaft anhänglichen Packknecht Juſt und den „luſtigen, ſpaßhaften, ehrlichen" Wachtmeiſter Paul Werner, der, nachdem er lange vergebens gehofft, „es ſollte hier wieder losgehen," Gott preiſt, daß noch irgendwo in der Welt Krieg iſt. Die Kameraden, welche die nun beginnende „Mobilmachung der Armee für das Theater" einem Tellheim und ſeinen Getreuen zuführte, reichten an die großen Vorbilder nicht heran, den Schauſpielern aber galten die Uniformrollen ohne Unterſchied als dankbar, denn das Parterre hatte nun einmal ſeine Freude dran.

Einem aber war die rechte Freude an dieſem gefeierten Preußenheer jetzt verdorben: dem königlichen Anführer. Das Werkzeug ſeines Feldherrnruhms hatte ihm nicht genug gethan. Er zürnte mit dem Heere, und gar mancher im Heere zürnte ihm.

Es galt nach der Heimkehr in die Friedensquartiere, die aus Rand und Band gekommenen, nach jedem Feldzug notdürftig immer von neuem zuſammengeſtoppelten, ſchlecht ausgebildeten und noch ſchlechter erzogenen Regimenter und ihre gelichteten, mit mancherlei zweifelhaftem Nachwuchs durchſetzten, durchaus nicht mehr homogenen Offiziercorps wieder auf die alte Höhe zu bringen. Da griff nun der König zu Abweichungen von dem alten Herkommen, die zumal unter den Offizieren große Verſtimmung hervorriefen, teilweiſe geradezu als Strafen empfunden wurden und bis zu gewiſſem Grade in der That als ſolche gedacht waren. Mit unverkennbarer Ironie ſchrieb der Herzog von Bevern, der Held von Lobositz und Reichenbach, in ſeinem Verſuch zu einer Armeegeſchichte: Da die Armee gegen die ganze öſterreichiſche, ruſſiſche, ſchwediſche und einen großen Teil der teutſchen Reichs- und franzöſiſchen Macht ſich aufrecht erhalten, ſo habe das Publikum und der Vulgaire geglaubt, des Königs Majeſtät würde von den pflichtſchuldigſt geleiſteten Dienſten zufrieden ſein: „allein Dero ſcharf-

[1]) Oben S. 260.

sichtiges Auge hatte so weit durchgeschaut und befunden, daß nur wenige Personen und Regimenter das Gute, was im Laufe des Krieges geschehen, allein zu Wege gebracht, das Widrige hingegen von dem größten Ueberrest derer anderen verursacht worden, folglich nur wenige Belohnungen verdienten." So kamen die Klagen und Anklagen auf und gingen von Mund zu Munde, die später in den Schriften einer jüngeren, während des Siebenjährigen Kriegs herangewachsenen Generation preußischer Offiziere einen Niederschlag gefunden haben in den „Briefen" eines Kaltenborn, den „Betrachtungen" eines Berenhorst: daß Chefs und Kommandeure allzeit in Gefahr geschwebt hätten, aus geringfügigem Anlaß, aus Laune weggejagt zu werden; daß der König die Revue allemal schon bei sich gehalten, ehe er einen Mann von den Truppen sah, daß das Schicksal eines jeden Regiments schon in dem Augenblick festgestanden habe, da der König in Potsdam in den Wagen stieg; daß Mut und Geist und innerer Wert in der Armee ohne gesunde Pflege geblieben seien; daß Friedrich seinen prächtigen Schlachthengst nach und nach so kurz und scharf aufgesetzt habe, bis der zuletzt nicht mehr gewußt habe, wie er treten oder gehen solle.

Noch während in Hubertusburg über den Frieden verhandelt wurde, teilte der König das Heer in eine Anzahl Inspektionen ein, provinzweise und in den Provinzen nach den beiden Hauptwaffen; die Artillerie blieb außerhalb dieser Gliederung. Es war der erste Schritt zu der späteren Corpseinteilung; die Inspektionen wurden die Vorläufer der heutigen Generalkommandos. Die Inspektoren sollten verantwortlich sein für die Ausführung der Verordnungen, für die Gleichmäßigkeit der Disziplin und der Ausbildung bei den verschiedenen Regimentern, für die Einhaltung der richtigen Mitte zwischen Milde und Strenge bei den Kommandeuren, für die Haltung der Offiziere, für die Ordnung beim Aushebungsgeschäft. Sie hatten Vorschläge für Auszeichnungen und für das Avancement zu machen. Der von dem Könige für die Neuerung uns angegebene Grund ist einfach und durchschlagend: die Unmöglichkeit, auf alles mit eigenen Augen zu achten. Die Maßregel sprach für sich selbst, aber sie wirkte peinlich und gehässig vor allem dadurch, daß der König bei der Wahl der Inspekteure sich nicht an die Rangliste hielt und zwar in Schlesien einem Seydlitz bei der Kavallerie und einem Tauentzien beim Fußvolk das neue Amt übertrug, in den anderen Provinzen aber vorwiegend jüngere Generalmajore zu seinen Vertretern bestellte. Der rauhe Ramin an der Spitze der Berliner Inspektion wurde von dem Könige ebenso geschätzt und geflissentlich ausgezeichnet, wie im Heere als „eigentlich in das Zeitalter der Hunnen und Vandalen gehörig" gehaßt. Einem Hintermann sich unterzuordnen, kam den im Rang oder im Dienstalter höher stehenden Regimentschefs um so härter an, als ihre bisherige Stellung, in der sie unter niemand als dem Könige gestanden hatten, durch die neue Ordnung der Dinge ohnehin wesentlich an Bedeutung, Ansehen und Einfluß verlor. Es verfiel und verschwand, wie damals ganz richtig bemerkt worden ist, die patriarchalische Verfassung des altpreußischen Heeres, nach der bei jedem Regiment „der General gleichsam den Emir des Stammes und die elf anderen Compagnieinhaber die ersten Vorsteher der Aeste bezeichneten". Der Herzog von Bevern

in Stettin, der als einer der älteſten Generale von der Infanterie den Generalmajor Steinkeller zum Inſpekteur erhielt, urteilte bitter, daß den Chefs und Kapitänen faſt nichts übrig geblieben ſei, als Gehilfen der Inſpekteure zu ſein und für die Anſchaffung der kleinen Monturſtücke zu ſorgen. Das Mißlichſte war, daß die Inſpekteure ſelbſt Regimentsinhaber blieben und dadurch, wie wieder Bevern klagte, in die Lage kamen, ihr eigenes Regiment „nach Belieben zu favoriſieren".

In ungleich weitere Kreiſe wurde die Unzufriedenheit hineingetragen durch eine zweite Neuerung: die Reform der Compagniewirtſchaft; denn damit wurde den darbenden Subalternoffizieren die ermutigende Ausſicht auf dereinſtige auskömmliche Verſorgung abgeſchnitten. Wir erinnern uns, daß bisher der Compagniechef die Löhnung für die im Frieden jährlich auf neun bis zehn Monate beurlaubten Landeskinder einbehielt, aus dieſer Erſparnis die Koſten der ausländiſchen Werbung beſtritt und noch einen Ueberſchuß für ſich perſönlich zurücklegte.[1]) Von nun an übernahm der König die Werbegelder auf eine Zentralkaſſe, zu der der erſparte Sold der Urlauber bis auf einen geringen, dem Compagniechef vorbehaltenen Betrag eingezogen wurde. Zunächſt aus Sparſamkeitsrückſichten eingeführt, erhielt dieſe Umwälzung, von der materiellen Schädigung der Kapitäne abgeſehen, dadurch noch einen verletzenden Stachel, daß einige Regimenter in Anerkennung ihrer vorzüglichen Haltung vor dem Feinde auf dem alten Fuße weiterwirtſchaften durften. Ja, auch unter ſich wurden die deklaſſierten Regimenter nicht nach gleichem Maße gemeſſen: hier war der dem Kapitän belaſſene Bruchteil ſeiner alten Nebeneinkünfte größer, dort geringer, je nachdem das Regiment in Bezug auf ſein Wohlverhalten höher oder niedriger eingeſchätzt wurde. Zu der Scheidung zwiſchen Garde und Linie und zwiſchen Feldregimentern und Garniſonen war jetzt alſo noch dieſe Abſtufung der Feldregimenter unter ſich nach Betragen und Leiſtungen getreten. Das leuchtende Prinzip der gleichartigen Standesehre und des gleichen perſönlichen Wertes, auf welches das preußiſche Offiziercorps gegründet war, wurde durch die Verſetzung ganzer Regimenter in eine niedere Konduitenklaſſe verdunkelt.

Die ſchlimmſte Folge aber war, daß die Verkürzung ſeiner Einnahme manchen Hauptmann, der ſich ſchadlos halten wollte, zu Unterſchleifen verleitete und ihn nach dem Vorgange der räuberiſchen Unternehmeroffiziere des ſiebzehnten Jahrhunderts die Liſte ſeiner Dienſtthuer fälſchen ließ. Mit Berufung auf „häufige Denunziationen und die befremdliche Menge ſchmutziger Prozeſſe bei verſchiedenen Regimentern" hat nach dem Thronwechſel von 1786 ein Rundbefehl des Nachfolgers mit ſcharfen Worten es gerügt, daß durch Männer von Ehre um ſchnöden Gewinnſtes willen die Wahrheit aus den Liſten verbannt werde.

Und doch hatten Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. unausgeſetzt daran gearbeitet, ihrem Offiziercorps die peinlichſte Ehrenhaftigkeit einzuimpfen; glaubte ja Friedrich als deſto feſteres Pfand für adeliche Geſinnung von ſeinen Offizieren adeliche Geburt fordern zu müſſen.[2]) Friedrich Wilhelm I. ließ die Bürgerlichen

[1]) Bd. I, 537. 538.
[2]) Bd. I, 530 ff.

zwar zu Leutnants, aber nicht zu Kapitänen aufsteigen; der spätere General Stollhofen, eines Predigers Sohn, mußte bis zu dem Thronwechsel von 1740 warten, ehe er als Roturier Stabskapitän wurde. Friedrich hat dann der Regel nach alte Unteroffiziere überhaupt nicht mehr ins Offiziercorps aufgenommen, denn im wesentlichen nur aus solchen waren die bürgerlichen Leutnants seines Vaters hervorgegangen, da die Söhne des gebildeten Bürgerstandes dem Heere noch fernblieben. Nun aber waren während des langen Krieges zahlreiche Bürgerliche aus guten Häusern freiwillig in das Heer eingetreten, Studenten von den Landesuniversitäten und Gymnasiasten; hat doch damals das Kölnische Gymnasium in Berlin mehrere Jahre hindurch keine Prima gehabt. Diese bürgerlichen Landeskinder hatten das silberne Portepee erworben, wie gleichzeitig die hergelaufenen Abenteurer, die den Offiziercorps der Freibataillone ihren Ruf verdarben. Nach dem Friedensschluß verwarf der König sie alle, die Gerechten mit den Ungerechten. Die anrüchigen Subjekte wurden entlassen, wer einwandsfrei und brauchbar war, wurde bei einem Garnisonregiment untergebracht. Fünf Jahre nach dem Kriege waren bei den Feldregimentern der Inspektion des Generals Möllendorff nur noch vier unadeliche Offiziere, und auch sie beabsichtigte der König zu versetzen. Nicht mit Unrecht haben die davon Betroffenen dies Verfahren grausam genannt; hier wurden wieder viele brave Soldatenherzen mit Bitterkeit erfüllt, und mit den gekränkten Opfern murrte jetzt das ganze Bürgertum.

Bald trat ein Rückschlag ein. Der Nachwuchs aus dem Adel deckte nicht mehr den Bedarf. Nicht jeder Sohn des Landedelmanns hatte Lust zu dienen; eine Erbschaft, eine vorteilhafte Heirat bestimmten manchen jungen Offizier, des Königs Rock wieder auszuziehen; der Jahrzehnte hindurch stolz verachtete Zivilstand begann im Ansehen wieder zu steigen. Andererseits sah der König sehr reiche und sehr vornehme Edelleute bei seinen Regimentern nicht gern. Berenhorst hat von seiner „Idiosynkrasie gegen Grafen“ gesprochen, und zumal die Söhne der schlesischen Magnaten sah Friedrich mit Mißtrauen kommen, weil ihrer viele schnell wieder gegangen waren. Ja 1783 eröffnete er seinem gräflichen Hofmarschall, daß er schon Befehl gegeben habe, keine Grafen in der Armee anzunehmen: „Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. Im Falle nun einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden, denn dieses sind nur Narrenspossen, sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an.“ Auch von den Söhnen seiner Generale, seiner Minister hat er wohl gesagt, die Leute seien zu reich und wollten nur einige Jahre zum Spaß dienen. Und als General Tauentzien einen Sohn bei den Gendarmen eintreten lassen wollte, entgegnete ihm der König, er sehe es nicht gern, wenn die vornehmen Leute alle unter die Gendarmen gehen wollten; nach zwei oder drei Dienstjahren würden dann Brustschmerzen, blödes Gesicht oder Bruchschaden vorgeschützt: „so habens 20 vornehme Leute bei die Gensdarms gemacht, ich will Officiers und keine Durchläufer dabei haben.“

Um Rat gegen den schon fühlbar werdenden Offiziersmangel zu schaffen, wurden 1779 die Regimenter allgemein darauf hingewiesen, daß sie aus fremden

Landen Edelleute „von Verstand, Ambition und wahrem Diensteifer" heranziehen möchten. Auch gewisse Schichten des mißachteten Roture suchte man jetzt zu locken. Durch öffentliches Edikt vom 28. Mai 1768 wurde den Söhnen bürgerlicher Rittergutsbesitzer, dieser doch nur als unwillkommene Ausnahme zugelassenen Klasse des ländlichen Grundeigentums, in freilich recht ferner Weite die Aussicht erschlossen, daß sie geadelt werden sollten, wenn sie bei den Garnisonregimentern oder in der Artillerie bis zur Compagnie aufgestiegen sein und zehn Jahre als Kapitän gedient haben würden — denn auch ihnen wurden doch nur diese minder geachteten Waffen zugänglich gemacht.

Daneben behielten die Husaren ihre Sonderstellung. 1779 rügte der König, daß der „wirkliche Husarendienst" in Verfall gekommen sei, und wollte die Ursache darin sehen, daß zu viel „junge Windbeutel" als Offiziere Aufnahme gefunden hätten: er verfügte deshalb, daß fortan mehr alte gediente Wachtmeister zu Leutnants zu befördern seien. Aber auch bei den neu eintretenden Avantageuren kam es ihm hier auf den Stammbaum nicht an. Als General Lossow in einer Meldung den jüngsten Kornet seiner schwarzen Husaren als mecklenburgischen Junker bezeichnete, schrieb ihm der König trocken: „Soviel will Ich Euch doch zur Nachricht sagen, daß sein Vater kein Edelmann, sondern ein Jäger und zugleich ein Liebster der alten Herzogin zu Mecklenburg-Strelitz gewesen ist, damit Ihr nur seine ganze Genealogie wissen möget." Bürgerlicher Herkunft sind die nachmals geadelten Husarengenerale Möhring, Günther, Salenmon, Hohenstock gewesen, wie bei der Artillerie die Generale Holtzendorff, Moller und Tempelhoff.

Zu allen anderen Gründen der Verstimmung trat noch die Klage über das Zunehmen des Drills und der Kleinigkeitskrämerei. Wieviel war nicht unter Friedrich Wilhelm I. auf den in die Armee gefahrenen Exerzierteufel gescholten worden! Jetzt seufzten die Epigonen, daß das Exerzieren, unter der vorigen Regierung im wesentlichen auf die Uebungswochen des Frühlings beschränkt und auch vor dem großen Kriege immerhin noch erträglich, seit dem Frieden bis zum äußersten Ueberdruß, bis zur Ausmergelung der außerhalb der Frühjahrsübungen bei der Fahne verbleibenden Dienstthuer betrieben werde. „Nirgends war Entsagung nötiger," höhnte Berenhorst, „als bei den schlecht rekompensierten Siegern des Siebenjährigen Krieges, wo nun die verfeinerte Ausspinnung der Taktik und deren zahllose Kombinationen, in der nach Fußen, Zollen und Sekunden abgemessenen Ausführung, kein geringes Studium erforderten." Wenn der Kriegsherr unaufhörlich auf ein großes Ziel hinwies, die Herstellung der alten Disziplin, Waffenfertigkeit und Beweglichkeit, so sannen seine Obersten, wie sich versteht, auf Mittel und Wege, dem Ziele möglichst schnell und möglichst sicher nahe zu kommen. Daß mancher Inspekteur oder Regimentschef hier des Guten zu viel an „erfinderischer Strenge" that, wird nicht bezweifelt werden können. Aber nicht alles, was da ausgeklügelt und ausprobiert wurde, trat in des Königs Gesichtskreis. General von Salbern, der größte Künstler unter den preußischen Taktikern, mußte, wie es heißt, mit seinen Erfindungen behutsam verfahren und führte manches nur unter der Hand, gleichsam verstohlen ein. Denn an sich war der König, wie der gewiß nicht vorein-

genommene Kaltenborn ihm bezeugt, durchaus kein Freund vom Reglementieren und von „zeitraubenden Spielereien“: „Er überschwemmte seine Armee nicht mit Orders, in welchen er das schon Befohlene entweder hundertmal wiederholte oder durch einen neuen Befehl wieder aufhob. Er scheute alle Neuerungen; Veränderungen an Montierungen und andere kleine Formalitäten waren weit unter seiner Würde und der, die er seiner Armee zu geben bemüht war.“ Die Kleinigkeitskrämer unter seinen Offizieren nannte er „Stiefelettenmajore“. Wenn er mit Strenge auf vorschriftsmäßigen Anzug hielt, so geschah das nicht aus Kleinlichkeit, sondern in dem Bestreben, keine Modenarrheiten aufkommen zu lassen, der Verschwendungssucht zu steuern, den Offizieren das „Petitmaitre-Wesen“ auszutreiben. Die Lästerer behaupteten, daß er im Zweifelsfalle das Gegenteil der jeweiligen Mode als Vorschrift annahm.

Auch das erkennt Kaltenborn an, daß der König an den Manövertagen den Blick nur auf das Ganze gerichtet hielt: „Von dem Augenblick an, wo er seine Truppen manövrieren ließ, behandelte er sie wie in der Stunde der Schlacht und war zufrieden, wenn nur die Hauptsache gut ausgeführt wurde. . . . Er manövrierte mit ungemein vieler Leichtigkeit, er quälte die Leute nicht mit bogenlangen Dispositionen, man konnte sie fast jederzeit auf ein Kartenblatt schreiben.“ So sei er auch beim Manöver, Tags nach der Revue, fast immer guter Laune gewesen, „gleichsam froh, das Unangenehme, was er zu sagen gehabt hatte, vom Herzen zu haben“. Und nichts sei lehrreicher gewesen, als ihn bei solchen Gelegenheiten sprechen zu hören — „wenn er nicht üble Laune hatte“. „Da war es eine Wonne, ihn gleichsam ein militärisches Kollegium lesen zu hören. Er wußte genau, wer gefehlt hatte, woran der Fehler gelegen, und wie er hätte können und sollen gebessert werden. Seine Stimme war sanft und hinreißend, er sah freundlich aus und schien eher einen guten Rat als Befehle erteilen zu wollen.“ Von den großen Herbstmanövern, die wie vor dem Kriege[1]) abgehalten wurden, sagt Friedrich selbst, daß die ganze Uebung für die Offiziere, die Generale sei, ohne daß man die Aufmerksamkeit auf die Gemeinen richte.

Eine Stufenfolge neuer Veranstaltungen zielte auf die bessere Vorbildung und die theoretische Unterweisung der Offiziere ab. Dem Kadettencorps schloß sich als eine Art Selekta die 1765 gestiftete Académie des Nobles an, für fünfzehn ordentliche Mitglieder und ebensoviel Extraneer, während als Voranstalten 1764 die Kadettenschule zu Stolp für die Söhne des hinterpommerschen Adels und 1775 die zu Kulm für die der Erziehung noch mehr bedürftigen westpreußischen Junker begründet wurden. Lehrgänge für Befestigungskunde und für Geographie wurden an den Sitzen der neuen Armee-Inspektionen eingerichtet, in der Weise, daß ein Ingenieuroffizier einer Anzahl begabter Kameraden, die nach Vorschlag der Regimenter einberufen wurden, vier Wintermonate hindurch Unterricht erteilte. Wiederum die befähigsten dieser Kriegsschüler, der Regel nach insgesamt zwölf, nahm der König in sein militärisches Gefolge auf. Er hatte sich schon vor dem Siebenjährigen Kriege einen persönlichen Generalstab geschaffen und bildete jetzt diese Einrichtung weiter. Wie er als Kronprinz in Rheins-

[1]) Bd. I, 545.

berg mit seinen Gefährten sich in den wissenschaftlichen Unterricht des jüngsten Schloßbewohners geteilt hatte, so hielt er jetzt in seinem Lehnstuhl seinen zwölf militärischen Jüngern Vorträge über die Kriegskunst, um nachher vom Sattel aus sie vornehmlich daraufhin zu prüfen, wie weit sich diese angehenden Quartiermeister Urteil und Sicherheit in Ausnützung des Geländes erworben hatten. Für die Inspekteure ließ er 1771 in wenigen Abzügen „Grundsätze der Lagerkunst und Taktik" drucken, die Ueberarbeitung einzelner Abschnitte aus den alten „Generalprinzipien vom Kriege".[1]) Die ältere wie die jüngere Lehrschrift, auch eine kurze Zusammenfassung der „Regeln, nach welchen ein guter Kommandeur eines Bataillons zur Zeit des Krieges handeln soll", wurden den Generalen und Stabsoffizieren unter dem Siegel des Dienstgeheimnisses zugänglich gemacht, „zum Durchlesen, aber nicht zum Abschreiben".

Der nachmals berühmt gewordene Franzose Dumouriez, der das preußische Heer auf seiner Fahrt nach Polen kennen lernte, hat geurteilt, daß sich damals in Preußen eine große Anzahl „evolutionärer Offiziere" herangebildet habe, ohne daß dadurch die Heranbildung von Generalen erreicht worden sei. Begierig diese Bemerkung aufgreifend, setzte Berenhorst hinzu, nachdem bereits in den Zeiten von 1746 bis 1756 der Typus des gelehrten Offiziers von den Franzosen zu den Preußen herübergetragen worden, sei jetzt einem Teile der offenen Köpfe noch das Licht der Manöverkunst nach und nach aufgegangen: „sie entdeckten die Wege und Schliche derselben auf den Reißbrettern". Man wird zugeben, daß die gelehrte Ueberschätzung der Terrainkunde in der Folge dem preußischen Heere verderblich geworden ist und daß jener Massenbach, der in Preußens trübster Zeit geradezu das abschreckende Beispiel eines schriftgelehrten Generalstabsoffiziers geworden ist, unter Friedrichs Augen seine erste Ausbildung erhalten hat. Der Grundgedanke aber der pädagogischen Bestrebungen des großen Feldherrn war unzweifelhaft richtig, und auch in Bezug auf diese Erweckung und Pflege des wissenschaftlichen Geistes im Offiziercorps gilt das Wort Kaltenborns, daß Friedrich in die Armee eine ganz andere Lebensart und Ton hineingebracht, als er beim Antritt seiner Regierung vorgefunden habe.

Jene „Regeln für einen guten Bataillonskommandeur" gipfeln in dem Satze: „Man weiß aus Erfahrung, daß die Tüchtigkeit der Truppen einzig und allein auf der der Offiziere beruht: ein braver Oberst, ein braves Bataillon; und man hat in allen unseren Kriegen gesehen, daß wenn der Kommandeur recht tüchtig war, das Bataillon niemals geworfen worden ist, es sei denn, daß der Kommandeur zuvor verwundet oder getötet war." Noch deutlicher, noch herber spricht sich Friedrichs Mißachtung des gemeinen Mannes in dem Testament von 1768 aus: Die Ambition vermag auf den Troupier nicht zu wirken. „Alles, was man aus ihm machen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihm den Corpsgeist beibringt, d. h. eine höhere Meinung von seinem Regiment als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn quer durch die größten Gefahren hindurchführen müssen, so muß er seine Offiziere mehr fürchten, als die Gefahren, denen man ihn aussetzt." Wie dank-

[1]) Bd. I, 545.

bar hatte einst der junge König, der Sieger von Hohenfriedberg und Soor, den guten Willen, die Beherztheit, die Hingebung auch der Gemeinen anerkannt![1]) Die Tage seiner Niederlagen, die finsteren Stunden, in denen er seine Soldaten hatte fliehen sehen, diese Schule des Unglücks war für ihn auch ein Kursus der Menschenverachtung geworden, und der graue Schüler ist nur zu gelehrig gewesen.

Sie selber aber, diese armen Kriegsknechte, die der alte Friedrich verachtete, sie liebten ihn. Die Armee liebte ihren König fast bis zur Abgötterei, bezeugt Kaltenborn, nachdem er vorher weiblich auf denselben König geschmäht hat. Und einer der österreichischen Gäste von Neiße bestätigt es: so sehr seine Umgebung über des Königs oft unerträgliche Launen klagen und ihn fürchten möge, die Soldaten und zumal die Landeskinder seien immer enthusiasmiert von ihm, denn er kümmere sich um sie und erleichtere ihr Los, wie er nur könne. Die Anrede Fritze oder Vater, worauf die Leute ein Gewohnheitsrecht erworben hatten, das treuherzige Du, das ihr Fritz ihnen gestattete, andere kleine Vertraulichkeiten, auch wohl derbe Erwiderungen, die ihnen nicht übel genommen wurden, alles das wog ihnen der Unbilden und Leiden viele auf. Vollends die Grenadiere vom ersten Bataillon Garde glaubten, wie wieder Kaltenborn sagt, wirkliche Mitglieder und gleichsam Hausgenossen der königlichen Familie zu sein; hielten sie sich dadurch für berechtigt, zuweilen über ihren Hausvater zu murren und zwar nicht in den gewähltesten Ausdrücken, sondern in den ärgsten Lästerungen, so hätte doch niemand in ihrer Gegenwart auch nur ein ungebührliches Wort gegen den König wagen dürfen: „Das Bataillon bewies allein, wie weit es jener fast übernatürliche Mann in der Kunst, sich lieben zu lassen, gebracht hatte. . . . Ein Blick, ein Wort aus Friedrichs Munde war hinreichend, sie für alles zu entschädigen.“ Es war ein Blick, sagt unser Zeuge ein anderes Mal, „dem nichts widerstehen konnte. Ich habe immer geglaubt, ein Hauptgrund zu der nicht zu erreichenden Größe, die Friedrich erlangte, lag in seinen Augen“. Wie er mit einem der seit Zorndorf ungnädig angesehenen ostpreußischen Regimenter auf der Revue von 1773 seinen Frieden schloß, hat uns ein Leutnant dieses Regiments unter dem ersten ergreifenden Eindruck schlicht und treu geschildert; wie alles sich dankend und jubelnd um den König drängt: „er wollte nun etwas reden; er war aber selbst so gerührt, daß er schwieg und nur weinte. Seine Majestät wollte nun weg, aber wir ließen ihn nicht los. ‚Es ist gut,‘ sagte der König, ‚nun ist ja alles gut. Kinder, laßt mich zufrieden.‘ Der General trat jetzt heran und dankte für das Regiment noch besonders. Da sagte der König: ‚Da hat er seinen Grenadiermarsch wieder!‘ und ritt geschwinde weg.“ —

Als der große Kriegsheld im Frühling von 1764 zum erstenmal wieder nach alter Friedensgewohnheit mit seinen Potsdamer Bataillonen exerzierte, schöpfte er doch wieder Hoffnung, sein einst so treffliches, aber durch den blutigen Krieg ruiniertes Heer „wie einen Phönix aus der Asche“ auferstehen zu sehen. Aber es währte lange, bis alle Nachwehen überwunden waren. Leichter als das Fußvolk

[1]) Vgl. Bd. I, 543.

erholte sich die Reiterei, die weniger starke Verluste gehabt und ihren Abgang ziemlich leicht ersetzt hatte. Sie hatte sich, wie der König sagte, im Kriege vervollkommnet, während die Infanterie mit dem Dahinschwinden ihrer Veteranen von Stufe zu Stufe gesunken war. Im vierten Jahre nach dem Friedensschluß urteilte Friedrich, daß noch weitere drei Jahre ins Land gehen würden, bis der alte „ton de solidité“ ganz wiederhergestellt sein werde. In der That hat ihm nachmals das Jahr 1770 als die Epoche der vollen Genesung gegolten. Ein General im Gefolge des Kaisers fand 1769 zu Neiße die preußische Infanterie, wenn noch nicht völlig erholt, so doch schön, trefflich adjustiert, ungezwungen in allen ihren Bewegungen; man erkenne eben die preußische Truppe, die seit fünfzig Jahren nach denselben Grundsätzen arbeite. Unter der Reiterei gab derselbe Beobachter dem Regiment Seydlitz vor den übrigen weit den Vorzug. Die Husaren bestachen ihn nach ihrem äußeren Aufzug nicht, aber sie schienen ihm trefflich geschult für den kleinen Krieg, die Sicherung der Märsche, das Scharmützel.

Erhöhte Aufmerksamkeit wandte der König jetzt der Schnelligkeit des Infanteriefeuers zu, seitdem die Erfahrung gelehrt hatte, daß der ehemals von ihnen verlangte Bajonettangriff den Soldaten bei Beginn des Gefechts nicht mehr zugemutet werden durfte.[1]) Mit der Sekundenuhr in der Hand ließ er bei den Revuen die Pelotons Probe schießen. Man erreichte, daß der Soldat viermal in der Minute lud und schoß. Der 1773 auf Anregung des Prinzen Friedrich von Braunschweig eingeführte cylindrische Ladestock ersparte das Umwenden des bisher gebrauchten, sich nach unten verjüngenden Stoßkolbens, und eine Erleichterung für das Aufschütten des Pulvers gewährte seit 1781 die Trichterform des Zündloches, die mit dem Orden pour le mérite belohnte Erfindung des Leutnants von Freytag. Nun gelang es, mit Exerzierpatronen bis zu sechsmal in der Minute zu feuern, während mit scharfen doch kaum mehr als vier oder höchstens fünf Schüsse erzielt wurden. Die Garnisonbataillone schossen weniger schnell, waren sonst aber nach des Königs Urteil bis 1773 auf eine Höhe gebracht, daß kein General sich ihrer in seiner Brigade zu schämen brauchte.

An den Festungen, deren Schutz diesen Garnisontruppen im Kriegsfalle oblag, gab es nach dem Friedensschluß viel aufzubauen und zu vervollkommnen. Am Eulengebirge entstand das schlesische Gibraltar, Silberberg, mit seiner Kette von Felsenforts, um die Gebirgsstraßen sowohl nach der böhmischen wie nach der Glatzer Seite zu decken und zugleich der berühmten Schlüsselstellung von Landshut eine Stütze zu geben. In Westpreußen wurde Graudenz befestigt, als Bollwerk sowohl gegen einen Angriff von Polen her, wie als eine vierte Verteidigungsstellung gegen einen durch Ostpreußen vordringenden Feind, dem es gelungen war, den Memelübergang, die Linie der Inster und des Pregels und ein befestigtes Lager in dem Paß von Lötzen zu forcieren. Zum Schutze der Ostseeküste wurde Kolberg, dessen strategische Bedeutung der letzte Krieg erwiesen hatte, zu einem Waffenplatz ersten Ranges ausgebaut.

Ehedem, in dem politischen Testament von 1752, hatte König Friedrich

[1]) Vgl. oben S. 203.

den Plan erwogen, nach der Erwerbung von Westpreußen mit Danzig für den Küstenschutz schwimmende Batterien, etwa dreißig Galeeren und einige Fregatten auszurüsten, nicht aber Schlachtschiffe. Jetzt, da die Voraussetzung, allerdings unter Wegfall von Danzig, gegeben gewesen wäre, ist er auf diesen immerhin bescheidenen Plan zur Begründung einer Kriegsflotte doch nicht zurückgekommen. „Ich glaube nicht," schreibt er 1777, „daß man in diesem Lande sich jemals überreden lassen soll, eine Kriegsmarine zu schaffen. Hier die Gründe. Es gibt in Europa an großen Flotten die englische, die französische, die spanische, die dänische, die russische. Niemals werden wir ihnen gleichkommen können; wenn wir also mit ein paar Schiffen den anderen Nationen immer unterlegen bleiben, so wäre die Ausgabe unnütz. Dazu kommt, daß das Geld, welches eine Flotte kostet, uns nötigen würde, die Landtruppen zu verringern, daß das Land nicht bevölkert genug ist, um Rekruten für das Heer und Matrosen für die Schiffe zu liefern, und endlich, daß die Seeschlachten selten entscheidend sind. Sodaß ich folgere, es ist besser die erste Armee Europas zu haben, als die schlechteste Flotte unter den Seemächten."

So völlig ging der Eroberer von Schlesien in der von ihm selbst geschaffenen politischen Lage und in den Aufgaben des Augenblicks auf, die allerdings noch fast ein Jahrhundert für ihre endgültige Lösung erfordern sollten. Der Gegensatz gegen Oesterreich blieb andauernd der Exponent seiner politischen und seiner militärischen Rechnung.

Immer von neuem erörterte er Mittel und Möglichkeiten, gegen diesen Gegner, wenn es noch einmal zum Kampf kam, möglichst wuchtige Schläge zu führen; so schon 1764 in der Vorrede zu seiner Darstellung des eben beendeten Krieges, so 1768 in dem neuen politischen Testament, 1770 in jenen „Grundsätzen der Lagerkunst und Taktik", 1775 in den „Reflexionen über Feldzugspläne" und 1777 in dem gedrängten „Exposé du gouvernement prussien", das den engen Zusammenhang zwischen Kriegsführung und Politik betont.

Die früher aus den besonderen Verhältnissen des preußischen Staates gezogene Nutzanwendung „Unsere Kriege müssen kurz und vif sein",[1]) verallgemeinerte er jetzt zu dem Lehrsatz: „Der Krieg wird nur geführt, um den Feind so schnell als möglich zu zwingen, einen uns vorteilhaften Frieden zu unterzeichnen." So verlangte er für einen Krieg gegen die Franzosen, daß ein Invasionsheer nicht sieben bis acht Jahre mit der Belagerung der Grenzfestungen und jährlich einer Schlacht sich aufhalten, sondern in das Herz von Frankreich vordringen und die Hauptstadt bedrohen solle.[2]) Große Entwürfe, das ist das Losungswort auch des alten Königs für künftige Feldzüge. Prinz Eugen, „der größte Krieger des Jahrhunderts", mit seinen drei glänzendsten Kampagnen, mit Höchstädt, Turin und Belgrad, der ist das Muster, das er sich und seinen Generalen vorhält. „Die großen Feldzugspläne," gesteht er, „gelingen nicht alle, aber es kommt immer mehr dabei heraus, als bei diesen kleinen Entwürfen, wo man sich auf die Wegnahme eines Nestes an der Grenze beschränkt." ...

[1]) Bd. I, 553; oben S. 17.

[2]) Vgl. auch oben S. 167.

„Der Mann, dem alle Entwürfe geglückt wären, ist noch nicht geboren, aber wenn ihr euch nur auf kleine einlaßt, werdet ihr immer ein mittelmäßiger Mensch bleiben, und wenn von zehn großen Unternehmungen, auf die ihr euch einlaßt, auch nur zwei euch glücken, so macht ihr euren Namen unsterblich."

Aber kannte seine Kriegskunst ein Mittel, wies seine Kriegslehre einen Weg, den großen Entwurf zu einem großen Erfolg überzuleiten? Ehedem hatte er seinen Generalen, um das Kriegsglück zu zwingen, die Schlacht als kräftigstes Mittel empfohlen, im freudigen Rückblick auf Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf, in dem stolzen Glauben, daß den preußischen Truppen auch die angeblich unangreifbaren Stellungen nicht zu stark seien.[1]) Jetzt lagen schmerzliche Enttäuschungen, furchtbare Erfahrungen hinter ihm, mörderische Niederlagen und nicht minder mörderische Siege, diese Schlachten, die ihn bei den Methodikern, bei den Bewunderern der zahmeren Kriegsführung des Prinzen Heinrich, in den Ruf gebracht hatten, „kein anderes Hilfsmittel als die Schlacht zu kennen". Der Krieg, sagte er sich, „ist raffinierter geworden, schwieriger, gewagter, weil wir nicht mehr allein Menschen zu bekämpfen haben, sondern vor allem die starken Stellungen und die Artillerie".[2]) Es schien nicht wahrscheinlich, daß die österreichischen Generale sich von der Methode des Generals Daun, die Friedrich als die für sie unstreitig gute anerkennen mußte, entfernen würden; so würden sie im nächsten Kriege ebenso auf gute Stellungen bedacht sein, als im letzten. Da will er den Feldherrn tadeln, der sich überstürzen würde, diesen Feind auf Bergeshöhen oder über durchschnittenes Gelände hinweg anzugreifen. Sich selbst, wenn er das bisweilen gethan hat, entschuldigt er mit seiner äußersten Notlage. „Der Angriff auf einen festen Posten ist ein zu schwer verdauliches Stück; man kann leicht geworfen oder geschlagen werden, und wenn man es zwingt, so geschieht es mit einem Verlust von fünfzehn Tausenden oder zwanzig Tausenden, der eine zu grausame Lücke in das Heer reißt." Angesichts solcher Stellungen kann man im Anfang der Schlacht die Kavallerie — die in Friedrichs früheren Schlachten den Kampf regelmäßig eröffnet hatte — nicht benutzen, und will man Infanterie vorschicken, so kann man ebenso gut Bauern mit Knütteln loslassen. Und so weiß der König, entgegen seiner früheren Anschauung, daß Scharmützel kostspieliger als eine Schlacht seien, in seiner gleich nach dem Friedensschlusse geschriebenen Geschichte des Siebenjährigen Krieges und ebenso in dem militärischen Testament von 1768 keinen anderen Rat, als den, viele kleine Erfolge zu häufen: „ihre Summe ergibt große; kleine Erfolge vervielfältigen, das heißt einen Schatz nach und nach sammeln; mit der Zeit sieht man sich reich, ohne zu wissen, wie man es geworden ist."

Auch die „Réflexions" von 1775 wiederholen die Lehre, daß die Häufung kleiner Erfolge Ersatz für eine gewonnene Schlacht biete und auf die Länge die Ueberlegenheit entscheide. Aber hier begegnet uns der Satz unter den Ratschlägen für die Defensive. Die Abschnitte über den Offensivkrieg lassen ersehen, daß es keineswegs die Absicht des Königs war, auf die Schlacht zu verzichten.

[1]) Bd. I, 554.

[2]) Vgl. hierzu Bd. I, 551.

Kann er mit überlegener Macht in die Offensive gegen Oesterreich eintreten, so denkt er nach seinem alten Normalplan [1]) Mähren zum Kriegsschauplatz zu erwählen und hier auf dem für den Kampf günstigeren Boden eine entscheidende Schlacht zu liefern, die den Gegner zur Räumung von Böhmen nötigen und dem Sieger den Weg an die Donau, zur Bedrohung der feindlichen Hauptstadt, öffnen soll. Für die taktische Anlage der Schlacht hält er dabei an der alten Regel fest, daß nur der eine Flügel in den Kampf einzusetzen ist.

Einstweilen war der alte Schlachtenheld recht froh, fremden Kriegen zuschauen zu können, ohne selber eingreifen zu müssen: er verglich sich den deutschen Komödianten, die während ihrer Ferien die Aufführungen der Franzosen zu besuchen pflegten, um sich nach ihrem Muster zu bilden. Als Voltaire während des Türkenkrieges der Russen ihm den Wunsch aussprach, daß auch er auf Mustapha losschlagen möge, um die Barbaren aus Europa zu vertreiben, antwortete Friedrich dem aus der Rolle fallenden Friedensapostel: „Wie, mein Herr Heiliger, Sie erstaunen, daß es in Europa Krieg gibt, ohne daß ich dabei bin?“ Wir haben gesehen, wie es damals ihm glückte, seinem Staat den Frieden zu erhalten. Einmal aber mußte doch noch gekämpft sein.

---

[1]) Oben S. 17. 64. 65. 168. 314. Bd. I, 556.

Neuntes Buch.

Letzter Krieg und letzter Friede.

Erſter Abſchnitt.

Bairiſcher Erbfolgekrieg.

Durch die Verſtändigung der drei Oſtmächte auf Koſten Polens war der Friede zwiſchen ihnen erhalten worden. Auch aus dem Hintergrund verſchwanden allmählich die Wetterwolken. Im ruſſiſchen Lager von Kutſchuk-Kainardſche bei Siliſtria wurde am 21. Juli 1774 von dem Fürſten Repnin und dem Bevollmächtigten des Sultans Abdul Hamid der Friede auf die von Rußland vorlängſt bezeichneten Bedingungen [1]) abgeſchloſſen, und zu Warſchau befriedigte im folgenden Jahre der Reichstag die Diſſidenten durch eine billige Regelung ihrer Rechtsverhältniſſe, im weſentlichen auf der Grundlage der Beſchlüſſe von 1768, und beſeitigte ſo den Anlaß des langen verderblichen Bürgerzwiſtes.

Aber kaum war im Orient das Kriegsfeuer erſtickt, ſo entbrannte im fernen Weſten jenſeits des Weltmeers der große Kampf zwiſchen dem engliſchen Mutterlande und den amerikaniſchen Kolonien, und kaum war die Republik Polen aus ihren inneren Wirren zu einem leidlichen Ruheſtand gelangt, ſo wurde das deutſche Reich abermals der Schauplatz eines inneren Krieges.

Derweil behauptete ſich noch das bisherige Allianzſyſtem; das preußiſch-ruſſiſche Bündnis auf der einen Seite, das alte Verſailler Bündnis von 1756 zwiſchen Oeſterreich und Frankreich auf der anderen. Die fünfte der großen Mächte, England, fand ihre Stellung nach wie vor durch den Gegenſatz zu Frankreich vorgezeichnet und ſah ſich deshalb bei der beſtehenden Parteigruppierung auf die beiden nordiſchen Großmächte angewieſen.

Aber auch Oeſterreich war zu dieſen beiden Mächten durch ſeine Mitwirkung bei der polniſchen Teilung jetzt in eine Intereſſengemeinſchaft getreten, die allerdings weit entfernt blieb von der durch den König von Preußen bei den Verhandlungen von 1772 gelegentlich als Elixier für den ewigen Weltfrieden empfohlenen Tripelallianz. Eifrig bemüht, die in einer einzelnen Frage wieder-

[1]) Oben S. 472.

gewonnenen Beziehungen zu Rußland fester auszugestalten, hatte die Hofburg während der russischen Friedensverhandlungen mit den Türken diesen ihren bisherigen Verbündeten ihr Wohlwollen gänzlich entzogen. Es sei im Grunde gleichgültig, hatte Kaunitz erklärt, ob die Türken, die jetzt von ihm übermütige und unruhige Nachbarn gescholten wurden, etwas mehr oder weniger verlören. In praktischer Nutzanwendung dieses Satzes nahm man 1774 zur peinlichen Ueberraschung des Serails im Einverständnis mit dem unschwer gewonnenen russischen Oberfeldherrn einen Teil der Moldau in Besitz, die Bukowina, angeblich vor alters ein Anhängsel von Galizien.

Der König von Preußen wußte, daß es der sehnliche Wunsch der Oesterreicher und zumal des jungen Kaisers war, sich in Petersburg „wiedereinzuhängen" und ihn selbst beiseite zu schieben. Einstweilen aber behauptete dort noch Preußen den breiten Stein. Der König führte, solange der Türkenkrieg währte, seine Subsidien alljährlich bundestreu ab; er wahrte bei seinen Händeln mit Danzig die Rücksicht auf die Zarin und rechnete es sich bei ihr als Verdienst an, wenn er bei den Grenzstreitigkeiten an der Netze schließlich einen Schritt zurückging.[1]) Und vor allem, er wurde auch bei einer neuen Irrung zwischen Rußland und Schweden den Erwartungen und Ansprüchen des Bundesgenossen gerecht.

Durch den Staatsstreich vom 19. August 1772 hatte König Gustav III., seit einem Jahre der Nachfolger seines schwachen Vaters Adolf Friedrich, um „Schweden mit Schweden zu versöhnen", die Vorherrschaft der Reichsstände mit glücklicher Hand beseitigt, erfolgreicher als seine preußische Mutter bei dem Anschlag von 1756. Die umgestoßene Verfassung stand unter Hut und Bürgschaft Rußlands, und die Zarin hatte durch jene Klausel des Vertrags von 1764[2]) auch Preußen zur Aufrechterhaltung dieser Verfassung verpflichtet. König Friedrich war ganz und gar nicht in den schwedischen Staatsstreich eingeweiht gewesen, wie in Petersburg anfänglich geargwöhnt wurde. Er war nicht minder als die Zarin durch den kühnen Schritt seines Neffen völlig überrascht und empfand es als eine persönliche Niederlage, daß er, der Altmeister der Politik, sich das Jahr zuvor, bei Gustavs Besuch in Berlin, durch die treuherzig klingenden Beteuerungen des jungen Fürsten hatte in Sicherheit wiegen lassen. Auf Gustavs in einem eigenhändigen Briefe niedergelegte „Beichte" verweigerte er entschieden die erbetene „Approbation"; vielmehr mahnten die beiden Oheime, sowohl König Friedrich wie Prinz Heinrich, eindringlich, „das Geschehene wieder gut zu machen". Gegen solche Vorstellungen blieb der Bändiger des schwedischen Adels taub; immerhin wurden die in Stockholm abgegebenen Erklärungen dem preußischen König an der Newa als Beweise seines guten Willens hoch angerechnet.

Wären die russischen Streitkräfte damals nicht durch den Türkenkrieg gebunden gewesen, so würde Katharina sicher Schweden mit Krieg überzogen haben, und Preußen wäre zur Bundeshilfe verpflichtet gewesen. So aber fanden die beschwichtigenden Worte, die Friedrich nach Petersburg gelangen ließ, günstige

[1]) Oben S. 475. 476.
[2]) Oben S. 438.

Aufnahme. Rußland lenkte ein. Indes verſchärfte ſich zum Winter die Lage von neuem, da jetzt ein Krieg zwiſchen den beiden verſchwägerten Königen von Schweden und Dänemark, ein Einfall Guſtavs III. in Norwegen bevorzuſtehen ſchien. Von neuem erwog Rußland eine bewaffnete Einmiſchung; am letzten Ende hat doch nur der auch 1773 noch fortgeſetzte Widerſtand der Türken den Ausbruch eines Krieges im Norden beſchworen. Auch blieb Guſtav der Meinung, nur eine Gnadenfriſt gewonnen zu haben, obgleich Katharina ſich 1777 ſeinen Beſuch an ihrem Hofe gefallen ließ.

Die Zuſammenkünfte der fürſtlichen Herrſchaften gehörten jetzt zum ſtehenden Apparat der Diplomatie. Friedrich ließ ſeine früheren Bedenken gegen ſolche Begegnungen fallen. Als die Zarin von neuem den Beſuch des Prinzen Heinrich erbat, hätte dieſer die beſchwerliche Reiſe ſich gern erſpart. Aber der König ſtellte ihm vor, daß er dem Staat ein Opfer bringen müſſe, und citierte ihm ein indiſches Sprichwort: man müſſe den Teufel anbeten, um ihn am Böſesthun zu verhindern. Im Frühling 1776 wurde der Beſuch ausgeführt, und die Aufnahme des Prinzen am ruſſiſchen Hofe war wiederum ſo herzlich, daß Friedrich dem Bruder dankbar ſchrieb: „Sie bringen es fertig, alles, was Sie wollen, auszuführen und alles nach Wunſch gelingen zu laſſen.“ Das ſo wohlverdiente Vertrauen, das die Kaiſerin dem Prinzen ſchenke, ſei das feſteſte Band der Einigung zwiſchen Ruſſen und Preußen. Auf der Rückreiſe begleitete den Prinzen Heinrich der Großfürſt-Thronfolger Paul Petrowitſch. Sein Einzug in Berlin am 21. Juli 1776 war ein Ereignis für den Hof und die ganze Bevölkerung der Hauptſtadt; in der Königſtraße, durch die der hohe Gaſt dem Schloſſe zufuhr, vermietete man das Fenſter für zwanzig Thaler. Paul kam als Werber. Schon ſeine erſte, kürzlich durch den Tod gelöſte Ehe hatte er mit einer nahen Verwandten des preußiſchen Königshauſes, einer Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, geſchloſſen; jetzt verlobte er ſich in Berlin mit Friedrichs Großnichte, der Prinzeſſin Sophie Dorothee von Württemberg, die bei ihrem Uebertritt zur griechiſchen Kirche den Namen Maria Feodorowna annahm. „Unter dem Schatten dieſer günſtigen Aſpekten“ erfüllte ſich im folgenden Jahre Friedrichs Wunſch, ſein Bündnis mit Rußland auf geraume Zeit, bis zum 31. März 1788, verlängert zu ſehen.

Die perſönlichen Beziehungen zu dem Wiener Hofe, in den Zeiten bedrohlicher Wirren angeknüpft, wurden nach dem Gegenbeſuch König Friedrichs zu Mähriſch-Neuſtadt nicht weiter gepflegt; er hat den Kaiſer Joſeph ſeitdem nicht wiedergeſehen. Seine Hoffnung auf eine allmähliche Ausſöhnung der beiden großen deutſchen Staaten, auf ihr Zuſammenſtehen gegen das Vordringen Rußlands, war der Erkenntnis gewichen, daß es „faſt unmöglich“ ſei, mit dem Hauſe Oeſterreich einen feſten Bund zu flechten. Entgegen der Auffaſſung ſeines Geſandten Rohd in Wien blieb er der Meinung, daß man es dort auf Baiern abgeſehen habe. Daß aber ein öſterreichiſcher Anſchlag auf dieſes Land einen ſcharfen und blutigen Krieg unvermeidlich machen werde, hatte er ſchon 1765 vorausgeſagt, damals in der Erwartung, dieſen Fall ſelber nicht zu erleben. Den Prinzen Heinrich hat er einmal daran erinnert, daß ihr Vater oft geſagt habe, an ſeinem Nachfolger werde es ſein, die Rechte des Hauſes auf Jülich und

Berg zu diskutieren: dasselbe gelte in Bezug auf die bairische Frage für das kommende Geschlecht. Zugleich aber sagte er sich: „Stirbt der Kurfürst von Baiern vor mir und wird zum Aufsitzen geblasen, dann wird man wohl noch in den Sattel müssen."

Sein politisches System, das er Schritt für Schritt einhalte, entwickelte er dem Bruder am 13. April 1777 in der einfachen Formel: „Mit Rußland so eng verbündet bleiben wie möglich; auf die Schritte des Wiener Hofs, die großen wie die kleinsten, acht haben; mit allen anderen Mächten so gut wie möglich stehen, und zwar sowohl um sich nicht mutwillig Feinde zu machen, als besonders um mit diesen Mächten auf derartigem Fuß zu bleiben, daß man, wenn die Umstände eine Allianz erheischen, Verhandlungen mit ihnen anknüpfen kann."

Mit Frankreich war man zu einem Handelsvertrag nicht gelangt,[1]) aber die 1768 wieder aufgenommenen diplomatischen Beziehungen erlitten keine weitere Unterbrechung. In Versailles trat das alte Geschlecht vom Schauplatz. Als die Marquise Pompadour 1764 starb, sah König Friedrich richtig voraus, daß Choiseul und seine „Clique" sich gleichwohl behaupten würden. Erst in den Weihnachtstagen von 1770 gelang es den Umtrieben der Gräfin Dubarry, der letzten und niedrigsten in der Reihe der Gunstdamen Ludwigs XV., den lange allmächtigen Minister durch ihr Werkzeug, den Herzog von Aiguillon, zu ersetzen. Angenehm überrascht durch diesen Sturz des „ci-devant roi de France", schrieb Friedrich damals mit vergnüglichem Spott an Voltaire: „Ich verlasse mich auf die hohe Einsicht Ihres Monarchen in der Wahl und Verabschiedung seiner Minister und seiner Maitressen." Als dieser Monarch am 10. Mai 1774, 64 Jahre alt, seine sechzigjährige Regierung beschloß, widmete ihm Friedrich das Epitaph: „Ein guter Mann, der keinen anderen Fehler hatte, als den, König zu sein." In der Satire „Ludwig XV. in den Elysäischen Gefilden" läßt er den „roi trop phlegmatique" im Schattenlande, wie auf Erden, sein Tagewerk zwischen Liebe und Langeweile teilen und zum Busenfreund den König Salomo wählen.

Den Nachfolger Ludwigs XV. durchschaute er bald als „regierungsunfähig". Zugleich aber erkannte er ganz richtig, daß der steinalte Maurepas und das von ihm gebildete Ministerium, welches die Kreaturen der Dubarry ablöste, bei aller Rücksicht auf die österreichische Gemahlin des jungen Königs darauf bedacht waren, Frankreich nicht „unter die Herrschaft der Kunkel" fallen zu lassen. Noch dem alten Herrscher hatte in seinem letzten Regierungsjahre Graf Karl Franz von Broglie, der Leiter der geheimen Diplomatie Ludwigs XV., die Nachteile der österreichischen Allianz vor die Augen gehalten, indem er auf den König von Preußen hinwies, der heute als derjenige Fürst in Europa zu betrachten sei, welcher den höchsten Grad der Macht erreicht habe. Jetzt nach dem Thronwechsel sprach Broglie es aus, daß Frankreich in dem Bündnis mit Oesterreich durch eine Verkettung von Irrtümern und Fehlern zu einer Macht dritten oder vierten Ranges herabgesunken sei, daß es gelte, den hitzigen und kriegerischen Sinn des Kaisers Joseph zu dämpfen, die alten Beziehungen zu Preußen wieder

[1]) Vgl. oben S. 409. 410.

aufzunehmen. So völlig hat nun die Politik Ludwigs XVI. den Kurs nicht geändert. Wohl aber hat sich sein Minister Vergennes die Aufgabe gestellt, zwischen Preußen und Oesterreich das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten und auf dem Kontinent einem neuen Kriege vorzubeugen, der die Bemühungen zur Stärkung der französischen Seemacht gestört haben würde. Denn schon wartete man in Versailles auf die Stunde der Abrechnung mit dem Erbfeind, mit England.

Von dem Zerwürfnis zwischen England und den amerikanischen Kolonien hat der König von Preußen frühzeitig vorausgesagt, daß es der englischen Regierung ein Dorn im Fuße sein werde, wenn sie früher oder später einmal mit Frankreich oder Spanien den Kampf erneuern müsse. Wie richtig war sein Urteil in den Anfängen dieses Streites, daß das britische Ministerium keine andere Wahl habe, als die Stempelakte, das Hauptärgernis der Amerikaner, einfach aufzuheben, auf die Gefahr hin, der Autorität des Parlaments dadurch vorübergehend etwas zu vergeben. Der Hader der parlamentarischen Parteien, der das Inselreich jetzt im Frieden um das im letzten Kriege erworbene Ansehen zu bringen schien, war dem preußischen Selbstherrscher ebenso verächtlich wie unverständlich. Wenn die Kabinette kamen und gingen, sah er in allem nur den heimlichen Einfluß des ihm verhaßten Lord Bute; den bösen Geistern ähnlich, von denen man stets spreche und die man nie sehe, hülle dieser Bute sich und seine Umtriebe in tiefstes Dunkel und regiere in Wirklichkeit den König und das Königreich. Eine Auffassung, die insoweit zutreffend war, als das Koalitionsministerium von 1766, in welchem William Pitt, damals zum Grafen von Chatham erhoben, Whigs und Mitglieder der neuen, auf die Stärkung der monarchischen Gewalt bedachten Torypartei unter seiner Führung vereinigte, in der That das Werk Butes gewesen ist; der gemeinsame Gegensatz gegen die Oligarchie des Hochadels, die Parteiherrschaft und Familienkonnexion der Whiggeschlechter, gegen die Gefolgschaft der Herzoge von Newcastle und Devonshire, hatte den Günstling des Königs und den „großen Commoner" zusammengeführt. Ganz unabhängig aber von Bute stellte sich sein Nachfolger in der Gunst Georgs III., jener Lord North, dem nach Chathams Rücktritt die Leitung der Geschäfte zufiel und dessen unheilvolle Verwaltung dem britischen Reiche den Verlust der amerikanischen Kolonien eingetragen hat.

„Ganz Europa," so schrieb Benjamin Franklin im Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, „wünscht England gedemütigt, denn England hat alle Nationen durch seine Anmaßungen gekränkt." König Friedrich antwortete damals auf die Frage d'Alemberts nach seinem Urteil über den amerikanischen Krieg und über das Verhalten der Engländer, er denke ganz wie die öffentliche Meinung: daß sie sich gegen Treu und Glauben vergangen hätten, durch den Bruch ihres Pakts mit den Kolonien, und zugleich gegen die Regeln der politischen Klugheit und der Kriegskunst, durch die noch dazu ungeschickte Eröffnung eines unvermeidlicherweise schädlichen Bürgerkrieges, durch thörichte Unterschätzung der gegnerischen Hilfskräfte, durch ungenügende und zweckwidrige Vorbereitungen, durch Verzettelung ihrer Streitmacht, durch Rücksichtslosigkeiten gegen die neutralen Staaten.

Aber trotz seiner alten, durch die neuesten Vorgänge nur noch verstärkten Abneigung gegen die „Goddams" hielt er sich fest an seinen Vorsatz, es mit niemand in Europa zu verderben im Hinblick auf einen künftigen Krieg mit Oesterreich. Die Sendlinge der Aufständischen, die im November 1776 und im folgenden Juni in Berlin erschienen, Carmichael aus Maryland und Arthur Lee aus Virginia, wurden höflich empfangen, ohne irgend welche Zusagen oder auch nur eine Audienz beim Könige zu erhalten. Man müsse alles vermeiden, so wies Friedrich seine Minister an, was die Amerikaner beleidigen oder verletzen könnte; aber er könne sich, um jene zu begünstigen, nicht mit England überwerfen. Er gedenke ruhig abzuwarten, um sich endlich auf die Seite dessen zu schlagen, für den das Glück sich erklären werde. So lange mußte also der Handelsvertrag zurückgelegt werden, um den sich die Kolonien bemühten und der dem Könige von Preußen an sich so willkommen gewesen wäre.[1]) Und vollends mußte man es ablehnen, den amerikanischen Kaperschiffen den Hafen von Emden zu öffnen. Allemal konnte darauf hingewiesen werden, daß der Natur der Sache nach Frankreich, das sich noch immer zurückhielt, mit der Anerkennung der neuen Republik den Vortritt zu nehmen habe.

Das Interesse der amerikanischen Freiheitskämpfer und der Wunsch des preußischen Königs, die deutschen Werbeplätze nicht allzu stark in Anspruch genommen zu sehen, begegneten sich, wenn Friedrich im Herbst 1777 den in Deutschland gemieteten englischen Hilfstruppen bei Minden die Weserfahrt sperrte. Doch gab er den Flußpaß bald wieder frei, als nun mit dem neuen Jahre wirklich der Krieg um Baiern kam und in erhöhtem Maße politische Rücksichten auf den König von England und Kurfürsten von Hannover geraten erscheinen ließ.

Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern, der einzige Sohn des unglücklichen Kaisers Karl VII., der letzte der alten bairischen Wittelsbacher, zählte bei seinem Tode am 30. Dezember 1777 erst fünfzig Jahre. „Er hat uns den Streich gespielt zu sterben", sagte Kaiser Joseph, als er die Nachricht erhielt; denn noch waren die geheimen Verhandlungen des Wiener Hofes mit dem Erben von Baiern nicht zum Schlusse gelangt.

Der Erbe war jener Karl Theodor, der als Sprößling einer pfälzischen Nebenlinie, als Gebieter des kleinen Fürstentums Sulzbach im alten bairischen Nordgau, bescheiden genug angefangen hatte und dem vor fünfunddreißig Jahren beim Tode des letzten Neuburger Kurfürsten von der Pfalz die gesegneten Kurlande am Ober- und Mittelrhein, die Herzogtümer Jülich und Berg am Niederrhein und das Fürstentum Neuburg an der Donau und der Naab zugefallen waren. Jetzt also war er berufen, mit diesem alten Besitz der rudolfinischen Linie das ganze große Gut der wilhelminischen zu vereinigen, sowohl Ober- und Niederbaiern mit der Herrschaft Mindelheim in Schwaben und der Landgrafschaft Leuchtenberg im Nordgau, wie die der pfälzischen Kur im Dreißigjährigen

[1]) Vgl. oben S. 410.

Kriege entrissene Oberpfalz. Zwar war das Haus Wittelsbach beim gänzlichen Mangel an jüngeren Prinzen nicht mehr im Besitz der acht rheinisch-westfälischen und bairischen Bistümer, die um die Mitte des Jahrhunderts die beiden Oheime des letzten bairischen Kurfürsten inne gehabt hatten,[1]) immerhin aber ergab die Gesamtheit der bairischen und pfälzischen Lande unter derselben Herrschaft eine Hausmacht von solchem Umfang und Gewicht, daß Kaiser Joseph als Reichsoberhaupt wie als Nachbar allen Grund hatte, dieser Verschiebung der Machtverhältnisse entgegenzuarbeiten. Er that es, indem er eine Verschiebung nach der entgegengesetzten Richtung versuchte und die Gewichte, die er der Schale Wittelsbachs mißgönnte, mit kühnem Griff für die Oesterreichs in Anspruch nahm. Sollte ihm gelingen, was vor einem Menschenalter seinem bairischen Vorgänger auf dem Kaiserthron so kläglich mißglückt war, die Vereinigung der beiden größten Staaten Süddeutschlands? Joseph war entschlossen, eine Gelegenheit, „wie sie nur in Jahrhunderten einmal wiederkehre", nicht ungenutzt zu lassen.

Die unvergleichliche Gelegenheit bot der Umstand, daß auch Kurfürst Karl Theodor kinderlos war wie sein Vorgänger und sich um das Nachfolgerecht eines Vetters von der Linie Pfalz-Zweibrücken herzlich wenig kümmerte. Schon am zweiten Tag, nachdem die Todesbotschaft nach Wien gekommen war, am 3. Januar 1778, setzte dort der Unterhändler Karl Theodors seine Unterschrift unter einen durch Kaunitz ihm vorgelegten Vertrag, und nach einiger Bedenklichkeit erteilte „der stille und fast furchtsame Mann", als den der Kaiser den Kurfürsten charakterisierte, am 14. Januar seine Ratifikation, im Widerspruch zu den früher von ihm unterzeichneten Hausverträgen, welche die Unteilbarkeit der wittelsbachischen Erblande aussprachen.

Durch den Vertrag vom 3. Januar erkannte Karl Theodor einen Erbanspruch Oesterreichs auf alle bairischen Gebiete an, die Herzog Wilhelm von Baiern auf Grund der Teilung von 1353 besessen hatte und die König Sigmund angeblich dem Herzog Albrecht von Oesterreich 1426 zu Lehen gegeben haben sollte — niemand konnte genau sagen, welchen Umfang das so bezeichnete Gebiet hatte. Genug, daß man in Wien den größten Teil von Niederbaiern darunter verstand. Der Kurfürst trat weiter die Herrschaft Mindelheim ab und erkannte das Recht der Krone Böhmen zur Einziehung der böhmischen Lehen in der Oberpfalz an, allerdings unter dem Ausdruck der Hoffnung, sie sich von neuem verliehen zu sehen. Zur Abrundung der abgetretenen Gebiete und zu ihrer besseren Verbindung mit den österreichischen Landen wurde ein freiwilliger Austausch vorbehalten. Joseph hoffte auf diesem Wege zu gewinnen: entweder alles Land östlich einer Linie vom Austritt des Inn aus Tirol, über Wasserburg, Landshut, Donaustauf bis an die böhmische Grenze bei Waldmünchen, gegen Zurückerstattung der westlich dieser Linie gelegenen Teile des durch den Vertrag erworbenen Gebietes; oder ganz Ober- und Niederbaiern diesseits einer geraden Linie von Waldmünchen bis Donauwörth, gegen Abtretung von Vorderösterreich, Limburg, Luxemburg und der österreichischen Anwartschaft auf Württemberg.

[1]) Bd. I, 191.

Obgleich nicht vollständig, werde die Erwerbung doch immerhin schön sein, sagte Joseph; zumal da sie nichts koste. Maria Theresia warnte: noch sei keine derartige Unternehmung geglückt, mit einziger Ausnahme der preußischen von 1741; noch verspüre Oesterreich die Folgen der eigenen Unternehmung von 1756: „Zweihundert Millionen Schulden mehr, und der Wohlstand unserer Völker zerrüttet." Doch beruhigte sich die Kaiserin, als die Ratifikation Karl Theodors vorlag. Am 16. Januar rückten 10000 Oesterreicher in die abgetretenen Gebiete zur Besitzergreifung ein. „Alle Welt scheint ruhig und zufrieden," schrieb Joseph zu Ende des ersten Monats.

Aber der König von Preußen hatte diesen Monat nicht verloren, keinen Augenblick geschwankt oder gezaudert. Am 3. hatte er in Berlin das Ableben des Baiernfürsten erfahren; noch in der Nacht empfing er einen seiner Generaladjutanten, den aus Potsdam schleunigst herbeigerufenen Grafen Görtz, und eröffnete ihm, daß er seinen Bruder, den Grafen Eustachius Görtz, den früheren Oberhofmeister des jungen Herzogs Karl August von Weimar, zu einer geheimen Sendung an die wittelsbachischen Höfe zu benutzen wünsche. Er sei entschlossen, die Zerstückelung Baierns nicht zuzulassen und lieber Krieg bis zum äußersten zu führen; es gelte, erforderlichenfalls einen der wittelsbachischen Agnaten, und sei es der jüngste des ganzen Hauses, gegen die Anschläge des Kaisers zum Einspruch und Widerstand aufzurufen.

Der General eilte im tiefsten Geheimnis nach Weimar und überredete seinen Bruder, den Vertrauensauftrag zu übernehmen. Graf Eustachius überzeugte sich in München, daß der Kurfürst völlig umgarnt sei — schon wurde auch der Vertrag vom 3. Januar der Oeffentlichkeit übergeben — hatte aber einen vollen Erfolg bei dem dort zum Besuch eingetroffenen Herzog Karl von Zweibrücken. „Unser Unglück hört auf, sobald Seine Majestät daran teilnimmt," sagte Karl von dem preußischen Könige.

Am 16. März übergaben sowohl der zweibrückische Vertreter wie der brandenburgische Komitialgesandte Schwartzenau dem Reichstage zu Regensburg ihre Verwahrungen gegen das Vorgehen des Wiener Hofes, mit Berufung auf die Reichsverfassung und die kaiserliche Wahlkapitulation. Am 26. März verbürgte König Friedrich dem Herzog Karl sein Erbrecht auf Baiern durch feierlichen Vertrag. Die Stimmung in Baiern wandte sich ganz ab von dem neuen Herrn, dem Landfremden, der das Land zerstückeln wollte. Die Witwe des früh verstorbenen Herzogs Klemens, der als Neffe des Kurfürsten Maximilian Joseph sein Erbe gewesen wäre, Herzogin Maria Anna, von sulzbachischem Geschlecht wie Karl Theodor selbst, wurde seine und Oesterreichs eifrigste Widersacherin und forderte in flammenden Briefen den König von Preußen zum Kampfe auf. Das Stoßgebet „Jesus, Maria, Joseph", so witzelte man, laute jetzt in Baiern bei groß und klein „Jesus, Maria, Friedrich".

Auch bei den Reichsständen war die Stimmung unter dem Eindruck der brandenburgischen Erklärungen am Reichstag ganz überwiegend, wie man es in Wien sich nicht verhehlte, gegen Oesterreich und für Preußen. Wenn aber Friedrich daran gedacht hatte, gegen das verfassungswidrige Vorgehen des Kaisers eine Association der Reichskreise zu bilden, so erwies sich solcher Versuch schnell als

aussichtslos; die Erfahrung von 1743 wurde von neuem gemacht.[1]) Er werde schamrot für Deutschland, zürnte Friedrich; diese Reichsfürsten seien „ganz Furcht"; sie seien nicht einmal zum Bellen zu bringen, während er sich für sie schlage. Nur der junge Kurfürst von Sachsen fand einen Entschluß. Er war an dem bairischen Erbfolgestreit nahe beteiligt durch seine Mutter Maria Antonie, die Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Baiern. Ihrem Anspruche auf dessen Allodialhinterlassenschaft, die man in Dresden auf viele Millionen bezifferte, wurde in Wien eine Vorzugsforderung Maria Theresias entgegengestellt, gegründet auf die Abstammung der Kaiserin von zwei bairischen Prinzessinnen des sechzehnten Jahrhunderts. Auch hatte ein Streit wegen der von Böhmen zu Lehen gehenden, aber unter sächsischer Landeshoheit stehenden gräflich-schönburgischen Besitzungen den Kurfürsten gegen den Wiener Hof aufgebracht. In der Erkenntnis, daß er in einem Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten so wenig wie 1756 seine Neutralität behaupten werde, schlug sich der Dresdener Hof diesmal auf die andere Seite und stellte dem König von Preußen durch einen Vertrag vom 2. April seine 21000 Mann zur Verfügung.

Entscheidender als alles andere mußte die Haltung der europäischen Verbündeten Preußens und Oesterreichs werden. Nicht nur in Petersburg, auch in Versailles hatte König Friedrich alsbald seine Hebel angesetzt. Sowohl Rußland wie Frankreich waren in diesem Augenblick durch eigene Sorgen in Anspruch genommen. Frankreich hatte gerade jetzt durch die Anerkennung der Vereinigten Staaten von Amerika einen Bruch mit England endlich herbeigeführt, Rußland sah den Frieden von Kutschuk-Kainardsche durch einen Zwist mit der Pforte über die Auslegung der auf die Krim bezüglichen Artikel gefährdet.

Zu Versailles hielt der Minister den Bemühungen der Königin, der österreichischen Prinzessin, das Widerspiel. Vergennes war entschlossen, den Fehler von 1756 nicht zu wiederholen, um nicht abermals die Partie gegen England durch das Abenteuer eines gleichzeitigen deutschen Krieges zu verlieren. Und wie durfte man Baiern den Raub Oesterreichs werden lassen, diesen treuesten aller deutschen Bundesgenossen, dem sein Martyrium im spanischen, im österreichischen Erbfolgekrieg auf Frankreichs Schutz das stärkste Anrecht gab? Kurz, als der Wiener Hof auf Grund des Vertrags vom 1. Mai 1756 die Stellung von 24000 Mann gegen Preußen beantragte, erkannte Frankreich den Bündnisfall nicht an und erklärte seine Neutralität. König Friedrichs anfängliche Hoffnung, die Franzosen sich offen gegen Oesterreich erheben zu sehen, hatte sich nun freilich nicht erfüllt; aber er hatte ganz recht, wenn er sagte, daß Ludwig XV. und die Pompadour bessere Oesterreicher gewesen seien, als Ludwig XVI. und Marie Antoinette.

Aber auch ihm versagte sich sein Bundesgenosse. Die Kaiserin Katharina stellte Waffenhilfe nur unter Vorbehalt in Aussicht und suchte inzwischen durch ihre Diplomatie auf den Wiener Hof einzuwirken. „Gesetzt, daß sie uns Hilfstruppen schicken," meinte Friedrich Ende März in richtiger Ahnung, „so werden die vielleicht, wenn sie sich sehr beeilen, 1779 ankommen."

---

[1]) Bd. I, 212.

Niemals, so sagte er in dieser Zeit der Spannung und Vorbereitung, sei so viel Papier in seinem Hause vollgeschmiert worden: „Niemals sind so viel Testamente, Konventionen, Traktate, Reichskonstitutionen mir durch die Hand gegangen, wie jetzt; ich fürchte, ein kleiner Cujacius, ein Pufendorff, ein von dem Roste Regensburgs angefressenes Tier zu werden, aber man muß auf dieser Welt Chamäleon sein und die Farben der Zeitläufte widerspiegeln. Uebrigens bin ich in der größten Ruhe für die Zukunft, entschlossen meine Pflicht zu thun, sei es als Schreiber, sei es als Soldat, und die Zukunft den unsicheren Geschicken zu überlassen." Mitte Februar sprach er von der Notwendigkeit, sich auf den Krieg als auf etwas Unvermeidliches vorzubereiten. Anfang März wurden die Beurlaubten einberufen, am 18. März ergingen die Befehle zur Mobilmachung. Am 20. hielt der König in Potsdam Kriegsrat ab mit dem General, den er vor zehn Jahren in seinem militärischen Testament als seinen einzigen einer selbständigen Heerführung völlig gewachsenen Feldherrn bezeichnet hatte: mit dem Prinzen Heinrich. Der Prinz erhielt den Oberbefehl über ein an der Elbe zu versammelndes, aus Preußen und Sachsen gemischtes Heer; der König ging am 6. April von Berlin zu dem Hauptheere ab, das in Schlesien zusammengezogen wurde.

Der Prinz war neben den Ministern Finckenstein und Hertzberg auch jetzt der Vertraute aller politischen Entwürfe und Entschlüsse, wie vordem in den polnischen Wirren. Seinen Beifall aber hatten sie nicht. Er meinte, daß der Staat bei dieser Politik sein Interesse nicht fände. Er erklärte dem König von vornherein, daß er „diese bairische Affaire" unter dem Gesichtspunkt des für Preußen daraus erwachsenden Vorteils betrachte. Und er verstand unter Vorteil Gebietserweiterung. „Ein Fürst von Ihrer Reputation," schreibt er dem König am 29. Januar, „kann einen Krieg nicht unternehmen, wofern derselbe nicht zur Vergrößerung seines Staats dient; in diesem Kriege aber, wo gegen die Oesterreicher Sie allein stehen würden, ist es schlechthin nicht menschenmöglich, etwas derartiges zu erwarten." Als Friedrich über diese Vorstellungen stillschweigend hinwegging, entwickelte Heinrich am 15. Februar einen anderen Gedanken: vielleicht werde der Wiener Hof, auf Widerstand stoßend, geneigt sein, auch dem König einen Gewinn zu gönnen und beide Teile ihr Interesse finden zu lassen. Nicht daß man den Pfalzgrafen und den sächsischen Hof opfern sollte; aber könnten nicht Säkularisationen dazu dienen, alle Welt zufrieden zu stellen? Darauf entgegnete der König mit Nachdruck: „Es handelt sich in dieser Sache, mein lieber Bruder, nicht um Erwerbungen oder Vergrößerung, sondern darum, ein für allemal den österreichischen Ehrgeiz zu ducken, damit ihre Autorität im Reich nicht despotisch wird, was uns den größten Abbruch thun würde. Also welche Vorschläge zu Erwerbungen sie mir machen mögen, ich werde sie alle verwerfen, sehr entschlossen, den Degen nicht in die Scheide zu stecken, ehe sie alle ihre Usurpationen zurückerstattet haben werden."

Den Vorwurf, daß solche Politik das preußische Interesse vernachlässige, durfte er mit Recht zurückweisen. Es sei gar nicht seine Absicht, sich zum Don Quixote der armseligen Reichsfürsten zu machen. Aber auf dem Platz, den er einnehme, dürfe im eigensten Interesse niemand weder die Aufrichtung des

österreichischen Despotismus im Reich dulden, noch eine Verschiebung des Gleichgewichts der Macht durch Vergrößerung des österreichischen Besitzstandes. „Ich weiß sehr wohl, daß allein unser eigenes Interesse uns in diesem Augenblick zum Handeln verpflichtet, aber man muß sich wohl hüten, es zu sagen."

Auch Hertzberg war wenig damit einverstanden, daß der König diese Gelegenheit nicht zur Erlangung greifbarer Vorteile nach dem Grundsatze der Konvenienz benutzen wollte. Immer wieder schlug er diese Saite an; ja, schon im allerersten Augenblick hatte er ein großartiges Tauschprojekt fertig gehabt, aus dem einzelne Gedanken ihn durch seine ganze politische Laufbahn begleitet haben: Oesterreich sollte für die Erwerbung von Baiern bis zur Isar mit den Salzwerken von Reichenhall Teile von Galizien mit den Salzwerken von Wielicka an die Republik Polen zurückgeben, diese dafür Danzig und Thorn und den Grenzstrich westlich der Obra an Preußen abtreten; auch sollte Preußen zu seiner Abrundung dereinst Ansbach und Baireuth gegen die Lausitzen eintauschen dürfen.

Aber auch seinen Ministern konnte der König immer nur sagen, daß man alles vermeiden müsse, womit der Gegner die Uneigennützigkeit Preußens verdächtigen könne. Um den Prinzen Heinrich zu beschwichtigen, schrieb er ihm einmal, Vorteile werde man, wenn das Glück günstig gewesen sein sollte, immer noch als Entschädigung für die Kriegskosten fordern können; das aber müsse man verheimlichen wie einen Mord.

An die Möglichkeit eines Erfolgs im Kriege aber wollte der Prinz eben nicht glauben. Er sah es kommen, daß Preußen nicht den geringsten Gewinn einheimsen, Oesterreich aber im Besitz von Baiern bleiben werde. So sprach er sich gegen den König aus und noch viel abfälliger und bitterer gegen andere.

Friedrich erklärte dem Bruder endlich mit ernsten Worten sein Erstaunen über diese düsteren Betrachtungen zu einer Zeit, wo man schwere Gefahren, wie ehedem, für den Staat nicht zu fürchten habe: „Der Mensch ist zum Handeln geschaffen, und wie könnten wir nützlicher handeln, als indem wir das tyrannische Joch brechen, das die Oesterreicher Deutschland auflegen wollen." Der Prinz aber in seiner trüben Stimmung und im Vollgefühl seiner besseren Einsicht glaubte sich berufen, zu Gunsten zugleich des Friedens und der preußischen „Konvenienz" die Vorsehung zu spielen: durch die dritte Hand, seinen Vertrauten Knyphausen, ließ er es dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Ludwig Cobenzl, zu Ohren kommen, daß sich eine geeignete Grundlage für einen Vergleich bieten werde, wenn Oesterreich sich mit dem künftigen Austausch von Ansbach und Baireuth gegen die Lausitzen einverstanden erklären wolle.

Mit Unrecht glaubte man in Wien diese Eröffnung auf den König selbst zurückführen zu sollen. Fürst Kaunitz sah sich in der Vorstellung bestärkt, daß Friedrich sich nie und nimmermehr zum Krieg entschließen werde, daß es ihm nur um eine ansehnliche Gebietserweiterung zu thun sei, daß er gern bereit sein werde, wie 1772 ein Abkommen nach den Gesichtspunkten der gegenseitigen Konvenienz zu treffen. Nach wie vor sah Kaunitz mit unendlichem Hochmut auf den Staatsmann Friedrich herab. Nicht in scharfsinniger Voraussicht oder gesunder Staatskunst seien die Beweggründe dieses Fürsten zu suchen, so hatte

er noch jüngst gesagt, sondern in seinem persönlichen Charakter, seiner Stimmung, seiner mürrischen Einsamkeit, seinem Menschenhaß, seiner steten Verachtung sittlicher Pflichten, in der Abnahme seiner Gesundheit, in seinen persönlichen, unversöhnlichen Feindschaften. „Gute Menschen können die wilden und fast wahnsinnigen Ausschweifungen eines Gemüts wie das seine, in welchem Leidenschaft und räuberischer Ehrgeiz immerdar regieren, weder voraussehen noch berechnen." Der Staatskanzler war mit der Kaiserin-Königin darin einig, daß man die dargebotene Hand nicht zurückstoßen solle. Nun war Kaiser Joseph nicht ohne Kriegslust, nicht ohne militärischen Ehrgeiz. Noch mehr als Kaunitz vertrat er die Meinung, daß Friedrich nicht schlagen werde. Joseph hat damals wohl gesagt, daß er nichts auf das Spiel setze, denn träfe ihn das Unglück, besiegt zu werden, so würde er dem Helden des Jahrhunderts erlegen sein, und falle ihm ein Erfolg zu, so wäre ihm das um so ruhmvoller. Er war im Begriff, nach dem Vorgang seines großen Gegners sich gleichfalls ins Feldlager zu begeben. Aber er ließ sich den Vertragsentwurf, den Kaunitz aufsetzte, gefallen. Der Entwurf stellte die österreichischen Ansprüche auf Teile von Baiern, die preußischen auf Ansbach und Baireuth in Parallele, sah die gegenseitige Anerkennung dieser Ansprüche vor und behielt beiden Teilen das Recht für einen Austausch der bezeichneten Gebiete gegen solche vor, die nicht an die Landesgrenzen des anderen stoßen würden.

Das also der Vorschlag, den der Kaiser am 13. April einem eigenhändigen Briefe an den König beischloß. Er habe, so hieß es in diesem aus Olmütz datierten, aber aus Wien fertig mitgenommenen Schreiben, zu vertraulichen Eröffnungen im Sinne der zu Neiße und Neustadt ausgetauschten Versprechungen[1]) erst schreiten wollen, nachdem er der Hauptstadt und folglich „allem, was Finesse und Politik heiße", den Rücken gekehrt.

Friedrich ging auf den biederen Ton ein. Ohne einen Minister oder Schreiber bei der Hand zu haben, müsse er den Kaiser bitten, mit der Antwort eines alten Soldaten vorlieb zu nehmen, der ihm mit Gradheit und Freimut schreibe. Freimütig war es allerdings, wenn er nun ohne Umschweife fortfuhr: Kernpunkt des ganzen Streites sei die Frage, ob ein Kaiser nach Willkür über Reichslehen verfügen dürfe: „Soll dem so sein, so werden die Lehen zu Timars auf Lebenszeit, über die der Sultan nach dem Tode des Inhabers bestimmt." Uebrigens kam die Antwort dem österreichischen Interesse weit entgegen, indem der König dem Kaiser anheimgab, den Pfalzgrafen von Zweibrücken für seine bairischen Erbansprüche durch andere Gebiete zu entschädigen und auch Sachsen und Mecklenburg (das Ansprüche auf Leuchtenberg erhob) durch Abfindungen zufrieden zu stellen. Die ansbach-baireuthische Nachfolge, ein unbestreitbares Recht des Hauses Brandenburg, bat er den Kaiser gänzlich aus dem Spiele zu lassen.

Im Fortgang der Verhandlung erhielt dann am 20. Mai der preußische Ausgleichsvorschlag eine festere Gestalt: Der Wiener Hof solle, gegen Abtretung von Geldern und Limburg an das Haus Wittelsbach und nach Ablösung der sächsischen Ansprüche, von dem besetzten bairischen Gebiet zwei an Böhmen und

[1]) Vgl. Bd. I, 31.

Oberöſterreich anſtoßende, durch das Bistum Paſſau getrennte Stücke behalten dürfen: nördlich der Donau das Revier des bairiſchen Waldes bis zu den Flüſſen Regen und Cham, ſüdlich das Land bis zur Iſar und Salzach; Preußen griff für ſich aus dem öſterreichiſchen Antrag den Tauſch von Ansbach und Baireuth heraus, indem ihm freiſtehen ſollte, beide dereinſt gegen die beiden Lauſitzen — nach des Kaiſers Briefe blieb doch die Oberlauſitz, als an Böhmen grenzend, außer Betracht — auszuwechſeln. Eine öſterreichiſche Antwort vom 31. Mai kam weſentlich auf den erſten Vorſchlag zurück, wie ihn der Kaiſer überſandt hatte; man ſtellte ſich auf den Standpunkt, daß Oeſterreich im Intereſſe des Gleichgewichts die Vereinigung der beiden fränkiſchen Fürſtentümer mit dem Königreich Preußen mit demſelben Recht bekämpfen dürfe, wie Preußen jetzt den Uebergang bairiſcher Provinzen an das Erzhaus. Mit Lebhaftigkeit beſtritt die preußiſche Erwiderung vom 13. Juni, daß man dem öſterreichiſchen Anſchlag auf Baiern nur aus Gründen der Politik und des Gleichgewichts entgegentrete; der König wollte jetzt, nachdem ſich ohnehin inzwiſchen ſein neuer Verbündeter, der Dresdener Hof, gegen das lauſitziſche Tauſchgeſchäft ausgeſprochen hatte, ſeinen fränkiſchen Erbanſpruch gänzlich aus der Verhandlung ausgeſchieden wiſſen und verlangte unumwunden Auskunft über die Entſchädigungen, die Oeſterreich den Wittelsbachern und dem ſächſiſchen Kurhaus geben wolle. „Ich verſtehe die Apokalypſen Eures Kaunitz nicht," ſchrieb er an ſeinen Geſandten Riedeſel nach Wien, „ich bin kein Seher, er muß entweder ſprechen oder der Krieg bricht aus." Und mit ſeinem Lieblingscitat aus Racine ſchloß er: „Dies Orakel iſt ſicherer als das des Kalchas."

Daß die neue preußiſche Note unmittelbar nach Wien geſandt wurde, darin wollte Joſeph, noch immer in der Vorſtellung von Friedrichs Kampfesſcheu befangen, ein gutes Zeichen ſehen: offenbar erwarte der König mit der friedliebenden Kaiſerin und ihrem Kanzler eher handelseins zu werden, als mit ihm, dem Kaiſer, in dem von Bajonetten ſtarrenden Hauptquartier. Er bezeichnete dieſe Verlegung der Scene nach Wien als eine Selbſterniedrigung des Königs. Darin ſtimmte die Mutter ihm zu: dieſer große Mann ſei doch, wenn man ihn nur näher anſehe, ſehr klein und ein reiner Charlatan. In der Sache aber, ſo mußte die Kaiſerin zugeben, habe „dieſes Ungeheuer" leider recht: „Unglücklicherweiſe ſind wir es, die ſich im Unrecht befinden, da wir nicht deutlich reden, und wir können es nicht, da wir ungerechte Dinge begehren und ihrer habhaft zu werden hofften, indem wir dem Könige von Preußen die Lauſitz als Lockſpeiſe hinhielten."

So galt denn die preußiſche Note der Kaiſerin als „ganz annehmbar", dem Kaiſer aber als „unverſchämt". Joſeph beſtand darauf, daß wiederum keine „deutliche", ſondern in der Hauptſache eine ausweichende Antwort erteilt werde; denn die Entſchädigungen dürften erſt angewieſen werden, wenn die Heere auseinandergegangen ſein würden. Noch am 17. Juni meinte er: „Das einzige, was man urteilen kann, iſt wohl dieſes, daß des Königs kriegeriſche Luſt ſehr klein, deſſen Habhaftwerdung der Lauſitz aber ſehr groß ſei, und ich folgere aus all dieſem, daß, wenn wir bei einer billigen aber feſten Sprache bleiben, der große Friedrich mitſamt ſeiner Xerxes-Armee endlich doch ſeine donquichotiſche Sprache

für das Heil Deutschlands mäßigen und seinen wesentlichen Vorteilen und der Ruhe seiner alten Knochen das übrige aufopfern wird."

Derweil saß der alte Mann, dem solche Charakteristik und Prognose galt, täglich lange Stunden im Sattel und war mit Wort und Beispiel bemüht, seinen Beratern und Gehülfen Mut, Zuversicht und guten Willen einzuflößen: dem Minister Hertzberg, der immer von neuem auf diplomatische Auswege sann, dem Prinzen Heinrich, der alles schlimmste voraussah und voraussagte. „Sie müssen mich hinreichend kennen, mein lieber Bruder," schreibt ihm Friedrich am 21., „um mir nicht zuzutrauen, daß ich zurückzucken werde, nachdem ich mich so weit in die Verhandlung eingelassen habe. Alles wird gut gehen; guten Mut und Selbstvertrauen, und ich stehe Ihnen dafür ein, daß der Kaiser, obschon ganz Cäsar, lernen wird, Wasser in seinen Wein zu thun."

Am 27. Juni erhielt er aus Wien die nichtssagende Antwort auf sein Ultimatum. Am 3. Juli ließ er die Feindseligkeiten ansagen. Am 5. überschritt das schlesische Heer die böhmische Grenze, der König bei der ersten Sektion der Avantgarde.

Der Kaiser war überrascht und bestürzt. Diese Wendung hatte er in der That für ausgeschlossen gehalten. Die Erhaltung der Monarchie, so schrieb er an die alte Kaiserin, hänge bei diesem entstandenen verderblichen und höchst gefährlichen Kriege von wenigen unglücklichen Augenblicken ab. Er verlangte Aufbietung der äußersten Mittel, Aushebung von mindestens 40000 Rekruten, Erhöhung der Steuern. Die Aufregung, die sich in seinen Briefen spiegelte, teilte sich der Mutter mit und gab ihr einen jähen Entschluß ein. Sie gewann es über sich, acht Tage nach der Kriegserklärung einen Bevollmächtigten in das böhmische Hauptquartier des Königs von Preußen zu schicken und Frieden zu bieten; in einem Begleitschreiben (dem ersten Brief, den sie mit eigener Hand an den „bösen Mann" gerichtet hat) berief sie sich auf die Unruhe ihres Mutterherzens und sprach ihren lebhaften Wunsch aus, daß das gute Einvernehmen für immer wiederhergestellt werde. Wohl hatte Joseph ihr geschrieben, daß ein Friede zu nur einigermaßen anständigen Bedingungen ein sehr großes Glück sein werde, trotzdem wurde er jetzt durch den Schritt der Kaiserin auf das peinlichste und schmerzlichste berührt. Nachdem sie den Feind um Frieden „ordentlich gebeten", bleibe ihm kaum etwas anderes übrig, als alles im Stich zu lassen und sich geradeswegs nach Florenz zu begeben.

Zweimal kam und ging der Friedensbote, Baron Thugut. Der König beantwortete das Schreiben der Kaiserin mit Worten hoher Anerkennung für die Hochherzigkeit und Mäßigung, die diese Fürstin in einer strittigen Sache zeige, nachdem sie vordem die Erbschaft ihrer Väter mit heldenmütiger Festigkeit behauptet habe. Aber eine Verständigung wurde nicht erreicht. Bei der zweiten Verhandlung bot Thugut zunächst den völligen Verzicht seines Hofes auf alles bairische Gebiet, wenn Preußen sich verpflichten wollte, Ansbach und Baireuth als Sekundogenitur fortbestehen zu lassen. Als dieser Vorschlag mit Schärfe zurückgewiesen wurde, brachte jener noch einmal das lausitzische Tauschgeschäft

zur Sprache, diesmal auch auf die Oberlausitz erstreckt; aber der Kurfürst von Sachsen sollte mit seinen bairischen Allodialansprüchen wieder auf künftige Abmachungen vertröstet werden. Der König meinte, Thugut spiele die Rolle des Versuchers nicht übel. Aber er widerstand der Versuchung. Am 16. August mußten seine Minister Finckenstein und Hertzberg auf sein Geheiß aus Braunau, dem letzten Schauplatz der Verhandlung, abreisen, und der Oesterreicher mußte wohl oder übel ihrem Beispiele folgen.

Eben in diese Tage, da der Faden der Verhandlung abriß, fiel auch die militärische Krise dieses Krieges, die über den Charakter und Verlauf des Feldzugs entschied.

Der preußische Operationsplan ging aus von dem Grundgedanken der fridericianischen Strategie, daß die Entscheidung in Mähren gesucht werden müsse.[1]) Von zwei gleich starken Heeren — jedes zählte, die 20000 Sachsen mitgerechnet, ungefähr 80000 Mann — wollte der König das eine nach Mähren führen, mit dem anderen sollte Prinz Heinrich von Sachsen aus in Böhmen vordringen. Von einer Schlacht, einem Sieg in Mähren, einer „guten Bataille" und der Entsendung von 20000 Mann an die Donau nach Preßburg erhoffte Friedrich die Wirkung, daß die Oesterreicher ihre Truppen aus Böhmen zurücknehmen würden; dann sollte das eine preußische Heer Brünn, das andere Prag belagern. Als weiteres Ziel wurde beiden die Donau gewiesen.

Für die erste Einleitung der Bewegungen hatte nun der Entwurf alsbald eine Abänderung erfordert. Die Masse der österreichischen Streitkräfte zog sich nicht bei Olmütz, wie Friedrich erwartet hatte, sondern im nordöstlichen Böhmen zusammen. Von dort konnte der Feind, wenn der König in Mähren einbrach, in seinem Rücken eine Diversion nach Niederschlesien machen oder sich auf das Heer des Prinzen werfen und Sachsen bedrohen. Um das österreichische Hauptheer, das der Kaiser in Person befehligte, festzuhalten, war deshalb der König, wie wir eben hörten, Anfang Juli aus den schlesischen Bergen nach Böhmen eingerückt, über Nachod. Er versprach dem Prinzen Heinrich, dort zunächst so lange bleiben zu wollen, bis jener von Norden her seinen Einmarsch bewirkt, die Truppen Laudons „weggefegt" und sich festgesetzt haben würde.

Prinz Heinrich hatte vor Jahr und Tag die Hoffnung ausgesprochen, die Oesterreicher würden, da der Zauberer Daun nicht mehr unter den Lebenden war, in einem künftigen Kriege mit mehr Schnelligkeit und Entschluß als früher operieren und so vielleicht ihren Gegnern eher eine Gelegenheit zum Angriff bieten. Aber gerade im Gegenteil hatten es sich Kaiser Joseph und seine erfahrenen Gehülfen Lacy und Laudon fest vorgesetzt, ganz in der Defensive zu verharren und ihr Heil in starken Stellungen zu suchen.

An die Elbe gelangt, fand das schlesische Heer den ganzen oberen Lauf des Flusses bis nach Königgrätz durch dreifache Redouten und zahllose Artillerie in einen furchtbaren Verteidigungszustand gesetzt, „schwerer zu bezwingen als die Festung Lille". Der König urteilte, daß hier eine Offensive aussichtslos sei, und beschloß deshalb, seinen Feldzug nach Mähren, um nicht allzuviel Zeit zu

[1]) Oben S. 514.

verlieren, durch ein abgeſondertes Corps unter dem Erbprinzen von Braunſchweig ſchon jetzt zu eröffnen. Er dachte, daß dann auch der Kaiſer nach Mähren detachieren müßte und daß ſo, durch eine Folge einander angepaßter Entſendungen von hüben und drüben, ſich die Bühne gleichſam unvermerkt auf mähriſchen Boden hinüberſchieben würde.

Prinz Heinrich hatte für den Einmarſch nach Böhmen die Wahl zwiſchen der Straße zur Linken der Elbe, über den Paskopol, oder dem Uebergang über das Lauſitzer Gebirge auf dem rechten Ufer. Am 13. Juli meldete er dem Könige, daß er ſich für den zweiten Weg entſchieden habe; ſo denke er Laudon von der Elbe nach der Iſer abzudrängen und vielleicht die Verbindung mit dem Hauptheer zu gewinnen. Er änderte ſeinen Entſchluß und leitete den Marſch auf dem linken Ufer ein, als er am 15. zu ſeinem Schrecken den Mitteilungen des Königs über die beabſichtigte Entſendung des Braunſchweigers entnehmen zu müſſen glaubte, daß Friedrich überhaupt aus Böhmen abziehen wolle. Das war nun die Meinung nicht geweſen; vielmehr verzichtete Friedrich ſogar auf die Abzweigung auch nur jenes einen Corps augenblicklich, ſobald er Heinrichs erſte Botſchaft erhalten hatte, den Bericht vom 13., die Ankündigung des Vormarſches auf dem rechten Ufer. Er begrüßte den Entſchluß ſeines Bruders mit überſchwenglichen Lobſprüchen: Ein Gott habe ihm dieſen Plan eingegeben. Der Prinz kam demnach am 19. Juli auf ſein urſprüngliches Vorhaben zurück, ſtellte aber die ausdrückliche Bedingung, daß das Hauptheer in Böhmen verharre: „Wenn Sie nach Mähren gehen," ſchrieb er dem Könige, „kann ich nicht in Böhmen bleiben."

Friedrich gab ſeinen großen Plan, „Böhmen in Mähren zu erobern" nicht endgültig auf. Aber er machte ſeinem Bruder weitgehende Zugeſtändniſſe. Bis gegen Ende September, ſo verhieß er, wolle er in Böhmen bleiben, und die Entſendungen nach Mähren würden nur ganz allmählich, in kleinen Trupps, vor ſich gehen. Doch geſtand er, daß ihm die Unthätigkeit, zu der er ſich in ſeinem Winkel von Böhmen verurteilt ſah, hart ankomme. „Wir ſtehen hier," ſchreibt er dem Bruder am 9. Auguſt „mit gekreuzten Armen und bewundern Ihre ſchönen Thaten."

Die Anerkennung war durchaus aufrichtig; denn der Prinz hatte ſeinen Feldzug in den letzten Tagen des Juli und den erſten des Auguſt auf das glänzendſte begonnen, ſeines Ruhmes aus dem vorigen Kriege, ſeines großen Namens wert. Auf Pfaden, die als ungangbar gegolten hatten, war er über die Lauſitzer Berge gekommen, dem Feldmarſchall Laudon zur völligen Ueberraſchung. Der Schrecken der öſterreichiſchen Kommandos war kaum minder groß, als beim Einbruch der Preußen in jenen Apriltagen von 1757. Laudon war faſſungslos; ohne Schwertſtreich, wie der Kaiſer ſchalt, gab er alle wohlvorbereiteten Verteidigungsſtellungen auf; bis Münchengrätz zurückgegangen, erklärte er, auch die Iſerlinie nicht halten zu können. Der Kaiſer eilte aus dem großen Hauptquartier herbei, er fand bei ſeiner Ankunft in der Nacht auf den 11. Auguſt die Zelte ſchon abgeſchlagen für den weiteren Rückzug, er ließ den Abmarſch nicht zu, aber er geſtand am 14. in ſeinem Bericht an die Kaiſerin, daß man, erſchöpft und entmutigt wie die Truppen ſeien, die Stellung an der Iſer beim

Nahen des Prinzen Heinrich werde räumen müſſen, vielleicht vor Ablauf von zwei Tagen. Und dann war auch ſeine eigene Stellung am Oberlauf der Elbe nicht mehr haltbar. Die kritiſche Stunde des Feldzugs war gekommen.

Völlig richtig erfaßte die Gunſt des Augenblicks der Generalleutnant von Möllendorff im Heere des Prinzen Heinrich. Er legte dem Feldherrn am 17. Auguſt Vorſchläge zur Umgehung der feindlichen Stellung vor. Graf Henckel von Donnersmarck, auch in dieſem Feldzug wie vor 20 Jahren [1]) des Prinzen Vertrauter, jetzt Oberſt, ſah ihn ſehr aufgebracht über Möllendorff. Heinrich argwöhnte, ſein Untergebener werde ſich mit ſeinem größeren Wagemut brüſten wollen, und ließ ſich nur allmählich durch Henckel beſänftigen. Möllendorff wurde unverzüglich, noch am 17., ablehnend beſchieden. Laudon war außer Gefahr.

Dem Könige meldete Heinrich am 17. Auguſt, daß er aus Mangel an Verpflegung in zehn bis zwölf Tagen nach der Lauſitz zurückgehen müſſe. Friedrich war peinlich überraſcht. Er erklärte, daß der Abmarſch, wenn er unvermeidlich würde, vielmehr auf Leitmeritz zu richten ſei: „Geſetzt daß Sie entſchloſſen wären, nichts zu unternehmen, würden Sie dann wenigſtens Ihr Heer auf Koſten des Feindes leben laſſen, und das iſt mehr wert als nach der Lauſitz zu gehen, nach dieſem ſchönen Debüt, womit Sie den Feldzug eben eröffnet haben."

Damit doch irgend etwas geſchehe, beſchloß nun der König, die Offenſive ſelbſt auf ſich zu nehmen, ganz entgegen den bisherigen Vorausſetzungen. Es galt den Verſuch, das Heer des Kaiſers in der nördlichen Flanke, die minder befeſtigt ſchien, zu umgehen und dann von Hohenelbe über Turnau mit dem Prinzen Fühlung zu gewinnen. Der Kaiſer, über die Abſicht ſeines gefürchteten Gegners bald im klaren, war einige Tage hindurch in großer Sorge, um ſo mehr, als gerade jetzt wieder Laudon, der ſich, ſo ganz ohne Grund, noch immer von dem Prinzen Heinrich bedroht glaubte, ſeinen Rückzug von der Iſer als unvermeidlich ankündete. Erſt am 24. atmete Joſeph auf: es ſei unbezahlbar, ſchrieb er der Kaiſerin, daß ihm die Preußen den heutigen Tag für ſeine Gegenmaßregeln gelaſſen hätten; jetzt hoffe er einem Angriff widerſtehen zu können. Entſcheidend war, daß die preußiſche Artillerie den Marſchſäulen im Gebirge nicht raſch genug hatte folgen können; auch hatte der Generalmajor von Anhalt am 22. die Beſetzung der die Stellung von Hohenelbe beherrſchenden Höhen zwiſchen der großen und der kleinen Elbe verſäumt. Der König mußte ſich ſagen, daß ſein Anſchlag nach unermeßlichen Anſtrengungen vereitelt war. In Mähren, meinte er, hätte ſolches ihm nicht zuſtoßen ſollen.

Von nun an beſchränkte ſich der Aufenthalt der Preußen in Böhmen, ihre nach Friedrichs eigenem Ausdruck „inſipide" Campagne auf einen „Kartoffelkrieg", auf die gründliche Ausleerung des von ihnen beſetzten Gebiets. Der Feind blieb regungslos, „wie verſteinert". Um ſo mehr litt man unter Krankheiten und dem ungewöhnlich rauhen Herbſt. In den letzten Tagen des September zog Prinz Heinrich, Mitte Oktober der König aus Böhmen ab, zum ungeheuren Jubel der Oeſterreicher. Mit Selbſtironie ſprach Friedrich von den „Heldenthaten der Siebzigjährigen".

---

[1]) Oben S. 100.

Die bis zuletzt im Auge behaltene mährische Unternehmung führte jetzt, im Oktober, nur noch zur Besetzung von Troppau und Jägerndorf, d. h. zur Sicherung der Operationsbasis für den nächsten Feldzug; denn Friedrich wurde durch seine neueste Erfahrung in seiner alten Meinung nur bestärkt, daß er sich nicht nach Böhmen verlieren dürfe, sondern das Heil in Mähren zu suchen habe.

Die Stimmung im preußischen Heere war nach diesem mit Unfruchtbarkeit geschlagenen Feldzug sehr gedrückt. Die Feldherren, die Offiziere, die Mannschaften, sie alle murrten. Die Soldaten hatten keine Schlacht gehabt, die sie gewünscht hatten und die erfahrungsmäßig die Lebensgeister der Truppe immer auffrischte. „Ich kenne die preußische Armee gegen die vorige nicht," schreibt ein Offizier gegen das Ende des Feldzugs, „es ist kein Leben unter Generals und Offiziers, alles läßt den Kopf hängen, und es ist in keinem Stücke die mindeste Ordnung." Ein anderer spricht von einer über alle Begriffe eingerissenen Dienstnachlässigkeit. Das Klugreden aber, das Räsonnieren und Kritteln war mehr denn je im Schwange. Als infolge einer Anordnung, die vom König selbst ausgegangen war, einmal einer Zufuhr ein Unfall zustieß, gab sich im Hauptquartier die Schadenfreude offen kund, und als ein dem Heere als Volontär folgender hessischer Prinz seinem Mißfallen über solche Gesinnung Ausdruck gab, spottete man über diesen „Royalisten". Ein schwerer Schaden für den Dienst war die große Zahl invalider Stabsoffiziere und altersschwacher Generale. Prinz Heinrich hatte bei seiner Infanterie drei Generalleutnants und drei Generalmajore, die wegen Alters und Gebrechlichkeit ihm nur zur Last waren. Aber auch über die dienstfähigen Generale urteilte der Prinz in Bausch und Bogen ab; nur den einen Möllendorff ließ er gelten, und dieses Einen guten Rat hatte er nicht befolgt. Belling, der Schwedenverfolger aus dem Siebenjährigen Krieg, für seine ausgezeichneten Leistungen beim Einmarsch aus der Lausitz mit dem schwarzen Adlerorden belohnt, galt ihm als gut für die Ausführung, aber der Leitung bedürftig. Alles im Heere, so klagte er dem Erbprinzen von Braunschweig, sei mechanisch geworden: „Keine Köpfe! In dieser Beziehung sind wir äußerst heruntergekommen. Das ist die Wirkung des Despotismus, das ist die Wirkung der schlechten Beispiele, die eine ganze Nation verderben." Zwischen den Zeilen deutete er diese seine Auffassung dem Könige selbst an. Als Friedrich geäußert hatte, daß er wenig Unterstützung finde, antwortete Heinrich: „Die, auf die das geht, sind ohne Zweifel sehr unglücklich, Ihnen nicht genügen zu können, aber, wenn es mir erlaubt ist mit meinem gewohnten Freimut zu reden, so ist es für Sie und für jene besser, andere, denen Sie mehr Vertrauen gewähren, zu wählen. Unter der großen Anzahl von Offizieren, die Sie in Krieg und Frieden gebildet haben, müssen sich solche finden, die Ihren Beifall verdienen werden; die, welche ihn verloren haben, müssen ohnehin an ihrer natürlichen Thatkraft einbüßen, sobald sie bemerken, Ihren Dank nicht mehr zu erwerben. Nichts ist entmutigender, als wenn der Souverän gegen die, welche ihm dienen, verstimmt ist."

Der Prinz sprach von seinem eigenen Fall; deutlich genug. Er quittierte mit dieser Anspielung und mit ähnlichen Stoßseufzern die versteckte Kritik seines letzten Feldzugs, die er aus gewissen allgemeinen Betrachtungen in den Briefen des Königs herauslesen konnte. „Krieg und Schlaffheit," schreibt ihm Friedrich

einmal während dieses Winters, anscheinend ohne jede persönliche Beziehung, „vertragen sich nicht miteinander; wer nach reiflichem Nachdenken über seine Aufgabe nichts unternimmt, wird immer ein armer Herr sein." In seinen Denkwürdigkeiten des bairischen Erbfolgekriegs hat Friedrich abfällige Bemerkungen über die Unthätigkeit seines Bruders nicht unterdrückt, ohne doch, wie es scheint, von dem für das Urteil am meisten entscheidenden Vorgang, jener verhängnisvollen Meinungsverschiedenheit zwischen dem Prinzen und Möllendorff, etwas gewußt zu haben. Heinrich seinerseits legte sich das Bild dieses Krieges so zurecht, daß der König, nach der glänzenden Antrittsrolle der zweiten Armee auf ihn eifersüchtig, ihn durch widerspruchsvolle Befehle in Gefahr gebracht habe, seine Reputation als Feldherr zu verlieren; noch während des Feldzugs ist ihm das gehässige Wort entfahren, er sei gegen die Falschheit des Königs mehr auf der Hut als gegen die Unternehmungen des Feindes.

Aus seinem Winterquartier zu Dresden reichte der Prinz am 3. Dezember ein schon vor Wochen aufgesetztes Abschiedsgesuch ein, das er mit der Zerrüttung seiner Nerven begründete. Der König ließ es zunächst unerledigt; in der Folge bestimmte er für den Fall eines neuen Feldzugs den Erbprinzen von Braunschweig für den Oberbefehl an Heinrichs Statt.

Die Aussicht auf Frieden war zu Beginn der Winterquartiere sehr unsicher. Der König leitete seine diplomatische Campagne von Breslau aus, „von früh bis spät am Schreibtisch" — er hieß das seine sogenannte königliche Unabhängigkeit — im übrigen einsiedlerisch, „wie die Ratte im Keller".

Die Kaiserin von Rußland hatte keine Hülfstruppen zum preußischen Heere stoßen lassen, sondern sich darauf beschränkt, am 22. September eine Note an den Wiener Hof zu schicken, deren drohender Ton dort verletzte, aber den König von Preußen nicht befriedigte. „Bloße Worte," sagte er, „thun keinen Schaden." Fast meinte er, daß man für den Frieden mehr von Frankreich als von Rußland zu erwarten habe.

Frankreichs Vermittelung hatte der Wiener Hof nach dem Mißerfolg der Entsendung Thuguts angerufen. König Friedrich hatte diese Vermittelung mit einigen Vorbehalten und unter der Bedingung angenommen, daß Frankreich die Vermittlerrolle mit Rußland teile. Als man in Wien auf diese Forderung einging, ließ Friedrich Anfang November den beiden Vermittlern eine „Skizze" für den Friedensvertrag mitteilen. Er forderte für sich, um künftigen Zwistigkeiten vorzubeugen, volle Verfügungsfreiheit, wenn in Ansbach und Baireuth die Nebenlinie ausstarb; er wollte den Oesterreichern eine mäßige Erwerbung in Baiern zugestehen — in einem abgesonderten Schriftstück wurde ein an Böhmen grenzender Strich der Oberpfalz bezeichnet; dagegen sollten sie den Kurfürsten von Sachsen für seine Ansprüche auf das bairische Allodialerbe mit Geld schadlos halten.

In den nächsten Wochen mußten die Kuriere zwischen dem Hauptquartier des Königs von Preußen und den an der Verhandlung beteiligten Höfen noch oft hin und her sprengen, ehe auch nur in den Grundfragen Einigung erzielt

war. In Wien sträubte man sich vor allem gegen eine Geldzahlung an Sachsen und verlangte statt des oberpfälzischen Grenzstriches das schon im vorangegangenen Sommer genannte Gebiet am rechten Ufer von Inn und Salzach; auch wollte man die Erbordnung in den fränkischen Markgrafschaften der Entscheidung des Reiches vorbehalten. Endlich ließ Friedrich am 10. Februar, ohne auf eine noch ausstehende Aeußerung Rußlands länger zu warten, dem russischen und dem französischen Gesandten sein Ultimatum zustellen. Er gestand das Innviertel zu, verzichtete auf den dereinstigen Austausch von Ansbach und Baireuth gegen die Lausitzen und stellte es den beiden vermittelnden Mächten anheim, eine Entschädigung für Sachsen ausfindig zu machen. Für die Feststellung aller Einzelheiten schlug er einen Kongreß vor.

Gegen diese Vorschläge ließ sich füglich nichts mehr einwenden. Maria Theresia war aufrichtig erfreut über so „angenehme Zeitung", und der Kaiser, der ungern auf die Fortsetzung seines Krieges verzichtete, tröstete sich mit dem Triumphruf, daß der König die letzten österreichischen Bedingungen pure und einfach angenommen habe.

Auch Hertzberg ist der Meinung gewesen, daß sein Gebieter den Gegnern zu weit entgegenkäme. Es wollte ihm nicht in den Sinn, daß man den Grundsatz der Unteilbarkeit Baierns preisgeben sollte; auf seine Vorstellungen war es geschehen, daß der König anfänglich ein Stück der Oberpfalz geboten hatte; denn hier ließ sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade ein Anspruch der Krone Böhmen zugeben. Als Hertzberg einmal in einem geradezu pathetischen Schreiben den König beschwor, in der Prinzipienfrage nicht zu wanken, antwortete Friedrich dem bei früherem Anlasse schon sehr schroff abgewiesenen Ratgeber freundlich, aber bestimmt: die Ideen seien vortrefflich und er selbst würde wünschen sie verwirklichen zu können, aber mit Ideen allein könne man keine Politik treiben, es frage sich, ob sie durchführbar seien, und unter diesem Gesichtspunkt möge auch Hertzberg die Verhältnisse betrachten.

In Teschen, wo am 10. und 11. März die Bevollmächtigten sich zum Friedenskongreß versammelten, ist dann noch Wochen hindurch zäh gestritten und gefeilscht worden. Der Vertreter der Hofburg, Graf Philipp Cobenzl, ein Vetter des früheren Gesandten am preußischen Hofe, hatte keine leichte Aufgabe: schrieb ihm die Kaiserin, so mahnte sie ihn, nicht zu große Schwierigkeiten zu machen; schrieb ihm der Kaiser, so predigte der ihm Festigkeit. Zwei Fragen standen im Vordergrund: die Auseinandersetzung zwischen Baiern und Sachsen wegen des sächsischen Entschädigungsanspruches und die Sicherstellung der Erbrechte des Pfalzgrafen von Zweibrücken auf Baiern. Für den Sachsen forderten die Gesandten der beiden vermittelnden Mächte, Baron Breteuil und Fürst Repnin, vier Millionen Thaler; während der bairische Vertreter den Auftrag hatte, eine halbe oder höchstens eine Million Gulden zu bieten. Maria Theresia meinte man dürfe dem mit ihr verbündeten Kurfürsten nicht die Haut abziehen lassen, Friedrich aber trat mit größter Entschiedenheit für den sächsischen Anspruch ein. Er sei zum Glück, so hören wir ihn sagen, nicht darauf angewiesen, den Frieden zu erbetteln; wenn Sachsen keine anständige Entschädigung erhalte, werde sich niemand in Zukunft mit Preußen verbünden wollen. So mußte der Kurfürst

von Baiern wohl oder übel die vier Millionen Thaler bewilligen. Nachgiebiger zeigte sich der König von Preußen in dem zweiten Hauptstücke der Verhandlung. Er hatte zunächst verlangt, als Bürge des österreichisch-bairischen Vertrages bestellt zu werden, durch den das Haus Oesterreich auf die Nachfolge in Baiern für immer verzichtete. Dadurch, so meinte Joseph II., würde der König von Preußen das Ansehen eines Protektors und eine Handhabe zu „tausend Chicanen" gewinnen. Friedrich begnügte sich dann damit, daß der zwischen Oesterreich und Baiern abgeschlossene Vertrag der österreichisch-preußischen Friedensurkunde angehängt und ausdrücklich als deren untrennbarer Bestandteil bezeichnet wurde. In der Sache ward mit diesem Auskunftsmittel dasselbe erreicht: auch so war die Erbfolge des Pfalzgrafen von Zweibrücken sichergestellt, insofern als Preußen sie auf Grund des Friedensschlusses allemal fordern konnte.

Der von Hertzberg so lebhaft vertretene grundsätzliche Standpunkt kam bei der Friedensverhandlung dadurch zur Geltung, daß in dem Vertrag zwischen den Höfen von Wien und München ihr berufener Pakt vom 3. Januar 1778, die Ursache des Krieges, aufgehoben wurde und daß Oesterreich das Innviertel nicht unter einem Rechtstitel erwarb, sondern in Anrechnung auf gewisse Zugeständnisse und Leistungen an Baiern.

Die Bürgschaft für den Teschener Frieden übernahmen Frankreich und Rußland. Insofern nun die Friedensurkunde eine ausdrückliche Erneuerung des als Reichsgrundgesetz geltenden Westfälischen Friedens enthielt, gleich als wenn er „Wort für Wort dem neuen Vertrag eingefügt wäre", so gewann dadurch Rußland dasselbe Schutzrecht über den deutschen Verfassungszustand, welches Frankreich seit 1648 besaß — ein Schutzrecht, wie es Rußland sich früher der schwedischen und der polnischen Verfassung gegenüber gesichert hatte. Solches Ziel hatten schon die Staatsmänner der Kaiserin Elisabeth der deutschen Politik Rußlands gewiesen, als man während des Siebenjährigen Kriegs einen europäischen Kongreß in Aussicht genommen hatte,[1]) und das damalige Bündnis mit dem Hofe des deutschen Kaisers hätte eine günstige Gelegenheit geboten. Der Kongreß war 1761 nicht zusammengetreten, und bei den Friedensverhandlungen zu Hubertusburg hatte der König von Preußen die russische Vermittelung zurückgewiesen. Jetzt lag die Mitwirkung der ihm verbündeten Zarin in seinem Interesse. Ein späteres Geschlecht, dessen nationales Selbstgefühl empfindlicher geworden war, hat an diesem Einbruch Rußlands in das Gehege des deutschen öffentlichen Rechts Anstoß genommen; in der europäischen Lage von 1779 aber ergab sich die russische Garantie als folgerichtige Ergänzung zu jenem von Frankreich seit mehr als einem Jahrhundert festgehaltenen, erst zum Unglimpf und dann im Interesse des österreichischen Reichsoberhaupts ausgeübten Schutzrecht.

Am Geburtstag Maria Theresias, dem 13. Mai, wurden die Friedensurkunden zu Teschen unterzeichnet, und um seiner großen Gegnerin eine Aufmerksamkeit zu erweisen, ließ Friedrich gleich desselben Tages, noch vor Ablauf der festgesetzten Frist, die von seinen Truppen noch besetzten österreichischen Städte räumen. Er wußte sehr wohl, daß sie es war, der er diesen Frieden dankte.

---

[1]) Oben S. 279. 283.

Er schulde, so schrieb er der Kurfürstin-Witwe von Sachsen, der Billigkeit der Kaiserin-Königin die Anerkennung, daß sie, sobald sie die Gesetzwidrigkeit ihres Vorgehens eingesehen habe, mit all ihrem Können für die Wiederherstellung des Friedens eingetreten sei — minder hartnäckig als Priamus, der das Blutvergießen zehn Jahre habe währen lassen.

Die sächsische Fürstin aus wittelsbachischem Stamm gab das Lob, das Friedrich der alten Kaiserin gespendet, ihm mit Zinsen zurück: „Man dachte 1777, daß Friedrich, Sieger in drei Kriegen, Gesetzgeber und Vater seiner Völker, sich höher nicht erheben könne. . . . Bis dahin hatte er vornehmlich für die Seinen gekämpft; jetzt kämpfte er für die andern; er wurde der uneigennützige Schiedsrichter in den Händeln der Herrscher, das Werkzeug der obersten Gerechtigkeit, welche die Nationen richtet." Was die Kurfürstin von Sachsen hier emphatisch aussprach, war ohne Frage jetzt die Meinung der meisten in Deutschland. Friedrich hatte die Bewunderer und Joseph die Tadler auf seiner Seite. Der Freiherr vom Stein hat bekannt, daß er zu seinem damaligen Eintritt in den preußischen Staatsdienst bewogen worden sei durch seine „hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen, der durch die Erhaltung von Baiern die Dankbarkeit dieses Landes und des ganzen Vaterlandes sich erworben hatte".

Der König von Preußen war weit davon entfernt gewesen, die Verfassung und Rechtsordnung des vermodernden Reiches, als deren Schirmer er jetzt gepriesen wurde, um ihrer selbst willen zu verteidigen. Aber er hatte sich, wie wir hörten, gesagt, daß er keine despotische Gewalt des Kaisers im Reiche aufkommen lassen dürfe, weil er deren Wirkungen am eigenen Leibe spüren würde. So freute er sich jetzt, „den großen Vorteil" gewonnen zu haben, „daß man uns im Reich als ein nützliches Gegengewicht gegen den österreichischen Despotismus betrachten wird". Den von Rußland unterstützten Gegenkaiser nannte ihn Joseph ingrimmig. Schwerer fiel für alle Zukunft noch der andere Gewinn in die Wagschale, daß zum zweitenmal wie in der Epoche von 1744 die Selbständigkeit Baierns gerettet, das Vorrücken der österreichischen Macht in Süddeutschland verhindert worden war. Auch dessen freute sich Friedrich, der Ereignisse von 1756 gedenkend, daß diesmal, bei der schnellen Beendigung des Waffenganges der beiden deutschen Mächte, der neue englisch-französische Krieg auf seinen Herd beschränkt blieb: „Ehedem glaubten unsere guten Deutschen, wenn die Kriegsdrommete in Mexiko oder Kanada ertönte, man müsse sich auch in Europa schlagen; es scheint mir, daß man gänzlich von diesem Vorurteil zurückgekommen ist."

Doch wurde ihm seine Freude über den Frieden und die errungenen Erfolge durch die Voraussicht getrübt, daß zwar die Kaiserin-Königin sich auf einen Krieg nicht mehr einlassen, daß aber ihr Sohn mit den Türken, in Italien und mit den deutschen Reichsständen neue Händel suchen werde.

Das alte europäische Allianzsystem hatte diesen deutschen Krieg überdauert. Aber keine der beiden kriegführenden Mächte war von der Haltung ihres Verbündeten ganz befriedigt. Kaiser Joseph urteilte jetzt ganz wegwerfend über das Bündnis mit den Franzosen, den „elenden Perückenmachern ohne Herz und ohne Geld", wie er sie während des Kriegs einmal genannt hat, und auch

Kaunitz meinte, Breteuil habe in Teſchen mehr zu Preußens als zu Oeſterreichs Gunſten den Friedensvermittler abgegeben. König Friedrich wiederum war zwar mit der diplomatiſchen Bethätigung Rußlands ebenſo zufrieden wie mit der Frankreichs; aber er hatte ſich überzeugt, daß er auf eine wirkſame militäriſche Unterſtützung von ruſſiſcher Seite nicht rechnen dürfe. Dazu kam, daß Rußland ſeine finanziellen Gegenforderungen für eine Waffenhülfe von zweifelhaftem Wert unverhältnismäßig hochgeſchraubt hatte. 16000 Ruſſen würden dem König von Preußen jährlich 3300000 Thaler gekoſtet haben: er berechnete ſich, daß er dieſelbe Truppenzahl für anderthalb Millionen von deutſchen Reichsfürſten würde mieten können. Das ruſſiſche Bündnis war wenigſtens militäriſch nicht unerſetzlich.

Zweiter Abschnitt.

Justizpflege und Kirchenpolitik; Landrecht und Staatsform.

Wie König Friedrich bei der Rückkehr aus seinem zweiten Krieg unverzüglich die Durchführung der Justizreform als Losung ausgegeben hatte, so erhielt bald nach dem Friedensschluß von 1779 das vor einem Menschenalter nur halb geleistete Werk einen neuen Antrieb, durch den es dann noch im alten Jahrhundert seiner Vollendung, der Krönung durch das Allgemeine Landrecht, entgegengeführt werden sollte.

Lange Zeit hatte der König die große Aufgabe der Kodifikation ganz aus dem Auge verloren. Oder vielmehr, er hielt sie bereits für gelöst. Nicht bloß sein geläutertes Strafrecht war sein Stolz. Ohne die blutige Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. aufgehoben zu haben, hatte er sie doch durchbrochen durch die Aufstellung der humanen Grundsätze,[1]) an die sich jetzt der preußische Strafrichter zu halten hatte. „Das ist bei uns schon gethan," „wir haben unsere Gesetze gemildert und uns gut dabei befunden," so rühmte er sich, als nach 1764 unter dem tiefen Eindruck von Beccarias berühmtem Werk Dei delitti e pene auch anderwärts Folter und Blutdurst in Verruf kamen. Auch das bürgerliche Recht, nach dem die preußischen Gerichte urteilten, schien ihm auf einer hinreichend sicheren Grundlage zu ruhen. Noch 1777 schrieb er in seinem Exposé du gouvernement prussien: „Die Gesetze sind hier zu Lande hinreichend weise geordnet. Ich glaube nicht, daß man nötig hat, sie zu überarbeiten." So hoch schätzte er die gesetzgeberische Leistung seines gefeierten Tribonian,[2]) das Corpus juris Fridericianum.

Der König stand mit dieser Ueberschätzung der Coccejischen Justizreform nicht allein. Der Großkanzler Jariges pries 1765 das Werk seines Amtsvorgängers als „diese glückliche Revolution", dank deren in keinem Land der Erde die Justiz mit gleicher Trefflichkeit wie in Preußen gehandhabt werde.

[1]) Bd. I, 345 (1. Aufl. S. 344).
[2]) Bd. I, 347 (1. Aufl. S. 346).

Das ganze Kammergericht, die Hochburg der Jünger Coccejis, urteilte ungefähr ebenso; auch der Freiherr von Fürst, der ehemalige Präsident dieses Gerichts, der 1770 nach dem Tode von Jariges die Großkanzlerwürde erhielt; auch die anderen Minister des Justizdepartements, Münchhausen und Dorville, die gleich nach dem Kriege eingetreten waren, Zedlitz und Dörnberg, die nach dem Tode von Jariges und Dorville das Kollegium ergänzten.

Seine eigenen Wege ging der Justizminister für Schlesien und Chefpräsident der drei dortigen Obergerichte, v. Carmer. Einst Coccejis Gehilfe gleich Fürst, zu dem er je länger je mehr in Gegensatz trat, hatte Carmer in seinem selbständigen provinzialen Wirkungskreis kräftiges Selbstgefühl gewonnen und forderte endlich eine neue Reform in einer von den Coccejischen Grundlagen weit ablenkenden Richtung: dem Prinzip schriftlicher Verhandlung, auf dem der Prozeß bisher beruhte, stellte er die Offizial- oder Inquisitionsmaxime entgegen, indem er dem Richter die Aufgabe zuweisen wollte, von Amts wegen durch mündliche Befragung der Parteien den Thatbestand festzustellen; dabei sollte die Anwaltschaft, nach Carmer die Wurzel alles Uebels, ganz entbehrlich werden. Carmer entwickelte dem König seinen Plan bei der schlesischen Revue von 1774. Der Großkanzler wandte ein, daß bei dem vorgeschlagenen Verfahren die große Errungenschaft der letzten Reform, die Schnelligkeit der Rechtsprechung, gefährdet werden und daß eine erhebliche Verstärkung des Richterpersonals erforderlich sein würde. Beide Teile schickten somit Argumente ins Treffen, die bei dem König auf Beachtung rechnen durften. Er ließ die Vertreter der entgegengesetzten Ansichten, Carmer, dessen rechte Hand der Rat Svarez von der Breslauer Oberamtsregierung war, und den Großkanzler, dem der Kammergerichtspräsident v. Rebeur zur Seite stand, in Berlin persönlich miteinander verhandeln und nahm ihre mündlichen Vorträge entgegen. Nach einer mehrstündigen Audienz, die er Rebeur am 13. Januar 1776 gichtleidend vom Bette aus erteilte, schnitt er die Erörterung mit einer entschiedenen Absage an Carmers Anträge kurz ab und begnügte sich im Sinne Fürsts mit einer neuen Verordnung zur Abkürzung der Prozesse.

So hatte Carmer zunächst nichts erreicht, als das alte Mißtrauen gegen die Advokaten wieder aufzuwecken. Gegen sie richteten sich in der nächsten Zeit wiederholte Strafandrohungen, die sich bald auch auf saumselige Richter erstreckten; den einen wie den anderen wurde durch ein Edikt vom 11. September 1776 für Verschleppung eines Prozesses nicht bloß Amtsentsetzung, sondern obenein Festungshaft in Aussicht gestellt.

Auf diese Verfügungen und auf die von dem Könige veranlaßten Visitationsreisen des Großkanzlers bezieht sich in jenem Exposé du gouvernement prussien die Bemerkung, es sei erforderlich, alle drei Jahre die Gerichtshöfe in den Provinzen zu revidieren und alle zwanzig Jahre eine Untersuchung darüber anzustellen, durch welche Schliche die Advokaten die Prozesse zu verschleppen suchten, um ihnen Schranken entgegenzusetzen: wie man es augenblicklich thue.

Bei dieser Razzia gegen die Verdächtigen geschah es nun, daß der Großkanzler Fürst, soeben noch aus dem Kampfe gegen einen Rivalen als Sieger hervorgegangen, das Vertrauen des Gebieters Schritt für Schritt verlor. „Es

kommt mir vor, als wenn die Justiz wieder anfängt einzuschlafen" — diese am 29. März 1775 an den Großkanzler gerichtete Warnung wurde in den nächsten Jahren bei mehr als einem Anlaß wiederholt. Wenn der König ihm drohte: „Wir werden Unfreunde werden und ich werde müssen andere Mesures nehmen", so war das deutlich genug gesprochen. Offenbar traute er dem Großkanzler nichts mehr zu. Carmer war sein Mann, der kommende Mann. Und wenn er, wie es bei seiner Unzufriedenheit mit Fürst nicht anders sein konnte, beide im stillen mit einander verglich, so mochte es ihn nachträglich reuen, bei jenen Januarkonferenzen von 1776 nicht durchgegriffen, nicht für den jüngeren Minister, für den Neuerer entschieden zu haben.

Am 27. November 1779 rügte er in einem Kabinetsschreiben an Fürst die Verschleppung eines in Kleve schwebenden Prozesses mit dem Ausdruck seiner „höchsten Unzufriedenheit" und forderte schleunige Abhilfe, mit der Ankündigung: „widrigen Falls und wo das nicht geschiehet, werdet Ihr Händel mit mir kriegen". Vierzehn Tage später vollzog sich das Geschick des Großkanzlers. Nicht der Zufall hat endlich zwischen Fürst und Carmer entschieden. Der Wechsel hatte sich lange vorbereitet und war wohl auch bereits vorbedacht, als ein Tropfen die Schale des Zorns zum Ueberlaufen brachte.

Den Anlaß gab die Klage eines kleinen Mannes, der Streit eines Müllers mit zwei Edelleuten.

Der Wassermüller Arnold im Züllichauer Kreise ist seinem Grundherrn, dem Grafen Schmettau, mit der Erbpacht für seine Mühle im Rückstand geblieben. Nach Verfall der wiederholt ihm gewährten Fristen wird durch das Patrimonialgericht die Versteigerung der Mühle verfügt, des Müllers Klage bei dem Obergericht der Provinz, der neumärkischen Regierung, wird abgewiesen; seine Behauptung, daß ein Karpfenteich, den der Landrat v. Gersdorf oberhalb der Mühle wieder in Stand gesetzt hat, ihm das Wasser entzogen habe, wird nicht anerkannt. Nun versucht der Müller es mit Bittschriften beim König; der König läßt durch einen höheren Offizier und ein Mitglied der neumärkischen Regierung den Thatbestand untersuchen. Der Oberst erklärt sich für, der Regierungsrat gegen den Müller, ein Deichinspektor gibt als Sachverständiger das Urteil ab, daß der Karpfenteich in der That den Zulauf des Wassers hemme. Der Küstriner Gerichtshof verwirft in neuer Verhandlung das Gutachten als oberflächlich, widerspruchsvoll und durch Zeugenaussagen entkräftet; er hält, entgegen der Anregung eines einzelnen Mitgliedes, weitere Erhebungen wegen des angeblichen Wassermangels nicht für erforderlich und beharrt bei der Abweisung des Müllers.

Der König wittert Unrat. Er ist von Hause aus mißtrauisch, sobald ein Edelmann gegen einen Bauern vor Gericht obsiegt. Der Adel verwest die ländlichen Untergerichte, er hat die Präsidentenstühle und eine große Anzahl der Richterstellen in den Appellhöfen inne; Friedrich ist dem Argwohn zugänglich, daß „die Gevatterschaft im Lande mehr gilt als die Justiz". Die Ansicht seines Obersten scheint ihm den gesunden Menschenverstand zu vertreten, das Gutachten des Deichbeamten stützt sie. Schon sehr unwirsch, verweist der König die Sache des Müllers von der Küstriner Regierung an das Kammergericht nach Berlin.

Das Kammergericht ist sich der grundsätzlichen Tragweite des von ihm zu fällenden Urteils bewußt. Der Codex Fridericianus und ihr Eid macht es den preußischen Richtern zur Pflicht, durch Kabinetsresolutionen den Lauf Rechtens nicht unterbrechen zu lassen. Wiederholt hat der König noch in letzter Zeit, zwischen allem Grollen und Schelten, sich zu dem Grundsatz der Nichteinmischung bekannt, ja seinem „Abscheu" gegen Machtsprüche Ausdruck gegeben. Es gilt eine Probe, eine Kraftprobe. Man behandelt also in der Lindenstraße den Fall sehr erhaben, sehr catonisch, aber auch reichlich pedantisch: von dem „linkischen" Benehmen des Kammergerichtspräsidenten v. Rebeur hat einer seiner Mitarbeiter gesprochen. Statt dem Könige den Tenor der kammergerichtlichen Entscheidung mit einem aufklärenden Bericht, wie der Referent es vorgeschlagen hat, mitzuteilen, findet man ihn mit der kahlen Anzeige ab, daß der Senat gesprochen habe. Materiell schließt sich das der neumärkischen Regierung zur Verkündigung zugestellte Urteil dem Vorerkenntnis durchaus an und stellt dabei, so doktrinär als möglich, das unbestreitbare Recht des beklagten Landrats zur Anlegung seines Fischteichs als Hauptpunkt hin, die Frage nach dem entstandenen Schaden, die im übrigen verneinend beantwortet wird, als Nebensache.

Der König aber hält unerschütterlich an der ihm beigebrachten Meinung fest, daß der Müller aufs Trockene gesetzt worden ist, weil der Edelmann das Wasser für seine Karpfenzucht braucht. Der Sachverhalt scheint ihm einfach und über jeden Zweifel erhaben; alle entgegenstehenden Annahmen betrachtet er als „Fickfackereien", als frivole und brutale Versuche, das Recht zu verdrehen, zu beugen. Er beschließt, ein Exempel zu statuieren. Er läßt die drei Kammergerichtsräte, die ihm als Verfasser des Urteils bezeichnet werden, und den Großkanzler rufen. In seinem Arbeitszimmer auf dem Berliner Schlosse sitzt er am Nachmittag des 11. Dezember 1779, zornerfüllt und von der Gicht gefoltert, zu Gericht über die vermeintlich ungetreuen Richter. Ein Protokoll wird aufgenommen, den bestürzten Kammergerichtsräten fehlt es an Geistesgegenwart, auf die ihnen gestellten Fragen kurz zugleich und einleuchtend ihren Standpunkt darzulegen, sie werden gescholten und beschimpft wie überführte Verbrecher, dem Großkanzler, der einen ganz nebensächlichen Punkt durch eine Zwischenbemerkung richtig stellen will, wird mit dem Donnerwort: „Marsch, Seine Stelle ist schon vergeben!" die Thür gewiesen, die Räte werden aus dem Audienzzimmer nach dem Kalandshofe in das gemeine Gefängniß abgeführt. Durch einen Machtspruch wird das Urteil kassiert, der Müller in seine Mühle wieder eingewiesen, die Teichanlagen des Landrats werden zerstört, er selbst und der Präsident der neumärkischen Regierung, der Sohn des dem König durch Jugendfreundschaft verbundenen Kabinetsministers Finckenstein, abgesetzt.

Tags nach der Entlassung des Großkanzlers fährt die Berliner Gesellschaft in langer Wagenreihe am Schlosse vorüber bei dem Gestürzten auf, um ihm ihre Teilnahme auszudrücken und zugleich den eigenen Freimut zu bekunden. Vor den Fenstern des Königs aber spielt sich auf dem Schloßplatze eine Huldigung entgegengesetzten Charakters ab: hier drängt sich das Volk, Bauern vom Lande kommen zu Hunderten, um bei dem Schützer der Armut ihre Bittschriften anzubringen. Manche Bürgerhäuser sieht man abends erleuchtet und

mit sinnbildlichen Darstellungen zum Preise des gerechten Königs geschmückt. Vom Kriminalsenat des Kammergerichts verlangt der König ein Strafurteil gegen die in Haft gesetzten Richter. Der Senat legt mit eingehender Begründung dar, daß er keine Schuld an ihnen findet, und der Minister Zedlitz als Chef des Kriminaldepartements erklärt dem König, daß er demnach außer stande sei, „ein kondemnatorisches Urteil wider die in der Arnoldschen Sache arretierten Justizbedienten abzufassen". Der König sieht sich genötigt, einen neuen Machtspruch zu fällen: zwei der Richter werden kassiert und zu einjähriger Festungshaft verdammt.

Wer hatte richtig gesehen und erkannt? Die Frage ist bis auf den heutigen Tag umstritten worden. Und doch wird ein Zweifel nicht bestehen können. Die Behauptung des Müllers, daß das Wasser ihm entzogen sei, widerlegte sich durch die Thatsache, daß eine zwischen seiner Mühle und dem berufenen Karpfenteich gelegene Schneidemühle über Wassermangel nicht zu klagen gehabt hat. Dieser Umstand ist in den Urteilsgründen des Obertribunals, das nach dem Thronwechsel von 1786 den Machtspruch von 1779 außer Kraft setzte, gebührend in den Vordergrund gerückt worden; die vorher mit diesem Mühlenprozeß befaßten Gerichte und mehr noch den Großkanzler Fürst trifft der Vorwurf, daß sie es versäumt oder verschmäht haben, über diesen entscheidendsten Punkt den König durch einen kurzen, deutlichen Bericht aufzuklären. Auch rächte es sich an ihnen, daß sie, wenn nun einmal das Gutachten eines angeblichen Sachverständigen gegen ihre Auffassung sprach, dem nicht einen anderen Fachmann entgegentreten ließen. So haben die Richter von 1779 in ihrem Männerstolz vor Königsthronen nicht geschickt, nicht klug gehandelt, aber untadelhaft, überzeugungstreu, gerecht. Und Zedlitzens Weigerung, ein Verdammungsurteil über sie zu fällen, wird zu den schönsten Ruhmestiteln seiner trefflichen Verwaltung gezählt werden müssen.

Hätte der König richtig gesehen und richtig entschieden, so wäre es fürwahr mit der Justiz in preußischen Landen damals schlecht bestellt gewesen. Friedrich selbst scheint in der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seines Machtspruchs nicht irre geworden zu sein; aus dem Umstand, daß er die auf die Festung geschickten Richter vor Ablauf des Strafjahres begnadigte, darf das Gegenteil nicht gefolgert werden. Den Glückwunsch, den d'Alembert ihm nach einem Vierteljahr zu seinem Einschreiten für einen armen Landmann abstattete, beantwortete er mit der Bemerkung, die Gesetze seien zum Schutze der Schwachen bestimmt und würden überall befolgt werden, wenn man aufmerksam die ausführenden Organe überwachte.

D'Alemberts philosophischer Kreis, der die Spitzen des gebildeten Paris vereinigte, stellte sich auf die Seite des preußischen Königs; nur einige Justizgrößen bezeichneten die Bestrafung der Berliner Richter als zu rigoros — richterliche Kannibalen, die den Unschuldigen auf der Folter sterben lassen, schalt d'Alembert diese modernen französischen Juristen, während Voltaire mit den Ehrentiteln „Kannibalen" und „Affen in schwarzer Robe" abwechselte. Jene Justizmorde in seiner Heimat, über die Voltaire vor ganz Europa Klage erhob, hatten dem noch aller Orten verbreiteten Mißtrauen gegen den Richterstand neue

Nahrung gegeben. Gleichzeitig hatte die von Kaiser Joseph angeordnete Visitation des Wetzlarer Reichskammergerichts schwere Schäden aufgedeckt, zur Absetzung mehrerer Assessoren geführt und dem Juden Nathan Aaron die Verurteilung zu sechsjährigem Gefängnis und einer Geldstrafe von einer Viertelmillion Gulden eingetragen „wegen der bei dem Kaiserlichen Reichskammer-Gericht verübten abscheulichen Justiz-Maklereien und Korruptionen". Es kam die Zeit, wo nach Goethe, dem unmittelbaren Zeugen des über die Wetzlarer Justiz verhängten Strafgerichts, „der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte". „Den Schurken, der die Gesetze falschmünzt und das Auge der Gerechtigkeit übersilbert," schalt damals Schiller in seinem Jugendstil den ungerechten Richter, während Goethes Volksbeglücker Breme vor den „aufgeregten" Bauern dem alten Fritzen das Wort in den Mund legt: „Ich weiß wohl, die Reichen haben viele Advokaten, aber die Dürftigen haben nur Einen, und das bin ich."

Bei dieser Disposition der öffentlichen Meinung sahen die Berliner Juristen, die sich für ihre Ueberzeugung geopfert hatten, ihr Martyrium über die Kreise des preußischen Beamtentums und der hauptstädtischen Gesellschaft hinaus nicht anerkannt. Nicht seine Tapferkeit im Prozeß des Müllers Arnold hat das Kammergericht Friedrichs des Großen bei Mit- und Nachwelt populär gemacht, sondern das tausendmal wiederholte und selbst auf die Bühne gebrachte Geschichtchen, das doch in das Reich der Sage gehört. Denn jener andere Müller, der in der Fridericianischen Ueberlieferung eine Rolle spielt, der Windmüller von Sanssouci, er hat, wie urkundlich feststeht, nie Veranlassung gehabt, das ihm zugeschriebene Wort: „Es gibt noch Richter in Berlin!" zu sprechen, weil er in seinem Besitz nie bedroht gewesen ist — am wenigsten durch seinen Nachbarn, den Schloßherrn von Sanssouci, der die historische Mühle vielmehr als ein malerisches Anhängsel seines Lustschlosses betrachtete und ihre Unterhaltung sich ein gut Stück Geld kosten ließ.

Hat Friedrich mit seinem Machtspruch in Sachen des Müllers Arnold geirrt, im besten Glauben und aus dem edelsten Beweggrund Unrecht gethan, so hat er in der großen, seit einigen Jahren schwebenden Zukunftsfrage am 11. Dezember 1779 zweifellos die richtige Entscheidung getroffen, indem er zur Leitung seines Justizwesens jetzt endlich Carmer nach Berlin berief. Ganz davon abgesehen, ob die Reformgedanken dieses Mannes in ihrem vollen Umfange zweckmäßig oder ausführbar waren, kam es damals vor allem darauf an, daß ein frischer Zug in das stockende Triebwerk hineingebracht wurde. Die Gefahr einer wohlgeordneten Bureaukratie wird immer sein, daß sie, von der Trefflichkeit ihrer für die nächsten Zwecke zureichenden Einrichtungen eingenommen, sich an dem bestehenden Zustand genügen läßt, durchaus nicht immer aus Bequemlichkeit und Lässigkeit, sondern vielfach aus einer Scheu vor dem Experiment, vor dem Unberechenbaren, das in jeder Neuerung liegt. Carmers großes Verdienst um die Entwickelung des preußischen Rechts ist es gewesen, daß er frischen Mutes und mit fester Hand zugriff, mit einem Wust von Bedenken aufräumte und auch Schärfe und Rücksichtslosigkeit genug besaß, die Gegner seiner Person und seines Werkes, gescheite, selbstbewußte und erbitterte Gegner, beiseite zu

schieben. Daß er dabei für die eigentlich fachmännische Seite seiner Aufgabe an einem Svarez einen unvergleichlich fähigen Mitarbeiter von unermüdlicher Arbeitskraft, tiefgründiger Gelehrsamkeit und vollendeter Kunst der Formgebung fand, war Carmers großes Glück und doch auch wieder sein großes Verdienst. Gewiß ist Svarez der eigentliche Vater des preußischen Allgemeinen Landrechts gewesen, der die von den übrigen Werkgenossen gelieferten Gußstücke miteinander verschmolzen und dem Ganzen das Gepräge seines eigenen Geistes gegeben hat. Aber so wenig wie Svarez könnte man sich Carmer aus der zweiten preußischen Justizreform fortdenken.

Carmers Berufung bedeutete ein Programm. Die formelle Zustimmung der Krone zu seinen Plänen erzielte der neue Großkanzler durch den Erlaß, der am 14. April 1780 die königliche Unterschrift erhielt. Der Reform wurden darin zwei Aufgaben gestellt: Umgestaltung des Prozesses im Sinne der Inquisitionsmaxime, mit der Verpflichtung für den Richter, die Parteien selbst zu hören, und Herstellung eines allgemeinen Gesetzbuches mit subsidiärer Geltung neben den zur Sammlung zu bringenden Provinzial- und Statutarrechten.

Bei der Ausgestaltung seiner Prozeßordnung, deren Entwurf 1781 als Corpus Juris Fridericianum Buch I erschien und die in der 1793 veröffentlichten Allgemeinen Gerichtsordnung ihre endgültige Gestalt erhielt, hat Carmer auf seinen utopischen Lieblingsgedanken, die gänzliche Beseitigung der Advokatur, verzichten müssen, seinen Gegnern zur nicht unberechtigten Schadenfreude. Sonst aber bedeutete diese Reform einen sehr erheblichen Fortschritt, und ein Gewinn auf immer blieb der freie Spielraum, den sie dem Richter bei Erhebung der Beweise, zumal für die Abnahme von Eiden, eröffnete. Bei der Kodifikationsarbeit gelang der große Wurf, nach den Worten eines zuständigen neueren Beurteilers, „zum ersten Mal für Deutschland den Dualismus des römischen Rechtsstoffes und des deutschen und modernen beseitigt und diese Elemente zu einem organischen Ganzen, einem einheitlichen Rechtssystem verbunden" zu haben. Gleich den ersten Teil des dem Druck übergebenen Entwurfes begrüßte der angesehenste Rechtshistoriker des damaligen Deutschlands, der Göttinger Pütter, mit dem Wunsche, daß daraus ein ähnliches Gesetzbuch für jeden anderen deutschen Staat, „oder warum nicht selbst für ganz Deutschland?", erwachsen möchte.

König Friedrich hat diesen ersten Teil 1784 mit huldvollen Worten der Anerkennung für Carmers „unermüdeten Diensteifer" entgegengenommen; an der zweiten, das Jahr darauf ihm vorgelegten Abteilung übte er die eigenhändige Kritik: „Es ist aber sehr dicke, und Gesetze müssen kurz und nicht weitläuftig sein." Er hielt also an seiner alten Auffassung fest, daß ein gutes Gesetzbuch den höchsten Grad der Gemeinverständlichkeit erstreben, dem Laien einen Wegweiser durch das Labyrinth der überlieferten Rechte bieten und „durch Klarheit und Schärfe der Bestimmungen" womöglich jeden Anlaß zum Zwist abschneiden müsse.[1]) Daß die Verfasser des Landrechts diesem Standpunkt weite Zugeständnisse gemacht, ja die Auffassung des Königs im wesentlichen geteilt haben, daraus

[1]) Bd. I, 346.

sind die später oft gerügten Schwächen ihrer Arbeit zum Teil hergeflossen; so die Ausmerzung der lateinischen Kunstausdrücke, ohne daß es gelungen wäre, in das im übrigen anerkannt treffliche Deutsch des Gesetzbuches hinreichend klare und feste Uebertragungen einzufügen; so ferner die allzu feine verzweigte Kasuistik der Paragraphen mit ihrem ausgesprochenen Bestreben, „nicht nur die Begriffe der rechtlichen Gegenstände und Handlungen, sondern auch die daraus herzuleitenden Folgen so viel als möglich durch positive Gesetze zu regeln, um das Schwankende und Willkürliche der Entscheidung möglichst zu verhüten."

Das „Allgemeine Preußische Landrecht", wie es 1794 nach dem Tode Friedrichs des Großen Gesetzeskraft erhielt, war nicht ausschließlich ein bürgerliches Gesetzbuch. Es enthielt auch Sätze aus dem Strafrecht, Sätze aus dem Staatsrecht; es umschrieb das Recht der einzelnen sozialen Schichten, der Berufs- und Geburtsstände; es erstreckte sich auch auf das Verhältnis zwischen Kirche und Staat.

Der elfte Titel des zweiten Teiles „Von den Rechten und Pflichten der Kirchen und geistlichen Gesellschaften" darf als die Abstraktion der Fridericianischen Kirchenpolitik bezeichnet werden, auf die wir in diesem Zusammenhang noch einmal geführt werden.[1])

Das Verhältnis der preußischen Staatsgewalt zu der katholischen Kirche war während des Siebenjährigen Krieges getrübt worden sowohl durch Beweise von Untreue aus den Reihen der schlesischen Katholiken, wie durch die verletzende Haltung der Kurie.[2])

Doch ließ der König die nicht treu erfundenen katholischen Unterthanen nicht dauernd seine Ungnade fühlen. Der nach der Schlacht von Leuthen verfügten Aufhebung des Pfarrzwanges, den katholische Geistliche über evangelische Gemeindemitglieder ausgeübt hatten, wurde nach Wiederherstellung des Friedens der Stempel einer Strafbestimmung dadurch genommen, daß jetzt nach dem Grundsatz der Gegenseitigkeit auch Katholiken, die in einem protestantischen Kirchspiel eingepfarrt waren, von Stolgebühren und sonstigen Abgaben an Pfarrer und Küster befreit sein sollten. Ein weiteres Entgegenkommen durften die Katholiken darin sehen, daß der König 1772 zu Gunsten der unter protestantischem Patronat stehenden katholischen Kirchen eine Entscheidung traf, wonach ein Gutsbesitzer auf das Kirchenpatronat und die damit verknüpfte Pflicht, das Gotteshaus, allerdings nur in der Höhe der herkömmlichen Lasten, zu unterhalten, nicht verzichten durfte. Und der Besitzstand an gottesdienstlichen Gebäuden nach dem Fuße von 1742 wurde den Katholiken so streng gewahrt, daß auch dann, wenn nur ein einziger Ortsangesessener katholischen Bekenntnisses noch vorhanden war, die Kirche den Evangelischen gleichwohl nicht eingeräumt wurde; ja der König gebot, daß selbst beim völligen Erlöschen einer katholischen Ge-

---

[1]) Vgl. Bd. I, 402 ff.

[2]) Vgl. oben S. 159 ff. 209.

meinde ihre Kirche für die künftig sich etwa ansiedelnden Katholiken offen zu halten war.

Auch für die zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt umstrittenen Grenzgebiete, auf die er kraft seiner landesherrlichen Machtvollkommenheit den Fuß gesetzt hatte, ließ Friedrich es sich angelegen sein, die Empfindungen und Empfindlichkeiten seiner katholischen Unterthanen zu schonen. Wenn er nach dem Vorgang von 1744[1]) bei Erledigung geistlicher Pfründen an seinem Nominationsrecht grundsätzlich festhielt, so sah er es doch nicht gern, wenn „ohne Not Schwierigkeiten gemacht und die Sachen aufs Aeußerste getrieben" wurden. Unnachsichtig freilich und unbeugbar zeigte er sich nach dem Kriege bei der Forderung, daß in dem von der schlesischen Geistlichkeit zu erneuernden Treueid die Schwörenden ausdrücklich bekennen sollten, sie wollten mit einem Verstoß gegen diesen Eid Vergebung in diesem wie in jenem Leben verwirkt haben. Hier ließ er den Einwand der Breslauer Domherren, daß diese Klausel dem Sakrament der Buße und der priesterlichen Absolution vorgreife, schlechterdings nicht gelten, sondern zwang diese vornehmen Kleriker durch Androhung der Landesverweisung, den von der Mehrzahl der schlesischen Geistlichkeit bereits geleisteten Eid auch ihrerseits abzulegen.

Einen Gradmesser dafür, wie weit der Anspruch der Staatshoheit ohne Gewissenszwang geltend gemacht werden konnte, gab immer das Beispiel der katholischen Staaten. Der König versah den schlesischen Oberpräsidenten Schlabrendorff mit der allgemeinen Anweisung, daß jedes in Frankreich oder einem anderen katholischen Reiche dem Klerus auferlegte Verbot oder Onus auch auf Schlesien Anwendung zu finden habe. Daraufhin beantragte Schabrendorff im März 1765, daß in Zukunft nach dem Vorgang eines soeben in Frankreich erlassenen Gesetzes weder Bullen noch Breven des Papstes ohne königliche Einwilligung veröffentlicht werden möchten. Der König war mit dem Vorschlag durchaus einverstanden und hat in der Folge wiederholt päpstlichen Verordnungen sein Placet vorenthalten.

Papst Klemens XIII., der während des Krieges den Bund der katholischen Mächte gegen den Ketzerkönig so freudig gepriesen hatte,[2]) schwieg zu dem neuen kirchenpolitischen Anspruch der preußischen Krone still. Und wäre es auf ihn allein angekommen, so würde er gern das freundliche Verhältnis wiederhergestellt haben, das vor seiner Erwählung zwischen dieser in Rom noch immer nicht offiziell anerkannten Krone und der Kurie bestanden hatte. Der Nuntius in Warschau hat nicht lange nach dem Hubertusburger Frieden dem preußischen Residenten die freundschaftlichen Gesinnungen des Papstes gegen den König beteuert und bei diesem Anlaß jenes Gerücht von der Verleihung eines geweihten Degens an den Marschall Daun[3]) mit Nachdruck in Abrede gestellt. Aber der König ließ völlig ablehnend zurücksagen, bei aller Hochachtung für den römischen Stuhl wünsche er mit dessen derzeitigem Inhaber nichts zu schaffen zu haben.

---

[1]) Bd. I, 409.
[2]) Oben S. 209.
[3]) Oben S. 209.

Das hinderte nicht, daß Klemens XIII. ein Jahr später bei einem ärgerlichen Zwischenfall in Schlesien durch seine entgegenkommende Haltung den Frieden zwischen Staat und Kirche rettete.

Noch einmal nämlich führte jener unwürdige Prälat einen Konflikt herbei, dessen Erhebung vor mehr als 20 Jahren bei der Kurie auf so lebhaften Widerspruch gestoßen war. Fürstbischof Schaffgotsch, seit 1757 in des Königs Augen ein Verräter, hatte zu Ausgang des Krieges um seine Aufnahme in die durch den Friedensvertrag vorgesehene Amnestie gebeten, da sein Verhalten zwar nicht von Uebereilung, aber doch von Böswilligkeit frei geblieben sei; er hatte kennzeichnenderweise sein Gnadengesuch mit einem Akt der Simonie verbunden, indem er für den Fall seiner Wiedereinsetzung dem Minister Schlabrendorff eine jährliche Pension von 1000 Dukaten anbot. Der König ließ den Bestechungsversuch auf sich beruhen und beauftragte Schlabrendorff, dem reuigen Sünder die Begnadigung anzukündigen; aber nie solle Schaffgotsch noch einmal wagen, an den König zu schreiben oder an demselben Ort mit ihm zu verweilen. Dem um so sicherer vorzubeugen, wurde ihm, eine anständige Form der Einschließung, die Stadt Oppeln als beständiger Aufenthaltsort angewiesen. Die Verwesung des Bistums verblieb wie bisher dem Weihbischof und Generalvikar Strachwitz. Lange jedoch hielt es der Heimgekehrte im kleinen Oppeln nicht aus. Im Frühling 1766 flüchtete er ins österreichische Schlesien auf sein Schloß Johannesburg. Die dem Generalvikar erteilten Vollmachten zog er zurück; der König aber untersagte dem Domkapitel jede Verbindung mit dem entwichenen Bischof, der nicht anders zu betrachten sei, „als ob er mit Tode abgegangen wäre". Da stellte sich nun die Kurie ohne Zögern auf die Seite des Landesherren, indem sie Strachwitz, seinem Antrag gemäß und mit Hinweis auf das an das Domkapitel ergangene königliche Gebot, zum apostolischen Vikar in dem preußischen Teile des Bistums Breslau ernannte.

Wie hätte auch Klemens XIII. auf diesem Außenposten seines geistlichen Machtgebietes einen Kampf mit der protestantischen Staatsgewalt suchen sollen, zu einer Zeit, wo die katholischen Fürsten des romanischen Europas bereits auf der ganzen Linie den Sturmlauf gegen die Burg der Hierarchie begonnen hatten. Der häusliche Streit innerhalb der katholischen Christenheit war für die Kirchenpolitik der protestantischen Staaten ein Gewinn.

So wurde es für Preußen gleichgültig, ob einer von den Heißspornen, den „Zelanti", oder ein „Regalist," ein Opportunist, den Stuhl Petri einnahm. Als Klemens XIII. 1769 in dem Augenblicke, da ihm seine gekrönten Gegner die schwerste Demütigung bereiten wollten, gestorben war, sah König Friedrich der Wahl des Nachfolgers, „den der heilige Geist und die Könige von Frankreich und Spanien dem Konklave bezeichnen würden", mit voller Seelenruhe entgegen.

Ganganelli, der aus dieser Wahl als der Vertrauensmann der bourbonischen Kronen hervorging und sich Klemens XIV. nannte, suchte für die Beziehungen zu Preußen auch das persönliche Verhältnis wiederherzustellen, das einst Benedikt XIV. gepflegt hatte. Von diesem Vorgänger, sagte er dem Abbé Ciofani, Friedrichs Agenten in Rom, habe er die Verehrung für den preußischen König geerbt;

denn Benedikt habe ihn immer Friedrichs Zuschriften lesen lassen, und oft hätten sie beide in vertrautem Gespräch die großen und heroischen Tugenden dieses Königs bewundert, die jetzt ganz Europa anerkenne. Das aufmerksame Entgegenkommen, das man in der Grafschaft Glatz dem Vikar des Erzbischofs von Prag auf seiner Visitationsreise durch diesen Teil des Prager Sprengels gezeigt hatte, veranlaßte den Papst zu einem Schreiben an den Erzbischof, das ihm empfahl, durch Dankbarkeit für so große Wohlthat immer größeres Wohlwollen für sich und die Seinen bei dem Fürsten jenes Landes zu verdienen.

Gerade unter dem kurzen Pontifikat Klemens' XIV. sollte nun aber die preußische Regierung zu einem Wahrspruch der Kurie von unermeßlicher Bedeutung sich in offenen Widerspruch setzen: zu der Bulle Dominus ac redemptor, welche die Gesellschaft Jesu aufhob und vertilgte.

Was Friedrich von den Jesuiten hielt, haben wir von ihm selbst gehört.[1]) Sie galten ihm an sich unter allen Mönchen als die gefährlichsten. Aber zugleich hatten sich ihm die französischen Jesuiten, die er zum Gegengewicht gegen die schlesischen, die Fanatiker für Oesterreich, an die Universität Breslau gezogen hatte, als brauchbar für die Aufgaben des Unterrichts bewährt. Nur sind ihrer nie mehr als fünf gewesen, und im Laufe des Krieges sind sie samt und sonders davongegangen. Friedrichs Abneigung gegen den Orden wuchs damals. Als in Portugal die Austreibung verfügt war, schrieb er 1761 aus dem Bunzelwitzer Feldlager an d'Argens: „Ich erwartete nicht, die Jesuiten verfolgt zu sehen. Man würde gut thun, diesen Orden aus der Welt zu schaffen, wie man es mit den Templern mit weniger Gerechtigkeit gethan hat. Es gibt in Schlesien viel von dieser Saat. Ich möchte sie nach dem Beispiel der Katholiken abschaffen können. Vielleicht fasse ich mir ein Herz und mache es ihnen nach." In der That hat er im Augenblicke des Friedensschlusses sich von Schlabrendorff für ihre Ausweisung einen Plan ausarbeiten lassen. Und als 1765 der Papst noch einmal für sie eintrat, verweigerte der König der Bulle sein Placet: „nicht aus Liebe zu Calvin," so schrieb er damals an d'Alembert, „sondern um ein schädliches Ungeziefer im Lande nicht noch mehr zu fördern, das früher oder später das ihm in Frankreich und Portugal schon bereitete Los auf sich nehmen wird." Noch 1767, als Spanien den beiden Nachbarreichen sich anschloß, beglückwünschte er d'Alembert: „Es leben die Philosophen! Also die Jesuiten aus Spanien vertrieben! Der Thron des Aberglaubens ist unterhöhlt, im kommenden Jahrhundert wird er zusammenbrechen."

Dann aber änderte er plötzlich seine Sprache, seine Ansicht. Indem er feststellt, daß die Jesuiten jetzt aus der Hälfte von Europa und selbst aus Paraguay verjagt sind, und nicht dafür einstehen will, was ihnen beim Tode der Kaiserin in Oesterreich geschehen mag, erklärt er am 7. Januar 1768 demselben d'Alembert: „Was mich anbetrifft so werde ich sie dulden, solange sie sich ruhig verhalten und niemand erwürgen wollen." So sehr er Ketzer sei, schreibt er wenige Wochen später, so werde er sich wohl hüten, das Beispiel der katholischen Mächte, die zum Zeitvertreib gegen die armen Jesuiten Krieg

[1]) Bd. I, 413.

führten, nachzuahmen: „Ich werde diesen Orden in Ruhe lassen, solange er sich nicht in die weltliche Gewalt einmischen oder mich und die Meinen erwürgen will. Man unterhält im Zirkus für die Tierkämpfe Tiger und Löwen, warum sollte man nicht auch Jesuiten dulden? Das geselligste unter allen Wesen muß sich mit allen anderen vertragen, und man kann mit Jesuiten, Bonzen, Talapoins, Imams und Rabbinern leben, ohne sie zu beißen oder von ihnen aufgefressen zu werden." Dabei blieb er. Als die katholischen Höfe ihr geistliches Oberhaupt ungestümer bedrängten, ließ er im Sommer 1770 in Rom den Wunsch aussprechen, daß eintretenden Falls die Jesuitenkollegien in Preußen von der Auflösung ausgenommen werden möchten. Wie aber hätte solchem Wunsch, wenn einmal zum Aeußersten geschritten wurde, sich willfahren lassen! Die Vertilgungsbulle erschien, ohne Vorbehalte und Ausnahmen, und der König von Preußen verbot in seinen Landen ihre Bekanntmachung. Hätte es von ihm abgehangen, so hätte der Jesuitengeneral bei ihm eine Zufluchtsstätte suchen dürfen.

Friedrichs Beweggründe liegen klar zu Tage. Das Jahr zuvor, ehe er sich bei Klemens XIV. für die preußischen Jesuiten verwandte, hatte er von dem Augustinerabt Felbiger einen eingehenden Bericht über das schlesische Schulwesen entgegengenommen, und Felbiger hatte es als notwendig bezeichnet, die Gymnasien der Provinz in den Händen der unentgeltlich unterrichtenden Jesuiten zu lassen, da andere taugliche Lehrkräfte ebensowenig vorhanden seien, als Geldmittel zu ihrem Unterhalt. Doch riet er, diese Anstalten unter Staatsaufsicht, unter einen nicht dem Orden angehörigen Kurator zu stellen. Noch weniger wäre für die Universität Breslau, die einzige Bildungsstätte in Preußen für katholische Theologen, Rat zu schaffen gewesen, wenn man die Jesuiten verlor. Der Satz, den der König anfänglich nur im Scherz, unter einer Anzahl anderer paradoxer Thesen, gegen d'Alembert vertrat: „daß die Gesellschaft Jesu den Staaten nützlich ist" — der gewann jetzt für ihn unter jenem Gesichtspunkte eine bedingte Wahrheit. Er glaubte prophezeien zu dürfen, daß auch anderwärts, auch in Frankreich die Jesuiten als Lehrer nicht leicht zu missen seien. Und hatte er früher Anlaß gehabt, sie als gefährlich anzusehen, so schien es ihm jetzt damit keine Not zu haben: „Der Cordelier Ganganelli hat ihnen die Krallen gestutzt und das Gebiß ausgerissen und sie in einen Zustand versetzt, wo sie weder kratzen noch beißen können." Er unterschätzte die Zähigkeit dieses Ordens, wie er die Lebenskraft des Papsttums unterschätzte, wenn er die Zeit des Verfalles für die Macht, welche die Nachfolger Petri sich angemaßt hätten, nahe herbeigekommen glaubte und bald schon die Mönche aus der Klosterzelle in die Welt zurückkehren sah.

Ein d'Alembert teilte diese Zuversicht nicht. „Wenn alle Fürsten Friedriche wären," meinte er, „so wollte ich Europa mit Jesuiten gepflastert sehen, ohne sie zu fürchten oder mich um sie zu sorgen; aber die Friedriche gehen, und die Jesuiten bleiben."

Außer dem für ihn bereits durchschlagenden Zweckmäßigkeitsgrund, aus dem der König von Preußen seine Jesuiten nicht fallen ließ, stimmten ihn noch andere Erwägungen jetzt ihnen günstig. Von dem Augenblicke an, da sie, die alten Kampfhähne und Verfolger, die Verfolgten und Verfemten geworden waren und nun gegen die einzelnen mit Härte, ja mit Grausamkeit vorgegangen

wurde, empörte ſich in Friedrich ſein Duldſamkeitsſinn. Er ſah in dieſem Keſſeltreiben nur eine neue Bethätigung des Verfolgungseifers derſelben katholiſchen Höfe, die einſt um der Religion willen ihre fleißigſten Untertanen über die Grenze oder auf den Scheiterhaufen getrieben hatten.

Als d'Alembert daran erinnerte, aus des Königs eigenem Munde von der Untreue der ſchleſiſchen Jeſuiten gehört zu haben, antwortete Friedrich, das ſei richtig: „Aber bedenkt das Weſen der Milde: man kann dieſe bewunderungswerte Tugend nur üben, wenn man beleidigt geweſen iſt, und Ihr Philoſophen dürft mir nicht vorwerfen, daß ich die Menſchen mit Güte behandle und die Menſchlichkeit unterſchiedslos gegen alle meine Mitmenſchen übe, welcher Religion und welcher Gemeinſchaft ſie angehören mögen. . . . Beſchuldigen Sie mich zu großer Toleranz, ich werde mich dieſes Fehlers rühmen: es wäre zu wünſchen, daß man den Souveränen nur ſolche Fehler vorwerfen könnte."

Wenn endlich das Haus Bourbon, das den großen Feldzug gegen den Orden leitete, im europäiſchen Staatenſyſtem derzeit auf der antipreußiſchen Seite ſtand, ſo hatte es für den preußiſchen König einen eigenen Reiz, als „Exjeſuit von Sansſouci", wie er ſich jetzt nannte, den bedrängten Vätern gegen ihre und ſeine Feinde das Widerſpiel zu halten, gegen eben dieſe Höfe, die der Orden durch ſeine Beichtiger bis vor kurzem beherrſcht hatte.

Gegen die bourboniſchen Höfe nicht ohne auftrumpfende Gereizheit, ging doch Friedrich mit ſeinem Jeſuitenſchutz nicht zugleich darauf aus, auch der Kurie einen Tort anzuthun, etwa aus Empfindlichkeit, wie wohl angenommen worden iſt, wegen der andauernden Vorenthaltung des königlichen Titels von Preußen. Die hat nur ſeine Miniſter, nicht aber ernſtlich ihn ſelber bekümmert. Er wußte ſehr wohl, daß der Vatikan mit dem Anathema gegen ſeine alte „Leibgarde" nicht dem eigenen Triebe, nur der Not gehorchte. Zwar Ganganelli, durch ſeine eigene Bulle gebunden und in einen ſcharfen perſönlichen Gegenſatz gegen den Orden gebracht, konnte nicht mit ſich handeln laſſen. Aber der zweite Papſt nach ihm hat die Geſellſchaft Jeſu wiederhergeſtellt, und ſchon ſein unmittelbarer Nachfolger Pius VI. hat ihre verſprengten Ueberbleibſel begünſtigt, ſoweit er es ohne offenen Bruch mit ihren weltlichen Verfolgern konnte. So iſt der König von Preußen mit dieſem Papſt ſchnell zu einem Verſtändnis gekommen. Durch eine Verfügung des Kardinals Rezzonico an den Weihbiſchof von Breslau erklärte ſich Pius VI. damit einverſtanden, daß den Prieſtern des vertilgten Ordens in Schleſien unverboten ſein ſolle, das Beichtſakrament zu verſehen, zu predigen, die Jugend zu unterweiſen und jedes andere Werk der Frömmigkeit zu verrichten; indes nur als Individuen und der biſchöflichen Jurisdiktion unterworfen, nicht als Glieder eines geiſtlichen Ordens. Mit dieſem Ausgleich war allen Teilen genügt. Die Kurie wahrte den bourboniſchen Kronen gegenüber den Schein. Die biſchöfliche Gewalt, der peinlichen Wahl zwiſchen dem Gehorſam gegen Rom und der Ungnade des Königs überhoben, ſah ſich ausdrücklich ermächtigt, dem Nachwuchs der angeblich vertilgten Gemeinſchaft die Weihen zu erteilen. Die Patres lebten in ihren Ordenshäuſern nach wie vor bei einander und ſetzten ihre gewohnte Thätigkeit fort, nur daß ſie ihre Ordenstracht ablegen und ſich Geiſtliche des königlichen Schulinſtituts nennen mußten. Der Staat endlich ſah

die Lehrkräfte erhalten, die ihm unentbehrlich schienen, und gewann zugleich die unmittelbare Leitung des Unterrichts und die Verwaltung der Einkünfte: Ordensgeneral war jetzt der König oder sein schlesischer Justizminister. Umfang und Bedeutung der Neuordnung hat der König in dem Kabinetsbefehl, durch den er den schlesischen modus vivendi auf Westpreußen ausdehnte, scharf umschrieben: „Ihre Bezeichnung als Jesuiten, ebenso wie ihr Habit, sind Dinge, die ich gern dem Willen des Papstes opfern kann. Aber für das Wesentliche muß ihr Institut intakt bleiben und auf demselben Fuße wie in Schlesien."

Er war also mit dem Ergebnis sehr zufrieden. Einen neuen Erfolg über die Kurie hatte er einige Jahre später zu verzeichnen; sie wich auf dem vielumstrittenen Gebiet der gemischten Ehen einen weiteren Schritt zurück.

Die Haltung der katholischen Kirche gegenüber den Ehen zwischen Katholiken und Protestanten war in jenem Jahrhundert nachsichtig. Man setzte solchen Verbindungen in Gegenden, wo nach der kurialen Sprachweise die Ketzerei ungestraft grassierte, eine Schwierigkeit kaum entgegen; die Bischöfe von Breslau erteilten den Dispens für das Ehehindernis verschiedener Religion, ohne Anfrage bei der Kurie und ohne auf die Zusage katholischer Kindererziehung zu bestehen; man fügte sich dem von Staats wegen aufgestellten Grundsatze, daß die Söhne aus gemischten Ehen der väterlichen Konfession, die Töchter der mütterlichen zu folgen hatten. Nur wenn bei Mischehen noch das besondere Hindernis kanonisch unerlaubten Verwandtschaftsgrades vorlag, ergaben sich Anstände zwischen der Kirche und der Staatsgewalt. Benedikt XIV. hatte der bischöflichen Entscheidung auch in dieser Beziehung Spielraum gelassen; Klemens XIV. und Pius VI. stellten sich indes auf den Standpunkt, daß ein Dispens a gradibus nur vom Papst selber und nur dann gewährt werden könne, wenn der nichtkatholische Teil vor der Eheschließung seinen Uebertritt erkläre. Darin sah die preußische Regierung den Versuch der Proselytenmacherei, eine Schädigung der Religionsfreiheit. Nach längerer Verhandlung wirkte endlich die Drohung des Königs, daß er in solchen Fällen, bei fortgesetzter Weigerung der geistlichen Behörde, die Brautleute durch einen protestantischen Pfarrer trauen lassen werde. Der Papst ließ sich 1777 herbei, dem Breslauer Weihbischof eine bedingte Vollmacht für Dispense zu geben, die er selbst, wie er erklärte, wohl duldenden, obgleich unwilligen Geistes ertragen, nicht aber durch einen Akt seiner Autorität gutheißen könne. Ausdrücklich aber hat Pius VI. bei diesem Anlaß mit warmen Lobeserhebungen die den preußischen Katholiken gewährte schirmende Huld anerkannt.

Bald sollte sich dieser Papst dem preußischen Könige noch zu größerem Dank verpflichtet sehen. Auch für ihn kamen die Tage der Heimsuchung, wie für seine beiden Vorgänger. In Oesterreich schob Joseph II. die Grenzen der Staatsgewalt gegen das geistliche Gebiet weit vor und begann sein Säkularisationswerk, das die Zahl der Klöster und das Besitztum der verschont gebliebenen so gewaltig beschränkte. Vergebens entschloß sich der Papst, „der Abt aus dem Süden", wie man in Wien spottete, zu einem Bittgang nach Wien, der Kaiser hielt auf dem einmal betretenen Wege nicht ein. „Wenn Braschi unfehlbar wäre," hatte König Friedrich vorausgesagt, „so würde er nicht die Dummheit begehen, einen ebenso unnützen wie unpassenden Schritt zu thun." Man müßte,

meinte er, um Friedrich II. und Heinrich IV. zu rächen, dem Papst in Wien einen Empfang bereiten, wie einst dem Kaiser zu Canossa: „Rom, das herrische Rom, unterliegt seinen aufsässigen Kindern, die ihm den Gehorsam verweigern, die Kuttenträger entklostern, ihre Güter sich aneignen und das Joch des Fegefeuers frech abschütteln, und allerorten schreien die Ketzer: wir haben es ja gesagt, daß die babylonische Dirne nicht unfehlbar ist!"

In seiner Eigenschaft als Ketzer, die er gern betonte, mit dem Niedergang des Papsttums, der Demütigung des „Vicegotts von den sieben Bergen" nicht unzufrieden, wußte er als Politiker alsbald diesen Vorgängen einen Vorteil nach der entgegengesetzten Seite abzugewinnen. Für die endgültige Befestigung der preußischen Herrschaft in Schlesien konnte nichts ihm willkommener sein, als die Drangsale des Klerus in dem katholischen Nachbarreiche, über dessen Grenzen viele der schlesischen Katholiken noch immer hinausgeschaut hatten. Jetzt endlich, nach vierzig Jahren, wurden auch sie innerlich für Preußen gewonnen, als der König am 26. August 1782 bei seinem Besuch in Breslau durch den Weihbischof der gesamten Geistlichkeit bekannt geben ließ, daß kein Stift oder Kloster eine Mehrbelastung oder gar die Aufhebung zu befürchten haben solle, „solange sie sich wie treue und redlich gesinnte Unterthanen verhielten". Mit aufrichtiger Freude bekannte der Weihbischof in seinem alsbald erlassenen Hirtenbriefe: „Ist mir mein bischöfliches Amt je süß und leicht vorgekommen, so ist es gewiß in dem Augenblick, wo ich insonderheit denen sämtlichen Stiftern und Klöstern diese väterlichen Gesinnungen Seiner Königlichen Majestät verkünden kann."

So waren die konfessionellen Gegensätze in Schlesien zu Ausgang der Regierung des ersten preußischen Herrschers ausgeglichen. Alle Schlesier, ob evangelisch oder katholisch, waren gute Preußen geworden.

Den evangelischen Kirchengemeinschaften gegenüber bot sich der Staatsgewalt nur sehr selten Anlaß zum Eingreifen. Die Zeiten waren vorüber, da der reformierte Landesherr mit dem Mißtrauen und Uebelwollen der Lutheraner zu kämpfen gehabt hatte. Auch war es nicht mehr nötig, zwischen den beiden protestantischen Kirchen häuslichen Frieden zu gebieten; die einst so beliebten Kontroverspredigten über die Unterscheidungslehren kamen immer mehr in Abnahme, wie überhaupt das Schelten und Poltern auf der Kanzel. Die Geistlichkeit im pommerschen Stargard zog sich 1749 einen scharfen Verweis aus dem Kabinet zu, als es noch einmal vorgekommen war, daß Gemeindemitglieder wegen ihrer freien Richtung öffentlich in der Kirche gescholten und im Tode vom Friedhof ausgeschlossen wurden. Auch innerhalb des geistlichen Standes ließ man den freisinnigen, ja freigeistigen Köpfen weiten Spielraum. Eine Beschwerde des ostpreußischen Konsistoriums über eine Abhandlung des Königsberger Oberhofpredigers und Generalsuperintendenten Stark, der zugleich Professor an der Albertina war, wurde 1776 als „Ketzerklage" abgewiesen, da der Verfasser das, „was er einem gelehrten Publikum zur Erweckung weiteren Nachdenkens als Schriftsteller sage", von dem zu scheiden wissen werde, „was von ihm als Prediger seiner Gemeinde zu lehren nützlich sei". Das Berliner Oberkonsistorium beanstandete einige Jahre später die „Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion" von jenem märkischen Prediger Schulz, der zum Entsetzen

der Zionswächter als der erste mit dem Zopf statt in der Perücke die Kanzel bestieg. Nun hatte dieser Verfasser an des Königs Abhandlung „Ueber die Selbstliebe als Grundsatz der Moral" angeknüpft, und als Friedrich dem „Zopfschulzen" in einem Kabinetsschreiben vom 5. Dezember 1783 seinen Dank dafür aussprach „daß Ihr in Eurer Sittenlehre Meinen vorgezeichneten Plan weiter auszuführen gesucht habt", da mußte die geistliche Behörde wohl oder übel den Rückzug antreten. Ja, der Minister Zedlitz erhob die volle Ungebundenheit des kirchlichen Lehramts zum Grundsatz, wenn er als resoluter Jünger der Aufklärung bei diesem Anlaß ausdrücklich erklärte, daß das Konsistorium nur darüber zu wachen habe, ob der Seelsorger seine Gemeindeglieder zu gutgesinnten Menschen bilde und mit eigenem guten Wandel ihnen vorangehe.

Andererseits wollte der König seitens der Geistlichen alles vermieden sehen, was bei ihren Pfarrkindern Anstoß erregen, altüberlieferte und eingewurzelte Anschauungen, auch wenn es seiner eignen Meinung nach Vorurteile waren, verletzen konnte. Als 1781 in der Hauptstadt die Geistlichkeit im Einverständnis mit dem Konsistorium ein neues Gesangbuch einführte, baten vier Berliner Gemeinden den König, sie in ihrer freien Religionsübung gegen die schriftwidrigen Neuerer, die sich klüger dünkten als die Apostel und Luther, huldreichst zu schützen. Der König antwortete ihnen, daß er es sich zum unveränderlichen Gesetz gemacht habe, jedem Unterthanen völlige Freiheit zu lassen „zu glauben und seinen Gottesdienst zu halten wie er will, nur daß seine Lehrsätze und Religionsübungen weder der Ruhe des Staats, noch den guten Sitten nachteilig sein müssen". So solle auch in Ansehung des Katechismus und des Gesangbuchs kein Zwang herrschen. Allerdings gab der Schluß des Bescheides der frommen Einfalt zu verstehen, daß vermutlich das neue Gesangbuch verständlicher, vernünftiger und dem wahren Gottesdienst angemessener sein werde, weil so viele andere Gemeinden ihm den Vorzug gegeben hätten. Und in einer eigenhändigen Nachschrift vermochte der Monarch zum großen Schmerz der glaubenseifrigen Bittsteller den Spott nicht zu unterdrücken, es stehe einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder und dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr." Jetzt brauchten sie für den Spott nicht zu sorgen:

Er ließ uns alle Freiheit, selbst
Die Freiheit, dumm zu sein!

verkündete der Welt Friedrichs alter Bewunderer Gleim. Bald darauf begann in zwei anderen Gemeinden derselbe Streit um das Gesangbuch, und diesmal erklärte sich der König noch entschiedener für die orthodoxen Gemeindemitglieder und gegen die rationalistische Geistlichkeit: „die Herren Priester oder Kathederredner, wer sie sind, haben nichts zu befehlen, sondern nur an Christi Statt zu bitten, d. h. schriftmäßig, nicht als die über das Volk herrschen." Seinen eigenen Summepiskopat, wie es sein zweiter Nachfolger gethan hat, zur Einführung liturgischer Neuerungen zu benutzen, hätte ihm völlig fern gelegen.

So wollte er auch bei der Wahl der Pfarrer die Wünsche der Gemeinden möglichst beachtet sehen. „Gute Mores ist das erste vor einem Dorfpriester, und wenn er den Bauern gefällt, so muß man sie nicht chicanieren," lautete eine

seiner Entscheidungen, und dieses sein „bei Predigerwahlsachen den Gemeinden keine Chicanen machen!" hat er den Behörden unzählige Male eingeschärft.

Den Sektierern gegenüber wurde das Verfahren beobachtet, daß man sie als Zuwanderer willkommen hieß und da, wo sie bereits angesessen waren, anerkannte, daß man aber ihrer Propaganda steuerte und deshalb Proselyten von den der Stammgemeinde erteilten Rechten ausschloß. Die 18 Mennonitengemeinden, die man in Westpreußen vorfand, durften sich von der Wehrpflicht mit Geld ablösen. Den vordem aus Polen nach Preußisch-Littauen geflüchteten Antitrinitariern erlaubte der König 1776, ihrem Bethaus die Gestalt einer Kirche zu geben. Schlesien öffnete sich nach der preußischen Besitzergreifung Schwenkfeldern und Hussiten. Die Herrnhuter, dem Könige wegen ihrer schwärmerischen Richtung persönlich widerwärtig — eine miserable Sekte hat er sie genannt — erfreuten sich auf ihren Niederlassungen in Schlesien und in und bei Berlin ihrer drei im Lauf der Jahre erworbenen Generalkonzessionen. Als ein paar Herrnhuter in einem Mahnschreiben den König zu bekehren suchten, äußerte er: „Man muß den Leuten höflich antworten, sie meinen es nur gut mit mir."

Wenn er beim Regierungsantritt gesagt hatte, er werde Türken und Heiden, wenn sie das Land bevölkern wollten, Moscheen bauen, so hat er nach der Erwerbung von Westpreußen in der That eine Zeit lang sich darum bemüht, Tataren als Ansiedler für die neue Provinz zu gewinnen.

Das Wort des alten Königs: „Ein jeder kann bei mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist," hat in der Gesetzessprache des Allgemeinen Landrechts die Prägung erhalten: „Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gewahrt bleiben." Ganz den Grundsätzen Friedrichs entsprachen aber auch die kirchenpolitischen Schutzwehren, mit denen der Staat sich umgab, indem das Landrecht jede Kirchengemeinschaft verpflichtete, ihren Mitgliedern neben der Ehrfurcht gegen die Gottheit „Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat und sittlich gute Gesinnungen gegen ihre Mitbürger einzuflößen", und indem andererseits das Recht, dem zuwiderlaufende Religionsgrundsätze zu verwerfen und an der Ausbreitung zu verhindern, ausschließlich dem Staate vorbehalten wurde.

Und so begegnen wir auf Schritt und Tritt in den das Gebiet des allgemeinen Staatsrechts berührenden Abschnitten des Landrechts den von Friedrich aufgestellten und angewandten Regierungsmaximen. Wir kennen bereits das Ideal des fridericianischen Ständestaates: wie in dem alten Preußen, nachdem der Absolutismus mit den politischen Ansprüchen des Ständetums auf Mitregierung gründlich aufgeräumt hatte, doch die Gliederung der Gesellschaft eine ständische geblieben war; wie Geburtsstände mit den Berufs- und Erwerbsständen sich decken sollten; wie jedem Stand sein Platz angewiesen, sein Wirkungskreis scharf abgegrenzt, seine Leistungen für das Gemeinwesen genau vorgeschrieben waren; wie zwischen Stadt und Land eine tiefe Kluft lag; wie der ländliche Besitz in seinem Bestand erhalten bleiben sollte und wieder der bäuerliche und der adelige Besitz jeder in dem seinen; wie also der Bauernstand in seinem Besitz geschützt

wurde gegen das Bauernlegen der Herren und der ritterschaftliche Besitz abgesperrt wurde gegen die Anziehungskraft des bürgerlichen Kapitals; wie der Bürgerstand mit seinen schnell sich vermehrenden Mitteln immer wieder auf Industrie und Handel, womöglich Großhandel, hingewiesen wurde; wie dies Steuerwesen und das Heerwesen durchaus diese ständische Gliederung voraussetzten; wie der eigentliche Kern der Truppen der Bauernstand, und die Substanz des Offiziercorps der Adel war; wie man den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht der städtischen Industrie zuliebe durchbrochen hatte. Dieser altüberlieferten, und durch die Verwaltungskunst des modernen Absolutismus sorgsam gepflegten und planvoll ausgebildeten ständischen Gesellschaftsordnung, diesem wohldurchdachten „System politischer Arbeitsteilung", von dem treffend gesprochen worden ist, hat das Landrecht gleichsam den Schlußstein eingefügt, die gesetzliche Anerkennung verliehen und damit Aussicht und gewissermaßen Anspruch auf dauernde Gültigkeit gegeben — und das in dem Augenblicke, da in Frankreich der Baum des Feudalismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurde. „Personen, welchen vermöge ihrer Geburt, Bestimmung oder Hauptbeschäftigung gleiche Rechte in der bürgerlichen Gesellschaft beigelegt sind, machen zusammen einen Stand des Staates aus," so lautet einer der ersten Paragraphen des Landrechts, und auch die äußere Anordnung des Stoffes hat sich diesem ständischen Prinzip anbequemen müssen, in der Aneinanderreihung der Titel des zweiten Buches: „Vom Bauernstande", „Vom Bürgerstande", „Von den Rechten und Pflichten des Adelstandes", wo nun das ganze Handels-, Wechsel-, See- und Versicherungsrecht sich gefallen lassen mußte, in den Titel „Vom Bürgerstande" eingezwängt zu werden. Wird doch auch, wieder ganz in Friedrichs Sinne, dem Adel, dem „ersten Stande" ausdrücklich die vorzügliche Berechtigung zu den Ehrenstellen im Staate zugesprochen,[1]) allerdings unter der Voraussetzung, daß er sich dazu geschickt gemacht habe, und unter dem Vorbehalt, daß dem Landesherren die Beurteilung der Tüchtigkeit und die Auswahl unter mehreren Bewerbern unbenommen sein solle.

Um so moderner klingt daneben jene Bestimmung, auf die sich 100 Jahre später der große Bahnbrecher unserer heutigen sozialpolitischen Gesetzgebung berufen hat: die Verkündigung des Rechtes auf Arbeit. Nachdem die Verpflichtung des Staates zur Ernährung und Verpflegung derjenigen Bürger ausgesprochen ist, „die sich ihren Unterhalt nicht selbst verschaffen können", fährt das Landrecht fort: „Diejenigen, welchen es nur an Mitteln und Gelegenheit, ihren und der Ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden." Friedrich hat das große Problem nicht als schwierig betrachtet. Der Behauptung des radikalen Holbach, daß das Elend die Ursache der meisten Verbrechen sei, hielt er die Worte entgegen: „Es gibt kein Land, wo jeder, der nicht faul oder nichtsnutzig ist, durch seine Arbeit nicht genügenden Lebensunterhalt fände." Einer verhungernden Familie würde er das Recht auf Diebstahl zugestehen.

Friedrich hat die Aufgabe des Arbeiterschutzes mit Erfolg in Angriff genommen durch Neuordnung des Verhältnisses zwischen den industriellen Unter-

[1]) Vgl. oben S. 393; Bd. I, 360.

nehmern und den Arbeitern, das einer scharfen, jenen ebenso lästigen wie diesen nützlichen Staatsaufsicht unterworfen wurde, um sowohl ausbeuterischem Druck auf die Löhne wie willkürlichen Entlassungen einen Riegel vorzuschieben. Damit und mit gelegentlicher Veranstaltung von Notstandsarbeiten war bei der niedrigen Bevölkerungsziffer und bei den einfacheren wirtschaftlichen Verhältnissen jener Zeit schon viel erreicht.

In einer Richtung aber sind die Verfasser des Allgemeinen Landrechts von den Pfaden ihres Herrn und Meisters abgewichen.

Das liberale preußische Beamtentum aus Friedrichs Schule hatte noch einen anderen Lehrgang durchgemacht. Man bekannte sich zu Montesquieu, zu dem „Geist der Gesetze", zu dem Grundsatz von der Teilung der Gewalten. Svarez hat 1791 als Lehrer des damaligen Kronprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm III., den Grundsatz aufgestellt und als die Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit eines preußischen Unterthanen bezeichnet, daß der Souverän, der Träger der ganzen gesetzgebenden Gewalt des Staates, nicht auch die richterliche Gewalt an sich nehmen dürfe. Er hat gleichzeitig in einem vor der Berliner Mittwochsgesellschaft gehaltenen Vortrag seinem allgemeinen Gesetzbuch die Aufgabe zugewiesen, in einem Staat ohne Grundverfassung eine solche gewissermaßen zu ersetzen. Auch Kircheisen, der Präsident des Kammergerichts unter Friedrich Wilhelm II., bekannte sich zu dem Montesquieuschen Satze, daß der Fürst wohl in despotischen, aber nicht in monarchischen Staaten richten dürfe, weil sonst die „Verfassung" zerstört und eine notwendige „Mittelgewalt" aufgehoben würde. So ganz nahmen diese preußischen Juristen für ihre Tribunale die Stellung jener „intermediären Gewalten" Montesquieus in Anspruch, die Stellung, um welche die höchsten Gerichtshöfe des alten Frankreichs, die Parlamente, unter Ludwig XV. so hartnäckig gekämpft haben. „Es ist beinahe, als ob sie eine Art von Parlament vorstellen wollten," so hat Friedrich Wilhelm II. solche Ansprüche ganz richtig gekennzeichnet. Auch von anderer Seite wurden sie abfällig beurteilt. Der Minister Hertzberg erklärte noch bei Friedrichs Lebzeiten in einer seiner akademischen Festreden, daß er in Provinzialständen geeignetere „intermediäre Körperschaften" sehen würde, als in Justizkollegien.

Der Kampf der Meinungen unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. hat dann bekanntlich dahin geführt, daß der Paragraph, welcher „Machtsprüche" der „obersten Gewalt" vorweg als null und nichtig erklärte, vor der Einführung des Allgemeinen Landrechts aus dem Entwurf entfernt wurde. Immerhin blieb dem Landrecht noch so viel an allgemeinen Bestimmungen über Wesen und Grenzen der Staatsgewalt, daß nachmals der geistvolle Kritiker der französischen Revolution, Alexis de Tocqueville, das Werk von Carmer und Svarez als eine Schöpfung bezeichnen durfte, die zugleich bürgerliches Gesetzbuch, Strafkodex und Verfassungsurkunde sei. Vollständig zutreffend aber hat 1793 ein Gegner jener beiden Männer, der schlesische Justizminister Adolf v. Danckelman, gegen sie geltend gemacht, daß Friedrich der Große, auf den sie sich bei ihrem quasikonstitutionellen Bestreben gern beriefen, kein Eideshelfer für sie sei; denn Friedrich habe zwar die Mängel des Justizwesens beseitigen wollen, aber nicht entfernt daran gedacht, daß in dem neuen Gesetzbuche von seinen landesherrlichen Befug-

niſſen oder gar von ſeinen Verbindlichkeiten die Rede ſein werde, „von denen letzteren er glaubte, daß er auf Erden niemandem Rechenſchaft ſchuldig ſei, noch nötig habe, durch eine Erklärung derſelben gleichſam eine neue Verbindlichkeit zu kontrahieren."

Friedrich hat ſich über die Modetheorie des Jahrhunderts, über Lockes durch Montesquieu weitergebildete und populär gemachte Lehre von der Gewaltenteilung, nie vernehmen laſſen. Nur indirekt hatte er ihr mit ſeinem ungünſtigen Urteil über die Wirkungen des engliſchen Parlamentarismus ſeine Anerkennung verſagt.[1]) Die wiederholt von ihm ausgeſprochene Forderung, daß alle Zweige der Staatsverwaltung in ſtarker Hand feſt zuſammenzuhalten ſeien, enthält eine Kritik nicht der Lehre Montesquieus, ſondern der Zerfahrenheit, in der ſich die monarchiſche Verwaltung des gealterten Frankreichs befand. Inzwiſchen war dort die politiſche Theorie über Montesquieu weit hinausgegangen. Rouſſeaus Contrat social übte auf das junge Geſchlecht einen berückenden Zauber aus. Auch mit dieſer Lehre hat ſich Friedrich nicht unmittelbar auseinandergeſetzt; aber zu den fortgeſetzten Angriffen der modernen Philoſophen auf die monarchiſche Staatsform hat der „Philoſoph auf dem Throne" doch nicht ſtilleſchweigen wollen.

Sein poſitives Bekenntnis enthält der 1777 entſtandene „Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains". Wohl im Anklang an Rouſſeau braucht er hier wiederholt den Ausdruck pacte social, eine früher ihm fremde Bezeichnung für einen längſt ihm geläufigen Begriff. Denn mit der ganzen naturrechtlichen Schule der vorangegangenen Jahrhunderte hatte ſchon der Kronprinz Friedrich im Antimachiavell die Entſtehung des Staates aus einem Vertrage der Mitglieder angenommen. An dieſer Auffaſſung, die ein Suarez kritiſcher nur als bequeme philoſophiſche Hypotheſe, nicht als hiſtoriſchen Erfahrungsſatz gelten laſſen wollte, hält der alte König ohne Vorbehalt feſt. Das Prinzip der Geſetze und des Geſellſchaftsvertrages iſt ihm „die große Wahrheit, daß man gegen die anderen ſo handeln muß; wie man wünſcht, daß ſie gegen uns handeln". „Da die Geſetze nicht beſtehen und ſich nicht vollziehen können ohne eine beſtändige Aufſicht, ſo entſtanden die Obrigkeiten, die das Volk erwählte und denen es ſich unterwarf" — die Aufrechterhaltung der Geſetze erſcheint ihm als „der einzige Grund, der die Menſchen veranlaßte, ſich Obere zu geben", als der „wahre Urſprung der Souveränetät". Der Verfaſſer ſchildert dann an hiſtoriſchen Beiſpielen den aus der Unvollkommenheit der menſchlichen Einrichtungen herrührenden Verfall ſo vieler Staatsgebilde: den Untergang der antiken Ariſtokratien und Demokratien, wobei er dem freien England mit ſeiner parlamentariſchen Korruption, das er noch ſchärfer beurteilt als 1748, das Schickſal der römiſchen Republik vorausſagt; die Wandlungen der mittelalterlichen Feudalmonarchie, die uns in Polen „das einzige Modell ihrer abſcheulichen Regierungsform" aufbewahrt habe, während anderwärts in dem Ringen um die entſcheidende Gewalt die Vaſallen entweder unterdrückt oder, wie im Deutſchen Reich, zur Unabhängigkeit gelangt ſeien. Von der „wahrhaft monarchiſchen" Regierung

[1]) Vgl. Bd. I, 344.

— er meint die absolute Monarchie — sagt der absolute König von Preußen mit der größten Unbefangenheit, es sei die schlechteste oder die beste von allen, je nachdem sie geführt werde. Er gibt dann das „einzige Mittel" an, die monarchische Staatsform zu einer guten und vorteilhaften zu machen, indem er ähnlich wie 30 Jahre früher in der poetischen „Apologie der Könige" [1]) ein leuchtendes Bild entwirft von dem aufgeklärten Absolutismus in seiner allumfassenden Thätigkeit für die einzelnen Gebiete des Staatswesens, Politik, Diplomatie, Heerwesen, Kriegsführung, Finanzverwaltung, Kultus und Volkserziehung, Landwirtschaft, Industrie, Handel. Wir erkennen alles in allem das Ideal seiner eigenen Regierungs- und Verwaltungskunst. Auf daß der Fürst niemals von diesen seinen Pflichten abirre, soll er sich oft ins Gedächtnis rufen, „daß er Mensch ist, wie der geringste seiner Unterthanen." „Wenn er der erste Richter, der erste General, der erste Schatzbeamte, der erste Minister der Gemeinschaft ist, so ist er es nicht zur Schaustellung, sondern um die Pflichten dieser Aemter zu erfüllen. Er ist nur der erste Diener des Staats, verpflichtet mit Rechtschaffenheit, mit Weisheit und mit völliger Uneigennützigkeit zu handeln, wie wenn er in jedem Augenblick seinen Mitbürgern Rechenschaft über seine Verwaltung ablegen müßte." Er gesteht zum Schluß, daß diese Skizze eines Fürsten die Zensoren vielleicht erinnern werde an den Urtypus der Stoiker, an die von ihnen ausgeklügelte und nirgends in die Erscheinung getretene Idee des Weisen, der allenfalls der einzige Marc Aurel sich angenähert habe.

Zur Abwehr einzelner besonders leidenschaftlicher und gehässiger Angriffe gegen das Königtum erhebt sich Friedrich in den Kritiken, die er im Jahre 1770 zwei anonymen Schriften des frivolsten aller Pariser Modephilosophen entgegengesetzt hat, dem Essai sur les préjugés und dem berufenen Système de la nature des Baron Holbach. In seiner Kritik des „Essai" gibt Friedrich eine Position ohne weiteres auf: er will mit seinem Gegner nicht streiten, wenn dieser Königsfeind versichert, daß die Fürsten ihre Macht nicht durch göttliche Verleihung haben. Um so nachdrücklicher wendet sich die Kritik gegen die Anklage, daß die Fürsten die Schlächter ihrer Unterthanen seien und zum Zeitvertreib sie in ihren Kriegen sich gegenseitig erwürgen ließen. Friedrich antwortet einfach, daß die Republiken aller Zeiten ebensowohl Kriege geführt haben, als die Monarchien, und daß nach des Verfassers Grundsätzen alle staatlichen Gemeinschaften, mit einziger Ausnahme der Quäker, als tyrannisch verschrieen werden müßten. Den Kern aber der Tendenzen, welche die ganze Gruppe der modernen „Monarchomachen" erfüllten, schält die zweite Kritik scharf heraus, das Examen du système de la nature: seine wahren Ansichten über Regierung, sagt Friedrich, enthülle der Verfasser, indem er für die Unterthanen das Recht fordere, ihre Souveräne abzusetzen, wenn sie mit ihnen unzufrieden seien.

Diesen aus dem Ideenkreis des Jahrhunderts der religiösen Bürgerkriege durch Jean Jacques Rousseau wiederaufgenommenen Anspruch weist der königliche Schriftsteller weit ab; vom Staatsvertrag ausgehend, betrachtet er doch den einmal geschlossenen Vertrag stillschweigend als unlöslich, unkündbar, den

[1]) Bd. I, 311 (2. Aufl. S. 312).

der Staatsgewalt, dem Souverän, dem ersten Diener des Staats erteilten Auftrag als unbedingt und unwiderruflich. Zwischen Fürst und Volk besteht nach Friedrichs Theorie kein Dualismus, sondern Identität. Ebensowenig hatten vor ihm seine Landsleute, die deutschen Theoretiker des Naturrechts, die Pufendorf, Thomasius, Wolff, von französischen und englischen Doktrinen abweichend, dem Unterthanen das Recht des aktiven oder auch nur passiven Widerstands zugestehen wollen. So sehr Friedrich dem Fürsten das Gefühl der Verantwortlichkeit zur Pflicht macht, so gar nicht räumt er dem Volk das Recht ein, Verantwortung zu heischen. Wohl sprach nun der Göttinger Publizist Pütter 1779 in seiner politischen Zeitschrift von „Varianten in der politischen Terminologie", indem er das dem vierzehnten Ludwig zugeschriebene „L'État c'est moi" mit dem Wort vom „premier serviteur de l'État" verglich, das man in den Werken des Königs von Preußen fand. Aber in dem Anspruch auf fürstliche Vollgewalt, in der Ablehnung eines Anteils der Unterthanen an der Regierung, unterschied sich Friedrichs aufgeklärter Absolutismus von dem Regierungssystem Ludwigs XIV. nicht. „Die Politik verlangt, daß nur ein Herr im Lande sei," dies Wort aus Friedrichs ersten Regierungstagen hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Monarchie und Absolutismus blieben ihm stets, wie in den Königsberger Huldigungstagen von 1740,[1]) gleichgeltende Begriffe.

Wenn Friedrich bei seinen theoretischen Erörterungen die Abstufungen der Staatsform, die zwischen dem monarchischen Absolutismus und der reinen Demokratie liegen, außer Betracht gelassen hat, so hat er den Aposteln der Volkssouveränetät in jener Kritik der Holbachschen Schrift das ungefähr vorausgesagt, was bald darauf in Frankreich sich ereignete: daß die Absetzung eines Monarchen der Ausgangspunkt unabsehbarer innerer Unruhen sein wird. „Wenn je die hohlen Ideen unseres Philosophen sich verwirklichen sollen, so müßte man zuvor die Regierungsformen in allen europäischen Staaten umschmelzen, was ihm freilich eine Kleinigkeit erscheint; auch wäre erforderlich, was mir unmöglich erscheint, daß diese zu Richtern ihres Herrn erhobenen Unterthanen sowohl weise wie billig wären, daß die Bewerber um die Regierung ohne Ehrgeiz wären, daß weder Intrigue noch Kabale noch der Geist der Auflehnung sich geltend machten; erforderlich wäre weiter, daß die entthronte Dynastie völlig ausgerottet würde, oder man würde den Nährstoff zu Bürgerkriegen und Parteihäupter haben, die stets bereit wären, an der Spitze der Parteien den Staat in Unruhe zu stürzen." Im Vergleich mit all diesen Unzuträglichkeiten nennt Friedrich die Erbmonarchie, für welche die meisten Völker sich entschieden hätten, das kleinere Uebel, trotz ihrer Gebrechen; und er warnt vor den Arzneien, die schlimmer sind als die Schäden, über die man sich beklagt.

Die Abwehr der Angriffe gegen das Königtum ist nur die eine Seite der Kritik, die Friedrich an das „Système de la nature" anlegte. Durchweg zog er in seiner Gegenschrift, wie wir weiter sehen werden, scharf die Grenze zwischen sich, als dem Jünger der älteren Aufklärungsphilosophie, und den Trägern der modernen französischen Bildung, den Encyklopädisten.

[1]) Vgl. Bd. I, 31.

Dritter Abſchnitt.

Der alte König und die neue Bildung.

Am 30. Mai 1778 ſtarb als Gaſt in ſeiner Vaterſtadt Paris, die er 26 Jahre hindurch gemieden hatte, der Einſiedler von Ferney. Der König von Preußen erhielt die Nachricht von Voltaires Tode inmitten der letzten Vorbereitungen für ſeinen Krieg gegen den Kaiſer. Im böhmiſchen Feldlager entwarf er die Gedächtnisrede, die er am 26. November in der Berliner Akademie verleſen ließ. Mit dem Geſchichtſchreiber des Siècle de Louis XIV war ihm der letzte Vertreter dieſer klaſſiſchen Litteraturperiode Frankreichs dahingegangen. „Mit Ihnen wird man den franzöſiſchen Parnaß begraben", hatte er vor fünf Jahren nach Ferney geſchrieben.

Nach dem ſchroffen Bruch von 1753 hatte Voltaire im Siebenjährigen Kriege durch ſeine ebenſo geſchäftige wie unfruchtbare Vermittlerthätigkeit zwiſchen den kämpfenden Mächten wenigſtens für ſich perſönlich den Frieden mit dem großen Könige wiederhergeſtellt. [1]) Freilich nur äußerlich. Ihr Briefwechſel ſtockte noch wiederholt, ganze Jahre vergingen, in denen von beiden Seiten Stillſchweigen beobachtet wurde. Friedrich blieb mißtrauiſch, Voltaire ingrimmig. Er hielt daran feſt, daß die rohe Behandlung, der er und ſeine Nichte in Frankfurt ausgeſetzt geweſen waren, Sühne erheiſche, und verlangte ſie in mehr oder minder durchſichtigen Andeutungen. Friedrich wies ſolchen Anſpruch mit Schärfe zurück und verbat ſich mit Hohn, dieſe Nichte noch weiter genannt zu hören, die ihn langweile und die nicht das Verdienſt ihres Oheims beſitze, um ihre Fehler damit zuzudecken: „Man ſpricht von der Magd Molières, aber niemals wird man von der Nichte Voltaires ſprechen."

Doch Voltaire ſollte nicht ewig grollen. Schließlich hat eine Kleinigkeit, wenn man will ein Zufall, ſein Herz erweicht. Im Jahre 1770 vereinigten ſich ſeine Freunde und Verehrer in Frankreich, um dem unbeſtritten erſten aller lebenden Schriftſteller noch bei ſeinen Lebzeiten ein Standbild zu errichten. In

[1]) Vgl. oben S. 122. 150. 245. 281; Bd. I, 523 ff.

den Plan eingeweiht, verlangte der zu Feiernde zuerst in einem scherzenden und dann in einem recht nachdrücklichen Briefe an d'Alembert, daß der König von Preußen zu der Huldigung heranzuziehen sei: „Er schuldet mir ohne Frage eine Ehrenerklärung, als König, als Philosoph, als Litterat." D'Alembert forderte nach einigem Zaudern den König zur Teilnahme auf: „Einen Thaler und Ihren Name, Sire," lautete die Bitte. Friedrich ging mit aufrichtiger Freude und der größten Unbefangenheit auf den Wunsch ein, ohne zu ahnen, welche geheime Bedeutung sein Jawort für den „Göttlichen" hatte. Er schickte tausend Thaler und ein warmes Zustimmungsschreiben, das d'Alembert in öffentlicher Sitzung der französischen Akademie vorlas und protokollieren ließ: „Das schönste Denkmal Voltaires", so hieß es im Eingang mit horazischem Anklang, „ist das, welches er sich selbst errichtet hat, seine Werke, die länger dauern werden, als die Basilika von St. Peter, als der Louvre und alle diese Bauten, welche die menschliche Eitelkeit der Ewigkeit weiht. Man wird nicht mehr französisch sprechen, und Voltaire wird noch in die Sprache, die der französischen folgen wird, übersetzt werden." Nun war Voltaire befriedigt, beglückt, gerührt. Er dankte dem „großen Philosophen von der Sekte und der Art Marc Aurels", dem „Pfleger und Beschützer der Künste" für die Förderung, die er der Anatomie durch seine Unterschrift zu Gunsten eines alten Skeletts zu teil werden lasse: „Dieses Skelett besitzt eine alte, sehr empfängliche Seele, sie ist durchdrungen von der Ehre, die Eure Majestät ihr erweist."

Von der Brust des Skeletts war ein Alp genommen. Der Ton seiner Briefe an Friedrich wird seit dieser Zeit sichtlich ungezwungener, wärmer und voller, vergnüglicher. Und die Schmähschrift auf den Preußenkönig, die seit Jahr und Tag in seinem Schreine lag, ersetzte Voltaire jetzt in einer neuen autobiographischen Aufzeichnung durch eine ruhigere Schilderung seiner Erlebnisse und Erfahrungen mit Friedrich, ohne freilich für die Vernichtung des Schandbenkmals zu sorgen, das dann bald nach des Verfassers Tode, mehr ihm als Friedrich zur Unehre, an das Licht trat. Ja, er verstand sich jetzt auch seinerseits zu einer Art „Reparation", einem artig vermummten Sündenbekenntnis. In einem Brief vom Jahre 1772 erzählt er Friedrich, wie er wißbegierigen Fragern seinen so außerordentlichen Fürsten zu schildern pflege: „Meine Herren, das ist ein Mann, der mit derselben Leichtigkeit eine Schlacht schlägt, wie eine Oper schreibt; der alle Stunden nützlich anwendet, welche andere Fürsten vergeuden, um einem Hunde hinter dem Hirsche her zu folgen; der mehr Bücher verfaßt hat, als irgend einer seiner fürstlichen Zeitgenossen Bastarde erzeugte, und der mehr Siege erfochten, als Bücher verfaßt hat. Hinzufügen werde ich, daß ich dieses Phänomen vor 20 Jahren geschaut habe und es noch schauen würde, wenn ich nicht ein klein wenig unbesonnen gewesen wäre. Wenn Sie erraten haben sollten, wer der Held ist, von dem ich Sie unterhalte, so haben Sie die Güte, ihm meinen unterthänigsten Respekt und die Bewunderung auszudrücken, die er mir seit dem Jahre 1736 eingeflößt hat, d. h. genau seit 36 Jahren: nun, eine Anhänglichkeit von 36 Jahren ist keine Kleinigkeit."

Friedrich antwortete, er denke mit 60 Jahren ebenso wie mit 24, und seine aufrichtigen Gesinnungen grüben sich dank Voltaires Werken ohne Unterlaß

tiefer in seine Brust ein. Hatte er früher mehr als einmal dem von ihm bewunderten Genius in harten Worten den Abstand zwischen seinem Geist und seinem Charakter vorgehalten, so unterdrückte er von nun an diese Moralpredigten. Selbst wenn Voltaire ihn durch neue Sticheleien gegen den Lappländer Maupertuis reizte — denn der Kampf gegen die „kalte Asche" des Todfeindes wurde mit heißem Haß fortgesetzt — verwies ihm Friedrich diese Schwäche jetzt nur in mildem Ton: „Maupertuis war brüsk, ich gebe es zu, das hat Euch auseinander gebracht; ich weiß nicht durch welches Verhängnis niemals zwei Franzosen in fremden Landen sich Freunde sind." [1]) Offener sprach er gegen d'Alembert sein Mißfallen über solche Unversöhnlichkeit aus; d'Alembert werde ein gutes Werk thun, wenn er jenem wegen dieses Schwalles abgestandener Schmähungen, gegen Maupertuis sowohl wie gegen die Schar seiner obskuren Widersacher, einen Verweis erteilen wolle: „Ich schließe aus dem Benehmen Voltaires, daß er als Souverän mit seinen sämtlichen Nachbaren blank stehen würde, seine Regierung würde ein unaufhörlicher Krieg sein, und dann weiß Gott, welcher Argumente er sich bedienen würde, um den Krieg als Naturzustand der Gesellschaft und den Frieden als für den Menschen nicht geschaffen zu beweisen."

Voltaires mit seiner persönlichen Zanksucht so wenig übereinstimmende Thätigkeit als Friedensapostel, sein Poltern gegen Krieg, sein „herzlicher Haß" gegen das „Metier Cäsars", die „große Kunst Luzifers", war ein weiterer Anlaß für Friedrich zu gelegentlicher neuer Verstimmung. Zwar rief der Friedensfreund den preußischen König, wie wir schon hörten, [2]) zur Vertreibung der Türken und Befreiung des edlen Griechenvolkes in die Schranken, hielt ihm scherzend das Muster Gottfrieds von Bouillon vor Augen und bedauerte, daß ihm der Hafen von Danzig mehr am Herzen liege als der Piräus. Sonst aber machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube und schonte, wo er sich unbemerkt glaubte, auch Friedrich nicht. Nun fanden Verse ihren Weg nach Sanssouci, in denen ein nur zu wohlbekannter Dichter alle Kriegeshelden vom großen Cyrus bis auf „diesen glänzenden König, der Lentulus [3]) erzog", seines Hasses versicherte:

Man rühmt mir ihre Kunst, erhaben ohne Zweifel,
Doch flieh' ich alle sie und wünsche sie zum Teufel.

Friedrich quittierte das Kompliment in einem seiner nächsten Briefe mit der trocknen Bemerkung, er sei als Teutone selbst in Voltaires Schule nicht in alle Freiheiten der französischen Sprache eingedrungen, doch habe er nicht gefunden, daß die Ausdrücke Haß und zum Teufel wünschen in irgend einem Briefsteller für Liebende stünden, es sei denn, daß Tisiphone, Megära oder Alekto ihn verfaßt hätten.

Dichteres Gewölk also zog am Abendhimmel dieser langen Freundschaft nicht mehr auf. Alte Gewohnheit und ein stets neuer Reiz verbanden sich, um Friedrich an den Mann zu fesseln, der ihm auch aus der Ferne ebenso unter-

[1]) Bd. I, 526.
[2]) Oben S. 514.
[3]) Oben S. 349.

richtende wie unterhaltende Gesellschaft leistete. Die Ankunft eines Briefes von Voltaire war immer eine Art Fest. Liegt der Empfänger an solchem Tage an der Gicht danieder, so erinnert er sich aus Ciceros Tusculanen des Stoikers Posidonius, der schwer krank den großen Pompejus nicht ungegrüßt vorüberreisen lassen wollte, und erklärt, daß seine Krankheit ihn am Antworten nicht hindern soll. Er beneidet den Grafen von Falkenstein, den lustreisenden Kaiser Joseph, der bei der Rückkehr aus Frankreich Ferney wird besuchen können; er spottet, daß der hohe Reisende sich schließlich prüde die unvergleichliche Gelegenheit entgehen läßt: „Der Graf Falkenstein hat die Anziehung gefühlt, aber auf seiner Bahn hat das Gestirn Thereſe ihm eine centrifugale Bewegung gegeben!" Auf seinen eigenen Reisen begleiten ihn Voltaires Schriften: „Voltaire und ich," schreibt er nach den Revuen von 1775, „haben die ganze Fahrt durch Schlesien gemacht und sind zusammen zurückgekommen." — „Nein, es gibt keinen spaßhafteren Greis, als Sie," ruft er wieder nach dem Eingang eines dieser unvergleichlichen Briefe aus Ferney; „Sie haben sich die ganze Heiterkeit und Anmut Ihrer Jugend erhalten!" In immer neuen Wendungen beglückwünscht er den „Patriarchen des Geschmacks", weil er aus der Jugendquelle getrunken hat, weil Voltaire und nur Voltaire die Kunst sich zu verjüngen kennt, weil er mehr Oel auf seiner Lampe hat, als die Jungfrauen im Evangelium, thöricht und kluge, zusammengenommen:

Welch Feuer, wie viel Reiz bleibt immerdar dein Eigen!
Sein Frührot überstrahlt dein Tag im Niedersteigen.
Wir, schon vom Frost berührt, vom Alter untergraben,
Verloren allzubald Lust, Anmut, Geist und Gaben.
Doch deiner Stimme Klang und Frische ist gefeit,
Zum Tort dem Thorenvolk, dem Alter und der Zeit.

„Dies kleine Kompliment," setzt Friedrich in Prosa hinzu, „wird Ihnen geschuldet; oder, besser gesagt, es ist ein Wunder, welches Europa in Staunen setzt, es ist ein Problem, welches die Nachwelt zu lösen Mühe haben wird, daß Voltaire unter der Bürde seiner Tage und Jahre mehr Feuer, mehr Frohsinn, mehr Genie besitzt, als diese ganze Menge junger Dichter, von denen Ihr Vaterland wimmelt."

Wohin Friedrichs Auge reicht, auf allen Gebieten der französischen Litteratur glaubt er Verfall, Mittelmäßigkeit, Verwilderung wahrzunehmen, einen schlechten Geschmack, der vielleicht Europa in eine Art Barbarei zurücksinken lassen wird, aus der eine Menge großer Geister uns errettet hatten. „Die Zeitalter, in denen die Nationen ihre Turenne, Condé, Colbert, Bossuet, Bayle, Corneille hervorbringen, folgen sich nicht so schnell aufeinander, die Zeitalter eines Perikles, eines Cicero, eines vierzehnten Ludwig." Für den Niedergang der humanen Wissenschaften bietet dem Philosophen von Sanssouci das Emporkommen der Naturwissenschaften und der ökonomischen Studien keinen Ersatz und jedenfalls kein Vergnügen. Ein Zahlengeist scheint ihm in die jetzige Zeit gefahren. Den ganzen Ballast an Werken über Handel und Ackerbau, von Verfassern, die nie weder ein Schiff noch einen Pflug gesehen haben, will er als Bücher über-

haupt nicht gelten lassen. Die Franzosen thun sich jetzt etwas darauf zu gute, tief zu sein, ihre Bücher werden von kalten Klüglern verfaßt, die Grazie, die ihnen früher so natürlich war, wird vernachlässigt. Bald werden sie würdige Kollegen der tüdesken Professoren auf us sein. Von der Geometrie fürchtet er, daß sie das wenige an Keimen ersticken wird, woraus eine neue Kunst erblühen könnte. Ein Myrmidonenschwarm von Geometern verfolgt die schöne Litteratur und schreibt ihr Gesetze vor, um sie zu erniedrigen. „Ihr habt keine Dramatiker in Frankreich mehr," ruft Friedrich Voltaire zu, „nicht mehr diese niedlichen Gelegenheitsgedichte, wie sie früher in ganzen Sammlungen erschienen, keine berühmten Redner mehr, keine anmutigen Verse mehr, nichts, nichts mehr von all diesen entzückenden Werken, die ehedem einen Teil des Ruhms der französischen Nation ausmachten. Sie haben als der letzte diesen Ruhm vertreten, aber Sie werden keine Nachfolger haben." Voltaire erscheint ihm, und das war völlig aufrichtig gesagt, als die „einzige Stütze", die „letzte Säule" in dem allgemeinen Verfall. Sein Trost bleibt: „Was auch kommen mag, ich bin Ihr Zeitgenosse gewesen." „Ich habe Voltaire gesehen, und wenn ich ihn nicht mehr sehe, so lese ich ihn, und er schreibt mir."

In dem ästhetischen Wohlgefallen, in der Bewunderung des litterarischen Genies, der allumfassenden Produktivität ging Friedrichs Verehrung für Voltaire nicht auf. So sah auch dieser in seinem gekrönten Freunde nicht bloß das „Muster der Helden und der guten Gesellschaft," nicht bloß den „Verteidiger, Gesetzgeber, Geschichtschreiber und Lehrer" seiner Unterthanen, nicht bloß den Mann des Jahrhunderts. Voltaire feierte den König von Preußen als den „König der Deisten", und Friedrich hat in jener Gedenkschrift Voltaire nachgerühmt, daß er alle Triebkräfte seines Genies aufgeboten habe, um das Dasein Gottes zu beweisen. Die Grundlage ihrer Weltanschauung war in der Jahre Flucht dieselbe geblieben: das gemeinsame Bekenntnis zu diesem Deismus, den Friedrich als „den einfachen Kultus des höchsten Wesens" umschrieb.

„Voltaire unterschied stets die Religion von denen, die sie verunehrten," sagt Friedrich in jenem Éloge. Man kennt den leidenschaftlichen Kampf des alten Voltaire gegen das, was er die Infame zu nennen pflegte, gegen die Superstition, die Imposture oder im konkreten Sinne gegen die Hierarchie: Babylon im Sinne Calvins, „die Hierarchie und allen damit zusammenhängenden Aberglauben". Den Monarchen der Infame nennt einmal Friedrich in Voltaires Terminologie den Papst. Friedrich übernahm das Schlagwort in seine Briefe an Voltaire selbst und an d'Alembert; zunächst, wie er diesem gestand, um sich durch Einschaltung der kompromittierenden Geheimformel „Écrasez l'infâme" dagegen zu sichern, daß jener die Briefe ein unberufenes Auge sehen ließ. Im Grunde seines Herzens sah der Ketzerkönig diesem Kampf gegen Rom mit Gleichmut zu. Als Klemens XIV. eine anonym erschienene Schrift Friedrichs des Großen auf den Index der verbotenen Bücher setzte, forderte Voltaire, wieder einmal kriegerisch, den Verfasser scherzend auf, sich den Nachfolger Petri vorzunehmen, wie die Kaiserin von Rußland den Statthalter Muhammeds, um Europa gleichzeitig von zwei seltsamen Thorheiten zu befreien. Friedrich vertrat gegen Voltaire wie gegen d'Alembert die Meinung, daß das Papsttum eine

Macht nicht mehr sei. Schon sehe „der Unfehlbare auf den sieben Bergen" mit Sorge die Reste seines idealen Kredits dahinschwinden und den Bankerott kommen, wie der französische Generalkontrolleur der Finanzen; freilich werde Frankreich, als das älteste Königreich der Welt, bei dem Bankerott den Vortritt haben. Es gelte das Gebäude der Unvernunft still und geräuschlos zu unterminieren, dann werde es von selbst einstürzen. Voltaire dürfe sich rühmen, beim Belagerungskampf gegen die Wälle des Aberglaubens mit dem Geschütz seines guten Witzes mehr gethan zu haben, als Bayle mit seiner guten Dialektik.

D'Alembert teilte solchen Optimismus nicht, so wenig wie er Friedrichs Nachsicht gegen die Jesuiten billigte.[1]) Friedrich verachte die Priester, weil er sie nicht zu fürchten brauche und weil er sie zwingen könne, auch wider ihren Willen duldsam, gemäßigt und verständig zu sein. Aber in grellen Farben schilderte er dem preußischen König immer von neuem, so 1772 wie 1780, den Druck, den in Frankreich die Inquisition der Pfaffen auf die Geister ausübe, die Verfolgung, der die Litteratur mehr als je ausgesetzt sei. Friedrich hat sich über die „erbauliche Vorsicht" aufgehalten, mit der Voltaire, wo er mit offenem Visier auftrat, die Kirche schonte: der allerchristlichste König dürfe sich zu einem so orthodoxen Kammerherren beglückwünschen; das heiße die Infame mit der einen Hand kratzen und mit der anderen streicheln. Die alte Wahrheit offenbarte sich von neuem, daß nicht ein jeder frei ist, der seiner Fesseln spottet. Voltaire verbringt sein Leben wie Petrus, hat d'Alembert einmal bemerkt, zwischen Verleugnen und Bereuen. Wie er schon zu Ferney wiederholt den Forderungen der katholischen Kirche genügt hatte, so hat er auch in Paris angesichts des Todes ein Sündenbekenntnis abgelegt, unaufrichtig und unter einem Vorbehalt; aber er wollte nicht auf den „Schindanger" geworfen werden. Friedrich ist durch diese Kapitulation nicht überrascht worden, er hatte sie vorhergesehen, vorhergesagt. Die Kirche aber hat Voltaires halben Unterwerfungsakt nicht gelten lassen, so daß d'Alembert, um seinen und des Toten geistlichen Gegnern aufzutrumpfen, den König von Preußen bat, in der eben eingeweihten Hedwigskirche zu Berlin, dem Denkmal Fridericianischer Duldsamkeit ein feierliches Totenamt für Voltaire veranstalten zu lassen. Das ist geschehen, aber den weiteren Wunsch des herausfordernden d'Alembert, dem Verächter des Kirchenglaubens ein Denkmal in der Kirche errichtet zu sehen, hat Friedrich mit richtigerem Gefühl abgelehnt: Voltaires Büste, mit dieser Erklärung schnitt er endlich die Erörterung ab, gehöre besser in die Akademie, wo es nichts zu „ecrasieren" gebe.

Hatte Friedrich sich mit Voltaire in den Grundanschauungen stets einig gewußt, das persönliche Verhältnis zu ihm dagegen sehr erschwert und lange Zeit völlig erschüttert gesehen, so hat umgekehrt d'Alembert ihm als Mensch näher, als Philosoph ferner gestanden. D'Alemberts Charakter bot ihm die Bürgschaften für die sûreté de commerce, die er bei Voltaire vermißte. Abgesehen von einer ganz vorübergehenden Verstimmung des Königs über die Veröffentlichung einiger Stellen aus seinen Briefen an d'Alembert sind Mißhellig-

[1]) Vgl. oben S. 550 ff.

keiten in zwei Jahrzehnten lebhaften und intimen brieflichen Verkehrs nie zwischen beide getreten, und Friedrich beklagte nur immer von neuem, daß dieser anspruchslose, ebenso geistreiche wie liebenswürdige Mann, der ihm bei jener Begegnung im Sommer 1763 aufrichtige Zuneigung abgewonnen hatte, sich von seiner französischen Heimat nicht trennen wollte. An immer neuen Einladungen ließ er es nicht fehlen. „Das eisige Klima des Baltischen Meeres," schreibt er 1775, „würde uns Körper und Geist gefrieren lassen, wenn nicht ab und zu ein gallischer Prometheus Feuer aus dem Aether, uns wieder anzufachen, herbeitrüge; ich wüßte wohl einen, der uns diesen Dienst erweisen könnte, aber er wird nichts desgleichen thun." Der alte Herrscher mahnt den nur um fünf Jahre jüngeren Philosophen, daß sie keine Zeit zu verlieren haben, soll ihre Begegnung nicht etwa erst im Thale Josaphat stattfinden; er gesteht, daß er an seinem Teil ein Wiedersehen zu Potsdam in Fleisch und Bein vorziehen würde, da eine gespensterhafte Unterredung ohne Zunge und ohne Stimme nicht viel Reiz verspreche. Als dann der Arzt dem Philosophen eine Reise nach Italien verordnet, meint Friedrich, er selber würde vielmehr die preußische Luft zur Heilung verschrieben haben. Er schenkte nun d'Alembert das Reisegeld und wies, als jener am Fuße der Alpen umkehrte, die allzu mathematisch genaue Zurückerstattung des unverbraucht gebliebenen Geldrestes mit dem Pilatuswort zurück: „Was geschrieben ist, ist geschrieben." Aber er konnte nicht verstehen, wie jener es über sich gewonnen habe, so nahe am Ziele das gelobte Land nicht zu betreten, zumal da er vor dem Schicksal Galileis in Rom sicher gewesen wäre: denn der Papst habe sich an die Umdrehung der Erde völlig gewöhnt.

Friedrich schrieb an d'Alembert, wie er an Voltaire schrieb: behaglich, sprudelnd von Laune und Witz, geschmackvoll und gedankenreich, voll glücklicher Einfälle, epigrammatisch, ironisch und mit dem Humor, der gelegentlich sich selbst zum besten haben kann. Nur daß hier die jenem gern versetzten Spitzen und Bosheiten fehlen; um so wohliger liegt über diesen Briefen an d'Alembert das Abendrot der sonnigen Heiterkeit, in der die Frohnatur des jungen Friedrich einst gestrahlt hatte. Nun hatte Voltaire mit unvergleichlichem Anpassungsvermögen seine Antworten stets auf den Ton seines königlichen Freundes gestimmt, und auch d'Alembert war offenbar bemüht, diesen Ton zu treffen; aber sein Kelchglas wollte doch nicht ganz so hell und kraus schäumen und perlen; seine Rede fließt, wie ein feinsinniger Beobachter gesagt hat, „meist in ruhiger Klarheit dahin, nur leise gehoben durch die ihm reichlich zufließenden Reminiscenzen aus Dichtern und Schriftstellern aller Zeiten und Litteraturen, und was ihm sonst von Fabeln und Anekdoten, Bonmots und Parabeln zuflog, das alles wie farbiges Ziergewächs den glatten Spiegel umzog".

Indessen gab es ein paar Themata, bei deren Berührung der Briefwechsel unverkennbar befangen wurde, so zwar, daß Friedrich den Ton dämpfte und um d'Alembert nicht zu verletzen an sich hielt, dieser aber gleichwohl ein leises Unbehagen fühlte.

D'Alembert war einer von diesen Geometern, deren Formelkram und Verstandesdürre ihm, wie wir ihn vorhin klagen hörten, die alte französische Geistesbildung ersticken zu wollen schienen. Und weiter, d'Alembert war derjenige

Geometer, der ihn zuerſt zum Widerſpruch gegen eine vermeintliche Vergewaltigung der Poeſie gereizt hatte. Eine ſcharfe Kritik, die jener 1760 anläßlich einer Preisverteilung in der Académie française an den Poetaſtern der Gegenwart übte, faßte Friedrich ſo auf, als ob durch einen wohlfeilen Angriff auf die Unzahl der mittelmäßigen Dichter die Dichtkunſt überhaupt in Verruf gebracht oder aber unter mathematiſche Regeln gebeugt werden ſollte. Man erſehe an dieſer Ueberhebung d'Alemberts, ſchrieb er damals an d'Argens, daß die Geometrie den Geiſt nicht ſo dreſſiere, wie man es ihr nachrühme; d'Alemberts neueſte Sachen ſchienen ihm der damals umlaufenden ſchlechten Kriegsmünze gleichwertig. Er ſetzte den „krummlinigen Geſetzgebern", den „Wilden", den „Barbaren", den „Ikonoklaſten" eine Widerlegung in Proſa und eine Facétie in Verſen entgegen und ſchickte, da d'Argens kein Arg dabei fand, beides an d'Alembert. Der nahm den Fehdehandſchuh nicht auf; es ſei das Schickſal des Königs, antwortete er artig, immer auf Kriegsfuß zu leben, im Sommer mit den Oeſterreichern, im Winter mit der Geometrie; da nun das ſtolze und furchtbare Haus Oeſterreich ſich als beſiegt betrachten müſſe, ſo werde die beſcheidene Geometrie nicht ſchwieriger ſein wollen. Als dann Friedrich dem großen Mathematiker während des Beſuchs von 1763 perſönlich näher getreten war, ging er in dem nun beginnenden intimeren Briefwechſel dem Streit über die Grenzen von Geometrie und Dichtkunſt aus dem Wege; aber ein Vers in einem Gedicht an Voltaire von 1771

Dur comme un géomètre en ses opinions

forderte d'Alembert zu der Bemerkung heraus: „Ich weiß, daß Eure Majeſtät immer etwas gegen die Geometrie auf dem Herzen gehabt haben."

Die Späße und Neckereien über die Geometrie als Kunſtrichterin waren ſchließlich weder böſe noch auch nur ernſt gemeint. Schwerer fiel ein anderes ins Gewicht. Friedrich gewahrte an den Naturwiſſenſchaften ein Mißverhältnis zwiſchen ſo viel Aufgebot tiefgründiger Forſchung, ſublimſter Gelehrſamkeit und dem praktiſchen Nutzen der Ergebniſſe: ſein klaſſiſches Beiſpiel war der Fall ſeines großen Mathematikers Euler, deſſen exakte Berechnungen für die hydrauliſchen Maſchinen von Sansſouci die Waſſerkünſte doch nicht zum Spielen bringen wollten. Hätte Friedrich das Zeitalter erlebt, wo die Naturwiſſenſchaften endlich begannen, die das ganze wirtſchaftliche Leben umwälzende Anwendung ihrer großen Entdeckungen zu machen, der große Praktiker wäre der erſte geweſen, dieſe Leiſtungen anzuerkennen und zu bewundern. So aber hat er d'Alembert ganz offen einmal gefragt: „Iſt es nicht wahr, daß die Elektrizität und alle Wunder, die ſie enthüllt, nur dazu gedient haben, unſere Neugierde anzuregen? iſt es nicht wahr, daß die Anziehungs- und Schwerkraft nur unſere Einbildung in Erſtaunen geſetzt haben? iſt es nicht wahr, daß alle chemiſchen Operationen ſich in dem gleichen Falle befinden?" Der Gefragte mußte das bis zu einem gewiſſen Grade zugeben. „Eure Majeſtät," antwortete er, „behandelt die tranſcendente Geometrie ein wenig zu ſchlecht. Ich gebe zu, daß ſie oft nur ein Luxus müßiger Gelehrter iſt; aber oft iſt ſie auch nützlich geweſen, und wäre es nur, indem ſie die Phänomene des Weltſyſtems ſo gut erklärt."

Noch eine andere Reibungsfläche war vorhanden. Dem Philosophen von Sanssouci war die Gefolgschaft halb lächerlich, halb unheimlich und jedenfalls verdrießlich, die hinter d'Alembert, dem Führer zur Linken, stand, die Schar der nachgeborenen Söhne der Aufklärung, die neue Richtung. Er bewunderte d'Alemberts Discours préliminaire zu der Encyclopédie, diesen genialen Versuch zu einem entwickelnden Ueberblick über die Gesamtheit der positiven Wissenschaften, ihre grenznachbarlichen Berührungen und ihren Stammbaum; aber er verachtete die „Encyklopädisten", wie er das junge Philosophengeschlecht, gleichviel ob die einzelnen an der Encyklopädie mitarbeiteten oder nicht, unterschiedslos nannte; und nur ironisch bezeichnete er die Encyklopädisten ab und an als seine Mitbrüder, sich selbst als ihren Verehrer, ihren eifrigen Schüler.

Am lustigsten hat Friedrich über die Encyklopädisten gespottet in einer ausschließlich zu seiner eigenen Ergötzlichkeit verfaßten Schrift von 1773, in einem der im achtzehnten Jahrhundert so beliebten Totengespräche, wo er den eben verstorbenen Fürsten Liechtenstein, den österreichischen General, seinen berühmten Vorgängern, dem Prinzen Eugen und Marlborough als das Neueste von der Erde berichten läßt, daß man dort die großen Feldherren nicht mehr achtet, dank der Friedenspredigt der Encyklopädisten. Marlborough hält die Encyklopädisten für eine Art Irokesen, aber Liechtenstein belehrt ihn: „Die Encyklopädisten sind eine zu unseren Tagen entstandene Sekte sogenannter Philosophen. Sie glauben sich erhaben über alles, was das Altertum in dieser Art hervorgebracht hat! Mit der Frechheit der Cyniker verbinden sie die edle Schamlosigkeit, alle Paradoxen, die ihnen in den Sinn kommen, zu verbreiten. Sie brüsten sich mit der Geometrie und behaupten, daß die, welche diese Wissenschaft nicht studiert haben, nicht recht klug sind, und daß folglich sie allein die Gabe richtig zu denken besitzen. Ihre landläufigsten Reden sind mit wissenschaftlichen Ausdrücken gespickt. Wenn ein Floh sie gebissen hat, so sind es die unendlich Kleinen der ersten Ordnung, die sie behelligen. Wenn sie einen Fall thun, so geschieht es, weil sie das Centrum der Schwere verloren haben. . . . Alle Wissenschaften, mit Ausnahme ihrer Rechnungen, setzen sie herab. Ein Poet soll nur noch algebraische Gleichungen reimen; was die Geschichte anbetrifft, so wollen sie die von hinten an studiert wissen, mit der Gegenwart angefangen bis zurück vor die Sündflut. Die Regierungen reformieren sie alle, Frankreich soll eine Republik unter einem Geometer als Gesetzgeber werden, und Geometer werden regieren, indem sie alle Schritte der neuen Republik der Infinitesimalrechnung unterwerfen. Diese Republik wird einen beständigen Frieden wahren und sich ohne Heer behaupten."

Bezeichnenderweise hat der Verfasser dieses Totengespräch an d'Alembert nicht mitgeteilt und gegen Voltaire verleugnet. Aber in den „Briefen über die Vaterlandsliebe", von denen er d'Alembert 1779 einen Abdruck sandte, las dieser zu seinem Schmerz das überaus herbe Urteil über die Encyklopädisten, daß neben einer kleinen Anzahl guter Sachen und einer kleinen Anzahl Wahrheiten, die man in ihren Schriften finde, der Rest ein Wust von Paradoxen und leichtfertig, ohne Nachprüfung vorgetragener Ideen sei. Da hielt er sich doch für verpflichtet, für die „ehrenwerten Leute, die an der Encyklopädie mitgearbeitet" hätten, einzutreten und insonderheit den Vorwurf der Vaterlands-

losigkeit zurückzuweisen: solange er selbst an der Spitze dieses Werks gestanden habe, würde er nie solche Tendenz geduldet haben; auch erinnere er sich nicht, daß man an irgend einer Stelle dieses gewaltigen Wörterbuches die Dummheit und zugleich die Keckheit besessen hätte, die Vaterlandsliebe zu bekämpfen. Friedrich entgegnete — zu seiner Entschuldigung, wie er sagte —, daß man in Deutschland gemeinhin alle Werke französischer Hohlköpfe auf die Rechnung der Encyklopädisten setze; „ich hoffe, daß Sie eine hinreichend gute Meinung von mir haben werden, um zu glauben, daß ich die d'Alembert nicht mit den Diderot, den Jean Jacques und den sogenannten Philosophen verwechsele, welche die Schande der Litteratur sind".

D'Alembert gab einen Rousseau ohne weiteres preis. Er haßte und neidete ihn nicht, wie es Voltaire that; aber Rousseau war ihm der Sonderling, der da behaupten konnte, „daß der Mensch, welcher denkt, ein depraviertes Tier sei"; denn so faßte d'Alembert die Lösung zusammen, die jener 1751 für die Preisfrage der Akademie von Dijon, nach dem Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten, gefunden hatte. Den ungeheuren Erfolg dieses Mannes in Gegenwart und Zukunft, den Zauber, den sein radikaler Idealismus, seine Predigt der Rückkehr zur Natur, sein Glaube an die Güte der menschlichen Anlage, sein Unabhängigkeitssinn, seine Auflehnung gegen das Herkommen, seine „Religion des Herzens", gerade auf edle Gemüter ausgeübt hat, die von ihm ausgehende Verjüngung der französischen und Befruchtung der deutschen Litteratur, die Fleischwerdung seiner politischen Theorie noch vor Ablauf eines Menschenalters, alles das ahnten oder ermaßen weder Friedrich noch d'Alembert und seine Encyklopädisten. Friedrich sah die Wirkung der Rousseauschen Schriftstellerei nur in der Ansteckung anderer zur Thorheit und Tollheit und ließ es zweifelhaft, ob man den noch zu den Philosophen zählen dürfe, der das Hirn einiger guter Hausväter so weit verwirrt habe, daß sie ihren Söhnen die Erziehung eines Emil gäben. Angewidert durch „die Paradoxen und den cynischen Ton" dieses „Besessenen", erklärte er doch in ihm das Unglück ehren, den Verfolgten schützen zu wollen. Es war im letzten Jahre des Siebenjährigen Kriegs, als er im Lager vor Schweidnitz jenen Brief aus Motiers-Travers im Neuenburgischen erhielt: „Sire, ich habe viel Uebles über Sie geredet, ich werde vielleicht noch desgleichen reden. Indes, aus Frankreich, Genf, dem Kanton Bern vertrieben, komme ich, ein Asyl in Ihren Staaten zu suchen; vielleicht war es mein Fehler, daß ich es nicht von vornherein that; dies Lob gehört zu denen, deren Sie wert sind." Der König hat an Rousseau nie geschrieben, aber ihrem Mittelsmann, seinem dermaligen Statthalter von Neuenburg, dem philosophischen Lord Marschall von Schottland,[1]) antwortete er: „Geben wir dem Unglücklichen ein Asyl. Dieser Rousseau ist ein eigentümlicher Knabe, ein cynischer Philosoph, der nichts außer seinem Bettelsack hat; man muß ihn am Schreiben verhindern, soweit es geht, weil er heikle Gegenstände behandelt, die in Euren Neuenburger Köpfen zu lebhafte Erregungen hervorrufen und das Geschrei aller Eurer streitsüchtigen und von Fanatismus erfüllten Priester veranlassen würden." Er er-

[1]) Vgl. oben S. 347.

kannte an, daß die einzige Sünde dieses armen Unglücklichen in seinen seltsamen Ansichten bestehe, die er doch für gut halte; allerdings solle Rousseau ihn nie überreden, zu grasen und auf vier Füßen zu laufen.

An Diderot, den Friedrich nicht höher wertete, mißfiel ihm vorweg der selbstzufriedene Ton, „die Arroganz, die den Instinkt meiner Freiheit empört". Er erklärte die Lektüre dieses Schriftstellers nicht aushalten zu können, ein so unerschrockener Leser er sonst sei: „So haben Aristoteles, Cicero, Lukrez, Locke, Gassendi, Bayle, Newton nicht geschrieben. Die Bescheidenheit steht aller Welt wohl an, man muß mit Kraft Gründe entwickeln, aber nicht herrisch entscheiden. Das kommt davon, wenn man schneidend sein will; man glaubt, daß ein entschiedener Ton zum Ueberreden genügt, dieser Ton kann dem mündlichen Vortrag helfen, aber bei der Lektüre setzt er sich nicht durch. Wenn man ein Buch in der Hand hat, urteilt man über die Gründe und mokiert sich über die Emphase." Wie Rousseau forderte Diderot die Rückkehr zur Natur und kritisierte die bestehende Gesellschaftsordnung; er verbreitete, wie Goethe gesagt hat, „von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff"; sein politischer und sozialer Radikalismus, dessen stärkste Aeußerungen allerdings erst aus seinen hinterlassenen Manuskripten bekannt geworden sind, und vor allem wieder sein Schelten auf den Krieg blieb von Friedrich nicht unbemerkt; die Zarin, so scherzte er, habe von Diderot, den sie verhätschelte, nur für schweres Geld einen Dispens zur Kriegführung gegen die Türken erhalten. Ob Friedrich von dem philosophischen Inhalt der Schriften Diderots, von seinem pantheistischen Zug Notiz genommen hat, ist nicht ersichtlich; hat er es gethan, so mußte auch das ihn abstoßen. Das verwandte System Buffons, der die Naturgeschichte mit pantheistischem Auge betrachtete, hat er gekannt und verworfen.

D'Alembert hätte für seinen hervorragendsten Mitarbeiter an der Encyklopädie bei dem König von Preußen gern Stimmung gemacht; als Diderot 1774 vom russischen Hofe zurückkehrte, hoffte jener, daß er bei Friedrich vorsprechen werde, und war überzeugt, daß ihm „die sanfte Wärme seiner Unterhaltung und das Ansprechende seines Charakters" gegen des Königs Vorurteil gewonnen Spiel geben würden. Diderot, in Potsdam erwartet, reiste vorbei. „Ein großes encyklopädisches Phänomen", schrieb Friedrich an d'Alembert, „hat, eine Ellipse beschreibend, die Grenzen unseres Horizonts gestreift, aber die Strahlen seines Lichts sind nicht bis zu uns gedrungen. Pompejus war glücklich genug, den Posidonius zu sehen, obgleich der Philosoph die Gicht hatte; ich habe den großen Diderot weder gesehen noch gehört, obgleich er voller Gesundheit war. Aber es ist nicht jedermann beschieden, nach Korinth zu kommen, und die encyklopädische Fatalität, die über die Geschicke der Menschen entscheidet, hat mich nicht begünstigt, offenbar weil ich die Jesuiten beschütze." Ein nochmaliges Plaidoyer d'Alemberts für den encyklopädistischen Freund wies er nun mit Entschiedenheit ab: in einem kürzlich ihm in die Hände gefallenen Buche Diderots habe er die Worte gefunden: „Junger Mann, nimm und lies:" „daraufhin habe ich das Buch zugeklappt, weil ich wohl sah, daß es nicht für mich geschrieben war, da ich sechzig Jahr vorüber bin. . . . Ich bewundere Eure Welschen, wenn sie Bonsens und Esprit haben; ich habe alle Achtung vor den Turenne, Luxemburg,

Gaſſendi, Bayle, Boileau, Boſſuet, ſelbſt vor den Deshoulières und in unſerem Jahrhundert vor den Voltaire und d'Alembert; aber da mein Bewunderungsvermögen auf gewiſſe Grenzen beſchränkt iſt, ſo iſt es mir unmöglich, in dieſe Akte der Verehrung die Mißgeburten des Parnaß einzubeziehen, die Philoſophen der Paradoxen und der Sophismen, die falſchen Schöngeiſter, die Generale, die immer geſchlagen werden und nie ſchlagen, die Maler ohne Kolorit, die Miniſter ohne Redlichkeit, die ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Von Diderot dem Pantheiſten führte der nächſte Schritt zu den erklärten Materialiſten und Atheiſten, zu Helvetius und Holbach. Sie verwarf Friedrich vollends. Von Helvetius' Buch „De l'esprit" urteilte er, daß es den faſt allen ſyſtematiſchen Werken gemeinſamen Fehler beſitze, vergebliche Anſtrengungen für den Beweis des Paradoxen zu machen. Als der Verfaſſer ihm 1765 ſeinen Beſuch angekündigt hatte, ſchrieb er an d'Alembert, nach jenem Buch zu ſchließen werde der erſte Tag ihrer Bekanntſchaft der ſchönſte ſein. Aber Helvetius als Menſch fand nun Gnade vor Friedrichs Augen. Seine Uneigennützigkeit bewährte ſich, ſein Charakter ſchien „bewundernswert", ſein Herz „ebenſo rein, wie ſein Verſtand leicht in die Irre zu führen", ſo daß Friedrich nur wünſchte, daß er als Schriftſteller weniger ſeinen Geiſt als ſein Herz zu Rate gezogen hätte. Als Helvetius 1771 ſtarb, erklärte ſein königlicher Gönner: „Er war ein ſo guter Menſch, daß ich mit Vergnügen ſeine Werke noch einmal leſen will". Freilich enttäuſchten ihn die nachgelaſſenen Schriften, über die Erziehung und über das Glück, von neuem ſchwer. Lebhaft beſtritt er zumal den Satz, daß alle Menſchen mit ungefähr gleichen Anlagen geboren würden.

Die anſpruchsvollſte und ſelbſtſicherſte Leiſtung der modernen franzöſiſchen Philoſophie war jenes 1770 anonym erſchienene „Syſtem der Natur", hinter dem der Baron Holbach ſtand. Hier ſollte das Welträtſel beantwortet, ſollten die „Geſetze der phyſiſchen und moraliſchen Welt" gefunden ſein. Goethe hat uns geſchildert, wie er, der Straßburger Student, und ſein Freundeskreis die graue Theorie dieſes Buches, das ihnen „unſchmackhaft, ja abgeſchmackt" ſchien, von ſich abſchüttelten; wie ſie von dieſer „triſten atheiſtiſchen Halbnacht" nichts wiſſen wollten, nichts von dieſer Materie, die, von Ewigkeit her bewegt, nun mit dieſer Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne weiteres, ſelber richtungs- und geſtaltlos, die unendlichen Phänomene des Daſeins hervorbringen ſollte: „alles ſollte notwendig ſein, und deswegen kein Gott". Dem jungen Anfänger in Straßburg brachte das „Syſtem der Natur" den negativen Ertrag, daß er nach ſeinem eigenen Geſtändnis aller Philoſophie, beſonders aber der Metaphyſik, recht herzlich gram wurde. Auf den alten Mann in Sansſouci, der ſein Leben lang ſich mit philoſophiſchen Problemen beſchäftigt hatte, übte das Buch ſchließlich eine ähnliche Wirkung aus. D'Alembert und Voltaire kamen überein, daß Friedrich der Philoſophie das „Syſtem der Natur" nicht verzeihen könne, daß Metaphyſik, ja die ganze Philoſophie jetzt nicht mehr viel bei ihm gelte.

Zunächſt allerdings gab ihm das, wie er ſagt, auf den erſten Blick beſtechende Buch neue Anregung zur Erörterung alter Lieblingsfragen. Er greift zur Feder, er glaubt den Verfaſſer leicht widerlegen zu können. Er erhebt vor

allem Einspruch gegen den bei Behandlung so schwieriger und dunkler Gegenstände unangebrachten dogmatischen Ton. Er greift dann vier Hauptthesen heraus und an: die Leugnung Gottes, die Leugnung der menschlichen Willensfreiheit, die Anschuldigungen gegen die christliche Religion und gegen die Monarchie.

Friedrichs Entgegnung auf den letzten Punkt hat uns bereits beschäftigt.[1] Die christliche Religion will er unterschieden wissen von ihren Entstellungen durch den Klerus. Wie dürfe man diese Religion als die Quelle alles über das Menschengeschlecht gekommenen Uebels bezeichnen, da doch, von den Lehren der „herrlichen Bergpredigt" ganz abgesehen die Quintessenz der ganzen Moral enthalten sei in der einen einzigen Vorschrift des Evangeliums: dem Nächsten nur das zu thun, was wir von ihm uns gethan wissen wollen! Holbach dem Gottesleugner hält er sein altes Hauptargument für das Dasein Gottes, den teleologischen Beweis[2] entgegen: „Die Zwecke, welche die Natur sich in ihren Werken gesetzt hat, offenbaren sich so einleuchtend, im unendlich Großen, wie im unendlich Kleinen, daß man gezwungen ist, eine überlegene und intelligente Ursache, die über dem Ganzen waltet, anzuerkennen." Die ganze Welt dient ihm als Beweis und Zeugnis; das Auge einer Milbe, ein Grashalm genügen, die Intelligenz des Werkmeisters zu beweisen. Mit der Leugnung der menschlichen Willensfreiheit und Verantwortlichkeit endlich, mit dem Dogma des Fatalismus scheinen ihm die Grundlagen aller sozialen Ordnung erschüttert: „Was auch Calvin, Leibniz, die Arminianer und der Verfasser des Systems der Natur sagen mögen, sie werden niemand überzeugen, daß wir nur Mühlräder seien, die eine notwendige und unwiderstehliche Ursache nach ihrer Laune in Bewegung setzt."

Der Verfasser sandte sein „Examen critique du système de la nature", sein „Werk gegen den Atheismus", abschriftlich an d'Alembert. In seinem Begleitschreiben vom 7. Juli 1770 sprach er von den handgreiflichen Widersprüchen, den schlechten Schlußfolgerungen seines Gegners. Aber d'Alemberts Antwort zeigte ihm, daß der „Atlas unserer Philosophie", wie Friedrich ihn jüngst genannt hatte, die helle Entrüstung über das „Système" gar nicht teilte und bis zu gewissem Grade für den Angegriffenen Partei nahm. Ein lebhafter brieflicher Wortwechsel begann, von Friedrichs, des „sechzigjährigen Schülers", Seite der letzte Versuch, seine philosophischen und religiösen Anschauungen begrifflich zu entwickeln.

Gegen die christliche Religion wiederholte d'Alembert ganz einfach die Anklage Holbachs: er müsse sie für eine der größten Geißeln der Menschheit halten, und zwar wegen der Ströme von Blut, die sie bei der ihr wesentlichen Unduldsamkeit und Exklusivität, bei ihrem Anspruch, die einzige wahre Art des Gottesdienstes zu sein, mit folgerichtiger Notwendigkeit vergossen habe. Friedrich entgegnete: nicht Kindheitsvorurteile trieben ihn die christliche Religion zu verteidigen, sondern ihr Charakter ursprünglicher Reinheit: „Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß unsere heutige Religion der Religion Christi ebensowenig gleicht wie der Religion der Irokesen. Jesus war Jude, und wir verbrennen die Juden.

---

[1] Oben S. 560.

[2] Bd. I, 502 (2. Aufl. S. 503).

Jesus predigte die Geduld, und wir verfolgen. Jesus predigte eine gute Moral, und wir üben sie nicht aus. Jesus hat keine Dogmen aufgestellt, aber die Konzile haben trefflich dafür gesorgt. Kurz, ein Christ des dritten Jahrhunderts gleicht nicht mehr einem Christen des ersten. Jesus war eigentlich ein Essäer, er war erfüllt von der Moral der Essäer, die viel von der Zenos hat. Seine Religion war ein reiner Deismus („eine Art von Theismus", hatte Friedrich früher einmal gesagt) und sehen Sie, wie wir sie verbildet haben! Wenn dem so ist, so verteidige ich mit der Religion Christi die Religion aller Philosophen, und ich opfere Ihnen alle Dogmen, die nicht von ihm herrühren." Die protestantischen Dogmen gab er nicht weniger preis, als die katholischen, alle Religionen schienen ihm „vom Standpunkt der Philosophie" ungefähr gleich. Praktisch gab er der protestantischen vor der katholischen weit den Vorzug, als der in minderem Grade mit „Aberglauben" belasteten und zugleich nicht verfolgungssüchtigen, und er hat deshalb einst einer Herzogin von Gotha es entschieden widerraten, ihre Tochter um einer vorteilhaften Heirat willen zum Katholizismus übertreten und damit einen Schritt thun zu lassen, der die ganze Ueberlieferung des ernestinischen Hauses Lügen strafen würde. Doch gestand er, daß er als Zeitgenosse Martin Luthers es darauf angelegt haben würde, jenen bis zum Socianismus, bis zur „Religion eines einzigen Gottes", zu treiben; so aber seien „dieser Mönch und seine Genossen", nachdem sie den Schleier zur Hälfte weggerissen, im besten Zuge stehen geblieben und hätten noch so viel Dunkelheiten ungeklärt gelassen; er beklagte, daß so viel Blut, Gemetzel, Krieg und Verwüstung schließlich nur dahin geführt hätten, daß man sich einiger weniger Glaubenssätze zu entschlagen wagte. Ganz in diesem Sinne hatte Friedrich schon vor drei Jahrzehnten den protestantischen Theologen Mangel an Folgerichtigkeit vorgeworfen: „Sie bedienen sich der Argumente der Ungläubigen, um die Transsubstantiation der Katholiken zu bekämpfen, und bekämpfen die Ungläubigen mit denselben Argumenten, mit denen die Katholiken die Transsubstantiation stützen."

D'Alembert ließ bei Fortsetzung der Diskussion die Gleichstellung des Urchristentums mit dem Deismus gelten, ging jetzt aber alsbald dem Deismus selber zu Leibe. Diplomatisch schickt er das Zugeständnis voraus, er glaube in Bezug auf eine höchste Intelligenz, daß ihre Leugner mehr behaupteten, als sie beweisen könnten. Dann aber stellt er eine Anzahl scharf zugespitzter Fragen, in ihrer Abfolge darauf berechnet, den Gefragten wo nicht auf den Standpunkt des Fragenden herüberzuziehen, so doch von der Unhaltbarkeit des eigenen Standpunktes zu überführen: „Was ist diese höchste Intelligenz? Hat sie die Materie geschaffen oder hat sie die Materie nur geordnet? Ist eine Schöpfung möglich? Und, wenn sie es nicht ist, ist also die Materie ewig? Und wenn die Materie ewig ist und einer Intelligenz nur bedarf, um geordnet zu werden, ist diese Intelligenz mit der Materie vereint oder von ihr unterschieden? Ist sie mit ihr vereint, so ist eigentlich die Materie Gott, und Gott die Materie; ist sie von der Materie unterschieden, wie versteht man, daß ein Wesen, welches nicht Materie ist, auf die Materie einwirkt?"

Nun war die Anfangslosigkeit, die Ewigkeit der Welt für Friedrich seit

lange ein Ueberzeugungssatz; die Annahme einer Schöpfung aus dem Nichts erschien ihm widersinnig; nicht minder die Annahme einer Entwickelung des Kosmos aus dem Chaos zu einem von Gott nach Willkür ausgewählten Zeitpunkt. So gibt er denn die Ewigkeit der Welt d'Alembert ohne weiteres zu. Dann seien sie einig, erwidert dieser befriedigt und fügt sofort hinzu, daß die aus der ihnen gemeinsamen Prämisse „Ewigkeit der Welt" zu ziehende Folgerung „keine Schöpfung und kein Schöpfer" den wahren Partisanen des Daseins Gottes wenig gefallen würde, die da eine souveräne, schöpferische, nichtmaterielle Intelligenz verlangten.

Eine zweite, ihnen beiden gemeinsame Voraussetzung war die Unselbständigkeit der Seele, ihre Abhängigkeit vom Körper. Auch von diesem Punkt aus setzt d'Alembert seine Hebel an: „Wenn bei dem Menschen diese Intelligenz, deren Wirkungen und Hervorbringungen wir bewundern, allein die Folge der Organisation ist, warum sollten wir nicht auch in den anderen Teilen der Materie eine Struktur und Disposition von derselben Notwendigkeit und Natürlichkeit, wie die Materie selbst, zulassen, aus der, ohne daß eine fremde Intelligenz sich einmischt, die Wirkungen entspringen, die wir schauen und die uns überraschen?" D'Alembert fährt fort: „Und somit sind wir beim besten Willen dahin gebracht, allerhöchstens einen materiellen, beschränkten und abhängigen Gott im Weltall anzuerkennen und zuzulassen" — wieder nicht im Sinne der eifrigen Partisane des Daseins Gottes: „sie werden uns ebenso gern als Atheisten sehen, wie als die Spinozisten, die wir sind."

Friedrich gibt sich doch nicht gefangen. Er verwahrt sich dagegen, dem System Spinozas nahe zu stehen, „oder dem der Stoiker, die da alle denkenden Wesen als Emanationen des großen allgemeinen Geistes betrachteten". Nicht materiell will er sich die Gottheit denken, weil sie dann „durchdringlich, teilbar, endlich" sein würde. Er wählt jetzt die Umschreibung: „die der ewigen Organisation der existierenden Welten anhaftende Intelligenz", „das Sensorium des Weltalls". Und die Beweise für diese Intelligenz sind ihm, er wiederholt es, die erstaunlichen Zusammenhänge, die in der ganzen physischen Zurüstung der Welt, der Gewächse und der beseelten Wesen bestehen, und zweitens die Intelligenz des Menschen: „denn wenn die Natur vernunftlos wäre, wie hätte sie uns geben können, was sie selbst nicht hat?"

D'Alembert blieb dabei, daß man einig sei, nur in der Ausdrucksweise sich trenne; daß nach Friedrichs Deduktion Gott nichts anderes sei, als „die Materie, insofern sie intelligent ist". Er hatte die Blöße geschickt benutzt, die ihm der Widerspruch in Friedrichs Gottesbegriff bot: die Kluft zwischen seiner teleologischen Beweisführung für das Dasein Gottes einerseits und seiner Leugnung eines Schöpfungsaktes, seiner Leugnung einer immateriellen Seele andererseits. Friedrich verzichtete nun auf den weiteren Versuch zu einer Begriffsbestimmung: „Wir werden nicht die einzigen sein," so schloß er das Wortgefecht, „die dazu verurteilt sind, die Natur Gottes immerdar nicht zu kennen." Er verwahrte sich nur nochmals gegen den Pantheismus: „Ich habe nicht die Eitelkeit, zu beanspruchen, daß eine Seele eine Emanation des großen Wesens ist und daß sie nach meinem Tode sich ihm wiedervereinigen wird, weil Gott nicht teilbar ist,

weil wir Dummheiten machen, und Gott nicht, und weil endlich die ewige und göttliche Natur sich nicht vergänglichen Wesen mitteilen kann noch darf, Kreaturen, deren Existenz verglichen mit der Ewigkeit nur die Dauer einer Sekunde hat. Das ist mein Glaubensbekenntnis."

In den Zeiten, da Friedrich noch an eine auch die kleinsten Kleinigkeiten der Weltregierung umfassende göttliche Vorsehung geglaubt hatte, war ihm diese Anschauung ein Argument gegen die menschliche Willensfreiheit gewesen, für die kein Platz zu bleiben schien, wenn alle Handlungen des Menschen nur dem Zwecke dienten, die Beschlüsse der Vorsehung zu erfüllen. In der Folge hatte er, wie wir hörten,[1]) seinen Vorsehungsglauben dahin eingeschränkt, daß er den großen Weltenmeister nur mit der Lenkung und Erhaltung des Alls, nicht mit der Fürsorge für das Individuum, den einzelnen Menschen oder den einzelnen Staat, beschäftigt denken wollte. In dieser Resignation war er durch die Drangsale und wirren Wechselfälle und durch die inneren Erlebnisse des schreckenvollsten Krieges nur bestärkt worden: „Gott ist taub gegen die Bitten der zu Boden geschmetterten Sterblichen", „Gott kann sich zu uns nicht herablassen", „von ihm zu uns ist der Abstand unermeßlich", so hören wir ihn während dieses Krieges seufzen. Nun hatte er, als er den Glauben an ein bis auf das einzelne Menschenlos erstrecktes Walten der Vorsehung fallen ließ, anfänglich noch nicht zugleich mit seinem alten Determinismus, seiner Ueberzeugung von der Unfreiheit des Willens gebrochen.[2]) Dieser Bruch war jetzt erfolgt. Als Kronprinz hatte er mit Waffen aus dem Arsenal von Leibniz und Wolff die Unfreiheit, die Notwendigkeit, die Fatalität gegen Voltaire, den damaligen Anwalt der Willensfreiheit, verteidigt: ein Menschenalter später hatten beide den Standort und die Waffen gewechselt; denn Voltaire stand in diesem Streit jetzt auf derselben Seite wie Holbach und d'Alembert. Der Schule seines ältesten philosophischen Lehrmeisters Wolff vorlängst entwachsen, zieh Friedrich jetzt den Verfasser des „Système de la nature" der Abhängigkeit von jener Schule: er kopiere fast buchstäblich die Lehre von der Fatalität, wie Leibniz sie dargelegt und Wolff sie erläutert habe.

Er machte d'Alembert einen Vermittelungsvorschlag für diese „schwierigste Frage der ganzen Metaphysik". Er wollte von einer „begrenzten" oder „gemäßigten" Freiheit reden. D'Alembert hatte gesagt: „Der Mensch ist frei in dem Sinne, daß er in den nicht maschinenmäßigen Handlungen sich von selbst und ohne Zwang entscheidet; aber er ist es nicht in dem Sinne, daß, wenn er sich entscheidet, selbst freiwillig und aus Wahl, immer eine Ursache da ist, die ihn zu der Entscheidung treibt und die Wage für den Entschluß, welchen er faßt, sich neigen läßt." Friedrich entgegnet: Der Mensch sei frei, wenn er seinen Leidenschaften, den Wirkungen seiner elementaren Zusammensetzung, widerstehe, und Sklave, wenn er ihnen gehorche; den Einwand, daß der Grund, aus dem er den Leidenschaften widerstehe, doch allemal der Notwendigkeit unterworfen sei, weist

[1]) Bd. I, 503 (2. Aufl. S. 504). Vgl. oben S. 265; „Friedrich der Große als Kronprinz" S. 147 (2. Aufl. S. 150).

[2]) Bd. I, 504. 505 (2. Aufl. S. 505. 506).

er mittelst des Erfahrungssatzes ab, daß Strafen und Belohnung geeignet sind, die angeblich zwingenden Gewalten um ihren Sieg zu bringen: also könne der Mensch nicht im strengsten Sinne der Fatalität unterworfen sein. D'Alembert beharrt dabei, es sei sehr schwierig, das System der Notwendigkeit und absoluten Fatalität nicht annehmen zu wollen; jeder Entschluß bleibe notwendige Folge der nicht minder notwendigen Zusammensetzung unserer Organe und der nicht minder notwendigen Wirkung, welche die Aktion anderer Wesen in uns hervorbringt: „Wenn die Steine wüßten, daß sie fallen, und wenn sie Vergnügen am Falle fänden, so würden sie glauben, freiwillig zu fallen." Der Wortstreit wird dann noch weiter fortgesetzt. Friedrich ruft: „Sie würden triumphieren, wenn die Leidenschaften es immer uns anhäten, aber man widersteht ihnen oft, ich kenne Leute, die sich von ihren Fehlern gebessert haben." D'Alembert ist um die Erklärung nicht verlegen: „Die, welche ihren Leidenschaften widerstehen, sind nötigenden Beweggründen unterworfen, welche bei ihnen stärker wirken als selbst die Leidenschaften." Friedrich schickt nun einen von ihm gekannten Herzog von Mecklenburg ins Treffen, der die Entscheidung an den Knöpfen abgezählt habe: dies Knopforakel, diese Boutonomancie, scheint ihm gegen d'Alemberts starres Zwangsgesetz schwer ins Gewicht zu fallen. Er greift endlich auf einen Trumpf zurück, den er gleich anfangs gegen Holbach ausgespielt hatte: man dürfe nicht den Begriff des Grundes oder der Ursache mit dem der Notwendigkeit verwechseln; alles habe seine Ursache, aber nicht jede Ursache sei notwendig: „Wollen Sie Notwendigkeit nennen, was ich Grund nenne, so ist unser Streit beendet; aber wenn Sie eine verhängnisvolle Notwendigkeit annehmen, die uns wie Marionetten handeln läßt, so würde es mir schwer fallen, auf meine alten Tage Marionette zu werden."

Ist es ein Widerspruch, wenn Friedrich sich sieben Jahre später selbst eine Marionette, „eine der kleinsten der Marionetten", genannt hat? In seinem Brief an die Kurfürstin-Witwe von Sachsen vom 1. Mai 1778 lesen wir: „Es ist gewiß, daß die Menschen nach den Plänen, die sie sich entwerfen, handeln, ohne voraussehen zu können, wo das Spiel der Ursachen zweiter Ordnung hinführen wird. Also sind wir, die Dinge genau bewertet, nur Marionetten, bewegt von göttlichen Händen, die unseren Willen und unsere Handlungen auf ein gewisses Ziel hinleiten, das wir nicht kennen, aber das sich mit Notwendigkeit in die allgemeine Verkettung der Ursachen des Universums eingliedert."

Aber wir hörten in der Disputation mit d'Alembert, daß Friedrich für den Willen immer nur eine „begrenzte" Freiheit in Anspruch nahm. Dort betrachtete er die menschlichen Entschlüsse und Willensakte auf ihre Entstehung und gewahrte den Spielraum, welcher der Freiheit gelassen bleibt; hier betrachtet er die Entschlüsse auf ihre Wirkung und gewahrt in der Erkenntnis von der Unsicherheit aller menschlichen Entwürfe die Grenzen jenes Spielraums. Der Mensch ist Marionette, so ist seine Meinung, nicht als ob wir uns nicht frei entschließen könnten, sondern weil die Verwirklichung unserer Vorsätze nicht von uns abhängt, vielmehr durch tausend unvorhergesehene, unberechenbare Ursachen, die Ursachen zweiter Ordnung (causes secondes), gekreuzt wird.

Diese Ursachen zweiter Ordnung sind es, die er der Kürze halber gern als

Zufall oder scherzhaft als „Seine Majestät den Zufall", den „heiligen Vater Zufall", bezeichnet. Auf die Rechnung dieses Zufalls will er drei Viertel der Weltereignisse setzen. Aber nicht ein blindes Ungefähr ist ihm dieser „Hazard". Einen Zufall in diesem Sinne erkennt er nicht an: „was man gemeinhin den Zufall nennt, hat keinen Anteil an den Ereignissen des Lebens". Sehr bestimmt erklärt er, daß er unter Zufall nichts anderes verstanden wissen will, als „die Verkettung der Ursachen zweiter Ordnung, deren Spiel man erst nachträglich bemerkt, deren Wirkungen aber in der allgemeinen Ordnung der Dinge einbegriffen sind". Zum Teil entfallen ihm diese Ursachen zweiter Ordnung auf die allgemeine menschliche Schwäche und Unvollkommenheit, und insofern sagt er gelegentlich, daß das, was das Volk Zufall und der Theologe Prädestination nenne, nach dem Urteil der Weisen seine Ursache in der Unklugheit der Menschen habe. Eine lange Lebenserfahrung und Regierungspraxis hat den philosophischen König, hat den großen politischen und strategischen Rechenmeister davon überzeugt, daß diese Ursachen zweiter Ordnung es vor allem sind, die ein planvolles, geradliniges Handeln unmöglich machen: „Das Leben der Menschen hängt oft nur an einem Haar, den Gewinn oder Verlust einer Schlacht kann eine Bagatelle entscheiden." Indem er von den auf Vernichtung Preußens abzielenden Entwürfen seiner Gegner aus dem Siebenjährigen Kriege spricht, fragt er: „Scheint es nicht erstaunlich, daß das denkbar Raffinierteste in der menschlichen Klugheit, verbunden mit der Stärke, sich so oft durch unerwartete Ereignisse oder Schicksalsschläge betrogen sieht? und scheint es nicht, als ob es ein gewisses Etwas gibt, das voll Verachtung mit den Entwürfen der Menschen spielt?"

Ist die Verknüpfung dieser „Ursachen zweiter Ordnung" dem menschlichen Auge nicht oder nur unvollkommen erkennbar, so spricht doch Friedrich die Ansicht aus, daß das Vorhandensein der allgemeinen und ewigen Gesetze, die das Universum regieren, uns mit Fug auch Gesetze für das Einzelne annehmen lasse. Ja, jene seine Anschauung, daß die Gottheit nur die großen Gesetze vollstrecke, den Individuen aber ihre Aufmerksamkeit nicht zuwende, durchbricht doch bisweilen ein Ausblick auf eine andere Möglichkeit. „Glück, Zufall oder Vorsehung", „Vorsehung oder auch Fatalität", das sind die tastenden Formeln, die er braucht, und wenn er in dem ergreifenden Schluß seiner Darstellung des Siebenjährigen Krieges seinen Wünschen für die Zukunft Preußens Worte leiht, wagt sein Gebet, diesen seinen Staat, wenn auch unter Zweifel, dem Himmel zu empfehlen,[1]) — „im Falle, daß die Vorsehung ihre Blicke zu den menschlichen Erbärmlichkeiten hinabsenkt."

Aus Friedrichs Nachlaß ist ein seinen letzten Lebensjahren angehöriges Gedicht über das Dasein Gottes bekannt geworden, ein Nachklang seiner Diskussion mit d'Alembert, seiner Polemik gegen den Atheismus, sein letztes Wort zu den großen, ewigen Fragen, über die er sein ganzes Leben hindurch nachgesonnen hatte. Noch einmal erhebt er seinen Protest: „Eine blinde Materie als aller Wirkung erste Ursache annehmen, das widersteht und widerspricht meiner

[1]) Vgl. Bd. I, 288 (2. Aufl. S. 289).

Vernunft.“ — — „Wenn mein begrenztes Ich fühlt, denkt, will, ſich einen Zweck ſucht, ſoll dann das allmächtige Weſen, der Urheber des Alls und meines eignen Daſeins, keinen Zweck, keinen Willen haben?“ Und dann tritt der Verfaſſer, wie ſchon früher oft, dem landläufigſten Einwand gegen die Weisheit und Güte Gottes entgegen: Alles moraliſche und phyſiſche Uebel, Peſt und Krieg, Hunger und Durſt, Gicht und Steinleiden, ſo viel verheerende Naturereigniſſe, anſcheinend wahrlich nicht die Geſchenke eines Vaters für ſeine Kinder, ſie alle ſind uns nur deshalb unverſtändlich, weil wir ihre Stellung in der Geſamtordnung der Dinge nicht kennen:

Nicht darfſt du Gottes Weisheit ſchuldig nennen,
Statt deiner Einſicht Schwäche zu bekennen.
Er, der Allmächt'ge, ſetzte dir die Schranken,
Die all dein Vorwitz nimmer bringt ins Wanken.
Vielleicht will er durch dieſe Finſterniſſe
Demüt'gen die Vernunft, die ſelbſtgewiſſe,
Die ſchon frohlockte, wenn ſie hie und da
Im Streiflicht eine Wahrheit dämmern ſah.
Vermeſſ'nes Menſchenkind, rebelliſches Atom!
Wie viel fehlt dir, daß ſich dein Glück erfüllte,
Und deinem blöden Blicke ſich enthüllte
Das ewige Geſetz im Weltenſtrom!
Daß ganz du Gottes Ratſchluß könnteſt preiſen,
Müßt' er dir erſt ſein ganz Geheimnis weiſen.

Wortklaubereien nannte Friedrich ſeine Einreden gegen d'Alembert in ihrem philoſophiſchen Schriftwechſel. Was könne man von einer Wiſſenſchaft wiſſen, in der leere und mißverſtändliche Worte als Dolmetſcher dienen müßten? Von der Metaphyſik dürfe man wohl ſagen, daß ſie ſich Ungeheuer geſchaffen habe, um ſie zu bekämpfen. Er zog ſich wieder ganz auf ſeinen Skepticismus zurück.[1]) Erkennen lernen, das heiße zweifeln lernen; wer die Philoſophie recht ſtudiert habe, ſei genötigt mit Montaigne zu ſagen: Que sais-je? Ueber die Lücken in der Philoſophie laſſe ſich ein Werk ſchreiben im doppelten Umfange der Encyklopädie.

Er war mit der ſpekulativen Philoſophie jetzt fertig. Aber den Peſſimismus ſeines Erfahrungsſatzes „Der Menſch iſt zum Irrtum geſchaffen“ überwand er durch die tapfere Lebensbejahung: „Der Menſch iſt zum Handeln geſchaffen.“ Im Dienſte des Ganzen, in der Hingabe an das gemeine Wohl ſah er die Beſtimmung des Menſchen, die Beſtimmung jedes Einzelnen, wie ſeinen eigenen großen Königsberuf. Die Erfüllung der Pflicht hatte er von je als das höchſte ſittliche Gebot hingeſtellt. An dem Bewußtſein der erfüllten Pflicht und an der „Hoffnung auf ſein eignes beſtes Bemühen bis zum Tode“[2]) hatte er ſich in den ſchwerſten Prüfungen ſeines ſchweren Lebens, wenn jede andere Stütze ihm

[1]) Vgl. Bd. I, 505. (2. Aufl. S. 506.)
[2]) Oben S. 9.

verſagte, immer wieder aufgerichtet. Hier war der feſte Pol ſeiner Weltanſchauung, im Wirbel aller metaphyſiſchen Zweifel über das Woher und Wohin der Welt und des Menſchen. Seinen letzten Willen hat er mit der Betrachtung eingeleitet: „Unſer Leben iſt ein eiliger Uebergang vom Augenblicke unſerer Geburt zu dem unſeres Todes; während dieſes kurzen Zwiſchenraumes iſt der Menſch beſtimmt, für das Wohl der Geſellſchaft, an deren Körper er ein Glied iſt, zu arbeiten.“ Die Pflicht des Menſchen, ſeinesgleichen zu unterſtützen, nannte er den Inbegriff der Moral; ein wackeres Herz werde nicht zufrieden ſein, ohne dieſe Pflicht erfüllt zu haben.

Alſo ſpielt er gegen die Metaphyſik die Moral aus, als die wahrhaft fruchtbare unter den Provinzen der Philoſophie, und gegen die Philoſophen der Gegenwart die großen Alten. Wenn er ſchon unter den Metaphyſikern Epikur als den Bahnbrecher einer nichttheologiſchen Welterklärung über Gaſſendi, Newton und Locke ſtellte, die Meiſter unter den Neueren, ſo konnte ſich ihm vollends in der Moral niemand unter dieſen mit den Stoikern meſſen. Er will den Stoikern alle Verirrungen ihrer metaphyſiſchen Schlüſſe [1]) verzeihen zu Gunſten der durch ihre Moral herangebildeten großen Männer. Die erſte unter allen Philoſophenſchulen ſoll ihm die ſein, die am meiſten auf die Sitten Einfluß gewinnt, die Geſellſchaft zuverläſſiger, ſanfter und tugendhafter macht. Aufklärung iſt ihm Erziehung.

„Was nützen der Geſellſchaft,“ fragt er d'Alembert, „die Entdeckungen der Modernen, wenn die Philoſophie das Gebiet der Moral und Sittenbildung vernachläſſigt, darein die Alten ihre ganze Kraft ſetzten?“ Er bekennt ſich als „großen Partiſan der Moral“, weil er die Menſchen genügend kenne und das Gute wahrnehme, das jene zu wirken vermöge. Ein Algebriſt in ſeinem Studierzimmer ſehe freilich nur Zahlen und Proportionen: „das aber hält die moraliſche Welt nicht im Gleis, und gute Sitten ſind für die Geſellſchaft mehr wert, als alle Berechnungen Newtons.“

Und ſo konnte es nicht anders ſein, als daß Friedrich auf das lebhafteſte die für die öffentliche Ordnung und das Gemeinwohl gefährlichen Nutzanwendungen bekämpfte, welche die neueſten Philoſophen aus ihren auf ſchwankendem Grunde aufgebauten Theorien zogen. „Man muß geſtehen,“ ſchreibt er, „daß der Verfaſſer des Système de la nature zu unverſchämt die Fenſter eingeworfen hat; dies Buch hat viel Uebel angeſtiftet, es hat die Philoſophie gehäſſig gemacht durch gewiſſe Folgerungen aus den Vorderſätzen.“ Er ſtellte jetzt Voltaire, den Verfaſſer des Akakia, [2]) als das Muſter für diejenige Wohlanſtändigkeit hin, die jeder Schriftſteller beobachten ſollte, um eine zuläſſige Freiheit nicht in einen frechen Cynismus entarten zu laſſen.

D'Alembert und Voltaire hatten alſo Recht mit ihrer Vermutung, daß Friedrich der Philoſophie das Système de la nature nicht verzeihe. Die Häupter der franzöſiſchen Aufklärung wußten es ſehr wohl zu ſchätzen, was die Bundesgenoſſenſchaft des „nordiſchen Salomo“ für ſie bedeutete. Polizei und Cenſur

[1]) Vgl. oben S. 576.
[2]) Bd. I, 523.

in Frankreich mußten auf das erlauchte auswärtige Mitglied der philosophischen Gemeinde wohl oder übel eine gewisse Rücksicht nehmen; denn wenn die Chikanen und Verfolgungen das Maß des Erträglichen überschritten hätten, so wäre es doch vielleicht einmal zu der Massenauswanderung französischer Philosophen nach dem preußischen Cleve gekommen, die Voltaire eine Zeitlang geplant hat. Und im ganzen übrigen Europa gab der philosophische König von Preußen für andere gekrönte Häupter, die große Katharina und so viele Kleinere und Kleinste, mit seinem Mäcenatentum den Ton an. „Niemand hat die Philosophie und die Litteratur respektabler gemacht," so erkannte es Voltaire gegen d'Alembert rückhaltslos an. Somit bedauerten sie es aufrichtig, daß Friedrich sich der Philosophie entfremdete und sich der großen Aufgabe der Aufklärung entziehen zu wollen schien. Als den, der vorherbestimmt sei, die Welt aufzuklären, hatte einst Voltaire den jungen König begrüßt;[1]) jetzt nannte der ergraute Herrscher es verlorene Mühe, diesen unseren Globus aufklären zu wollen, und erklärte es für wichtiger, gut zu verbauen, als das Wesen der Dinge zu erkennen.

Als Friedrich bereits früher einmal, im Jahre 1766, die These aufgestellt hatte, die Masse verdiene nicht aufgeklärt zu werden, da hatte Voltaire erwidert, für die Kanaille treffe das zu, aber nicht für die anständigen Leute, „die denken, die denken wollen". Friedrich berief sich auf die Erfahrungen, die er in seiner Eigenschaft als Herrscher mit dieser „zweibeinigen Spezies ohne Federn" gemacht habe; alle Philosophen der Welt würden das Menschengeschlecht nicht von dem Aberglauben, einem untrennbaren Bestandteil seiner Mischung, abbringen. „Was bedeuten," so fragt er jetzt d'Alembert, „einige aufgeklärte Professoren, einige weise Akademiker im Vergleich zu der ungeheuren Volkszahl eines großen Staates? Die Stimme dieser Lehrer wird wenig gehört und erstreckt sich nicht über eine begrenzte Sphäre hinaus." Er rechnet auf 10 Millionen Einwohner nur 50000, die nicht durch die Arbeit für das tägliche Brot völlig in Anspruch genommen seien: Adel und wohlhabenden Bürgerstand. Und von diesen 50000 sehe man die meisten ohne geistige Interessen, in Dummheit, Gleichgültigkeit oder Engherzigkeit oder in frivolem Genuß dahinleben: so möchten vielleicht tausend Gebildete übrig bleiben, nach Geist und Gaben untereinander sehr verschieden. Er verficht die Ansicht, daß in einer Kolonie von Freidenkern nach Ablauf einer Reihe von Jahren unfehlbar abergläubische Vorstellungen sich verbreiten würden; daß in keinem Religionssystem die Fabeln zu entbehren seien. Die Superstition ist ihm die Tochter der Furcht, der Schwäche und der Unwissenheit; diese Trinität regiere ebenso herrisch in den Seelen der Menge, wie eine andere Trinität in den Schulen der Theologen. Die von den Philosophen verachteten Absurditäten der Hierarchie stütze der Enthusiasmus des Pöbels — auch ohne die Nachhülfe selbstischer Priester und übel berichteter Fürsten. Bei dieser Anlage und Stimmung der Gemüter will ihm Aufklärung als ein sehr unzureichendes Mittel erscheinen: „Man müßte den Menschen Seelenmut einflößen können, sonst werden Erregbarkeit und Todesfurcht immer über die stärksten und methodischsten Beweisführungen triumphieren." Also blieb der

[1]) Bd. I, 8.

Zirkel seines Erdentages: „Bei der Geburt habe ich die Welt als Sklavin des Aberglaubens vorgefunden, und sterbend werde ich sie ebenso zurücklassen."

Gern berief sich Friedrich auf Fontenelle, dem mit hundert Jahren verstorbenen Nestor der französischen Akademie, der gesagt, wenn er die ganze Hand voller Wahrheiten hätte, so wollte er sie nicht für das Publikum öffnen. D'Alembert erwiderte: „Die Philosophen, welche die Hand zu plötzlich öffnen, sind Narren, und man schlägt ihnen die Faust ab; aber die, welche sie völlig geschlossen halten, thun für die Menschheit nicht ihre Pflicht."

Das war nun doch, trotz so mancher mißmutiger Klage über verlorene Mühe, Friedrichs Meinung nicht, der Menschheit die Aufklärung vorzuenthalten. Aber von dem festen Punkte aus, den er für sich selbst gewonnen hatte, steckte er der Aufklärung zugleich mit ihrem praktischen Ziele gewisse Grenzen. Es gilt und genügt, aus der unendlichen Zahl der Irrtümer, deren Verzeichnis einen dicken Folianten füllen würde, diejenigen zu bekämpfen, die der Gesellschaft schaden. Unbekämpft mögen bleiben die unschuldigen, vielleicht sogar nützlichen, die nützlichen und zugleich angenehmen Irrtümer.

Demnach soll man sich nicht bemühen, die Menschen von jeglichem Irrtum zu befreien und sie alle zu Philosophen zu machen, was ohnehin aussichtslos sein würde, sondern man soll sich bescheiden, sie tolerant zu machen, weil Verfolgungseifer den Frieden der Gesellschaft untergräbt. Mit Genugthuung stellt der preußische König fest, daß Deutschland, weniger rückständig als das offizielle Frankreich, sich in diesem Sinne aufzuklären beginnt, daß man hier zu Lande kaum noch jemand nach seiner Konfession fragt. Seinem katholischen Freunde, dem Abbé Bastiani, schreibt er zur Einweihung der Berliner Hedwigs-Kirche, in Bamberg, Würzburg, Salzburg u. s. w. werde freilich weder eine lutherische noch eine calvinische Kirche errichtet werden: „Ihr Andern, was Ihr auch sagen mögt, habt noch die Nachwehen vom hitzigen Fieber des Fanatismus, so seid Ihr auch nur halbe Menschen." Auf der anderen Seite bittet er seine philosophischen Freunde in Frankreich, es seinem echt deutschen Phlegma, seiner Zugehörigkeit zu einer Nation mit abgeblaßten Leidenschaften zu gute zu halten, wenn er auch die Kehrseite der Toleranz betont: „Die Toleranz muß in der Gesellschaft einem Jeden die Freiheit sichern, zu glauben, was er will; aber diese Toleranz darf nicht so weit gehen, daß sie die Frechheit und Willkür junger Thoren ermächtigt, was das Volk verehrt, keck zu verhöhnen." Vorurteile, welche die Zeit in der Vorstellung der Völker geheiligt, dürfe man nicht „vor den Kopf stoßen".

Es war wohl schwer, hier eine scharfe Grenze zu ziehen. Empfahl doch Friedrich wiederum, „mit vollen Händen Lächerlichkeit über den Aberglauben auszustreuen". Und wie in vertrauten Briefen, so hat er auch mit dem Worte, vor seiner engeren Umgebung, an seiner Konfidenztafel, die christlichen Dogmen, katholische und protestantische, nicht geschont und seinen Witz an dem, was für die Gläubigen das Heiligste ist, ausgelassen. Wie dem Papst ein parodistisches Breve,[1]) so hat er noch 1779 einem französischen Bischof einen mit natur-

[1]) Oben S. 209.

getreuem scholastischen Bombast ausstaffierten theologischen Kommentar untergeschoben und sich das Vergnügen bereitet, diesen Nachzügler der Litterae obscurorum virorum in die Salons der Pariser Freigeister einzuschwärzen. Aber seine Kritik des Système de la nature wollte er doch nicht drucken lassen, da diese Widerlegung des Atheismus ihm an einzelnen Stellen immerhin geeignet schien, frommen Gemütern Aergernis zu geben; das Jahrhundert sei noch nicht so aufgeklärt, daß man ungestraft ganz laut denken dürfe: „Ich will Niemand skandalisieren, ich habe beim Schreiben nur mit mir selbst gesprochen. Sobald es dagegen gilt, sich vor der Oeffentlichkeit vernehmen zu lassen, so ist mein feststehender Grundsatz, die Kitzligkeit der abergläubischen Ohren zu schonen."

Demnach erklärte er sich auch, von d'Alembert um eine grundsätzliche Aeußerung ersucht, gegen eine unbedingte Preßfreiheit: „Ohne die Herren Encyklopädisten, die ich verehre, verletzen zu wollen, so kenne ich die Menschen, weil ich mich lange genug mit ihnen beschäftigt habe, und bin sehr überzeugt, daß sie dämpfender Mittel bedürfen und jede Freiheit, die sie besitzen, mißbrauchen, sodaß auf dem Gebiet der Litteratur ihre Werke einer Prüfung zu unterwerfen sind, nicht peinlich, aber so, daß alles, was dem öffentlichen Frieden und dem Wohl der Gesellschaft entgegen ist, unterdrückt wird." Ueber das in Frankreich übliche litterarische Autodafé spottete er. Das sei eine Hilfe bei strenger Kälte; werde das Holz knapp, so würden die Bücher es nie werden; doch möge man nur die Schriften und nicht die Schriftsteller verbrennen, denn das werde zu weit führen: „Wollte man den Verfasser des Système de la nature verbrennen, ich selbst würde Wasser herbeitragen, seinen Scheiterhaufen zu löschen."

Die Praxis in Preußen entsprach dieser Theorie. Der König hatte die Büchercensur, die in den ersten Jahren seiner Regierung fast außer Uebung gekommen war, durch das Edikt vom 11. Mai 1749 vier gelehrten Censoren, Juristen und Theologen, nach den vier Gebieten Rechtswissenschaft, Geschichte, Philosophie und Theologie übertragen, mit der ausdrücklichen Erklärung, „daß es seine Absicht keineswegs sei, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern nur vornehmlich demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist". Die Akademie genoß Censurfreiheit, und die Universitäten übten für die unter ihrer Aegide erscheinenden Werke die Censur selbständig aus. Ueber politische Schriften und die hauptstädtischen Tageszeitungen wachte das auswärtige Amt; in diesem Bereich blieb die öffentliche Diskussion ganz unterbunden. Sonst aber wurde die Censur, solange Friedrich lebte, sehr milde gehandhabt; viele Schriftsteller setzten sich über die Einholung einer Druckerlaubnis einfach hinweg, und als die theologische Fakultät zu Halle 1780 einer in Berlin bereits approbierten Schrift Schwierigkeiten in den Weg legen wollte, verwies ihr der König diese „zweite Censur" mit dem Bemerken, daß die den Schriftstellern ohnedem äußerst lästige Censur so viel als möglich einzuschränken sei. Als aber bald darauf ein Berliner Litterateur eine Wochenschrift unter dem Titel „Predigerkritik" herausgab, nahm Friedrich bald Anstand, diese „naseweisen Leute, die nur schwatzen und nicht predigen", ge-

währen zu lassen; er verbot diese Wochenkritik als den gemeinen Mann verwirrend.

D'Alembert sah in des Königs Verhalten der positiven Religion gegenüber bedenklichen Opportunismus. Er verwarf jene Unterscheidung zwischen den schädlichen Irrtümern und den unschädlichen, erträglichen, ja nützlichen. Der Ansicht, daß „Fabeln" in keinem Religionssystem zu missen seien, trat er mit dem Satze entgegen, daß man seiner Auffassung nach dem Volke immer die Wahrheit sagen müsse. Er stellte dem König die Gewissensfrage, ob es nützlich sei, in religiöser Beziehung, oder in irgend einer beliebigen Beziehung überhaupt, das Volk zu täuschen. Er betrachtete es als eine Aufgabe der Regierungskunst, das Christentum zu seinem Urstand zurückzuführen, zu der Predigt der Duldsamkeit und Nächstenliebe und zum einfachen Kultus eines rächenden und belohnenden Gottes. Nur daß d'Alembert, der sich zum Anwalt der unbedingten Wahrhaftigkeit aufwarf, an diesen Dieu vengeur et rémunérateur doch selbst nicht glaubte! D'Alembert hat schon 1769 dem König nahe gelegt, das Problem der Berechtigung einer Täuschung als akademische Preisfrage auszuschreiben, und acht Jahre später hat sich Friedrich in der That entschlossen, seine Akademie, so sehr sie sich begreiflicherweise sträubte, zu der Fragestellung zu veranlassen: „Ist es dem Volke nützlich, getäuscht zu werden, entweder indem man es zu neuen Irrtümern hinleitet, oder indem man es in den überkommenen beläßt?"

Zu den „nützlichen und angenehmen Irrtümern", die man nicht bekämpfen soll, zählte Friedrich auch den Ehrgeiz, das „Vorurteil der Reputation". Freilich bei genauer Prüfung bleibe vom Ruhm sehr wenig übrig: „Von Undankbaren beurteilt und von Thoren geschätzt zu werden, seinen Namen im Munde eines Pöbels zu wissen, der ohne Grund zustimmt, verwirft, liebt und haßt, darauf darf man nicht stolz sein." Aber, so fragt Friedrich, „was würde aus den tugendhaften und löblichen Handlungen werden, wenn wir nicht den Ruhm liebten? Alle, die sich um ihr Vaterland verdient gemacht haben, sind in ihren Handlungen durch jenes Vorurteil ermutigt worden. Wohl kann nach unserem Tode unser Ruf uns ebenso gleichgültig sein, wie alles, was beim Turmbau zu Babel gesprochen worden ist — und doch, gewöhnt zu leben, sind wir empfindlich gegen das Urteil der Nachwelt, und die Könige müssen es mehr sein als die Privatleute, da das der einzige Richterstuhl ist, den sie zu fürchten haben. Wer nur ein wenig Empfindung hat, strebt nach der Achtung seiner Mitbürger, man will mit etwas glänzen, man will nicht mit der vegetierenden Menge zusammengeworfen werden. Dieser Instinkt ist eine Wirkung der Ingredienzen, aus denen die Natur uns zusammengeknetet hat: ich habe mein Teil davon."

Unwillkürlich erinnern wir uns des Bekenntnisses, das der alte König über den Anteil des Ehrgeizes an seiner ersten großen That, an der Unternehmung auf Schlesien, abgelegt hat.[1]) Wohl kennt er ein Moralprinzip, das den Ehrgeiz entbehren kann und ausstößt. Er preist und bewundert diese interesselose Moral, das Ideal der Stoiker, diese höchste Sittlichkeit, die nicht auf schnöden Lohn zählt, weder im Himmel noch auf Erden, die uns lehrt und

[1]) Vgl. Bd. I, 59. Vgl. auch oben S. 313.

befiehlt, das Gute nur um seiner selbst willen, nur aus Liebe zur Pflicht zu thun.[1]) Wohl hat ihm die Lehre der Stoa am Rande des Abgrundes ihren Trost angeboten und gewährt, indem sie ihm die Verächtlichkeit aller irdischen Güter zu beweisen bemüht war. Aber zugleich hatte er sich in solcher Lage doch überzeugt, daß er mit seinen heißen Leidenschaften die „Unempfindlichkeit" des Stoikers nie erreichen, den Schmerz immer als ein Uebel spüren werde. Er unterdrückte nicht den Vorwurf gegen die Stoa, daß sie dem Menschen Uebermenschliches aufbürde, mehr von ihm verlange, als er leisten könne. Ihr Weiser enthüllte sich ihm als ein „abstraktes Wesen".

Nicht an den abstrakten Menschen, sondern an den der Schwäche und Versuchung unterworfenen dachte Friedrich, wenn er für die Zwecke der Erziehung ein neues Moralprinzip aufstellte, das Prinzip der Eigenliebe als der verborgenen Triebkraft aller menschlichen Handlungen. Seit seiner Jugend hatte er mit dem Gedanken sich getragen, mit dem er 1770 öffentlich hervortrat: „Ich wünschte, daß man den Antrieb der Eigenliebe benutzte, um den Menschen zu beweisen, daß es ihr wahrhaftes Interesse ist, gute Bürger, gute Väter, gute Freunde zu sein, mit einem Worte, alle moralischen Tugenden zu üben." Weisheit und Vernunft galten ihm als Früchte der mittelst Furcht und Hoffnung auf unsere Handlungen einwirkenden Erfahrung. Er erwartete von diesem seinen auf den Nutzerfolg begründeten Moralprinzip, daß es sich kräftiger erweisen werde nicht nur als jenes herbe Gebot der Stoiker, die Tugend selbstlos zu üben, sondern auch kräftiger als die lockende Aufforderung der Epikureer, in der Tugend den mit ihrer Uebung verbundenen Genuß zu suchen, und endlich auch kräftiger als das für stumpfe Seelen allzu erhabene Gebot des Christentums, das Gute aus Liebe zu Gott zu thun; jedenfalls schien ihm sein Vorschlag trefflich geeignet, das christliche Moralprinzip bei der Erziehung zu unterstützen. Der alte König empfiehlt die Erziehungsmethode, die jeder verständige Pädagog beim Kinde anwendet. Seine tiefe Menschenkenntnis, eine lange Erfahrung sagten ihm, daß durchschnittlich die Menschen in dieser einen Beziehung, in ihrem naiven Egoismus, immer Kinder bleiben, nicht Stoiker oder Engel werden.

Den „Essai sur l'amour-propre envisagé comme principe de morale" ließ der König am 11. Januar 1770 in der Akademie der Wissenschaften verlesen. Die Schrift wirft zum Schluß den Gedanken hin, daß es vielleicht zweckmäßig sein würde, Katechismen zusammenzustellen, aus denen die Kinder von der zartesten Jugend an lernen könnten, daß, um glücklich zu werden, die Tugend ihnen unerläßlich notwendig sei. Einen derartigen Katechismus hat er alsbald eigenhändig ausgearbeitet, den „Dialogue de morale à l'usage de la jeune noblesse", den er dem Kommandeur der Berliner Kadettenanstalt zustellte: die praktische Anweisung zu einem religionslosen Moralunterricht. Hier also sollte mit dem utilitarischen Moralprinzip eine Probe gemacht werden. Die fünf Jahre früher erlassene, auf wesentlich neue Unterrichtsmethoden hinweisende Instruktion für die Direktion der höheren militärischen Bildungsstätte, der Académie des

[1]) Vgl. Bd. I, 501. 502 (2. Aufl. S. 502. 503).

nobles,[1]) hatte dieses Prinzip zwar bereits betont, indem sie die Tugend als „nützlich und sogar sehr nützlich" anpries, hatte aber im Sinne der Stoa zugleich als den Gipfel der Tugend die vollständigste Selbstlosigkeit bezeichnet.

Der „Versuch über die Eigenliebe", der „Katechismus", die „Instruktion" und noch weitere drei, gleich zu erwähnende Schriften verwandten Inhalts sind die denkwürdigen Zeugnisse für den lebhaften Anteil, den der König in der zweiten Hälfte seiner Regierung an pädagogischen Fragen nahm. Er setzte sich ganz eigentlich vor, jetzt auch der Erzieher seines Volkes zu werden. „Je mehr man im Alter vorrückt," schreibt er am 6. Oktober 1772 an d'Alembert, „desto mehr gewahrt man den Schaden, den der Gesellschaft die Vernachlässigung der Jugenderziehung zufügt; ich fasse die Sache auf alle mögliche Art an, um diesen Mißstand zu verbessern. Ich reformiere die Mittelschulen, die Universitäten und gehe bis zu den Dorfschulen; aber es sind dreißig Jahre von nöten, um die Früchte zu sehen. Ich werde sie nicht genießen, aber ich werde mich damit trösten, meinem Vaterland diesen Vorteil, dessen es bisher entbehrt hat, zu vermitteln." Von dem Erziehungsideal Rousseaus, welches das junge Geschlecht bejubelte, lenkte diese Schulreform freilich weit ab.

Ein öffentliches Bekenntnis hat der königliche Pädagog über seine grundsätzliche Stellung zur Wissenschaft, Aufklärung und Volksbildung niedergelegt in dem „Discours de l'utilité des sciences et des arts dans un État", der am 27. Januar 1772 in der Akademie zur Verlesung kam. Er schlägt seine Schlacht mit zwei Fronten, gegen die alten und gegen die neuen Fanatiker, gegen die „Gestalten in schwarzer, brauner, grauer, weißer oder scheckiger Soutane" hüben und gegen Rousseau drüben. Er nennt Rousseau nicht bei Namen, aber er „schämt sich", vor der Akademie sagen zu müssen, daß man die Frechheit gehabt habe, es in Frage zu stellen, ob die Wissenschaften der Gesellschaft nützlich oder schädlich seien. Die pessimistischen Töne der Briefe an d'Alembert werden gedämpft; statt der Klage über das Undankbare aller Versuche, den ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel zu leihen, begegnet uns der Hinweis auf einen thatsächlichen Fortschritt: daß zwar die Dialektik dem Verständnis des Pöbels entrückt sei, daß dieser ganze große Teil des menschlichen Geschlechts immer von allen zuletzt die Augen öffnen werde, daß man aber gleichwohl es erreicht habe, auch das Volk von dem Glauben an Zauberer, Adepten und Besessene und von ähnlichen kindischen Thorheiten zurückzubringen. Die Ansicht gewisser schlechter Staatsmänner, daß es leichter sei, ein unwissendes und stumpfsinniges Volk als ein aufgeklärtes zu regieren, bestreitet er auf das lebhafteste: ein von Ignoranten bevölkerter Staat würde dem nur von Tieren bewohnten verlorenen Paradies gleichen. Vom Standpunkt gerade des Staatsmannes legt er dar, was die einzelnen Wissenschaften dem Gemeinwesen praktisch leisten: Mathematik, Physik, Botanik, Anatomie, Mechanik, Astronomie und Erdkunde, Geschichte und Philosophie. Die Verächter der Künste aber erinnert er daran, daß Amphion

[1]) Oben S. 508.

durch die Klänge seiner Lyra die Mauern von Theben erstehen ließ, d. h. daß die Künste die Wilden zu sanften Sitten gewöhnten und so Raum für die Begründung der Gemeinschaften schufen. Er führt das Zeitalter der Blüte Athens, das Augustische, die Renaissanceperiode, die Regierung Ludwigs XIV. als die Höhepunkte der Weltgeschichte vor und schließt mit der Warnung, wenn heutzutage ein Staat in Europa verabsäumen wollte, die Wissenschaften zu ermutigen, so würde er bald um ein Jahrhundert hinter den Nachbarn zurückbleiben, wie Polen dafür ein greifbares Beispiel liefere.

Der akademischen Abhandlung war vorangegangen eine pädagogische Flugschrift. Als Brief eines in Preußen lebenden Genfers veröffentlichte der König Ende 1769 Betrachtungen „Ueber die Erziehung", eine scharfe Kritik der in den Kinderstuben der oberen Schichten seiner Ansicht nach eingerissenen Verweichlichung. Er beklagt, daß man die Kinder einmal durch eine blinde Liebe verzärtele und andererseits den Händen der Dienerschaft oder ungeschickter Hauslehrer überlasse, die der Erziehung und des Schliffs selber entbehrten[1]); er fragt, entschieden ungerecht gegen das Geschlecht des Siebenjährigen Krieges, was Arminius oder der große Kurfürst sagen möchten, wenn sie die verweichlichte Jugend von heute sehen würden. Noch ungünstiger beurteilt er die übliche Erziehung der Töchter. Es empört ihn zu sehen, wie man die volle Hälfte des Menschengeschlechtes bis zu dem Grade verachte, daß man alles vernachlässige, was ihren Geist bilden könnte. Wo bleibe einem Wesen Zeit zur Besinnung auf sich selbst, dessen Tagewerk sei, zwei bis drei Stunden vor dem Spiegel mit der Betrachtung, Vervollkommnung und Bewunderung der eigenen Reize zuzubringen, den ganzen Nachmittag mit Klatscherei und den Abend mit Theater, Spiel, Mahl und wieder Spiel auszufüllen? Und das in dem Jahrhundert der großen Fürstinnen, die ihre männlichen Vorgänger so weit überträfen — ein Beweis, daß mit männlicherer, kräftigerer Erziehung das weibliche Geschlecht dem männlichen überlegen sein würde.

An diese allgemeinen Bemerkungen über die häusliche Erziehung knüpfte der Verfasser bestimmte, noch zu erwähnende Vorschläge für die Reform des höheren Unterrichts auf Gymnasium und Universität, und nahm deshalb Veranlassung, seine Schrift dem damals an der Spitze des geistlichen Departements stehenden Minister v. Münchhausen zur Beachtung zuzustellen. Doch wurde nicht mehr dieser, sondern sein bald darauf ernannter Nachfolger der Vollstrecker des Programms für die Unterrichtsreform: ein wie Carmer aus Schlesien herangezogener Staatsmann, der bisherige Präsident der Oberamtsregierung zu Brieg, der bei seiner Ernennung zum Minister noch nicht ganz vierzigjährige Karl Abraham v. Zedlitz, der erste große Unterrichtsminister des preußischen Staats, mit seinem freien Blicke und seiner sicheren Hand der Mann nach dem Gefallen des Königs.

Carmers aus Schlesien mitgebrachtem Plane für die Justizreform hatte der König nur seinen Arm geliehen; dem neuen Unterrichtsminister also gab er für seine Aufgabe auch die leitenden Gedanken mit auf den Weg.

---

[1]) Vgl. Bd. I, 498 (2. Aufl. S. 499).

Uebung des Verstandes und des Urteils hat Friedrich als „das erste Fundament bei der Erziehung" bezeichnet. Demnächst verkündete Immanuel Kant als „Wahlspruch der Aufklärung" das horazische „Sapere aude!": „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen" — in jener Umschreibung des Begriffes Aufklärung, die der große Philosoph 1784 in der Berliner Monatsschrift gab: Aufklärung der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit, aus dem Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Mit Recht durfte sich Kant auf Friedrich selbst beziehen: „Ich höre von allen Seiten rufen: räsonniert nicht! Der Offizier sagt: räsonniert nicht, sondern exerziert! Der Finanzrat: räsonniert nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonniert nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: räsonniert, so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht!"

„Wer am besten räsonniert," hat der König einmal zu Zedlitz gesagt, „wird immer weiter kommen, als einer, der falsche Conséquences zieht. Ein jeder Bauer muß seine Sache überlegen, und wenn jeder richtig dächte, das wäre sehr gut." Brenckenhoff, dem der König für das Retablissement der Neumark und Pommerns [1]) auch die Schule besonders empfohlen hatte, faßte 1764 in einem Schreiben an das geistliche Departement die „allerhöchste Intention" dahin zusammen, „daß das Wohl des Staates durch Erzeugung vernünftiger und gesitteter Unterthanen mehr als durch dumme und unwissende gefördert werde". Und in jener akademischen Abhandlung von dem Nutzen der Wissenschaften für den Staat heißt es, erfahrungsmäßig sei das Volk, je abgestumpfter, desto verbohrter und halsstarriger; es sei viel schwieriger, solche Halsstarrigkeit zu besiegen, als ein Volk, das gebildet genug sei, um Vernunft zu hören, von dem Richtigen zu überzeugen. Eine Kabinetsordre von 1769 verlangt, die Landbewohner müßten einen „vernünftigen und deutlichen Unterricht in der Religion" erhalten, damit „der Verstand mehr aufgeklärt" und ihnen ein richtiger Begriff der Pflichten gegeben werde: „die mehrsten Bauernkinder bleiben darüber in der größten Unwissenheit, und dieser Dummheit, um mich so auszudrücken, muß notwendig am ersten abgeholfen werden." Eben deshalb komme es bei den Bemühungen um das Schulwesen vor allem auf das platte Land an; dort stehe es am schlechtesten, in den Städten möge es mit den Volksschulen noch angehen.

Zu einem Einblick in den Betrieb und die Mängel der Dorfschulen der Mark Brandenburg hatte der König im Feldzug von 1759 Gelegenheit genommen, als er nach der Schlacht bei Kunersdorf mit seinem geschlagenen Heere die Hauptstadt deckte. Im Augenblicke des Friedensschlusses [2]) erinnerte er sich eines vor vier Jahren gefaßten Vorsatzes; eine Anzahl Kabinetsbefehle aus dem Februar, März, April 1763 eröffneten den Behörden, daß der König nach glücklich hergestelltem Frieden „die Aufrechterhaltung der Schulen im Lande und die gute Ordnung bei solchen" jetzt „mit zum Hauptaugenmerk" genommen habe. Vom 12. August 1763 datiert das „Generallandschulreglement" für die evangelischen

[1]) Oben S. 354.
[2]) Oben S. 341.

Schulen, die Arbeit des unermüdlichen Direktors Hecker von der 1747 begründeten Berliner Realschule. Für die katholischen Schulen Schlesiens erging am 3. November 1765 ein Reglement; hier hatte der Prälat des Saganer Augustinerstiftes die Feder geführt, der Abt Felbiger, der sich Heckers Thätigkeit zum Vorbild genommen hatte; Hecker rühmte ihm nach, daß dieser Mönch in Schlesien mehr Eifer für die Verbesserung des Schulwesens zeige, als die Vorstände der evangelischen Schulen.

Die Grundlage, auf der man fußte, war die Gesetzgebung Friedrich Wilhelms I.: das Edikt von 1717, das den Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht ausgesprochen und den Eltern geboten hatte, ihre Kinder im Winter täglich, im Sommer wenigstens an zwei Wochentagen zur Schule zu schicken, und die Ausführungsbestimmungen für einzelne Provinzen von 1736 und 1738. Auch 1754 und 1759 waren derartige Einzelvorschriften ergangen, für Minden und für Schlesien. Die neuen Ordnungen von 1763 und 1765 sahen vor: eine geregelte Aufsicht über die Schulen durch geistliche, aber von Staats wegen beauftragte Organe, durch den Ortsgeistlichen und durch einen Inspektor innerhalb eines größeren Bezirks, eine Aufsicht, die sich auch auf die Schulen privaten Patronats erstreckte; sie knüpften die Anstellung der Lehrer an eine vorangegangene Prüfung. Dem Lehrerseminar, das Hecker an seiner Realschule eingerichtet hatte, und den älteren in Königsberg, Stettin und Kloster Bergen traten weitere derartige Anstalten zur Seite. Das Reglement von 1763 wollte weiter den Lehrer so gestellt wissen, daß er nicht auf Nebenverdienst angewiesen blieb. Bisher war es die Regel gewesen, daß der Dorfschulmeister zugleich das Schneiderhandwerk übte. In dem Reglement für Schlesien mußte dem Herkommen und den thatsächlichen Verhältnissen das Zugeständnis gemacht werden, daß „die Schneiderprofession, das Wirken und dergleichen" auch fürderhin „vergönnt" wurde, „keineswegs aber das Bier- und Branntweinschenken, das Handeln oder das Aufwarten in denen Kretschamen mit Musik". Auch in den bescheidenen Grenzen, die man sich steckte, stieß die Durchführung der Reglements auf die größten Schwierigkeiten. Die Mitarbeiter des Königs hatten es vorausgewußt, daß „die Natur, die Dummheit, der Stolz und der Eigensinn des Bauers, Pächters und Landedelmanns" ohne Zwangsmaßregeln nicht zu überwinden sein würden. Rühmliche Ausnahmen bildeten die seit 1773 eingerichteten Musteranstalten des Domherrn von Rochow auf seinen Dörfern im Havelland und die Schulen der Maltzahnschen Güter in Vorpommern. Nicht einmal die Schulbehörden selber thaten überall ihre Schuldigkeit. Die Herren Inspektores hielten die Visitationen, wie Zedlitz klagte, wohl unter ihrer Würde, und aus manchem Geistlichen hätte nach dem derben Ausdruck des Ministers erst der Bierlümmel herausgepeitscht werden müssen, ehe er zum Aufseher über die Schule geeignet gewesen wäre. Immerhin kam man vorwärts. Eine außerordentliche Visitation, die im Winter 1768/69 auf ausdrücklichen Befehl des Königs vorgenommen wurde, hatte das beste Ergebnis für Ostfriesland, das nächstbeste für Halberstadt, das am wenigsten befriedigende für Pommern und zu zweit für die Neumark. Für Preußen und Schlesien wurden die Zustände wieder als gut bezeichnet. In Schlesien waren vom Frühjahr 1763 bis zum

Herbst 1765 251 katholische Schulen neu begründet worden, bis Anfang 1769 weitere 240 katholische und 238 evangelische. In der Kurmark waren 1771 unter 1997 Dörfern noch 337 ohne Schule.

Das größte Hemmnis blieb der Mangel an geeigneten Lehrern, die Folge der Dürftigkeit der Einkünfte, der noch lange nicht durchweg abgeholfen war, auch nicht, als der König in einzelnen Provinzen die Zinsen der dem Adel vorgeschossenen Kapitalien [1]) teilweise für die Verbesserung der Lehrergehälter angewiesen hatte. Nun galt es, die zahlreichen neuen Stellen zu besetzen, demnächst eine ganze, bisher völlig von Landschulen entblößte Provinz [2]) mit Lehrkräften auszustatten und endlich für die auszumerzenden Gevatter Schneider Ersatz zu schaffen: sie mochten sehen, wie sie allein mit ihrer Nadel sich kümmerlich weiter halfen. Nachwuchs ließ sich schwer heranziehen. Wenn der Lehrer vor dem 22. Lebensjahre füglich nicht angestellt werden sollte, wie fand bis dahin der im Seminar vorgebildete Anwärter sein Auskommen? Wer sich begabt zeigte, bezog da lieber in der Hoffnung auf Freitisch und Stipendien die Universität. In einem späteren Zeitpunkt hat jener Brenckenhoff, unter dem lebhaften Einspruch des Ministers Zedlitz, dem König vorgeschlagen, alte Unteroffiziere, soweit sie geeignet sein würden, den Dorfschulen vorzusetzen. Aber unter 3443 Invaliden musterte die Militärbehörde nur 79 als vielleicht brauchbar heraus, und von diesen 79 bestanden dann keineswegs alle die Prüfung vor dem Konsistorium, in einem Bezirk von 13 nur 3, von denen einer wiederum wegen seiner ausgesprochenen Unlust zur Uebernahme einer Schule ausfiel.

Ueber das der Volksschule zu steckende Ziel stimmten die Ansichten des Königs und des Ministers überein. Obgleich statistische Angaben nicht vorliegen, darf man annehmen, daß die Zahl der Analphabeten, die bis auf den heutigen Tag aus den Kulturstaaten nicht ganz geschwunden sind, in dem damaligen Preußen noch beträchtlich war. An diesem Punkt also mußte der Hebel zunächst angesetzt werden. Die Schulordnung für Minden von 1754 kannte nur Religion und Lesen als verbindliche Unterrichtsgegenstände, die Teilnahme der Kinder an den Schreib- und Rechenstunden war in das Belieben der Eltern gestellt. Daß der Bauer nicht schreiben lernen dürfe, galt manchem Gutsherrn als ausgemachte Sache, und ein alter Lehrer hat 1772 die Ansicht geäußert, daß das Schreiben virginibus ein vehiculum zur Lüderlichkeit sei. Zedlitz faßte in einer akademischen Rede von 1777 seinen Standpunkt dahin zusammen: wenn es ungerecht sei, den Bauer wie ein Vieh aufwachsen zu lassen, so sei es eine Thorheit, die künftigen Schneider, Tischler oder Krämer wie einen Konsistorialrat oder Schulrektor zu erziehen. Der Menschenfreund Rochow, dessen Bestrebungen Zedlitz anfänglich warm begrüßt hatte, wurde ihm später als Cosmopolite enthousiaste verdächtig, der die Dorfjugend zu klug mache. Bekannte sich doch auch ein Herder zu der Anschauung, daß „zuviel Klarheit und Raisonnement in Ständen, wo sie nicht hingehört", eher schädlich als nützlich sei. An dem Grundsatz, daß jeder Staatsbürger nach seinem ihm bestimmten Be-

[1]) Oben S. 361.

[2]) Oben S. 494. 495.

rufe zu unterrichten sei, der Bauer anders als der Bürger und als ein dereinstiger Gelehrter, hielt Zedlitz auch in dem Reformplan fest, den er nach dem Thronwechsel von 1786 entwickelt hat: gelehrt dürfe der Bauer nicht werden, aber „ein guter und in seinem Stande verständiger, brauchbarer und thätiger Mann". Zedlitzens Leitsatz entsprach ganz der uns bekannten Grundidee des Friedericianischen Ständestaates[1]) mit seiner scharfen Sonderung der sozialen Schichten, und aus eben dieser Grundanschauung heraus hat der König dem Minister „ein bißchen Lesen und Schreiben" als genügend für das platte Land bezeichnet: „wissen sie zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Secretairs und so was werden; deshalb muß man aufm platten Lande den Unterricht der jungen Leute so einrichten, daß sie das Notwendige, was zu ihrem Wissen nötig ist, lernen, aber auch in der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, sondern hübsch da bleiben."

Was den Religionsunterricht in der Volksschule anbetrifft, so legte der König auf ihn entscheidendes Gewicht. Nicht als ob er geglaubt hätte, die Religion zur Unterstützung der Polizei aufbieten zu müssen; denn er vertrat die Meinung, daß eine kräftige und beharrliche Staatsgewalt die Unterthanen auch ohne die Androhung göttlicher Strafen zum Gehorsam gegen die Gesetze anzuhalten vermöge. Aber wir kennen seine Hochachtung vor der Moral des Christentums.[2]) Von ihr erhoffte er die sittliche Hebung der Masse. So sollten auf dieser Stufe des öffentlichen Unterrichtes Morallehre und Religionslehre zusammenfallen. Der Grenzen, die aller Erziehungskunst gesetzt sind, blieb Friedrich sich auch hier bewußt. Der Philanthrop, der idealistische Pädagog mag die Achseln zucken, wenn der König von dem Morallehrer der Volksschule nichts weiter verlangt, als daß er die Leute so weit bringen soll, „daß sie nicht stehlen und morden"; der alte Praktiker aber wußte sehr wohl, daß er damit sogar noch zu viel verlangte: „Diebereien werden nie aufhören, das liegt in der menschlichen Natur." Und als ihm der Professor Sulzer gutgläubig den Erziehungsgrundsatz der Rousseau und Basedow, daß der Mensch von Natur gut sei, anpreisen wollte, bekam er die Antwort: „Ach, Sie kennen diese verfluchte Rasse nicht genügend, der wir angehören."

Von dem Religionsunterricht in der protestantischen Volksschule erwartete der König noch ein anderes. Der Lehrer soll den Kindern Attachement zur Religion beibringen, „damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen, denn die evangelische Religion ist die beste, und viel besser wie die katholische". Ein Urteil, dem er in anderem Zusammenhang eine besondere Beziehung auf die Moral beider Konfessionen gegeben hat.

In demselben Jahre des großen Krieges, da der König in den Zustand der kurmärkischen Volksschulen einen Einblick gewann, hat er sich auch mit einigen Fragen des höheren Unterrichtes beschäftigt. Um seinen trüben Gedanken eine Ablenkung zu geben, verfaßte er in den schweren Tagen unmittelbar nach der Kapitulation von Maren[3]) einen Aufsatz über die Methode, wie man die

[1]) Oben S. 556.
[2]) Oben S. 574.
[3]) Oben S. 234.

Alten lesen müsse, und über ihr Verhältnis zu den Modernen. Er vertrat die Ansicht, daß man von diesen um so größeren Gewinn haben werde, je gründlicher man mit Geist und Inhalt der Alten vertraut geworden sei. In der Schrift „Ueber die Erziehung" von 1769 nannte er unter den Gymnasien seines Landes das Joachimsthal, das Domgymnasium zu Brandenburg, das Gymnasium zu Kloster Bergen bei Magdeburg als Beispiele für einen verhältnismäßig guten Unterricht, glaubte aber selbst bei ihnen die Ueberlastung der Schüler mit Gedächtnisstoff rügen zu müssen: man gewöhne sie nicht an selbständiges Denken, übe das Urteil nicht früh genug, versäume die Seelen aufzurichten und ihnen edle und tugendhafte Regungen einzuflößen. Auch hier legte jetzt Zedlitz die Hand an, und mit größerem Erfolg als in der Volksschule. König und Minister kamen überein, daß mit der Reform in der Residenz und in den Hauptstädten der Provinzen anzufangen sei; beide waren auch über die Haupterfordernisse des Gymnasialunterrichtes durchaus einverstanden, wie sie der König dem Minister in der Audienz vom 5. September 1779 noch einmal ans Herz legte: Vom Lateinischen werde er nicht abgehen, auch vom Griechischen nicht: „das sind die wesentlichsten Stücke mit;" doch werde es gelten, die leichteste Methode für die Erlernung ausfindig zu machen. Friedrich wünschte dringend, von den Klassikern, lateinischen wie griechischen, gute deutsche Uebersetzungen angefertigt zu sehen: „damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich ist, sonsten lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht." Die weiteren Forderungen des Königs waren: ein guter Unterricht im Deutschen nach der besten erreichbaren Grammatik — Zedlitz setzte sich demnächst mit Adelung für diesen Zweck in Verbindung; Uebungen in der Rhetorik an der Hand des Quintilian; eine Einführung in die Elemente der Mathematik, der Philosophie, Logik, Metaphysik und Geschichte der Systeme, nicht durch einen Geistlichen, „sonsten ist es ebenso, als wenn ein Jurist einem Offizier die Kriegskunst lehren soll"; in der Geschichte Bevorzugung der neueren Zeit seit dem sechzehnten Jahrhundert, nach einem Ueberblick über die früheren Perioden, der wiederum das Altertum vor dem Mittelalter bevorzugen sollte.

Mit dem starken Rückhalt am Throne, im Besitz der klar und bestimmt ausgedrückten Befehle des Monarchen vermochte Zedlitz den da und dort ihm entgegentretenden, bald offenen, bald versteckten Widerstand einzelner Schulvorstände, Kuratoren, Lehrerkollegien leicht zu brechen. Der thatkräftige junge Rektor Meierotto vom Joachimsthalischen Gymnasium machte ihm die erste Probe auf die neuen Lehrpläne. Den der altberühmten Anstalt angekündigten persönlichen Besuch hat der König ihr schließlich nicht abgestattet, aber dem Rektor Meierotto und dem Kurator Merian gewährte er am 22. Januar 1783 eine anderthalbstündige Audienz: „Es freuet mich, mein lieber Professor, daß ich Ihn kennen lerne, wie stehts in dem Gymnasium?" war die erste Anrede; die Unterhaltung wurde dann französisch fortgesetzt, der König sprach mit großer Lebhaftigkeit und ging nach des Rektors Zeugnis „sehr ins Genaue in Ansehung des Gymnasio und besonders der Rhetorik". Noch manch anderer wackere Schulmann leistete freudige, verständnisvolle und erfolgreiche Mitarbeit an dem Reformwerk, ein Lieberkühn in Breslau, Steinbart in Züllichau, Struensee in Halberstadt,

Rötgers in Magdeburg, Büsching und Gedike in der Hauptstadt. Den Dank der Altertumsfreunde für den ihren Studien angebrochenen neuen Tag erstattete Gedike 1781 in seiner „Nachricht von der Einrichtung des Friedrich-Werderschen Gymnasiums“: „Für Alle ist außer dem unmittelbaren Nutzen und Vergnügen der Wunsch unseres großen Monarchen, daß das Studium der griechischen Litteratur eifriger auf den Schulen getrieben werden solle, und das Beispiel eines Zedlitz, der täglich im Heiligtum der griechischen Muse sich von den Arbeiten des Staates erholt, und das Beispiel so mancher anderer großer Männer Berlins eine kräftige Aufmunterung.“ Bald entstanden in der Hauptstadt, aus zünftigen und unzünftigen Verehrern von Hellas zusammengesetzt, diese griechischen Gesellschaften, die bis auf den heutigen Tag fortblühen.

Wie von dem Gymnasium verlangte der König auch von der Universität eine Verjüngung des Unterrichtsbetriebes, den Bruch mit dem Schlendrian, die Einführung zweckmäßigerer Lehrmethode, die Anleitung der Jugend zu selbständigem Denken und zu eigner Arbeit. Auch hier trat er mit ganzem Nachdruck für die Pflege der klassischen Sprachen ein. Er glaubte zu bemerken, daß das Studium des Griechischen und Lateinischen an den Universitäten nicht mehr so im Schwange sei, wie früher; an d'Alembert schrieb er geradezu, daß ohne seine Bemühungen die Erlernung der griechischen Sprache sich ganz verlieren würde. Es wollte ihm scheinen, „daß die guten Deutschen, von der tiefen Gelehrsamkeit angewidert, in deren Besitz sie ehedem waren, jetzt mit möglichst geringem Kostenaufwand zu wissenschaftlichem Ruf gelangen wollen“; in falsch verstandener Nachahmung der Franzosen seien sie auf dem besten Wege, oberflächlich zu werden. Dachte der König, als er 1769 solches schrieb, etwa an den hallischen Professor Klotz? Es wäre wohl möglich, daß Friedrich durch Quintus Icilius auf das bedenkliche Treiben und den wissenschaftlichen Bankerott dieses neumodischen Philologen aufmerksam geworden wäre, der die Losung ausgegeben hatte: „Gott erweise Euch die Gnade, weniger gelehrt zu werden.“ Mängel anderer Art tadelt er an den Professoren der Philosophie. Die Monadenlehre und die prästabilierte Harmonie, auf die sie noch immer schwören, nennt er einen „Gallimathias“, und ein andermal, etwas höflicher, den Roman eines Mannes von viel Genie; das ganze System des „doctissimus, sapientissimus Wolffius“ gilt ihm als ebenso absurd und unverständlich wie die früheren Schulsysteme; er rät den deutschen Philosophen, gegen den einzigen Metaphysiker, der die Imagination dem Bonsens geopfert habe, gegen Locke, ihre nationalen Vorurteile aufzugeben. So hatte er schon 1754 persönlich den hallischen Professor Meier veranlaßt, Vorlesungen über Lockes Philosophie zu halten. Den Juristen ruft er zu: „Wir stehen nicht im Jahrhundert der Worte, sondern in dem der Dinge.“ Von den Medizinern, aus deren Wissenschaft er sich allerhand Kenntnisse angeeignet hatte, verlangt er, daß sie Hippokrates und Gallen nur als Ausgangspunkte betrachten und sich an die Lehren der neuen Meister halten sollen. Den akademischen Geschichtslehrern empfiehlt er ungefähr denselben Gang des Unterrichtes und dieselbe Stoffverteilung, wie er beides schon für das Gymnasium gefordert hat: insbesondere eingehendere Behandlung der neueren Geschichte seit Karl V., weil von da ab alles interessant und denkwürdig werde;

weiter soll der Lehrer die Entwickelung der Verfassungszustände und Rechtsordnungen vorführen, eine Geschichte der Ansichten und Meinungen geben und die Ursachen der großen Ereignisse darlegen. Viel mehr Wert als Ueberfüllung mit Jahreszahlen und unverdauten Einzelkenntnissen hat ihm auch beim Geschichtsunterricht Schärfung des Urteils, wozu hier noch der praktische Lehrzweck tritt: die Erweckung der Nacheiferung durch großes und gutes Beispiel.

Der Verwilderung der akademischen Sitten glaubte der König durch das Edikt vom 9. Mai 1750 wirksam gesteuert zu haben, das ganz seiner eigenen Entschließung entsprungen war und bei dessen Abfassung er mit eigener Feder mitgewirkt hatte. Mißtrauisch blieb er gegen Fleiß und Eifer der Professoren. Noch 1784 hat er als die Hauptsache bezeichnet, „daß die Professores meinen Anweisungen und Verordnungen gemäß die Studenten in jeder Fakultät mit aller ersinnlichsten Treue und Sorgfalt unterrichten". Auch fand er, daß Professores „immer zu weitläuftig" seien. Von seinem Interesse an den Berufungen neuer Lehrer zeugen zahlreiche Randbemerkungen zu den Vorschlägen der Minister. Selbst einem Zedlitz machte er bei solchem Anlaß bisweilen Einwände, obgleich bei ihm dieser Mann, der Jünger und Verehrer von Immanuel Kant, der Gönner von Friedrich August Wolf, auch als Leiter des Universitätswesens eine wohlverdiente Vertrauensstellung einnahm.

In den Dienst des großen Erziehungswerkes, das ihm am Herzen lag, stellte der König endlich auch die Akademie der Wissenschaften. Sie hat in seinem Sinne und auf seine Anregung im letzten Jahrzehnt seiner Regierung ihre Preisfragen vorzugsweise auf das Gebiet der Moralphilosophie gerichtet, um eine Verständigung über die Grundprobleme anzubahnen und diese zugleich zu popularisieren — auch ein Weg, die Menschen besser und toleranter zu machen, wie Friedrich es von der Aufklärung forderte. Solange Maupertuis die von ihm wiederhergestellte Akademie beherrscht hatte, waren die metaphysischen Preisaufgaben an der Tagesordnung gewesen und im entschiedenen Gegensatz gegen die Leibniz-Wolffsche Philosophie formuliert und beurteilt worden. Dann brachte Sulzer diese Richtung vorübergehend noch einmal zu Ansehen: schon fürchtete Friedrich, Leibnizens „schwangere Monade" wiederkehren zu sehen, und verlangte jetzt also, im Oktober 1777, daß die Akademie interessantere und mehr praktische Fragen statt der unverständlichen zur öffentlichen Erörterung stellen sollte. Er selbst drängte ihr eben damals jenes heikle Thema von der Zulässigkeit der Täuschung[1]) auf, nicht um die Akademie zu verhöhnen, wie wohl behauptet worden ist, sondern weil d'Alembert ihm gesagt hatte, daß nur vor diesem Tribunal, nicht in dem von Vorurteilen erfüllten Frankreich, jene Frage unbefangen gewürdigt werden könne; die Akademie hat dann, nicht das Ergebnis, sondern nur die Methode der Antwortschriften vor ihr Forum ziehend, unter 42 Bearbeitungen des Gegenstandes je einem Anwalt und einem Ankläger der „Täuschung" den Preis zuerkannt.

Die Fabel, daß der alte König seine Akademie verachtet, ja gehaßt habe, daß er sich den Spaß bereitet habe, ungefähr wie sein Vater, ihr eine große

[1]) Oben S. 585.

Anzahl Mittelmäßigkeiten aufzupfropfen, ist nach Friedrichs Tode von dem Franzosen de Laveaux in Umlauf gesetzt worden, dem die Pforten der Akademie verschlossen geblieben waren und der sich durch seine Angriffe gegen einzelne Akademiker eine scharfe Zurechtweisung seitens des Königs zugezogen hatte. Wenn Friedrich in seinen letzten Lebensjahren zur Zeit seines Berliner Winteraufenthaltes einzelne Akademiker nachmittags zu gelehrter Unterhaltung empfing, so beweist das viel mehr sein Interesse an Akademie und Wissenschaft, als daß ihm mit jenem hämischen Zoilus der Zweck, sich über die Pedanterie seiner Gäste lustig zu machen, angedichtet werden dürfte, gleichviel ob Friedrich in Briefen an d'Alembert diese akademischen Nebenstunden ein wenig drastisch schilderte: „Ich habe die meisten unserer Akademiker gesehen. Die Einen haben mir von einem neuen Glauben gesprochen, die Anderen von einem neuen Kometen, ich warte darauf, daß sie sein Los entscheiden, um ihn entsprechend zu ehren. Was Herrn de La Grange anbetrifft, er rechnet, rechnet, rechnet über seinen Kurven, soviel Sie wollen; Herr Formey macht Lobreden, Achard dephlogistische Luft, Weguelin studiert, wie man den Dreißigjährigen Krieg hätte schneller beendigen können." Daß seine Akademie manches zu wünschen übrig ließ, daß sie nicht viel zuzusetzen hatte, verhehlte er sich nicht: „Ohne glänzend zu sein, geht sie sachte ihren Weg." Am übelsten war es schließlich um die philosophische Klasse bestellt, die in der Folge für geraume Zeit eine so große Bedeutung gewonnen hat; sie war der Stolz der Akademie, weil Paris und London, teils aus Scheu vor einem Zusammenstoß mit der Theologie, teils aus Mißtrauen gegen den anspruchsvollen Dogmatismus der berühmten Systeme, eine solche Klasse nicht besaßen; aber diese philosophische Klasse war beim Tode des dem Könige wenig genehmen, aber erträglichen Wolffianers Sulzer 1779 so hülflos, daß sie den Theologen Formey zum Direktor wählen wollte, „den heimlichen Feind der Philosophie", als den ihn Friedrich verspottete, das unerreichte Muster der Kleinlichkeit, Selbstgefälligkeit und Geschmacklosigkeit. Ihren Ruhm behauptete die Akademie in der Mathematik und den Naturwissenschaften.

Den Präsidentenstuhl ließ der König nach Maupertuis' Tode unbesetzt, da d'Alembert nicht kommen wollte. Die einst Maupertuis übertragene diktatorische Gewalt [1]) übte er jetzt selber aus, nicht ohne Rat und Zustimmung des Kurators in absentia d'Alembert, aber auch nicht ohne eine gewisse Vorsicht gegenüber den Vorschlägen dieses Beraters, wie sie sich ihm aus seinem Mißtrauen gegen die Philosophen der neuesten französischen Mode ergab. Hat doch auch die Berliner Akademie, vielleicht auf des Königs Geheiß, gegen den Atheismus des „Système de la nature" [2]) eine feierliche Erklärung veröffentlicht. Dem heimlichen Präsidenten in Paris wiederum wurden die Unterlagen für seine Vorschläge, soweit es sich um Einheimische handelte, doch erst von Berlin her, aus den Kreisen der Akademiker, an die Hand gegeben. Die Gegner der Akademie spotteten, daß die von d'Alembert empfohlenen und entsandten Franzosen von eben der Ware seien, welche die Pariser Kaufhäuser als „gut für den Norden"

[1]) Bd. I, 495.
[2]) Oben S. 573 ff.

zu bezeichnen pflegten. Thatsache ist, daß nach 1763 die wahren Vertreter der Wissenschaft in der Akademie die Deutschen waren, und daß die französischen Akademiker, Hugenotten von der alten Kolonie wie die neuen Zuwanderer aus Frankreich und der französischen Schweiz, mit einziger Ausnahme des großen Astronomen La Grange, als Gelehrte nichts bedeuteten. Die Zahl der deutschen Mitglieder aber war bei Friedrichs Tode auf fünf zusammengeschrumpft, fünf Naturforscher. Erst Hertzberg hat dann zwölf Deutsche auf einmal, die Vertreter der Berliner fridericianischen Aufklärung, die Epigonen Lessings, in die Akademie eingeführt. Daß sie zu Friedrichs Lebzeiten nicht völlig in Deutschland vereinsamt, auf das geistige Altenteil gekommen, der Vergessenheit anheimgefallen war, hatte die Akademie nur jenen Preisfragen zu danken gehabt, durch die sie mit der neuen deutschen Bildung doch einige Fühlung gewann, nicht bloß mit der Berliner Aufklärung, sondern auch mit den kommenden Männern, den Kant und Herder.

Ueber sein persönliches Verhältnis zu der neuen deutschen Bildung hat König Friedrich, ihren Trägern und Jüngern zum Aergernis und Herzeleid, ein öffentliches Bekenntnis abgelegt. Ende November 1780 erschien die letzte seiner pädagogischen Abhandlungen, die Schrift „De la littérature allemande".

Der Verfasser entwickelt abermals seine Gedanken für eine Reform des Unterrichtes, im Sinne der „Lettre sur l'éducation" von 1769, deren Darlegungen hier ergänzt und zum Teil näher ausgeführt werden. Die Reformvorschläge werden begründet durch den Hinweis auf den gegenwärtigen Stand der deutschen Litteratur, deren bisherige Leistungen dem Verfasser als so kläglich erscheinen, daß er den Kampf gegen die Ursachen ihrer Unterwertigkeit für eine dringende nationale Aufgabe hält.

Seit Friedrich am 6. Juli 1737 in einem seiner frühesten Briefe an Voltaire einen Blick auf die deutsche Litteratur geworfen, hatte er von Zeit zu Zeit in einem müßigen Augenblick sich über ihre Fortschritte zu unterrichten versucht,[1]) am meisten immer durch seine dürftige Kenntnis der eigenen Muttersprache behindert: deutsche Texte zu lesen bereitete ihm Mühe, laut vorgelesen wurden sie ihm eher verständlich. In Leipzig hatte er während des Siebenjährigen Krieges den gefeierten, hocherhabenen Patriarchen Gottsched gesprochen, der ihm bald sehr mißfiel, und den bescheidenen Gellert, dessen Fabeln er seitdem mit Anerkennung zu nennen pflegte. Sein Gesamturteil aber über die Deutschen als Dichter und Schriftsteller blieb das alte. Er schreibt an Voltaire im Juli 1775 nicht anders als im Juli 1737: „Zwei Dinge fehlen den Deutschen, die Sprache und der Geschmack"; daraus erklärt er sich ihren Wortschwall, ihre Sprachmengerei, ihre Urteilslosigkeit über das, was schön, was mittelmäßig oder vollendet, was edel und erhaben ist: „Vorausgesetzt, daß viele R vorkommen, halten sie ihre Verse für harmonisch." Deutschland scheint ihm in der Litteratur nicht weiter gekommen zu sein, als Frankreich unter Franz I. Den Geschichtsschreiber Johannes Müller, der ihm 1781, von d'Alembert warm empfohlen,

[1]) Vgl. oben S. 285.

vorgeſtellt wurde, fand er „minutiös“ und bedauerte, daß dieſer „Monſieur Mayer“ an der Nationalkrankheit der Deutſchen, der λόγων διάῤῥοια, leide. Eine Anſtellung in Preußen fand Müller ebenſowenig, wie vor ihm Winckelmann und Leſſing. Beiden hatte Quintus Icilius die Stätte in Berlin zu bereiten verſucht, bei Hofe der eifrige Anwalt der deutſchen Bildung. So brachen auch andere Männer in des Königs Umgebung für die deutſchen Schriftſteller eine Lanze, vor allen Hertzberg und der Baron Grimm. Und ſchon begannen unter des alten Königs Augen junge Offiziere ſeiner Garde für den Dichter des Werther zu ſchwärmen, kündeten ihren Freunden in der Provinz das bevorſtehende Erſcheinen des Egmont als wichtige Neuigkeit an und prieſen „ganz bezaubert“ die Stella als „durchgehends Goethiſch, das iſt warm und ſtark“.

Im Widerſpruch gegen die an den König herantretenden lobenden und bewundernden Urteile über die junge deutſche Dichtung iſt unſer Litteraturbrief entſtanden. „Sie wundern ſich,“ beginnt der Verfaſſer, „daß ich meine Stimme nicht mit der Ihren vereinige, um den Fortſchritten Beifall zu zollen, welche die deutſche Litteratur, nach Ihnen, täglich macht.“ Wie in dem Briefe an Voltaire von 1775 vermißt er eine gebildete Sprache und einen gebildeten Geſchmack. Freilich die Klage, daß die deutſche Litteratur ſich in ſo viel Dialekte zerſplittere, als das Reich Kreiſe zähle, ſie verkannte die Thatſache, daß man eine gemeinſame Schriftſprache, ſo ungelenk und rauh ſie ſein mochte, längſt beſaß. Ebenſo war es ein Mißgriff, daß Friedrich zur Erläuterung und Bekräftigung ſeiner Behauptungen über die deutſche Geſchmackloſigkeit Beiſpiele heranzog, die um Jahrzehnte zurücklagen — die den Zeiten entlehnt waren, da der junge Prinz lange Stellen aus der Aſiatiſchen Baniſe, dem 1688 erſchienenen Roman, auswendig gelernt hatte, wie er ſie noch nach vielen Jahren dem Baron Grimm aus dem Gedächtnis deklamierte. Hertzberg, dem der Verfaſſer ſein Manuſkript vor der Drucklegung zeigte, hatte vergeblich vorgeſchlagen, die Verſe eines Unbekannten, die Friedrich als zehnjähriger Knabe in Wuſterhauſen gehört haben wollte und jetzt als Beiſpiel der Geſchmackloſigkeit anführte, durch eine Gottſchedſche Strophe zu erſetzen; denn ſo weit war man ja vorgeſchritten, daß der „anſehnliche Altvater“ dem öffentlichen Spott ausgeſetzt werden durfte. Die Leſer ausnahmslos überraſchte und verblüffte es, Klopſtock, Leſſing, Wieland überhaupt nicht genannt zu hören; die Jungen und Jüngſten aber waren empört, daß der größte von allen, ihr Abgott, ſchroff, wegwerfend abgelehnt wurde: „Man kann Shakeſpeare die bizarren Verirrungen verzeihen, denn die Geburtsſtunde der Künſte iſt nie der Zeitpunkt ihrer Reife; aber nun, ſieh da, tritt noch ein Götz von Berlichingen auf die Bühne, die abſcheuliche Nachahmung dieſer ſchlechten engliſchen Stücke und das Parterre klatſcht und verlangt mit Enthuſiasmus die Wiederholung dieſer niedrigen Plattheiten.“

Friedrich hat ein paar Jahre darauf Wieland ein großes Verdienſt um die Bildung des deutſchen Geſchmacks zuerkannt und hat an den alten Gleim, den er 1785 durch eine Audienz erfreute, die Frage gerichtet, ob Wieland oder Klopſtock der größere ſei. Er ſoll über Leſſing, wie Laveaux behauptet, geſagt haben: „Ich würde ihn ſchätzen, wenn er nicht die Emilia Galotti geſchrieben hätte,“ ein Stück, in welchem der Prinz ein Dummkopf ſei, der Kammerherr

ein Meuchelmörder, die Gräfin eine Furie, die Mutter eine Schwätzerin, die Tochter beschränkt und der Vater extravagant. Was Shakespeare und Goethe anbetrifft, so darf das Urteil über sie unter allen schroffen Behauptungen unseres Litteraturbriefes am wenigsten überraschen. Beide hatten damals noch eine starke Partei in Deutschland gegen sich. Noch 1787 sprach Formey in einer öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie von gewissen unverrückbaren und unzerstörbaren Vorurteilen des nationalen Geschmacks, denen, wie es scheine, auch Shakespeare trotz unbestreitbarer Schönheiten ausgesetzt bleibe. Und in Gleims Kreisen freute man sich, daß Friedrich wider „die Shakespearisch wütende Rotte" hart gesprochen habe. Vor dem Maßstab der Bühnengerechtigkeit, den Friedrich der französischen Tragödie mit ihren erstarrten drei Einheiten entnahm, konnte der Götz freilich nicht bestehen; verwarfen ihn in seiner Uferlosigkeit doch selbst erklärte Gegner der gallischen Aftermuse, des falschen Regelzwanges. „Shakespeare hat Euch ganz verdorben," meinte Goethes kritischer Freund Merck, während Lessing nicht übel Lust hatte, im Ekel über das im Kielwasser des Götz hereinflutende theatralische Unwesen mit Goethen „trotz allem Genie, worauf er so pocht", anzubinden. Bald nahm niemand stärkeres Aergernis als Goethe selber an den Nachfolgern seines Götz, an der wilden Maßlosigkeit des Ritter- und Räuberdramas. Wenn Friedrich aus der ganzen dramatischen Produktion der Sturm- und Drangperiode gerade das Goethesche Stück heraushob, so ist damit der Dichtung nur ihr Recht der zeitlichen und geistigen Erstgeburt gewahrt worden. Vielleicht aber wollte der König mit der schroffen Ablehnung des Götz auch dem genialischen Treiben jenes kleinen Fürstenhofes einen Stich versetzen, an dem man einen Poeten zum Minister gemacht hatte. Als der Rektor Meierotto ihm auf seine Frage nach Wielands Wohnsitz Weimar nannte, erwiderte er lachend: „Wo der Herzog mit seinem Goethe lebt." Erst bei der Begegnung im Januar 1786 lernte er diesen Herzog schätzen, als den besten des Weimarer Hauses seit Bernhard.

Hätte er nur statt des von ihm als rühmliche Ausnahme angeführten „Postzuges", eines heute vergessenen Stückes von dem Wiener Ayrenhoff, Lessings Minna genannt, so könnte im übrigen sein abschätziges Urteil über die deutsche Komödie ohne weiteres bestehen bleiben. Noch jüngst hatte ihr Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie das vernichtende Armutszeugnis ausgestellt: „Unsere höchst triviale Komödie." Und wie Lessing diese einzelne Gattung, so betrachtete Herder um 1770 unsere ganze Litteratur als dürftig, damals „als er in Straßburg unbarmherzig den „Vorhang zerriß", der dem jungen Goethe „die Armut der deutschen Litteratur verhüllte". Gerade das, was Friedrich an den Deutschen vornehmlich tadelte, empfand ja auch Goethe als ein Grundübel, indem er sich sagte, „daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präzision und Kürze gethan werden könne". Nur daß Goethe, unterrichteter und deshalb gerechter als Friedrich, es anerkannte, daß einzelne Schriftsteller mit mehr oder weniger Erfolg „dem breiten Unheil" zu entgehen gesucht hatten.

Hätte Friedrich sich gründlicher und umfassender unterrichtet, hätte er alles Beste, was zu seinen Tagen bis 1780 in deutscher Sprache geschrieben war, ge-

kannt, sein Urteil würde gleichwohl nicht anders gelautet haben. Lessings Anti-Goeze würde er als Pfaffengezänk angesehen haben, wie Hutten anfänglich Luthers Thesen, und der Hamburger Dramaturg, der die großen Franzosen von ihrem Throne stürzte, wäre ihm ohne Zweifel als ein Herostrat erschienen. Noch viel entschiedener aber als Lessing hatte sich das jüngere Geschlecht von der klassischen Litteratur des Siècle de Louis XIV. abgewendet, in der Friedrich sein Ideal und die er in Voltaire fortgesetzt sah. Dieser Voltaire, sagt Goethe in der Schilderung seiner Straßburger Zeit, „war selbst bejahrt wie die Litteratur, die er beinahe ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte". „Bejahrt und vornehm" war diese Litteratur, war Voltaire, war auch Friedrich; so schied ihn von der neuen deutschen Bildung der Gegensatz zweier Generationen, zweier Kulturen.

In der Erregung, in die seine Schrift die Gemüter versetzte, unter dem lauten Schelten, das die Veröffentlichung begleitete, wurden die mancherlei treffenden Bemerkungen des Verfassers von den meisten überhört. Thatsächlich aber kam die deutsche Litteratur in ihrer weiteren Entwickelung dem Standpunkt Friedrichs entgegen, als sie aus dem Sturm und Drang in den Klassizismus einlenkte. Die ein Jahr nach des Königs Tode erschienene Iphigenie würde seinem Schönheitsideal mehr genügt haben als der Götz.

Auch der edle Patriotismus wurde nicht anerkannt, der ihn getrieben hatte, seine Stimme zu erheben, und der ihn hoffen hieß, daß dereinst die deutsche Litteratur den vor ihr gekommenen Weltlitteraturen ebenbürtig sein werde: „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen; unsere Nachbaren werde das Deutsche lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es wird dahin kommen, daß unsere Sprache, verfeinert und vervollkommnet, sich dank unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europas zum andern verbreitet. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich künde sie Euch an, sie werden erscheinen, ich werde sie nicht schauen, mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich schaue von ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten."

Das war mehr als eine pathetische Deklamation. Auch hier spricht der alte König nur lang gehegte Gedanken öffentlich aus. Denn schon 1772 hatte er in einem Briefe an d'Alembert, nach einer wehmütigen Klage über die geringe Wirkung seiner Bemühungen um die Läuterung des Geschmacks seiner Landsleute, die Frage aufgeworfen, warum die Wissenschaften, die ja zu reisen pflegten, nach ihrem Besuch in Griechenland und Italien, in Frankreich und England, nicht auch einmal auf einige Zeit in Preußen ihren Sitz aufschlagen sollten: „Man muß sich mit dieser Hoffnung schmeicheln, und schon der Gedanke erfreut mich."

Wenn Friedrich in seinem Litteraturbrief den Deutschen einen Augustus herbeiwünscht, der die Virgile erwecken möge, so hatte er früher doch gesagt, daß kein Fürst ein Zeitalter wie das augustische oder medizäische herbeizuführen vermöge, daß die Natur die Genies hervorbringen und ihnen da ihren Platz anweisen müsse, wo sie sich entwickeln könnten. Und so ist es bei uns geschehen:

„sie entfaltete die Blume nicht am Strahl der Fürstengunst“ durfte Schiller der deutschen Muse nachrühmen, und auch was er hinzusetzt, entsprach nur der Wahrheit:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.

Doch die deutsche Muse hat dem großen Könige darum nicht gegrollt. Erschöpfend gekennzeichnet waren seine Beziehungen zu der deutschen Geisteskultur mit Schillers Flammenworte noch nicht. Nicht einmal die zu der deutschen Dichtkunst. Der in Friedrichs Litteraturbrief unter allen deutschen Dichtern am unbilligsten angegriffene, der Dichter des nach Friedrichs Geschmack abscheulichen Götz, hat nachmals das klassische Zeugnis abgelegt, daß der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie gekommen ist; und hat nicht Schiller selber daran gedacht, eine Epoche aus Friedrichs Leben, seine Größe im Unglück, zum Gegenstand eines epischen Gedichtes zu wählen? Wiederum blieb in Herders dankbarer Erinnerung Friedrich lebendig als der Vorkämpfer der Humanität, „ein großer Feldherr in der Versammlung der Humanitätsfreunde“. „Wir sind darüber einig,“ bekannte er sieben Jahre nach Friedrichs Tode, „daß wenn ein großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es Friedrich gewesen.“ Aus des Königs nachgelassenen Schriften trug sich Herder eine reiche Auswahl von „Gedanken und Maximen“ zusammen; er erkannte an, daß dem König in den unhumansten Situationen seines Lebens seine humane Gesinnung nie ganz fremd geworden sei, und sprach den Wunsch aus, daß alle Fürsten und Prinzen seine Werke lesen möchten, „und zwar so, als ob sie den großen König selbst hörten“. Und endlich hat Kant das Zeitalter der Aufklärung „das Zeitalter Friedrichs“ nennen wollen, weil Friedrich die Freiheit gewährt habe, von der Vernunft öffentlich Gebrauch zu machen.

Die Aufklärung und ihre Träger sind viel gepriesen und viel gescholten worden. Die neue deutsche Bildung, der Herder und Goethe das Banner vorantrugen, hatte mit einer kräftigen Auflehnung gegen den um die Mitte des Jahrhunderts zur Vorherrschaft gelangten Rationalismus eingesetzt. In seiner „Philosophie der Geschichte“ hatte Herder 1774 zu Gericht gesessen über die durch Voltaire vertretene Geschichtsschreibung mit ihrer Geringschätzung des Mittelalters, über das „arme policierte“ Europa der Gegenwart, über das Jahrhundert der Einförmigkeit und Abstraktion, über Friedrich selber, dessen Uniform das Jahrhundert trage. Wenn nun nach Friedrichs Tode derselbe Herder an den alten Gleim geschrieben hat: „Sie sind aus Friedrichs Zeit, und ich wills auch sein und bleiben“ — so hat er damit anerkannt, daß ein lebendiger Zusammenhang der Entwickelung vorhanden war, daß die einst von ihm bekämpfte Aufklärung seinem eigenen Bildungsideal den Boden bereitet hatte.

Vierter Abschnitt.

Der deutsche Fürstenbund von 1785.

Die Schrift über die deutsche Litteratur war nicht der letzte Betrachtungsstoff, den der alte König von Preußen seinen deutschen Landsleuten bot. Herder hatte im Verlauf der „Litteraturfehde" gemeint: er wünsche, der König schriebe nicht mehr, lebte aber noch einige Jahre für Deutschland. Friedrich hat die wenigen Jahre, die ihm noch blieben, bis an die letzte Stunde genutzt. Dem müden Greise gelang noch einmal ein großer Wurf. Wer hätte geglaubt, daß nach den blendenden Anfängen des jugendfrohen Eroberers von Schlesien, nach den Zeichen und Wundern, die der Held des Siebenjährigen Krieges im Ringen gegen eine bewaffnete Welt Freunden und Feinden zu schauen gegeben hatte, nach den überzeugenden Beweisen von Weitblick und Augenmaß, von Entschlossenheit und Mäßigung, die der Altmeister der Staatskunst 1772 bei der Wiedererwerbung von Westpreußen und noch jüngst bei der Errettung von Baiern abgelegt hatte, daß nach dieser Fülle der Gesichte die Teilnahme der Welt an dem Helden des Jahrhunderts noch einer Steigerung fähig sein würde? Und doch sollte es so geschehen.

Die Anfänge des neuen Jahrzehnts, die ersten achtziger Jahre, ließen solche Wendung nicht voraussehen. Die preußische Politik verlor den Stützpunkt, der ihr seit 1764 gedient hatte, das Bündnis mit Rußland. Und weiter: aus dem letzten Kriege war der König mit der ernsten Sorge heimgekehrt, daß beim Tode der Kaiserin-Königin ihr Sohn seine Vergrößerungspläne wieder aufnehmen werde.[1])

Aus diesem Grunde wünschte man in Berlin der Kaiserin-Königin einen langen Lebensabend, während in Wien dem Ende des Königs mit einer gewissen Ungeduld entgegengesehen wurde. Nicht als ob es die Absicht gewesen wäre, den Nachfolger Friedrichs des Großen alsbald mit Krieg zu überziehen. Die Taktik des Fürsten Kaunitz war eine andere: es gelte, so belehrte er den Ge-

[1]) Vgl. oben S. 538.

sandten in Berlin schon 1776 während einer Krankheit des Königs, dem Prinzen von Preußen „alle Besorgnis vor widrigen Absichten, die etwa nach dem Tode seines Oheims ausgeführt werden dürften, zu benehmen": „durch solche persönliche Sicherstellung und Beruhigung kann der bisherige Hang des Kronprinzen zu Pracht und Verschwendung am leichtesten genährt, auf eben diese Art aber die preußische Maschine am sichersten untergraben und allmählich zum Verfalle geleitet werden." König Friedrich sagte, die einzige Aufgabe des kaiserlichen Gesandten in Berlin sei, ihn auf seine Gesundheit zu beobachten. Den stillen Gedanken, der die österreichischen Herzen erfüllte, hat die junge französische Königin Marie Antoinette in einem Briefe an ihre Mutter unbefangen ausgesprochen: es sei ihr nicht erlaubt, den Tod des Königs von Preußen zu wünschen, aber es würde ein großes Glück sein, wenn er durch seine schlechte Gesundheit außer Stande wäre, sich zu rühren.

Fünf Jahre jünger als der „böse Mann" in Sanssouci, wie sie den König nannte, ist die große Kaiserin fünf Jahre vor ihm von dem Schauplatz abgetreten, den ihrer beider Widerstreit vierzig Jahre hindurch erfüllt hatte. Sie starb in der Burg ihrer Väter zu Wien am 29. November 1780. Sie starb wie sie gelebt: voll Fürsorge für ihr Land bis zum letzten Tage, voll Liebe und Güte gegen ihre Kinder und ihre ganze Umgebung, voll Ergebung und Dankbarkeit gegen ihren Gott, gläubig, tapfer, ohne Furcht vor der Krankheit, ohne Furcht vor dem Tode. Als Friedrich die Botschaft von Maria Theresias Ableben erhielt, schrieb er an seinen Gesandten Riedesel nach Wien: „Die ausgezeichneten Verdienste dieser großen Fürstin sind allgemein anerkannt. Ganz Europa bewunderte die hervorragenden Eigenschaften ihres Geistes und ihres Herzens. Es gab nur eine Stimme über den Rang, den sie unter den Souveränen einnahm. Man kann ohne Uebertreibung wohl sagen, daß sie einhellig betrauert werden wird." Er war entrüstet über die Undankbarkeit des über Steuerdruck klagenden Wiener Pöbels, dessen freche Haltung bei dem Leichenbegängnis einen Mißton in die Trauer der Hauptstadt mischte.

An d'Alembert schrieb Friedrich, trotz seiner durch das Alter gewonnenen Gelassenheit angesichts des Sterbens und Geborenwerdens um ihn herum habe er den Tod der Kaiserin betrauert: „Sie hat dem Thron Ehre gemacht und ihrem Geschlecht. Ich habe Krieg gegen sie geführt und bin niemals ihr Feind gewesen." Worte, die, in der französischen Akademie bei feierlichem Anlaß angeführt, stürmischen Beifall weckten. Das schönste Lob hat doch der König seiner großen Gegnerin gespendet, als er in eigener Gefahr sich auf das Beispiel der Standhaftigkeit und des Heldenmutes berief,[1]) das einst die junge Königin von Ungarn im Kampf um das Erbe ihrer Väter der staunenden Welt gegeben hatte. Ohne Vorbehalt ist seine Bewunderung für diese Frau freilich nicht gewesen. Als sein Gesandter in Wien ihm bald nach dem Hubertusburger Frieden eine Charakteristik Maria Theresias entwarf, wandte er ein, daß in dem Porträt zwei kennzeichnende Züge vergessen seien: die Bigotterie, von der die Religionsverfolgungen in den österreichischen Erblanden ein Beweis seien, und die Kunst

[1]) Bd. I, 253; vgl. oben S. 530.

der Verstellung. In den Thränen der Kaiserin um die Teilung Polens, die heiß und echt waren, wollte er eine Komödie sehen.

Das Urteil der Geschichte über Maria Theresia, die größte Gestalt seit Karl V. in der Reihe der österreichischen Herrscher, das edelste und reinste Kind des Hauses Habsburg, entspricht dem Urteil des Königs von Preußen darin, daß diese Fürstin auch der Nachwelt am bewundernswertesten und liebenswürdigsten in der Glorie des heroischen Verteidigungskampfes ihrer sieben ersten Regierungsjahre erscheint. Noch auf der vollen Höhe ihres ungebrochenen Jugendmutes zeigte sie sich dann in der Entschlossenheit, mit der sie, von Kaunitz meisterhaft bedient und rückhaltslos mit ihm einverstanden, den Weltkrieg zur Wiedereroberung des ihr entrissenen Schlesiens und zur Niederwerfung der preußischen Macht vorbereitete, und in der zähen Ausdauer, mit der sie in den Wechselfällen ihres zweiten Siebenjährigen Krieges das große Ziel fest im Auge behielt, bis der Friedensschluß von 1763 ihr die schwerste Enttäuschung ihres Lebens brachte. Jetzt hatte sie die helle Freudigkeit, die naive Sicherheit ihrer jungen Tage verloren, das innere Gleichgewicht. Nach dem Tode des Gatten wollte es ihr „schier unerträglich" scheinen, noch in dem „Getümmel der Welt" zu bleiben: „bete für mich," schreibt sie an eine Freundin, „daß Gott mich erleuchte und stärke, so lang ich noch in dieser Welt herumkugeln soll." Die Bahnen, die sie den Sohn jetzt einschlagen sah und auf denen er die Mutter mit sich fortriß, führten zu einer neuen, dem Rechtssinn der alten Frau widerstreitenden Aera der österreichischen Politik. Die Mitwirkung bei der Zergliederung Polens, ein Bündnis mit den Ungläubigen und der Verrat dieser Bundesgenossen bei der Fortnahme der Bukowina, zuletzt der Anschlag auf Baiern und der Eintritt in einen neuen Krieg, alles das waren ebensoviel Gewissenskapitulationen, die der Sohn ihr abnötigte; in der Weichheit des Mutterherzens hat die große Herrscherin der Schwäche ihres Geschlechts den Zoll entrichtet.

Sterbend hatte die Kaiserin den Stern ihres Hauses in verheißungsvollem Aufstieg geschaut. Tu felix Austria nube! dem alten Wahlspruch der Dynastie folgend hatte die glückhafte Politik des Fürsten Kaunitz ihr großes Werk, die Allianz mit dem Hause Bourbon, durch vierfaches Ehebündnis gefestet. Zwei Töchter Maria Theresias nahmen die Throne von Frankreich und von Neapel ein, dem Herzog von Parma war eine dritte vermählt, der Kaiserin zweiter Sohn, Leopold von Toskana, hatte eine Tochter des spanischen Bourbonenkönigs gefreit. Neben der Sekundogenitur Toskana hatte der dritte Sohn, Erzherzog Ferdinand, durch Heimführung der Erbtochter von Modena-Este eine Tertiogenitur seines Hauses in Italien begründet.

Vor allem aber hatte im Sommer vor dem Tode Maria Theresias die österreichische Politik in Deutschland selbst einen großen Erfolg errungen. Auf die Nachfolge in Baiern hatte man verzichten müssen, aber die Erbschaft des Hauses Wittelsbach in der Germania sacra trat das Haus Habsburg-Lothringen jetzt an. Seit der für die katholische Reaktion im Reiche so entscheidenden Wahl von 1583 war das Erzstift Köln bis 1761 ununterbrochen im Besitz bairischer Herzoge gewesen, und mit ihm bald eine größere, bald eine geringere Anzahl der benachbarten Bistümer. Bei dem Prinzenmangel im bairischen Hause, der endlich

zum Erlöschen des Mannesstammes führte, hatte Oesterreich seine Besitzergreifung am Niederrhein 1761 durch die Wahl eines seiner Anhänger, des Reichsgrafen von Königsfeld, bereits vorbereitet; mit der Wahl des Erzherzogs Maximilian, des jüngsten Sohnes der Kaiserin, zum Koadjutor von Köln und von Münster, im Sommer 1780, war die kaiserliche Politik an ihrem Ziele. Ihr Sieg war um so glänzender, je heftiger ihn eine von Berlin aus unterstützte und geleitete Gegenpartei ihr streitig gemacht hatte; die Niederlage der preußischen Diplomatie wurde allgemein bemerkt. Sein Erzhaus mit niederdeutschen Stiftern auszustatten, war einst in den Tagen des Restitutionsedikts der sehnliche Wunsch Kaiser Ferdinands II. gewesen; was sein Ahnherr vergeblich angestrebt hatte, Joseph II. hatte es jetzt erreicht.

Und noch ein anderes großes Ereignis fiel in das letzte Lebensjahr der alten Kaiserin. Der Besuch Josephs II. am Hofe der Zarin im Juni und Juli 1780 stellte sich in der Folge immer mehr als der entscheidende Wendepunkt in dem Verhältnis Rußlands zu den beiden deutschen Mächten heraus. Als Joseph seine Reise antrat, äußerte er den Wunsch, „die Galle des teuren Friedrich" dadurch so aufzuregen, daß er platzen möge, und seinem Gesandten bei der Zarin schrieb er vorweg, er verbäte sich von ihr Gastgeschenke: „Die einzigen Juwelen, die mir Vergnügen machen könnten, wären Schweidnitz, Glatz, Neiße und Kosel; aber Sie verstehen sehr wohl, daß die Juweliere Zeit brauchen werden, um sie zu fassen."

Die Betrachtungen über den Thronwechsel, die der König von Preußen beim Tode Maria Theresias anstellte, führten ihn zu dem Ergebnis: „Des Kaisers Vergrößerungspläne werden nicht einen so beschleunigten Gang einschlagen. Solche Pläne werden für gewöhnlich leichter gefaßt, als ausgeführt, und ganz mit ihnen beschäftigt bemerkt man nicht immer die zahllosen Unzuträglichkeiten, mit denen sie oft verflochten sind." Zwei Jahre mindestens, so nahm er an, werde der Kaiser brauchen, um das Chaos der Finanzen zu entwirren; auch müsse er für eine große Unternehmung sich erst neue Bündnisse und geeignete Vorwände schaffen; inzwischen werde er im deutschen Reich mit seinen Ränken fortfahren und die fettesten Bistümer an sein Haus zu bringen trachten.

Als der schlesische Provinzialminister Hoym in einem seiner Berichte auf gewisse friedfertige Anzeichen hinwies, antwortete ihm der König, wenn Joseph sich stelle, als ob er das Militär vernachlässige, so geschehe das nur, um der Welt seine Friedensliebe weiszumachen: „Aber es müssen dumme Leute sein, die sich davon einnehmen lassen. Er ist ein Komödiante, so wie seine Mutter eine Komödiantin war, und bildet sich ein, die Leute mit seinen Schelmereien zu betrügen . . . Dieses, was ich hier schreibe, müsset Ihr hübsch in Euer Archiv legen, damit man hiernächst sehen kann, ob ich nicht recht gesaget habe."

Daß Joseph ihn aus dem Bündnis mit Rußland hinausdrängen könne, fürchtete Friedrich damals ernstlich noch nicht. Der Buchstabe der wiederholt verlängerten Vertragsurkunde fesselte die Russen noch bis 1788.[1] In dem

[1] Vgl. oben S. 519.

Konflikt zwischen Rußland und Spanien anläßlich einer Verletzung der russischen Handelsflagge wirkte er ausgleichend und ebnete so dem System der bewaffneten Seeneutralität die Wege, in welchem Katharina demnächst die Staaten vereinigte, die an dem Seekriege Englands gegen Frankreich, Spanien und Holland, die Verbündeten der jungen nordamerikanischen Republik, unbeteiligt waren; auch Preußen schloß sich nach einigen Bedenken im Mai 1781 diesem Bunde an, der die von König Friedrich selber vordem verfochtenen Grundsätze für die Sicherheit des neutralen Handels als internationales Gesetz aufstellte. Geflissentlich betonte man bei diesem Anlaß auf beiden Seiten die Festigkeit des alten Bündnisses.

Verhängnisvoll aber wurde diesem Bündnis, daß Friedrich, ohne ein Arg dabei zu haben, die Zirkel der russischen Orientpolitik störte.

Um seine Defensivstellung gegen Oesterreich zu stärken, plante er die Aufnahme der hohen Pforte in das preußisch-russische Bündnis, und zwar auf eine Anregung hin, die ihm im Herbst 1779 durch einen türkischen Staatsmann gegeben wurde. Wir erinnern uns, daß in den Tagen, da das Bündnis mit Preußen geknüpft wurde, der Gedanke an eine Verständigung zwischen Berlin und Konstantinopel den Petersburger Hof schwer beunruhigt hatte.[1]) Diesmal wies Graf Nikita Panin den Vorschlag zu der Tripelallianz, den ihm der preußische Gesandte, jetzt Graf Görtz,[2]) entwickelte, nicht ab; um so entschiedener aber gab Katharina ihr Mißfallen zu erkennen, sodaß Panin dringend riet, nicht noch einmal auf den Plan zurückzukommen. Gleichwohl ließ König Friedrich, mit einem gewissen Eigensinn, man möchte sagen mit Verblendung, an einer liebgewonnenen Idee festhaltend, die Frage stellen, ob Rußland auch gegen ein einseitiges Verteidigungsbündnis zwischen Preußen und der Pforte etwas einzuwenden haben würde. Wieder wies Panin auf die entschiedene Abneigung seiner Gebieterin hin. Um dem preußischen Könige für seine Türken eine Art Ersatz zu bieten, machte man ihm zwei verschiedene Gegenvorschläge: zu einem Bund zwischen Preußen und den deutschen Reichsständen unter russischem Einfluß, aber auch zu einem Dreibunde, in welchem neben Rußland und Preußen nicht die Pforte, sondern Oesterreich der dritte Teilnehmer sein sollte; ja, durch ihren Günstling Potemkin ließ Katharina den preußischen Gesandten ausforschen, ob sein König zu einem neuen Beutezug gegen Polen, der Aufteilung des gesamten polnischen Gebietes unter die drei großen Nachbarmächte, die Hand bieten würde. Friedrich antwortete ohne Zaudern: es gelte, den Besitz zu erhalten, nicht nach neuer Vergrößerung zu streben, vor allem aber den Wiener Hof in Schranken zu halten.

So hatten die Verhandlungen des Herbstes 1779 nur dazu geführt, die Divergenz des russischen und des preußischen Systems zu offenbaren. Expansive Tendenzen waren im letzten Grunde beiden Staaten gemeinsam. Aber der alte König von Preußen hatte 1772 mit seiner letzten Erwerbung noch selber einen größeren Teil des seiner Monarchie vorgezeichneten Erweiterungsprogramms

[1]) Oben S. 433.
[2]) Oben S. 524.

verwirklicht, als er je geglaubt hatte, und hielt jetzt um so mehr an sich, je weniger er sich über den andauernd unsicheren, noch unmittelbar gefährdeten Zustand seiner schlesischen Eroberung täuschte. Dagegen sah Katharina, durch keinen irgendwie ebenbürtigen Gegner im Rücken bedroht, von zwei Nebenbuhlern umworben, das Segel ihrer offensiven Politik von günstigstem Winde geschwellt. Sie hatte ihre orientalischen Entwürfe von 1770 nur zurückgestellt für den gelegeneren Augenblick; sie betrachtete sowohl Polen wie die Türkei bereits als sichere Beute, und mußte nun sehen, wie ihr preußischer Bundesgenosse die Polen schonen, mit den Türken sich sogar verbünden wollte. Sollte sie wieder, wie 1770, auf dem Wege nach Konstantinopel ihrem Siegeswagen den Hemmschuh anlegen lassen? Wer nicht für sie war, der war wider sie. Wer ihr Freund sein wollte, mußte sich ihr ganz und gar verschreiben. Der Kampfpreis war reich genug, um für den Helfer einen Teilgewinn abfallen zu lassen.

Und so begegneten sich Katharina und Joseph. Auch der Kaiser trachtete nach Gewinn und Vergrößerung, auch er wollte nicht erhalten, sondern umwälzen. Die Voraussetzungen zu einer natürlichen Bundesgenossenschaft waren vorhanden.

Bei der Begegnung vom Sommer 1780 war noch nichts verabredet worden. Im folgenden Mai wurde ein Verteidigungsbündnis auf acht Jahre geschlossen. Und wieder nach einem Jahre vertraute Katharina dem Kaiser ihre großen Entwürfe rückhaltslos an — in einem langen eigenhändigen Schreiben vom 10. September a. St. 1782.

Zwei neue Reiche sollen entstehen: das alte griechische Kaisertum mit der Hauptstadt Konstantinopel, als russische Sekundogenitur unter dem Großfürsten Konstantin, dem zweiten 1779 geborenen Sohne des russischen Thronfolgers Paul, und ein Königreich Dacien unter einem Herrscher griechischen Glaubens, zusammenzusetzen aus Bessarabien, der Walachei östlich der Aluta, und der Moldau, ein Pufferstaat, der für ewig grenznachbarliche Reibungen zwischen Rußland und dem neuen byzantinischen Reich und zwischen Rußland und Oesterreich verhindern soll. Katharina gab ihrem Bundesgenossen anheim, wie viel von dem türkischen Gebiet er für sich selbst nehmen wollte.

Joseph stellte also seine Gegenforderung auf: die Stadt Chozim zur Deckung der Bukowina; die Walachei westlich der Aluta; die Donaugrenze von Nikopolis aufwärts bis Belgrad, mit einem Grenzstrich von drei Meilen am Süduser einschließlich der Plätze Widdin und Orsowa; alles türkische Gebiet diesseits einer geraden Linie von Belgrad bis zum Golf von Drin, d. h. Teile Serbiens, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro und ein Stück von Albanien; weiter aber noch auf Kosten der mit Morea, Kreta, Kandia zu entschädigenden Republik Venedig deren Terra firma, zur Abrundung des Herzogtums Mailand, Istrien und Dalmatien. Joseph forderte endlich Sicherstellung gegen Frankreich und gegen Preußen. Er bezeichnete die Zustimmung Frankreichs zu dem großen Plan geradezu als Voraussetzung des Gelingens, ganz wie Kaunitz 1749 und 1755 den großen Plan gegen Preußen von der Herstellung des Einverständnisses mit Frankreich abhängig gemacht hatte[1]); er schlug deshalb

[1]) Bd. I, 474. 484 (2. Aufl. 475. 485.)

vor, Frankreich mit Aegypten zu locken. Er erklärte gegen Preußen in dem Alter des Königs, auf das Katharina hingewiesen hatte, eine genügende Sicherung nicht sehen zu können, und empfahl vielmehr ein Bündnis mit Sachsen und die Aufstellung eines russischen Heeres von 40—50 000 Mann an der Grenze von Livland oder noch besser in Polen längs der Weichsel und Warthe.

Auf so viel war Katharina offenbar nicht gefaßt gewesen. Gerade das, was Joseph als seine einzige wirkliche Konvenienz betrachtete, die venetianische Erwerbung, wies sie mit dem Einwand ab, daß man die Republik Venedig schonen und überdies Morea und den Archipel dem neuen griechischen Reich vorbehalten müsse. Die Aufstellung russischer Truppen in der Nähe seiner Grenze würde den König von Preußen nur reizen. Sachsen bringe einem Bundesgenossen, wie die Erfahrung von 1756 lehre, eher Schaden als Nutzen, und die polnische Königskrone, der von Joseph empfohlene Köder für Sachsen, dürfe nur ein Piast tragen. Frankreich endlich wollte die Zarin erst im Verlauf ihres Krieges begrüßt und seine Neutralität nur, soweit es unerläßlich sein würde, belohnt wissen.

Joseph fuhr auf. Die Kaiserin wolle ihn düpieren, äußerte er zu Kaunitz. Der alte Staatskanzler erwarb sich das Verdienst, die verletzende Antwort zurückzuhalten, die Joseph absenden wollte und nun doch milderte. So wurde ein Zerwürfnis verhindert. Aber ihren Höhepunkt hatte die österreichisch-russische Freundschaft in diesem Augenblick, Ende Februar 1783, bereits überschritten.

Denn auch Katharina war nun verstimmt. Sie sei der Meinung gewesen, schrieb sie spitz an Joseph, daß bei Cäsar zwischen Annahme und Ausführung eines großen nützlichen und Cäsars würdigen Projekts kein Intervall liegen würde; ein Augenblick habe alle ihre Erwartungen zerstört. Da nun auch der inzwischen abgeschlossene Friede zwischen Frankreich und England diesen Mächten größere Bewegungsfreiheit gab, so erklärte die Zarin dem Cäsar in einem weiteren Schreiben, am 7. April a. St., daß man nach der Umgestaltung der Lage die großen Entwürfe des Vorjahres einzuschränken haben werde. Sie faßte jetzt nur die Erwerbung der Krim und des Kuban ins Auge. Sie machte sich anheischig, diesmal ihren Strauß mit der Pforte auch allein durchzufechten, bot aber dem Kaiser, falls er bei diesem Anlaß seine Regierung durch „Siege und nützliche Eroberungen" verherrlichen wolle, die einst seiner Erbkrone geraubten Edelsteine an, d. h. die im Frieden von Passarowitz abgetretenen Provinzen. Joseph antwortete kühl mit dem Hinweis auf die gefährdete Lage seiner Staaten, beteuerte aber, daß er der Kaiserin von ganzem Herzen die Krim mit der Halbinsel Taman und ganz Kuban gönne. Ueber seinen eigenen Anspruch schwieg er. Seinem Bruder aber, dem Großherzog Leopold von Toskana, gestand er, daß seine Absichten „nach einer anderen Seite" gerichtet seien und sein Streich geführt sein solle, ehe man nur davon gesprochen habe.

Die russische Besitzergreifung in der Krim in diesem Sommer von 1783 und die gleichzeitigen Rüstungen Oesterreichs wurden von der europäischen Diplomatie als der Anfang vom Ende der Türkei gedeutet.

Auch der König von Preußen glaubte die beiden Kaiserhöfe zum Aeußersten entschlossen.

Er hatte seit jenem Besuch des Kaisers bei der Zarin die Abwandlungen der russischen Politik mit Mißtrauen und wachsender Sorge beobachtet. Katharinas Charakter hatte ihm persönliche Bürgschaften für sein Bündnis mit Rußland nie geboten. Er unterschätzte ihre Begabung und ihre Energie; er sah in Katharina immer nur das eitle und launenhafte Weib, eine zweite Elisabeth, da er doch schon diese Elisabeth ohne Frage unterschätzt hatte. Von Hochmut geschwollen, in der Politik sich nur auf Gewaltthätigkeiten verstehend, behandele Katharina alle Geschäfte als Bagatellen, indem sie ihrer gewohnten Trägheit kaum einige Augenblicke für die Arbeit entreiße: so hat er sie zu einer Zeit charakterisiert, da die preußisch-russische Allianz sich noch in aufsteigender Linie bewegte. Um wie viel schärfer und bitterer urteilte er jetzt, als das Bündnis zu Scheiter gegangen war, über die „Pantocratice“ und ihren unermeßlichen Hochmut: sie würde, wenn sie mit Gott dem Vater in Briefwechsel träte, zum mindesten Gleichheit des Ranges in Anspruch nehmen! Und wer dürfe einer Frau vertrauen, die ihren Mann habe umbringen lassen? Musterte er dann Katharinas Umgebung, von der er mit Unrecht die Herrscherin abhängig glaubte, so war das Ergebnis ganz niederdrückend. Panin, so lange der eigentliche Träger des jetzt verworfenen preußischen Systems, war im Frühjahr 1783 gestorben. Bis zuletzt hatte er den Gegnern Preußens als der Mann gegolten, der alle seine Ideen von Seiner Preußischen Majestät empfange und sie urteilslos sich aneigne, in dessen politischem Glaubensbekenntnis Unterwürfigkeit gegen Preußen einen stehenden Artikel bilde. Panins Nachfolger als Minister des Auswärtigen, Graf Iwan Ostermann, der Sohn jenes Beraters der Kaiserin Anna, galt als erklärter Anhänger Oesterreichs. Den Günstling Potemkin und den jüngeren Woronzow betrachtete Friedrich als durch Joseph erkauft, und Potemkin überdies als den Urheber der ausschweifenden Entwürfe der neuesten russischen Orientpolitik. So zählte er nur noch auf den Großfürsten-Thronfolger. Mehr diesem, als der Zarin hat der Besuch gegolten, den der Prinz von Preußen im Herbst 1780 dem russischen Hof abstattete, um der Reise Kaiser Josephs ein Paroli zu bieten. Katharina hat sich über den preußischen Thronfolger, zumal im Vergleich zu seinen beiden Oheimen, dem König und dem Prinzen Heinrich, damals sehr abfällig und spöttisch geäußert: der hochehrerbietige Lehrjunge müsse noch stark wandern, bis ein Geselle aus ihm herauskommen werde. Aber die persönlichen Beziehungen zu dem Großfürsten Paul, 1776 in Berlin angeknüpft, sind durch jenen Petersburger Aufenthalt Friedrich Wilhelms ohne Frage befestigt worden, und das wurde für die Zukunft als Gewinn gebucht.

Den Kern der großen Entwürfe Katharinas schälte sich Friedrich aus dem Nebel unsicherer Nachrichten richtig heraus. Er mutmaßte zutreffend, daß Versprechungen ganz persönlicher Art ausgetauscht seien und daß sich Joseph für das Projekt des russisch-griechischen Kaisertums habe gewinnen lassen.

Das europäische Interesse, das der byzantinische Zukunftskaiser, das Knäblein Konstantin, auf sich lenkte, erstreckte sich bis auf die sechs aus dem Lande der Griechen im voraus für ihn verschriebenen Nationalammen, die freilich sämtlich im entscheidenden Augenblick für ihren großen welthistorischen Zweck

versagten. Wenn aber der preußische Gesandte Görtz die Hoffnung ausgesprochen hatte, das griechische Projekt werde sich verflüchtigen wie die Milch der griechischen Ammen, so sollte dem nicht so sein. Der große Plan spukte weiter, und als demnächst der Zarin neue Großmutterfreuden warteten, meinte der König von Preußen, das kommende Kind, der dritte Enkel, werde zum Großmogul vorherbestimmt sein.

Die Fiktion, daß sein Bündnis mit Rußland fortbestehe, hielt der König geflissentlich aufrecht. Von Selbsttäuschung aber war er frei. „Ich werde ad patres gehen," klagt er am 18. Oktober 1782, „und unser Land ohne Verbindungen, ohne Freunde zurücklassen, in einer Lage, in der es die Streiche, die der Kaiser ihm beizubringen trachtet, nicht parieren kann." Indem er sich jetzt oft in solchen Klagen erging, meinte er doch, vorerst die weitere Entwickelung der Ereignisse abwarten zu sollen: das Jahr 1783, so nahm er an, würde den Orientkrieg bringen, der die beiden Kaiserhöfe entweder um so fester vereinen oder heillos entzweien würde.

Indes grübelte er fort und fort über den Möglichkeiten einer neuen Allianz. In den Herbsttagen von 1782 dachte er viel an England, das wie Preußen isolierte. Noch vor kurzem waren die Beziehungen zwischen beiden Staaten sehr gespannt gewesen, denn nach dem Teschener Frieden hatte sich Friedrich über die während des bairischen Erbfolgekriegs geübten Rücksichten[1]) wieder hinweggesetzt, sodaß ein englischer Minister meinte, der König von Preußen zeige sich an allen Ecken und Enden Europas als Englands böswilliger Feind. Aber nach dem Ministerwechsel vom 20. März 1782 hatte der Wind umgesetzt. In dem gefallenen Lord North hatte Friedrich den Fortsetzer und, ganz mit Unrecht,[2]) das Werkzeug des bösen Bute gesehen; das neue Whigministerium, dessen Haupt Lord Rockingham und dessen Seele Charles Fox war, betrachtete er als „honett". Eine Verbindung mit England schien ihm jetzt für Preußen wieder „in den Bereich der Möglichkeit" getreten zu sein. Fox kam ihm weit entgegen; ein großes programmartiges Schreiben des neuen Staatssekretärs über das Interesse beider Staaten an einer politischen Verständigung blieb nicht ohne Eindruck auf Friedrich. Was aber mehr als alles andere ihn bestimmte, dem Gedanken an ein Bündnis mit England Raum zu geben, war die Hoffnung, mit Englands Hülfe seine Beziehungen zu Rußland wiederherzustellen: unter diesem Gesichtspunkte suchte er den Prinzen Heinrich, der auch jetzt wie seit je vielmehr von Frankreich das Heil erwartete, mit dieser britischen Kombination zu befreunden. In besseren Tagen, Rußlands noch ganz sicher, hatte er England als Dritten im Bunde abgelehnt;[3]) jetzt also wäre er froh gewesen, seinerseits als Dritter der Tripelallianz sich anschließen zu können, die einst Panin so eifrig empfohlen hatte.

Darin stimmte der König mit dem Prinzen Heinrich überein, daß er das französische Bündnis dem englischen an sich vorgezogen haben würde. Nur daß

[1]) Oben S. 522.
[2]) Oben S. 521.
[3]) Oben S. 440.

jenes nicht erreichbar schien, solange der österreichische Einfluß sich in Versailles behauptete. Immerhin konnte jetzt die Mitwirkung Oesterreichs bei einer Aufteilung der Türkei den Bruch zwischen den Verbündeten von 1756 herbeiführen. Und dann wäre die Reihe wieder an Preußen gewesen. In einer eigenhändigen Denkschrift des Königs vom 19. Dezember 1782 ist diese Perspektive an die Stelle des in den vorangegangenen Monaten viel erörterten englischen Planes getreten. Für den Fall aber, daß ein gemeinsames Vorgehen mit Frankreich nicht erzielt würde, wies dieselbe Denkschrift noch auf eine andere Möglichkeit hin: wenn schon die Türkei nicht zu retten ist, wird es den Versuch gelten, durch kriegerische Demonstrationen im Rücken der Russen und Oesterreicher für Preußen eine Kompensation nach der polnischen Seite zu erzwingen, um das Gleichgewicht der Macht zwischen den drei Staaten nicht allzusehr verrücken zu lassen.

Der weitere Verlauf der diplomatischen Vorgänge ist dann der gewesen, daß seit dem Februar 1783 die französische Politik, in dem Maße, als die Nachrichten aus dem Orient kriegerischer klangen, näher an Preußen heranrückte, während die englische Politik durch Fox jetzt mehr und mehr in das Fahrwasser der beiden Kaiserhöfe hinübergelenkt wurde. Erst der Herbst brachte einen Rückschlag. Entschlossen, der Zertrümmerung der Türkei entgegenzutreten und zu dem Behufe Preußen in ein Bündnis zu ziehen, beruhigte sich Graf Vergennes doch, als er gewahrte, daß Rußland sich mit der Erwerbung der Krim begnügen wollte. Frankreich wies nun die Anregung zu einem Bündnisse zurück, die König Friedrich im Oktober 1783 voreilig, wenn auch nur unter der Hand, gegeben hatte. Am 26. November sah dieser durch eine Erklärung des französischen Gesandten Esterno seine Einbildungen zerstört.

Auf diese Art ließ Frankreich die Krim in russischen Besitz übergehen, um sich siebzig Jahre später vergebens zu bemühen, das Bollwerk des Schwarzen Meeres von Rußland wieder loszureißen. Am 8. Januar 1784 wurde in dem Gartenpalast zum spiegelnden Ahorn (Ainali kawak) bei Konstantinopel der Vertrag abgeschlossen, durch den die Pforte Krim und Kuban an Rußland preisgab. Die Gesandten Oesterreichs, Frankreichs, Englands hatten ihr zur Nachgiebigkeit geraten, nur der preußische Vertreter hatte auf Befehl seines Gebieters den Schritten der anderen sich nicht angeschlossen.

König Friedrich erhielt die Nachricht von dieser Lösung Anfang Februar. Er sah den Vertrag als ein für Preußen ungünstiges Ereignis an. Er hätte den Krieg zwischen Russen und Türken gewünscht, weil sich ihm damit die Aussicht auf das Bündnis mit Frankreich, auf die Endschaft der österreichisch-französischen Freundschaft eröffnet hätte. So aber erhielt er nur einen neuen Beweis für die Abhängigkeit der Franzosen von Oesterreich und sagte sich zugleich, daß Kaiser Joseph die Zarin noch lange festhalten werde, da ihr griechischer Plan noch unausgeführt bleibe. England endlich schien bei seiner finanziellen Erschöpfung nach einem verlustreichen Kriege und in den inneren Wirren nach Auflösung der alten Whigpartei auf lange zur Unthätigkeit verurteilt zu sein. Wir werden nicht eine einzige Macht finden, klagte er am 5. Februar seinem Finckenstein, „die uns auch nur den Schatten eines Bünd-

nisses bietet, geschweige denn ein wirkliches Bündnis". Schweden und Dänemark, als „Wesen ohne Energie", ließ er dabei völlig außer Betracht.

In dieser peinlichen Vereinsamung lenkt der König seinen Blick wieder auf die deutschen Reichsfürsten, nachdem er schon vor Neujahr dem Herzog von Braunschweig erklärt hatte, es sei an der Zeit, eine Liga nach dem Beispiel der schmalkaldischen zu errichten. Man müsse, schreibt er am 21. Februar an Finckenstein, die deutschen Fürsten zu einer Konföderation vereinigen, „einzig und allein zu dem Zweck, das Reichssystem, so wie es gegenwärtig ist, aufrecht zu erhalten; und ich gestehe, daß, wenn die Dinge zum Kriege kommen sollten, man sich dazu vorbereiten müßte, diese Leute in das Spiel einzusetzen und ihnen Subsidien zu zahlen, was nicht unmöglich sein würde". Ein Bund der Reichsstände, den er früher als Anhängsel zu einem Bunde mit Rußland oder auch mit Frankreich oder England gedacht hatte, sollte jetzt für sich allein die Stütze der preußischen Politik werden, ihre letzte Zuflucht: ein anderes Auskunftsmittel erklärte der König nicht mehr zu sehen. Er dachte in erster Linie an Hannover, Braunschweig und Hessen, seine Bundesgenossen aus dem Siebenjährigen Kriege, weiter aber an die geistlichen Fürsten: Bamberg-Würzburg, Paderborn, Fulda, Hildesheim.

Am 6. März erging an die Minister der Befehl zur Einleitung der erforderlichen Schritte. Nicht von heute auf morgen, meinte der König, würden so viele Köpfe sich unter einen Hut bringen lassen; nicht um ein Werk von vierzehn Tagen handle es sich, sondern um ein Werk von anderthalb oder zwei Jahren. Nur noch vor seinem Tode wünschte er den Bund verwirklicht zu sehen.

Einer augenblicklichen Gefahr also glaubte er sich nicht ausgesetzt. Ganz richtig fühlte er heraus, daß nicht wie 1756 ein unmittelbarer Angriff gegen ihn verabredet und vorbereitet war. Denn das bezeichnete doch die Lage, daß Oesterreich durch sein nach Südosten gerichtetes Bündnis mit Rußland von Angriffsplänen gegen Preußen vorerst abgelenkt wurde, und daß Rußland in diesem Bündnisse nur die Zertrümmerung der Türkei, nicht aber wie zu Elisabeths und Bestushews Zeiten die Niederwerfung Preußens anstrebte.

Auch setzte Friedrich bestimmt voraus, daß er, wenn es schon zum Bruche mit den beiden Kaiserhöfen kam, doch unter keinen Umständen wie im Siebenjährigen Kriege auch die Franzosen unter seinen Gegnern sehen werde. War ihr Bündnis nicht für ihn zu haben gewesen, so blieben doch die Beziehungen zwischen ihnen freundlich, und als Prinz Heinrich im Sommer 1784 eine Reise nach dem französischen Süden antrat, gab sein königlicher Bruder gern seine Zustimmung, daß der Prinz einer ihn in Genf erreichenden Einladung zum Besuche von Paris folgte. Am 17. August traf der Graf von Oels, als welcher Heinrich reiste, dort ein, am 22. begrüßte er König und Königin in Versailles.

Derweil wollten die Verhandlungen nicht recht vom Flecke gehen. Nicht als ob es an den kleinen Höfen an Empfänglichkeit für den Associationsgedanken gefehlt hätte. Zumal auch die geistlichen Höfe waren voll Sorge über die unruhige, ausgreifende Politik des Kaisers. Wie, wenn Joseph eines Tages das

in seinen Erblanden durchgeführte System der Säkularisationen[1]) auf die Reichsstifter ausdehnte? Seine Streitigkeiten mit den benachbarten Kirchenfürsten von Salzburg und von Passau gaben ihnen allen zu denken. Das Haus Oesterreich verlor auf dem Reichstage mit diesen Bischöfen seine getreueste Fraktion.[2]) Durch den freisinnigen Bischof von Würzburg und Bamberg, Franz Ludwig von Erthal, wurden Beziehungen zu den protestantischen Höfen von Weimar, Gotha, Dessau, Karlsruhe angeknüpft. Ganz in der Ausdrucksweise der reichsfürstlichen Gegner von Josephs großem Ahnen, Kaiser Karl V., sprach man an diesen Höfen vom Joche, das den Schultern der deutschen Fürsten drohe, von den Fesseln, an denen eifrig geschmiedet werde. In seinem Eifer für die deutsche Libertät, d. h. für die alte Selbstherrlichkeit der Reichsstände, berief sich Herzog Ernst von Gotha sogar auf die amerikanischen Unabhängigkeitskämpfer: ihr Beispiel habe gezeigt, daß Rechte der Menschheit keine Verjährung litten. Schon dachten diese Kleinfürsten zum Schutze gegen den Kaiser an die Aufstellung eines Reichsheeres, dessen Oberbefehl einer aus ihrer Mitte, der neue Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu übernehmen haben würde. Nicht bloß den Kaiser, auch Preußen fürchtete man; die preußische Anmaßung, von der man sprach, schien der deutschen Freiheit ebenso gefährlich werden zu können, wie der josephinische Imperialismus. Darum meinte der evangelische Fürstbischof von Osnabrück, der zweite Sohn des englischen Königs, der Fortbestand der Reichsgewalt hänge ganz von dem Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen ab. Augenblicklich drohte von Wien die unmittelbarere Gefahr. Es kam auf den Versuch an, Preußen dadurch zu binden, auf eine konservative Tendenz festzulegen, daß man diese Macht an einem Bunde zur Aufrechterhaltung der deutschen Libertät beteiligte, dem König von Preußen die Rolle des Beschützers der Reichsverfassung zuschob. In diesem Sinne bemühten sich der Enkel des alten Dessauers, Fürst Leopold Friedrich Franz, und mit ihm der Herzog von Braunschweig, den preußischen Thronfolger und den Minister Hertzberg für den Gedanken einer Reichsassociation zu gewinnen.

Hier also hatte die preußische Politik einzusetzen, und bei entschiedenem Zugreifen ließ sich vielleicht schnell etwas erreichen. Aber die eigenen Minister des Königs von Preußen hemmten.

So oft Reichsangelegenheiten in Frage kamen, die seinem vielfach wiederholten Geständnis nach ganz „außerhalb seiner Sphäre" lagen, ließ ihnen ihr Gebieter für die Verhandlungen wohl oder übel stets sehr weiten Spielraum. Der ältere von ihnen, Graf Finckenstein, war vor 35 Jahren zu einer Zeit Minister geworden, als die Berater des jugendlichen Königs es als ihre Aufgabe und Pflicht betrachteten, vielmehr zu hemmen und zu warnen, als zu drängen und Pläne zu schmieden.[3]) Friedrich schenkte diesem Staatsmanne, dem Freunde, dem Gespielen seiner Knabenjahre, uneingeschränktes Vertrauen; zu Zeiten hat er fast Tag für Tag seine Briefe an ihn gerichtet, um sich über

[1]) Oben S. 553.
[2]) Vgl. Bd. I, 344.
[3]) Vgl. Bd. I, 543.

die politische Lage und ihre Bedürfnisse mit diesem erfahrenen und einsichtigen, taktvollen und anspruchslosen Vertrauten zu besprechen. Sehr anders geartet war der zweite Minister. Ewald Friedrich v. Hertzberg, 11 Jahre jünger als Finckenstein und 13 jünger als Friedrich, suchte vor dem älteren Kollegen, der seiner unruhigen Beweglichkeit und seinem spitzfindigen Doktrinarismus mit mißtrauischem Unbehagen gegenüberstand, nicht selten sich vorzudrängen, dem König sich aufzudrängen. Selbstgewiß, gerade heraus, dreist — Junker Plump von Pommerland hat ihn ein fremder Diplomat genannt — hielt er mit seiner Meinung, auch wenn er nicht gefragt war, nicht zurück. Hertzberg, schreibt Prinz Karl von Hessen nach seinen Beobachtungen im Breslauer Winterquartier von 1778/79, „stritt sich immer mit dem König herum,[1]) welcher ihn oft tüchtig abführte und zwar in einer sehr derben Weise; er war eigentlich, was man einen Aktenmenschen nennt, er hatte studiert, war aber kein Politiker". Andere wollten ihm, dem Verfasser fast aller publizistischen Deduktionen seines Hofes, nur das Verdienst eines guten Archivars zugestehen — als solcher hatte er im Staatsdienst angefangen, wie er sich denn auf seine historischen Kenntnisse und sein allzeit gegenwärtiges Wissen nicht wenig zu gute that. Eine seiner Lieblingsvorstellungen war, daß der Staat nach dem großen Muster von 1772 Erwerbungen ohne Schwertstreich, nur mit den Künsten der Verhandlung, denen er einen übertriebenen Wert beimaß, anstreben müsse; die Kriegserklärungen von 1756 und 1778 hat er stets als zwecklose Uebereilungen betrachtet. Von der Ueberlegenheit seiner politischen Methode und von seiner höheren Einsicht dem alten König gegenüber aufrichtig überzeugt, von seinem untergeordneten Wirkungskreis unbefriedigt, stets geneigt über Zurücksetzung zu klagen, ging Hertzberg jetzt an die den Ministern gestellte Aufgabe nur mit dem größten Widerstreben heran.

Was Hertzberg im Sinne hatte, waren weitere Erwerbungen in Polen; dazu aber bedurfte es einer Wiederannäherung an die Kaiserhöfe. Von diesem Hintergedanken durften die Einverstandenen im Reiche nichts hören; ihnen gegenüber vertrat Hertzberg die Ansicht, daß man nichts überstürzen, daß man nur unter drei Voraussetzungen, nur in einer von drei „Epochen" Hand ans Werk legen dürfe: beim Ausbruch eines Türkenkrieges, beim Tode des Kurfürsten von Pfalz-Baiern und „noch in einer dritten Epoche" — gemeint war der Tod des Königs von Preußen, der dem ehrgeizigen und zuversichtlichen Minister endlich einmal freie Hand für seine eigene ungeduldige Politik geben sollte. Hertzberg ging so weit, dem Minister des Pfalzgrafen von Zweibrücken vertraulich zu schreiben, da der König plötzlich auf diese Idee gekommen sei, so müsse man ihn wenigstens par manière d'acquit zufriedenstellen. Das blieb sein Losungswort. So verstrich Monat auf Monat, ohne daß etwas Ernsthaftes geleistet wurde; der König aber schwieg dazu, weil er aus manchen Anzeichen schließen zu dürfen glaubte, daß die Kaiserin von Rußland es nicht zum Bruch mit ihm treiben werde.

Bis dann mit dem Herbst 1784 neue Entwürfe Kaiser Josephs neue Erregung in die politische Welt hineintrugen. Joseph verwand es nicht, bei

[1]) Vgl. oben S. 527. 536.

dem letzten, für Rußland so ergiebigen Fischzug seiner Bundesgenossin leer ausgegangen zu sein. So reichte er denn nachträglich seinen Wunschzettel ein. Ein „freier und freiwilliger" Austausch von Baiern und der Oberpfalz samt dem Erzbistum Salzburg gegen die österreichischen Niederlande, so pries er der Zarin seine „Idee" an, entspreche auch dem russischen Interesse, weil Oesterreich, der nachbarlichen Berührung mit Frankreich entrückt, mit ganzer Kraft sich dem großen orientalischen Plan werde widmen können. Katharina sprach ihren Beifall aus, wies aber sofort auf die Hindernisse hin, die der Tauschplan sowohl im deutschen Reich wie bei den an seiner Vereitelung interessierten Nachbarn der beiden Kaiserreiche — nur Preußen konnte gemeint sein — finden werde.

Joseph hörte über diese Warnung hinweg. So zuversichtlich war er, daß er seine politische Karre alsbald noch mit einem zweiten Schwergewicht belastete. Im Begriff sich seiner Niederlande zu entäußern, rief er auf belgischem Boden einen Streit mit den holländischen Nachbarn hervor, den letzten Strauß des Hauses Habsburg mit den alten Widersachern Philipps II. Der Westfälische Friede sperrte die Scheldemündung, um Amsterdam und Rotterdam gegen den Wettbewerb Antwerpens zu sichern. Dem Kaiser dünkte es unerträglich, diesen unwürdigen Zustand länger anzuerkennen; er beschloß, die Eröffnung der Schelde mit Gewalt durchzusetzen. In dem zunächst mit der Feder geführten Streit wurden von hüben und drüben bald andere Ansprüche hineingezogen. Es kam dahin, daß am 6. Oktober 1784 das holländische Wachtschiff auf der Schelde einen nach Antwerpen segelnden österreichischen Kauffahrer unter Feuer nahm. Frankreich, mit beiden Teilen im Bundesverhältnis, bemühte sich zu vermitteln. Joseph, der allzu leichtfertig in diese Händel eingetreten war, suchte jetzt nicht ungeschickt den bairischen Tauschplan und den Scheldestreit miteinander zu verknüpfen, indem er Nachgiebigkeit gegen die Holländer hoffen ließ, um Frankreich desto eher für die Verpflanzung der Wittelsbacher nach Belgien zu gewinnen.

Denn das hatte sich sofort herausgestellt, daß Frankreich auch jetzt wie 1778 den Tauschplan scheelen Blickes und mit Unmut betrachtete. Abermals sah man in Versailles nach kurzer Ruhepause die Freundschaft zu Oesterreich auf eine harte Probe gestellt, wie vor einem Jahr in der türkischen Frage und vor einem Jahrzehnt in der polnischen. Abermals führten Minister und Königin, Vergennes und Marie Antoinette, ein Kampf um den schwachen König. Abermals begann der Minister ernstlich mit Preußen zu rechnen. Prinz Heinrich, dessen Anwesenheit in Paris unter dieser Konstellation eine unvorhergesehene Bedeutung gewann, sah am Seinestrand die Dinge noch mehr durch die französische Brille, als in seinem Rheinsberg, und glaubte die seit dreißig Jahren heiß von ihm begehrte französische Allianz schon mit Händen greifen zu können. Zu solchem Uebergang aus dem österreichischen in das preußische Lager, wie er vor einem Jahre als letztes Mittel zur Rettung der Türkei ernstlich erwogen worden war, würde sich Frankreich bloß um Baierns willen schwerlich entschlossen haben. Aber so viel setzte Vergennes, von den andern Ministern unterstützt, gegen die Königin durch, daß Ludwig XVI. in einem Schreiben an seinen kaiserlichen Schwager vom 6. Januar 1785 das Schicksal Baierns von einer

Verständigung mit dem König von Preußen abhängig machte, auf die doch nach den Erfahrungen von 1778 nie zu rechnen war.

König Friedrich, über die weiteren Pläne der beiden Kaiserhöfe nach dem Vertrag von Ainali-Kawak im unklaren, betrachtete im Herbst 1784 die europäische Lage als ein „Chaos". Aber nicht den Preußen liege es ob, diese Nebel zu zerteilen — er mochte an seine Initiative von 1740 oder 1756 denken — sondern vermutlich werde ein Angriff der Kaiserhöfe gegen die Türken oder eine Kriegserklärung des Kaisers gegen die Holländer den andern Mächten das Signal zur Sammlung geben. Nach Eingang der alarmierenden Nachrichten aus den Niederlanden lieh er endlich der stockenden Verhandlung wegen eines Fürstenbundes einen neuen Antrieb; eigenhändig entwarf er am 24. Oktober das „Projekt einer Ligue zwischen den Fürsten Deutschlands, nach dem Modell der schmalkaldischen nachgezeichnet", eine Richtschnur für Hertzberg zur Ausarbeitung der Bundesurkunde. Und als wenige Tage darauf aus Zweibrücken die Nachricht von neuen Versuchungen kam, durch die der Pfalzgraf für den bairischen Tausch gewonnen werden sollte, rief er seinen Ministern ein ungeduldiges „Du feu! du feu! Messieurs!" zu: „Da sehen Sie deutlich, womit ich mich vor Ihnen zu Tode rede, daß der Kaiser mit seiner Aktivität zuletzt den Sieg über unsere Indolenz davontragen wird."

Noch einmal wagten die Minister zu hemmen. Sie warnten vor einer offenen Schilderhebung in einem Augenblicke, da der Kaiser, wie sein schroffes Auftreten gegen die Generalstaaten schließen lasse, des Beistandes von Rußland und Frankreich sicher zu sein scheine. Der König lud sich Hertzberg für ein paar Tage nach Potsdam ein, das Für und Wider mit ihm zu besprechen. Hertzbergs Gegengründe scheinen nicht ohne Eindruck geblieben zu sein; jedenfalls stand das Werk in den nächsten Wochen von neuem still.

Erst vierzehn Tage nach Neujahr 1785 veränderte sich die Scene. Aus Zweibrücken kam eine neue Warnung, ein Ruf um Hülfe in dräuender, ganz naher Gefahr. Der Vertreter der Zarin am deutschen Reichstag, Rumianzow, war in Zweibrücken erschienen und hatte von dem Pfalzgrafen Karl stürmisch, gebieterisch die Zustimmung gefordert zu dem Austausch von Baiern gegen Belgien, über den der Kaiser und der bairische Kurfürst im Einverständnis mit Frankreich und Rußland sich geeinigt hätten. Der Pfalzgraf hatte sich geweigert. Jetzt wurden doch auch Finckenstein und Hertzberg besorgt. Durch diesen Tausch, erklärten sie dem König, werde der Kaiser sich in den Stand setzen, das Elsaß und sein Stammland Lothringen zurückzuerobern und dann ganz Deutschland zu unterjochen.

Der Ruhigere war in diesem Augenblick der König. Er wollte noch nicht glauben, daß Frankreich sich gebunden haben sollte, und sein Zweifel war, wie wir gesehen haben, begründet. Auch beteuerte der französische Gesandte Esterno dem Grafen Finckenstein, man habe die Sache fallen lassen.

Aber Anfang Februar meldeten die Zeitungen den bairisch-belgischen Tausch als feste und fertige Thatsache und ließen nur die Frage offen, ob das neue wittelsbachische Königreich in den Niederlanden Belgien, Burgund oder Austrasien heißen würde; Frankreich sollte für sein Jawort mit der Erwerbung von Luxemburg und Namur an dem Geschäft beteiligt sein.

Friedrichs Briefe seit dem 8. Februar zeigen uns seine Erregung von Tag zu Tag im Wachsen. „Nach allem, was Sie mir über Ihre Unterredung mit Herrn Esterno gemeldet haben," schreibt er am 10. eigenhändig an Finckenstein, „beginne ich Verdacht zu schöpfen gegen Frankreich selbst ... Es könnte sehr wohl sein, daß der Cäsar Joseph seinen Schwager durch diesen Köder (Luxemburg) hat bestechen wollen, ich weiß sogar durch ähnliche Gerüchte, daß man sich auch den Spaß gemacht hat, uns ich weiß nicht welchen Anteil zu bestimmen, und der phlegmatische Ton, in dem Herr Esterno Sie über diese Absichten des verteufelten Joseph unterhalten hat, läßt mich glauben, daß Frankreich in diesem für seine Ehre entscheidenden Augenblicke es an Energie fehlen lassen wird und schließlich wohl Nasenbluten bekommen könnte. O Götter, mit was für einem infamen Zeug haben wir es zu thun! Und wie werden wir, umgeben von feigen und feilen Canaillen, für uns allein die deutsche Verfassung aufrechterhalten und uns der zügellosen Räuberei dieses verfluchten Wiener Tyrannen widersetzen können? Ich gestehe Ihnen, daß mich alles das aus den Angeln hebt, denn in einer so allgemeinen Verwirrung wie dieser gibt es nicht einmal für Konjekturen hinreichende Anhaltspunkte." Und dem Prinzen Heinrich bekannte er drei Tage später, daß sein Greisentum sehr schlecht zu diesen fortwährenden Treibereien passe, mit denen der turbulente Joseph auf die politische Lage von Europa drücke: „Schon mehr als zur Hälfte jenseits dieser Welt, muß ich Klugheit und Thätigkeit verdoppeln und unausgesetzt die verhaßten Projekte im Kopfe haben, die dieser verfluchte Joseph mit jedem neuen Tage neu erzeugt. Ich bin also dazu verurteilt, einige Ruhe nicht eher zu genießen, als bis ein wenig Erde meine Gebeine decken wird."

Die nächsten Tage brachten ihm zwar nicht die Ruhe, aber eine starke Beruhigung. Aus Paris wurde ihm in bestimmtester Weise die Erklärung gegeben, daß der Kaiser, wie er es am 18. Januar in seiner Antwort auf jenen Brief Ludwigs XVI. vom 6. in der That gethan hat, auf das Tauschgeschäft verzichte. Er preise den Himmel von Grund seiner Seele, schrieb Friedrich am 21. Februar an Finckenstein, daß dieser Plan zu nichte geworden sei; denn so sei man einem Kriege gegen die beiden Kaiserhöfe entgangen, in welchem es schwer gehalten haben würde, Baiern den Oesterreichern wieder abzunehmen.

Zugleich aber glaubte er, nicht mit Unrecht, annehmen zu dürfen, daß der Plan des Kaisers nur bis zu günstigerer Stunde zurückgelegt, nur aufgeschoben, nicht aufgehoben sei. Aufgeschoben bis zum Tode des Kurfürsten von Baiern, des „unwürdigen Theodor", oder vielleicht nur bis zu seinem, des Königs von Preußen, nahen Tode. Und deshalb mußten die Verhandlungen mit den deutschen Fürsten fortgesetzt werden.

Am 23. Juli 1785 wurde zu Berlin mit den Vertretern der Höfe von Dresden und Hannover die Urkunde des Fürstenbundes unterzeichnet, zu dem Zwecke, allen Reichsständen, auch den geistlichen, den Besitz ihrer Lande und ihrer Gerechtsame zu sichern. Sonderartikel gaben dem Abkommen den Charakter der alten Kurvereine, indem sich die drei Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und Hannover versprachen, in allen kurfürstlichen Angelegenheiten, wie bei der Wahl eines römischen Königs, Festsetzung der Wahlkapitulation und Errichtung

einer neuen Kur, im Einvernehmen zu handeln. Ein „geheimster" Artikel verpflichtete die drei Höfe, sich Versuchen zu Austausch oder Wegnahme von Reichslanden mit bewaffneter Hand zu widersetzen.

Durch den Beitritt des Erzbischofs von Mainz, der aber den geheimsten Artikel nicht unterschrieb, gewann der Fürstenbund die Hälfte der Stimmen im Kurfürstenrat. Von anderen Reichsständen haben sich dem Hauptvertrage angeschlossen der an dem Ausgangspunkt der Verhandlungen unmittelbar beteiligte Pfalzgraf von Zweibrücken, der Landgraf von Hessen-Kassel, die Ernestiner von Gotha und Weimar und die mecklenburgischen Herzöge von Schwerin und Strelitz, die Markgrafen von Ansbach und von Baden, die anhaltischen Fürsten von Bernburg, Dessau und Köthen, endlich der evangelische Bischof von Osnabrück.

Das Ergebnis des deutschen Fürstenbundes von 1785 war nicht die abermalige Rettung der territorialen Selbständigkeit Baierns, denn Baiern war schon in dem Augenblick gerettet gewesen, als Frankreich seine Zustimmung zu dem Tauschplan Josephs II. von der Entscheidung des Königs von Preußen abhängig machte. Das vornehmste Ergebnis des Fürstenbundes war ein moralischer Gewinn für Preußen, eine mächtige Steigerung des preußischen Ansehens im deutschen Reiche und in Europa, auf der dunkeln Folie einer großen politischen Niederlage des Kaisers. Friedrich durfte nicht ohne Grund sein Erstaunen darüber äußern, mit welcher Leichtigkeit der Kaiser ungeheure Pläne entwerfe, um sie bei der geringsten Schwierigkeit fallen zu lassen. Joseph machte in einem Briefe an seine russische Bundesgenossin seinem Aerger mit den Worten Luft, daß man auf Grund absurder Fabeln so viel Dumme zusammenzubringen gewußt habe, um einen sogenannten Bund für die deutsche Freiheit bilden zu können. Und Katharina konnte in ihrer Antwort ihm nur den kahlen guten Rat geben, diesen Bund, nachdem es ihnen nicht geglückt sei, ihn im Werden zu ersticken, mit voller Gleichgültigkeit zu behandeln, ohne Gereiztheit durchblicken zu lassen.

Die Niederlage des Kaisers war um so empfindlicher, als er, von den Bestrebungen Preußens unterrichtet, durch ein Rundschreiben an die kaiserlichen Gesandtschaften im Reich die Reichsstände aufgefordert hatte, zur Aufrechterhaltung der Reichsverfassung mit ihm, dem Reichsoberhaupte „eine förmliche und feierliche Verbindung" einzugehen. Einen derartigen Bund im Reich hatte das Haus Oesterreich ehedem in der Association der vorderen Reichskreise von 1697 und 1702 und in dem schwäbischen Bunde der Zeiten Maximilians I., hatte das wittelsbachische Kaisertum Karls VII. in der Frankfurter Union von 1744 zur Verfügung gehabt; ein Bund im Reiche, der seine Spitze gegen den Kaiser gerichtet hätte, war seit dem Rheinbund von 1658 nicht erlebt worden. König Friedrich hat 1785 für seinen Fürstenbund ohne und gegen den Kaiser weit mehr Teilnehmer gefunden, als 1744 für jene Union unter Vortritt und zum Schutze des Kaisers. Was aber diesen neuen Fürstenbund von seinen Vorgängern wesentlich unterschied, war auf der einen Seite das Fehlen jeder kon-

fessionellen Tendenz, wie sie vom schmalkaldischen Bunde an bis zu den Unionsbestrebungen von 1757 [1]) sich immer wieder geregt hatte, und sodann der innerdeutsche Charakter dieser Vereinigung: sie war nicht das Werk, Organ oder Anhängsel einer auswärtigen Macht, wie der Rheinbund Mazarins, wie der Heilbronner Bund Oxenstiernas im Dreißigjährigen Kriege oder wie bis zu gewissem Grade auch die Union der deutschen Protestanten von 1609 und der Fürstenbund von 1552 gegen den Sieger von Mühlberg.

Hertzberg, der auch hierin seine besondere Meinung vertrat, hätte gern dem Bunde durch Heranziehung Hollands und Englands eine breitere Grundlage, das europäische Rückgrat gegeben. Aber der König wußte sehr wohl, weshalb er auf diese Erweiterung verzichtete. Mit eiserner Beharrlichkeit hielt er sich von jeder Einmischung in die inneren Wirren des niederländischen Freistaates fern; so wenig wie er einst seiner Schwester in Schweden gegen die Oppositionspartei Unterstützung gewährt hatte,[2]) so wenig durfte im Haag seine Nichte, die Gemahlin des oranischen Erbstatthalters, preußischen Beistand erwarten. Er erzielte durch diese Zurückhaltung den großen Vorteil, daß nun zwar keine der europäischen Großmächte mit ihm verbündet war, daß aber die zwei großen Westmächte, mit einander auch nach ihrem letzten Friedensschlusse noch gespannt, beide Preußens Werke, dem Fürstenbund, wohlwollend zur Seite standen und gleichsam eine Reserve für ihn bildeten. Wie England aus den besonderen dynastischen Rücksichten seines Nebenlandes Hannover, so hieß Frankreich den Fürstenbund gut nach allen Ueberlieferungen seiner an der Erhaltung der reichsfürstlichen Libertät interessierten Politik. In früheren Zeiten, zumal vor und nach dem Dresdener Frieden von 1745, war es Friedrichs Bestreben gewesen, mit England und mit Frankreich womöglich gleich gut zu stehen: war 1756 seine Staatskunst an dem Versuch, die mittlere Linie zwischen beiden zu gewinnen, gescheitert, so hatte er jetzt mit größerem Glücke operiert. Aus dem gefahrvollen Zustande der politischen Vereinsamung, in welchem er sich nach der Lösung seiner Beziehungen zu Rußland sah, hatte er sich mit sicherer Hand einen Ausweg geöffnet. Er nahm jetzt an der Spitze des Fürstenbundes eine Stellung ein, in der er für die konservativen und defensiven Zwecke dieser Vereinigung, die Erhaltung der Verfassung und der Besitzverhältnisse im Reiche, auf die Unterstützung sowohl von Frankreich wie von England rechnen durfte, während Rußland und Oesterreich in den nächsten Jahren immer mehr an Geltung in Europa verloren, je tiefer sich beide in die orientalischen Wirren verstrickten.

In dieser seiner konservativen und defensiven Tendenz lag die Stärke und die Schwäche des Fürstenbundes. Indem der Bund die politische Lage des Augenblickes beherrschte, war er doch seinem Wesen nach unfähig, dem Bedürfnisse der nationalen Zukunft zu genügen. Das Heil für Deutschland konnte nur von einer Reform, einer Umwälzung, einer Neuschöpfung kommen. Das wußte im Grunde niemand besser als das Haupt dieses auf den Grundsatz der

[1]) Oben S. 87.
[2]) Oben S. 46.

Erhaltung gestifteten Bundes, als der König von Preußen, der vordem die Frage aufgeworfen hatte, wie lange wohl dieses „bizarre und überlebte" Gebilde, das man deutsches Reich nannte, noch zusammenhalten werde, und der als junger Fürst einen Augenblick daran gedacht hatte, das Reich „von Grund aus umzukehren".[1]) Nun hätte eine lebensfähige Neuschöpfung vor allem Stärkung der Zentralgewalt erfordert. Der imperialistische Ehrgeiz des damaligen Reichsoberhauptes, durch die neuen dynastisch-territorialen Bestrebungen des Hauses Oesterreich getragen, erstrebte solche Stärkung ebenso entschieden, wie ihr das Selbstgefühl und der Selbsterhaltungstrieb der jungen preußischen Großmacht entgegenarbeiteten. Preußen wollte seine Macht dem österreichischen Imperialismus noch weniger unterordnen, als die anderen deutschen Fürsten ihre Ohnmacht: so schworen alle auf das Prinzip der Erhaltung des Alten. Nur in diesem rein negativen Programm waren Preußen und seine deutschen Verbündeten von 1785 einig.

Schon damals ist im eigenen Lager, von preußischen Männern, die nur das spezifisch preußische Interesse gelten lassen wollten, die Frage aufgeworfen worden, ob es eine des Königs von Preußen würdige Rolle sei, Ueberlebtes künstlich zu erhalten: das unförmliche Gebäude des deutschen Reiches mit seiner geistlichen und weltlichen Kleinstaaterei, seinen verkümmerten Reichsstädten, der langsamen und parteiischen Rechtspflege seiner Reichsgerichte, dem nichtigen und lächerlichen Gezänk seines Reichstags? Ob der König durch den neuen Titel eines Beschützers deutscher Freiheit sich nicht lediglich Fesseln angelegt habe, in dem Verzicht auf die seinem Staate so nötige Ausrundung und Vergrößerung? Ob die Staatsklugheit nicht vielmehr gebieten würde, nach dem von dem Kaiser auf Kosten der deutschen Nachbarn gegebenen Beispiel zu gelegener Zeit Gleiches zu eigenem Vorteil zu versuchen? König Friedrich hatte noch jüngst seine nunmehrigen Verbündeten mit Machiavell als principi di Germania bisognosi di scudi verspottet, hatte in früheren Zeiten eine Berichtigung der Karte von Deutschland durch Ländertausch und die durch den Fürstenbund ausdrücklich perhorrescierte Säkularisation geistlicher Staaten wiederholt in den Bereich seiner politischen Kombinationen gezogen;[2]) jetzt wies er, wie schon 1778,[3]) den Gedanken, mit Oesterreich halbpart zu machen, weit von sich. Wir wissen, daß Kaunitz bei dem Kaiser eine unmittelbare Verständigung mit Preußen über die bairische Frage angeregt hat: als ein Gerücht von solchem Vorhaben nach Berlin drang, erklärte Friedrich seinen Ministern, daß er keinen Anerbietungen oder Insinuationen sein Ohr leihen, nicht aus schwächlicher Gewinnsucht bei den destruktiven Plänen des Kaisers gegen die Reichsverfassung mitwirken werde.

Auf die Dauer ist dieser Standpunkt nicht festgehalten worden. Preußen betrat an Oesterreichs Seite die Bahn, die es dem Kaiser aus dem Hause Oesterreich 1785 versperrt hatte. Im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 haben beide Staaten mit anderen weltlichen Reichsständen über die geistlichen

[1]) Vgl. Bd. I, 204. 212.
[2]) Vgl. Bd. I, 201.
[3]) Oben S. 526.

Fürstentümer und über die Reichsunmittelbarkeit so vieler Grafen, Ritter und Städte das Los geworfen. Und als es zwei Menschenalter später zwischen den beiden Großmächten zu dem entscheidenden Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland kam, hat dieser Kampf neue Opfer aus der Zahl der deutschen Souveränitäten gefordert.

Von dem Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, dem Kampf zur Verdrängung Oesterreichs aus Deutschland, war also Preußen in der Epoche des deutschen Fürstenbundes noch weit entfernt. Nur das Gleichgewicht zwischen seiner neuen Schöpfung und der alten österreichischen Macht wollte Friedrich der Große behaupten, das Gleichgewicht, das er durch die Eroberung von Schlesien hergestellt hatte und das Kaiser Joseph durch die Erwerbung von Baiern wiederaufgehoben haben würde.

Dieses beschränkte Ziel wurde durch die Politik von 1785 voll erreicht. Der unbestreitbare diplomatische Sieg Preußens, dieser neue Erfolg nach dem von 1779 und nach so vielen früheren, hinter dem Geschlecht von 1785 bereits im historischen Halbdunkel zurückliegenden Meisterstücken des alten Helden, wirkte in der Gloriole einer nationalen That auf die Gemüter schier berückend. Sein „Uebergewicht in allem", um Goethes Ausdruck zu wiederholen, war aufs neue erhärtet; „auf seiner Kraft ruhend" blieb Friedrich dem nachwachsenden Geschlechte nach dem Goetheschen Bilde „der Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien".

Fünfter Abschnitt.

Ausgang und Ergebnisse.

König Friedrich hat seine Herrscherthätigkeit von ihren ersten Anfängen an bis nahe an den Ausgang mit einem historischen Rechenschaftsbericht begleitet.

Nach dem Breslauer Frieden von 1742 entstand ein in dieser ältesten Fassung bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangener Versuch über den ersten Krieg. Nach dem Dresdener Frieden behandelte Friedrich die Vorgeschichte und den Verlauf des zweiten Krieges, arbeitete die Darstellung des ersten um, stellte beiden Arbeiten einen Abriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte voran und gab dem Ganzen den gemeinsamen Titel „Histoire de Brandebourg", Teil 1 bis 3. Dem Jahr 1753 angehörige Vorbereitungen für eine Fortsetzung von 1746 ab führten zu keinem Ergebnis. Nach dem Hubertusburger Frieden schrieb Friedrich auf Grund der schon beim Schluß der einzelnen Feldzüge zusammengestellten Jahresübersichten die Geschichte des Siebenjährigen Krieges, mit einer gedrängten Einleitung über die zehn vorangegangenen Friedensjahre. Die Erwerbung von Westpreußen gab ihm 1775 Anlaß zur Darstellung der Ereignisse seit 1763, und einmal bei der Arbeit entschloß er sich jetzt zu einer vollständigen Umformung der Geschichte der beiden ersten Kriege; für die ganze Reihe seiner historischen Denkwürdigkeiten seit 1740 wählte er jetzt den Titel Histoire de mon temps. Unmittelbar nach dem Teschener Frieden schrieb er dann die Geschichte seines letzten Krieges, stellte die Verbindung mit dem Früheren durch eine Uebersicht über die Vorgänge von 1775 bis 1778 her und gab den Memoiren über die Zeit nach 1763 von 1775 eine neue Gestalt. Und endlich brachte er im Herbst 1784 Bemerkungen „Ueber die Politik" zu Papier, die als Skizze für eine weitere Fortsetzung der Histoire de mon temps betrachtet werden dürfen.

Nur seine Darstellung der älteren Geschichte des Staates hat der Verfasser alsbald nach ihrer Niederschrift als Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandebourg „zum Nutzen unserer Jugend" der Oeffentlichkeit übergeben. Und auch sie nur bis zum Tode des ersten Königs, seines von ihm so überaus scharf beurteilten Großvaters. Die Geschichte seiner eigenen

Zeit bestimmte er nur für seine Nachfolger auf dem preußischen Throne. Sie ist ihrem Zweck und ihrem Inhalt nach von Friedrichs beiden politischen Testamenten von 1752 und 1768 nicht spezifisch unterschieden; ausdrücklich sagt er im Juli 1752, mit der Ausarbeitung des ersten dieser Testamente beschäftigt, dieses Werk werde seiner Natur nach zu demselben Schicksal, zu ewiger Verborgenheit verurteilt sein wie seine älteren Geschwister, d. h. wie die Memoiren zur Zeitgeschichte.

Gleichwohl ist dann unmittelbar nach des Verfassers Tod auf Betreiben des Ministers Hertzberg die Veröffentlichung der Histoire de mon temps durch den Nachfolger gestattet worden zu einer Zeit, wo Preußen, ohne Bündnis mit einer europäischen Macht, aber an der Spitze des Fürstenbundes in achtunggebietender Stellung, auf keinen der großen Nachbaren besondere Rücksichten zu nehmen brauchte. Immerhin ergab sich damals die Notwendigkeit zu einigen in der späteren Ausgabe ergänzten Auslassungen aus Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten, vor allem auf den Nachfolger selber.

Die 1788 und 1789 erschienene, noch keineswegs vollständige Sammlung des litterarischen Nachlasses, der Oeuvres de Frédéric II, zählte 25 Bände; mit Recht wurde gesagt, daß hier von einem Manne der That die Fruchtbarkeit der schreibseligsten Schriftsteller erreicht oder übertroffen worden sei.

Eine Erscheinung, die als ein Rätsel dastehen würde, hätte nicht Friedrich selber uns die Lösung gegeben: „Sobald ich ein paar Augenblicke übrig habe," schreibt er einmal, „ergreift mich der Schreibkitzel; ich kann diesem leichtsinnigen Vergnügen nicht widerstehen, das unterhält mich, zerstreut mich und macht mich für später, zu der Arbeit, die auf mir liegt, geeigneter."

Wir haben einen Einblick gewonnen in die harte Arbeit, die ein langes Leben hindurch und Tag für Tag ununterbrochen in Krieg und Frieden, in Diplomatie, Landesverwaltung und Staatswirtschaft, im Kabinett und auf dem Exerzierplatze von diesem Einzigen geleistet worden ist. Wir bewundern eine Schaffenskraft, der die Anspannung ein stetes Bedürfnis ist, der ein Wechsel der Anspannung bereits Erholung bedeutet und verschafft, die keine andere Erholung begehrt, als neben der Königsarbeit die Thätigkeit des Schriftstellers, welche sie als wirkliche Arbeit nicht gelten läßt.

Für die Beurteilung des Schriftstellers Friedrich und zumal auch des Historikers Friedrich ist damit der allein zulässige Standpunkt gewonnen.

Mit dem doppelten Hinweis auf die Dienste, die ihm seine Poeterei für sein persönliches Wohlbehagen leiste, und auf die Selbstbescheidung, mit der sie sich vor der Oeffentlichkeit verberge, hat Friedrich selber sie immer entschuldigt. Er scherzt, daß er, der vieux rimailleur tudesque, als guter Poet höchstens in Rußland gelten wird; er bekennt, daß jeder, der nicht französisch wie Racine schreiben kann, die Feder lieber aus der Hand legen soll, daß er selbst nur mittelmäßige Verse gemacht hat und daß unter Versen die mittelmäßigen und die schlechten gleich viel wert seien. Aber er bekennt zugleich, daß er sich eines ihm zur Gewohnheit gewordenen Vergnügens schwerlich berauben würde, daß diese Beschäftigung, wenigstens solange sie dauert, ihn glücklich macht; sie

hat ihm in schwerster Seelennot Ablenkung gegeben,[1]) sie zerstreut ihn auch, wenn die Gicht ihn plagt.

Andererseits haben die Schwierigkeiten, die der Kampf mit einer fremden Sprache bereitete, den Schriftsteller nicht abgeschreckt, diesen Kampf immer von neuem aufzunehmen. So ist er auch an die Neugestaltung älterer Abschnitte seiner historischen Denkwürdigkeiten wesentlich unter dem formalen Gesichtspunkte herangegangen. „Ich lecke meine Kleinen," schreibt er 1775 bei Umarbeitung der Anfänge, „ich versuche sie zu glätten, ein Unterschied von dreißig Jahren macht es schwieriger, sich selbst zu genügen, und obgleich dieses Werk bestimmt ist, für immer in einem staubigen Archiv vergraben zu bleiben, will ich doch nicht, daß es schlecht geschrieben sein soll." Zu groß war die Ehrfurcht, mit der er zu der Muse der Geschichte aufschaute, als daß er gewagt hätte, im Alltagskleide in ihr Heiligtum zu treten. Unübertrefflich schön hat er den unmittelbaren und persönlichen Gewinn gepriesen, den das Geschichtsstudium bietet: „In die Zeiten eindringen, die uns vorangegangen sind, die ganze Welt mit der vollen Anspannung unseres Geistes umfassen, das heißt wahrlich Eroberungen gegen die Unwissenheit und gegen den Irrtum machen; das heißt in allen Jahrhunderten gelebt haben und thatsächlich Bürger aller Orte und aller Länder werden." Nicht minder hoch aber stellte er den erzieherischen Wert der Geschichte, auf den er ihre Lehrer immer wieder hingewiesen hat,[2]) etwa in dem Sinne, in welchem Goethe das Beste an der Geschichte den Enthusiasmus genannt hat, den sie erwecke. Er hatte weiter eine sehr starke Anregung erhalten durch die neue Richtung in der Geschichtsschreibung, die von Bolingbroke entwickelten, von Voltaire praktisch angewandten Grundsätze: daß Geschichte und Leben in Verbindung zu bringen seien; daß der Historiker auch die Geschichte des menschlichen Geistes und die Entwicklung des Kulturlebens in den Bereich seiner Betrachtung zu ziehen habe; daß ein Geschichtswerk nicht eine tote Notizensammlung sein dürfe, sich nicht bloß an die Gelehrten, sondern an alle Gebildeten wenden solle; daß die Geschichtsschreibung eine Kunstform entwickeln müsse. Je ungenügender ihm auch auf diesem Gebiet die bisherigen Leistungen der Deutschen schienen, je weniger ihm ihr von Lessing ganz in Uebereinstimmung mit Friedrich gerügter „Mangel an Geschicklichkeit, dem Stoffe eine Gestalt zu erteilen" entging, um so mehr strebte er an seinem Teile nach geistiger Durchdringung des Stoffes, nach Uebersichtlichkeit der Anordnung und klarem und gefälligem Ausdruck, nach Leben und Anschaulichkeit der Darstellung. Das Reizmittel kleiner prickelnder Einzelzüge aber wollte er nur so weit angewendet wissen, als solche Zugaben wirklich charakteristisch seien für die Sinnesart der Fürsten und ihrer Höfe; an den Memoiren seines Höflings Pöllnitz mißfiel ihm, daß sie mit Kleinigkeiten überladen seien. Wenn es bis auf den heutigen Tag ein Fehler vieler Historiker geblieben ist, daß sie über der Kritik des Richtigen die Kritik des Wichtigen vergessen, so hielt Friedrich auch als Geschichtsschreiber stets den Blick auf das Ganze gerichtet. Er wolle nicht die Geschichte der

[1]) Oben S. 120. 281.

[2]) Vgl. oben S. 594. 595.

Husaren schreiben, sagte er einmal, sondern die Geschichte der Eroberung Schlesiens. Aber er blieb auch die Antwort nicht schuldig, als Voltaire 1747 das „schreckliche und langweilige Detail" der Tagebücher über Belagerungen, Märsche, Kontermärsche, Trancheen als den Unterhaltungsstoff verabschiedeter Majore und Oberstleutnants ins Lächerliche zog und die Bemerkung daran knüpfte, der Krieg müsse wohl an sich eine sehr häßliche Sache sein, weil seine Details so langweilig seien. Man müsse, erwiderte Friedrich, den Stoff unterscheiden von dem Ungeschick der Bearbeiter.

Nach dem Erscheinen der Histoire de mon temps hatte Schiller an der Darstellung die „Voltairische Manier" auszusetzen, die mit einem witzigen Einfall über erhebliche Details hinwegglitschte, und fand die Auffassung „doch nur individuell". Freund Körner lobte in einem Brief an Schiller, nach mancherlei Tadel, „die wirklich schöne Art", in der Friedrich von sich erzähle: „in dem Ton des wahrhaft großen Mannes, mit der Unparteilichkeit eines Fremden, ohne Anmaßung und ohne affektierte Bescheidenheit". Unter den Mitstreitern aus den beiden letzten Kriegen — Zeitgenossen der beiden ersten lebten nicht mehr — glaubten viele, Prinz Heinrich an ihrer Spitze, ihre eigenen Verdienste von dem königlichen Verfasser verkannt oder verdunkelt und stellten selbst oder durch andere, offen oder im stillen, ihre Gegenrechnung auf, zumeist mit mehr Zuversichtlichkeit als Berechtigung.

Seitdem sind die ursprünglichsten Urkunden der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen an das Licht getreten, die sein Tagewerk Schritt für Schritt begleitenden diplomatischen Weisungen, militärischen Befehle und administrativen Verfügungen, wie sie in ungeahnter Zahl aus seinem Kabinet und zum großen Teil unmittelbar aus seiner eigenen Feder hervorgegangen sind; dazu die Fülle seiner Privatbriefe. Die Kenntnis seiner Geschichte schöpfen wir also heute nicht mehr aus seinen Memoiren, sondern aus jenen Urkunden. Gleichwohl sind in neuester Zeit Friedrichs historische Schriften eifriger benutzt worden als je, aber freilich zumeist als corpus vile für den Seciertisch der historischen Seminare unserer Universitäten. „Anders lesen die Knaben, anders Grotius den Terenz": wer eine Arbeit wie die Histoire de mon temps vorzugsweise auf ihre Versehen ansieht, wird der Bedeutung des Werkes und dem Genius des Verfassers freilich nicht gerecht werden und vermutlich als wesentlichsten Gewinn das erhebende Bewußtsein mitnehmen, an Genauigkeit, die für den zünftigen Geschichtsforscher Pflicht und löblich ist, dem großen Staatsmann und Feldherrn, der solcher Arbeit ein paar Mußestunden opfert, überlegen zu sein. Friedrich selber würde fragen: „Kann Er lesen?"[1])

Seine Geschichtserzählung ist beeinträchtigt worden durch eine souveräne Nachlässigkeit in Behandlung der Zahlen und Daten; durch das schlechte Gedächtnis des Verfassers, das seiner Umgebung auffiel und über das er sich selbst beklagt hat; durch gewisse Mängel seiner Unterlagen, denn der Verfasser hielt sich unter anderem an seine Bulletins vom Kriegsschauplatze, die nicht ohne Berechnung geschrieben waren, und an die Berichte seiner Gesandten, die sich

[1]) „Friedrich der Große als Kronprinz" S. 126 (2. Aufl. S. 129).

nicht immer zureichend unterrichtet hatten; weiter durch die fast unglaubliche Schnelligkeit des Arbeitens, ohne die er sein Tagespensum und sein Lebenswerk nie hätte leisten können. Friedrich hat endlich keineswegs ohne Haß und ohne Vorliebe geschrieben, und wie wäre dies überhaupt denkbar in einer zwischen den Kriegen, ja im ersten Entwurf zwischen den Schlachten, entstandenen Darstellung? Ueberall spürt man den Nachklang großer und schwerer Zeit; der Tiefdruck der Atmosphäre hält an, der Sturm hat sich für den Augenblick gelegt, ist aber noch nicht abgezogen. Durch Ironie wird die Leidenschaft zwar eingedämmt und gleichsam verdünnt, der Ton aber wiederum verschärft. Einem Grafen Brühl zeigt der Verfasser auf dem Papier ganz denselben Haß, mit dem er im Kriege die Brühlschen Besitzungen hatte verheeren lassen. Ihr Leben und ihre Bewegung, ihre Anschaulichkeit und packende Wirkung verdankt seine Darstellung gerade dieser ihrer Subjektivität.

Friedrich hat die Dinge dargestellt nicht überall so, wie sie objektiv gewesen sind, aber so, wie sie lebendig ihm vor Augen standen. An seiner inneren Wahrhaftigkeit, seiner Beteuerung, daß er die wahre Geschichte schreiben wolle, wird nicht gezweifelt werden dürfen. Und vieles kam ihm zu statten, um ihn andere Memoirenschriftsteller in dieser Hinsicht schlagen zu lassen. Er hatte keine Rücksichten auf Lebende zu nehmen. Er beabsichtigte anders als Cäsar, nicht eine Wirkung auf die Lage des Augenblickes, die Meinung des Tages, die politischen Gegensätze auszuüben. Er konnte, was für Cäsar oder auch für Napoleon unmöglich gewesen wäre, seine Fehler als Feldherr und als Staatsmann eingestehen, und hat es gethan. Vor allem aber: seine Rechenschaft über die Beweggründe seines Handelns in den entscheidenden Augenblicken, an den großen Wendepunkten seines Lebens hat sich doch schließlich als zuverlässig erwiesen. Er hat nicht verschweigen wollen, daß an seiner ersten Unternehmung der Ehrgeiz seinen Anteil gehabt hat; er hat sich über den Unwert der preußischen Rechtsansprüche auf Pomerellen deutlich genug geäußert;[1]) er hat sein Vorgehen bei der Teilung Polens mit einer Offenheit besprochen, die einer unserer hervorragendsten Geschichtsforscher erschreckend genannt hat; je mehr der urkundlichen Zeugnisse über diese Verhandlung an das Licht getreten, um so mehr sind Friedrichs Mitteilungen bestätigt worden. Und für die Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges hat sich seine Darstellung alten und neuen Angriffen gegenüber sieghaft behauptet.

Friedrichs Wahrhaftigkeit hat sich nun auch darin gezeigt, daß er die Dinge beim rechten Namen zu nennen den Mut gewann, ohne sich den Selbsttäuschungen hinzugeben, die den Verfasser des Antimachiavell noch bis zu einem gewissen Grade gefangen gehalten hatten. Er hatte die Welt und sich selbst kennen gelernt. Er nennt es nur zu richtig ein durch die Erfahrung aller Zeiten festgestelltes und erhärtetes Prinzip, daß in Sachen der Politik nicht immer eine genaue Gerechtigkeit, sondern sehr oft die Konvenienz den Vorsitz im Rate führt und die Handlungen der Fürsten bestimmt, und deshalb hatte er sehr bald dem einst von ihm so scharf angegriffenen Machiavell eine Ehren-

[1]) Vgl. oben S. 478.

erklärung gegeben.[1]) Nicht Friedrich hat die Aera der Konvenienzpolitik heraufgeführt, wie von seinen Gegnern, ganz unhistorisch, wohl behauptet worden ist. Von dem „sublimen Recht der Konvenienz" sprach man schon vor seinem Regierungsantritt, und unendlich viel älter als der Sprachgebrauch ist die Sache. Die Konvenienzpolitik mit ihrem Bestreben, das Staatsgebiet zusammenzuballen und abzurunden, abseitsgelegene Besitztümer, Vorlande, Außenposten abzustoßen und gegen Enklaven, Bindeglieder, Füllstücke umzutauschen, starke Grenzen, natürliche Grenzen zu gewinnen, was ist sie anderes gewesen als die gesunde Reaktion gegen die territorialen Ergebnisse des feudalen Staats- und Fürstenrechts, das in Uebertragung rein privatrechtlicher Anschauungen auf das öffentliche Leben Land und Leute als Erbgut und Heiratsgut von einem Besitzer auf den andern, von einer Linie des erlauchten Stammbaums auf die andere übergehen ließ, heute bei einer Erbschaftsteilung auseinanderriß und morgen mit Stücken aus anderer Erbschaftsmasse zusammenschweißte, bis der Wirrwarr der Landkarte immer bunter, die Unnatur der Besitzklitterung immer widersinniger wurde. Die Reaktion war um so berechtigter, als der augenblickliche Rechtszustand, gegen den sie sich richtete, doch im letzten Grunde ein usurpierter war, denn die Erblichkeit hatten im Feudalstaat die Inhaber der Lehnsämter und Lehnsgüter erst ertrotzt.

Das Recht der Konvenienz hatten zu Friedrich Wilhelms I. Zeiten die großen Staaten, auf ihre Macht pochend, dem schwächeren Preußen aufzwingen wollen. Solch unerträglichen Anspruch nicht zu dulden, war der stolze Vorsatz schon des Kronprinzen Friedrich, dann vom ersten Augenblicke der Regierung an des jungen Königs fester Entschluß gewesen. In seinen Memoiren, die diesen Gesichtspunkt scharf voranstellen, ist das eigentliche Thema die Darlegung, wie sein Preußen sich neben den alten Mächten und gegen sie zur Selbständigkeit emporgerungen, inmitten einer feindlichen Welt das eigene Interesse zu wahren und zu fördern verstanden hat. Nicht umsonst hatte ein erfahrener Mentor einst dem Kronprinzen gesagt, daß die modernen Maximen in der Politik den, welcher dem allgemeinen Brauche nicht folge, fast der Lächerlichkeit preisgäben, und daß ein Fürst, der sich auf Rechtlichkeit versteifen wollte, inmitten aller Schlingen und Fallstricke den schwersten Stand haben würde.

Friedrich war frühzeitig auf den Unterschied zwischen privater und öffentlicher Moral geführt worden, der sich aus dem eigensten Wesen des Staates ergibt: aus der Verpflichtung des Staates, seine Macht zu wahren, sich als Macht durchzusetzen und zu behaupten, aus der „natürlichen" Verpflichtung dazu, von der Ludwig XIV. einmal gesprochen hat. Kaunitz, um noch einen anderen der großen Realpolitiker zu hören, hat während jener Irrungen wegen der Scheldeschiffahrt zu einem holländischen Diplomaten gerade heraus gesagt, kein Vertrag binde länger, als das Verhältnis daure, unter dem er geschlossen sei. Friedrich hat die Eide der Minister als gleichwertig mit den Eiden der Liebenden erklärt. Wie er grundsätzlich sich zu der Frage nach der Verbindlichkeit der Staatsverträge geäußert hat, wie er von dem Fürsten verlangt, daß

[1]) Vgl. Bd. I, 181.

er, dem Wohle der Unterthanen sich opfernd, lieber einen Vertrag brechen, als das Staatswohl gefährden soll, wie er diese Forderung in der späteren Fassung der Denkwürdigkeiten über seinen ersten Krieg auf ganz bestimmte Fälle eingeschränkt hat, das haben wir in anderem Zusammenhang bereits gehört.[1])

Unverkennbar dämpft der Verfasser der Histoire de mon temps den Ton, zumal in den später entstandenen Teilen, wenn die Leistungen der Politik und Diplomatie zu würdigen sind. In dem Vorwort zu der Darstellung des Siebenjährigen Krieges wird „politischen Intriguen", wenn sie zu nichts führen, kein größerer Anspruch auf Beachtung zuerkannt, als den kleinen Reibereien, den „Trakasserien" in der Gesellschaft. Am Schluß der Memoiren über die Teilung Polens nennt Friedrich bei einem Ausblick in die Zukunft die politischen Berechnungen das Kinderspielzeug der Greise. Immerhin wird von der Politik, die mit „Geduld, Festigkeit und Geschicklichkeit" die Erwerbung von Westpreußen herbeiführte, mit einem gewissen befriedigten Selbstgefühl gesprochen; um so skeptischer blickt wieder die Schlußbetrachtung der Geschichte des Krieges von 1778 in die Zukunft. Ueber die Zunft der Diplomaten insgemein hat sich Friedrich bisweilen kaum minder verächtlich geäußert, als über die eine, ihm geradezu lächerlich erscheinende Spezies dieser Zunft, die rechtsgelehrten Bevollmächtigten am Reichstage, die Pedanten von Regensburg, und wenigstens zum Teil erklärt sich bei ihm aus dieser Geringschätzung die ganz auffällige Gleichgültigkeit, mit der er nur zu oft bei der Auswahl seiner eigenen diplomatischen Vertreter verfuhr. Die „hohlen und unsinnigen Hirngespinste der Diplomaten",[2]) d. h. alles, was nach Projektenmacherei aussah, waren ihm verdächtig; sein eigener Minister mußte für einen künstlichen Vorschlag zu einem großen Ländertauschgeschäft[3]) die Zurechtweisung hinnehmen: „Geht spazieren mit Euren unwürdigen Plänen, Ihr seid zum Minister für Coujone wie der Kurfürst von Baiern geschaffen, aber nicht für mich."

Friedrichs Politik erscheint groß in dem hohen Flug ihrer ersten kühnen Entwürfe; groß in der stolzen Sprache, mit der sie für Preußen den Einlaß in den Kreis der alten Mächte forderte; unvergleichlich groß in der Beherztheit, mit der sie jedesmal in der Stunde der Entscheidung den Entschluß gefunden hat. Sie erscheint groß in der Selbstbescheidung und Mäßigung, die sie sich trotz der ersten großen Erfolge nach dem Einblick in die Beschränktheit ihrer Mittel aufzuerlegen verstand; groß wieder in der Besonnenheit und Festigkeit, mit der sie nach manchen Bedenklichkeiten und längerem Zaudern eine verwickelte diplomatische Aktion, wie die von 1771, zum glücklichen Ende geführt hat; groß endlich in der vornehmen Geschlossenheit, mit der sie bei Anlässen wie dem von 1778 oder 1785, ein würdiges, obgleich beschränktes Ziel im Auge, der Versuchung widerstand, durch begehrliches Ausgreifen im Geiste jener Hertzbergschen Projekte eine einfache und klare Lage zu verwirren und zu verdunkeln. Aber bei aller Großzügigkeit hat diese Politik in keinem Lebensabschnitt ihres königlichen

[1]) Vgl. Bd. I, 179—181 (2. Aufl. S. 180—182).
[2]) Vgl. Bd. I, 183 (2. Aufl. S. 184).
[3]) Oben S. 527. 536.

Trägers verzichtet auf die kleinen, ja kleinlichen Künste der herkömmlichen Diplomatie, auf allerhand eigenartige Hausmittelchen, auf das, was Kaunitz „dienſame Miniſterialmittel" zu nennen pflegte. Ohne Frage waren des großen Friedrich dieſe kleinen Mittel nicht gerade würdig, und ſie ſtanden ihm nicht einmal ganz zu Geſichte; denn wie es einſt dem jungen Prinzen ſchwer geworden war, die „verſchwiegene Kunſt des Verſtellens" zu erlernen und dem Vater ſtatt des trotzigen Geſichts ein freundliches zu zeigen, ſo hieß es noch von dem greiſen Könige bei den fremden Diplomaten, daß er den Ausdruck ſeiner Züge nicht in ſeiner Gewalt habe. Friedrich iſt in ſeinen letzten Regierungsjahren, um Frankreich von Oeſterreich zu trennen, in ſeinen Mitteln nicht wähleriſcher geweſen, als ein Menſchenalter zuvor der Wiener Hof in ſeinem Beſtreben, Unkraut in den Weizen des damaligen franzöſiſchen Bündniſſes mit Preußen zu ſäen. Und er hat, als das Wiederaufſteigen des öſterreichiſchen Sterns am ruſſiſchen Himmel ihn beunruhigte, es bei der Zarin an Umtrieben gegen ſeinen Nebenbuhler Joſeph nicht fehlen laſſen. Ja, er hat gelegentlich kleine Künſte ſpielen laſſen, von denen er ſich doch von vornherein Erfolg nicht verſprochen haben würde, hätte er nicht auf die große Mehrzahl ſeiner fürſtlichen Zeitgenoſſen, die große Katharina nicht ausgenommen, mit Unterſchätzung ihrer geiſtigen Bedeutung herabgeſehen.

Auch dafür bieten ſeine Memoiren zahlreiche Belege, ganz zu geſchweigen von dem ſatiriſchen „Codicille" von 1770 oder jenem Briefe von 1782 an den Herzog von Braunſchweig, wo er die Fürſten Europas mit ihren Schwächen und ihren Thorheiten Revue paſſieren läßt. Beiſpiele wie der Fürſt von Anhalt-Köthen, der an der Tafelrunde von Sansſouci über die Volkszahl ſeines angeſtammten Reiches nicht Auskunft zu erteilen vermochte, erregten die Spottluſt des Königs von Preußen immer von neuem und ließen ihn die Thatſache überſehen, daß in Deutſchland und in Europa ein neues Herrſchergeſchlecht herangewachſen war, welches ſich in zahlreichen Vertretern von der Generation von 1740 ſehr vorteilhaft unterſchied; ſchon 1775 hatte Voltaire ganz treffend bemerkt, man könne jetzt faſt unter allen Souveränen Europas den Wetteifer beobachten, ſich durch große und nützliche Schöpfungen auszuzeichnen. Friedrichs aufgeklärter Abſolutismus begann in Europa Schule zu machen, und bis zu gewiſſem Grade hat ſein Spott über ſeine fürſtlichen Mitbrüder ſie angetrieben, dem großen Muſter nachzueifern. Sie fürchteten ſein ſpöttiſches Geſicht: ridendo stimulat reges — das wollte einem Zeitgenoſſen als paſſende Umſchrift für eine Medaille auf Friedrich erſcheinen.

Wir erinnern uns, daß Friedrich einen großen Teil des Zufälligen und Unberechenbaren im Verlauf der Weltbegebenheiten auf die Rechnung der menſchlichen Thorheit zu ſetzen geneigt war;[1]) eben in dieſem Sinne nennt er die Politik ein Spiel des Zufalls, weil Könige, Fürſten, Miniſter eben Menſchen ſeien wie die anderen auch. Das Kapitel von den kleinen Urſachen und ihren großen Wirkungen nimmt in ſeiner Geſchichtsbetrachtung einen breiten Raum ein. „Man muß nur alt werden," ſagt er 1781, „und man wird aus der Erfahrung

[1]) Oben S. 579.

lernen, daß nichts unmöglich ist und daß der, welcher die Impertinenz hat, am längsten zu leben, immer etwas Neues vorfindet ... Ich habe Ludwig XIV., kaum im Grabe, mißachtet und vergessen gesehen; ich habe eine Poisson und eine Madame Lange als Königinnen von Frankreich gesehen; ich habe Feuer und Wasser sich vereinen, die Bourbonen mit den Habsburgern sich verbinden sehen; ich habe die Jesuiten vernichtet gesehen; ich habe die Philosophie die Wahrheit aus dem Schacht fördern sehen; ich habe Barbaren Voltaire die letzte Ruhe verweigern sehen; ich sehe rebellische Kinder gegen ihren Vater, den Papst, sich auflehnen; ich sehe noch viele andere Dinge und schweige." „Das Los der menschlichen Dinge," schreibt er 1779 in dem Schlußheft seiner Zeitgeschichte, „ist dies: kleine Interessen entscheiden über die größten Angelegenheiten."

Aber in demselben Jahr hat Friedrich in einem Brief an d'Alembert das goldne Wort niedergelegt: „die Evidenz der wahrhaften Interessen der Staaten behält über die vorübergehenden Illusionen die Oberhand." Es gebe, setzt er hinzu, auch in der Politik Dinge von annähernd mathematischer Sicherheit; es hänge dann nur von der Zeit und den Umständen ab, daß solche Idee sich durchsetze und daß die Verblendung aufhöre.

Das war dasjenige Maß von Optimismus, dessen seine Geschichtsbetrachtung fähig war, da sie zu der Annahme einer göttlichen Weltregierung sich nicht zu erheben wagte.[1])

Friedrichs äußeres Leben verlief seit dem Siebenjährigen Kriege so regelmäßig und einförmig wie möglich. Sein Minister Schulenburg hat gesagt, daß man im voraus einen Kalender dafür aufstellen könnte, was er an dem oder jenem Tage thun würde: „Es schien sogar, daß sein Wille dem Physischen gebot, denn wenn er noch vor bestimmten Revuen und Reisen im Bette lag, war er, wenn der Tag erschien, besser und that, was er sich vorgenommen hatte." Zum Winteraufenthalt, dem sogenannten Karneval, kam er wie schon in den letzten Jahren vor dem Kriege,[2]) immer erst in den Weihnachtstagen nach Berlin und blieb den Januar hindurch dort; aber 1768 verließ er die Hauptstadt schon am 23. Januar, dem Vorabend seines Wiegenfestes und machte bald diesen Reisetag zur Regel, um der offiziellen Geburtstagsfeier aus dem Wege zu gehen. Bei diesen Winterbesuchen in der Hauptstadt benutzte der König, der sich sonst nur zu Pferde öffentlich zeigte, für die Fahrten zur Oper und für Besuchsfahrten noch die unförmliche achtspännige Staatskarosse, die vor einem halben Jahrhundert als Glanzleistung der Berliner Wagenbaukunst bewundert worden war, und wie ehedem schritten in zwei Reihen die Läufer mit ihren Stäben, Schärpen und Federhüten voraus; aber ihre Gangart war nicht eben eine beschleunigte, denn es waren Kriegsinvaliden, die in wohlverdientem Ruhestand jetzt den Läuferdienst verrichteten, und der greise Siegesheld ließ aus Rücksicht auf die morschen Knochen seiner wackeren Kriegskameraden seine altmodische Kutsche in feierlichstem Zuge sich fortbewegen.

---

[1]) Vgl. oben S. 577. 579.

[2]) Bd. I, 526 (2. Aufl. S. 527).

Im April, zugleich mit der Uebersiedelung aus dem Potsdamer Stadtschlosse nach Sanssouci, begann das militärische Jahr mit den Exerzitien der Potsdamer Garnison. Den 10. April, den Jahrestag seiner ersten Schlacht, feierte er jedes Jahr damit, daß er das erste Bataillon Garde antreten und zweimal mit Pelotons chargieren ließ und dann feierlich mit den Worten entließ: „So machten es eure Vorfahren bei Mollwitz.“ In der ersten Hälfte des Mai kam der König auf zwei bis drei Tage zur Besichtigung der märkischen Regimenter, um den 20. Mai auf drei bis vier Tage zur Parade nach Berlin. Daran schloß sich noch im Mai die Revuenreise nach Pommern, Anfang Juni die nach dem Magdeburgischen; nach 1772 fanden beide in umgekehrter Reihenfolge statt, da jetzt der König von Stargard aus regelmäßig die weitere Reise nach Westpreußen antrat. An einem Tage um die Mitte des Juni versammelte er in Potsdam die Minister des Generaldirektoriums zur Feststellung des Staatshaushalts für das in diesem Monat beginnende Rechnungsjahr. Es folgten die Wochen, die er als seine Ferien zu bezeichnen pflegte, die ganz stillen Sommertage in Sanssouci oder im Neuen Palais. Fast stets am 15. August wurde für den Rest des Monats nach Schlesien aufgebrochen. Im September wurde seit 1773 auf dem Wedding bei Berlin ein eintägiges Artilleriemanöver abgehalten, das den König veranlaßte, die vorangehende Nacht in unmittelbarer Nähe des Schießplatzes auf dem „Gesundbrunnen“ zuzubringen. Mit dem drei- bis viertägigen Manöver bei Potsdam in der vorletzten Septemberwoche schloß der Felddienst ab. Erst im November wurde Sanssouci wieder mit dem Potsdamer Stadtschloß vertauscht.

Dem Potsdamer Herbstmanöver und den Revuen durften fremdherrliche Offiziere beiwohnen, die von Jahr zu Jahr in größerer Anzahl kamen, Franzosen, Russen, Engländer, Holländer, Sachsen, gelegentlich auch ein Spanier. Bei diesem Anlaß haben sich auf schlesischem Boden die Gegner aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, Lord Cornwallis und Marquis de Lafayette, getroffen. Friedrichs Manöver galten der Welt als die hohe Schule der Kriegskunst. Noch war der Glaube an die Ueberlegenheit der preußischen Taktik, trotz der geringen Erfolge des Feldzugs von 1778, nicht erschüttert. Friedrich hat seinen Nachfolgern empfohlen, an den bestehenden Einrichtungen so lange festzuhalten, als die Kriegskunst sich nicht verändern würde, d. h. solange nicht Fortschritte in der Kriegführung, neue Erfahrungen in der Praxis zu Veränderungen Anlaß geben würden. Aus solchem Grunde hatte er selbst in seinen Anfängen seine Reiterei sich gleichsam neugeschaffen und die Infanterie zu einer früher ungeahnten Beweglichkeit ausgebildet, in diesem Sinne hat er während und nach dem Siebenjährigen Kriege, zuletzt noch 1782, die Artillerie vermehrt, sie erst zu einer selbständigen Waffe erhoben. Für seine letzte Zeit ist die Aufmerksamkeit kennzeichnend, die er dem zerstreuten Gefecht zuzuwenden begann. Unter Offizieren, die in Amerika mit dieser Kampfesart vertraut geworden waren, stellte er im letzten Regierungsjahr drei ständige Freiregimenter zu je zwei Bataillonen auf, nachdem die Erfahrung des letzten Krieges die Unzuträglichkeiten gezeigt hatte, die mit einer erst bei Beginn des Kampfes bewirkten Anwerbung leichter Truppen verbunden waren.

Die alte Freude aber an seinem Heere gewann der König nicht wieder. Der Feldzug von 1778 hatte ihn noch unzufriedener gemacht. Er rechnete diese Episode gar nicht als Krieg: er spricht in einem Befehl aus dem Jahre 1782 von dem zwanzigjährigen Frieden, den das Heer jetzt gehabt habe. Immer wieder mahnte er, im Friedensdienst „die Kriegsgedanken nicht einschläfern zu lassen". Immer schwerer wurde es, seinen Anforderungen zu genügen. Bei der Revue von Neiße im Herbst 1784 blieb er den ganzen Tag fast immer allein, ohne jemand anzureden; es hieß, daß er seinen Schreckensblick habe. Damals erging an den Inspekteur der schlesischen Infanterie, den sonst so hochgeschätzten Tauenzien, eine in die ungnädigsten Ausdrücke gekleidete Kabinetsordre, die an eine scharfe Kritik der einzelnen Truppenteile das Gesamtverdikt knüpfte, daß die Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen sei, wie jetzt: „wenn ich Schuster oder Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein".

Durch die alljährlichen Reisen blieb der Einsiedler von Potsdam mit der Außenwelt in lebendiger Berührung. Wo er erwartet wurde, waren groß und klein, Unterthanen und Fremde gleichmäßig in Bewegung, um seinen Anblick nicht zu versäumen. Ein junger Hamburger Patriziersohn, Piter Poel, der 1783 in Potsdam einer Musterung zuschaute, hat uns den überwältigenden Eindruck geschildert, welchen der Anblick des Greises auf ihn machte, „dessen Name alles Denkwürdige eines halben Jahrhunderts bezeichnete und dessen Thaten, Leiden und Gefahren, dessen königliche und menschliche Worte, dessen angestrengte Arbeiten und heitere Tisch- und Abendgespräche überall, von meiner Kindheit an, ein unerschöpflicher Stoff der Unterhaltung gewesen waren"; tief ergriffen schaute er jetzt vor sich, „die schon durch so viele Abbildungen bekannten Züge und den durchdringenden Blick"; aber das Bild schien „kaum mehr der Gegenwart anzugehören, so sichtbar waren die Spuren der Hinfälligkeit in dem zusammengesunkenen Körper und der schlaffen Bewegung der Glieder".

Wie war nun die Stimmung, welche die Fremden in Preußen vorfanden. War der alte König bei seinen Unterthanen populär?

Als der Schweizer Zimmermann, der bekannte Arzt, 1771 nach Berlin kam, sagte er sich, so viel Böses niemals und nirgends gegen Friedrich den Großen gehört zu haben, wie in Berlin, eine Wahrnehmung, die ihn mit einem Seitenblick auf die Zustände in der Heimat zu der Bemerkung veranlaßte, er habe in Berlin tausendmal mehr Freiheit gefunden, als in der Schweiz und zumal in Bern: „alle Menschen von jedem Stande konnten sagen, was ihnen beliebte, und keinem wird dafür ein Haar gekrümmt." Eine ganz veränderte Stimmung fand acht Jahre später — der bairische Erbfolgekrieg lag dazwischen — der Mainzer Georg Forster in Berlin vor. Ihm war es ärgerlich, „daß alles, bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch anbetet, daß selbst was schlecht, falsch, unbillig oder wunderlich an ihm ist, schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich genannt werden muß". Der Zimmermannsche und der Forstersche Bericht nebeneinandergehalten, bestätigen die Angaben Friedrich Nicolais über die Wandlungen im Urteil der Berliner

über Friedrich. Nach dem „unbeschreiblichen Enthusiasmus", der sich während des Siebenjährigen Krieges „sowohl der Unterthanen als selbst weit entfernter Ausländer" bemächtigt hatte, trat in den ersten Friedensjahren, unter dem Druck einer wirtschaftlichen Notlage ein entschiedener Rückschlag ein: man hielt den König, sagt Nicolai, „fast allgemein für einen bloßen Soldaten, dessen Pläne nur auf Krieg gerichtet wären". Dieses Vorurteil sei endlich gewichen, zumal seitdem in der Teuerung und Hungersnot zu Beginn der siebziger Jahre[1]) sich die Umsicht und der Nutzen seiner Wirtschaftspolitik offenbart habe: „Aufmerksame Beobachter fingen an einzusehen, welche große Wirkungen ununterbrochene Thätigkeit, die nur auf wenige, aber wohlgeordnete Zwecke sich einschränkt, verbunden mit Ordnung und mit unermüdetem Ausdauern hervorbringen kann."

Forster hatte in Berlin in Nicolais Kreise verkehrt, in der Gemeinde der Aufklärer. Wäre er nicht bloß mit den freisinnigen Theologen, sondern etwa auch mit dem positiver gerichteten Konsistorialrat Büsching in Berührung gekommen, er würde auch minder lobende Urteile über Friedrich gehört haben. Wie die erklärten Gegner der Berliner Aufklärung dachten, wissen wir aus den Briefen des „Magus im Norden", des Königsberger Accisesekretärs Hamann. Dem war Berlin das verhaßte „Babel"; er schalt, daß alles ein Leisten, ein Schuh sein solle, Fabriken und Heerdienst, Litteratur und Kritik, und von der brandenburgischen Herrschaft über Preußen meinte er: „Es war dem Herzogtum keine solche Schande, von Polen abzuhangen, als es dem Königreich ein Unglück ist, abzuhangen von der Politik der Chaldäer im deutschen Reiche." Minder fanatisch, aber hinreichend offenherzig äußerte sich Wieland: „König Friedrich ist zwar ein großer Mann, aber vor dem Glück, unter seinem Stocke sive Scepter zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott."

Begeben wir uns aus dem engeren Kreise der Gebildeten in die Mitte des Volks. Der Breslauer Garve hat zutreffend bemerkt, der König habe sehr wohl gewußt, daß viele seiner Maßnahmen zum Besten des Landes nicht den Beifall des Publikums hatten, sondern bald Mißvergnügen, bald Tadel erregten, wie die Einschränkung des Handels zu Gunsten der Fabriken und selbst die Kolonieanlagen; aber er sei im stande gewesen, sich durch die bloße feste Ueberzeugung von der Nützlichkeit oder der Rechtmäßigkeit einer Handlung für den ausbleibenden Ruhm und selbst für den Tadel schadlos zu halten. Nach so mancher Neuerung, durch die er seit 1763 die öffentliche Meinung gegen sich herausgefordert hatte, nach dem neuen Accisetarif, der Berufung der französischen Zöllner, der Besteuerung des Transithandels und dem Tabaksmonopol, trug endlich 1781 die Einführung der Kaffeeregie die stärkste Erregung in die Gemüter.[2]) Und nun spielt sich vor unseren Augen jener kennzeichnende Auftritt ab. Der alte König reitet, nur von einem Reitknecht begleitet, durch die Jägerstraße und sieht schon von weitem, wie am Werderschen Markt das Volk sich drängt. „Sie haben etwas auf Eure Majestät angeschlagen," berichtet der vorausgeschickte Heiduck, und jetzt nähergekommen gewahrt der König im Bilde

[1]) Oben S. 419.

[2]) Oben S. 384 ff., 391. 392. 406 ff.

sich selbst, kläglich auf einem Fußschemel hockend, eine Kaffeemühle zwischen den Knieen, mit der Rechten mahlend, mit der Linken gierig nach den herausfallenden Bohnen greifend. „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken," ruft er mit einer entsprechenden Handbewegung. Ungeheurer Jubel bricht aus, die Karikatur wird in tausend Fetzen zerrissen, unter lauten Hochrufen reitet der König langsam von dannen.

Friedrichs Popularität in den niederen Volksschichten war unzerstörbar, sie trotzte auch dem Aerger über die fiskalische Kaffeeriecherei. Wir hörten, wie im Dezember 1779 nach dem objektiv durchaus fehlgreifenden Machtspruch zu Gunsten des Wassermüllers Arnold und nach der Entlassung des Großkanzlers Fürst die vornehme Gesellschaft bei dem gestürzten Minister in langer Wagenreihe auffuhr, die Berliner Bürger aber ihre Häuser festlich erleuchteten und die Bauern vom Lande unter des Königs Fenster sich versammelten.[1]) Daß noch ein jeder, der unter der Bittschriftenlinde am Potsdamer Stadtschloß seinen Brief emporhielt, sicher war, ihn entgegengenommen zu sehen, das gab dem Volke ein unbegrenztes Vertrauen zu der Gerechtigkeitsliebe des Königs, ob immer den Verwaltungsbehörden und den Gerichten die Prüfung dieser nur zu oft unbegründeten Querelen manche Unbequemlichkeit und viel Zeitverlust verursachte. Unbemerkt in die unmittelbare Nähe des Monarchen zu kommen, war nicht eben schwer. In Sanssouci zog nur für die Nacht ein Unteroffizier mit sechs Grenadieren zur Wache auf; bei Tage war der König hier ohne jede Bedeckung und duldete nicht einmal, daß die Thüren verschlossen wurden. Einer seiner Tischgäste war sehr erstaunt, als er eines Tages eine große Menge Landleute auf der Terrasse beim Schlosse traf, wohl an sechzig; sie wollten eine Bittschrift überreichen, niemand hielt sie zurück.

Ausländer, die zum erstenmal in Berlin weilten, waren höchst überrascht, wenn der König aus Potsdam herüberkam, und sie nun die nergelnden, absprechenden, schmähsüchtigen Berliner gar nicht wiedererkannten. „Sie können sich nicht vorstellen," schreibt 1777 der eben eingetroffene englische Gesandte Elliot in einem vertraulichen Brief an einen Verwandten, „wie das Volk sich freute, ihn zu Pferde zu sehen; alles Klubgeschwätz von einem Lande, das unter dem Gewicht seiner Lasten stöhne, und von einer Nation, die mit eiserner Rute regiert werde, verschwand vor dem aufrichtigen Zuruf aller Schichten der Bevölkerung, die sich verbanden, ihre Begeisterung für ihren großen Monarchen zu bezeugen." Ritt der König nach einer Truppenbesichtigung vom Tempelhofer Felde in die Stadt ein, unaufhörlich den Hut abnehmend, dann war „das ganze Rondell und die Wilhelmstraße gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt"; und doch war nichts geschehen, so sagt einer aus der Schar dieser ehrfurchtsvollen Tausende: „Nur ein dreiundsiebzigjähriger alter Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerke zurück; aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren auch nicht einen Tag versäumt hatte."

---

[1]) Oben S. 543.

Hören wir nochmals einen Fremden, den Franzosen de Laveaux, der ... Jahre in Berlin gelebt hat: „Sein Brauch, alle Eingaben der Unterthanen zu lesen, mußte dem König unendliche Mühe und Ueberdruß verursachen, aber er unterrichtete sich dadurch über alles, was vorging, und hielt alle seine Minister und Beamten in einer viel stärkeren Furcht, als sie der blinde Despotismus, der aus Laune Köpfe springen läßt, einflößen kann. Wenn ein Minister einen zu hohen Ton gegen einen Bauern anschlug, setzte der Bauer den Hut auf den Kopf und sagte: Ich gehe zum König! und diese Freiheit, dem Könige alles zu sagen, erleichterte scheinbar die Last, die man für diesen König trug." Dazu kam, daß die Spenden aus jenem großen Dispositionsfonds, den Friedrich für außerordentliche Ausgaben bereit hatte, unmittelbar als Wohlthaten aus der eigenen Hand des Königs empfunden wurden. Die weise Verteilung seiner Wohlthaten, sagt derselbe Berichterstatter, „sicherte ihm Segnungen und Liebe in allen Provinzen seines Staates, in allen Verhältnissen, in allen Städten, in allen Dörfern und Weilern. Alles, was in Preußen atmete, hing sozusagen unmittelbar von ihm ab."

Wir begleiten den alten König auf seiner letzten Dienstreise am 18. August 1785 nach Hirschberg. Viele Tausende erwarten ihn seit Stunden, aus der ganzen Gegend zusammengeströmt. Ein Augenzeuge erzählt: „Man las auf allen Gesichtern, daß man etwas Großes mit Freuden erwarte. Endlich kam er, der Einzige, und aller Augen waren mit dem sprechendsten Ausdruck von Ehrfurcht und Liebe auf ihn gerichtet. Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, die sich meiner und gewiß eines jeden bemächtigten, als ich ihn sah, den Greis, in der schwachen Hand den Hut, im großen Auge freundlichen Vaterblick auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab und stromweise begleitete. ... Alle, die das Glück traf, ihn zu sprechen, waren über die väterliche Milde des großen Königs außerordentlich gerührt. Der ganze Tag war für die Stadt ein Festtag, und man sprach von nichts, als daß der König so freundlich gewesen wäre und auf die Menge so mit Wohlgefallen geblickt hätte." Hier war es, daß er den Dank einer Abordnung Greiffenberger Bürger für ein Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser „sichtlich gerührt" mit den Worten ablehnte: „Sie haben nicht Ursach, sich deswegen bei mir zu bedanken, es ist meine Schuldigkeit, dafür bin ich da."

Friedrich besaß die große Kunst und in den meisten Fällen auch den guten Willen, in jedem Gespräch sich der Sphäre des Angeredeten anzupassen, mochte er nun einen General oder einen Diplomaten, einen Gelehrten oder Künstler, einen Kaufmann oder Handwerker, einen Pächter oder Bauer vor sich sehen. Lord Conway, der 1774 wohl einem menschenscheuen Einsiedler oder gar einem finsteren Menschenfeind gegenüberzutreten erwartet hatte, war erstaunt über die Leichtigkeit und Freiheit, mit der der preußische König das Gespräch über die verschiedenartigsten Gegenstände dahingleiten ließ; es war „das gerade Gegenteil" von dem, was der Engländer sich vorgestellt hatte. Andere Diplomaten, die an den preußischen Hof gingen, warnte man, vor des alten Königs einnehmendem Wesen und seiner „fast unwiderstehlichen Beredsamkeit" auf der

Hut zu sein. Auch Helvetius[1]) lernte 1785 einen Charmeur in ihm kennen: „bestechend wie Voltaire, wenn er gefallen will". Nicht umsonst und nicht bloß wegen seiner politischen Erfolge nannte man ihn den „alten Zauberer". „Seines eigenen Ruhmes gewiß," schreibt ein Engländer 1776, „und der Gemüter kundig, auf die er Eindruck machen will, weiß er, daß ein Lächeln von ihm mehr wirkt, als wenn er all seine Schätze ausgäbe." „Wenn man ihn zum erstenmal sah," bezeugt Laveaux, „und bei der mit einem so großen Manne verknüpften Idee einige Unruhe empfand, so war man nach der ersten Frage, die er stellte, beruhigt." Er hatte die Gabe, es jedermann leicht zu machen (de mettre tout le monde à son aise), versichern der Litterat Laveaux und der Diplomat Edelsheim mit den gleichen Worten. Der Rektor Meierotto hatte dieselbe Empfindung: jede Schüchternheit habe verschwinden müssen, bei der Laune und Lebhaftigkeit des Königs. Johannes v. Müller war nach der Audienz, in der er so wenig gefiel,[2]) enthusiasmiert, Zimmermann nach dem ersten Empfang „zu Thränen gerührt". Der Leutnant Massenbach war alsbald durch die „ungemein sanfte und Vertrauen erweckende" Stimme bezaubert; von dem Mienenspiel des Siebzigjährigen sagt er: „Ich hatte noch nie einen Menschen gesehen, auf dessen Gesicht alle Gedanken der Seele sich ebenso schnell ausdrückten als Gedanken aufeinander folgen. Das war eine Mobilität, die mich in Erstaunen setzte, dieser königliche Ernst, und dann wieder diese königliche Milde. Den Ausdruck, der in dem Auge dieses Königs lag, hat kein Maler erreicht, er war unerreichbar."

Friedrich sprach lieber, als er hörte — darin stimmen alle Berichte überein — und liebte kurze und bestimmte Antworten. Mit der Etikette nahm er es dabei nicht genau; Zimmermann wurde nach seiner Audienz von dem gleichzeitig empfangenen Generalstabsarzt Schmucker darauf aufmerksam gemacht, daß er unerhörterweise vor Seiner Majestät gestikuliert hatte. Friedrich liebte es, sagt der Akademiker Thiébault, bei diesen Unterredungen den König anscheinend zu vergessen, allerdings immer mit dem geheimen Vorbehalt, daß der ihm Gegenüberstehende den König nicht vergessen werde. Als 1781 in Schmiedeberg die schlesischen Kaufleute seine Vorschläge zur Hebung ihres Leinenhandels als undurchführbar bezeichneten, erwiderte er: „Nu, nu, es sind nur so Ideen, die ich habe, Sie müssen das freilich besser verstehen, ich komme zu Ihnen in die Schule." Auf ihre Bitte um Verbesserung der Landstraßen antwortete er lächelnd: „Ich werde Ihre Befehle respektieren, ich bin darum da."

Fremde wie Laveaux fanden, daß in Preußen das Volk in gewisser Beziehung sich größerer Freiheit erfreue, als in anderen, an sich minder despotisch regierten Staaten, wo man gleichwohl die Minister, die Sekretäre, die Kammerdiener, die Maitressen und die Kammerfrauen der Maitressen zu fürchten habe: in Berlin fürchte das Volk nur den König, und so bestehe zwischen allen Einwohnern von Berlin eine bürgerliche Gleichheit, die den gesellschaftlichen Verkehr hier sehr angenehm mache; ohne den anmaßlichen Dünkel des Beamtentums suche der

[1]) Oben S. 573.
[2]) Oben S. 597. 598.

Minister sein Ansehen vielmehr durch Verbindlichkeit und Leutseligkeit zu erhöhen. Der Minister wisse im Grunde nur zu gut, wie wenig er eigentlich gelte.

Wir dürfen hinzusetzen, daß die Minister, ja die Beamten insgemein dies nicht bloß wußten, sondern auch peinlich empfanden. Hier treten wir in das Lager der entschieden Mißvergnügten ein.

Der junge König war mit seinen alten Ministern nicht immer fein säuberlich umgegangen;[1] wie hätte der alte König den jungen Beamtennachwuchs schonen sollen. Wenn ehedem Voltaire ihm Artigkeiten sagte, so vergaß er unter allen andern Ruhmestiteln nicht den des Herrschers, der ohne Minister regiere, und in der That spielten in Preußen die Minister ausnahmslos eine sehr bescheidene Rolle im Vergleich zu den hohen Würdenträgern der anderen Staaten. Der König hatte sich für die Behandlung aller seiner Diener eine eigene Pädagogik zurechtgelegt. Getreu seinem Grundsatz, die Menschen, die er für seine Zwecke brauchte, beständig zwischen Furcht und Hoffnung zu halten, war er mit seiner Anerkennung, mit Auszeichnungen und Belohnungen sparsam, und glaubte unterscheiden zu können, wer viel oder weniger Tadel, wer viel oder weniger Lob vertrug. Der einzige schwarze Adlerorden, der in der letzten Hälfte seiner Regierung auf das gesamte Ministerkollegium entfiel, hat den Zweck gehabt, den also Ausgezeichneten für einen ungerecht gegen ihn gehegten Verdacht zu entschädigen. Als Regel galt, daß ein jeder nur Titel und Charakter eines ernstlich von ihm bekleideten Amtes führen sollte. In Polen gebe man jedem Schuhflicker einen Charakter, das sei aber hier nicht der Gebrauch. Ein Buchhändler, der Kommerzienrat zu werden wünschte, erhielt den Bescheid: „Buchhändler, das ist ein honetter Titel." Zuverlässigkeit im Dienst, so erklärte er einmal, sei der beste „Charakter" für einen Beamten. Den Anspruch eines Auditeurs auf Beförderung nach dem Dienstalter lehnte er mit dem Marginal ab: „Ich habe einen Haufen alte Maulesels im Stall, die lange den Dienst machen, aber nicht daß sie Stallmeisters werden."

Die Abneigung gegen das Geschlecht der Federfuchser, als die ihm wie seinem Vater die Civilbeamten insgesamt gelten, hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet.[2] Ausgaben für Bureaubedürfnisse war er geneigt als weggeworfenes Geld zu betrachten, und das „enge und feine Geschmiere" der zierlichen Kanzleihände — „wovon ich die Hälfte erst erraten müssen" — war seinem Auge ein Greuel. Das Verletzendste für die Beamten war des Königs tief eingewurzeltes Mißtrauen gegen ihre Integrität. Die schlimmen Erfahrungen, die er in seinen letzten Jahren mit zwei hochgestellten Staatsdienern, Brenckenhoff und Görne,[3] gemacht hat, schienen einem wiederholt geäußerten Argwohn recht zu geben. Und doch sind die von ihm erhobenen Anklagen in ihrer Allgemeinheit gewiß sehr ungerecht gewesen. Trat nun etwa noch der beschwerende Umstand hinzu, daß eine Zivilbehörde das sakrosankte Gebiet des Militärstatus verletzte oder zu verletzen schien, so konnte sich der alte König zu Maßlosigkeiten hinreißen

[1] Bd. I, 14. 20. 130 (2. Aufl. S. 15. 20. 131).
[2] Vgl. „Friedrich der Große als Kronprinz" S. 91 (2. Aufl. S. 94).
[3] Oben S. 483. 493.

lassen, wie dem Bescheid an die westpreußische Kammer vom 13. September 1774, als diese wegen der in Marienwerder vorhandenen Wohnungsnot die Verlegung der Garnison beantragt hatte: „Ihr seid alle Narrens. Meinet Ihr, daß ich um einen Kriegsrat, der eigentlich ein Dieb ist, der mit den Beamten und Defraudanten unter einer Decke sticht, meinet Ihr, daß ich um solche Schlingels einen einzigen Dragoner umquartieren sollte, so betrügt Ihr Euch sehr. Unter 100 Kriegsräten kann man immer mit gutem Gewissen 99 hängen lassen, denn wann ein ehrlicher Mann unter sie ist, so ist es viel. Ich wünschte, daß der Herr Vorhoff — der Kammerdirektor — unter der kleinen Zahl begriffen sei, aber ich wollte nicht davor schwören. Ein wenig modester gegen das Militarium!"

Neben solchen Schmähungen nehmen sich andere höchsteigenhändige Rüffel, wie sie sich zahllos in den Akten finden, noch harmlos aus. Der grobe Stilus der Kabinetsordres, die Erbschaft der Kanzlei Friedrich Wilhelms I., erhielt durch die Postscripta regia eine erhebliche Verschärfung. Minister und Präsidenten, Direktoren und Räte, Verwaltungsbeamte, Richter und Diplomaten, da war keiner, der nicht gelegentlich sein Teil abbekam. „Ach, was hätten die Ministres nötig noch in die Schule zu gehen, da würde der Rektor Zeitvertreib haben," lesen wir am Rande eines Berichtes vom Generaldirektorium, und ein andermal stellte der alte König die hier in die Klippschule verwiesenen Excellenzen mit den verdorbenen Existenzen der Universität in gleiche Linie, indem er ihre Finanzkontrolle mit dem Donnerworte tadelt: „Da habe ich keine Ministres dafür nötig und darf ich nur liederlichen Studenten das Geld anvertrauen." Der Kammerpräsident in Kleve erhält zu Weihnachten 1780 das Zeugnis: „Ich muß schlecht von Euch sein informieret worden, oder Ihr seid ein Esel, daß Ihr die Provinz nicht kennet, oder ein Windbeutel, der sich um nichts kümmert; man kann keinen dümmeren Bericht machen, als den Ihr mir da schicket." In demselben Jahre erging über die westpreußische Kammer abermals ein Gesamtverdikt: „Ihr seid Erzschäkers, die das Brot nicht wert sind, das man Euch gibt, und verdient alle, weggejagt zu werden. Wartet nur, daß ich nach Preußen komme." Eine Rüge für Präsident und Räte der Magdeburger Kammer, daß sie Zeit und Geld verlieren, „um sich mit Lumpereien abzugeben", schließt mit dem Zeterruf: „O tempora, o mores!" Es mag überraschen, daß unter so brüskem Regiment gleichwohl einmal ein preußischer Beamter sich dem Monarchen gegenüber einen Scherz erlaubt, wie der junge neumärkische Landrat v. Podewils, der im Herbst 1779 für seinen vom Könige angezweifelten Bericht über das Auftreten von Heuschrecken einige Originalexemplare als lebendige Belege nach Sanssouci schickt, die beim Oeffnen ihres mit Luftlöchern versehenen Verließes die philosophische Stille der klassischen Stätte stören und nun das strenge Gebot veranlassen, daß niemand vor zurückgelegtem fünfundbreißigsten Lebensjahre zum Landrat ernannt werden soll, denn „Kinder und junge Naseweise wollen Seine Majestät schlechterdings nicht zu Landräten haben."

Wir gewinnen einen Einblick in die Verstimmung und Verbitterung, die offenbar weite Kreise des Beamtentums ergriffen hatten, wenn wir lesen, wie

einer der thätigsten der hohen Provinzialbeamten, der Oberpräsident Domhardt,[1]) in einem vertraulichen Briefe einem endlich zurückgelegten Projekte des Königs den Stoßseufzer nachsendet: „Dieser Choc ist also vorüber, und ich hoffe, man werde weiterhin so wenig sich selbst als uns mit dergleichen widersinnigen Gedanken nicht mehr beunruhigen." Oder wenn derselbe Domhardt sich vorsichtig erkundigt, ob eine seiner Ideen den Anschauungen des Thronfolgers entsprechen würde, und wieder ein anderes Mal einem seiner Söhne schreibt: „Der Himmel lasse uns nur erst eine andre Epoche erleben!" Von dem Nachfolger erhoffte Domhardt für sich und seine Familie „Grandeur personnelle". Nicht anders erwartete Hertzberg für die auswärtige Politik von dem Thronwechsel die „große Revolution", eine entscheidende Wendung, großartigen neuen Aufschwung. Hertzbergs ausgedehnter Briefwechsel mit den preußischen Vertretern im Auslande liefert die Belege für seine kritische Stimmung in Fülle. Der Fronde im preußischen Heere, der heimlichen Opposition, die sich um den Prinzen Heinrich scharte, ist schon gedacht worden.[2])

Am 17. Mai 1778 war Goethe mit seinem Herzog in Berlin Gast an der Tafel dieses Prinzen. „Das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander" widerte ihn an. Der König stand schon im Felde, Goethe schaute nur in seine Umwelt, aber er gewann ein lebendiges Bild: „Dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören."

Im diplomatischen Corps erzählte man sich, daß der König, so oft er bei der Rückkehr vom Berliner Karneval sein Zimmer im Potsdamer Stadtschloß betrete, einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstoße; der Berliner Aufenthalt sei für ihn schlimmer als ein Feldzug, während er in seiner Potsdamer Einsiedelei, gleichsam hundert Meilen von Berlin entfernt, sich aller Schrecken und alles peinlichen Zwanges ledig fühle. Dort hauste er also den größten Teil des Jahres inmitten seiner verzogenen Windspiele, als „alter Anachoret" oder, wieder nach seinem eigenen Ausdruck, als „Vogelscheuche", in seiner „bis zum Cynismus" vernachlässigten Kleidung, dem blauen Rock mit ganz einfachen roten Aufschlägen und Kragen, der sogenannten Uniform von der Armee, „vorn mit einer enormen Quantität spanischen Tabacks garniert", in den vergilbten, ehemals schwarzen Wasserstiefeln.

Immer stiller und einsamer war es um ihn geworden; er war schließlich „nur noch von Erinnerungen umgeben". Er tröstete sich mit der Erwägung, daß man wahre Freunde nur unter seinen Altersgenossen habe, und daß dies unschätzbare Gut des Weisen verloren sei, wenn man seinen Lebenslauf bis in die zweite und dritte Generation ausdehne. Orte, die ihn an teure Tote erinnerten, mied er geflissentlich.

---

[1]) Oben S. 481.

[2]) Oben S. 236. 288. 504. 535.

Als im Januar 1771 d'Argens während eines Besuchs seiner französischen Heimat starb, nannte ihn sein königlicher Freund seinen Quartiermeister, der „im Lande der leeren Träume" für ihn Wohnung bestellen wolle. Kurz zuvor war derjenige von den alten Rheinsberger Gefährten gestorben, der bis zuletzt in der unmittelbaren Umgebung des Gebieters geblieben war, der pockennarbige, schließlich von Hüftweh schwer geplagte Wylich,[1]) in vierzigjähriger Freundschaft bewährt. Im Herbst 1773 ging Seydlitz dahin, wenige Wochen nachdem der König ihn zu Ohlau an seinem Siechenbette besucht hatte; im nächsten Jahre folgte Fouqué, im Mai 1775 starben binnen drei Tagen Kruſemarck und der tagtägliche Gesellschafter Quintus Icilius. Alle schien überleben zu wollen der alte Pöllnitz, der schon am Hofe Friedrich Wilhelms I. die lustige Person und, gefährlich genug, auch den Geschichtenträger gespielt hatte; er war in das vierundachtzigste Lebensjahr eingetreten und trotz wiederholter Erkrankung Charons Nachen immer wieder entwischt, weil er, wie der König spottete, das Fahrgeld nicht bezahlen konnte; jetzt, am 23. Juni 1775, schloß auch er sein bewegtes Leben, „von niemand betrauert als von seinen Gläubigern". Um so aufrichtiger beklagte Friedrich den Tod des ehrwürdigen Lord George Keith, der während des bairischen Erbfolgekrieges neunzigjährig in Potsdam starb. Ihm folgte noch in demselben Jahre 1778 der französierte Pommer Krockow, auf dessen Namen der König einen eigenartig gemischten Punsch getauft hatte, und 1781 der halb erblindete Buddenbrock, noch einer von den alten Rheinsbergern, der langjährige Generaladjutant. Und endlich mußte Friedrich auch den seit zwanzig Jahren liebgewonnenen schriftlichen Verkehr mit d'Alembert, der am 30. September 1783 in Paris starb, missen. Der Briefwechsel mit dem gelehrten Marquis Condorcet, nunmehr sein Berater in den Angelegenheiten der Berliner Akademie, gewann einen intimen Charakter nicht.

Längst war auch der alte Kabinetssekretär dahingegangen, der getreue Eichel, Friedrichs verschwiegener Schatten; die Fluten des großen Krieges hatte er noch verrinnen sehen, dann aber nur noch fünf Jahre und nur noch mit einem schwachen Rest von Lebenskräften seines Amtes walten können. Als vielvermögend, wie Eichel, hatte lange Zeit auch Henri de Catt gegolten, der Vorleser, dem seit den mährischen Feldquartieren von 1758 die Gnadensonne strahlte. Aber Catt hatte seit 1780 den Schmerz, sich zurückgesetzt und aus der täglichen Gesellschaft des Herren verbannt zu sehen, doch wohl, weil er in so vielen Jahren nicht gelernt hatte, wie der Kabinetsrat Stellter sich ausdrückte, „den großen Unterschied zwischen den Konversations- und den Arbeitsstunden" zu erkennen und anzuerkennen.

Männer wie Eichel und Catt hatten nie zu der Tafelrunde gehört. Gerade beim Mahle entbehrte eine von Hause aus so gesellige Natur wie Friedrich die alten Gefährten am schwersten. Ersatz zu schaffen war nicht leicht. Der im Jahre 1768 gemachte Versuch, einen von früher in freundlichem Andenken stehenden Fremden, den schwedischen Diplomaten Rudenschöld[2]) gegen einen

[1]) „Friedrich der Große als Kronprinz" S. 132 (2. Aufl. S. 135).

[2]) Vgl. Bd. I, 282. 283.

Ehrenfold, lediglich zu Friedrichs Gesellschaft, nach Preußen zu ziehen, führte zu keinem Ergebnis. Ein kurzes Phänomen für Potsdam wurde, eine Bekanntschaft aus dem Feldzuge von 1758, jener romantische Sonderling aus Mähren, der alte Graf Hoditz, dessen Zauberschloß Roßwalde, den „Palast Armidens" Friedrich besucht und besungen hatte; wiederholt dringend eingeladen, kam Hoditz doch erst 1776, als er sich am Bettelstab sah, und der Mann, der „fast wie Voltaire sprach", nahm nun auch Voltaires Platz bei Tisch zu Sanssouci ein. Aber schon 1778 erlag der alte Lebemann seinem Steinleiden.

Auf einer Reise durch Frankreich und Deutschland begriffen, ließ sich im Jahre 1779 der achtundzwanzigjährige Marchese Girolamo Lucchesini dem König von Preußen vorstellen. Er gefiel und kam auf Friedrichs Einladung bald wieder, um als Kammerherr Dienste zu nehmen. Seit dem Mai 1780 verging kaum ein Tag, daß der junge Italiener dem Könige nicht Gesellschaft geleistet hätte. Mit einem Landsmanne, dem etwas querköpfigen Grafen Pinto, einem Piemontesen, mit dem Oberstallmeister Grafen Schwerin, dem Jugendkameraden, einem der „Plastrons" für die Pfeile des königlichen Witzes, und mit dem Generalleutnant Grafen Görtz[1]) bildete Lucchesini jetzt den Stamm der Tafelrunde zu Sanssouci oder im Potsdamer Schloß.

Sein Tagebuch aus der Zeit vom 8. Mai 1780 bis 25. Juni 1782 ist die einzige Quelle, die wir über Friedrichs Tischgespräche besitzen. Selbst wenn außer den drei oder vier ständigen Tischgenossen niemand eingeladen war, pflegte die Unterhaltung höchst angeregt und munter zu sein. „Pranzo lieto" bezeugt Lucchesini in seinem lakonischen Notizenstil oft genug, auch wenn er nichts inhaltlich Bemerkenswertes aufzubewahren hat. Er verzeichnet Mahlzeiten im kleinsten Kreis, die fünf bis sechs Stunden währten. „Es läßt sich nicht beschreiben," versichert er, „mit welcher Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit die Tischgenossen behandelt werden; jeder Zwang ist verbannt, es herrscht nur der Unterschied des Geistes und des Wissens." Die Hauptkosten der Unterhaltung trug, wie sich versteht, der Wirt; oft riß er das Gespräch ausschließlich an sich, so daß manche seiner Tischreden zu gesprochenen Abhandlungen wurden[2]). Die Soupers, die zu Voltaires Zeiten die Tagesordnung beschlossen und den Höhepunkt der Geselligkeit bezeichneten, fanden jetzt nicht mehr statt, denn der König hatte sich während der sieben Kriegsjahre der Abendmahlzeit entwöhnt. Aber nach dem Konzert, gegen sechs oder sieben Uhr, erwartete er seine kleine Gesellschaft meist noch einmal, wenn er nicht vorzog, Lucchesini allein rufen zu lassen. Man unterhielt sich eine Stunde oder länger, wie bei Tisch „encyklopädisch" über litterarische, philosophische, ästhetische, politische und zumal auch wirtschaftliche Fragen; gern auch erzählte der König von seinen Erlebnissen, seinen Schlachten und diplomatischen Schachzügen. Seine Neider haben von dem letzten der Gesellschafter Friedrichs des Großen gesagt: „Er hat Esprit genug, um zu bewundern, und nicht so viel, um Nebenbuhler zu sein". Unbefangenere Beobachter haben Lucchesini das Zeugnis gegeben, er habe es ohne die geringsten

[1]) Oben S. 524.

[2]) Vgl. Bd. I, 495 (2. Aufl. S. 496).

Schmeichelkünste dadurch getroffen, daß er aufmerksam zuhörte und bei seiner vielseitigen Bildung stets Rede und Antwort zu stehen vermochte; durch seinen Geist wie durch seinen Charakter habe er sich nicht bloß dem Könige, sondern jedermann empfohlen. Ein Zwischenfall, dessen das Tagebuch gedenkt, läßt ersehen, wie der junge Fremdling seine Stellung zu nehmen verstand. Nach einer abfälligen Aeußerung über die italienischen Marquis, die, schnell hingeworfen, von Friedrich nicht böse gemeint war, aber doch verletzen mußte, verstummte Lucchesini und brach während der ganzen Tafel sein Schweigen nicht. Als er abends wieder erschien, war der König „comis, blandus, humanus": „sprach über die Unmöglichkeit, augenblickliche Einfälle zu unterdrücken".

Das mußte sich die Umgebung schon gefallen lassen, daß der alte Herr aus dem reichen Schatze seines Gedächtnisses dieselben Anekdoten wieder und wieder zum besten gab, „besonders wenn Fremde hinzukamen, die noch nicht eingeweiht waren" — so berichtet sein Kämmerer und langjähriger Hausgenosse Schöning, und Lucchesinis Tagebuch gibt in der That mehr als einen Beleg dafür, daß Friedrich damals in seinen letzten Jahren noch immer die lustigen Histörchen erzählte, durch die er im Siebenjährigen Krieg seinen Vorleser Catt zum Lachen gebracht hatte.

Zu den Gesellschaftern, die der König von Zeit zu Zeit sich zu längerem oder kürzerem Besuch nach Potsdam einlud, gehörten die beiden Kabinetsminister Finckenstein und Hertzberg, der verabschiedete Minister von der Horst und wiederum ein Italiener, der Dompropst Bastiani. Der Schneidersohn aus Venedig, zwei Jahre jünger als Friedrich, ein Mann von riesenhafter Körpergröße und glatter französischer Bildung, war nach seinem Austritt aus dem Franziskanerorden 1744 Hausgeistlicher des Breslauer Fürstbischofs Sinzendorff geworden; der Koadjutor Schaffgotsch hatte ihn bei Hofe eingeführt, und der König hatte ihn schon 1747 zu einer Vertrauenssendung an den Papst benutzt. Nach der Kapitulation von Breslau 1757 als Gefangener in das Stockhaus nach Wien geführt, war er nach seiner Freilassung von Friedrich mit dem Worte begrüßt worden, sein Name werde in dem Martyrologium borussicum bewahrt bleiben. Von Bastiani hieß es, daß der Geist des vollendeten Hofmannes siebenfach auf ihm ruhe. Berühmt waren seine schlagfertigen Antworten; als der König seinen geistlichen Tischgenossen bat, ihn, den Ketzer, dereinst durch die Himmelsthür unter dem Priestermantel mit einzuschmuggeln, erklärte Bastiani seine Bereitwilligkeit unter der Voraussetzung, daß man dort auf die Kontrebande nicht so scharf achthaben werde, wie in Preußen. Ein andermal soll er sich der Sarkasmen des Gebieters mit dem Ausruf erwehrt haben: „Allmächtiger Adler, decke mich mit deinen Flügeln, aber verschone mich mit deinem Schnabel." Noch ein anderer dieser weltmännisch gebildeten Prälaten war wiederholt in Potsdam Gast, Graf Ignaz Krasicki, Fürstbischof von Ermland, der Dichter unter den geistlichen Oberhirten.

Von Generalen war Möllendorff aus Berlin bisweilen zu Gaste, auch Dalwig aus Ratibor, der bei Torgau an der Spitze der Spaenschen Kürassiere[1])

[1]) Oben S. 274. 275.

seinen Ruhm begründet hatte; aber der mürrische, launenhafte, stets zum Widerspruch geneigte Mann war dem König mehr respektabel als sympathisch. Anders Generalleutnant v. Prittwitz, Kunersdorfer Angedenkens,[1] der allemal, wenn er von Berlin herüberkam, neuen Gesprächsstoff und zumal die Chronik der Berliner Damenwelt mitbrachte: „je ne ris qu'avec Prittwitz", soll der alte König gesagt haben. Ein Jugendfreund, mit dem der junge Fürst einst viel gelacht, erschien in Chasot noch einmal auf der Bildfläche. Der glänzende Reiterführer von Hohenfriedberg hatte nach seinem Austritt aus dem preußischen Dienst seine Soldatenlaufbahn als Stadtkommandant von Lübeck sehr friedsam fortgesetzt. Von dort aus ist er nach dem bairischen Erbfolgekrieg in zwei Wintern zu mehrwöchigem Besuch nach Potsdam gekommen; man erging sich in Erinnerungen an fröhliche und an große Tage und kam dabei immer wieder auf Chasots kleine Lübecker Welt zurück: „Chasot," schreibt Friedrich am 2. Februar 1784, „spricht nur von Esserei, von Champagner, Rheinwein, Madeira, Ungar, von der Pracht der Herren Kaufleute der Lübecker Börse, von dem großen Strom Trave, von dem Hafen der Stadt und von seinem Garten, für den er mir eine genaue Aufzählung aller Bäume, Sträucher, Pflanzen, Gemüse und Kräuter, die ihn verschönen, gegeben hat." Wenn das so weiter gehe, so versprach er sich, demnächst dem großen La Quintinie mit einem Buch über die Gartenkunst Schach bieten und in einer Schrift über die Nomenklatur der Pflanzen mit Linné wetteifern zu können.

Fremde Diplomaten und Offiziere wurden zu des Königs Tafel grundsätzlich nicht zugelassen. Eine Ausnahme wurde im Sommer 1780 mit einem österreichischen General gemacht, dem Fürsten Ligne, dem geistreichen Wallonen, den Friedrich zehn Jahre zuvor bei der mährischen Begegnung mit Joseph II. kennen gelernt hatte. „Der König übertraf thatsächlich sich selbst," vermerkt Lucchesini am 11. Juli 1780 in seinem Tagebuche, und der Gast war ganz hingerissen von dem, was Friedrich sagte, und noch mehr von der Art, wie er es sagte, von der „Magie seiner Unterhaltung": er adle alles durch sein Gespräch, selbst das Geringfügigste; „alles das Prickelnde, was da in bunter Abwechselung gesagt wurde, kam aus seinem Munde in einem überaus sanften Tonfall der Stimme, ziemlich leise, ganz so ansprechend wie die Bewegungen seiner Lippen, auf denen eine unbeschreibliche Anmut lag".

Abendtafel wurde nur noch angesagt, wenn Gäste, die besonders geehrt werden sollten, eingetroffen waren. So pflegten im Herbst die Schwestern des Königs, die Herzogin Philippine Charlotte von Braunschweig und die Prinzessin Amalie, auf einige Zeit zu Besuch nach Potsdam zu kommen; der Bruder bewirtete sie im Neuen Palais[2] und nahm dann selber dort Wohnung. Seine Gemahlin, die Königin Elisabeth Christine, sah er nach wie vor nur in Berlin, wenn sich der Hof versammelte. Einmal, im Dezember 1771 hat die schwedische Schwester, die stolze, heißblütige Königin-Witwe Ulrike nach fast dreißigjähriger Abwesenheit[3] die preußische Heimat wieder aufgesucht; durch ihre Ankunft wurde

[1] Oben S. 225. 350.
[2] Oben S. 356.
[3] Vgl. Bd. I, 224. 469.

nach Friedrichs Ausdruck die ganze königliche Familie „neu belebt", er selbst fühlte sich „um zehn Jahre verjüngt". Ulrike blieb sieben Monate. Leider hatte der Besuch einen störenden Nachklang, denn kaum hatte die Königin ihre Verwandten verlassen, so kam die Kunde von dem für die preußische Politik so unbequemen Staatsstreich des jungen Königs Gustav,[1]) und als Friedrich nun der Schwester mit einem Krieg gegen ihren Sohn drohte, antwortete ihm Ulrike, noch auf der Rückreise aus Stralsund: „Sie werden Ihre eigene Schwester diesen Platz verteidigen sehen; ich werde überall sein, wo Ihre Kugeln einschlagen. Sie werden den Platz einnehmen, daran zweifle ich nicht, aber es wird geschehen um den Preis meines Blutes, und noch bei meinem letzten Atemzuge werde ich Ihrer würdig sein."

Mit lebhafter Teilnahme hatte der König die Zukunft seines Hauses und des Landes, die drei Kinder des 1758 verstorbenen Prinzen von Preußen, heranwachsen sehen, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Heinrich und die Prinzessin Wilhelmine. Als die Prinzessin sich 1767 dem Prinzen Wilhelm V. von Oranien vermählte, begann der König einen Briefwechsel, in welchem er sich zwanzig Jahre hindurch der Nichte wahrhaft als einen Vater gezeigt hat. Nicht minder lieb hatte er den jungen Prinzen Heinrich gewonnen; der plötzliche Tod des Neunzehnjährigen, am 26. Mai 1767, hat ihn tief erschüttert. Er selbst bestimmte den Bibeltext für die Leichenrede: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege." „Mein Kind hatte mir das Herz entwandt", schreibt er vierzehn Tage später, „durch eine Menge guter Eigenschaften, denen kein Fehler gegenüberstand. Ich sah in ihm einen Prinzen, der den Ruhm des Hauses aufrechterhalten würde. Wenn ich denke, daß dieses Kind das beste Herz der Welt hatte, angeborenes Wohlwollen besaß und für mich Freundschaft empfand, so treten mir unwillkürlich Thränen in die Augen und ich muß den Verlust des Staates und meinen eigenen tief beklagen. Ich bin niemals Vater gewesen, aber ich bin überzeugt, daß kein Vater seinen einzigen Sohn anders betrauert, als ich dieses liebenswürdige Kind."

Wer könnte verkennen, daß solche Worte und mehr noch des Königs später in der Akademie verlesene Eloge auf den jungen Prinzen mittelbar eine Kritik des älteren Bruders, des Thronfolgers, enthalten? Sein Urteil über diesen Neffen blieb kühl und absprechend, ob immer der Beherztheit des Prinzen im böhmischen Feldzug von 1778 einmal öffentlich ein Lob gespendet wurde. Als 1769 die Ehe Friedrich Wilhelms mit seiner Cousine Elisabeth von Braunschweig bei beiderseitiger Verschuldung getrennt werden mußte, hat der König das Verhalten des Prinzen auf das schärfste verurteilt. Damals war er ernstlich besorgt um die Zukunft seines Hauses, wie denn auch in Wien bereits auf das Erlöschen des brandenburgischen Mannesstammes gerechnet und gehofft wurde.[2]) Bald hatte sich dann das Bild geändert. Nicht nur, daß dem jüngsten Bruder des Königs, dem Johanniter-Herrenmeister Ferdinand, in rascher Folge die lange ersehnten Prinzen geboren wurden; der König erlebte auch zu seiner größten

[1]) Oben S. 518.
[2]) Oben S. 457.

Freude, daß dem Thronfolger aus ſeiner zweiten Ehe mit Friederike Luiſe von Heſſen-Darmſtadt vier Söhne erblühten, und man erzählte ſich, daß er dem älteſten der Brüder, dem kleinen Friedrich Wilhelm, nach einem erfreulichen Beweiſe knabenhaften Eigenſinnes wohlgefällig zugerufen habe: „Dir werden ſie Schleſien nicht wieder abnehmen.“

Kennzeichnend für des Königs geringe Meinung von ſeinem Neffen und Thronerben iſt die Thatſache, daß er während eines ſchweren Gichtanfalles im Winter von 1776 ernſtlich daran gedacht hat, für den Fall ſeines Ablebens ſeinem Bruder Heinrich einen Anteil an der Regierung zu ſichern, ihn „gewiſſermaßen als Tutor zu beſtellen“. Dazu iſt es nicht gekommen, und es würde ſchwer geweſen ſein, eine Form für ſolche Tutel und noch ſchwerer eine Bürgſchaft für ihre Dauer ausfindig zu machen. Ueberdies führte der Verlauf des Krieges von 1778 zu neuer ſchwerer Verſtimmung zwiſchen den Brüdern.[1]) Zwar ihr Briefwechſel wurde bald wieder auf den alten verbindlichen und ſcherzenden Ton geſtimmt, aber der Prinz blieb auf das tiefſte erbittert und ſchalt vor ſeinen Vertrauten auf den König heftiger denn je. Gaſt in Potsdam iſt er nach dem bairiſchen Kriege nur noch zweimal geweſen.

Wollte der alte König einen Beſuch, den er ſich geladen hatte, verabſchieden, ſo deutete er dies mit Vorliebe durch die Wendung an, er habe ſagen hören, daß man abreiſen wolle.

Das Gleichmaß der Tage hatte für ihn nichts Erdrückendes. Es kamen Zeiten, zu denen es hieß: „Ich arbeite, promeniere und ſehe niemand.“ Es war ſtille um ihn, aber er fühlte ſich nicht einſam. Vor allem, weil eine freundliche Gefolgſchaft ihm treu geblieben war, die er früh geſucht und gefunden hatte: die Wiſſenſchaften und die Künſte, von denen der Greis bekannte, daß er ſie ſeit ſeiner Jugend geliebt habe und daß es auf dieſer Welt kein wahres Vergnügen gebe ohne ſie.

Seine genaue Tageseinteilung, in der jede Minute ihre eigene Beſtimmung hatte, ließ ihn bei angeſpannteſter Regententhätigkeit für die liebgewonnenen Nebenbeſchäftigungen ſtets reichliche Zeit erübrigen.

In ſeiner Bildergalerie neben Sansſouci weilte er oft ſtundenlang. Die Ankäufe von Meiſterwerken wurden noch fortgeſetzt, unter Bevorzugung der Italiener und der Niederländer.[2]) Immer ſagte ſich dabei der erlauchte Sammler, daß man ſeinen Liebhabereien nicht minder Schranken ſetzen müſſe als ſeinen Leidenſchaften. Einem König Auguſt ſtehe frei, 30000 Dukaten für ein Bild zu zahlen und dafür in Sachſen 100000 Thaler Kopfſteuer auszuſchreiben, das aber ſei ſeine Methode nicht. Seinen Hofmaler Vanloo, den Nachfolger Pesnes, konnte er zu ſeinem Bedauern nicht länger als bis 1769 an Berlin feſſeln. Das Bildhaueratelier leiteten unter ſeinen Augen nach dem großen Kriege Sigisbert Michel und ſeit 1774 Taſſaert, der Schöpfer der Standbilder von Keith und Seydlitz. Die Boumann, Vater und Sohn, und Gontard ſchmückten die Reſidenzen mit Monumentalbauten, den Schlöſſern, Tempeln, Thoren in und bei

[1]) Oben S. 535.

[2]) Vgl. Bd. I, 480.

Potsdam, dem Akademiegebäude, dem Palast des Prinzen Heinrich, den Türmen auf dem Gendarmenmarkt und der Bibliothek in Berlin; auch ließ der König, um in der Hauptstadt einer beginnenden Wohnungsnot zu steuern, in den vornehmsten Straßen die Privathäuser auf seine Kosten in drei- oder gar vierstöckige umbauen und mit Rokokofassaden versehen. Freilich blieb derweil die Akademie der Künste auf dem Niveau einer mittelmäßigen Zeichenschule; ihr ist der große König nur insofern ein Förderer geworden, als er ganz zuletzt, am 25. Januar 1786, dem Minister Heinitz die Aufsicht über die Akademie übertrug, der dann alsbald mit fruchtbaren Reformen begann.

Der Dienst, den Friedrich von jeder Kunst für sich verlangte, war Erhebung in eine Feiertagsstimmung, in die leichte Sphäre der Harmonie und Gefälligkeit. Zu den realistischen Gebilden Chodowieckis fand er kein Verhältnis; diese kleinbürgerlichen Stoffe waren für ihn unbedeutend. „Alle Dinge in der Welt," sagt er einmal, „haben ihre Grenzen, so auch die Künste, die unserem Vergnügen dienen; dehnen wir sie über ihre Sphäre aus, so denaturieren wir sie, statt sie zu vervollkommnen."

So beharrte auch sein musikalischer Geschmack einseitig bei dem einmal erworbenen innerlichen Besitz. Im Jahre 1777, als Gluck, Haydn und Mozart bereits ihren Siegeslauf begonnen hatten, meinte er nach der Wiederaufführung einer alten Oper von Hasse: „Die guten Sachen bleiben sich immer gleich, und obschon man sie oft gehört hat, hört man sie gern wieder; überdies ist die neue Musik in einen Charivari entartet, der das Ohr verletzt, statt ihm zu schmeicheln, und der edle Gesang ist den Zeitgenossen nicht mehr bekannt." [1]

Wie ein ähnlich absprechendes Zeugnis der modernen französischen Litteratur ausgestellt wurde, haben wir schon gehört.[2] Wohl las Friedrich noch immer viel, aber zumeist seine alten Bekannten; mit den Neuen Bekanntschaft zu machen, schien ihm „nicht der Mühe wert". Alexanders Leben von Curtius und Diodors Weltchronik, Rollins Geschichte des Altertums und Voltaires historische Arbeiten sind die letzten Werke gewesen, die sein letzter Lektor ihm im Zusammenhang vorgelesen hat.

„Ich unterhalte mich mit den Toten, denen ich bald folgen werde," sagte er dann gern. Und wie oft im Lauf der Jahrzehnte hat er nicht mit einem seiner „ältesten Freunde", mit Cicero, das Lob der litterarischen Studien verkündet, die da die Jugend bilden und das Alter erquicken, im Glück das Glück erhöhen und im Unglück uns Zuflucht und Trost bieten, uns zu Hause erfreuen und bei Fremden nicht stören, mit uns reisen, übernachten und Hütten bauen. Jetzt hatte er in der That an sich erfahren, daß, wenn alle übrigen Vergnügungen im Alter aufhören, diese stille Freude ein unverlierbares Gut sei. Mit Recht durfte Herder nachmals sagen, daß für Friedrich die Litteratur „die Hauptquelle der inneren, höheren Freude und Ermunterung" gewesen sei.

Auch zum Schreibtisch zog es ihn immer von neuem, wie ihm denn seit je das Schreiben nicht weniger ein Bedürfnis gewesen war als das Lesen. Und

---

[1] Vgl. Bd. I, 511 (2. Aufl. S. 512).

[2] Oben S. 565.

an Betrachtungsſtoff fehlte es nicht, mochte er nun vorwärts oder hinter ſich ſchauen.

Blickte er in die Zukunft, ſo war es zunächſt die Perſönlichkeit ſeines Nachfolgers, die ihn mit Sorge erfüllte. „Wenn nach meinem Tode," ſchreibt er 1782 in einer Betrachtung über die europäiſche Lage, „mein Herr Neffe in Schlaffheit einſchläft, wenn er ſorglos dahinlebt, wenn er, verſchwenderiſch wie er iſt, die Gelder des Staates vergeudet und nicht alle ſeine Seelenkräfte anfacht, ſo ſehe ich voraus, daß Herr Joſeph ihm ein Bein ſtellen wird und daß heute in dreißig Jahren weder von Preußen noch dem Hauſe Brandenburg mehr die Rede ſein wird." Er wußte, daß wenn die Großmacht Preußen ſich behaupten wollte, ſie in ewigem Gefechte ihren Weg gehen mußte. Er wußte, daß ſeine Monarchie zur Zeit mehr als durch ihre wirkliche Macht ſich durch ihre Reputation behaupte. „Die Reputation," ſo lautet eines der ſtolzeſten Worte ſeines Lebens, „iſt eine Sache ohne Preis und gilt mehr als die Macht." Hätte er eine wirkliche Macht hinter ſich, ſoll er geſagt haben, ſtünde er an der Spitze des franzöſiſchen Volks, ſo ſollte kein Kanonenſchuß in Europa ohne ſeine Erlaubnis abgegeben werden dürfen. Und nicht ohne tiefen Sinn und einen ſchwermütigen Beiklang war der ſcherzhafte Vorſchlag für neue Ordensinſignien, den er 1781 ſeinen Tiſchgenoſſen entwickelte: für das Haus Oeſterreich der donnernde Jupiter, für England der Piratenkapitän Merkur, für Frankreich der Stern der Venus, „und für uns ein Affe, denn wir äffen die Großmächte nach, ohne es zu ſein".

Dabei war es immer Oeſterreich mit ſeinem donnernden Jupiter Joſeph, das er als den dräuenden Feind betrachtete, Oeſterreich, die unheimliche Macht, die, wie er ſagte, trotz aller Landverluſte immer furchtbar blieb. Ein Zuſammenſtoß Preußens mit Frankreich lag außerhalb ſeiner Berechnung. Wenn er den Franzoſen eine „Revolution" vorausgeſagt hat, ſo hatte er damit doch nur den Staatsbankrott, nicht einen Volksaufſtand im Sinn. Die Aera der Rebellionen ſchien ihm für Europa vorüber. So hat auch Voltaire gemeint, daß man unter Ludwig XVI. eine Fronde nicht zu befürchten habe, und daß die Theorien der Philoſophen die Ruhe der Staaten niemals ſtören würden.

Das abſchreckende Beiſpiel der franzöſiſchen Finanzen erhöhte Friedrichs Beſorgniſſe für die Zukunft des eigenen, nur mit Hülfe peinlichſter Sparſamkeit groß gewordenen Staates. Seine eigenhändige Denkſchrift vom 20. Oktober 1784 „Ueber die Verwaltung der Finanzen für die preußiſche Regierung" richtet an den Thronerben eine eindringliche Warnung: „In der Verwaltung der Finanzen muß man ſeine Grillen, ſeine Paſſionen, ſeine Liebhabereien zügeln; denn erſtens gehören die Einkünfte des Staates nicht dem Souverän, dies Geld hat nur eine rechtmäßige Anwendung: die für das Wohl und die Erleichterung der Unterthanen. Jeder Fürſt, der dieſes Einkommen in Vergnügungen oder unangebrachten Freigebigkeiten verſchwendet, iſt in ſeinem Treiben weniger Herrſcher als Straßenräuber, weil er dieſes Geld, das reine Blut der Unterthanen, zu unnützen und oft lächerlichen Ausgaben verwendet." Er wirft den Fürſten vor, daß ſie insgemein den Fehler der Verſchwendungsſucht und der Abneigung gegen finanzielle Kalkuls, daß ſie die Dummheit haben, ſich gewohnheitsmäßig und gleichgültig durch ihre Beamten beſtehlen zu laſſen: „Entweder muß man die

Regierung der Staaten nicht anstreben, oder man muß den edlen Vorsatz fassen, sich der Aufgabe würdig zu machen, indem man sich alle Kenntnisse, die den Fürsten ausmachen, erwirbt, und indem man sich durch einen edlen Ehrgeiz ermutigen läßt, keine der Arbeiten und Sorgen von sich zu weisen, welche die Regierung erfordert. Man wird z. B. sagen: ‚Die Rechnungen langweilen mich.' Ich erwidere: ‚Das Wohl des Staates erfordert, daß ich sie nachsehe, und in diesem Falle darf keine Mühe mich verdrießen!'" Der Zerrüttung der französischen Finanzen gedenkend, erklärt er, daß ein Königreich wie Frankreich immerhin unermeßliche Hülfsmittel behalte, aber in einem armen Lande, wie Preußen in allen seinen Provinzen es sei, werde der Ruin binnen kurzem vollständig und unheilbar sein.

So wenig wie die Ordnung im Staatshaushalt, schien ihm in seinem Preußen für die Zukunft die religiöse Duldsamkeit gesichert, die er zum Regierungsgrundsatz erhoben hatte. Er wollte nicht dafür gut sagen, daß nicht nach seinem Tode „irgend ein Priester" für die Wut seines Fanatismus freien Spielraum bekommen werde — an eine bestimmte Persönlichkeit, etwa einen Wöllner, den er gelegentlich einen „intriganten und betrügerischen Pfaffen" genannt, hat er dabei nicht gedacht. Er blickte mit Befremden und Verachtung auf die Auswüchse in dem Freimaurerorden, dem er früher seine Gunst zugewandt hatte, und beklagte, daß jetzt in den Logen eine religiöse Sekte aufkomme, die, was viel sagen wolle, absurder sei, als alle bisher dagewesenen: das Rosenkreuzertum mit seinem krassen Aberglauben und seinen Geisterbeschwörungen.

Er selbst dachte noch wie vor vierzig Jahren, als er es ausgesprochen hatte, daß hier zu Lande jeder nach seiner Façon selig werden solle. „Ich lasse jeden Gott anbeten, wie er es für richtig hält", schreibt er 1782 beim Jahresschluß, „und ich glaube, daß jeder das Recht hat, nach dem unbekannten Lande des Paradieses oder der Hölle den Weg einzuschlagen, dem er den Vorzug gibt; ich begnüge mich mit der Freiheit, daß ich auch meinerseits dem Antrieb der Vernunft und meiner Façon zu denken folgen darf."

„Das unbekannte Land des Paradieses oder der Hölle" — er war im Innersten doch der Ueberzeugung, daß niemand es betreten werde, daß ein „Wiedersehen im Thale Josaphat" nicht zu erhoffen sei. Wie er eine vom Körper getrennte Seele nicht annehmen wollte, so erklärte er auch, von einer unsterblichen Seele keine Vorstellung zu haben. Die Unsterblichkeit ist ihm ein verzaubertes Schloß, das man von ferne schaut und in das niemand Einlaß erhält. Er beruft sich auf einen Philosophen seiner Bekanntschaft, „einen in seinen Ansichten ziemlich entschiedenen Mann" — er meint sich selber, der einen hinreichenden Grad der Wahrscheinlichkeit für sich zu haben glaube, um zu der Gewißheit zu gelangen, „daß post mortem nihil est". Tiefes Vergessen, ein andauernd Ruhen, das ist alles, was er sich von Atropos' Schere versprechen will.

Wenn aber Friedrich hie und da die Möglichkeit zuläßt, daß unser Geist seine irdische Hülle überleben wird, dann will er sich getrost den Armen und dem Erbarmen des allgütigen Gottes anvertrauen, weil er nicht glauben kann, daß der Schöpfer sein Geschöpf mißhandeln könnte.

Ohne grübelnde Sorge wegen eines Zukünftigen, ohne Reue wegen des Zurückliegenden, ging er auf, bis zuletzt, in der Ausnützung des Augenblickes. Im skeptischen Verzicht auf die Erforschung des Undurchdringlichen hatte er gelebt, so wollte er auch sterben, ohne im Thal des Todes nach Stützen zu greifen, die er auf der Höhe des Lebensweges von sich gewiesen hatte.

Er hat in seinen letzten Wochen geäußert, den Tod fürchte er nicht, nur ärgere er sich über den Tod und möchte ihn mit der Faust wegschlagen. Philosophischer, mit glücklicher Selbstironie hatte er einige Jahre früher an d'Alembert geschrieben: „Wenn man nicht das ist, was man ehedem Hypochonder nannte und was man jetzt mit ungleich mehr Eleganz Vaporeux nennt, so muß man dem Zeitpunkt, der unseren Dummheiten und unseren Qualen ein Ende bereitet, fröhlichen Sinnes entgegensehen und sich freuen, daß der Tod uns von den Leidenschaften, die uns peinigen, befreit. Nach reiflicher Ueberlegung dieses wichtigen Gegenstandes denke ich, meine gute Laune zu bewahren, solange meine elende und gebrechliche Maschine dauert. Weit davon, mich über mein nahes Ende zu beklagen, muß ich mich vielmehr beim Publikum entschuldigen, daß ich die Impertinenz gehabt habe, so lange zu leben, es gelangweilt und ermüdet zu haben und ihm drei Viertel des Jahrhunderts zur Last gewesen zu sein, was über den Spaß geht." Die Jugend möge am Leben hängen, so philosophiert der Greis ein andermal, weil ihr alles lache, weil ihre Unerfahrenheit ihr alles schön male und weil sie auf den Schwingen des Glückes zum Gipfel ihrer Wünsche getragen zu werden glaube: „Wie bald zerstreut die Wahrheit solche Einbildungen! Sie enttäuscht den Glücklichen durch seine eigenen Erfahrungen und zeigt ihm statt dieser geträumten Glückseligkeiten das Nichtige der menschlichen Eitelkeiten."

Ein poetischer Rückblick auf sein Leben und sein Streben führt ihn auf dasselbe Bekenntnis:

Beim Aufstieg zu dem Thron dem Ehrgeiz unterthan,
Sprach um Unsterblichkeit den Ruhm ich gläubig an,
Da doch in seinem Staub das Volk, stumpf und verblendet,
Den Tadel wie das Lob nur nach dem Zufall spendet.
In Sorgen und in Mühn verzehrte ich mein Leben,
Blieb in Bellonas Dienst Uranien ergeben.
Rastlos ließ ich den Geist von Plan zu Plane schweifen,
Um in der Dunkelheit der Zukunft Bild zu greifen:
Der nahen Sorgen Schar gesellte ich die fernen.
Die Herrscherkunst wollt' ich mit Fleiß und Acht erlernen,
Um durch den Menschengeist, durch ein verdoppelt Ringen,
Durch kluge Rechnerei das Schicksal zu bezwingen.
Was aber ist der Mensch und was des Menschen Dichten?
Ein Nichts wird alsobald der Kurzsicht Plan vernichten.

In der Stimmung dieser Verse, in der Erkenntnis des Mißverhältnisses zwischen Erstrebtem und Erreichtem, in dem Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit hat er gern den Ratschlag des „heiligen Epikur" im Munde geführt, daß der Weise sich von den Staatsgeschäften fernhalten solle; denn alle die, welche damit

je zu thun gehabt hätten, sie wüßten, daß unter 100 Geschäften, die durch ihre Hände gingen, 94 ärgerlich seien, und je größere Angelegenheiten man zu versehen habe, um so mehr sei man den Wechselfällen des Glücks, gewaltsamen Erschütterungen ausgesetzt. So sei ihm völlig klar, daß er, wenn er nur sein individuelles Glück hätte im Auge haben wollen, es als Privatmann hätte suchen müssen, in einem Stande, der ihm die Annehmlichkeiten des Lebens ausreichend ohne Ueberfluß verschafft haben würde.

Aber wenn vor Jahren einmal die Rede davon gewesen war, daß Maria Theresia an Abdankung denke, so hatte er sehr richtig gesagt, daß solche Anwandlungen, wie sie auch ihm nicht fremd waren,[1]) nur einem „passageren Degout" zuzuschreiben seien. Er wußte, daß der Tüchtige und Thätige die Unlust, die Mattigkeit, die elegische Stimmung, die Trauer über die Unerreichbarkeit der Ideale immer wieder überwinden wird. Er hielt sich an seinen alten Erfahrungssatz: „Man ist in der Welt nur glücklich, indem man sich beschäftigt." Er sagte sich weiter, daß für den Herrscher, der schaffen muß, die Bedächtigkeit und Selbstgenügsamkeit, die Resignation und Grämlichkeit des zunehmenden Alters eine Gefahr in sich schließt. Indem er sich inmitten seiner großen Kulturaufgaben nach einem langen Kriege zu dem Grundsatz bekennt, man müsse das Vergangene vergessen, da es bleibe wie es sei, und nur an die Zukunft denken, meint er, das sei freilich einigermaßen „die Rede eines jungen Menschen": „aber bedenkt, daß die Staaten unsterblich sind, und daß die, welche an ihrer Spitze stehen, nicht altern dürfen, solange sie regieren." Er gibt zu, „daß alle, die aufrichtig für das Wohl der Gesellschaft arbeiten, den Traum eines Ehrenmannes träumen", aber er setzt tapfer hinzu: „Das hindert mich nicht, in dem kleinen Kreise, in welchen der Zufall mich gestellt hat, mit dieser Arbeit fortzufahren, um die, welche in diesem Kreise wohnen, glücklich zu machen, und die Praxis der Dinge, die mir täglich durch die Hände gehen, klärt mich über ihre Bedürfnisse auf." „Die Menschen glücklich machen," das war das Ideal, wie es vor einem halben Jahrhundert der Verfasser des Antimachiavell in frischer Begeisterung aufgestellt hatte; „sie glücklich machen, soweit es die menschliche Natur zuläßt und die schwachen Kräfte, die ich aufwenden kann, es erlauben," das ist der ins Alter gerettete Rest des jugendlichen Idealismus nach den Abstrichen des Lebens.

Friedrich hat solche Grundsätze nicht bloß im Munde geführt. Er ist in der That sein ganzes Herrscherleben hindurch redlich bemüht gewesen, nach seiner besten Ueberzeugung Gutes zu schaffen, Wohlthaten auszustreuen. Er erntete auch manchen Dank für sein Bemühen, aufrichtigen Dank, bisweilen in wahrhaft rührender Weise, wie wir es eben mit ihm in Hirschberg erlebt haben. Aber er brachte sich doch wieder um den besten Teil seines Lohnes, durch die Menschenverachtung, die sich je länger je mehr in ihm festgesetzt hatte.

Ihre Keime hatten von je in ihm gelegen: sein Hang zum Spott, sein scharfer Blick für die Eigenheiten, Schwächen, Lächerlichkeiten der Menschen, das frühzeitig erwachte Gefühl der geistigen Ueberlegenheit über seine Umgebung.

---

[1]) Oben S. 339.

Dann waren hinzugetreten die lange Uebung des unumschränkten Befehlens, die Gewohnheit, die Menschen als Werkzeuge zu betrachten, die mannigfachen Erfahrungen und Enttäuschungen beim Gebrauch dieser Werkzeuge, die Einblicke, die er als Regent, als Feldherr, als Diplomat, die er in seinem eigenen Hause und an seinem eigenen Tische in die dunkeln Tiefen des Lebens, in die schlechten Instinkte des menschlichen Herzens gethan hatte. Nach dem Abfall seines einzigen Bundesgenossen wählte er in den sorgenvollen Herbsttagen von 1761 „Die Schlechtigkeit der Menschen" zum Thema einer poetischen Epistel. Im bewußten Gegensatz zu Rousseau und in unbewußter Uebereinstimmung mit Kant betrachtete er jetzt den Menschen als im Grunde böse und begegnete den Einwürfen der Optimisten mit seinem überlegenen: „Vous ne connaissez pas cette maudite race." [1]) Er kennt den ‚Sauerteig von Wildheit' im Menschenherzen, der nur zu oft wieder aufsteigt, wenn man ihn zerstört zu haben glaubt. Der Mensch ist ihm eine „espèce assez méchante", gegen die man überall der Zwangsmaßregeln bedarf, soll eine tiefwurzelnde Bosheit nicht alle Schranken der Rechtlichkeit und selbst der Wohlanständigkeit umstoßen; er spottet bitter: „in Anbetracht der Schmählichkeit und der Verbrechen unserer Gattung dürften wir mit größerer Wahrscheinlichkeit von bösen Geistern, wenn es solche gäbe, abstammen, als von einem Wesen, dessen eigentliche Natur das Gute sein soll." Je älter er wurde, je mehr schwand sein Vertrauen zu den Menschen; alle diese schroffsten Aeußerungen gehören seinen letzten Jahren an. Es wird erzählt, daß Friedrich 1785 bei seinem letzten Besuch in Breslau, in einem philosophischen Gespräch mit Garve über diesen Gegenstand, die Menge Canaille genannt habe; Garve habe eingewandt: „Als Eure Majestät gestern in die Stadt kamen und alles Volk zusammenlief, um seinen großen König zu sehen, das war nicht Canaille!"; der König aber habe schnell geantwortet: „Setze Er einen alten Affen aufs Pferd und lasse Er ihn durch die Straßen reiten, so wird das Volk ebenso zusammenlaufen."

Und doch konnte diesem Menschenverächter in Augenblicken der inneren Bewegung noch das Auge feucht werden, so daß den Seinen hinter der ehernen Herrschermaske sich plötzlich der echte Mensch offenbarte.[2]) „Sein Auge," so beobachtete der Fürst von Ligne, „durch angestrengte Arbeit im Kabinet und die Mühsale des Krieges stechend geworden, verklärte sich in Milde, wenn er einen edlen Zug, etwas Erhebendes oder Rührendes vernahm oder erzählte."

Schon ein Zeitgenosse ist der irrigen Vorstellung der Fernerstehenden entgegengetreten, als ob Friedrich bei seinem Hang zur Einsamkeit und seiner Menschenverachtung zuletzt in Melancholie verfallen sei. Die, welche damals ein zuständiges Urteil hatten, stimmen darin überein, daß er „seinen angeborenen Hang zur Freude" nicht verloren hat; daß es ihm wider die Natur war, mürrisch und verdrießlich zu sein; daß er denen, die um ihn waren, nicht durch Unmut oder Klagen lästig wurde; daß er sich die Fähigkeit bewahrte, alle Dinge „rosenfarben" zu erblicken. In seinen vertraulichen Briefen haben wir den Spiegel

[1]) Oben S. 592.
[2]) Vgl. oben S. 510.

dieser frohen Laune. Ciceros Briefe ad familiares, hatte ihm einst Voltaire mit einer seiner graziösen Schmeicheleien geschrieben, kämen denen von Frédéric le Grand nicht gleich: Friedrich sei fröhlicher als Cicero, wie er auch der bessere General sei, obgleich Cicero auf demselben Schlachtfeld wie Alexander der Große geschlagen habe. „Sein Frohsinn kam von seiner Ueberlegenheit," hat Katharina II. verständnisvoll gesagt.

Friedrich selbst sah in dieser seiner glücklichen Naturanlage seinen besten Trost in körperlichen Leiden und seelischen Erregungen, die freilich wiederum bei diesem lebendigen Temperament um so stärker auf ihn wirkten. Er beglückwünschte sich, daß er sich immer gleich blieb, auch all seine alte Frohnatur nicht verleugnete. „Ich bin alt, zerschlagen, gichtbrüchig, überjährig, aber immer froh und guten Humors," schreibt er als Sechziger; „mein Freund, guten Humor!" ruft er als Fünfundsechziger dem kränkelnden d'Alembert zu; „das ist das einzige Linderungsmittel, um die Bürde des Lebens zu tragen." Dabei beharrt er. „Man muß versuchen, das Leben fröhlich zu beenden" ... „Da ich die Gicht nur in den Füßen und nicht im Kopfe habe, so hindert sie mich nicht, einige Reste meiner alten Fröhlichkeit festzuhalten." Sein Wahlspruch, „eine Lektion für uns Greise," bleiben die Verse Chaulieus:

Je sème encore de quelques fleurs
Le peu de chemin qui me reste.

Bis in den Herbst von 1785 hat Friedrichs Jahreseinteilung durch seinen Gesundheitszustand eine Störung nicht erlitten. Seine Gichtanfälle — 1776 zählte er den achtzehnten — stellten zumeist sich nur im Winter ein, und wenn sie nur alle drei Jahre kamen, glaubte er sich nicht beklagen zu dürfen. Selbst außerordentliche Anstrengungen griffen seinen Körper nicht erheblich an. Am 13. Juni 1780 kam er nach vierzehntägiger mühevoller Inspektionsreise um halbzehn früh nach Sanssouci zurück, nachdem er um drei Uhr in der Nacht von Küstrin abgefahren war, also 14 deutsche Meilen in sechs Stunden zurückgelegt hatte; er saß dann dreieinhalb Stunden bei Tisch und war „frisch und guter Laune, als ob er noch nichts hinter sich hätte". Als ihm im folgenden Jahre der Arzt die Fahrt nach Westpreußen verbieten wollte, erhielt er die Antwort: „Doktor, Er treibt sein Geschäft, ich das meinige, ich will bis zu meinem letzten Moment meine Pflicht als König thun." Fünf Jahre vorher hatte er einmal erklärt: „Meine Methode, mich nicht zu menagieren, bleibt immer dieselbe. Je mehr man sich verwöhnt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Metier verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Körper und Geist müssen sich ihrer Pflicht anbequemen. Es ist nicht nötig, daß ich lebe, aber wohl daß ich handle. Dabei habe ich mich immer sehr wohl befunden."

Seit Neujahr 1785 machten sich Verdauungsbeschwerden, die Folge fortgesetzter Verstöße gegen die Diät, störender bemerkbar; im Frühjahr stellte sich die Gicht wieder ein; der seit vierzig Jahren regelmäßig gebrauchte Egerbrunnen war in diesem Juni von nachteiliger Wirkung auf den Magen. So schwach er

sich fühlte, reiste der König nach Schlesien zu den Truppenübungen; in der Erfüllung seines Berufes als „König-Connetable" hat er den Todeskeim in sich aufgenommen. Nachdem er dem strömenden Regen des vorletzten Revuetags, des 24. August, sechs Stunden lang, ohne seinen Pelz anzulegen, getrotzt hatte, mußte er nach der Paradetafel fiebernd das Bett aufsuchen; gleichwohl erschien er am nächsten Tage wieder unter seinen Truppen. Vier Wochen später hatte er in Potsdam einen Schlaganfall; dem dortigen Herbstmanöver konnte er nicht beiwohnen.

Der Winter im Potsdamer Stadtschloß verlief qualvoll. Die Anzeichen der Wassersucht traten immer deutlicher zu Tage. Sobald die Witterung im April milder wurde, mußte dem Kranken Nachmittags ein Sessel auf die Freitreppe des Schlosses gesetzt werden, wo die warme Frühlingssonne ihn bestrahlte; „ich habe immer das Licht geliebt", hörte man ihn sagen.

Bald litt es ihn nicht mehr in der Stadt. Auf einem Umwege von mehreren Meilen ließ er sich am 17. April, nach einer Rundfahrt durch die Dörfer rings um den breiten Schwielowsee, nach Sanssouci bringen. Dort empfing er noch an demselben Tage den Grafen Mirabeau, den letzten vornehmen Fremden, der Audienz von ihm erhielt.

Je kürzer die ihm zugemessene Frist wurde, um so rastloser spannte er seine Thätigkeit an. Sonst waren die Kabinetsbeamten früh um sechs oder sieben Uhr angetreten, jetzt bestellte er sie bereits zu der vierten Morgenstunde. „Mein Zustand," eröffnete er ihnen, „zwingt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate." Eines Morgens, am 29. Mai, ist einer der Kabinetsräte inmitten der Arbeit vor den Augen des Königs vom Schlage getroffen zusammengesunken; der König ließ einen anderen rufen und fuhr in seinem Tagewerk fort. Mit Genugthuung sah er doch jetzt, da die Nacht für ihn hereinbrach, wie die große lange Kulturarbeit, an die er sein Leben gesetzt hatte und die er als sein „Kinderspielzeug im Alter" zu bezeichnen pflegte, bald da bald dort ihrem Ziele sich näherte. Schon 1783 hatte er verfügt, daß es in Pommern auf den Rittergütern mit den Staatszuschüssen für Meliorationszwecke ein Ende haben könne; im Magdeburgischen trat im Sommer 1785 der Zeitpunkt ein, wo „neue Etablissements" nicht mehr erforderlich schienen; jetzt im Sommer 1786 meinte er, daß man auch in den pommerschen Städten mit „soliden Ameliorationes" aufhören könne. Aber noch wenige Tage vor seinem Tode hat er wieder angefragt, ob nicht doch vielleicht für Pommern „noch einige nützliche Sachen" ausfindig gemacht werden könnten, für die er dann auf das nächste Jahr Geld anweisen wollte.

Der König fand in Sanssouci für sein Leiden die Linderung nicht, die er noch gehofft hatte. Die Nächte spendeten immer weniger Schlaf; das Lager aufzusuchen, verbot die Atemnot, der Kranke blieb in seinem Lehnsessel: „ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette," sagte er bei der ersten Begrüßung dem aus Hannover herbeigerufenen berühmten Arzte, dem Ritter v. Zimmermann. Hülfe war nicht mehr möglich. Das Befinden wechselte. Es galt als

ein übles Zeichen, wenn man die Wagen mit den täglichen Gesellschaftern sofort wieder nach Potsdam zurückrollen sah; denn alsdann hatte der König die gemeinsame Tafel absagen lassen. Am 4. Juli ließ er sich noch einmal auf den Condé, seinen langen Schimmel, setzen und ritt drei Viertelstunden durch den Garten von Sanssouci, sogar im Galopp. Die Wirkung war sehr übel; der Reiter kam ganz entkräftet zurück und mußte sich erbrechen. Am 10. Juli sagte er dem Doktor Zimmermann, daß er ihn in Potsdam nicht aufhalten dürfe, um die Kranken in Hannover der ärztlichen Hülfe nicht länger zu berauben. Als Zimmermann sich am nächsten Morgen beurlaubte, zog der König seinen großen weichen abgetragenen Hut mit der vergilbten Feder und neigte „mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit" sein Haupt zum Scheidegruß: „Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben."

Zwei Tage zuvor war Hertzberg als Sommergast seines Gebieters in Sanssouci eingetroffen. Seine Briefe an seinen Kollegen Finckenstein geben uns für die nächsten Wochen bulletinartig, fast Tag für Tag, einen getreuen Bericht von dem Verlauf der letzten Krankheit des Königs.

Am 21. Juli glaubte unser Berichterstatter wahrzunehmen, daß der Kranke sich von Tag zu Tag erhole, aber gegen Ende des Monats zeigte sich eine neue Wendung zum Schlechteren, herbeigeführt durch Verdauungsbeschwerden. Am 30. Juli abends mußte der Vorleser in Voltaires Geschichte Ludwigs XV. beim Jahre 1757 innehalten, weil die Schmerzen allzu gewaltsam auftraten; die Lektüre ist nach diesem Tage nicht wieder aufgenommen worden.

Gerade in diesen Tagen, da die Auflösung schnelle Fortschritte machte, wurde in den Berliner Buchläden ein Pamphlet voll der niedrigsten Schmähungen gegen den König und seine Umgebung frei öffentlich verkauft. Hertzberg wünschte das Verbot der Schrift; der König, dem man sie zugeschickt hatte, sagte ihm: „Man muß das verachten."

Als Friedrich sich in den nächsten Tagen wieder wohler fühlte, verlangte er von seinem Berliner Arzt Selle „mit seiner gewohnten Furchtlosigkeit", er solle das angesammelte Wasser durch Einschnitte an den Beinen entfernen. Der Arzt konnte sich dazu nicht entschließen, da er ein Hinzutreten des Brandes fürchtete; die Natur half sich am 4. August selber durch eine rosenartige Entzündung des linken Schienbeines mit reichlicher Absonderung von Feuchtigkeit. Der Kranke fühlte sich erleichtert. Sein Appetit blieb vortrefflich; er stellte sich selbst täglich die Speisenfolge zusammen und aß reichlich, schwere und leichte Gerichte unterschiedlos. Es war ein Zeichen neuer Lebenslust, daß er von diesem Tage an die ganze nächste Woche hindurch seine kleine Gesellschaft wieder zweimal täglich, morgens gegen elf Uhr und abends gegen sechs, um sich versammelte. Auch Hoym, der schlesische Provinzialminister, wurde in diesen Tagen noch zum Vortrag empfangen. Am 12. äußerte der König, daß er sich wie neugeboren fühle, sank aber bald darauf in Schlummer. „Er thut seine ganze Arbeit," schreibt Hertzberg, „aber doch mit Widerstreben, mit Eile und indem er sich dazu zwingt, so daß er nicht alles mit voller Aufmerksamkeit liest." Am Morgen des 13. erzählte er dem Minister nach einer durch Fiebererscheinungen gestörten

Nacht den ganzen Inhalt der aus Wien eingelaufenen Depeschen. Die drei Adjutanten, die er als seine Vertreter zur Teilnahme an den schlesischen Manövern abordnete — der Soldatenwitz hatte die nicht überall gern Gesehenen die heiligen drei Könige getauft — versah er am selben Tage mündlich mit den eingehendsten Weisungen. An diesem Abend schlief er um sieben Uhr in Gegenwart seiner Gäste ein, schickte sie um acht fort und schlief von zehn Uhr ab zwölf Stunden ununterbrochen, ließ dann den Stadtkommandanten und die seit sechs Stunden harrenden Sekretäre vor und diktierte kurze Antworten auf die diplomatischen Berichte. Die Gesellschafter wurden an diesem 14. nicht mehr gerufen.

Am 15. August begann der König die Arbeit mit seinen Kabinetsbeamten wieder früh um fünf. Fieber war nicht vorhanden, dem ihn behandelnden Chirurgen schien der Zustand befriedigend. Aber die Unterschriften, die er noch erteilte, zeigten in ihren verschobenen Zügen unverkennbar die Schwäche des Schreibenden.

Am 16., einem Mittwoch, erschienen die Sekretäre, die Adjutanten, der Stadtkommandant früh zu der einem jeden vorgeschriebenen Zeit; auch heute, wie vorgestern, mußten sie warten. Die Stunden vergingen, endlich ward der General Rohdich gerufen. Der König hatte sich in einem klaren Augenblicke seiner erinnert, er wollte ihm die Parole geben, er fand seine Sprache nicht; er sah Rohdich mit einem klagenden Blicke an, das Haupt sank seitwärts in die Kissen zurück, der General war zu Thränen gerührt und zog sein Tuch vor die Augen, der König schlummerte wieder. Die Truppen, die vor dem Thore exerzierten, erwarteten jeden Augenblick die Nachricht von seinem Abscheiden.

Um drei Uhr nachmittags kam, durch einen Eilboten des Prinzen von Preußen aus Berlin herbeigeholt, der Doktor Selle. Das Bewußtsein war jetzt etwas lichter, der König erkannte die Anwesenden, aber er erinnerte sich nicht der heute noch nicht erledigten Regierungsgeschäfte. Das Gesicht war leicht gerötet, die Augen hatten ihr altes Feuer noch nicht ganz verloren, und die Füße vermochten im Verlauf dieses Abends noch einige Schritte zu machen. Ein sanfter Schlummer brachte gegen sieben Uhr gelinden Schweiß, aber die Beine bis zum Knie aufwärts begannen zu erkalten. Seit neun Uhr lag ein kurzer Husten auf der Brust, von lauten Röcheltönen unterbrochen. Dazwischen noch einige Worte, einige Gebärden. Als die Wanduhr über seinem Haupte elf schlägt, horcht der König auf und fragt: „Was ist die Glocke? Um vier Uhr will ich aufstehen.“ Das Bewußtsein ist ihm noch nicht ganz geschwunden; er fragt nach seinem Windspiel und befiehlt, das fröstelnde Tier mit einem Kissen zuzudecken. Er wehrte nicht, daß sein Kammerhusar Strützky, der den fort und fort in eine gepreßte Stellung Zusammensinkenden fast alle zwei Minuten aufrichten mußte, sich endlich neben dem Stuhle auf das Knie ließ, ihn umschlang und mit beiden Händen stützte: also verharrte der treue Diener noch an drei Stunden. Nach einem neuen heftigen Hustenanfall, der den Schleim löste, seufzte der Sterbende: „La montagne est passée, nous irons mieux“. In dem Nebenzimmer weilte Selle mit Hertzberg, Görtz und Schwerin; als der Arzt eine Stunde nach Mitternacht noch einmal das Krankenzimmer betrat, zitterte der

Puls und wich zurück, das Auge war matt und feucht. Der Husten ward seltener und schwächer, das Röcheln stärker. Zwanzig Minuten nach zwei ein leises Zucken des Mundes, der Tod war gekommen.

Hertzberg drückte dem großen König die Augen zu und führte dann den alsbald aus Potsdam herbeigerufenen Nachfolger zu der Leiche. Als am Morgen der junge Prinz Friedrich Wilhelm, der nunmehrige Kronprinz, nach Sanssouci kam, sah er den Toten im Konzertsaal auf seinem Feldbett liegen, einen kleinen Hut auf dem Kopfe, der mit einer Serviette um das Kinn befestigt war, mit einem alten blauen Seidenmantel und darunter einem Pelzhemd angethan, die Füße in großen Gichtstiefeln. Zwei Diener kehrten mit grünen Zweigen die Fliegen von dem Antlitz ab.

Und wenn nun seine Offiziere an diese eilig hergerichtete Bahre herantraten und seine Grenadiere, dann gemahnte es sie ernst und weihevoll an die großen Zeiten der gemeinsamen Kämpfe: also in seinen Mantel gehüllt, hatte er so manche Nacht auf seinem Strohlager mitten unter ihnen geruht. Und die hellen Thränen rannen über ihre Wangen. Dem einen aber von den Getreuen, dem in seine schweizerische Heimat zurückgekehrten General Lentulus, sollte noch vor Jahresschluß sein Wunsch in Erfüllung gehen, den er damals aussprach: seinem Heldenkönig bald als Arrieregarde folgen zu dürfen, wie Zieten zu Anfang des Jahres die Avantgarde gebildet hatte.

Bei der Eidesleistung der Berliner Garnison für Friedrich Wilhelm II., noch am Todestage selbst, richtete General Möllendorff an die Offiziere tief erschüttert, weinend, die schlichten Worte: „Sie haben den größten der Könige, den ersten der Helden verloren, und ich verliere meinen Herrn und, wenn ich es sagen darf, meinen Freund."

Nicht auf der Terrasse zu Sanssouci, wie er selbst es bestimmt hatte, ist Friedrich zur letzten Ruhe gebettet worden, sondern in der Potsdamer Garnisonkirche an der Seite seines Vaters. Dorthin wurde der Sarg am Abend des 18. August übergeführt, nachdem die Leiche den Tag über im Stadtschloß öffentlich in Parade ausgestellt worden war. Am 9. September fand das feierliche Leichenbegängnis statt, ganz in den Formen, in denen sich einst die Totenfeier für Friedrich Wilhelm I. bewegt hatte.

Noch nie hatte einen Sterblichen eine solche Fülle von Nachrufen zu Grabe geleitet, wie sie uns in der weitschichtigen, alsbald nach Friedrichs Tode aus dem Boden geschossenen Litteratur vorliegt. Leichenpredigten und Gedächtnisreden, Kantaten, Oden und Epitaphe, zusammenfassende Lebensbeschreibungen und Beiträge zu einzelnen Augenblicken seiner Geschichte, Essais und Fragmente und endlich jene zahlreichen Sammlungen gut oder schlecht beglaubigter Anekdoten. Für den Geschichtsforscher sachlich nicht allzu ergiebig, ist diese Litteratur als Ganzes ein vollwichtiges Zeugnis dafür, in welchem Maße Friedrichs Heldenleben den Zeitgenossen Betrachtungsstoff, ihrer Phantasie Beschäftigung geboten hatte. Seine Persönlichkeit war ihnen nun einmal „die größte Merkwürdigkeit des Jahrhunderts".

Aus der breiten Masse der Nachrufe ragt der eine empor:

Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch That sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot. Der wackre Mann, der beständige,
Der den Seinen und sich zu nützen versteht und groß dem Zufall gebietet,
Der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft
In der stillen Zelle des hohen Denkers erscheinet,
Der wo alle wanken noch steht —
Der beherrscht sein Volk, er gebietet der Menge der Menschen.
Einen solchen habt ihr gesehen vor kurzem hinaufwärts
Zu den Göttern getragen, woher er kam. Ihm schauten
Alle Völker der Welt mit traurigen Blicken nach.

Goethe hat diese flüchtig auf das Papier geworfenen Verse nicht vollendet und nicht veröffentlicht. Wie weit und bis in welche Niederungen Friedrichs Ruhm gedrungen war, dafür traten dem Dichter auf seiner italienischen Reise die Beweise leibhaftig entgegen, von dem päpstlichen Offizier aus Perugia, der da wissen wollte, daß der Preußenkönig insgeheim katholisch gewesen sei, bis zu den sizilianischen Kleinstädtern, deren Teilnahme an diesem Großen so lebhaft war, daß Goethe ihnen seinen Tod verhehlen mußte, um seinen Wirten „nicht durch eine so unselige Nachricht verhaßt zu werden".

Aber Friedrichs Weltruhm und die volkstümliche Verbreitung seines Bildnisses „auf Pfeifenköpfen und Tassen", an der Goethe später seine eigene Popularität gemessen hat, sie hatten ihre Kehrseite.

Mirabeau schrieb am Abend des Todestages aus Berlin, dieser Tag habe ein bemerkenswertes Schauspiel geboten: „Alles ist düster, nichts traurig; alles ist beschäftigt, nichts bekümmert. Kein Gesicht, das nicht Erleichterung und Hoffnung ankündigt; nicht ein Bedauern, nicht ein Seufzer, nicht ein Lob. Dahinaus also laufen so viel gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, eine Regierung von fast einem halben Jahrhundert voll so vieler Großthaten. Alle Welt wünschte ihr Ende, alle Welt beglückwünscht sich dazu."

Wir haben das Mißvergnügen der vornehmen Gesellschaftsschichten, innerhalb deren Mirabeau in Berlin verkehrte und seine einseitigen Beobachtungen machte, kennen gelernt. Die „große Revolution", auf die Hertzberg und andere mit ihm gehofft hatten, war gekommen. Ein englischer Diplomat hatte schon vor Jahren gesagt: es werde fast dieselbe Geschicklichkeit erfordern, für Preußen die errungene, weit über die natürlichen Verhältnisse hinausreichende Stellung zu behaupten, als sie begründet zu haben. Die Männer aber, die jetzt an der Bahre des großen Königs standen, der Nachfolger und seine Berater, haben sich die Frage nicht vorgelegt, ob ihre Kräfte hinreichen würden, die Arbeit des hundertarmigen Titanen fortzuführen. Genug, daß die Zukunft jetzt ihnen gehörte.

Nicht gegen das Regierungssystem Friedrichs als Ganzes, nur gegen die Anwendung des Systems in Einzelheiten und gegen seine Auswüchse haben sich die Reformanläufe der nächsten Jahre gerichtet. Wie wenig man mit dem Alten schroff brechen, grundsätzlich etwas Neues schaffen, ganze Arbeit leisten wollte,

das beweist nichts schlagender als die damals ausgegebene Losung:[1]) Rückkehr zu der Staatsordnung Friedrich Wilhelms I.! Die „glücklichen Zeiten" dieses Herrschers, von denen doch niemand mehr eine greifbare Vorstellung hatte, waren in aller Munde. Grundsätzlicher Widerspruch gegen das System und zwar vorzugsweise gegen seine volkswirtschaftliche Seite, gegen den Merkantilismus, wurde nur ganz vereinzelt, von einem Fremden erhoben. Nachdem zuerst 1773 der Abbé Raynal in seiner Histoire politique et philosophique des deux Indes die Monopole und die Regieverwaltung Friedrichs auf das schärfste verurteilt hatte, richtete jetzt Mirabeau seinen offenen Brief an Friedrich Wilhelm II., mit der stürmischen Aufforderung, zum Freihandel überzugehen, alle indirekten Steuern durch eine einzige Grundsteuer im Sinne der agrarischen Schulweisheit der Physiokraten zu ersetzen, das stehende Heer durch eine Bürgerwehr abzulösen, alle Adelsvorrechte und alle Monopole abzuschaffen. Mirabeaus großes Sammelwerk „De la monarchie prussienne", die ganz auf die Modetheorien des Verfassers zugespitzte, geistreiche Verarbeitung allerhand eiligst zusammengerafften, höchst lückenhafter Nachrichten über die Verwaltung, Volkswirtschaft und Statistik des preußischen Staates, hat dann dem System Friedrichs des Großen durch acht Bände hindurch den Prozeß gemacht; ging es nach Mirabeau, so blieb von dem alten Preußen kein Stein auf dem anderen.[2])

Derweil hatte Friedrichs Nachfolger seine Flickarbeit, seine restaurierende Thätigkeit begonnen. Man beseitigte die besonders unpopulären Einrichtungen, die französische Acciseverwaltung, die Kaffeeregie, das Tabaksmonopol. Man suchte die durch die Kabinettsregierung herbeigeführte Verbildung der Zentralverwaltung durch kleine Abhülfen zurückzubilden. Man glaubte, den auf den Unterthanen lastenden Druck da und dort erleichtern, die straff gespannten Bande lockern zu können, und geriet dabei, zumal im Staatshaushalt, sehr bald auf eine abschüssige Bahn. Weitergehende Reformgedanken fanden keinen Raum. Wöllners einst dem Prinzen von Preußen entwickelte Vorschläge zur Hebung des Bauernstandes und zur Beschränkung der Adelsvorrechte blieben unausgeführt, ja unerörtert.

Ein grundsätzlicher Bruch mit den Ueberlieferungen der vorangegangenen Regierung vollzog sich nur auf dem einen Gebiete, das außerhalb des unmittelbaren Zusammenhanges der großen Verwaltungsmaschine lag, in der Kirchenpolitik. Hier erhob Wöllner gegen König Friedrich die Anklage, daß er in seinen Landen „den Hauptgrund zur Freidenkerei und zur Verachtung der christlichen Religion" gelegt habe, und ließ zur Verteidigung des Religionsediktes von 1788 die wundersame Mär in Umlauf setzen, Friedrich habe zuletzt seine Reue ausgesprochen und bekannt: „gern gebe er seine schönste Bataille dafür zurück, daß er die Liebe zur Religion und die Moralität wieder so allgemein machen könnte, wie er sie bei seinem Regierungsantritt gefunden habe." Wöllners Urteil über Friedrichs Stellung zur Religion haben viele andere und Bessere geteilt, vor allen der Freiherr vom Stein. Aber ein gläubiger Christ, wie der General

[1]) Vgl. S. 383.
[2]) Vgl. oben S. 422.

Leopold v. Gerlach hat sich auf das Zeugnis seines Vaters dafür berufen, daß Friedrich Wilhelms II. auswendige Religiosität, verbunden mit seinem sittenlosen Wandel, der Kirche mehr Schaden gethan habe, als Friedrichs Irreligiosität.

Drei Jahre nach Friedrichs Tod schrieb Katharina II. angesichts der litterarischen Angriffe gegen sein Andenken: „Es ist ohne Frage seltsam, mit welcher Subtilität man dem Ruhm und dem Namen Friedrichs II. zu schaden sucht, und das druckt und veröffentlicht sich in Berlin; dieser große Mann ist indes nicht ersetzt." Goethe drückte sich noch kräftiger aus, über die Hunde, die an des „größten Königs Grube" ihr Unwesen trieben.

Friedrich Wilhelm II. hat den Namen des „Vielgeliebten", mit dem man ihn begrüßt hatte, nicht lange behauptet. Bei dem Thronwechsel von 1797 wünschte man sich, die Zeiten Friedrichs des Großen wieder anbrechen zu sehen, wie man elf Jahre zuvor die Zeit des ersten Friedrich Wilhelm zurückgesehnt hatte. Nun spottete einer von Friedrichs Verkleinerern, sein ehemaliger Flügeladjutant Berenhorst: ein Successor, wie Friedrich Wilhelm II., gehöre wesentlich zu Friedrichs glücklichen Gestirnen: zu dem jetzigen Unkenruf der Skribler und Rhetoren von der übermenschlichen Größe Friedrichs sei eine Hauptursache dieser Nachfolger, „den man sehnlich herbeiwünschte, von dem man sich viel, gar zu viel versprach, und der so wenig leistete".

Nicht im Namen Friedrich Wilhelms I., nicht im Zeichen der Vergangenheit hätte gegen Friedrichs Werk der Angriff eröffnet werden dürfen. Die Gegner, mit denen sich die alte Monarchie auseinandersetzen mußte, waren die jungen Mächte der Zukunft, die Ideen, die, auf französischem Erdreich ausgesät und aufgesproßt, in der Revolution von 1789 ihr Haupt erhoben und sich in Frankreich alsbald wenigstens teilweise durchsetzten. Es war ein Kampf großer, tiefliegender, schroff auseinanderstrebender Grundsätze, die in letzter Linie sich auf den einfachen Gegensatz von individueller Freiheit und staatlichem Zwang zurückführten. Das System des preußischen Staates, wie es Friedrich der Große zur schärfsten Anspannung, zur größten Vollendung gebracht hatte, ging auf Zentralisation in einer höchsten Spitze hinaus, auf Unterordnung des Einzelnen, der Gemeinden, der ständischen Körperschaften unter die Staatsbehörden, Unterordnung dieser Behörden unter den Souverän: wie zuvor das ständische Mitregiment durch die Bureaukratie, so war jetzt bis zu gewissem Grade die Bureaukratie durch die Kabinettsregierung mediatisiert worden; der Absolutismus war aufs äußerste gesteigert, auf die beiden Augen des Monarchen gestellt worden. Die französische Revolution gab fünf Jahre nach Friedrichs Tod in der Verfassung von 1791 den Gemeinden Selbstverwaltung, Befreiung von der Bevormundung der Staatsbehörden, den Behörden eine befestigte Stellung neben dem Staatsoberhaupt, einer Volksvertretung Selbständigkeit neben der Staatsregierung. Und wie die politische und administrative Sphäre war nach dem alten System auch das wirtschaftliche Leben nicht bloß der Aufsicht, sondern der unmittelbaren Leitung der Staatsgewalt unterworfen; in dem Merkantilismus hatte sich der Absolutismus seine wirtschaftliche Erscheinungsform gegeben. Die neue Theorie forderte ungehemmten Blutumlauf in dem wirtschaftlichen Organismus, weiten Spielraum für alle Kräfte, freien Wettbewerb der Individuen. Eben derselbe Individualismus verwarf die

soziale Schichtung des alten Staatswesens, die Ordnung und Unterordnung der mit den Geburtsständen im wesentlichen sich noch deckenden Berufsstände, diese soziale Schichtung, die Friedrich, wie wir gesehen haben,[1]) auf das sorgfältigste gepflegt hatte. Sollte die alte, ständisch abgestufte Gesellschaftsordnung auch in Preußen fallen und einer einheitlichen staatsbürgerlichen Gesamtmasse Platz machen, dann fiel notwendig mit ihr auch die überlieferte Form der Steuerverfassung und der Wehrverfassung, wie sie kunstvoll und eng jener Scheidung der Stände und der mit ihr zusammenhängenden Scheidung von Stadt und Land angepaßt war.

Die Auseinandersetzung zwischen dem alten und neuen System, 1807 in Preußen begonnen, hat das ganze neunzehnte Jahrhundert durchzogen; denn mehr als hundert Jahre sind nach Friedrichs Tode dahingegangen, ehe ein so wesentlicher Teil des Reformprogramms von 1807, wie die Landgemeindeordnung, zur Ausführung gelangt war.

Das Ideal der Regierungskunst Friedrichs des Großen mußte in dem Maße erblassen, als das nachkommende Geschlecht sich das Wort des älteren Mirabeau aneignete, daß „die Wut zu regieren die verderblichste Krankheit der modernen Regierungen sei" — dieses Wort, das der junge Wilhelm von Humboldt 1792 seinem Versuch über die Grenzen der Staatswirksamkeit als Motto voranstellte. Der Zusammenbruch des alten Preußens am Tage von Jena und Auerstedt war diesseits und jenseits der preußischen Grenzen für viele der Beweis, daß das Fridericianische System völlig verfehlt gewesen sei. Ein französischer Schriftsteller hat sich damals gewundert, daß man Friedrich noch immer den Großen nenne. Als dann der Freiherr vom Stein den Staat neu aufzubauen begann, da konnte es nicht anders sein, als daß er, der alles Heil von „dem lebendigen, fest strebenden, schaffenden Geist" der Staatsbürger, von ihrer kräftigen Initiative und ihrem Selbstgefühl erwartete, daß Stein ein System verurteilte und beklagte, in welchem alles auf die Selbstregierung eines Einzelnen berechnet gewesen sei, alle Kräfte den bewegenden Stoß von oben erwartet hätten. Gleichzeitig erhob in jenen Tagen der Fremdherrschaft Ernst Moritz Arndt seine leidenschaftlichen Anklagen gegen den undeutschen König, den Franzen-Affen, den Feind und Zerstörer der deutschen Verfassung, dessen Größe Deutschland zum Verderben und dessen Gedächtnis Deutschland zum Fluch geworden sei. Ein anderes Angriffsfeld wählte sich demnächst das Restaurationszeitalter. In ihrem prinzipiellen Gegensatz gegen die naturrechtliche Doktrin und gegen den in ihr wurzelnden aufgeklärten Absolutismus betrachtete Hallers „Restauration der Staatswissenschaften" das Fridericianische preußische Landrecht als den auffallendsten Beweis von dem unglücklichen Einfluß, den die unphilosophischen Irrtümer auch auf die Fürsten und ihre Umgebungen gehabt hätten.

Uns ist der Absolutismus einfach eine historische Erscheinung, der gegenüber wir lediglich fragen, was sie politisch geleistet hat. Und dann lautet die Antwort, daß der Absolutismus in Preußen wie anderwärts staatsbildende Kraft in hervorragendem Grade bewährt und zumal bei uns eine in besonderem Maße pünktliche, einsichtige und zuverlässige Verwaltung geschaffen hat; daß in seiner

[1]) Oben S. 556. 557.

strengen und harten Schule das preußische Volk erst erzogen, ja erst geformt worden ist; daß unter dem absoluten Regiment das brandenburgisch-preußische Heer zuerst gebändigt und dann zu einem unvergleichlichen Werkzeug ausgebildet worden ist, der landsässige Adel sich zuerst an Gehorsam gewöhnt und dann als treu und hingebend erprobt hat, der Bauernstand zwar nicht aus seiner Abhängigkeit gelöst, aber in seinem Besitz gesichert, durch den Waffendienst allmählich zu Gemeinsinn erweckt und durch die persönliche Fürsorge des Monarchen mit Vertrauen zu dem Gerechtigkeitssinn der Landesherrschaft erfüllt, das Bürgertum zu Sparsamkeit, Fleiß und Unternehmungsgeist angeleitet worden ist; daß erst der Absolutismus den Boden bereitet hat, dem dann zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Saat der Selbstverwaltung anvertraut werden konnte.

Daß das System des Absolutismus auch in Preußen bei den größten Leistungen offenbare Schwächen gehabt hat, ist unserer Betrachtung nicht entgangen. Wir verkennen nicht, daß in diesem System reiche Kräfte gebunden blieben, durch die allzu straffe Spannung erstickt wurden; daß das System, zumal in seiner wirtschaftlichen Ausgestaltung,[1]) einseitig den Verhältnissen und Bedürfnissen der mittleren Provinzen, der geschlossenen Kernlande angepaßt war; daß durch die Eigenart des Systems manche Aufgaben, welche die Reformpolitik des Königtums an sich gern gelöst hätte, gehemmt, ja unmöglich gemacht wurden;[2]) daß die Ueberhöhung des Absolutismus, wie sie in der Kabinettsregierung erfolgte, bis zu gewissem Grade eine Desorganisation herbeiführte;[3]) daß das System allzusehr auf die Persönlichkeit des Trägers zugeschnitten war.[4]) Der letzte Punkt trifft den Kern des Problems. Aber hat denn der große Mann nicht das mit ihm geborene Recht, seiner Wesensart die Formen anzupassen, die Dinge *sich* zu unterwerfen, statt sich den Dingen? Jede gewaltige Energie braucht weiten Spielraum, um sich durchzusetzen, sich zu erschließen und auszugeben. Wer diese diktatorische Gewalt beklagen will, mit der noch jede große welthistorische Persönlichkeit die Schranken der Alltäglichkeit durchbrochen hat, dem ist für ein großes Geheimnis des geschichtlichen Lebens der Sinn verschlossen, der verkennt den stärksten Hebel des allgemeinen Fortschritts.

Einer unserer hervorragendsten Geschichtschreiber, Niebuhr hat gesagt: „Es hat immer Menschen gegeben, welche an allem, was groß und schön war, Flecken aufsuchten oder sie anhefteten, und diese haben sich immer vor der Nachwelt verächtlich gemacht." Friedrich hat seine eigene Sache geführt in seiner Verteidigung Ludwigs XIV. gegen die Angriffe der Encyklopädisten: „Die Fehler dieses Fürsten sind bekannt, und diese sogenannten Philosophen haben nicht einmal den kleinen Vorzug, sie zuerst aufgedeckt zu haben. Ein Fürst, der nur acht Tage regiert, wird ohne Zweifel Fehler begehen; um wieviel mehr ein Monarch, der sechzig Jahre seines Lebens auf dem Thron zugebracht hat." Es ist nicht abzu-

---

[1]) Bd. I, 438; oben S. 400.
[2]) Vgl. oben S. 377 ff.
[3]) Bd. I, 315. 316. 386. 395 (2. Aufl. S. 316. 317. 386. 395); oben S. 389.
[4]) Bd. I, 319 (2. Aufl. S. 320).

sehen, wie Friedrich für seine Zeit die großen Leistungen, die er vollbracht hat, mit anderen Mitteln, als denen seines Systems hätte erzielen sollen. „Unsere Nation", sagte er, für seine Zeit mit vollem Recht, „hat das Auge des Herrn nötig, um aufgemuntert zu werden." Und auch Stein hat anerkannt, daß Friedrich, im Gegensatz zu Josef II., von willkürlichem Umformen des Vorgefundenen weit entfernt gewesen sei. Wenn nach der eigenen Bemerkung Friedrichs für die historische Größe eines Menschen alles von dem Zeitpunkt abhängt, zu dem er auf die Welt kommt, so hat in seinem Falle der richtige Augenblick den richtigen Mann gefunden.

Versuchen wir nun, wieder nicht mit den Augen irgend eines vorangegangenen Geschlechts, sondern mit möglichst unbefangenem Blick das festzustellen, was sich, abgesehen von der Bedeutung Friedrichs des Großen für seine Zeit, bis heute als das dauernde Ergebnis seiner Lebensarbeit bezeichnen läßt; versuchen wir, was schon 1808 die Gerechtesten und Ruhigsten, wie Schleiermacher, als Aufgabe und Pflicht bezeichneten, das „Wesentliche und Bleibende" an seinem Werke von dem „Zufälligen" zu scheiden.

Friedrich hat die Erwerbung von Schlesien als die Epoche der Größe seiner Dynastie bezeichnet.[1]) Er hat noch jung sich rühmen dürfen, mehr als irgend ein anderer beigetragen zu haben zum Wachstum seines Hauses. Dieser Ruhm ist ihm geblieben. Er hat seinen Staat den entscheidenden Schritt thun lassen, ihn in den geschlossenen Kreis der alten Großmächte hineingeführt. Jeder spätere Zuwachs an Macht ist ein gradueller, nicht wieder ein spezifischer gewesen.

Mit dieser preußischen Großmacht war nun weiter die Voraussetzung und der feste Kern geschaffen zu dem deutschen Nationalstaat der Zukunft. Die neue europäische Großmacht Preußen war eine ausschließlich deutsche Großmacht, die deutsche Großmacht, die bisher in Europa gefehlt hatte; denn Oesterreich, mit undeutschem Besitz überladen, konnte, obgleich mit der Krone des Deutschen Reiches geschmückt, als deutsche Großmacht nicht gelten. Bis dahin war, wie ein preußischer Patriot von 1808, Süvern in seinen Königsberger Vorlesungen, gesagt hat, „die Mitte Europas leer, durch Preußen bekam sie Gehalt und Fülle und Konsistenz". Noch war die Einheit Deutschlands nicht begründet, aber ein großer innerdeutscher Einigungsprozeß hatte sich vollzogen. Der brandenburgisch-preußische Teil von Deutschland war ein so überwiegendes Bruchstück des Ganzen, daß dieser auf keinen einzelnen Volksstamm beschränkte, an keine landschaftliche Grenze gebundene Staat bereits ein Kleindeutschland, ein Neudeutschland darstellte. Derweil Oesterreichs territorialer Schwerpunkt sich aus Deutschland hinausschob, war Preußen immer mehr nach Deutschland hineingewachsen. Nicht ein großes nationales Zukunftsbild im Auge, nicht als bewußte Träger einer deutschen Mission, sondern immer von brandenburgisch-preußischen Gesichtspunkten ausgehend, hatten gleichwohl die Hohenzollern mit jeder ihrer Erwerbungen nicht bloß dem eigenen Vorteile, sondern auch der gemeinen Sache, dem Vorteile Deutschlands gedient: schon damals galt, daß Deutschland gewann, was Preußen erwarb,

[1]) Vgl. Bd. I, 250.

mochte es ſich um das alte Ordensland und das ſchwediſche Pommern, oder um Weſtpreußen und, wir dürfen es hinzufügen, um Schleſien handeln. Noch war die Loſung in Preußen nicht ausgegeben, zur Zeit und Stunde Deutſchland unter preußiſcher Spitze zuſammenzufaſſen; vielmehr hatte Friedrich ſeinen Nachfolgern den Rat erteilt, den Staat vor allem auf eine noch höhere Stufe der Macht zu erheben und dann erſt an Glanz und Schimmer, an einen Titel, an die Kaiſerkrone zu denken. Denn auch nach der Erwerbung von Schleſien und Weſtpreußen galt noch immer das Wort Friedrich Wilhelms I., daß der preußiſche Staat entweder zu klein oder zu groß ſei; wollte er inmitten der alten Mächte, inmitten ſo vieler Nachbarn ſeine hart erkämpfte Stellung und Geltung behaupten, ſo mußte der junge Staat wachſen, ſich dehnen, ſich abrunden.

Friedrich hat ſeinen Staat zu einer europäiſchen Großmacht, zu der deutſchen Großmacht erhoben: er hat ſeinem Volke auch das für eine Großmacht unentbehrliche Selbſtgefühl gegeben, hat von ſeinem eigenen ſtarken Selbſtgefühl den Seinen abgegeben. Das gewahrte Goethe [1]) an ſeinem Freunde Philipp Hackert, der als Preuße von Geburt „ſeinen Teil von der Glorie des großen Königs ſich zueignete", nun aber auch durch „Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauern" den Beſten ſeines preußiſchen Volks ähnelte. Wer hatte vor Friedrichs Zeiten von einem preußiſchen Volke geſprochen? Die Märker hatten zu Anfang des Jahrhunderts ſich geſträubt, den Namen eines fremden Stammes, den nach Bismarcks Ausdruck „damals ziemlich verſchollenen" Namen der Preußen anzunehmen, und die Dynaſtie ſelber bezeichnete ſich in den erſten hundert Jahren nach Annahme des preußiſchen Königstitels noch immer als das „Haus Brandenburg". Friedrich hatte von ſeinen Unterthanen, vorab von ſeinen Offizieren und Soldaten verlangt, daß ſie ſich Preußen nennen ſollten. Bald bedurfte es eines Gebotes nicht mehr. Die gemeinſamen Kämpfe und gemeinſamen Siege der unter dem preußiſchen Zepter vereinigten deutſchen Stämme, die Siege der preußiſchen Waffen unter den ſchwarz-weißen Fahnen, hatten den preußiſchen Namen in allen Teilen der Monarchie jetzt volkstümlich gemacht. Man fühlte ſich als *ein* Volk und fühlte ſich als ein ruhmvolles Volk. Niemand hat dem beredteren Ausdruck gegeben als Arndt, trotz ſeines Verdammungsurteils über das Werk Friedrichs des Großen. Indem er in ſeinem „Geiſt der Zeit" feſtſtellt, daß die meiſten Deutſchen, „Bürger kleiner Staaten", „Teilnehmer kleiner Verhältniſſe, Geſchäfte und Anſichten", Großes nicht zu verlieren gehabt und ſomit die Herrſchaft der Fremden kaum als ein Unglück empfunden hätten, fährt Arndt fort: „Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen unſterblichen Namen, einen großen Ruhm verloren. Sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich ſein. Alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten ſie die Schande, ſie trauerten, aber zürnten noch mehr." So konnte die Erinnerung an Friedrich bei der Jahrhundertfeier ſeines Geburtstags in trübſter Zeit einem Fichte, einem Blücher die flammenden Worte eingeben, welche die Herzen der Hörer zu „ſtarker und ernſter Begeiſterung" hinriſſen. Und ſo hat Clauſewitz eben damals, Anfang 1812, es ausgeſprochen, wie von einem Staat mit dieſer Vergangenheit ganz Europa

[1]) Vgl. auch oben S. 334.

erwarten müsse, „daß er sich noch einmal gegen eine völlige Unterdrückung und Vernichtung erheben und durch einen Kampf auf Leben und Tod Friedrichs Namen sich würdig zeigen werde".

In konzentrierter Kraft und Schärfe hat das preußische Selbstgefühl in dem Organ fortgelebt, durch das der große König diesen Geist geschaffen hatte, in dem preußischen Heere. Was damals von den Preußen insgesamt gesagt wurde, galt von dem preußischen Offizier und Soldaten insbesondere: ein jeder eignete seinen Teil von der Glorie dieses Königs sich an, der sein pro gloria et patria in die preußischen Fahnen geschrieben, der mit seinem Heer in zwölf Kriegsjahren gegen eine Welt von Feinden das Feld behauptet und in härtester Bedrängnis bewährt hatte, daß er „mehr als ein großer Feldherr", daß er ein Held war. Und wußte nicht jeder im Heere bis zum jüngsten Rekruten, daß der Soldatenstand im Staate der erste war, weil er von dem Könige, der selber den Soldatenrock trug, vor allen anderen Ständen geschätzt wurde? Bereits durch Friedrich Wilhelm I. seinem Volke eingeflößt, ist der militärische Geist in Preußen durch die überwältigenden Erfolge des Fridericianischen Heeres so erstarkt, daß er dem Staate bis auf den heutigen Tag gleichsam als character indelebilis geblieben ist.

Mit Recht ist betont worden, daß die neue preußische Armee, wie sie Scharnhorst und Boyen gebildet haben, noch die unverkennbaren Grundzüge des Fridericianischen Zeitalters trug. So hat sich auch die Reform der Verwaltung, die Umgestaltung der Behörden im neunzehnten Jahrhundert ohne schroffen Bruch mit der Vergangenheit, ohne schroffe Preisgabe der Ueberlieferungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. vollzogen, und noch heute treten uns in der preußischen Verwaltung auf Schritt und Tritt Spuren jenes alten Systems entgegen, die der Zeiten Flucht, die Wandlungen von 1807 und 1848 überdauert haben. Diese Zähigkeit der alten Lebenskräfte, diese Widerstandsfähigkeit des im Heer und im Beamtentum eingewurzelten Geistes hat einst den Freiherrn vom Stein in einer Stunde zorniger Erregung zu der seitdem in mancherlei Variationen wiederholten Anklage gegen die Brandenburger hingerissen, daß sie doch eigentlich nur zu Korporals und Kalkulatoren gemacht seien. Wenn nun Friedrich die um die Mark Brandenburg sich ankrystallisierenden Provinzen an der Elbe und der Oder als den festen und für die innere Politik maßgebenden Kern seiner Monarchie betrachtet hatte, so erinnern auch daran manche Erscheinungen in unserem Staats- und Gesellschaftsleben noch heute deutlich.

Auch in seiner Wirtschaftspolitik ist uns noch heute Friedrich mehr als eine tote historische Erinnerung. In dem Maße, als gegen die lange behauptete Alleinherrschaft einer nationalökonomischen Doktrin sich während des letzten Menschenalters eine Reaktion geltend machte, erschloß sich, dank eindringender urkundlicher Studien, das Verständnis für die Ziele und Leistungen der von jener Doktrin verurteilten Fridericianischen Wirtschaftspolitik, und die Praxis der Gegenwart hat an mehr als einem Punkte, wie in der inneren Kolonisation, an die Vorgänge des achtzehnten Jahrhunderts angeknüpft. Bei Erörterung agrarischer Tagesfragen ist Friedrich im Parteikampf geradezu als Zeuge ange-

rufen worden. Sein Induſtrieſchutz darf nicht nach der mehr zufälligen Thatſache beurteilt werden, daß gerade ſeine Lieblingsſchöpfung, die Berliner Seidenmanufaktur, unter veränderten Abſatzverhältniſſen ihre Thätigkeit wieder eingeſtellt hat; ſein großes Verdienſt bleibt,[1]) durch ſeine Bemühungen einen leiſtungsfähigen Großbetrieb und einen techniſch ausgebildeten gewerblichen Arbeiterſtand herangezogen und damit auch hier die feſten Grundlagen für die ſpätere Entwickelung geſchaffen zu haben.

Uns viel bewußter reicht in die Gegenwart hinein die Nachwirkung ſeiner im engeren Sinne geiſtigen Erbſchaft: die der Nachwelt zum Gemeingut gewordene Erinnerung an die leuchtende Thatſache, daß Preußens größter König ſich perſönlich in den Dienſt der Wiſſenſchaft geſtellt, den Künſten ſeine Huldigung dargebracht und den Grundſatz der Gewiſſensfreiheit als das Palladium ſeines Staates hingeſtellt hat, einen Grundſatz, der, wo er ſich im Verlauf unſerer Geſchichte je gefährdet glaubte, an kein Tribunal wirkſamer hat appellieren können, als an Friedrichs geharniſchten Geiſt.

Das perſönliche Verhältnis, das ſeine Nachfolger zu dieſem Könige geſucht und gefunden haben, iſt ein verſchiedenes geweſen. Der Herrſcher, der dem Genius Friedrichs voll warmer Bewunderung, Friedrichs Philoſophie mit entſchiedenem Widerſpruch gegenüberſtand, Friedrich Wilhelm IV. hat in ſchickſalsſchwerer Stunde den Hinweis auf das Beiſpiel des Fridericianiſchen Heldentums und Wagemuts mit dem Eingeſtändnis abgelehnt: Er ſei kein großer Regent. Nicht Heldengröße läßt ſich im Erbgange vermachen; das eine Stück aber aus dem Vermächtnis des Heldenkönigs wird bindend bleiben für alle Erben ſeiner Krone ohne Unterſchied: ſein Beiſpiel der Treue und der Pflichterfüllung, ſein Wort, daß der Fürſt des Staates erſter Diener ſein ſoll.

Wenn einſt die heute noch unmittelbar wahrnehmbaren Nachwirkungen der Lebensarbeit des großen Königs ſich im Laufe der Zeiten mehr und mehr verflüchtigt haben werden, dann wird noch das Bild ſeiner ausgeprägten Perſönlichkeit, wie ſie in ungezählten Urkunden ſich offenbart hat, die Teilnahme der kommenden Geſchlechter feſſeln: die kraftvolle, widerſpruchsvolle Miſchung der Temperamente, dieſe einzige Verbindung von Thatkraft und Beſonnenheit, Feuer und Mäßigung, Entſchloſſenheit und Ueberlegung, jäher Impulſivität und zäher Ausdauer, von Schärfe und Weichheit, Leichtherzigkeit und Sentimentalität, Spott und Frömmigkeit, von tiefer Verſchlagenheit und herber Wahrhaftigkeit, von Talent und Charakter, Genialität und Selbſtzucht. Den Dämon in ſeiner Bruſt behielt er in ſeiner Gewalt und wußte wiederum in derſelben Bruſt bei härteſter Not unauslöſchliche Gluten moraliſchen Widerſtandes anzufachen, aus der Tiefe ſeiner Seele unüberwindliche Hilfsmächte zu Schutz und Trutz aufzubieten. Eine äſthetiſch angelegte, genußfähige, dem eignen Geſtändnis nach epikureiſch gerichtete Natur, das echte Kind des ſchöngeiſtigen Jahrhunderts, trat aus ſich heraus und nahm Heldengeſtalt an und bewährte das antike Wort, daß das die edelſten Seelen ſind, die bei voller Empfänglichkeit für den Genuß und klarer Vorſtellung von bevorſtehenden Mühſalen und Opfern ſich doch nicht ver-

[1]) Vgl. oben S. 399.

leiten laſſen, den Gefahren aus dem Wege zu gehen. Und alſo iſt es dann geſchehen, daß dieſes achtzehnte Jahrhundert, das politiſch und militäriſch als ein Zeitalter der Erſchlaffung begonnen hatte, einen Lebenslauf heraufführte, von dem ein Zuſchauer geſagt hat, daß künftige Geſchlechter deſſen Geſchichte eher für ein Heldengedicht, als für die wahre Erzählung wirklich geſchehener Dinge halten würden.

„Die Stärke der Staaten beruht auf den großen Männern, welche die Natur ihnen zur rechten Stunde geboren werden läßt“ — in dieſen Worten hat Friedrich ſeine Auffaſſung von der Bedeutung der Perſönlichkeit für die Geſchichte niedergelegt. Seine eigne Geſchichte beſtätigt ſeinen Ausſpruch.

Anmerkungen.

Die „Politiſche Korreſpondenz Friedrichs des Großen" (PC) liegt 1903 mit Bd. 28 bis Juli 1769 vor und enthält für den Siebenjährigen Krieg ungleich reichhaltigeren Stoff als A. Schäfer in ſeinem verdienſtlichen Werk (Geſch. des Siebenj. Krieges, 3 Bde. 1867—1874) benützen konnte. Zu den älteren militäriſchen Darſtellungen, den Memoiren des Königs, Œuvres de Frédéric le Grand IV. V. (Œ.), der „Geſchichte des Siebenj. Krieges" von Tempelhoff (6 Bde. 1783 ff.; vgl. Herrmann, Ueber die Quellen T.'s, Berliner Diſſ. 1885), den Abhandlungen in der Oeſterreichiſchen Militäriſchen Zeitſchrift (Jahrg. 1811. 13. 20. 22. 24. 26. 33. 35. 41—43) und der „Geſchichte des Siebenj. Krieges von den Offizieren des großen Generalſtabs" (6 Bde. 1824 ff.), Th. v. Bernhardi, Fr. d. Gr. als Feldherr (2 Bde. 1881) iſt jetzt, von mir in dem Anfang 1900 erſchienenen Halbband I (die erſte Lieferung lag bereits 1892 vor) noch nicht benützt, das neue Generalſtabswerk (G. Stab) getreten: „Die Kriege Fr. d. Gr." Teil III. Bd. 1—3 (1901), bis Ende Auguſt 1757; dieſe weſentlich andere Zwecke verfolgende, ins einzelne gehende Darſtellung von fachmänniſcher Seite beſtätigt mir in den entſcheidenden Punkten die Richtigkeit meiner nur in großen Umriſſen ausgeführten Zeichnung; ich verweiſe auf einen demnächſt in der hiſtoriſchen Zeitſchrift Bd. 92 von mir zu veröffentlichenden Aufſatz. — Militäriſche Darſtellung von ruſſiſcher Seite: Maſſlowski, Der Siebenj. Krieg überſetzt von A. v. Drygalski (3 Bde., 1888 ff.), von franzöſiſcher Seite: Pajol, Les guerres sous Louis XV (1881 ff.) und (im Erſcheinen begriffen, auch Geſch. der Politik) R. Waddington, La guerre de sept ans (1899). Für den ſchwediſchen Krieg: Marſchall v. Sulicki, Der Siebenj. Krieg in P. (1867). Für Oeſterreich in erſter Linie: A. v. Arneth, Geſch. Maria Thereſias V—X, dazu Arneths und Beers Aktenpublikationen.

Für die Zeit ſeit 1763 liegt eine neuere, in den Abſchnitten über die auswärtige Politik auf archivaliſchen Studien beruhende Geſamtdarſtellung vor: E. Reimann, Neuere Geſch. des preuß. Staats ſeit 1763 (2 Bde. bis 1786; 1882—1886). Urkundliches Material zur Geſch. der inneren Politik enthalten für den in dem vorliegenden Bande behandelten Zeitraum vornehmlich: Publikationen aus den preuß. Staatsarchiven (Publ.) XI. XIII. XVIII. XXIV. Acta Borussica (Seidenindustrie, herausg. von Schmoller und Hintze). Preuß. Urkundenbuch zur Lebensgeſchichte Fr. d. Gr. (UB.).

VI. 1. Verlauf und Wirkungen des Feldzugs von 1756.

(Seite 11—26.) **Vorbereitungen. Beſetzung von Sachſen.** Volz, Publ. LXXIV. Für die Kontroverſe über den Urſprung des Krieges habe ich dem in der 2. Aufl. des erſten Bandes (S. 645) Bemerkten nichts hinzuzufügen. Seitdem hat ſich auch ein norwegiſcher Forſcher gegen die Lehmannſche Hypotheſe erklärt: Mosgren, Fredrik den store og syvaarskrigens oprindelse (1902); ebenſo Hintze in den Forſchungen zur brand. und preuß. Geſch. (im Folgenden abgekürzt: FBPG.) XV 280 ff. — Mähren als Offenſivziel der fridericianiſchen Strategie (vgl. A. Naudé, Fr. d. Gr. Angriffspläne, Marburg 1893) halte ich gegen O. Herrmann (Jahrb.

d. deutſche Armee CXI) feſt; ſiehe ſchon Bd. I 556. Vgl. auch Wolf FBPG. XIII 552. — Sachſen: archiv. Material bei [Vitzthum v. Eckſtädt] Geheimniſſe des ſächſ. Kabinets (1866) und in den preuß. Deduktionen von 1756 (Neudrucke in „Preußiſche Staatsſchriften" Bd. III, bearb. von C. Krauske). Vgl. weiter E. Herrmann, Preußiſche Jahrb. XLVII. XLVIII. Lippert, Fr. d. Gr. und Brühl, Niederlauſ. Mitteilungen VII. Volz, Politik und Kriegführung Fr. d. Gr. in den erſten Jahren des Siebenj. Krieges (1896). Zu dem anéantir PC. XII 125 vgl. den Bericht des ſächſ. Geſchäftsträgers Wiedmarkter Revue historique LVIII 14.

(Seite 26—37.) **Oeſterreichiſche Rüſtung. Lobositz und Pirna.** Küntzel, Publ. LXXIV p. CLVII ff. Die Entſtehung der Depeſche an Eſterhazy vom 22. Mai (oben S. 28. Bd. I 647., 2. Aufl.) beurteilt Küntzel CLXX anders; vgl. dagegen Hintze FBPG. XV 283. — Für Lobositz grundlegend Granier, Die Schlacht bei L. (1890); über das Verhältnis von Dopſch, Das Treffen bei L. (1892) zu Granier vgl. Immich FBPG. VI 355. Dem neuen Generalſtabswerk ſind als Ergänzungen gefolgt: Urk. Beiträge und Forſchungen zur Geſch. des preuß. Heeres, Heft 1 und 4 (Soldatenbriefe und die Relation Ferdinands von Braunſchweig, ausder hervorgeht, daß der König den Homolkaberg verlaſſen hat; vgl. oben S. 32).

(Seite 37—53.) **Ausbau der Koalition.** Neben den älteren Werken jetzt Küntzel, Publ. LXXIV. Waddington I. Recueil des instructions données aux ambassadeurs de France (1884 ff.) Maſſlowski I. Bilbaſſoff, Katharina II (vgl. I 421, II 24 über die engliſchen Nachrichten aus Rußland). Zur Kritik der Memoiren von Bernis: Küntzel FBPG. XV 117. Für Schweden vgl. Arnheim FBPG. III 611; VI 242. Arnheim, Memoiren der Königin Ulrike Luiſe (1888). Für das Reich: H. Meyer, Der Plan eines evangeliſchen Fürſtenbundes im Siebenj. Krieg, Bonn 1893 (Diſſ.); Bitterauf, Die kurbayr. Politik im Siebenj. Krieg (1901) L. Schultz, Jahrb. des Ver. für mecklenb. Geſch. LIII. LIV. Brunner, Zeitſchr. des Ver. für heſſ. Geſch. N. F. XIII. — Dresdener Winterquartiere: PC. XIV; XXII 556. Heinze, Dresden im Siebenj. Krieg (1883), Henckel von Donnersmarck, Mil. Nachlaß (1846) I b 70 ff. (vgl. Lippert FBPG. XIII 497). Volz, Kriegführung und Politik 202. Herrmann FBPG. I 275.

VI. 2. Prag und Kolin.

(Seite 54. 55.) **Vorbemerkungen:** Pharſalus: Henckel I b 192. PC. XIV 172; Œ. XXVII a 392.; vgl. ebend. VIII 288; XXVIII 11; XXIX 70. 83. 76. 78. 122. 126. 140. PC. I 268. 286; III 136.

(Seite 56—62.) **Verhandlungen mit England und Hannover:** Zu PC. XIV vgl. v. Haſſell, Die ſchleſ. Kriege und das Kurf. Hannover (1879). Waddington I. Arneth VI.

(Seite 62—76.) **Feldzugsplan.** Teſtament von 1768 (Miscellaneen zur Geſch. Fr. d. Gr. 143) PC. XIV. Ich habe abſichtlich bei Ausarbeitung dieſes Abſchnittes die vorangegangene Kontroverslitteratur nicht zu Rate gezogen. Inzwiſchen erſchien die lange vermißte Biographie Winterfeldts in dem Buche von L. Mollwo (1899). Eine kritiſche Biographie Schwerins fehlt noch immer.

(Seite 76—86.) **Prag:** Kritik der Quellen bei Ammann, Schlacht bei Pr. (1887). Wichtige Beiträge zur Quellenkritik für die beiden erſten Feldzüge ſind ferner: [v. Spitz] Die Süßenbachſchen Handſchriften, Mil. Wochenbl. 1898, Beiheft 8; Jany, Das Gaudiſche Journal (Urkundliche Beiträge und Forſchungen zur Geſch. des preuß. Heers, Heft 3).

(Seite 86—98.) **Kolin:** vgl. meine Bemerkungen FBPG. XI 174—200. Für das ganze Kapitel: G. Stab. III, Bd. 2. 3.

VI. 3. Von Kolin nach Leuthen.

(Seite 99—105.) **Aufhebung der Belagerung von Prag.** Ankunft im Lager: Henckel I b 229. Weſtphalen, Feldzüge des Herzogs Ferdinand II 12 FBPG. XII 252. — Heinrich: PC. XV 28. Raumer, Beiträge, II 246. Aleſia: Bülow, Prinz Heinrich (1805) I 12. Phaeton: Arneth V 198. 502. — Rückblicke auf Kolin: Weſtphalen I 195. Oeſterr.

Mil. Zeitſchr. 1824 S. 44. Bellona I 53. PC. XV 234. Raisons Œ. XXVII c 269. — Richter, Oeſterr. Volksſchriften und Volkslieder im ſiebenj. Krieg (1869) S. 39.

(Seite 105—110.) **Räumung von Böhmen.** Tod der Königin-Mutter. PC. XV 203 ff. Raumer II 433. Mitchell Memoirs I 253. 357. Œ. XII 41. — Prinz von Preußen: Œ. XXVI Henckel II b 152. 178. 179. 183. 184. 255. Valory Mém. II 364. Welſchinger, La mission secrète de Mirabeau à Berlin (1900) 177. Henckel PC. XV 281. 307. Publ. XXII 375. Zeitſchr. für Preuß. Geſch. (ZPrG.) XVIII 48. Ueber die Ausgaben der Apologie des Prinzen: Œ. XXVI p. XXI. Heinrich: Henckel I b 238. 240. 245. 263. Strategiſche Erwägungen: PC. XV 193. 243. 263. 268. Mitchell I 255. 356.

(Seite 110—111.) **Verhandlung mit England.** Schäfer I 350. 523. Mitchell I 264. 362. PC. XV 89. — Schlacht bei Haſtenbeck: v. Haſſell a. a. O. 357 ff.

(Seite 111—114.) **Operationen in der Lauſitz.** PC. XV 280 ff. Keith bei Mitchell II 463. Henckel I b 267. 269. 270. Weſtphalen II 19. Arneth V 504. 510. — Körperliches Befinden PC. XV 311.

(Seite 114—136.) **Feldzug gegen die Franzoſen.** Verhandlungen: PC. XV. Broglie, Voltaire avant et pendant la guerre de sept ans (1898; vgl Volz a. a. O. 210. Baillac in HZ. LXXXIII 375. v. Noſtiz in Hiſt.-Pol. Blätter CXV 849). Hohenzollern-jahrbuch 1899, S. 136. — Gotha: J. v. d. Oſten, Luiſe Dorothee von S. G. (1893) 162. Buxbaum, Seydlitz S. 50. Henckel I b. 298. Rödenbeck, Tagebuch I 319. — Wilhelmine: jetzt Feſter, Die Baireuther Schweſter Fr. d. Gr. (1902) 149 ff. — Die Poeſien von 1757: Œ. XII.; vgl. XXVII a 399. Henckel I b 307. — Berlin: A. Naudé, Märk. Forſchungen XX. — Zur Vorgeſchichte von Roßbach vgl. Stuhr I 175. 186—189. 192. 203. 342. 343. Für die Reichsarmee grundlegend Brodrück, Quellenſtücke und Studien (1858); dort auch die Berichte Mollingers. Zu den in früheren Darſtellungen benützten Berichten habe ich außer ungedrucktem Material vor allem Weſtphalen III 55 ff. herangezogen. Vgl. ferner Rödenbeck I 326. Tagebuch des Musketiers Dominicus her. v. Kerler (1891) 31. Berenhorſt Nachlaß II. Finot et Galmiche, Une mission militaire en Prusse 1786 (1881) p. 86. Sammlung ungedruckter Nachrichten (SUN.) IV 26. Œ. XII 70. v. Haſſell 463. Die württembergiſche Standarte: Niethammer, Mil. Wochenblatt 1879, Beiheft S. 195. Ebend. 1900 S. 119 ein Vortrag über Roßbach von Dickhuth.

(Seite 136—148.) **Feldzug in Schleſien.** Armeekommando Beverns: Die Relation Bellona VI. VII. (mit Kürzungen bei Henckel I b 374—379; identiſch mit dem Précis in der Süßenbachſchen Sammlung vgl. Forſchungen zur deutſch. Geſch. XVII 586) iſt von Bevern ſelber; vgl. v. Seidl, Fr. d. Gr. und ſeine Gegner (1819) 159; als Entgegnung gegen Golz (Bellona VII 78.; VIII 3). Vgl. auch Kutzen, Die Tage von Kolin und Leuthen I 185; II 167. 168. — Stimmung im Heere vor Leuthen: Barſewiſch, Kriegserlebniſſe (2. Aufl. 1863). Warnery, Les campagnes de Frédéric II (1788) 237. 238. SUN. IV 65. 229. [Kaltenborn] Briefe v. alten preuß. Off. I 37. — Ueber die Parchwitzer Rede und den Abend im Schloſſe von Liſſa habe ich FBPG. I 605—618 gehandelt; die Anführung der traditionellen Begrüßungsworte (oben S. 146) ſchließt keinen Widerſpruch mit jenen Ausführungen ein (vgl. FBPG. XIII 598); die Begrüßung hat ſtattgehabt, aber die Begegnung mit den abgeſchnittenen öſterr. Offizieren (das war der Schwerpunkt meines Nachweiſes) war für den König ohne Gefahr. — Die inzwiſchen erſchienene Arbeit von Gerber, Die Schl. b. L. (1901) will als Zahlenverhältnis der beiden Heere 40:66 herausrechnen (?). Vgl. zu Gerber: Mil. Wochenblatt 1902 Nr. 40; ebend. 1900 Beiheft 291 ein Aufſatz von v. Leszczynski über Breslau und Leuthen.

VI. 4. Das Jahr 1758.

(Seite 149—158.) **Preußens Gegner nach Leuthen.** Zum Eingang vgl. Pröhle, Fr. d. Gr. und die deutſche Lit. (1872) S. 70 und Weber, Venetianiſche Stimmen zum Siebenj. Kriege, FBPG. III. Vgl. jetzt auch d'Ancona, Fr. d. Gr. und die Italiener, deutſch von Schnell, S. 7 ff. — Frankreich und Oeſterreich: Archivaliſches Material bei Filon, L'ambassade

de Choiseul à Vienne (1872). Arneth V 277. 292 ff. Schäfer II a 525 ff. Stuhr II 1 ff., 423 ff. Kirchenschändung: Schäfer II a 527. Filon 41. 42. 52. Huschberg 395. Schlosser, Gesch. des 18. Jahrh. VI 300 (5. Aufl.) — Sachsen: Stuhr I 309. Schäfer II a 5. — Winterfeldzug in Niederdeutschland: Hauptwerk Westphalen, Gesch. der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, 6 Bde. (1859 ff.); vgl. Donalies in FBPG. IX und Daniels in Preuß. Jahrb. Bd. 77. 78. 80. 82. — La face grosse et rubiconde de M. de Bernis: Voltaire an d'Argental, 24. Mai 1758. — Rückzug Apraxins, Sturz Bestuschews: Arneth V 213. 283. Masslowski I 244 ff. Bilbassoff I 415 ff. 424. 425. 445. Herrmann in Preuß. Jahrb. XLVII 576 ff.; LXVIII 1. FBPG. XV 539. — Französisch-schwedischer Vertrag: Schäfer II a 10. Vgl. Marschall v. Sulicki 84 ff.

(Seite 158—161.) **Breslauer Winterquartiere.** Auf die Episode Lobkowitz (vgl. Volz, Politik und Kriegführung 170) beabsichtige ich bei Veröffentlichung der gleich zu erwähnenden Yorkeschen Berichte zurückzukommen. — Mailly: PC. XVI 435. — Zur Stimmung: Œ. XVIII 112. 114; XIX 48; XX 269; XXIII 18. PC. XVI 156. 157. 160. 174. 175. 189. 190. 198. 227. — Die schlesischen Katholiken: Henckel I b 396. Publ. X 111. XV 111. und jetzt Nürnberger, P. Faulhaber (1900: vgl. Granier, Deutsche Lit. Zeitung 1901 Nr. 43).

(Seite 161—170.) **Vorbereitungen für den neuen Feldzug.** Finanzoperationen: vgl. meine Untersuchungen FBPG. XIII. — Verhandlungen mit England: Vertrag vom 11. April 1758. Wenck, Codex jur. gentium III 173. Außer dem gedruckten urkundlichen Material benutzte ich Berichte Yorkes aus dem Public Record Office zu London, die ich an andrer Stelle veröffentlichen werde. Ueber Pitt vgl. PC. XVI 375; XVII 26; über Georg II. Hassell 404. Mitchell I 376. 377. Schäfer I 376. — Eventualität eines Vorstoßes nach Frankreich: Berichte Yorkes; vgl. PC. XVII 24. Anm. 2. XVII 24. 16. Publ. XXII 361. — Indemnisationsfrage: PC. XVI 348. 377. 398. 403. XVII 24. 25. Dazu eine ungedruckte Denkschrift Finckensteins aus dem Januar 1758 — Feldzugsplan: PC. XVI 303. 332. 342. 346—348. 375. 381. Œ. IV 192. vgl. Henckel II a 28. Gen. Stab II 211. Arneth V 329. — Ergänzung des Heeres: PC. XVI 175. 227. 286. 291. 376. 401. XVII 62 Märk. Forsch. XIX 71. 184. Henckel II a 30.

(Seite 170—175.) **Mährischer Feldzug.** PC. XVII. Catts Tagebücher Publ. XXII. — Höhepunkt der Stimmung: PC. XVII 52. 55. 57. Mitchell II 26. Yorkes Bericht 14. Juni 1758. — Vorzeichen des militärischen Rückschlags: PC. XVII 50. 60. vgl. 31; XVI 327. 392. Arneth V 359 ff. — Gefecht von Domstadtl PC. XVII 62. Anm. 3. 94. Wobersnow bei Henckel II a 67. Mitchell II 33.

(Seite 175—177.) **Rückzug durch Böhmen.** Wirkung des Fehlschlages: PC. XVII 96. 120. 126. 129. 149. Mitchell II 33. 34. Henckel II a 67. — Weisungen an Dohna: PC. XVII 121. 122. 157. Tempelhoff II 136. — Schlacht beabsichtigt (Œ. IV 199 nicht erwähnt): PC. XVII 132—134; vgl. 184. Tempelhoff II 174. — Abmarsch aus Böhmen: (nicht, wie Arneth V 401 meint, das Verdienst Dauns) PC. XVII 138. 145. 148. 185.

(Seite 177—186.) **Feldzug gegen die Russen.** Immich, Die Schlacht bei Zorndorf (1893) vgl. v. d. Wengen, Deutsche Heereszeitung 1894, Nr. 18 ff. Ueber Fermor vgl. Masslowski II 2 ff. 209. 242. 306. 307. Arneth V 8. — Kanonenfurcht der Soldaten: PC. XVI 303. 347; XVII 84. 122. Publ. XXII 356. — Eine neue Biographie von Seydlitz wäre erwünscht; die ältere Lit. verzeichnet Buxbaum, Seydlitz (2. Aufl. 1890).

(Seite 186—194.) **Feldzug in Sachsen.** Arneth V 397 ff. PC. XVII 211 ff. Publ. XXII 365 ff. Œ. XX 271., XXVII a 406. — Dauns Marsch nach Hochkirch: Oesterr. Mil. Zeitschr. 1842, 273.; dagegen Bernhardi I 291. Der Stromberg: Tempelhoff II 280. 281. 283. PC. XVII 295. 296. — Hochkirch: vgl. die Diss. von Hohenemser, Heidelberg 1899. Ein Bericht Gaudis im Geh. StA. ist wenig aufklärend. Disposition des Ueberfalls: Henckel II a 82. Warnende Stimmen: Publ. XXII 198. 221. 375. 376. Retzow I 344. Massenbach, Rückerinnerungen I 202.; vgl. PC. XVII 279. Œ. XXVIII. 162. Kampf um den Kirchhof

(ſehr widerſpruchsvolle Berichte): Küſter, Bruchſtück ſeines Campagnelebens (2. Aufl. 1791) 35. 72. 186. SUN. IV 37. Bellona XV 37. G. Stab (1824) II 312. Tempelhoff II 327. Œ. IV 213. — Rückzug: Küſter 58. Barſewiſch 82 Preuß IV 480; vgl. Publ. XXII 376. — Tod Wilhelminens: Publ. XXII 375. PC. XVII 318 ff.

(Seite 194—196.) **Entſatz von Neiße und Dresden. Ausgang des Feldzugs.** PC. XVII 382 ff. Heinze, Dresden 94 ff. Publ. XXII 376 ff. Stuhr II 34.

VII. 1. Feldzug von 1759.

(Seite 199—201.) **Strategiſche Erwägungen.** Montazet: Stuhr II 25. 28. 189. — Réfl. sur quelques chargements de la façon de faire la guerre: Œ. XXVIII 151. Vgl. PC. XVII 396. 419. Œ. XVIII 116. 124. 137. 239. 260. 261. 305; XIX 67. Petzel, Beiheft zum Mil. Wochenbl. 1887 Nr. 3. 4.

(Seite 201—207.) **Vorbereitungen.** Dresdener Winterquartiere: Œ. XIX 59. Publ. XXII 222. Mitchell II 476. — Ergänzung des Heeres: PC. XVIII 769. Schwartz, Landmilizen 39. 57. PC. XVII 435; Œ. XXVIII 163. Henckel II a 89. Oſtpreußen: XVIII 224. — Infanteriefeuer: Gen. Stab. (1824) I 37. 187. Varnhagen, Winterfeldt 201. Œ. X 229. SUN. II 630; IV 62. Warnery 111. 112. 120. — Disziplin: Publ. XXII 340. 381. Henckel I b 141. 143. Varnhagen, Schwerin 181. Vgl. PC. XVIII 768. — Freibataillone: ebend. XVII 42. 64.; XVIII 57. Œ. XXVIII 162. — Verluſte an Offizieren: PC. XVIII 407. — Mayr: PC. XVIII 18. Brodrück 304. SUN. IV 487. — Moritz: PC. XVIII 96. Publ. XXII 129. Retzow I 357. Berenhorſt, Betrachtungen (3. Aufl.) 98; Nachlaß II 148. Kutzen II 213 — Bevern: Mitchell II 39. Arneth V 514. — Kyau: Henckel I b 243. Lippe, Huſarenbuch 302. — Geßler und D. M. Schwerin: Warnery 57. Lippe, Militaria 107. — Fouqué: PC. XVI 121.; XVIII 94. — Heinrich: PC. XVIII 227. und im allgemeinen Schmitt, Pr. H. als Feldherr (1885. 1897). — Ferdinand: Weſtphalen III 945. PC. XVII 435. — Dohna: Familiengeſchichte IV, Beiheft 11 (vgl. daſelbſt S. 13. 72. über Wobersnow). — Anciennitätsverhältniſſe: PC. XVIII 138. 167. 177. — Artillerie: ebend. XVIII 266.; vgl. v. Duvernois im Mil. Wochenbl. 1900, Nr. 8—14. — Prognoſtika: PC. XVII 432.; XVIII 65. 150.

(Seite 207.) **Politiſche Beziehungen.** Britiſche Vorſchläge: PC. XVII 405. 415. 428. (Spanien); XVIII 17. 111. 114 (Italien). — Türkei: PC. XVII 258. 263. 375. 420. 438; XVIII 292. 293. — Dänemark: PC. XVII 407. — Warſchau: PC. XVII 393. 405; XVIII 6. 8. 36. Arneth V 10. — Zuwartende Haltung: PC. XVII 216. 258. 375. 410. 418.

(Seite 207—209.) **Vorbereitungen der Gegner.** Rücktritt von Bernis: Œ. IV 225. PC. XVIII 1. 31. 33. Filon 70 ff. — Frankreich und Oeſterreich: Arneth IV 379. 380. 385. 445. 450; V 2. — Vertrag vom 31. Dez. 1758: Schäfer II a 509 ff. Arneth IV 541. — Oeſterreich und Rußland: Arneth IV 448. 537. Schäfer II a 220. 558.

(Seite 209.) **Haltung der Kurie**: Publ. XVIII 36—39. Broſch, Geſch. des Kirchenſtaats II 107. Meyer, Plan eines evang. Fürſtenbundes 80. — Das ſatiriſche Breve: Œ. XV 122. Vgl. Publ. XVIII 156. XXII 492. Heigel und Bitterauf, Münchener Allg. Zeitung Beilage, 1895 Nr. 172; 1900 Nr. 209; 1902 Nr. 237; A. Antus, Dauns geweihter Degen (1897).

(Seite 209—213.) **Religiöſe und nationale Momente**: Œ. XIX 69. Fitte im Progr. des Sophien-Gymn., Berlin 1899. Schild, Der preuß. Feldprediger (1888) 51. 130. 218. Pröhle, Fr. d. Gr. und die deutſche Lit. 57. Böhm Z. Pr. G. VII 445 ff. 573 ff. — Deutſche Libertät: Œ. XII 15 ff. 177 und zahlreiche einzelne Stellen. Die Verſe XII 9. 167 nach der Ueberſetzung bei Treitſchke, Deutſche Geſch. I 53.

(Seite 213—216.) **Der Feldzug bis Ende Juli.** Ruſſiſch-öſterr. Abreden: Arneth V 1. 14. 15. Stuhr II 189. Maſſlowski II 242. 301. — Vorſpiel: PC. XVIII 189. 196. — Stiller erſter Akt: Vgl. ebend. 305. Œ. XIX 73. 74. 79. Publ. XXII 391. —

Daunś Vorstoß Publ. XVIII 386. 390. 392. 398. 408. 458. Arneth V 32. — Dohnas Operationen: Œ V 13. PC. XVIII 335. 360. 422. Gaudi bei Dohna a. a. O. 106. Masslowski III 15. 16. 18. FBPG. VI 581.

(Seite 216—225.) **Kay und Kunersdorf.** Instruktion für Wedell: PC. XVIII 424. 442.; vgl. dazu die Tradition bei Gaudi (Dohna a. a. O. 109) Tempelhoff III 152. Bellona XVI 38. Retzow II 87. 88, und Gen. Stab. (1824) III 58. — Für Kunersdorf habe ich außer dem von Stiehle im Mil. Wochenbl. 1859 benutzten Material u. a. den Bericht Platens herangezogen, den inzwischen Laubert, Die Schlacht bei Kunersdorf (1900) S. 127 veröffentlicht hat. Vgl. auch meine Notiz über Seydlitz bei Kunersdorf, HZ. LXXXVII. — Die Liste Fincks oben (S. 227) enthält einen von Laubert 52 entdeckten Additionsfehler; darnach betrug die Gesamtstärke der Preußen nur 49000.

(Seite 225—232.) **Defensive nach Kunersdorf.** Uebertragung des Oberbefehls an Finck: PC. XVIII 482. 483 vgl. Œ. XXVIII 40. A. Naudé in FBPG. VI 251. — Zustand des Heeres: PC. XVIII 492. 494. 496. Œ. XIX 82. SUN. IV 144. — Belohnungen: ebend. IV 459. Preuß II 367 — Verwünschungen: Berenhorst, Betrachtungen (3. Aufl.) 108. — Oesterreicher und Russen: Arneth V 40 ff. Masslowski III 51. 112. 129 ff. 426. — Kapitulation von Dresden: Vgl. Krüger, Kritik der Lebensgesch. des Grafen Schmettau (Diss., Halle 1886) S. 50 ff. Die aus Schmettaus Lebensgesch. (1806) II 435 übernommene Angabe, daß sich zu Dresden in der Kriegskasse 5600000 Thaler befunden hätten (oben S. 230), habe ich inzwischen als tendenziöse Uebertreibung nachweisen können; die Summe betrug nur 350000 Thaler: FBPG. XIII 204. 205. — Kriegführung gegen die Schweden: Sulicki; vgl. Westphalen III 697. — Heinrich und Daun: Œ. V 15. FBPG. I 266. — Abzug der Russen: vgl. XVIII 561. 586. Masslowski III 142. 430. Schäfer II a 331. Laudon archiconducteur d'ours: PC. XVIII 551.

(Seite 232—238.) **Maxen.** Vgl. Winter in „Historische Untersuchungen" her. von Jastrow Heft 7. Mollwo, Die Kapitulation von Maxen, Marburg 1893 (Diss.) Treusch von Buttlar und M. Immich in FBPG. VII. Bülow, Prinz Heinrich I 145 ff. Œ. XXIX 45. Krankheit des Königs: PC. XVIII 599. 603. 607. 609. 617. — Ankunft an der Elbe: ebend. 623 ff. Publ. XXII 403. — Gereiztheit des Prinzen Heinrich: PC. XVIII 589. 604. Schöning II 179. — Friedrichs Ziel: PC. XVIII 627 636. 644. — Ursprung des Planes: Schöning II 190. Tempelhoff III 351. — Stimmung nach Maxen: Publ. XXII 408. 409. PC. XVIII 682. Œ. XIX 106 ff. Prinz Heinrich PC. XVIII 696. — Vorstoß gegen Dippoldiswalde: ebend. 681 ff. Œ. XXVI 34.

VII. 2. Friedensverhandlungen. Feldzug von 1760.

(Seite 237—247.) **Friedensverhandlungen 1757 60:** Vorverhandlung zwischen Preußen und England: PC. XVIII 759; vgl. XVII 323 — Sächsische Entschädigungsforderung: ebend. XVIII 591. Westphalen III 832. — Preußische Entschädigungsforderungen PC. XVIII 592. 602. 612. 636. 637. FBPG. II 257. — Deklaration vom 25. Nov. 1759 ebend. 673. 680 (Text bei Schäfer II a 570). — Russische Ablehnung: ebend. XIX 10. 11. — Haltung Frankreichs: Schäfer II a 456 ff. Œ. XXIII 51. 60. 66. — Sendung von Edelsheim nach Paris: vgl. Obser in Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins N.F. II. III. — Preußische Zusage der Restituierung von Sachsen: PC. XIX 40. 59. 67. 88. — Sendung von Pechlin nach Rußland: vgl. Schmitt in Deutsche Zeitschr. für Geschichtswiss. VI. — Identische Noten vom 3. April 1760: PC. XIX 257.

(Seite 248—251.) **Maßnahmen der Gegner.** Frankreich und Oesterreich: Schäfer II a 457 ff. Arneth VI 85 ff. 436. — Oesterreich und Rußland: Arneth VI 62 ff. Vertrag vom 1. April 1760: Martens, Recueil I 269. Oesterreichisch-russischer Feldzugsplan: Arneth VI 94 ff.

(Seite 251—254.) **Preußische Vorbereitungen:** Verhandlungen mit der Pforte: Porsch a. a. O. Ueber die militärische Leistungsfähigkeit der Türken PC. XIX 296. — Ver-

handlungen mit Dänemark: PC. XIX 627. Vgl. Vedel, Corr. du comte J. H. E. Bernstorff (1882) I 327 ff. Vedel, Bernſtorffs Miniſterium (1882) p. 144 ff. — Beziehungen zu England: Umſchwung der Stimmung in E.: PC. XVIII 588. 595. Schäfer II a 445; b 117. 118. Hirſch, Die letzten Jahre des ſiebenj. Krieges HZ. XXXVII. — Ergänzung des Heeres: PC. XIX 23. 87. 101. 155. 161. 177. 282. 357. 404. Gen. Stab. (1824) IV 11. 12. FBPG. VII 549 Anm. 4. — Horoſkop für 1760: PC. XIX 239. Œ. XIX 164. Publ. XXII 425; vgl. PC. XIX 24. 48. 55. 324. Œ. XIX 177. — Operationsplan: PC. XIX 159. 225. 230. 241. 265. 270. 319. 324. — Für Heinrich ebend. 237. 246. 391.

(Seite 254—260.) **Feldzug in Sachſen bis Ende Juli.** Lager von Schlettau: SUN. IV 79. Œ. XVIII 119. 120. — Eröffnung an die Generale: Tempelhoff IV 47. — Strategiſche Erwägungen: PC. XIX 91. 102. 167. 236. 344. 395. 521. 522; vgl. Œ. VII 81. Stuhr II 331. 332. — Anfängliche Ruhe: PC. XIX 360. 364. 390. 398. 407. 451. — Ausmarſch zur Schlacht (19. Juni): ebend. 393. 395. 416. 429. 438. 440. 455. Publ. XXII 426. 427. — Landshut: E. v. St., Der Feldzug des Generals Fouqué 1760 (1862). Laube, Die Kataſtrophe von Landshut (1861). — Plan zum Marſch nach Schleſien: PC. XIX 470. 475. — Belagerung von Dresden ebend. 488 ff. Publ. XXII 431 ff. Arneth V 134.

(Seite 260—265.) **Marſch nach Schleſien und Schlacht bei Liegnitz.** PC. XIX 531 ff. Publ. XXII 430 ff. Mitchell II 187—205. Kutzen, Der Tag von Liegnitz (1860). v. d. Wengen, Graf Wied (1890) 220 ff. Barſewiſch 108 ff. Bericht Henckels (Geh. St.A.). Œ. XIX 189. 191; vgl. XVIII 186. 188.

(Seite 265—269.) **Weiterer Feldzug in Schleſien.** Depreſſion der Gegner: Stuhr II 231. 339. Arneth VI 143 ff. 156 ff. 449. 450. — Krieg in den Vorbergen: PC. XIX 559 ff. Arneth VI 163. — Berlin: Granier im Hoh. Jahrb. 1898, S. 113.

(Seite 269—277.) **Torgau:** vgl. meine Unterſuchung FBPG. XIV 272. — Ergebnis PC. XX 52. 76. 87. Œ. XVIII 191. — Für Zieten die Biographien von E. Graf zur Lippe (2. Aufl. 1885) und G. Winter (2 Bde. 1885).

(Seite 277—279.) **Entmutigung der Gegner.** Arneth VI 160. 193 ff. 456. 459. Stuhr II 350 ff.

VII. 3. Das Jahr 1761.

(Seite 280—283.) **Abwandlung der Beziehungen zu England.** Tod Georgs II.: Œ. VI 107. PC. XX 61 ff.; vgl. Œ. X 72. 73. 142. 148. — Nachdruck der Poeſien: vgl. Türk FBPG. XIII 49 ff.; im weſentlichen beſtätigt durch Lemoine et Lichtenberger, Frédéric II poète et la censure française. Revue de Paris 1901, Nr. 2. Ueber Friedrichs Flugſchriften aus dem Siebenj. Krieg vgl. Cauer, Zur Geſch. und Char. Fr. d. Gr. S. 178 ff. Preußiſche Staatsſchriften III 403. — Bute: A. v. Ruville, Pitt und Bute (1895). — Keine Gebietsabtretung: PC. XX 480. 481. 507. Vgl. Schäfer II a 170 ff.; b 338. 400. Arneth VI 262.

(Seite 284.) **Maßnahmen der Gegner.** Arneth VI 232 ff. 251. Stuhr II 340. Falſche Vorausſicht: PC. XX 273.

(Seite 284—289.) **Preußiſche Vorbereitungen.** Leipziger Winterquartiere: Œ. XIX 212. XVIII 145. 193. 194. Die Stelle wird auf Gottſched bezogen; vgl. Pütters Selbſtbiographie S. 406 und die anderen bei Preuß II 472 ff. angeführten Zeugniſſe, ſowie Publ. XXII 380. — Ergänzung des Heeres: Gen. Stab. (1824) V a 29. 31. 143. 146. 149. 165. PC. XX 100. 140. 161. 196—198. 209. 216. 225. Die Ravensberger: Preuß II 317 ff. Anekdoten VII 31. — Ausſchreitungen: PC. XX 104. 105; XXI 521; vgl. dagegen Publ. XXII 431. E. v. Wiedebach-Noſtitz in Niederlauſitzer Mitteilungen V, und jetzt (betr. Brühl) Lippert ebend. VII. Wegen Hubertusburg vgl. Preuß II 319. 320, wo aber die Notiz betr. den Austritt von Saldern unzutreffend iſt. — Auswechſelung der Kriegsgefangenen;

PC. XXI 132. 456. Arneth VI 454. — Offiziere: PC. XVIII 695; XX 174; XXI 351. Preuß II 320 Publ. XXII 310. 425. — Contenance: Barsewisch 77. 119; vgl. PC. XX 560.

(Seite 289—291.) **Aufstellung der Heere.** Heinrich: Publ. XXII 405. Schmitt II 304. 305. PC. XX 34. Instruktion: ebend. 348. — Hülsen: 250. — Goltz: 341. 361. 364. — Stärken: Die Zahlen in der Süßenbachschen Liste (bei Herrmann, Ueber die Quellen Tempelhoffs 35) sind zu hoch. Für das Heer in Sachsen: Tempelhoff V 82. Gen. Stab V 605, Schmitt II 131. 164. — Für Pommern: Tempelhoff V 296. Gen. Stab V a 505. Sulicki 410. — Für Schlesien: Tempelhoff V 77. Gen. Stab V 179. PC. XX 392. 477. Schöning III 83. — Lager bei Kunzendorf: PC. XX 469. — Militärische Gesamtlage: ebend. 393. 398. 412. 413. 456. 458. 463. 513. — Gebot der Vorsicht: 337. 412. 424. 446. — Goltz und Zieten in Polen: 387. 490. Schöning III 99. 106. 112.

(Seite 291—293.) **Oesterreichisch-russische Kooperation in Schlesien.** Laudon in Oberschlesien: Œ. VI 112. PC. XX 517. 519. 538. 563. 570. 583—586. 600. Arneth VI 239. 466. — Vereinigung der Gegner in Niederschlesien: PC. XX 596 ff. Tempelhoff V 145. 150. Gen. Stab V a 370 ff. — Bunzelwitz: Quelle der ausführlichen Darstellung im Gen. Stab V ist Tielke, Beiträge zur Kriegskunst III. Stärkeangaben: PC. XX 570. 608. Tielke III 46. Gen. Stab V a 342. Masslowski III 316. — Die poetische Schilderung: Œ. XII 163; vgl. XVIII 125. Publ. XXII 444. Küster, Lebensrettungen Friedrichs II. (2. Aufl. 1797) 53. — Disposition vom 3. Sept.: Tielke III 107; vgl. Arneth VI 466. Masslowski III 320. — Entsendung Platens: Masslowski III 324. 325. Zahl der erbeuteten Wagen Œ. VI 126 und Gen. Stab V 489 (nach Gaudi) 5000 stammt aus Platens Tagesbericht; wonach Tempelhoff V 288 und Tielke III 68 (nur 500) zu berichtigen. Ueber Gostyn Einzelheiten bei Schwartz, Die Prov. Posen als Schauplatz des Siebenj. Krieges (Zeitschr. der Hist. Gesellsch. für die Pr. P. V).

(Seite 293. 294.) **Ausgang des Feldzugs, Fall von Schweidnitz und Colberg**: PC. XX 629. 630; XXI 1 ff. 82.

(Seite 294—296.) **Die Rechnung der Gegner.** Neue Kampfeslust Choiseuls: Arneth VI 274—276. Schäfer II b 191 ff. 327 ff. 393. — Armeereduktion in Oesterreich: Arneth VI 254 ff. — Das Mirakel von Schweidnitz: ebend. 468; vgl. auch 261. 275. 298. 308.

(Seite 296—300.) **Die Rechnung des Königs von Preußen.** Enge der Winterquartiere: PC. XXI 111. 112. 60000 Mann: Gen. Stab VI 14; vgl. Schmitt II 284. 286. PC. XXI 153. — Warkotsch: PC. XXI 138. Küster, Lebensrettungen Friedrichs II. (2. Aufl.) 65 ff. Preuß II 288 ff. Janko, Leben Laudons 312 ff. — Für die Stimmung: Œ. XIX 272 ff. Conte du violon: Œ. XII 203; XIX 262. 278; XXIII 121. 128. 129. — Rücktritt Pitts: PC. XXI 53. — Kriegserklärung Spaniens an England: ebend. 175. — Türkische Verhandlung Barometer: PC. XXI 87; vgl. 29. 113. 152. Porsch a. a. O. und Œ. XII 178. 179. — Militärische Diskussion mit Heinrich: PC. XXI 151 ff. 171. 191. Schöning III 261. 265. — Alternative: PC. XXI 165. Œ. XIX 279. Vgl. zu dem ganzen Abschnitt auch H. v. Sybel, Vorträge und Abhandlungen, her. v. Varrentrapp (1897) 188 ff.

VII. 4. Siebenter Feldzug und Friedensschlüsse.

(Seite 301—305.) **Verhandlungen und Friede mit Rußland und Schweden**: PC. XXI 189—478.

(Seite 305—309.) **Lösung des Bündnisses mit England.** A. v. Ruville, Die Auflösung des pr.-engl. Bündnisses 1762 (1892); vgl. Michael in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1894 Nr. 4 und Ruville in Deutsche Zeitschr. für Gesch.-Wiss. XII 160. — Haltung Pitts: Schäfer II a 247. 428. 443. 444; b 177. 417. 418. — Für die Depesche Galizins vom 6. Febr. (PC. XXI 311) vgl. Ruville, Auflösung S. 52 und Raumer II 501. — Die Frage der Subsidien: PC. XXI 109. 192. 223. 302. 318.

(Seite 309—312.) **Finanzen**: vgl. FBPG. XIII, wo sich mir einige Modifikationen ergeben haben.

(Seite 312. 313.) **Bündnis mit Rußland**: Martens, Recueil V 389. Œ. XIX 323. 329.

(Seite 313. 314.) **Beginn des Feldzugs**. Offenſivpläne: PC. XXI 229. 332. 471. 481. 490. 521. 524. — Brandſchatzungen in Böhmen: Œ. V 185. 186. Publ. XXII 454. v. d. Wengen, Wied 405.

(Seite 313—317.) **Regierungsantritt Katharinas II.** Peter III. „deus ex machina“: Œ. XX 285; vgl. XIX 132. 177. — Friedrichs Warnung: PC. XXI 413; vgl. 510. Die bereits von Arneth benutzten Berichte des Grafen Mercy ſind im Magazin (Sbornik) der Ruſſ. hiſt. Geſellſchaft XVIII veröffentlicht. — Ermordung Peters: Bilbaſſoff, Geſch. Kath. II., II a 167. Semiramis: Œ. XIX 369. — Manifeſt vom 9. Juli und Erlaß an Sſaltikow: Bilbaſſoff 43. 127. 130. 139; vgl. PC. XXII 93. Arneth VI 331. — Die beiden Botſchaften Tſchernyſchews: PC. XXII 42. 51 (der Brief an Katharina vom 18. Juli iſt vordatiert). Das Geldgeſchenk an Tſch. erwähnt das Tagebuch SUN. II 511; ein urkundlicher Beweis fehlt. Vgl. noch Retzow II 415 ff.

(Seite 317—320.) **Kampf um Schweidnitz**. Burkersdorf: Gen. Stab VI 170. Treuſch v. Buttlar, FBPG. X 337. v. d. Wengen, Wied 411 ff. — Zurückſtellung der Offenſivpläne: PC. XXI 514. 524; XXII 31. 35. 41 (vgl. Œ. XXVIII 125) 111. 132. 203. 209. 262. — Reichenbach: neben Tempelhoff und Gen. Stab VI vgl. Bevern, Märk. Forſch. XIX 151. Haller, Vie de Lentulus 54. Küſter, Lebensrettungen 39. Nicolai, Anekdoten IV 52. SUN. II 517. Arneth VI 483. Schöning, Nachrichten zur Geſch. der Artillerie II 249. Miscellaneen 127. Ueber Loſſow: ebend. 157. PC. XX 535. 549. 555; XXII 141. 149. — Dauns Rückzug: Arneth VI 333. 339. PC. XXII 150. 155. 178.

(Seite 320—322.) **Prinz Heinrich in Sachſen**: PC. XXI 337. 382; XXII 223. 226. Stärke: ebend. XXI 521. Schmitt II 235. 270. — Freiberg: Schmitt II 274 ff. — Dresden: 209. 223. 226. 251. 273. 314. Œ. XIX 371.

(Seite 323—325.) **Friede zwiſchen England und Frankreich**: Barthélemy, Le traité de Paris. Revue des questions historiques XLIII 420 ff. (1888). B. vermutet (S. 483), daß Bute beſtochen war. Vgl. Stuhr II 404 ff. Ueber die Klauſel wegen der preußiſchen Beſitzungen am Rhein vgl. Arneth VI 352. 379. 439. Schäfer II b 637.

(Seite 325—331.) **Friede zwiſchen Preußen, Oeſterreich, Sachſen**: v. Beaulieu-Marconnay, Der Hubertusburger Friede (1871). Arneth, Schäfer, Feſtſchrift zum 75. Jubiläum des K. Sächſ. Altertumvereins (1900) S. 146 ff. (Lippert über Fritſch). PC. XXII. Publ. XVIII 93 ff. Berichte Repnins aus dem Moskauer Hauptarchiv.

(Seite 331—336.) **Schlußbemerkungen**: Corr. de Bernstorff avec Choiseul (1871) 112. 113. Arneth, Maria Thereſia und Joſeph II., I 1—12 (Denkſchrift vom 3. April 1761). Schäfer II b 616. Publ. XXII 369. Œ. V 43; XVIII 154; XIX 93. 139. 321. 322. 378. 381. 385.

VIII. 1. Das Retabliſſement.

(Seite 340. 341.) **Vorbemerkungen**: Publ. XXII, 327. Droyſen, Friedrich Wilhelm I., I 426. 387; II 388. — Finanzlage: Œ. V 230; XXIV 95. 96. PC. XXIV 194. — Bündnis mit Rußland: unten S. 424 ff.

(Seite 341—344.) **Heimkehr aus dem Felde**: Œ. XXV 273. Publ. XXII 268. 366. 409 (plan de retraite). — K. O. vom 18. Oft. 1760: Stein, Charakteriſtik II 306. — Am Vaterland nicht verzweifeln: Œ. I 94; VI 74. — Drei Kulturaufgaben: Publ. XI 340; XVIII 308. Korn, Schleſ. Ediktenſammlung VII 402. — Beſuch von Schleſien: Grünhagen II 262. — Rückkehr nach Berlin: Graf Lippe, Jahrbb. für die deutſche Armee 1890. Büſching, Beiträge I 401. Rödenbeck II 211. 212. v. Hahnke, Eliſabeth Chriſtine 249 ff. PC. XXIII 4. Œ. XIX 49 (gehört nicht zu 1758); XXVI 274. 281. Anekdoten XVIII 86. — Beſuch der Provinzen: Œ. XXVI 275. Nicolai, Anekdoten VI 178. Preuß III 442 ff.

(Seite 344—352.) **Retabliſſement des eigenen Hauſes**. Beſuch d'Alemberts: Œ. XXIV 373 ff. Revue Historique XXVI. — Tedeum: Œ. XXVI 279. Nicolai, Anekdoten V 122.

— Stillleben: PC. XXVI 108. 347. — Verzicht auf Vergnügungsreisen: Œ. XX 294; PC. XXVI 259. — Zurücktreten der Franzosen: [de Laveaux] Vie de Frédéric II, Strasbourg 1787, IV 83. UB. II 233. — d'Argens: Œ. XIX 386 ff.; XXIII 192. 193. Thiébault, Souvenirs (éd. II, 1805) I 86; V 342. — Algarotti: vgl. jetzt d'Ancona, Fr. d. Gr. und die Italiener, deutsch von Schnell, Rostock 1902, S. 83 ff. — Gräfin Camas: Œ. XVIII 158; XXVI 38. — Lord Marschall: Œ. XX 295. 297; XXIII 307. 319. 344. 354. 378; XXIV 354. Murray, Memoirs I 132. d'Alembert, Éloge de milord Maréchal p. 138. Thiebault I 53. — Fouqué: Œ. XX. — Prinz Heinrich: Œ. XXVI 283. — Ferdinand von Braunschweig: PC. XXV 139. 171. 175. 228. 229. [Kaltenborn] Briefe eines alten preuß. Off. I 11. Retzow II 477. Thiebault II 372. Preuß II 356; III 578. Westphalen, Biogr. Skizze, Berlin 1866, S. 70. — Seydlitz: Kaltenborn I 86. 90. Blanckenburg S. 81. — Zieten: Graf Lippe S. 64. (2 Aufl.). Winter II 474 ff. — Krusemarck: Schöning, Leben Natzmers S. 449. 450. — Lentulus: Haller, Vie de Lentulus (1787). Retzow II 454. Thiebault III 372; IV 313. Büsching, Charakter S. 203. Kaltenborn I 135. Preuß IV 55. Hoh. Jahrb. 1901 S. 141. — H. W. v. Anhalt: Miscellaneen S. 156. Œ. XX 227. Kaltenborn I 10 ff. Ligne, Mémoire sur Frédéric II, p. 23. Lexikon aller Helden I 69. Berenhorst, Nachlaß II 199. Thiebault IV 318. Observations sur la constitution des armées de Prusse (1778) p. 63. Zweiter Turenne: Bericht Riebs, Sept. 1763 (Wiener Archiv). — Krockow: Œ. XX p. XVIII; XXV 596. Schöning, Bayr. Erbfolgekrieg UB. 143. Kaltenborn I 10. 86; II 141. Briefe eines preuß. Feldpredigers (1791) S. 17 ff. Nicolai IV 61. [Nicolai-Blanckenburg] Freimütige Anmerkungen über Zimmermanns Fragmente. II 97. — Prittwitz und Lestwitz: Miscellaneen S. 157. Anekdoten I 49. UB. II 236. Berenhorst, Nachlaß II 199. Kaltenborn II 116. Une mission militaire en Prusse (1881) p. 116. Lippe, Husarenbuch 513. — Quintus Zeilius: Œ. XXVI 368. Nicolai VI 129 ff. Nicolai-Blanckenburg I 175. Büsching, Charakter S. 75. Thiebault I 71. 85; V 376 ff. Kaltenborn I 84. 90. Guibert, Journal d'un voyage en Allemagne (1803) I 219. Preuß II 320; UB. II 230. Harnack, Gesch. der Akademie I 259. 263. An der Uebersetzung nutrimentum spiritus (oben S. 350) dürfte indes Quintus, entgegen der früheren Annahme von Graf Lippe, Militaria aus Fr. d. Gr. Zeit (1866) S. 106, unschuldig sein, vgl. Thiebault I 336. — Die braunschweigischen Prinzen: Œ. XIII 5; XX 287. 295; XXIII 173. 197; XXVI 276. 287; XXVII b 47 ff. Thiebault II 296 ff.; V 346. — Pöllnitz: Œ. XX 91 ff.; XXVI 294. 295. 297. — Verwandtenbesuche: Œ. XVIII 232; XXVI 281. 282. — Körperliches Befinden: XX 72. 130. 131. 138. Guibert, Journal I 210. 216. 228; II 231 ff. Vgl. Graf Lippe, ZPr.G. XIV 192 ff. — Kur in Landeck: Œ. XIX 398; XX 140; XXIV 93. 95. 399. — Unterbrechungen des Klausnerlebens: Œ. XXV 184. Anekdoten VIII 111.

(Seite 352—354.) **Vorbereitungen für das Retablissement des Staates.** Allgemeiner Charakter: Œ. VI 74 ff., vgl. Publ. XI 431. — Verteilung der Barvorräte beim Friedensschluß: FBPG. XIII 359 ff. Œ. XXVI 277. 279. 280. 281. Vgl. Gespräche Fr. d. Gr. mit Catt und Lucchesini, übers. von Bischoff S. 198. — Neuordnung der Münze: Riedel, Staatshaushalt S. 109 ff. Preuß III 529. PC. XXII 529. — Abrüstung: Œ. V 232; VI 92; XIX 385. 700. Joachim, Domhardt (1899) S. 54. PC. XXII 529. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisationen S. 310.

(Seite 354—356.) **Retablissement der einzelnen Provinzen.** Pommern: Akten des Generaldirektoriums im Geh. Staatsarchiv. [Meisner], Leben Brenckenhoffs S. 47. 55. 56. Œ. V 232; VI 82. Publ. XI 336. 394. 402; 408. 422. 459. 488. 555. 556. Berger S. 105. 107. Hertzberg, Huit Diss. p. 175. Roden bei Preuß IV 444. — Neumark: Meisner S. 42—44. FBPG. XIII 330. 361. PC. XXIII 485. Berger S. 108. Büsching, Erdbeschreibung VIII 550. Hertzberg 177. — Kurmark: Akten des Gen.-Dir. Publ. XI 391. 430. 451. 491. 544. 568. 591. Hertzberg 216. — Preußen: Joachim S. 40. 46. 55. 56; dazu Anschläge aus den Akten. — Schlesien: Klöber, Von Schlesien II 204. Schlabrendorffs Immediatberichte im Geh. Staatsarchiv; die am 7. Sept. 1764 von ihm vorgelegten Häuserlisten weichen von den Ziffern bei Grünhagen II 268 ab. — Vgl. auch Œ. XX 126. 133. 153. 170; XXIII 107. 108. 112. 170. PC. XXIII 484; XXIV 337. — Bau des Neuen Palais:

Sello, Potsdam und Sanssouci S. 388. Luccheſini bei Biſchoff S. 185. Zimmermann, Fragmente II 107. 108. Retzow II 455. Publ. XXII 354. 363. Preuß I 423. Fr. Buchholz im Berliner Kalender 1827. Zahlenangaben aus den Akten.

(Seite 357—361.) **Maßnahmen gegen die wirtſchaftliche Kriſis** (ſeit Herbſt 1763). Bankerotte: PC. XVIII 234; XXIII 93. 116. Œ. VI 78. 79; XXVI 285. Revue Historique XXVI 92. Schmoller, Studien über die wirtſchaftliche Politik Fr. d. Gr., Jahrb. für Geſetzgebung u. ſ. w. (Neue Folge) X 28. Hintze, Seidenindustrie II 249. 453. 457; III 155. 164. 165. — Gründung der Preußiſchen Bank: Niebuhr, Geſch. der Bank (1854). v. Poſchinger, Bankweſen und Bankpolitik in Preußen I (1878). Hintze III 165. Naudé in FBPG. V 223 (vgl. oben S. 501). Œ. XIII 22 ff. — Maſſenbach, Rückerinnerungen II 85. — Invaſionsſchulden der Städte: Œ. VI 82 (berichtigt nach den Angaben der ungedruckten älteren Redaktion). Bericht Schlabrendorffs 6. Sept. 1765 (Geh. St.A.). Vgl. auch Grünhagen II 272 ff. Büſching, Erdkunde (7. Aufl.) IX 50. — Rittergüter: Œ. VI 81, vgl. Hintze, HZ. LXXVI 422. Grünhagen II 330. Droyſen, Fr. d. Gr. III 44. Preuß III 78 ff. 464. Rödenbeck, Beiträge II 468. PC. XXVII 191. 200. — Schöpfung landwirtſchaftlicher Kreditverbände: Œ. VI 81. Rabe, Darſtellung des Weſens der Pfandbriefe in den preuß. Staaten (1818). Preuß III 74. Rödenbeck, Beiträge II 380. Poſchinger I 26. — in Schleſien: Stölzel, Suarez, S. 83—110. Publ. XI 127. 619. — Kurmark: Anekdoten VIII 108—118. Publ. XI 436. Stölzel S. 109. — Neumark und Pommern: Preuß III 62. Publ. XI 564; vgl. Preuß IV 444; Bergér, Fr. d. Gr. als Koloniſator S. 108 (andere Zahl bei Meißner, Brenckenhoff S. 53 und Hertzberg, Huit Dissertations p. 177). — Magdeburg: Publ. XI 526.

(Seite 362. 363.) **Urteil des Königs über die Bewohner der einzelnen Provinzen.** Polit. Teſtament von 1768, bei Reimann, Bericht über die Thätigkeit der hiſt. Sektion der ſchleſ. Geſ. für vaterl. Kultur 1888. — Pommern: Preuß III 62. Publ. XI 444. — Pferdegeſtellung aus Magdeburg: Hertzberg, Huit Diss. p. 163; vgl. Meißner, Brenckenhoff S. 31. — Treue der Weſtfalen: Hertzberg S. 163. Preuß II 318; III 61. — Oſtpreußen Œ. VI 80. Joachim, Domhardt S. 62. 188. Preuß III 463. FBPG. XV 403. — Schleſier: Grünhagen II 473. PC. XXVII 318.

(Seite 363) **Betrag der Retabliſſementsſpenden**: Œ. V 232; VI 75. (Redaktion von 1773: 20389000 Thaler.) Dépense de 1774. (Geh. St.A.) Hertzberg, Huit Diss. p. 130. 175. 216. 248. Luccheſini bei Biſchoff S. 186.

(Seite 363—366.) **Methode der Retabliſſementsarbeit.** Allgemeine Grundſätze und jährliche Voranſchläge: Hintze III 283. Publ. XI 258. 341. 369. 425. 542. — Spezialaufträge: Brenckenhoff: Inſtruktion vom 21. April 1762. — Schütz: Publ. XI 546—654 passim. — Reiſenotizblätter im Geh. St.A. Ueber die Reiſen in Schleſien mehrere Konvolute im Breslauer Staatsarchiv. Vgl. Fechner, Schleſ. Zeitung 1889, Nr. 475. 478. 481. — Staatshilfe bei Brandſchaden, Hochwaſſer, Mißwachs: Œ. VI 76. Hertzberg, H. D. 269. Luccheſini bei Biſchoff 193. Publ. XI 470. 631. FBPG. XV 402 ff. — Meliorationsplan vom 21. Okt. 1774: Beiträge zur Finanzlit. in den preuß. Staaten (1781) I 314. Unſichere Rittergutsbeſitzer: vgl. Roden bei Preuß IV 445.

(Seite 366. 367.) **Retabliſſement der Städte.** Nach Akten des Gen.-Direktoriums — Verordnung vom 29. Jan. 1770: Beiträge zur Finanzlit. I 315. Publ. XI 371. 429. Vgl. auch Beheim-Schwarzbach S. 364. Bergér S. 101. 102. Publ. XI 513. — Feuerſozietäten und Löſchordnungen: Preuß III 77; IV 484. Beiträge zur Finanzlit. I 52 ff. Schmoller in ZPr.G. XI 577; XII 364. 368. 441. Publ. XI 418. Grünhagen II 348.

(Seite 367—372.) **Meliorationsarbeit auf dem Lande.** Vgl. im allgemeinen Beneckendorff, Zuverl. Nachrichten von wichtigen Landes- und Wirtſchaftsverbeſſerungen (1778). Lamotte, Abhandlungen 1793. — Urbarmachungen: Netze- und Warthebruch: Meißner, Brenckenhoff. Publ. XI 393. 422. Die Unvollkommenheiten der Arbeit ſtellten ſich erſt ſpäter heraus. — Pommern: Petrich, Pommerſche Lebens- und Landesbilder (1880) I 283 ff. — Kurmark: Preuß III 85. 86. Publ. XI 397 (Schöneberg). 433. 453. 491. Beheim-Schwarz-

bach 365. — Drömling: Publ. XI 57—59. — Oſtfriesland: Publ. XI 55. Preuß III 573. — Weſtfalen: Büſching, Erdkunde IX 410. — Oſtpreußen: Joachim, Domhardt S. 91 ff. Lucheſini bei Biſchoff S. 272. — Abbau von Vorwerken: Œ. VI 80 („plus de 150 furent changées en villages“ 1779; die ungedruckte Redaktion der Memoiren von 1773 hat „plus de 80“; Hertzberg p. 193 (1785: „plus de 300“). Vgl. Meisner S. 60. Schmoller, Umriſſe und Unterſuchungen S. 587. 609. Beheim-Schwarzbach S. 362. 363, ſowie den Amtsetat von 1673 (Vorwerk mit 13 Seelen) in Urkunden und Akten zur Geſch. des Kurf. Friedrich Wilhelm (innere Politik) I 202. — Gemeinheitsteilungen: Publ. XI 95. 98. 99. 368. Preuß III 92. ZPr.G. II 581. — Verſuche mit engliſcher Bodenwirtſchaft: Publ. XI. Œ. XXIII 365. Büſching, Erdbeſchreibung VI 419. Joachim, Domhardt 80 und jetzt Habernoll in Landwirtſch. Jahrb., her. von Thiel, Bd. 29 (1900). — Aufforſtung von Sandſchollen: Publ. XI 441. 485. 510. 568. — Forſtwirtſchaft: Œ. VI 87; XXIII 72. Publ. XI. Preuß III 94 und Boden ebend. IV 446. Schmoller, Umriſſe und Unterſuchungen S. 600.

(Seite 372. 373.) **Zunahme der Bevölkerung.** Die Belege werde ich FBPG. XVI geben.

(Seite 373—375.) **Anſetzung von Koloniſten.** Beheim-Schwarzbach, Hohenzollerſche Koloniſationen. Schmoller, Schriften des Vereins für Sozialpolitik XXXII (jetzt in „Umriſſe und Unterſuchungen zur Verfaſſungs-, Verwaltungs- und Wirtſchaftsgeſchichte“ 1898 S. 562 ff.). — Neumark: Hertzberg 546. Roden bei Preuß IV 443. Büſching, Erdbeſchreibung VIII 546. Beheim-Schwarzbach 369. 569 ff. — Schleſien: Beheim 320. 538 ff. (in dieſen Zahlen ſtecken Widerſprüche). Vgl. Grünhagen II 546 ff. Publ. XI 396. Œ. XXIII 260; XXVI 364. 371. — Pommern: Wehrmann, Fr. d. Gr. als Koloniſator in P. (Progr.), Pyritz 1897. 98. — Kurmark: Publ. XI 58 ff. 622. 633. 634. Beheim 366. — Oſtpreußen: Œ. VI 80. Beheim 373 ff. — Geſamtergebnis Beheim 441 mit der Korrektur von Schmoller (Umriſſe S. 574); Schmoller ebend. S. 622.

(Seite 375. 376.) **Vermehrung des Viehſtandes**: Beheim S. 441. Publ. XI. 458. 462. 547. 556. — Butterbedarf: ebend. 199. 545. Grünhagen II 554. Joachim, Domhardt S. 167. — Eier: Publ. XI 206 ff. Publ. XXII 354. Lucheſini bei Biſchoff S. 250. — Pferdezucht: Joachim, Domhardt S. 11 ff. 89.

(Seite 376—381.) **Bäuerliche Verhältniſſe.** Außer der Bd. I 631 (2. Aufl.) angegebenen Lit. vgl. noch Knapp und Kern, Die ländl. Verfaſſung von Niederſchleſien (Schmoller, Jahrbuch XIX). Kern FBPG. XIV 176 ff. Theodor Knapp, Ueber die Bauernbefreiung in Oſt- und Weſtpreußen 1719—1808 (Neues Korr.-Blatt für die Gelehrtenſchulen Württembergs IV, 1897) Liebermann, Der Geſindedienſtzwang in der Mark Brandenburg, Greifswald 1897 (Diſſ.), ſowie die Urteile von Wöllner (ZPr.G. II 597 ff.), Büſching (Charakter Friedrichs II. S. 206; vgl. dazu Zimmermann, Fragmente II 4; Nicolai-Blanckenburg II 10 ff.), Schön (Papiere IV 370 ff.). — Frondienſte: vgl. Hintze FBPG. X 287 ff. Publ. XI 481. 605; XXX 36. — Urbarien: Publ. XI 619. Grünhagen II 259 (mit günſtigerem Urteil als Schutiakoff, Bauerngeſetzgebung unter Fr. d. Gr. S. 23. 32). — Abſtrömen der ländlichen Bevölkerung in die Städte: Joachim, Domhardt S. 181. — Bäuerliches Beſitzrecht: Publ. XI 340. 469. Preuß III 466. 467. Die Zahlen des Schlabrendorffſchen Berichts (Geh. St.A.) weichen von denen bei Schutiakoff S. 31, Keil, Landgemeinde S. 70 ab; Zahlen für 1736 bei Büſching, Erdbeſchreibung X 746. Die Edikte vom 13. und 18. Juli 1764 (Knapp, Bauernbefreiung II 63 ff.) ergingen auf eine Kab.-Ordre an Schlabrendorff vom 5. Juli (Geh. St.A.). Zu Œ. VI 81 vgl. Schmoller, Der Kampf des preuß. Königtums um die Erhaltung des Bauernſtandes (Jahrb. für Geſetzgebung N. F. XII 647), ſowie Umriſſe S. 597. Beheim S. 310. 536; abweichende Zahlen in Schlabrendorffs Bericht vom 20. Mai 1765 (Geh. St.A.).

(Seite 381. 382.) **Schluß.** Les hochets de ma vieillesse: Œ. XXIII 360. Vgl. Œ. XX 249. 250; XXV 62. Publ. XI 544. Retzow II 455. Rödenbeck, Beiträge II 181.

VIII. 2. Verwaltungsreformen und Schutz der nationalen Erwerbsthätigkeit.

(Seite 383.) **Vorbemerkung.** ZPr.G. II 599; vgl. auch Philippson, Gesch. des preuß. Staatswesens (seit 1786) I 84. 166.

(Seite 384—391.) **Reform der Acciseverwaltung.** Walther Schultze, Gesch. der preuß. Regieverwaltung 1766—1786, I (Staats- und sozialwiss. Forschungen her. von Schmoller VII 3); daselbst S. 352 über die ältere Ueberlieferung; vgl. Schmoller, S.B. der Berliner Akad. 1888, S. 63 ff. und Umrisse S. 186. — Frühere Anregungen und allgemeine Tendenz: Schultze 28. 209. Schmoller 83. Œ. VI 71; IX 205. — Neue Minister: Œ. VI 75. Heinitz, Mémoire sur ma gestion p. 13. Borcke: FBPG. XIII 188 ff. PC. XXIII 337. 423. — Boden: FBPG. XIII 335. — Massow: Anekdoten VI 111. — Hagen: Publ. XI 386. Œ. VI 79. Preuß III 483. — Besuch von Helvetius: Œ. XVIII 252; XIX 398; XXIV 393. 395. 396. PC. XXIV 171. Revue Historique XXV 69 ff. Wegen Quintus und Krockow vgl. Anekdoten X 67; Zimmermann, Fragmente II 39. Nicolai-Blanckenburg II 97. — Vertrag mit de Launay: Schultze 37 ff. In dem Schreiben an de Launay vom 29. April 1766 ist statt Aréopage de yeux zu lesen: de gueux. — Tarifreform: Schultze 184 ff.; die Erhöhungen: 179. 228. 251 ff. Œ. XIV 147; XXVII a 410. Joachim, Domhardt 116. — Einschränkung des Schleichhandels: Œ. VI 77; vgl. Schultze 107 bis 114. Schmoller 76. 85. — Technische Mängel: Hintze, Seidenindustrie III 294. — Der administrative Fortschritt: Schmoller 78 (über die Sonderstellung der westlichen Landesteile vgl. Roden bei Preuß IV 433. Zimmermann, Fragmente II 8 ff. und jetzt Lehmann, Stein, 1902, I 131). — Störung der Einheitlichkeit in der Finanzverwaltung: Schultze 20; vgl. Joachim, Domhardt 69. — Franzosentum: Schultze 125. 360 und FBPG. V 191; vgl. ebend. II 614. Schmoller 77. Klöber, Von Schlesien II 230. — Hohe Betriebskosten: Schultze 141 ff. (vgl. Œ. IX 183).

(Seite 391. 392.) **Andere Sonderverwaltungen** (vgl. Wöllner in ZPr.G. II 602): Postregie: Stephan, Gesch. der preuß. Post (1859) 277 ff. Preuß III 23. — Tabaksadministration: Œ. IX 183. Philippson I 101 (eine andere Zahl bei Riedel, Staatshaushalt 103 und Preuß III 25). Publ XI 517. 542. 543. 595. 596. Schultze 156. Kapp, Fr. d. Gr. und die Vereinigten Staaten 16. 31. — Kaffeeregie: Preuß III 26 ff. Publ. XI 503. — Lotterie: Œ. IX 183. Odebrecht ZPr.G. I.

(Seite 393—395.) **Organisatorische Aenderungen im Generaldirektorium.** Uebersicht bei Preuß III 444 ff. — Schulenburg-Kehnert: W. Naudé, FBPG. XV 73 ff. Schmoller, Jahrbuch für Gesetzgebung X 41 und Umrisse 187. — Michaelis: Büsching, Charakter 208. Publ. XI 502. 509. Grünhagen II 401. — Horst: Hintze, Seidenindustrie III 185. Zimmermann, Fragmente II 146 und passim. v. Hahnke, Elisabeth Christine S. 65. — Görne: Friedberg, HZ. LXV 1 ff. Œ. XXVII b 56. — Stellung des 5. Departements: Hintze III 187 ff. 283 ff. (vgl. FBPG. IV 624). Schultze 48. Publ. XI 441. 608. 609. Heinitz, Mém. sur ma gestion du 4me et 5me dép.; vgl. FBPG. II 614.

(Seite 395—406.) **Gewerbepolitik.** Allgemeine Tendenz: de La Haye de Launay, Justification du système d'économie pol. et fin. de Frédéric II (1786) p. 57 ff. (Deutsche Uebers.: Friedrichs II. pol. Finanzsystem 1789) und Compte rendu au roi (1. Okt. 1786) bei Mirabeau, de la monarchie prussienne IV 258 ff. Vgl. Schmoller, Umrisse 560. Hintze III 207. 292. Publ. XI 464. — Fürsorge bis ins Kleinste: HZ. LXV 7. Rödenbeck, Beiträge II 157. Publ. XI 464. 630. Preuß III 49. 51. — Prämien und Subventionen: Wiedfeldt, Studien zur Entwicklungsgesch. der Berliner Industrie 1720—1890 (Staats- und sozialwiss. Forsch. her. v. Schmoller XVI 2) 63. Publ. XI 511. De Launay, Finanzsystem 93. — Berlin: Wiedfeldt 55. 63. FBPG. X 376. Hertzberg, HD. 255. — Porzellanmanufaktur: jetzt Seidel, Hoh. Jahrb. 1902. — Tuchindustrie: v. Schrötter, FBPG. X. XI (für Schlesien; vgl. dazu ebend. XV 235). Feig ebend. X (Luckenwalde; vgl. Œ. XXVI 503). Wiedfeldt a. a. O. Schmoller, Jahrb. XI 820. Rödenbeck, Beiträge II 357 Anm. Publ. XI 496. Heinitz, Mém. sur ma gestion 22. Œ. XXIII 406. HZ. LX 263. —

Leinenindustrie: Zimmermann, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schleſien; anknüpfende Kontroverſe zwiſchen Brentano, Sombart, Grünhagen, Kern (Zeitſchr. für Sozial- und Wirtſchaftsgeſch. I. II. III). Export: Grünhagen II 535. 536. Hertzberg, HD. 255. Heinitz, Mém. 19. Fechner, Garnhandelspolitik in Schleſien, Zeitſchr. des Vereins für Geſch. Schleſiens XXV. Ueber die Bielefelder Leinenindustrie vgl. Reeſe, Hanſiſche Geſchichtsblätter 1895. — Ueber die induſtr. Unternehmungen geiſtlicher Stifter in Schleſien vgl. Fechner (Jahrb. für Nat.-Oek. und Statiſtik, Folge III Bd. 4). — Seidenindustrie: Bd. I 635 (2. Aufl.). Schmoller, Umriſſe 530. — Oſtpreußen: Joachim, Domhardt 78. 87. 188. 189. Mirabeau, de la monarchie pruss. III 28. 31. — Schiffsbau: Mirabeau III 36. Schmidt, Progr. der Friedrich-Wilhelmsſchule zu Stettin (1858) S. 35 ff. Büſching, Erdbeſchreibung VIII 701. — Induſtrieſtatiſtik von 1783: Heinitz, Mém. 22; vgl. Hertzberg, HD. 252 ff. — Montanindustrie: Heinitz, Mém. sur les produits du règne minéral de la mon. pruss (wiederabgedruckt bei Mirabeau II 213 ff.). Fechner, Geſch. des ſchleſ. Berg- und Hüttenweſens, Berlin 1903 (Sonderdruck aus Zeitſchr. f. d. Berg-, Hütten- und Salinenweſen 1900—1902). Ueber Heinitz vgl. jetzt Steinecke, FBPG. XV 421. — Verbot des ſchwediſchen Eiſens: Fechner 333 ff. Heinitz a. a. O. 219. 231. 243. 303. Publ. XI 566. v. Schöning, Nachrichten zur Geſch. der brand.-preuß. Artillerie II 287. Lucchesini bei Biſchoff 210. 243. 276. — Dampfmaſchinen: Fechner 290. — Steinkohlen: Fechner 255 ff. 259 ff. Schmoller, Jahrb. XI 830 ff. Schwemann FBPG. VII 418. — Weſtfalen: jetzt Lehmann, Stein I 37 ff. — Salinen: Schwemann, Heinitz als Chef des Salzdepartements 1786—96 (FBPG. VII). Schmoller, Jahrb. XI 839 ff. — Ergebniſſe: Œ. VI 88; IX 185; XXIII 326. HZ. LX 263. Urteile von Büſch und anderen Zeitgenoſſen bei Schmoller, Jahrb. VIII 10.

(Seite 406—409.) **Handelspolitik**: Œ. XXIII 350. — Zollkrieg mit Oeſterreich: Fechner, Die handelspolit. Beziehungen Preußens zu Oeſterreich 1741—1806. Beer, Archiv f. öſterr. Geſch. LXXII 553 ff. Vgl. FBPG. XI 441. Hintze, Seidenindustrie III 210. — mit Sachſen: Biedermann in Vierteljahrsſchrift für Volkswirtſchaft XIX. FBPG. X 182; XI 437. Œ. XXIV 98 ff. PC. XXV 13. Vgl. Sachregiſter der PC. unter Oeſterreich und Sachſen. — Tranſitzölle: Schmoller, Jahrbuch X 718 ff., XI 25 ff. v. Schrötter, FBPG. XI 437. Heinitz, Mém. sur ma gestion 19. Klöber II 230. 221. — Verſchiebung der Abſatzgebiete: vgl. Grünhagen II 542. Fechner 507. Joachim, Domhardt 166. 190. Rödenbeck, Beiträge II 302.

(Seite 409. 410.) **Handelsverträge**: Fruchtloſe Verhandlung mit Frankreich: PC. XXVII 579; XXVIII 491. — Handelsvertrag mit Polen 1775: Eine Unterſuchung fehlt noch. Vgl. de Launay, Justification. Heinitz, Mém. sur ma gestion 10. Damus, Zeitſchr. des Weſtpreuß. Geſch.-Ver. XX 62 ff. Fechner, Handelsbeziehungen 499. 508. Hintze III 215. — mit Spanien 1782: vgl. Zimmermann, Schleſ. Leinengewerbe. Grünhagen II 536. — mit Amerika 1785: Hertzberg, Recueil I 472 (2. Aufl.). Kapp, Fr. d. Gr. u. die Ver. Staaten. (1871) 86 ff.

(Seite 410—412.) **Monopole**: Mirabeau III 334. Hintze III 292. Rödenbeck, Beiträge II 147. 150. FBPG. XI 416. Joachim, Domhardt 189. — Geringer Unternehmungsgeiſt der Kaufleute: Preuß III 50. Grünhagen II 536. 537. — Écornifleurs: Œ. XIII 22. Vgl. Mangold, Progr. des Askaniſchen Gymn., Berlin 1903, S. 16. Lucchesini bei Biſchoff 238.

(Seite 412—414.) **Handelsgeſellſchaften**: Bank: Poſchinger I 58 oben S. 501. — Aſſekuranzgeſellſchaft: Nov. Corpus Const. III 575. Schmidt (Stettiner Progr. von 1858) 33. 34. — Brennholz- und Nutzholzgeſellſchaft: Rödenbeck, Beiträge II 227. — Levantiſche Kompagnie: Preuß III 72. Hintze III 195. 199. Schmidt a. a. O. 34. Niebuhr, Bank 53. Rödenbeck, Beiträge II 325. — Schweiggerſches Privileg: PC. XXV 398. Schmoller, Jahrbuch X 723. FBPG. XI 447. — Handel nach Oſtaſien: Hertzberg, HD. 257. Preuß III 574. Rödenbeck, Beiträge II 328. Ring, Aſiat. Handlungskompagnien 198 ff. Friedrich ſchreibt an de Launay 26. Juli 1779: „Le commerce de la Chine qui ne nous convient nullement, l'expérience l'ayant prouvé, lorsque nous voulûmes le tenter.“ (Geh. St.A.). — Emdener Heringsfiſcherei: Nov. Corp. Const. IV 3, Nr. 57. Mirabeau III 316 ff. Rödenbeck, Beiträge II 231. — Seehandlungsgeſellſchaft: vgl. oben S. 493, unten S. 684.

(Seite 414—416.) **Handelsſtatiſtik und Bilanz**: v. Schrötter, FBPG. X 163. Heinitz, Mém. sur ma gestion 4 ff. Mirabeau III 372. Rödenbeck, Beiträge II 264 ff. Schmoller, Jahrbuch VIII 417; XI 33. Schmidt a. a. O. 30. 31. 35. 40. 42. Hertzberg, HD. 131. Friedrichs Angaben: Œ. IX 184. HZ. LX 263; vgl. Luccheſini bei Biſchoff 210. Vgl. auch Lohmann, Handelsſtatiſtik Englands und Frankreichs im 18. Jahrh., S.B. der Berliner Ak. 1898, S. 890. 892.

(Seite 416—422.) **Agrariſches Schutzſyſtem**: Mirabeau III 353. Landwirte ſtets unzufrieden: Grünhagen II 533. — Getreidehandelspolitik: W. Naudé in „Deutſche landwirtſch. Preſſe" 1895, Nr. 14. 20 u. „Deutſches Wochenblatt" 1895, Nr. 20. 21, vgl. auch FBPG. XII 305: Ergebniſſe der archivaliſchen Forſchungen des Verf. für die Serie „Getreidehandelspolitik" der Acta Borussica, von der bisher 2 Bände, bis 1740, erſchienen ſind (1896 und 1901); vgl. daſelbſt I 395. 415 über Nachahmung der preuß. Getreidehandelspolitik in Dänemark und Rußland. Œ. VI 83. 84; IX 207. Schmoller, Umriſſe 670 ff. und Jahrb. XI 11 ff. Joachim, Domhardt 185. Nicolai, Anekdoten I Vorwort. M. Müller, Getreidepolitik in Schleſien während des 18. Jahrhunderts (1897). — Kornhandelskompagnie: Mylius IV 3, Nr. 13. 16. 22. Rödenbeck, Beiträge II 235. Publ. XI 369. Schmoller, Jahrb. XI 13. — Wollproduktion und -Handel: v. Schrötter, FBPG. X 137. 167. 174. 176. 180. 182; XI 382. 386 ff. Schmoller, Jahrbuch XI 18. Heinitz, Mém. sur ma gestion 21. 22. Œ. XXVI 400. Rödenbeck, Beiträge II 359 Anm. Struenſee, Abhandlungen über wichtige Gegenſtände der Staatswirtſchaft (1800) II 187.

(Seite 422. 423.) **Schluß**: Œ. XXIII 407. Urſinus 1766: UB. III 86—103. Hintze III 166 ff. Ueber Bertram: Schultze, Regie 270 ff. 305. 323; auch für Hoym nimmt Fechner, Handelsbeziehungen 406, phyſiokratiſche Anwandlungen an, ebenſo für Heinitz Lehmann, Stein I 35. 36.

VIII. 3. Bündnis mit Rußland und erſte Teilung Polens.

Der eignen Darſtellung Friedrichs (Œ. VI; vgl. F. Preuß, Die erſte Teilung Polens u. die Memoiren Fr. d. Gr., ZPr.G. XI.) folgten als archivaliſch fundierte Beiträge: [Comte de Görtz]. Mém. relatifs aux négociations qui ont précédé le partage de P. (1810). v. Schlözer, Fr. d. Gr. u. Katharina II. (1859). M. Duncker, Die Erwerbung von Weſtpreußen (ZPr.G. IX, 1872; wiederholt in des Verf. Abhandlungen zur preuß. Geſch.). Beer, Die erſte Teilung Polens (3 Bde. 1873; nach preuß. und öſterr. Akten). Beer, Fr. II. u. van Swieten (1874). Arneth VIII (1877; in Polemik gegen Beer). Reimann I. Vom ruſſiſchen Standpunkt: Sſolowjow, Geſch. des Falls von Polen, überſ. von Spörer (1865). Smitt, Frédéric II. Cathérine et le partage de Pologne (1861). Martens, Recueil des traités conclus par la Russie. Vgl. auch Röpell, Polen um die Mitte des 18. Jahrh. (1876).

(Seite 425. 426.) **Verhältnis zu England und Frankreich**: vgl. PC. XXIV 303. 338 mit Publ. XIV 365. PC. XXIII 34. 36. 268. Vgl. Treuſch v. Buttlar in den „Grenzboten" 1898, Nr. 15.

(Seite 426—439.) **Entſtehung des Bündniſſes mit Rußland**: Urteil von 1746: Publ. IV 302. Nach meiner Auffaſſung iſt für die Beurteilung der Allianzverhandlung mit Rußland das entſcheidende Moment, daß es Friedrich gelang, Rußland durch ein Bündnis an ſich zu ketten, während Katharina nur ein Zuſammengehen in einer einzelnen Frage, der damals aktuellen Frage der polniſchen Königswahl gewünſcht hätte; nur durch dieſen grundſätzlichen Gegenſatz wurde der Abſchluß der Verhandlung monatelang verzögert, nicht durch die Diskuſſion über einzelne Bedingungen, gegen die Friedrich nur ſo lange ſich ſträubte (was beſonders gegen Beer I 103 zu bemerken iſt), als der Vertrag an ſich noch nicht geſichert war. Ueber frühere Urteile vgl. die letzte Bearbeitung des Gegenſtandes durch Küntzel in FBPG. XIII 75—122; über die Geſichtspunkte Katharinas beſonders Bilbaſſoff II 151; vgl. PC. XXIII 52. Röpell 172. 192. Die 62 Millionen (S. 428) aus Bericht Domhardts vom 21. Nov. 1762 (Geh. St.A.) nach einer Mitteilung Korffs. — Polniſches Interregnum 1763/64: Askenazy, Die letzte poln. Königswahl (Götting. Diſſ. 1894). Haltung Rußland

lands: Bilbaſſoff II 396. 404. 535. 542; die Briefe vom 17. Okt. 1763: Beer III 80. PC. XXIII 167. — Der türkiſche Geſandte in Berlin: Rottebohm, Die preuß.-türk. Defenſivallianz 1763—65 (Feſtſchrift des Friedrichwerderſchen Gymn., Berlin 1881). Beer I 123. PC. XXIII 283. 293. — Panins perſpektiviſche Aeußerung: PC. XXIII 254. — Haltung Frankreichs und Oeſterreichs: Beer I 74. 77—81. 90. 116. 137. 143. 151. 168. Choiſeuls Programm (12. Okt. 1762): Bilbaſſoff, Monographien III 211. Vgl. auch Boutaric, Corr. secr. de Louis XV (1866). Saint-Priest, Études politiques et littéraires. — Vertragsurkunde vom 11. April 1764: Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI 1 ff.

(Seite 439—442.) **Zur Charakteriſtik des Bündniſſes.** Sein eigentlicher Wert für Preußen: PC. XXIV 253; XXVI 290. — Gründe gegen Erweiterung des Bündniſſes zu einer nordiſchen Koalition: PC. XXIV 126. 290; XV 71. 74. 359—361. — wegen Sachſens: XXVII 127. 133. 136. 141. — Saldern: PC. XXV 350 (Popilius Laenas: E. VI 15; VIII 23. Publ. LXXII 174). Vgl. PC. XXIII 283. — Einmiſchung in innere preußiſche Angelegenheiten zurückgewieſen: PC. XXV 187. 195; XXVI 18. 57. — Traditioneller Grundſatz der polniſchen Politik Preußens: vgl. Droyſen, Friedrich Wilhelm I., II 236. 237.

(Seite 442—444.) **Beziehungen zu Oeſterreich.** Eventualität einer Ausſöhnung bei gemeinſamem Gegenſatz gegen Rußland: PC. XXVI 300. 304. 323; XXVII 116. 146. — Streit wegen Ausführung der Friedensbedingungen: Arneth VIII 93 ff. PC. XXIII—XXV. — Joſeph II.: PC. XXIV 348; XXV 356. — Kaunitz: Arneth VII 292. PC. XXIV 325; XXV 148. 216. — Vereitelte Monarchenbegegnung 1766: vgl. Küntzel, FBPG. XV 507 ff. — Abrüſtungsvorſchlag: PC. XXVI 225.

(Seite 444—446.) **Polniſche Reichstage von 1764 und 1766 und Konföderation von 1766:** PC. XXIV 422; XXV 392. — „Vous n'ignorez pas qu'avec argent on fait tout en Pologne“: PC. XXIV 191.

(Seite 446—451.) **Gefahr einer bewaffneten Einmiſchung Oeſterreichs 1767.** Oeſterreichiſche Demonſtrationen und Rüſtungen: Arneth VIII 125 ff. — Preußiſche Gegenmaßregeln: PC. XXV 359; XXVI 8 ff. 25—27. 54. 58. — Ruſſiſche Gewaltſamkeit: XXVI 53. 285. 294. 300. — Neuer Vertrag mit Rußland (4. Mai n. St. 1767): Martens, Recueil VI 37, mit irriger Datierung 12./23. April (vgl. auch PC. XXVI 122 Anm. 1). — Oeſterreich lenkt ein: PC. XXVI 45. 77. 83. 188. Raumer, Beiträge zur neueren Geſch. IV 108. 109. — Auflöſung der Konföderation von Radom, Windſtille: PC. XXVII 18. 39.

(Seite 451.) **Heilige Konföderation von Bar, Ausbruch des ruſſiſch-türkiſchen Krieges 1768:** Herrmann V 434 ff. Saint-Priest, Études I. PC. XXVII 169. 188. 332. 340. 478.

(Seite 452.) **Die Teilung Polens wirft ihren Schatten voraus.** Prophezeiung Johann Kaſimirs 1662: Urkunden u. Akten zur Geſch. des Kurfürſten Friedrich Wilhelm IX 356. ZPr.G. XVII 579. Bilbaſſow II 517 Anm. — Aeltere Entwürfe: vgl. Droyſen, Geſch. der preuß. Politik III, 2, 196 (2. Aufl.); IV, 3, 218. 239. 257; 4, 284 ff. Noorden, Eur. Geſch. im 18. Jahrh. II 36. — Pol. Teſt. vom 7. Nov. 1768: zuerſt bei Duncker a. a. O.

(Seite 453—455.) **Preußen umworben.** Frankreich: PC. XXVII 579. 580. — Oeſterreich: Beer I 293 ff. Audienz vom 4. Sept. 1768: PC. XXVII 329. — England: ebend. 507. — Verhandlung mit Oeſterreich wegen Neutralität für Deutſchland und wegen einer Monarchenzuſammenkunft: ebend. 441 ff. 453. 454; XXVIII 496.

(Seite 455—457.) **Verhandlung wegen Verlängerung des ruſſiſchen Bündniſſes.** Wirkung des Türkenkrieges auf die politiſche Lage: PC. XXVII 230. 234. 499. — Subſidienzahlung: ebend. 376. 421; XXVIII 146. 153. 169. — Preußiſcher Vertragsentwurf mit Klauſel wegen Ansbach-Baireuth: ebend. 28, vgl. XXVII 421. 423. 515. 543. — Der Lynarſche Plan: PC. XXVIII 84. 160—162. 194. 195. — Schleppender Gang der Verhandlung: ebend. 503; an Finckenſtein, Anfang Auguſt: zuerſt bei Beer II 352.

(Seite 457—459.) **Zuſammenkunft in Neiße 1769:** Beer im Archiv f. öſterr. Geſch. XLVII. Berichte Joſephs II. bei Arneth, Maria Thereſia u. Joſeph II. (Korreſp.) I 300 ff.

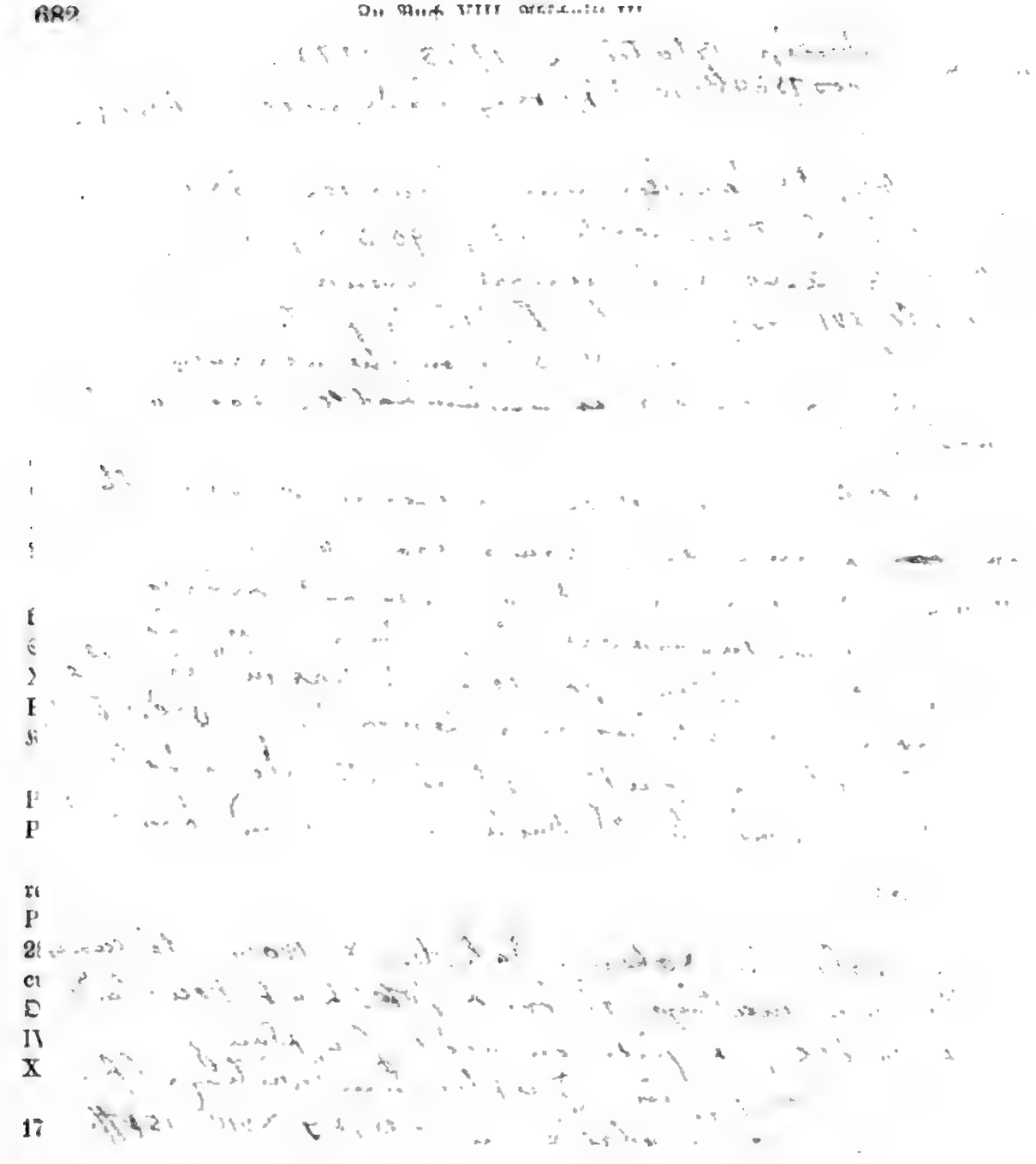
Foreign relations 1763-1772.

cf. D.W. nos 7564ff. 7687ff. very inadequate biblios. in C.M.H.

A. Loebl, Oesterreich und Preussen, 1766-68, in Archiv f. Oest. Gesch. 92 (1903), also separately 2.60 m, is severely reviewed by Volz in JBPG XVI (1903) 633f. Loebl is partisan in favor of Austria, and his slurs on the accuracy and character of Pol. Corr. ~~is unjustifiable~~ has no solid basis.

In JBPG I cf. Roser's interesting remark that for ~~for~~ a number of years prior to 1878 Bismark refused to freely open the archives and ~~[illegible]~~ or allow unfavorable things toward Russia in 18c to be written for fear of prejudicing the favorable relations wh. Lower begin to establish in the 19th. This partly explains why the whole truth in regard to 1st partition of Poland has not been told.

Dr. Volz, in Hohenz. Jahrb. X (1906) discusses the two meetings of Fr. & Joseph at Neustadt & Neisse, & gives an acct of a plan of neutrality in Graefts handwriting. Cf. also Volz's articles in JBPG XVIII, 151ff.



Digitized by Google

Memoiren des Prinzen Albert von Sachſen und Bericht von Ayafaſa: Arneth 566 ff. Das günſtige Urteil Friedrichs über Joſeph in der ungedruckten Redaktion ſeiner Memoiren von 1775 iſt weſentlich verändert in Œ. VI 25. Vgl. im übrigen PC. XXIX (1908 unter der Preſſe) u. Krauſe, Progr. des Altſtädt. Gymn. in Königsberg 1902.

(Seite 459.) **Bündnis mit Rußland vom 23. Okt. 1769:** Martens, Recueil VI 48 ff.

(Seite 459—461.) **Zuſammenkunft in Neuſtadt 1770:** Œ. XXVI 320. Beer im Archiv f. öſterr. Geſch. XLVII. Ergänzungen bei Arneth VIII 576 ff. Ligne, Mémoire sur Frédéric II (1789). Friedrich an Königin Ulrike 1. September 1770 (glaubt Maria Thereſia zu treffen). Vgl. Œ. XXVI 324 ff.

(Seite 461—463.) **Preußiſche Vermittelung im Türkenkriege, Prinz Heinrich in Petersburg.** Gedanke einer Begegnung zwiſchen Friedrich und Katharina: PC. XXVIII 108. Prinz Heinrich: Œ. XXVI 320 ff., ergänzt durch Schlözer 228 ff. Duncker 196 ff. (in berechtigter Polemik gegen Smitt I 134 ff.). Beer II 53 Anm. Martens, Recueil VI 67.

(Seite 463—474.) **Erſte Teilung Polens:** Okkupation polniſchen Gebietes durch Oeſterreich: Beer II 48 ff. 68. Arneth VIII 170 ff. 295 ff. 587. 588. — Wirkung in Petersburg: Œ. XXVI 345 (vgl. Duncker 229 Anm.). — Für die weitere Verhandlung mit Rußland hat ſich mir aus Durcharbeitung des preußiſchen Aktenmaterials ergeben, daß das Verdienſt des Prinzen Heinrich um die Erwerbung von Weſtpreußen nicht bloß in ſeinen Petersburger Pourparlers beruht, ſondern vor allem darin, daß er bei ſeiner Rückkehr die gewichtigen Bedenken des Königs zu überwinden vermocht hat. Die in der Fortſetzung des PC. zu veröffentlichenden Auszüge aus ſeinen Briefen an den König werden ſeinen Anteil an der Verhandlung auf das deutlichſte erſehen laſſen. — Ergebnisloſe Verhandlung mit Oeſterreich in Berlin (27. April 1771) und Petersburg (31. Mai): Beer II 68 ff. 358 und van Swieten 22 ff. 30. Arneth VIII 309 ff. 591. Duncker 237. 238. Reimann I 391 ff. — Oeſterreichiſch-türkiſches Bündnis (6. Juli 1771): Beer II 16. 20. 36. Arneth VIII 283. 290. 291. 328. — Kaunitz: Beer II 16; III 23 (die 13 Fälle). Arneth VIII 267. — Joſeph: Beer III 11 ff. Arneth VIII 256. 267. — Maria Thereſia lenkt ein (5. Sept.): Beer II 108 ff. 387 ff. u. Swieten 35 ff. Arneth VIII 323 ff. 329 (gegen Beer) 338. — Entſcheidung in Petersburg (Verzicht auf Moldau und Wallachei) und in Wien (für Mitwirkung bei der Teilung Polens): Duncker 246 ff., Beer II 111; III 173 ff. Arneth VIII 335. — Audienz van Swietens (4. Febr. 1772): Beer, Swieten 58 ff; vgl. Beer II 341. 357. — Die Teilungsverträge: Martens, Recueil II Nr. 31; VI Nr. 223. 225. — Urteile von Maria Thereſia und Kaunitz: Arneth VIII 353. 354. 365 (ſchon bei Preuß IV 38 aus Hormayrs Taſchenbuch 1831) 367. 376. 377. 395. Beer I p. IX; II 340.

VIII. 4. Weſtpreußen.

(Seite 475—481.) **Beſitzergreifung.** Umfang der Erwerbungen der drei Mächte: Nach einer im Staatsarchiv zu Poſen gemachten Zuſammenſtellung über die einſchlägigen Forſchungen iſt annähernd der preußiſche Teil auf 664 □-Meilen, der ruſſiſche auf 1692, der öſterreichiſche auf 1508 anzunehmen. Evaluation: Beer 3, 121. — Nachträgliche Ausdehnung der Grenzen: Reimann I 504 ff. Beer II 230. 281. 289. 307. Arneth VIII 423. Martens, Recueil VI 99. 100. — Haltung der Proteſtanten: Œ. XXVI 359. Graf Lippe, Weſtpreußen unter Fr. d. Gr. 23. — Skorzewska, Œ. XXIII 124; XXV 618. Meisner, Brenckenhoff 110. — Entwaffnung: UB. IV 37. 98. Preuß III 385 ff. (wodurch Kaltenborn II 93 wegen Loſſow widerlegt wird). — Urteile Friedrichs über die Polen: PC. XXIII 204; XXVII 352. Œ. XIV 183 (Guerre des Confédérés); XXIII 205. 208. 210. 220; XXIV 557.

(Seite 477—481.) **Abtretung durch den Reichstag von 1773:** Die Rechtsfrage: Œ. VI 47; vgl. Hertzberg, Recueil I 324 ff. — Ueber den Verlauf der Verhandlungen neben den preußiſchen Geſandtſchaftsberichten im Geh. Staatsarchiv die öſterreichiſchen bei Beer II 199—244, die ſächſiſchen bei Herrmann, Geſch. Rußlands V 532 ff. 590 ff. — L'heureuse

anarchie: Bilbassow II, 1, 541. — Haltung Frankreichs und Englands: Arneth VIII 196. 428. Reimann I 53. PC. XXVII 428. Michael, Englands Stellung zur ersten Teilung Polens (1890). Arnheim in Deutsche Zeitschr. für Gesch.-Wiss. VIII 151. — Die preußische Erwerbung durchgesetzt gegen das österreichische Interesse: Beer I 93. 119 — gegen das russische: ebend. II 301. Vgl. auch Herrmann V 360; Köppen, Fr. d. Gr. und seine Widersacher (1840) 148. Duncker, Abhandlungen 259.

(Seite 481—483.) **Einrichtung der neuen Verwaltung**: „Westpreußen": UB. IV 25 V 227. — Die Gehilfen: über Domhardt vgl. Joachim; über Brenckenhoff, Meisner, sowie Petrich, Pommersche Lebens- und Landesbilder I 271 ff. 418. Büsching, Charakter 248. Rodenbeck, Geschichtskalender III 157 und Berg, FBPG. XI 493 ff. — Roden: Preuß III 367 ff. Zakrzewski, Reformen der direkten Steuern im 18. Jahrh. (Schmoller, Forschungen VIII 2) S. 84. — Kabinettsordres betr. Westpreußen: UB. IV 3—195; V 183—234; Preuß IV 374 ff. Anderes urkundliches Material: Publ. XI. XVIII. XXIV. Graf Lippe, Westpreußen unter Fr. d. Gr. Otto, Aus der fridericianischen Verwaltung Westpreußens, Konitz 1887. 189. (Progr.) M. Meyer im Jahrb. der Hist. Ges. für den Netzedistrikt 1896. — Bearbeitungen: Roocius, Westpreußen 1772—1828 (1829). Rethwisch, Progr. des Wilhelmgymn. Berlin 1872. Boas, Berliner Diss. 1890 u. Jahrb. der Hist. Ges. für den Netzedistrikt 1891. 1892. Kreisgeschichten für Pr.-Stargard von Plehn (1900), für Deutsch-Krone von Schultz (1902). Eine umfassende Aktenpublikation bereitet M. Bär in Danzig im Auftrage der preußischen Archivverwaltung vor.

(Seite 484. 485.) **Besuche des Königs**: Roden bei Preuß III 369. 370. Œ. XXVI 356 ff.; XXIII 380; XXIV 587. Rödenbeck, Beiträge I 495.

(Seite 485—492.) **Retablissement**: Kanalbauten: Garbe, Der Bromberger Kanal (1874). Hertzberg, H. D. 297 (vgl. dazu Preuß IV 70). — Katasterwerk: Zakrzewski 83 ff., vgl. Publ. XI 535. Graf Lippe 183. Damus in Zeitschrift des westpreuß. Gesch.-Vereins XXX 55. — Lage der Bauern: Beer I 42. Hüppe, Verfassung von Polen 62. Boas, Diss. S. 21. Plehn in Mitteilungen des westpreuß. Gesch.-Ver. I Nr. 1. — Bauernadel: Lippe 9. Herrmann V 593. Boas, Diss. S. 20. 21. — Beseitigung der Starosteiverfassung: Œ. VI 88. UB. IV 95. 119. Lippe 76. — Huldigung: vgl. die Vasallenliste in Vierteljahrsschrift für Wappenkunde XX. — Kirchengut: Publ. XVIII. Œ. XXIII 242. Kolberg, Dotation des Bistums Ermland, Zeitschr. für Gesch. Ermlands IX. X. — Besteuerung: Zakrzewski 87 ff. UB. IV 145. — Zurückdrängung des polnischen Adels: Joachim 173. Publ. XI 423. 435. 573. 603. UB. IV 164. Schmoller, Umrisse 611. — Ansetzung deutscher Kolonisten: Hertzberg, HD. 191, vgl. 173. 216. 267. Beheim-Schwarzbach 407 ff. UB. IV 4. 193; V 193. Publ. XI. 479. — Retablissement der Städte: UB. IV 71. 77. 97. 112. 168. 170. Publ. XI 440. 536. Œ. XXV 18. Lippe 114. Marienburg: Steinbrecht in Hoh. Jahrb. 1902. — Braugewerbe: UB. IV 31. 37. Publ. XI 531. Preuß IV 382. Boas, Diss. S. 26. — Erweiterung der Industrie: Preuß IV 376. 378. 383. UB. IV 97. Publ. XI 536.

(Seite 492.) **Bevölkerungsstatistik**: Siehe FBPG. XVI. — Landstreicher und Betteljuden: Lippe 34. 35. 112. UB. 10. 41; V 228.

(Seite 493. 494.) **Handel**: Lippe 61. UB. V 227. — Seehandlung: Nov. Corp. Const. V B. Nr. 51. 55—57. Preuß III 456. Joachim 164 ff. 204. Raumer V 266. — Vertrag vom 3. Jan. 1779 abschriftlich im Geh. Staatsarchiv; einiges Einschlägige enthalten die Berichte des Residenten Blanchot ebend.; vgl. auch Œ. VI 89. 90. Damus, Zeitschr. des westpreuß. Gesch.-Ver. XX 93. 94. Beer III 249. 250. — Prozeß Görne: Friedberg, HZ. LXV. Nicolai-Blanckenburg II 105. Œ. XXVII b. 56.

(Seite 493. 494.) **Beziehungen zu Danzig.** Damus, Zeitschr. des westpreuß. Gesch.-Ver. XX. Michael, Englands Stellung zur ersten Teilung Polens 21 ff.

(Seite 494.) **Justizpflege**: Publ. XVIII 45 f. Œ. XXV 18. Nov. Corp. Const. V (die Ordnungen von 1773). Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverfassung u. Rechtsverwaltung II 260; die daselbst S. 262 Anm. 2 u. 264 Anm. 4 zitierte Verordnung vom 30 Juli 1774 (Nov. Corp. Const. V 341) bezieht sich nur auf Ostpreußen.

(Seite 494. 495.) **Schulweſen:** Œ. XXIII 267. Lippe 53. 73. 76—78. UB. IV 4. 5. 176. Rethwiſch 16. Publ. XXIV 246. 275.

(Seite 495. 496.) **Schluß:** Œ. XXIII 267. Damus 47. Publ. XI 573; XVIII 470. UB. IV 140. 149; V 194.

VIII. 5. Staatshaushalt und Heerweſen.

(Seite 497—501.) **Staatshaushalt:** Die Belege gebe ich FBPG. XVI (1903).

(Seite 501. 502.) **Heeresſtärke:** Reduktion 1763: Märkiſche Forſchungen XIX 183. 189 ff. Œ. VI 92. 101 (in der älteren ungedruckten Redaktion ſteht: „les régiments étaient sur le grand pied de guerre"): XIX 385; vgl. den Etat von 1757 in Sammlung ungedr. Nachrichten V 450. 454. G. Stab IIIa 126. — Fixierung der Zahl der Kantoniſten: Miscellaneen 122—124. Œ. IX 186. Soldaten als Feldarbeiter: FBPG. X 301. — Augmentation von 1768 ff.: Œ. VI 101 ff. 129; IX 186. PC. XXVII 240. 254. Märk. Forſch. XIX 183. Graf Lippe, Weſtpreußen 71. Der Œ. VI 104 erwähnte Mobilmachungsplan hat ſich unter den neuerdings an das Geh. Staatsarchiv gelangten Treſorakten gefunden; er liegt meinen Angaben zu Grunde und ſoll in den „Publikationen aus den Staatsarchiven" veröffentlicht werden. Ungenaue Ziffern: Preuß IV 306. Büſching, Beiträge zur Regierungsgeſch. 391 ff.

(Seite 502—510.) **Retabliſſement des Heeres.** Popularität: Litzmann, Schröder II 48 ff. E. Schmidt, Leſſing I 484. — Verfall der Disziplin im Kriege: Œ. VI 91. 92; XXVII b 48. — Inſpektionen: Miscellaneen 131. PC. XXIII 97. 98. Märk. Forſch. XIX 169. Berenhorſt, Betrachtungen (3. Aufl.) 171. 179. [Kaltenborn], Briefe eines alten preuß. Off. II 111. 152 ff. Gaudi bei Jany, Gefechtstaktik der Infanterie von 1806 (Beiträge und Forſch. zur Geſch. d. preuß. Heeres V) 8. Ueber Ramin: Kaltenborn I 85. 100; II 154. Thiebault IV 309. Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Heſſen, überſ. von Bernhardi, 107, 127. Rödenbeck, Tagebuch III passim. — Reform der Kompagniewirtſchaft: Miscellaneen 121. 122. Büſching, Beiträge zur Reg.-Geſch. 393—410. Courbière 115 ff. Berenhorſt 169. 180. 294 Anm. Kaltenborn I 75; II 117. 156. Une mission mil. en Prusse 1786 p. 277. Vgl. auch PC. XXI 521. — Offizierkorps, Adel: Œ. IX 186. Schnackenburg, Jahrbb. f. d. deutſche Armee CXV. v. Tayſen, Milit. Thätigkeit Fr. d. Gr. während ſeines letzten Lebensjahres 62 ff. 72. Preuß III 332 Anm. 2. Militärlexikon IV 48. — Abneigung gegen Grafen: Lucchesini bei Biſchoff 227. Berenhorſt 198. Preuß III 142; vgl. Œ. IX 120. Kaltenborn I 109; an Tauentzien 8. Nov. 1775 (ungedruckt). — Offiziermangel: Preuß III 133. Courbière 115. — Huſaren: Lippe, Huſarenbuch 480. Winter, Zieten I 439. Preuß IV 388. — Der kleine Dienſt: Berenhorſt 182. 183. 218. Kaltenborn I 23. 122. 123. [v. Loſſow], Denkwürdigkeiten zur Charakteriſtik der preuß. Armee unter Fr. II (1826) 230 ff. Küſter, Leben Salderns und Neue Militär. Blätter LVIII 123. — Manöver: Miscellaneen 132. v. Tayſen a. a. O. 85 ff. Kaltenborn I 24. 25. 29. v. Seidl, Fr. d. Gr. und ſeine Gegner 118. „Daheim" 1898 Nr. 34 (nach den Papieren des Generalleutn. v. Löbell). — Theoretiſche Unterweiſung der Offiziere: G. Friedländer, Die K. Allg. Kriegsſchule nnd das Militärbildungsweſen 1765—1813 (1854). Œ. VI 95. 99. Miscellaneen 140. 156. Une mission militaire 1786 p. 287. 299. — Eleven, Generalſtab: Miscellaneen 177. Friedländer 143. Donalies FBPG. VIII 6. 7. Maſſenbach, Rückerinnerungen I 121; II 95 ff. Pertz, Gneiſenau I 30. Preußiſche Jahrb. XLV (Rüchel). — Elements de castramétrie: Œ. XXIX (vgl. VI 96). Regeln für Bat.-Komm. ebend. — Dumouriez: Berenhorſt 195. — Geſamtfortſchritt des Offizierkorps: Kaltenborn I 124. — Urteil über die Gemeinen: Miscellaneen 130. Œ. XXIX 50; vgl. aber die Anerkennung der „valeur" Œ. XXIV 570 (gegen Guibert). — Popularität des Königs bei der Truppe: Kaltenborn I 57; II 50. 110 Preuß III 365. Arneth VIII 568. Karoline v. Fouqué, Blick auf Geſinnung und Streben in den Jahren 1774—78 (1831) S. 91. — Revue von 1773: K. v. Hülſen, Memoiren 185. Preuß IV 369. 371. Kaltenborn I 34. — Allmähliche Vervollkommnung des Heeres Œ. VI 94. 96. 124; IX 186; XX 127. 131; XXVI 303. 305. 356. 364. Lippe, Militaria 47 ff. Arneth VIII 568 (dagegen Schöning IV 38. 39).

(Seite 511.) **Infanteriefeuer:** Œ. IV 222; XXVI 306. Miscellaneen 131. Loſſow 257 bis 275. Berenhorſt 222. 223. 329. Preuß II 365; IV 177. Mission mil. 1786 p. 280. 295 und jetzt Jany a. a. O. 4. 97, wonach Anhalt 1783 acht Schüſſe und achtmal Laden in der Minute verlangte.

(Seite 511.) **Feſtungen:** Miscellaneen 140. Œ. IX 186; XXIX 76.

(Seite 512. 513.) **Keine Kriegsmarine:** Œ. IX 189. 190; vgl. J. G. Droyſen, Monatsberichte der Berl. Akademie der Wiſſ., Januar 1881.

(Seite 513. 514.) **Strategie:** Œ. IV p. XVIII; IX 190; XXIX 3. 21 ff. 67 ff. Miscellaneen 142 ff. Vie du prince Henri, Paris 1809, 351 Anm.

(Seite 514.) **Schlußbemerkung:** Œ. XXIII 154. 155; XXVI 400.

IX. 1. Bairiſcher Erbfolgekrieg.

Mémoires de la guerre de 1778, Œ. VI. Hertzberg, Recueil des déductions II (1789). [Arndt], Vollſtändige Sammlung von Staatsſchriften. 5 Teile (1778—1779). Militäriſches Hauptwerk noch immer: v. Schöning, Der bayr. Erbfolgekrieg 1859 (Mil. Korr. Fr. d. Gr. mit dem Prinzen Heinrich, IV) mit Urkundenbuch (zitiert: Schöning UB). Kampagne des Prinzen: Zeitſchr. für Kunſt u. Wiſſenſchaft des Krieges 1845. Eine weſentliche Ergänzung bieten die von mir an anderer Stelle mitzuteilenden Briefe des Prinzen Heinrich an den Erbprinzen von Braunſchweig im Archiv zu Wolfenbüttel. Zur Kritik der älteren milit. Lit. vgl. Cogniazzo IV 285, Dohm, Beiträge V 360 ff, Schöning IV 37 ff. u. v. Seidl, Fr. d. Gr. u. ſeine Gegner (1819). — Reimann, Geſch. des bayr. E.-K. (1869; umgearbeitet in Reimann, Neuere Geſch. des preuß. Staats II). Arneth X. Beer (nach öſterr. und preuß. Akten) HZ. XXXV. XXVIII. Radda, Der bayr. E.-K. u. der Friede zu Teſchen (1879).

(Seite 517—522). **Ueberſicht der auswärtigen Politik 1772—1777.** Œ. VI 111—133 Idee eines Dreibundes der Oſtmächte: Beer, Swieten 89. 108. — Staatsſtreich Guſtavs III: Arnheim, Beiträge zur Geſch. der nordiſchen Frage (Deutſche Zeitſchr. für Geſch.-Wiſſ. VII. VIII; vgl. auch Nationalzeitung 1892, 30. März). Hüffer FBPG. VI 384. — Prinz Heinrich in Petersburg und Großfürſt Paul in Berlin 1776: Œ. XXVI. Korreſpondenz zwiſchen Heinrich und Solms (Geh. St.A.). Sbornik XXXVII. — Vertrag vom 1. April 1777: Martens, Recueil VI Nr. 227. — Beziehungen zu Oeſterreich: Œ. IX 187. — Vorausſicht der Anſchläge auf Bayern: Œ. XVIII 251. XXVI 370. PC. XXVII 320. 358. 387. — Friedrichs Syſtem 1777: Œ. XXVI 392; vgl. VI 130. Beziehungen zu Frankreich: Tod der Pompadour: PC. XXVI 302. Œ. XXIII 183. — Choiſeul: vgl. die Sachregiſter zur PC.; Œ. XIV. 179. 240. 260 ff. — Ludwig XV: Œ. VI 67; XIV 260 ff.; XXIII 286. 290; XXIV 628. — Ludwig XVI.: Œ. VI 67; XXVI 370. 398; vgl. PC. XXVIII 424. Broglies Denkſchrift 1773: Boutaric, Corr. secrète de Louis XV, T. II. — Vergennes: Tratchevsky, La France et l'Allemagne sous Louis XVI (1880); vgl. Bailleu in Revue Critique 1881, Nr. 31. — Beziehungen zu England: Krieg in Amerika: vgl. PC. XXV 42; XXVII 323. — Hader der engl. Parteien und Bute Œ. VI 114. PC. XXVI 382. Ranke S.W. XXXI/XXXII 460 („un roi d'Angleterre que But mène par la lisière;" ebend. S. 105 in Rankes Ueberſetzung mißverſtanden). Œ. XIII 42 (wo mit dem enfant sur le trône, servilement soumis aux lois de son mentor Georg III., nicht der vom Herausgeber vermutete König von Portugal gemeint iſt). v. Ruville, Pitt und Bute (1895) 64 ff. 80. — Verhältnis zu den Amerikanern: Kapp, Fr. d. Gr. und die Vereinigten Staaten (1871). Bancroft, Geſch. der Ver. St. (überſ. von Bartels) X p. V und 52 ff. Œ. XXV 45. 82. Rödenbeck, Tagebuch III 117.

(Seite 522—530.) **Vorgeſchichte des Krieges.** Joſephs II. bayriſcher Plan: Arneth X 303 ff. Unger in Mitteil. des Inſtit. für öſterr. Geſchichtsforſch. XV — Preußiſche Gegenzüge: Görtz, Mémoire hist. de la négociation de 1778 (1812). v. Seidl a. a. O. 369 ff. (Befehle an Hoym). Meisner, Herzogin Maria Anna von Bayern (Feſtſchr. des Gymn. zu Jauer 1890), vgl. Bitterauf, Die wittelsb. Hausunion 1746/47 (Feſtgabe für K. Th. v. Heigel,

München 1903 S. 465 ff.). — Haltung Frankreichs und Rußlands: vgl. Schöning UB. 42. 73. — Papierverbrauch: ebend. 9. 11. Œ. XXIII 422. — Prinz Heinrich: Miscellaneen 156 (beſter Feldherr). Vgl. beſonders Schöning UB. 2. 4. 16. 17. 26. 32. 34. 45. — Hertzberg: Unzer, H. Anteil an den preuß.-öſterr. Verhandlungen 1778/79 (1890) 4. 27. 121. — Verſtändigungsverſuche: Arneth X 376. 380. Œ. VI 183 ff. Hertzberg, Recueil II 126 ff.; wegen der Lauſitz vgl. ſchon Œ. XXVI 372. — Oeſterreichiſche Urteile über Friedrich: Raumer V 317. Arneth X 431 ff.

(Seite 530. 531.) **Verhandlung nach dem preußiſchen Einmarſch in Böhmen.** Beer, HZ. XXXVIII; vgl. Arneth, Reimann, Unzer.

(Seite 531.) **Preußiſcher Feldzugsplan.** Erſter Entwurf: Œ. VI 145; XXIX 121. Schöning UB. 66. — Erſte Modifikation: Œ. VI 146. 147. Schöning UB. 54. 82. 84.

(Seite 531—535.) **Verlauf des Feldzugs.** Der König vor der oberen Elbe: Schöning UB. 91. 92. Œ. XXIV 25. — Vorbereitungen Heinrichs: Schöning UB. 93—95. 102. 107. Henckel von Donnersmarck, Milit. Nachlaß II b 171. — Sein Einmarſch, Schrecken der Oeſterreicher: Schöning UB. 98 ff. Arneth X 505. Preuß UB. V 177. — Die Kriſis des Feldzugs: Henckel a. a. O. 182. 183 (beſtätigt durch Möllendorffs Bericht 17. Auguſt, Geh. Staatsarchiv). Schöning UB. 102. 107. — Offenſivverſuch des Königs: Schöning UB. 117. 119. 128. 131. 138. Anhalt: Preuß IV 391 ff. Preuß UB. V 177. 180. Schöning IV 175 ff. Henckel 187. 200. Karl von Heſſen, Denkwürdigkeiten 100. — Les exploits des septuagénaires: Œ. XXIV 29. — Mähren bis zuletzt im Auge behalten: Œ. VI 161. Schöning UB. 132. 155. 158. — Feldzugsplan für 1779: Œ. XXIX 126; vgl. Schöning UB. 184. 192. — Verluſte: Blanckenburg-Nicolai II 64. — Koſten: ſiehe oben S. 501. — Allgemeine Verſtimmung: außer den Briefen des Prinzen Heinrich Henckel a. a. O. 216. Schmettau, Ueber den Feldzug von 1778 (1789). Karl von Heſſen, Denkwürdigkeiten 85 ff. — Urteile über Generale: Schöning UB. 103. 106. 123. 160. 175. 205. 206. Henckel 216. Ueber Möllendorff: Graf Lippe, Jahrb. für die deutſche Armee Bd. CIX. — Vorwürfe gegen den Prinzen Heinrich: Œ. VI 156. 179; vgl. XXVI 473. Schöning UB. 119. 124. 132. 163. 164. 167. 186. 191.

(Seite 535—539.) **Friede von Teſchen.** Breslauer Winterquartiere: Schöning UB. 197. 199. 200. 217. — Gegenkaiſer: ebend. 246; vgl. Arneth X 614. — Friedrich über Maria Thereſia: Œ. XXIV 325. 326. — Die öffentliche Meinung für Preußen: vgl. ebend. 328. Briefe Maria Thereſias, her. von Arneth, IV 537. Pertz, Stein VI (Beilagen S. 156). Von ſpäteren ſteht ganz auf ſeiten Joſephs II. Schloſſer, Geſch. des 18. Jahrhunderts III. — Ergebnis für Preußen: Œ. XXVI 476; vgl. auch XXIV 326. 327. Reimann II 260. — Unzufriedenheit Joſephs mit Frankreich: Arneth X 548. 541. 631. 665. — Der militäriſche Wert des ruſſiſchen Bündniſſes für Preußen prekär: Reimann II 220. 238. 239.

IX. 2. Juſtizpflege und Kirchenpolitik; Landrecht und Staatsform.

(Seite 540—542.) **Ergebniſſe der erſten Juſtizreform.** Aeußerungen des Königs: Œ. IX 188. 201. 232; XXIII 343. 405. 409. 412; XXV 375. 378. Vgl. indes Holtze, Zur Strafrechtpflege unter Fr. Wilh. I. (1894). — Die Schüler Coccejis: Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverfaſſung und Rechtsverwaltung II 248 ff. Holtze, Geſch. des Kammergerichts III 281. 282. — Gegenſatz zwiſchen Fürſt und Carmer, Inquiſitions- und Verhandlungsprinzip: Kamptz, Jahrbb. für die preuß. Geſetzgebung LVIII. Holtze III 288 ff. Stölzel II 265 ff. Stölzel, Svarez 80. 137 ff. Breßlau und Iſaacſohn, Der Fall zweier preuß. Miniſter (Danckelman und Fürſt) S. 75 ff. W. Naudé FBPG. V 314.

(Seite 542—545.) **Prozeß des Müllers Arnold.** Materialien: Preuß III 489 ff. 538 ff. und ZPr.G. I 129 ff. Dickel, Beiträge zum preuß. Rechte I (1891) S. IX (ebend. Zuſammenſtellung der Litteratur). Gegen Dickels Verteidigung des Machtſpruchs vom 11. Dez. 1779 Winter, Münchener Allg. Zeitung 1891 Nr. 277 und (vom Standpunkt des Kammergerichts) Holtze III. Svarez' Urteil: Stölzel, Svarez 316. 317 (vgl. Dohm bei Preuß III 537. 538). —

Demonſtrationen: Preuß III 500. Kalkreuth, Mes paroles (1818). Thiebault IV 32. Raumer V 341. Büſching, Charakter 255; vgl. auch Œ. XXV 142. 145. FBPG. XV 542. — Grundſatz der Nichteinmiſchung: Die bei Stölzel II 263 erörterte Kabinettsordre iſt vom 27. Dez. 1772: UB. II 19. — Wetzlar: Moſer, Von der teutſchen Juſtizverfaſſung (1774) II 821. Goethe, Wahrheit und Dichtung, Buch 12; vgl. „Die Aufgeregten" Akt I Sc. 5. — Müller von Sansſouci: vgl. Schneider (Märk. Forſch. VI 165 ff.). Lange (Mitteilungen des Ver. für Geſch. Potsdams N. F. II 306).

(Seite 545—547.) **Berufung Carmers. Entſtehung des Allgemeinen Landrechts** Carmer und Svarez: Stölzel II 292 und „Svarez" 172 ff. (Urteile von Goßler und Klein); abſchätzig gegen Carmer. Holtze III 327. — Ordre vom 14. April 1780: Kamptz, Jahrbb. XLVI 225. Stölzel, Svarez 156. — Befriedigung des Königs: ebend. 235. 239. — Vgl. auch Hinſchius, Svarez, Berliner Rektoratsrede 1889.

(Seite 547—549.) **Kirchenpolitik in Schleſien ſeit 1763.** Regelung der Parochial- und Patronatsverhältniſſe: Publ. XVIII 137. 239. 241. 464 (für das Einzelne, auch im folgenden, vgl. die Sachregiſter des Herausgebers Lehmann zu Publ. XVIII. XXIV). Grünhagen II 428 ff. — Nominationsrecht: Publ. XVIII 92. 135. 139. 198. 419. 433. — Einführung des Königl. Placet ebend. 230. — Klemens XIII.: ebend. 156. 157. — Biſchof Schaffgotſch, Ernennung eines Vikars: ebend. 653.

(Seite 549—553.) **Wahl Klemens XIV. Aufhebung des Jeſuitenordens.** Konklave von 1769: Œ. XXIV 168. PC. XXVII 595; XXVIII 503. Publ. XVIII 389. 392. — Abſicht zur Ausweiſung der Jeſuiten aus Schleſien 1763: ebend. 105. Œ. XIX 319. 321; XXIV 610; vgl. ebend. 396. 422; XXIII 135 und noch PC. XXVII 16 (17. Jan. 1768). — Veränderte Haltung ſeit 1768: Œ. XXIV 149. (1. Febr.) 429. Publ. XVIII 403. Broſch, Geſch. des Kirchenſtaats II 141 Anm. Beer, Zwieten 121. — Beweggründe: Œ. XXIII 168. 414; XXIV 440. 451. 624. Publ. XVIII 347 ff. d'Ancona, Fr. d. Gr. und die Italiener, überſ. von Schnell, 67 ff. Ligne, Mémoire sur Frédéric II p. 54. Ueber die bourboniſchen Höfe Œ. XXV 232. 241. — Exſuit von Sansſouci: Œ. XXIII 378 und öfter. Eine Rancune gegen Klemens XIV. möchte ich, in dieſem Punkte von Witte (Fr. d. Gr. und die Jeſuiten 1892, S. 83; zuerſt im Progr. von Schulpforta 1892), der beſten Behandlung dieſes Gegenſtands, abweichend, nicht annehmen. — Verſtändigung mit der Kurie: Publ. XXIV 73. 326. 473. Vgl. Dittrich in Zeitſchr. für Geſch. Ermlands XII. Œ. XXIV 618.

(Seite 553. 554.) **Verhältnis zu Pius VI.** Frage der gemiſchten Ehen: Publ. XXIV 229. Meydenbauer in Quellen und Forſch. aus ital. Archiven und Bibl. III 195. — Pius VI. in Wien: Œ. XXV 201. 206. 211. 217. 237 (neben dem Schriftwechſel mit der Geſandtſchaft in Wien). — Rückwirkung auf Schleſien: Publ. XXIV 504. Œ. XXIII 108. Grünhagen a. a. O. Vgl. noch Schön, Papiere, III 68.

(Seite 554—556.) **Staatsgewalt und evangeliſche Kirche.** Büſching, Charakter 148 ff. Preuß III 220 ff. Philippſon, Geſch. des preuß. Staatsweſens ſeit 1786 I 47. Stölzel, Svarez 341. 352. Œ. XXV 177. 178. 180.

(Seite 556.) **Sekten.** Büſching, Charakter 138 ff. Preuß I 313 ff.; III 277. 278; IV 74. Beheim-Schwarzbach, Koloniſationen 341. 356. 378. 387. 418. Publ. X 68. — Tataren: Œ. XXIII 344.

(Seite 556—558.) **Das Landrecht als Abſtraktion Fridericianiſcher Regierungsmaximen.** Religionspolitik: Teil II Tit. 2 § 2. 13—15. Vgl. K.O. vom 17. Jan. 1781 bei Preuß III 227. — „Syſtem polit. Arbeitsteilung": Hintze, Acta Borussica VI a 13. — Adelsrechte: Teil II Tit. 9 § 55; vgl. Œ. IX 140; XXIV 580. Zedlitz bei Preuß III 136. — Recht auf Arbeit: Teil II Tit. 19 § 2 (vgl. Bismarck im Reichstage 9. Mai 1884); Œ. IX 165; XXIV 474. 482. Schmoller in FBPG. XII 31. Hintze, Seideninduſtrie III 180. 225. 234. 295 ff.

(Seite 558.) **Konſtitutionelle Tendenzen unter der abſoluten Monarchie.** Stölzel, Svarez 185. 313. 314. 333—338. 385. 390. 391; Rechtsverfaſſung II 249. Hertzberg HD. 159. Vgl. Tocqueville, L'ancien régime, notes („code du grand Frédéric").

(Seite 559—561.) **Friedrichs Aeußerungen über die Staatsformen.** Die drei ſpäteren Hauptſchriften Œ. IX 129. 153. 193. Vgl. Publ. XXII 391. HZ. LXI 280 ff. — Engliſche Parlamentsverfaſſung: Œ. IX 21. PC. passim (vgl. z. B. PC. XXV 43; XXVI. 139. 247. 306, wogegen die poetiſche Stelle Œ. XII 195 nicht ins Gewicht fällt). — Forderung ſtraffer Konzentration: Œ. IX 190. 216 („mener de front comme les quadrigues"); vgl. Bd. I 319 (2. Aufl. 321). — Autorité divine: Œ. IX 151. — Pacte social: Œ. IX 196. 215. — Premier serviteur de l'État: Œ. I 123; VIII 66. 168; IX 197. Schlözer, Briefwechſel Heft 21 (1779). — Vgl. noch Dock, Der Souveränetätsbegriff von Bodin bis Fr. d. Gr. (1897), mit der Bemerkung von Hintze FBPG. XII 297.

IX. 3. Der alte König und die neue Bildung.

(Seite 562—567.) **Späteres Verhältnis zu Voltaire.** Gedächtnisrede: Œ. VII 50; XXV 119; vgl. XXIII 125. 237. — Subſkription von 1770: ebend. 166; XXIV 488. 491. 497; XXV 333. — Bekenntnis von 1772: Œ. XXIII 213. — Rückblicke auf den Streit mit Maupertuis: ebend. 93—95. 118. 131. 145. 149. 167. 179. 307. 310; vgl. auch PC. XXVII 478. — Der Friedensapoſtel: Œ. XX 111. 257. 265 ff. 273. 282. 284; XXIV 447. 457. 542. 547; XXV 154. — Der Patriarch des Geſchmacks: Œ. XXIII 95. 138. 156. 190. 348. 355. 399. — Verfall der franz. Litt.: ebenda 97. 99. 107. 110. 113. 125. 126. 162. 178. 184. 212. 237. 266. 295 (zahlreiche Parallelſtellen in den Briefen an d'Alembert). — Roi des déistes: ebend. 168; vgl. II 36; VII 63. — L'infâme: Œ. XXIII 45; XXV 4; vgl. XXIV 397. — Das Schwinden des idealen Kredits des Papſttums: XXIII 348. 381; vgl. XV 24; XXIV 470. 615. 627; XXV 35. 201. PC. XXVII 97. — Intoleranz in Frankreich: Œ. XXIV 566. 596. 601; XXV 133. 165. — Voltaires Vorſicht: Œ. XXIII 45. 182. 188; XXIV 415. 437. 438. 444. 449. 453. — Totenamt für V. in Berlin: Œ. XXV 154; vgl. 157. 161. 163.

(Seite 567—573.) **Verhältnis zu der jüngeren franzöſiſchen Philoſophie.** d'Alembert: vgl. Wahlen, SB. der Berl. Akad. 1899 Nr. 4. Œ. XXVI 511. Lucheſini bei Biſchoff 244. Geometrie: Œ. XXIV 373. 529. Vgl. Œ. XX p. XXII; XXIII 421 (Euler); XXIV 523 (Beguelin), 430. 431. — Spott über die Encyklopädiſten: Totengeſpräch von 1773: Œ. XIV 253; vgl. XXIII 277 (étudier l'histoire à rebours: XIV 254; XXIV 375. 421). Weiter IX 239; XXIV 559. 582; XXV 132. 136. Miscellaneen 143. Schöning UB. 227. — Rouſſeau: Œ. 172; XX 288. 299 ff.; XXIII 116. 353; XXIV 440. Thiebault I 59. 63. Dubois-Reymond, Fr. d. Gr. u. Rouſſeau (1879; auch in „Reden" I). — Diderot: Œ. XXIII 156; XXIV 620. 624. 630. 631; XXVI 511. — Buffon: XXIV 399; XXV 219; XXVI 506. — Helvetius: XXIII 227. 251. 253; XXIV 395. 396. 557. 561. 563. 569. 620; XXV 82. — Examen crit. du Système de la nature: IX 1. 53; XXIII 183; XXIV 489. — Das Eindringendſte über die verſchiedenen Strömungen der franzöſiſchen Philoſophie des 18. Jahrhunderts und Friedrichs Verhältnis zu ihnen bietet Dilthey, Fr. d. Gr. u. ſeine Akademie, Deutſche Rundſchau, Juli 1900.

(Seite 574—580.) **Philoſophiſche Diskuſſion mit d'Alembert 1770/71.** Vgl. Lucheſini 182 und im allgemeinen Zeller, Fr. d. Gr. als Philoſoph (1886). Chriſtentum: Œ. XXIV 485. 496. 503; vgl. VIII 155; XVIII 239; XXIV 479. — Ewigkeit der Welt: Œ. IX 157; XII 199; XIX 265; XXI 35; XXIII 165. 171; XXIV 306. 503; XXV 212. 219. 376. — Gottesbegriff: XXIV 503. 513 ff. 520. 531. 537. Gott taub: Œ. XII 96. 199. 200. — Freiheit und Notwendigkeit: Œ. XXIII 201—205. Œ. XXIV 504. 516. 520 ff. 527. 531. Marionetten: XXIV 313. 532. — Causes secondes, hasard: I 127; IV 223; V 234; VI 179; XVII 20; XVIII 188; XXIV 461. 593; XXV 62. — Vers sur l'existence de Dieu: XIV 18; vgl. IX 89. 90; XII 95. 199. 260.

(Seite 580—587.) **Hintenanſetzung der ſpekulativen gegen die Moralphiloſophie.** Œ. XXIV 430. 469. 472. 508. 526. L'homme est fait pour l'erreur — l'homme est fait pour agir: Œ. XXIII 119; XXIV 537; vgl. VII 215; XXV 62. 257. Schöning UB. 45. — Aberglauben unausrottbar: Œ. XVIII 240; XXIII 102. 103. 109. 111. 115. 119; XXIV

464. 470. 471. 476; XXV 138. 227. 237. — Nur die schädlichen Irrtümer zu bekämpfen: XXIII 235. 341; XXIV 472. — Toleranz und ihre Grenzen: XXV 207. Publ. XVIII 556. Œ.XXIII 102. 161. 168. Thiebault I 93. Vgl. Pigge, Die religiöse Toleranz Fr. d. Gr. (1898) und dazu FBPG. XII 299. — Commentaire apostolique (1778): Œ. XIV 33. — Ueber Preßfreiheit: Œ. XXIV 561—564; vgl. 408. 507. Preuß III 249 ff. — Zulässigkeit der Täuschung: Œ. XXIII 376; XXIV 467. 470. 475. 478. 479. 483; XXV 88. 91. 277. Harnack, Gesch. der Akademie I 417. — Selbstliebe als Moralprinzip: Œ. IX 90; XXV 225. Döring, Fr. d. Gr. als Morallehrer (Preußische Jahrbb. LXX). Uebermenschlichkeit des Stoicismus: Œ. XII 181 ff.; XIX 79. 109. 117. 163; XXV 226; XXVIIa 204. — Dialogue de morale: IX 85; XXIV 579. — Instruktion von 1765: IX 75.

(Seite 587—597.) **Pädagogische Bestrebungen.** Œ. XXIV 578. 580. K.O. vom 5. Sept. 1789 zuerst bei Nicolai, Anekdoten V 33. Trendelenburg, Kl. Schriften III (Zedlitz). J. Bona Meyer, Fr. d. Gr. pädagogische Schriften (1875). Fischer, Fr. d. Gr. u. die Volkserziehung (1877). Disselnkötter u. Güterfohn in den Progr. des Gymn. zu Wesel 1892 bezw. der Oberrealschule zu Karlsruhe 1893. Hübler, Fr. d. Gr. als Pädagog (2. Aufl. 1900; vgl. FBPG. XV 598). — Discours von 1772, Lettre sur l'éducation: Œ. IX 113. 169; vgl. XXIII 213; XXV 565. Ueber Frauenbildung vgl. auch XXIII 125. — Volksschule: Clausnitzer in „Deutsche Schule", hsg. v. Rißmann V (1901) 342 ff. 411 ff. (nach archival. Forschungen u. mit Nachweisung der älteren Litt.). Unteroffiziere als Lehrer: ebend. 419 (die Angabe bei Preuß IV 486 wegen Koppy ist nicht zutreffend). Ueber Militäranwärter bei anderen Behörden vgl. Holtze, Kammergericht III 278; Schmoller FBPG. II 613. Religionsunterricht: Nicolai V 39. Clausnitzer 416; vgl. Œ. XXVI 500. Die Antwort an Sulzer: Nicolai III 274. — Gymnasium: Rethwisch, Zedlitz u. Preußens höheres Schulwesen (2. Aufl. 1886). Petrich, Pommersche Lebens- und Landesbilder 375 ff. (Meierotto). — Universitäten: näheres werde ich FBPG. XVII mitteilen. — Akademie: Harnack I. [de la Veaux] Vie de Frédéric II, IV 70 ff. Œ. XIII 104 (Formey). Publ. LXXII 298.

(Seite 597—601.) **De la littérature allemande.** Œ. VII 89; XXI 78; XXIII 301. 337; XXIV 569. 593; XXV 171. 172. 337 ff.; XXVI 523 (Karl August; vgl. Brunn, Meierotto 269). Beer, van Swieten 27. Vgl. Suphan, Fr. d. Gr. Schrift über d. Deutsche Litt. (1888) und die zahlreichen anderen bei Geiger, Deutsche Litt. Denkmale, hsg. von Sauer Nr. 16 (2. Aufl. 1902) u. bei Schüddekopf ebend. Nr. 122 verzeichneten Arbeiten. Geest, Fr. d. Gr. u. Lessing (Jahrbb. für die deutsche Armee CX.).

IX. 4. Der deutsche Fürstenbund von 1785.

Urkundliches Material: Hertzberg, Recueil des déductions II 364 ff. (1789). A. Schmidt, Gesch. der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen (1851). Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund (1871; S.W. XXXI/XXXII, 1875). Bailleu, Der Ursprung des deutschen Fürstenbundes (HZ. XLI, 1879).

(Seite 602—605.) **Maria Theresias Ausgang.** Arneth X 719 ff.; vgl. Archiv f. österr. Gesch. XLVIII 76. Arneth, M. Th. u. M. Antoinette 169. 202. 204. Arneth, Briefe Marias IV 518. PC. XXIII 246. Œ. XXV 171. 174. Immediaterlasse an Riedesel 3. 6. 17. 20 Dezember 1780; an Hoym, 2. Okt. 1782 (Geh. St.A.). Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI 99. Matrimoniale Politik Oesterreichs: PC. XXVIII 404. — Wahlen in Köln und Münster: Dohm, Denkwürdigkeiten I 295 ff. Arneth X 692 ff. Reimann II 269 ff. PC. XI 139. — Joseph II. in Rußland: vgl. Arneth X 831. 832. Alvensleben bei Reimann II 275.

(Seite 605—607.) **Preußen und Rußland.** Seeneutralität: Hertzberg, Recueil 450 ff. (2. Aufl.). Dohm II 100 ff. Bancroft, Gesch. d. Vereinigten Staaten, deutsch von Bartels, X 190—192. FBPG. XV 542. Martens, Recueil des traités conclus par la Russie VI 107. Bergbohm, Die bewaffnete Neutralität 1780—83 (1884). — Türkische Verhandlung: Bailleu a. a. O. Zinkeisen, Gesch. des osmanischen Reichs VI. Reimann II 273. Martens VI 120.

F. Salomon, England und die D. Fürstenbund, in Hist. Vierteljahrschrift VI (1903) 221-242 differs from Ranke & Wittichen (who thought England & Hanover formed same policy) and on basis of unused English material shows that England favored Fürstenbund, not on account of Hanover but in order to draw Prussia away from France; printed important dispatch from Pitt to Ewart 14 May 1785. Salomon finds English & Hanoverian policy decidedly divergent and that the crisis of 1785 is not an introduction to Triple alliance of 1788, but due to very temporary conditions.

(Seite 607—608.) **Der große Plan Katharinas.** Arneth, Joſeph II. u. Kath. II. (Briefwechſel; 1869). Arneth, Joſeph II. u. Leopold II. (1872).

(Seite 609—612.) **Zuwartende Politik Preußens:** Urteile über Katharina PC. XXVIII 260 (1769). Reimann II 317. 349. Pantocratice: E XXVI 497 ff. — Panin: Raumer V 567. Bancroft X 181. Kapp 78. Reimann II 310. — Potemkin HZ. LX 266. Raumer V 556. — Konſtantin E. XXV 247. Reimann II 279. — Großmogul: Raumer V 569. — Der Prinz von Preußen in Petersburg: Brückner, Katharina II. (1883) 327 ff. — Großfürſt Paul: HZ. LX 268. — Verhandlungen mit Frankreich und England: Bailleu a. a. O. Kapp 77. Reimann II 333. Raumer V 555. Tratchefski, La France et l'Allemagne sous Louis XVI (1880) mit den Bemerkungen von Bailleu, Revue Critique 1881 Nr. 31. Memorials and Correspondence of Fox (1853) I 338. Diaries and Correspondence of Harris (1844) II 47. 51.

(Seite 612—618.) **Entſtehung des Fürſtenbundes.** Außer den angeführten allgemeinen Darſtellungen: Krauel, Prinz Heinrich in Paris (1901); vgl. Krauel, Prinz Heinrich als Politiker (1902) S. 31; die Einladung hatte ſich der Prinz, wie G. B. Volz im Archiv des franz. Miniſteriums der ausw. Angelegenheiten feſtgeſtellt hat, durch den franzöſiſchen Geſandten Eſterno verſchafft. — Tayſen, Die milit. Thätigkeit Fr. d. Gr. während ſeines letzten Lebensjahres (1886) S. 20 ff. Corr. de Mercy d'Argenteau p. p. Arneth et Flammermont (1889) I 377. G. Wolf, Oeſterreich und Preußen 1780—1790 S. 105. 107. F. K. Wittichen, Preußen und England 1785—1788 (1902). Dreßler, Fr. d. Gr. u. Hertzberg in ihrer Stellung zu den holländ. Wirren (Breslauer Diſſ. 1882). Vgl. Bailleu, Hertzberg, HZ. XLII. Martens, Recueil VI 134. 137. Damus, Zeitſchr. des Weſtpr. Geſch.-Ver. XX 132. Erdmannsdörffer, Pol. Korr. Karl Friedrichs v. Baden I (1888). Bailleu, Karl Auguſt, Goethe und der Fürſtenbund, HZ. LXXIII. — Zeitgenöſſiſche Kritik vom preußiſchen Standpunkt: vgl. Dohm III 106 ff.

IX. 5. Ausgang und Ergebniſſe.

(Seite 622—630.) **Friedrichs Geſchichtsſchreibung:** E. I—VI. HZ. LX 266. Fragmente von 1742 mitg. von Arnheim: FBPG. IX (mit Litteraturangaben). Miscellaneen zur Geſch. Fr. d. Gr. (1879) S. 21 ff. (Bibliographie), S. 205 ff. (Posner, Geneſis der Hiſt. de mon temps u. der brandenb. Denkwürdigkeiten.) Wiegand, Die Vorreden zur Hiſt. de mon temps (1874), mit treffenden allgemeinen Bemerkungen. Vilmar, Ueber die Quellen der Hiſt. de la guerre de sept ans (Straßburger Diſſ. 1888). Fr. Preuß, ZPr. G. XI 129 ff. (betr. Teilung Polens; vgl. G. Waitz in Göttinger Gel. Anzeigen 1850 S. 707). Prinz Heinrich: Revue des études historiques 1902 (janvier); vgl. HZ. CXXXIX 174. FBPG. I 231 ff. Vgl. weiter Garve, Fragmente II 114. E. XXIII 81. 94. 121. 197. 320 (über die poetiſche Produktion); ebend. I p. L.; XX 81; XXIII 334. Publ. LXXII 275. Varrentrapp, HZ. LXXXI 287. Rükelhaus zu Schillers Werken, herausg. von Bellermann XIV 9. 10. — Gedächtnis: Publ. XXII 368. E XXII 290. — Konvenienzpolitik: PC. XXVIII 144. Publ. LXXII 162. J. G. Droyſen, Abhandlungen zur neueren Geſch. 208. „Dienſame Miniſterialmittel" Beer, Teilung Polens II 276. — Spott über die Fürſten: E. XIII 41 ff.; XVIII 241. PC. XXVIII 285. Ranke, S. W. XXXI/XXXII 460. Zimmermann, Fragmente II 189. — Auswahl der preußiſchen Diplomaten: F. K. Wittichen a. a. O. S. 157 ff. — Politik „jeu d'hasard": E. XXI 230; XXIII 197; XXV 196; vgl. II p. XV; VI 152 und dagegen XXV 130.

(Seite 630. 631.) **Jahreseinteilung.** Rödenbeck, Tagebuch III. W. Naudé, Denkwürdigkeiten des Grafen Schulenburg FBPG. XV 413. v. d. Marwitz, Nachlaß (1852) I 17. Kaltenborn I 112; II 121 (Miniſterrevue; vgl. Preuß IV 476.)

(Seite 631. 632.) **Militäriſche Thätigkeit ſeit 1779:** v. Tayſen, Die milit. Thätigkeit Fr. d. Gr. während ſeines letzten Lebensjahres (1886). FBPG. VII 300, Essai sur la vie du marquis de Bouillé (1853). Graf Lippe, Militaria S. 52. Allg. Mil. Zeitung 1884 Nr. 4—7. Jahrbücher f. d. deutſche Armee LIV. — Zerſtreutes Gefecht: Tayſen 16 ff.,

104 ff. Jany, Gefechtsausbildung der pr. Inf. vor 1806 S. 10 ff. Berenhorst, Betrachtungen 517 (3. Aufl.). — Freibataillone 1778: Schöning UB. 164. 167. 177. 274. 275. Henckel II b 169. Die K.-O. an Tauentzien vom 7. Sept. 1784: Mil. Wochenbl. 1902, Nr. 7. Ueber das Revuebild von Cunningham vgl. Rödenbeck III 297. 337.

(Seite 632—639.) **Stimmung im Lande.** Bilder aus vergangener Zeit (Piter Poel) 1884, S. 349. Zimmermann, Fragmente II 191. Karl von Hessen, Denkwürdigkeiten 141. Preuß III 308 (vgl. Suphan a. a. O. 64). Nicolai, Anekdoten I p. X. Garve, Fragmente II 250. — „Niedriger hängen": Preuß III 275 (wonach der Zweifel bei Nicolai-Blanckenburg, Freymüthige Anmerkungen über Zimmermanns Fragmente II 220 ungerechtfertigt erscheint; vgl. Zimmermann, Fragmente II 201. de la Veaux, Vie de Frédéric II, IV 319). Raumer V 139. Marwitz, Nachlaß I 18. de La Veaux IV 122 ff. Rödenbeck III 331. — Friedrich im Gespräch: Conway bei Carlyle Buch XXI, cp. 5. Raumer V 297. 305. 540. J. v. d. Osten, Dorothea von Sachsen-Gotha 290. de La Veaux IV 66. P.C. XXVIII 117. Massenbach, Rückerinnerungen II 104. Rödenbeck III 265. W. v. Hassell, Die schles. Kriege und Hannover 463. Zimmermann, Fragmente II 147. 148 d'Ancona, Fr. d. Gr. und die Italiener 112. Vieux sorcier: E. XXV 334. Ligne, Mémoire sur Frédéric II, 52. — Verhältnis zum Beamtentum: E. XXIII 116. 151. Zimmermann, Fragmente II 135. Preuß IV 371. Garve, Fragmente I 168. UB. II 227. 229. Publ. XI 472. 522. 626. FBPG. XV 410. Graf Lippe, Westpreußen unter Fr. d. Gr. 98. Histor. Monatsblätter für die Prov. Posen II 185. Joachim, Domhardt 76. 77. 194. 195. 206. Grünhagen II 566 ff. Anderes auch hier aus den Akten. Goethe an Frau v. Stein 17., 19. Mai 1778; an Merck 5. Aug. 1778.

(Seite 639—645.) **Stillleben in Potsdam.** Journal des franz. Geschäftsträgers Gauffen (Abschrift aus Paris jetzt im Geh. St.A.) 23. März 1781. Thiebault I 354. E. XXV 186; XXVI 356; XXVII b 51. Hohenzollernjahrbuch 1897 S. 96 ff. — Umgebung: vgl. die Angaben oben S. 675. d'Argens: E. XXIII 187. 189. 192. 210. 211; XXIV 534. 536. — Wylich: PC. XXVII 40. — Pöllnitz: Thiebault II 142. E. XXIII 246. 250. — Buddenbrock: E. XXVI 53. v. Hahnke, Elisabeth Christine 42. Bischoff a. a. O. 183. — d'Alemberts Tod: E. XXV 349. 351; XXVI 510. — Condorcet: E. XXV 367 ff. — Catt: Publ. XXII Einleitung. Stelter an Hoym 2. Febr. 1781 (Geh. St.A.) — Die Notiz über Rudenschöld verdanke ich einer freundlichen Mitteilung von F. Arnheim aus R.s handschriftlicher, zum Teil 1769 gedruckter Selbstbiographie. — Hodiz: E. XX p. XXIII; XXIII 197. 288. Thiebault I 272. Büsching, Zuverl. Beiträge, Anhang S. 9. Karl von Hessen, Denkwürdigkeiten 122. Graf Lippe in Berliner Revue LIX. LX. — Luccheſini: Bischoff a. a. O. d'Ancona, Fr. d. Gr. und die Italiener, deutsch von Schnell, S. 104. — Schwerin: Thiebault I 323. Kaltenborn I 87. Anekdoten I 67; VII 95. Laveaux IV 374. — Bastiani: ZPr.G. XVII 467. Preuß IV 212. 395. Publ. X. XIII. XVIII. XXIV. Karl von Hessen 135. Zimmermann, Fragmente passim. — Krasicki: Luccheſini bei Bischoff 199 ff. E. XX. Publ. XVIII 469. — Dalwig: Bischoff 208. 209. Kaltenborn I 61. — Prittwitz: Finot et Galmiche, Une mission mil. en Prusse 126. Kaltenborn II 117. Berenhorst, Nachlaß II 199. Chasot: E. XXVI 501. — Ulrike: Thiebault II. E. XXIII 209. Hüffer, FBPG. VII 384. — Wilhelmine von Holland: PC. XXVI ff., ihre Memoiren wird G. B. Volz demnächst veröffentlichen. — Prinz Heinrich jun.: E. VI 16. 23; VII 37; XXVI 308. — Der Thronfolger: Raumer V 289. 291. 295. Thiebault II 106. Preuß IV 105. 182. E. VI 23. 158; XXVI 376. Vgl. auch Berner im Hohenzollernjahrbuch 1902. — Prinz Friedrich Wilhelm: E. XXVII b 140. G. W. v. Raumer, Kindheits- und Jugendgeschichte Friedrich Wilhelms III. (Berliner Kalender 1845, S. 25 ff.) Laveaux IV 345. — Verabschiedung der Gäste: Bischoff 204. Karl von Hessen 140. Carlyle Buch XVI cp. 8.

(Seite 645. 646.) **Nebenbeschäftigungen:** Kaltenborn I 120. 121. E. XXV 333. — Künste: E. XXIV 422. 492. Seidel, Das Bildhaueratelier Fr. d. Gr. (Jahrbuch der preuß. Kunstsammlungen 1893). Seidel, Französ. Kunstwerke des 18. Jahrh. (1900) S. 205 ff. du Bois-Reymond, Fr. II. in der bildenden Kunst S. 23 (1887). Bode im „Pan" 1896, Heft 1 u. 4. A. v. Werner in „Deutsche Revue" Jan. 1897. Publ. LXXII 214. — Lektüre: Dantal, Les délassemens littéraires de Fr. II (1791). E. XXIII 125. 336. Suphan a. a. O. S. 92.

(Seite 646—652.) **Ausblicke, Rückblicke, Stimmungen:** Vgl. die Denkſchriften HZ. LX 255 ff. Schöning IV UB. 250. Preuß IV 401. Biſchoff 215. v. Seidl, Fr. d. Gr. und ſeine Gegner 30. PC. VIII 46. Œ. XXI 58; XXIII 374. — Toleranz: Œ. XXV 168. — Freimaurer: Œ. XXV 227; XXVI 512. Biſchoff 201. 256. Zimmermann, Unterredungen 87. Rödenbeck, Tagebuch III 400. — Unſterblichkeit: Œ. IX 163; XII 99. 188; XXIII 173. 175. 232. 315; XXVI 149. 158. 198. — Todesbereitſchaft: Œ. XXIV 182. Zimmermann, Unterredungen 251. Formey, Souvenirs I 133. — Poetiſcher Rückblick: Œ. XIV 96; vgl. XIX 158. 295; XXIV 130; XXV 235; XXVI 482. — Lob der Thätigkeit: Œ. IX 223; XVII 243; XVIII 219; XXIII 169. 318 (vgl. Zimmermann, Fragmente II 1); XXIV 491. Publ. LXXII 275. PC. XXVII 179. — Menſchenverachtung: Œ. XII 172; XXIII 401. 414; XXV 225. 231. Schön, Papiere I 21. — Frohſinn: Dohm V 447. Garve I 332. Kaltenborn I 122. FBPG. XV 230. Œ. XXIII 221. 326 (vgl. Cicero ad Atticum V 20); XXV 81. 197.

(Seite 652—656.) **Letzte Krankheit und Tod.** Körperliche Zähigkeit: Œ. XXIV 144; XXV 44. Biſchoff 246. Preuß IV 396. Vgl. im allgemeinen jetzt Mamlock, Fr. d. Gr. Beziehungen zur Medicin (1902). Für das Weitere: Danus a. a. O. 137. Martens, Recueil VI 135. Œ. XXVI 518 ff. Publ. XI 607. 629. 646. 654. Preuß IV 240 ff. Dohm III 181. Selle, Krankheitsgeſch. Fr. II. (1786). Kletſchke, Letzte Stunden und Leichenbegängnis Fr. II. (1786). [v. Maſſenbach], Kurze Nachricht von dem Tode Fr. II. (1786). Hertzberg, Hist. Dissertations 280. Jahrbuch der preuß.-brandenb. Staatengeſch. VII 314 ff. (1796). Berliner Kalender 1845, S. 45 ff. Vgl. meinen Aufſatz in Deutſche Rundſchau 1886, Auguſt, wo außerdem die ungedruckten Briefe Hertzbergs benutzt ſind. Ueber Möllendorff: Mirabeau bei Welſchinger, La mission secrète de M. à Berlin p. 173.

(Seite 656—666.) **Nachklänge und Nachwirkungen.** „Anzeige der durch den Tod Fr. II. veranlaßten Schriften": Allg. deutſche Bibl. LXXX 253—83. Vgl. Berenhorſt, Nachlaß II 158. Goethes Verſe: Goethejahrbuch XIII, 227. Zu Mirabeau a. a. O. 172 (ſiehe auch Wild, M.s geh. Sendung nach Berlin, 1901, S. 112) vgl. Dohm IV 181. Piter Poel (Bilder aus vergangener Zeit 346). Marwitz, Nachlaß I 20. Zimmermann, Fragmente III 113. 240. Graf Lippe, Huſarenbuch 523. — Ueber Mirabeaus offnen Brief und die Monarchie Prussienne: Schmoller, Jahrbuch f. Geſetzgebung VIII 2 ff. Ueber Raynal: Preuß III 269. Vgl. auch Guibert, Éloge de Fr. II p. 120. Zimmermann, Fragmente III 251. — Rückkehr zu Fr. W. I.: Maſſenbach, Rückerinnerungen II 33. Wöllner in ZPr.G. II 559; zu ebend. 767 vgl. Gerlach, Denkwürdigkeiten II 737. — Katharina II.: FBPG. XV 230; vgl. Berenhorſt, Nachlaß II 192. 212. — Ueber Süvern: Varrentrapp HZ. LXXXI 274; über Fichte: Fouqué, Lebensgeſchichte (1840) 296; über Clauſewitz: Pertz, Gneiſenau III 624. Vgl. auch Wachter FBPG. IX 585. Hintze, HZ. LXXXI 425. Friedrich „mehr als ein großer Feldherr": Ranke, S. W. XXIV 24. Vgl. weiter Köppen, Fr. d. Gr. und ſeine Widerſacher (1840). Wiegand, Fr. d. Gr. im Urteil der Nachwelt (1888). Kaltenborn I 125. Tout dépend du moment où l'on vient au monde: Œ. XXIV 599; vgl. VIII 289. — La force des États consiste dans les grands hommes que la nature y fait naître à propos: Œ. VII 39.

Verbeſſerungen.

S. 25 Z. 17 v. o.: ſtatt Armin lies: Arnim.
S. 92 Z. 5 v. u.: ſtatt 16 000 bezw. 14 000 lies: 18 000 bezw. 16 000.
S. 202 Z. 8 v. o.: ſtatt der lies: des.
S. 225 Z. 14. 15 v. o.: ſtatt am Ufer im Fährhauſe lies: in einem Hauſe am Ufer.
S. 318 Z. 20 v. u.: ſtatt 7000 lies: 700.
S. 403 Z. 10 v. u.: ſtatt Königsfeld lies: Königshuld.
S. 478 Z. 5 v. u.: ſtatt gekauft lies: verkauft.

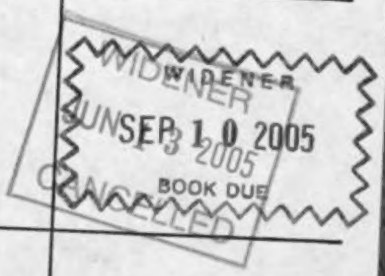
Digitized by Google

Digitized by Google

The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

Non-receipt of overdue notices does ***not*** *exempt the borrower from overdue fines.*

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 617-495-2413



Please handle with care.
Thank you for helping to preserve library collections at Harvard.

Digitized by Google

Digitized by Google